Conversationslexicon

<36608342760013

Enc.

Real-Encyclopädie
oder
Conversations-Lexicon.

Fünfte Original-Auflage.

Vierter Band.

G und H.

Anzeige.

Von der fünften Original-Auflage dieses Werks sind fünf verschiedene Ausgaben veranstaltet, und zwar in folgender Art und zu den dabei bemerkten Pränumerations-Preisen, zu welchen es bei dem Herausgeber selbst und in allen Buchhandlungen in Deutschland zu erhalten ist.

No. 1. F. Druckp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 12 Thl. 12 gr. (Fl. 22. 30 Xr.)

No. 2. F. Schreibp. in ord. 8. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 18 Thl. 18 gr. (Fl. 33. 45 Xr.)

No. 3. Weiß Med. Druckp. in Med. F. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 22 Thl. (Fl. 39. 36 Xr.)

No. 4. supra fein Berliner Med. Druckp. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 28 Thl. (Fl. 50. 24 Xr.)

No. 5. supra fein engl. Vel. Pap. Prän. Pr. für alle 10 Bde. 45 Thl. (Fl. 81.)

Man bemerke noch Folgendes: daß

1) einzelne Theile nur zur Ergänzung abgelassen werden, und außerdem das Werk nur im Ganzen verkauft wird;

2) die zweite und letzte Lieferung von abermal 5 Bänden zur Leipziger Jubilate-Messe 1819 erscheinen werde;

3) Privat-Personen, welche sich direkt an den Verleger nach Leipzig wenden und sechs Expl. zusammen nehmen, das siebente frei erhalten, oder daß sie $\frac{1}{7}$tel des Betrags in Abzug bringen können;

4) für die Besitzer der vier ersten Auflagen das Neue dieser fünften in einem besondern Supplementband gesammelt wird, dessen erste Abtheilung zur Jubilate-Messe, die zweite zur Michaelis-Messe 1819 erscheint. Beide Abtheilungen werden auf Druckpapier 2 Thlr. und auf Schreibp. 2 Thlr. 16 Gr. kosten.

Allgemeine deutsche
Real-Encyclopädie
für
die gebildeten Stände.

(Conversations-Lexicon.)

In zehn Bänden.

Vierter Band.

G und H.

Fünfte Original-Ausgabe.

Wie sie der Verfasser schrieb,
Nicht wie sie der Diebstahl druckte,
Dessen Müh' ist, daß er richte
Andrer Mühe stets zu Grunde.

Calderon.

Mit Königl. Würtembergischen Privilegien.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1819.

G.

G, der siebente Buchstabe des Abc, ein Gaumenbuchstabe, welcher etwas härter als j, und etwas gelinder als k ausgesprochen wird. — Mit diesem Buchstaben bezeichnet man in dem modernen Tonsystem die fünfte diatonische Klangstufe. Von diesem Tone hat der G-Schlüssel seinen Namen, wodurch die Linie des Liniensystems bestimmt wird, auf welcher man das eingestrichene g vorstellt. (S. Ton und Tonart). dd.

Gäa, die Erde als cosmologische Gottheit der Alten. Nach dem Chaos, sagt Hesiod,

> Ward die gebreitete Erd' ein dauernder Sitz der gesammten
> Ewigen, welche bewohnen die Höhn des beschneiten Olympos.

Was aus ihr, nach ihr und auf ihr sich bildete, ward von ihr erzeugt. Ohne befruchtende Liebe gebar sie den sternichten Himmel (Uranos), die hohen Gebirge und den Pontos (das Meer); Uranos erzeugte mit ihr den Oceanos, Köos, Kreios, Japetos, Hyperion, Theia, Rheia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Tethys, Kronos, (s. Titanen) die Cyclopen und Hekatoncheiren. Da Uranos jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerkerte, sann Gäa auf Rache, erfand die demantene Hippe, und beredete die Söhne, damit den Vater zu entmannen. Kronos verübte die That. Gäa empfing die der Wunde entrieselnden Blutstropfen und gebar, dadurch befruchtet, die Erinnyen, Giganten und melischen Nymphen. Mit ihrem Sohn Pontos zeugte sie nachher Nereus, Thaumas, Phorkys, Keto und Eurybia. Unzufrieden auch mit Kronos verhieß sie ihrer Tochter Rheia, den neugebornen Zeus aufzuziehen, und trug ihn nach Creta. Als er erwachsen war, half sie ihm auf den Thron, indem sie ihm rieth, die eingekerkerten Hekatoncheiren (Centimanen) und Cyclopen zu befreien.

Gabalis (Graf v.). Unter dem Titel Comte de Gabalis, ou Entretiens sur les sciences secrètes erschien in dem letzten Viertel des 17ten Jahrhunderts ein Roman, dessen Verfasser der Abbé de Villars war, ein Zweig der adeligen Familie v. Montfaucon in Languedoc und Verwandter des berühmten Archäologen Montfaucon. Er wurde 1640 geboren, und 1675, im 35sten Jahre seines Lebens von einem seiner Verwandten auf dem Wege von Paris nach Lyon durch einen Pistolenschuß getödtet. Bei allen Anlagen der Natur und allen Ansprüchen des Talents gelang es ihm doch nicht, als Geistlicher sein Glück zu machen, und daran hatte eben jener Roman Schuld. Villars hatte die Cabbala lächerlich gemacht; die Freunde derselben beschuldigten ihn, heilige Wahrheiten angegriffen zu haben, und so wurde ihm die Kanzel verboten. Dem Roman liegt der Chiave del Gabinetto von Borry zum Grunde. Die Fabel desselben ist ganz einfach. Ein berühmter Adept, der Graf von Gabalis, meint, in dem Verfasser natürliche

Fähigkeiten für die Geheimnisse der Cabbala gefunden zu haben, und entwickelt ihm daher diese erhabne geheime Wissenschaft in fünf Unterhaltungen. Wahrscheinlich würden auch diese längst vergessen, oder doch nur denen bekannt seyn, welche sich mit der Geschichte der mystischen Philosophie der Cabbalisten, Gnostiker und Neuplatoniker, jenem Zusammenfluß orientalischer Poesie, griechischer Philosophie und christlicher Religion beschäftigen, wenn nicht neuere Dichter die hier vorgetragene Dämonenlehre so zweckmäßig für ihre Fictionen gefunden hätten, daß sie derselben poetische Beglaubigung durch eingeführten Gebrauch gaben. „Dieser unermeßliche Raum zwischen der Erde und den Himmeln," sagt der Graf, „hat viel edlere Bewohner als Vögel und Insecten; dieses so weit ausgedehnte Meer noch ganz andere Gäste als Wallfische und Seehunde; die Tiefe der Erde ist nicht allein für die Maulwürfe da, und das Element des Feuers, weit edler als die drei andern, ist nicht gemacht um unnütz und leer zu bleiben." Man erwartet nach diesem Eingang, daß der Graf die Elemente mit Geistern bevölkern werde, und findet sich nicht getäuscht, denn es wird das System von den vier Elementargeistern vorgetragen, welche sind die Sylphen, Luftgeister, die Ondinen, Wassergeister, die Gnomen, Erdgeister, und die Salamander, Feuergeister. Die nähere Charakteristik jeder Classe behalten wir eigenen Artikeln vor. Wie willkommen ein solches System der Geisterlehre den Dichtern seyn mußte, die durch die christliche Religion eine sehr wirksame Maschinerie verloren, und in den Feen und Zauberern noch keinen hinlänglichen Ersatz gefunden hatten, mag man aus dem Ausruf des begeisterten Grafen selbst ermessen. „Du lernst jetzt," ruft er aus, „die ganze Natur dir unterthänig machen; Gott allein wird dein Herr, die Weisen werden dir nur gleich seyn. Wesen vom höchsten Verstand wird es Ruhm seyn, deinem Verlangen zu gehorchen; die Dämonen werden es nicht wagen, mit Dir an einem Ort zu seyn, bei deiner Stimme werden sie zurück in den Abgrund schaudern, und alle unsichtbaren Bewohner der vier Elemente sich glücklich preisen, die Diener deines Vergnügens zu seyn. Ich preise dich, o großer Gott, daß du den Menschen mit so viel Ruhm gekrönt, und zum unumschränkten Monarchen aller Werke deiner Hand gemacht hast!" Es versteht sich, daß dies nur unter Bedingungen möglich ist, aber eben dieser Umstand gibt dem Dichter wieder größeren Spielraum, so wie von der andern Seite die Vermischung dieser Geisterlehre mit den Feen und Zauberern ihr einen Reiz mehr gab. Wie viel aber die romantische Poesie dadurch gewonnen habe, bedarf nicht erst eines Beweises. dd.

Gabriel (Held Gottes), nach der jüdischen Mythologie einer der sieben Erzengel, der dem Propheten Daniel seine Vision auslegte und in der Erzählung vom Tobias vorkommt. Nach der christlichen Mythologie verkündigte er dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilands. Der Talmud und die Rabbinen bestimmen seine Function genauer. Er ist nach den Rabbinen der Todesengel für die Israeliten, und alle israelitischen Seelen werden von den Unterseeleneinnehmern (dies sind Engel, welche bloß zum Abholen einer bestimmten Seele geschaffen worden und nach deren Ablieferung von der Welt vergehen) an ihn abgeliefert. Nach dem Talmud ist Gabriel ein Fürst des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brennte

auf Jehova's Geheiß den Tempel mit an, ehe Nebucadnezars Krieger ihn anzündeten und der Tempel stimmte über sich selbst ein Klaglied an. Einst wird er Jagd auf den Fisch Leviathan machen und ihn mit Gottes Hülfe überwältigen. Nach der mohammedanischen Mythologie ist er einer der vier von Gott besonders begnadigten Engel, mit Aufzeichnung der göttlichen Rathschlüsse beschäftigt, und Engel der Offenbarung, als welcher er dem Mohammed den ganzen Koran eingab. Einst verzückte er den Mohammed in den Äther und führte ihn so schnell durch alle sieben Himmel, daß der Prophet den bei der Hinfahrt umgestoßenen Nachttopf bei der Wiederkehr noch vom völligen Umsturz abhalten konnte. A.

Gabrieli (Catharina), eine der berühmtesten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts, geboren zu Rom 1730. Nachdem ihr großes angebornes Talent zufällig entdeckt worden war, genoß sie den Unterricht Garcia's (lo Spagnoletto) und Porpora's. Im J. 1747 sang sie auf dem Theater von Lucca und war der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie in der Folge nach Wien. Der Unterricht, den sie von Metastasio empfing, vollendete ihre Bildung für die Action und das Recitativ, und die Opern dieses Dichters gewannen durch sie mehr als durch irgend einen andern Virtuosen. Das große Vermögen, welches sie bei ihrer Ankunft auf Sicilien 1765 besaß, bezeugt die Gunst, deren sie in Wien genossen. Ihr Talent war mit vielem Eigensinn gepaart. Man erzählt unter andern folgende Anekdote. Der Vicekönig von Sicilien hatte die Künstlerin nebst dem vornehmsten Adel von Palermo einst zur Tafel eingeladen. Als sie sich zur festgesetzten Stunde nicht einfand, schickte er zu ihr, um ihr anzuzeigen, daß die Gesellschaft sie erwarte. Man fand sie lesend im Bette. Sie ließ sich mit gänzlicher Vergessenheit der Einladung entschuldigen. Der Vicekönig war geneigt, ihr diese Unhöflichkeit zu vergeben, aber als die Gesellschaft sich in die Oper begab, spielte sie ihre Rolle mit äußerster Nachlässigkeit und sang alle ihre Arien sotto voce. Darüber entrüstet, bedrohte sie der Vicekönig mit einer Strafe. Aber sie wurde nur noch hartnäckiger und erklärte, daß man sie durch Zwang wohl zum Schreien, nicht aber zum Singen nöthigen könne. Der Vicekönig schickte sie ins Gefängniß, wo sie zwölf Tage blieb. Während dieser Zeit gab sie köstliche Gastmähler, bezahlte die Schulden aller armen Gefangenen, und theilte mitleidig beträchtliche Summen Geldes aus. Man war gezwungen nachzugeben, und sie wurde mitten unter dem Zujauchzen der Armen wieder in Freiheit gesetzt. Sie hat sich nie entschließen können, nach England zu gehen. „Auf dem londoner Theater, sagte sie, würde ich nicht Herrin meines Willens seyn, wenn ich mir in den Kopf setzte, nicht zu singen, würde das Volk mich beleidigen, und vielleicht gar mißhandeln; ich will lieber hier in gutem Wohlseyn schlafen, wäre es auch im Gefängniß." Im J. 1765 berief die Kaiserin Catharina sie nach Petersburg und engagirte sie auf zwei Monate. Als von ihrer Gage die Rede war, foderte sie fünftausend Ducaten. „Fünftausend Ducaten!" antwortete die Kaiserin, „so viel erhält keiner meiner Feldmarschälle." „So dürfen," antwortete die Sängerin, „Eure Majestät ja nur einen ihrer Feldmarschälle singen lassen." Die Kaiserin zahlte die verlangte Summe. Gegen das J. 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie ihr äußerstes that, um Marchesi zu übertreffen und durchfallen zu lassen. Die Sänger

überhaupt scheuten sich, mit ihr zu spielen. Pacchiarotti hielt sich für verloren, als er das erste Mal mit ihr auf der Bühne erschien. Sie sang eine ihrer Stimme vollkommen angemessene Bravourarie, und entwickelte dabei ihr ganzes Talent in solchem Umfang, daß der arme Pacchiarotti mit lauten Seufzern hinter die Coulissen floh, und nur mit Mühe bewogen werden konnte, wieder aufzutreten. Er spielte die Rolle des Liebhabers und sang mit so tiefem Ausdruck eine zärtliche Arie, die er an die Gabrieli richtete, daß sie sowohl als die Zuhörer davon innig bewegt wurden. Am vollkommensten hat diese Sängerin unstreitig die siegende Gewalt ihrer Stimme zu Lucca im J. 1745 entwickelt, als Guadagni ihr Held auf dem Theater und im Concert war. Sie starb 1796, nachdem sie sich seit 1780 vom Theater zurückgezogen hatte. M.

Gaeta, eine in den Kriegsgeschichten auch unserer Tage berühmt gewordene neapolitanische Festung, welche 25 Stunden von Rom und 15 von Neapel entfernt auf einer schroffen Landzunge liegt, und nach Virgil (Aen. 7, 1.) ihren Namen von Cajeta, des Äneas Amme, hat. Noch vor Rom wurde sie gegründet, hatte nach dem Untergange des römischen Reichs eine Zeit lang eine republikanische Verfassung, und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Papst als Lehnsherrn anerkannten. Sie ist eine der stärksten Festungen Europa's, wozu ihre isolirte Lage, welche nur von der Seite der schmalen Landzunge den Angriff erlaubt, viel beiträgt. Ihre Umgebungen sind höchst reizend, und die vielen zierlichen Landhäuser der Vorstadt — schon die Römer hatten deren an dieser fruchtbaren Küste eine große Menge — machen das Ganze äußerst romantisch. Gaeta ist schon im Mittelalter und namentlich im J. 1435 von König Alphons von Aragonien belagert worden; aber auch in der neuern Zeit hat es in einem Jahrhundert drei denkwürdige Belagerungen, durch welche es jedesmal erobert worden, erfahren. Die erste 1702 von den Österreichern, die es nach drei Monaten unter Generl Daun mit Sturm nahmen; die zweite 1734 von den vereinigten Waffen Frankreichs, Spaniens und Sardiniens, die vom Anfang Aprils bis zum 6ten August zubrachten, bis sich die Besatzung auf ehrenvolle Bedingungen ergab. Seitdem noch mehr befestigt, wurde es zuletzt im J. 1806 von den Franzosen belagert. Bei den schnellen Fortschritten der französischen Heere in Neapel im Februar jenes Jahres wurde ihnen unter mehreren Festungen auch Gaeta von der neapolitanischen Regierung zugesichert, aber der Commandant derselben, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, verweigerte die Übergabe und nöthigte durch seine tapfere Gegenwehr den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Mit unerschütterlichem Muth hielt er sich bis zum Juli, und nur eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe, die ihn nöthigte, sich nach Sicilien überschiffen zu lassen, konnte es endlich dahin bringen, daß die Festung am 18ten Juli capitulirte.

Gährung nennen wir die von selbst erfolgende Mischungsveränderung, welcher alle organischen Körper, bei welchen die Lebensverrichtungen aufgehört haben, unterworfen sind. Es sind zur Gährung drei Bedingungen nothwendig: ein gewisser Grad der Wärme, ein bestimmtes Maß von Feuchtigkeit, und der freie Zutritt der atmosphärischen Luft. Die Körper verändern durch die Gährung ihre ganze Natur und Beschaffenheit und gehen in andre Substanzen über, welche nach dem Grade und der Dauer der Gährung verschie-

den sind. Man unterscheidet nämlich drei Grade oder Arten der Gährung: die Weingährung, die sauere Gährung und die faule Gährung, welche letztere auch Fäulniß heißt. Wenn schleimichte Flüssigkeiten aus dem Pflanzenreiche, zu deren Bestandtheilen auch der Zuckerstoff gehört, z. B. der Most von Weintrauben und andern Beeren, deßgleichen Obstsäfte u. s. w. einer Temperatur von ungefähr 70 Gr. Fahrenheit ausgesetzt werden; so nimmt man bald eine Veränderung der Mischung ihrer Bestandtheile wahr. Der Most leidet eine innere Bewegung, wird trübe, in einen größern Umfang ausgedehnt, braus't und entwickelt ein kohlensaures Gas, welches durch Verbindung eines Theils des Sauerstoffs mit einem Theile Kohlenstoff entsteht und die Ursache des Brausens ist. Auf der Oberfläche der Flüssigkeit sondert sich eine schleimartige Materie ab, welche man Gäsch oder Gäscht nennt. Im Fortgange der Gährung bleibt ein anderer Theil des Sauerstoffs mit dem Wasserstoffe und einem Theile des Kohlenstoffs verbunden und dies gibt ein Alkohol (möglichst gereinigten Weingeist). Das Alkohol und das kohlengesäuerte Gas sind also die Producte des ersten Grades der Gährung, der Weingährung. Die Flüssigkeit, die vorher Most hieß und Zuckerstoff enthielt, hat nun keinen Zucker mehr, weil sich dieser in seine Bestandtheile, Wasserstoff und Kohlenstoff, aufgelös't hat, welche beide ganz andere Verbindungen eingegangen sind. Der durch diesen ersten Grad der Gährung entstandene Wein verändert aber sein Mischungsverhältniß aufs neue, sobald Wärme und Luft fortdauernd auf ihn wirken. Es erfolgt der zweite Grad der Gährung, die saure Gährung, wodurch der Wein in Essig verwandelt wird. Während der sauern Gährung verbindet sich der Sauerstoff der atmosphärischen Luft mit dem Weine, wodurch der Essig entsteht. Die Bestandtheile desselben sind der aus der Luft eingesogne Sauerstoff, der in Verbindung getreten ist mit dem Wasser- und Kohlenstoffe. Man bemerkt bei dem Übergange des Weins in Essig auch sichtbare Veränderungen. Die Flüssigkeit trübt sich, es setzt sich eine fadenähnliche Materie auf der Oberfläche an, und zugleich sondert sich eine fadenartige Masse ab. Der geistige Geruch und Geschmack, so wie die berauschende Kraft, welche beim Weine vom Alkohol herrührten, sind nicht mehr vorhanden; das Alkohol ist zersetzt und die Flüssigkeit schmeckt nun sauer. Um indeß den Wein in Gährung zu bringen, ist erfoderlich, daß er noch nicht ganz von seinen schleimichten Bestandtheilen befreiet, der freien Luft und einer Wärme von 75 bis 85 Grad Fahrenheit ausgesetzt sey. Die dritte Art der Gährung, die Fäulniß (s. d. Art.), erfolgt, wenn man den Essig ferner der Luft und Wärme aussetzt. Es geht dabei der Wasserstoff in Gasgestalt, und der Sauerstoff, in Verbindung mit dem Kohlenstoffe und Wärmestoffe, als kohlensaures Gas fort. Der Geruch ist nunmehr fade, ekelhaft und faulicht; der Geschmack nicht mehr sauer, sondern faul. Die faule Gährung bietet nach Beschaffenheit der Umstände sehr verschiedene Phänomene dar. Ihr sind alle Körper der beiden organisirten Naturreiche unterworfen. Doch ist wohl zu merken, daß keineswegs alle Körper nach und nach die Weingährung, die Essiggährung und die Fäulniß in einer nothwendigen Stufenfolge durchlaufen. Thierische Körper gehen ohne diese unmittelbar in Fäulniß über, weil sie keinen Zuckerstoff enthalten. Andere Substanzen gerathen in die Essiggährung und aus dieser in Fäulniß, ohne daß die Weingährung

vorausgegangen. Fourcroy nimmt noch eine Zucker- und eine Teiggährung an, und begreift unter der ersten die Bildung des Zuckerstoffs in verschiedenen Pflanzenkörpern, besonders in Früchten, die grün abgenommen, nachher erst reifen und zuckersüß werden, unter der letztern aber die Gährung des Mehlteiges, die nach ihm der Anfang einer von selbst erfolgenden Zersetzung ist, die mit Fäulniß endigen würde, wenn man sie nicht durch das Backen verhinderte. Die Gährung ist überhaupt als diejenige Operation der Natur zu betrachten, durch welche sie die organischen Körper wieder in ihre Grundbestandtheile auflös't, um diese alsdann wieder zur Bildung neuer organischen Wesen anwenden zu können.

Gagern (Hans Christoph Ernst, Freih. v.), geb. 1766, ein als politischer Schriftsteller und Redner ausgezeichneter Staatsmann, königl. niederländ. wirklicher geheimer Rath, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des Königs der Niederlande und Großherzogs von Luxemburg bei dem deutschen Bundestage, seit der Eröffnung desselben am 5ten Nov. 1816, und bei der freien Stadt Frankfurt. Im J. 1791 zum Gesandten des Fürsten von Nassau-Usingen beim Reichstage zu Regensburg ernannt, betrieb er nach dem lüneviller Frieden das Entschädigungsgeschäft der deutschen Fürsten, die auf dem linken Rheinufer Länder verloren hatten. In der Folge lebte er abwechselnd zu München und Wien. Um diese Zeit schrieb er das durch historische Kenntnisse, Geist und Darstellung gleich ausgezeichnete Werk, das ohne seinen Namen erschien: Die Resultate der Sittengeschichte. I. Die Fürsten. (Frankf. a. M. 1808.). Er stand in Wien mit Hormayr und Erzherzog Johann in genauer Verbindung, hatte Theil an einem Entwurfe zu einer neuen Insurrection in Tyrol im J. 1812—13, der an der Aufhebung eines englischen Couriers in Brünn scheiterte; wurde nun aus Österreich entfernt und ging in das russisch-preuß. Hauptquartier und dann nach England. Allenthalben wirkte er für die Befreiung Europa's und die Ehre Deutschlands. Im J. 1815 nahm er als Gesandter des Königs der Niederlande Theil an den Geschäften des Congresses zu Wien, und unterzeichnete den 27. April die Zutrittsacte der freien Städte und des Königs der Niederlande zum wiener Bunde der europäischen Hauptmächte (v. 25. März 1815) gegen Napoleon Bonaparte, auch stimmte er in dem Ausschusse für die Erlassung einer neuen Erklärung des Congresses gegen den Usurpator, welche den 12ten Mai d. J. erfolgte, und von ihm mit unterzeichnet wurde. Den 31sten Mai unterzeichnete er den Vertrag des Königs der Niederlande mit Preußen, England, Österreich und Rußland, durch welchen die vereinigten Niederlande und die belgischen Provinzen als ein Königreich anerkannt, Luxemburg als Großherzogthum und deutscher Bundesstaat, nebst der Bundesfestung Luxemburg, dem König der Niederlande statt seiner Fürstenthümer Neu-Dillenburg, Siegen und Hadamar, erb- und eigenthümlich überlassen, und die Gränzen des Königreichs und Großherzogthums bestimmt, Dillenburg, Dietz, Siegen und Hadamar aber an Preußen abgetreten wurden. Den 8ten Juni unterzeichnete er als Bevollmächtigter des Königs der Niederlande für seine deutschen Staaten die deutsche Bundesacte. — In seinen Staatsschriften und Reden am Bundestage (vorzüglich in der bei Eröffnung des Bundestages) hat Deutschland den hellen Blick und die kräftige Sprache dieses für die politische Würde, die Nationalehre und den innern Rechts-

zustand des deutschen Bundes eifrig bemühten Staatsmanns mit Achtung anerkannt. In seinem Briefwechsel mit dem Fürsten von Metternich vor Eröffnung des Bundestages drang er stets auf die Ausführung solcher Maßregeln, welche die politische Einheit der deutschen Nation feststellen könnten. Er zeigte unter andern die Wichtigkeit, den Namen Reich, und das Symbol der Einheit des deutschen Bundes in der Kaiserkrone beizubehalten. Auch war er es, der ein nachdrucksvolles Wort sprach für die Erörterung der landständischen Verfassung in den deutschen Bundesstaaten, und darauf antrug, daß der Bundestag dem Großherzog von Sachsen-Weimar seinen Dank bezeugte, für das am 2ten Dec. 1816 dem Bundestage zur Gewährleistung vorgelegte sachsen-weimarische Verfassungsgesetz. Im J. 1818 arbeitete er mit in dem Ausschusse, der Maßregeln wegen der Seeräubereien der Barbaresken in Hinsicht auf Deutschland vorschlagen sollte. Noch wurden von ihm die Pièces relatives au dernier traité des puissances alliées avec la France, Francf. 1816, herausgegeben. Über seine dem Bundestage mitgetheilte Denkschrift über die Auswanderung der Deutschen (Frkf. a. M. 1817. 4.) s. d. Art. Auswanderung. K.

Gail (Jean Baptiste), einer der ersten jetzt lebenden französischen Hellenisten, geboren zu Paris den 4ten Jul. 1755, erhielt 1792, an Vauvilliers's Stelle, die Professur der griechischen Sprache am College royal. Damals erschien die erste Ausgabe seiner Idyllen des Theokrits. Im J. 1809 ward er in die dritte Classe des National-Instituts aufgenommen, und blieb daher Mitglied der 1816 neu organisirten Akademie der Inschriften. Ludwig XVIII. ertheilte ihm 1814 das Kreuz der Ehrenlegion, und ernannte ihn im November dieses Jahres nach Dutheil's Tode zum Aufseher über die griechischen und lateinischen Handschriften der königl. Bibliothek. Mehrere Jahre hindurch las er öffentlich über griechische Sprache und Literatur. Als Schriftsteller war er unausgesetzt thätig, doch mußte er wegen kühner und unhaltbarer Behauptungen (vorzüglich in seinen Recherches historiques et militaires sur la géographie comparée par époques, worin er zwei Städte des Alterthums, Delphi und Olympia, aus den Karten ausstreichen und ganz neue Ansichten von den Schlachten bei Mantinea, Platää und Marathon aufstellen wollte) von seinen Collegen lauten Widerspruch erfahren. Eine tiefe Kränkung erlitt Gail im Jahre 1810, wo die zur Bestimmung der Decennal-Preise von Napoleon niedergesetzte Jury ihm nicht den ersten Platz unter den ausgezeichneten Hellenisten zuerkannte, sondern denselben dem Herrn Coray, einem Griechen in Paris, zusprach. Es sind drei Sammlungen von Gails Schriften über die griechische Literatur erschienen: eine in 18. von 13 Bändchen, eine in 4 von 28 Bänden und eine in 8. von 33 Bänden, meistens Ausgaben griechischer Schriftsteller, vorzüglich: Thucidide, 12 vol. griechisch, lateinisch und französisch mit 2 Bd. kritischen Noten und den Lesarten aus 13 Handschriften; Oeuvres de Xénophon, griechisch, französich und die verbesserte lateinische Übersetzung des Leunclavius; mit 3 Bd. Lesarten, Zeittafeln, Karten und Kupfern. 10 Bde. 4. 1795 ffg. (mit Garamont's neuen griechischen Typen). Anacréon, griechisch, lateinisch, französisch, mit Anmerkungen und Musik. Ferner französische Übersetzungen von Lucian's Gesprächen, von Theokrit's, Bion's und Moschus's Idyllen u. s. w. K.

Gaillarde oder ital. Gagliarda, ein veralteter italienischer Tanz von fröhlichem Charakter und lebhafter Bewegung, dessen Melodie in ¾ Tact gesetzt ist. Man nannte ihn auch Romaneske, weil er ursprünglich aus Rom stammen sollte.

Galaktit, Milchstein, ein grauer Stein von schönem Ansehn, der gepulvert einen Milchsaft gibt.

Galatēa, eine Tochter des Nereus und der Doris. Der Cyklope Polyphem verfolgte die reizende Nymphe mit seiner Liebe, ohne für seine Seufzer und Wehklagen mehr als Spott zu gewinnen. Glücklicher war der schöne Schäfer Acis in Sicilien, welcher sich ihrer Gegenliebe bis in den Tod erfreute, den er für sie litt. Denn als sie einst vom Polyphem in zärtlicher Umarmung überrascht wurden, schleuderte derselbe in eifersüchtiger Wuth ein Felsstück auf beide, welches den Acis zerschmetterte, während Galatea ins Meer flüchtete. In einen Bach verwandelt, eilte nun Acis dem sichern Aufenthalt seiner Geliebten zu, wo sie fortan ungestört ihrer Liebe pflegen konnten. M.

Galatien, ein Theil Großphrygiens, bewohnt von den Galatern, einem Gemisch von Griechen und Galliern (Celten); daher auch der Name Gallogräci, woraus später Galatä wurde.

Galba (Sergius oder Servius Sulpicius), der Nachfolger des Nero in der Kaiserwürde, stammte aus dem alten und berühmten Sulpicischen Geschlechte und wurde am 25. Dec. 750 (nach Erbauung Roms) geboren. Man ließ ihn vor dem gesetzlichen Alter zu Staatsämtern gelangen. Nach der Prätur ward er Statthalter von Aquitanien und ein Jahr darauf Consul. Caligula ernannte ihn zum Feldherrn in Deutschland an des Getulicus Statt. In diesem Posten erwarb er sich nicht nur durch die schnelle Zurücktreibung der Deutschen, die in Gallien eingefallen waren, sondern auch durch die Herstellung der alten Kriegszucht bei der Armee großen Ruhm und die Hochachtung des Kaisers. Nach dessen Tode ließ er seine Völker dem Claudius schwören, der ihn dafür in die Zahl seiner vertrautesten Freunde aufnahm, und ihn als Proconsul nach Afrika schickte, wo Unruhen ausgebrochen waren. Galba führte in zwei Jahren die Ordnung zurück, empfing nach seiner Rückkehr die Triumphinsignien und wurde unter die Priester des August aufgenommen. Seitdem lebte er bis in die Mitte der tyrannischen Regierung des Nero in stiller Eingezogenheit, um keinen Verdacht zu erregen. Aber Nero ernannte ihn aus eigener Bewegung zum Statthalter von Hispania Tarraconnensis, ward jedoch bald so gegen ihn erbittert, daß er Befehl gab, ihn heimlich hinzurichten. Ehe noch der Befehl vollzogen werden konnte, empörte sich Galba, fand aber größere Schwierigkeiten, als er erwartet hatte, und fing schon an sein Unternehmen zu bereuen, als auf einmal die Nachricht von Nero's Tode kam, und daß er selbst von den prätorianischen Cohorten in Rom zum Kaiser sey ausgerufen worden. Bald erschienen Gesandte vom Senat, ihm seine Erhebung bekannt zu machen. Er begab sich nach Rom, und ließ verschiedene Aufrührer mit Strenge hinrichten. Hierdurch aber, so wie durch die Nachsicht gegen seine Freunde, die er unumschränkt walten ließ, und durch übertriebenen Geiz erregte er bald allgemeine Unzufriedenheit. Kaum hatte er sein zweites Consulat angetreten, als sich die Legionen in Oberdeutschland gegen ihn empörten. Dies bewog ihn, sich unter dem Namen eines adoptirten Sohnes einen Mitregenten zu wählen. Statt des Otho,

den die Soldaten liebten, ernannte er dazu den Piso Licinianus, der wegen seiner strengen Tugend verhaßt war. Otho, durch diese Zurücksetzung beleidigt, faßte den Entschluß, sich der Herrschaft mit Gewalt zu bemächtigen. Die prätorianischen Cohorten erklärten sich zuerst für ihn, und Galba, umsonst bemüht, die Ordnung wiederherzustellen, wurde, als er sich geharnischt nach dem Prätorium tragen ließ, überfallen und niedergehauen. Er war 72 Jahr alt und hatte nur wenige Monate regiert. Unstreitig würde er ein vortrefflicher Fürst gewesen seyn, wenn er bessere Rathgeber gehabt oder wenigstens den bösen nicht so viel Gewalt über sich verstattet hätte. M.

Galeere, eine Art langer, schmaler Schiffe mit niedrigem Bord, auf welchen man sowohl Segel als Ruder gebraucht. Die gewöhnliche Länge ist 22 Klaftern. Nebst zwei Canonen von mittelmäßiger Größe und zwei kleinern führt sie auf dem Vordertheil noch ein ziemlich großes Stück, welches Corsiero, Coursier, heißt und eine 24pfündige Kugel schießt. Auf jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke, und an jeder Ruderbank fünf bis sechs Ruderknechte. Außer dem mittelländischen Meere, wo die Galeeren am meisten gebraucht werden, haben Frankreich dergleichen auch auf dem Ocean und Rußland und Schweden auf der Ostsee. Die Türken und Barbaresken gebrauchen zur Arbeit auf den Galeeren, welche besonders in Rudern besteht, hauptsächlich Christensklaven; in den europäischen Staaten hingegen müssen eigens dazu verurtheilte Verbrecher diese schwere Arbeit verrichten.

Gälen, berühmter unter dem Namen der Kelten oder Celten, waren ein in der alten Welt weitverbreitetes Volk von ungewisser Abkunft. Ihren Namen leitet man ab von Wallen, wie Wallia, Wandalen, Wallonen, wegen der alten Wanderungen derselben in Asien und Italien. (Liv. 1, 33, 38, 16. Flor. 2, 11.) Gallien ward ihnen eigen, und von da aus drangen Schwärme von ihnen nach Britannien und den dazu gehörigen Inseln. Die alten Caledonier, Picten und Scoten sind mit ihnen einerlei Stammes, und die Provinz Wales zeugt noch mit dem Namen dafür. Außerdem war Oberitalien, der untere Theil von Deutschland längs der Donau bis Pannonien und Illyricum, so wie Helvetien, mit Colonien von ihnen besetzt. Zu der Zeit, wo die Geschichte zuerst ausführlicher von ihnen spricht, erscheinen sie schon nicht ganz ohne Cultur. Wir finden bei ihnen die merkwürdige Druiden-Religion, Gesänge der Barden, und eine Art Staats- und Kriegs-Einrichtung, die zuletzt den Römern unterlag, weil die Uneinigkeit ihrer Fürsten sie selbst ins Verderben stürzte. Öfters waren sie der Römer furchtbarste Feinde; ein Zug von ihnen drang bis Griechenland, Thracien, Kleinasien vor, und wurde unter dem Namen der Galater (Paus. Att. 3) mehr als einmal furchtbar. — In Frankreich dürfte indeß von den alten Galen wenig mehr übrig seyn. Früher auf der einen Seite von den Belgen und Kymren, auf der andern von den Römern verdrängt, wurden sie am Ende von teutonischen Nationen überwunden, so daß Galen und galische Sprache nur noch an den äußersten Enden ihrer Besitzthümer, in Irland, den Hebriden und dem schottischen Hochland gefunden wurden. (S. übrigens Gallier.) dd.

Gälen (Christoph Bernhard von), Bischof von Münster, war einer der berühmtesten Kirchenprälaten des siebzehnten Jahrhunderts, wenn auch nicht eben durch Thaten, die eines Bischofs würdig sind,

doch durch solche, die einem Fürsten in der Geschichte einen großen Namen verschaffen. Er war aus einem alten Geschlechte Westphalens, trug anfangs die Waffen, legte sie aber, ohne seine Neigung dafür aufzugeben, nieder, um ein Canonicat von Münster anzutreten. Zum Bischof dieser Stadt erwählt, die sich seiner Autorität widersetzte, belagerte und eroberte er sie im J. 1661, und ließ eine Citadelle erbauen. Im J. 1664 wurde er zu einem der Directoren der Reichsarmee gegen die Türken in Ungarn ernannt, fand aber nicht Gelegenheit, seinen Muth zu beweisen, da gleich nach seiner Ankunft der Friede geschlossen wurde. Im folgenden Jahre legte er den Harnisch für England gegen die Holländer an und trug mehrere Vortheile über sie davon. Der Friede wurde 1666 auf Ludwigs XIV. Vermittlung geschlossen, aber 1672 brach der Krieg um eine Herrschaft, welche Holland ihm vorenthielt, von neuem aus. Im Bunde mit Frankreich entriß er den vereinigten Staaten mehrere Städte und feste Plätze. Nachdem ihn der Kaiser genöthigt hatte, Frieden zu schließen, verband er sich mit Dänemark gegen Schweden, und machte neue Eroberungen. Im J. 1674 verband er sich mit Spanien und lieferte den Holländern, seinen alten Feinden, Truppen. Er war ein Mann von seltenem Unternehmungsgeist, einer der größten Generale seiner Zeit, und würde, wenn er so viel Macht als Muth besessen hätte, ein zweiter Alexander geworden seyn. Er starb den 19ten Sept. 1678 in seinem 74sten Jahre.

Galēnus (Claudius), ein berühmter griechischer Arzt, wurde im J. Chr. 113 zu Pergamus in Kleinasien geboren. Sein Vater, Nikon mit Namen, ein geschickter Baumeister und Mathematiker, ließ ihm eine sorgfältig Erziehung geben, und widmete ihn, durch einen Traum dazu bewogen, der Arzneikunst. Nachdem Galenus den Unterricht mehrerer berühmten Ärzte genossen, unternahm er seine gelehrten Reisen, besuchte Lycien, Palästina und Alexandria, welches auch damals noch der Mittelpunkt der gelehrten Welt war. Er befleißigte sich besonders der Anatomie, und kehrte, 24 Jahre alt, in sein Vaterland Pergamus zurück, wo er eine öffentliche Anstellung erhielt. Ein Aufruhr aber bewog ihn in seinem 32sten Jahre nach Rom zu gehen, wo er durch glückliche Curen, besonders durch seine große Geschicklichkeit in der Prognostik großen Ruhm gewann, und den Neid der andern Ärzte in solchem Grade auf sich zog, daß er seine öffentlichen anatomischen Vorlesungen, ihrer unablässigen Anfeindungen wegen, aufgeben, und endlich sogar nach Griechenland gehen mußte, gerade als in Rom eine ansteckende Krankheit ausgebrochen war. Er durchreis'te wieder verschiedene Länder, um merkwürdige Naturproducte und Arzneimittel an Ort und Stelle zu untersuchen, und wurde nach einem Jahre von den Kaisern Mark Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. Hier bereitete er nach seiner Ankunft den Theriak. Galen hat als Arzt und Philosoph große Verdienste, besonders dadurch, daß er die empirische Pathologie mehr aufklärte und zu einer richtigen Theorie der Empfindungen und der eigentlich thierischen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Seine vielen Schriften zeugen von einer sehr gründlichen, durchdachten, nicht bloß historischen Kenntniß der ältern griechischen philosophischen Systeme, und verbreiten sich über alle Theile der Medicin. So zahlreich sie auch sind, so besitzen wir doch nur einen Theil derselben, denn viele verbrannten, als sein Haus in Rom von den Flammen

verzehrt wurde. Nach Fabricius haben wir von Galen 82 echte Schriften, 18, welche offenbar untergeschoben sind; ferner noch Fragmente aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippocrates. Außerdem sind noch viele bis jetzt ungedruckt gebliebene vorhanden. Von seinen verloren gegangenen Schriften werden in Fabricius Bibliothek 50 medicinische und 118 meist philosophische angeführt. Eine alte vortreffliche Ausgabe ist die von Conr. Gesner, Bas. 1562. Die einzige vollständige Ausgabe griech. und lat. ist von Chartier 1660, Paris, in Fol. 13 Bde. (zusammen mit dem Hippocrates). Deutsche Übersetzungen einzelner Schriften haben wir von Sprengel und Nölbecke.

Galenisten, s. Wiedertäufer.

Galeone oder **Gallione** hießen sonst bei den Spaniern und Portugiesen gewisse Kriegsschiffe von eigener Bauart, die drei bis vier Verdecke über einander hatten, jetzt aber nicht mehr gebräuchlich sind. Gegenwärtig versteht man unter den Galeonen gewisse Schiffe, auf welchen die Spanier die Schätze aus Peru und Terra-Firma abholen. Die dabei interessirten Kaufleute bekommen davon den Namen Galionisten.

Galeote oder **Galiote**, eine Art kleiner Galeeren, die zum geschwinden Lauf geschickt sind und auf der Seite 16 bis 20 Ruderbänke haben, deren jede nur mit Einem Ruderknechte versehen ist. Die Ruderknechte sind zugleich Soldaten, welche die Muskete führen. **Bombardiergaliote**, s. d.

Galiani (Fernando), als Staatsmann, origineller Denker, geistreicher Schriftsteller und witziger Gesellschafter gleich ausgezeichnet, war der Sohn eines königl. neapolit. Auditeurs. Sein Oheim, Celestino Galiani, Erzbischof von Tarent und Großcaplan des Königs, ließ ihn sehr jung nach Neapel kommen, damit er hier die ersten Elemente der Grammatik lernen sollte, und vertraute ihn, als er im J. 1740 nach Rom gehen mußte, den Cölestinern zu Neapel an, welche ihn in der Mathematik und Philosophie unterrichteten. Als aber der Erzbischof zurückgekehrt war, nahm er ihn wieder zu sich, um ihn die Rechte studiren zu lassen, und der junge Galiani wurde bald mit der großen Anzahl Gelehrter bekannt und vertraut, deren Besuche sein Oheim als Oberaufseher der Studien täglich empfing. In einem Alter von zwanzig Jahren las er in einer akademischen Gesellschaft eine Abhandlung über den Zustand des Geldes zur Zeit des trojanischen Krieges. Der ihm gewordene Beifall feuerte ihn an, diesen Gegenstand weitläuftiger in einem großen Werke **über das Geld** abzuhandeln, welches er, ohne sich zu nennen, in dem folgenden Jahre herausgab. Er hatte das Vergnügen, seine Grundsätze von der Regierung angenommen zu sehen. Um diese Zeit widmete er sich dem geistlichen Stande, und ging, wohl ausgestattet mit Pfründen, nach Rom, wo er vom Papst Lambertini freundlich aufgenommen wurde. Er besuchte Padua, Turin und die übrigen Hauptstädte Italiens, und trat allenthalben mit den ausgezeichnetsten Gelehrten in Verbindung. In der Folge erwarb er sich einen Namen in Staatsangelegenheiten. In der Eigenschaft eines Gesandtschaftssecretärs ward er nach Paris zu dem Grafen Catillana, damaligem neapolitanischen Gesandten daselbst, geschickt, und verwaltete die Geschäfte allein, als bald darauf der Gesandte einen sechsmonatlichen Urlaub erhielt, um Spanien zu bereisen. Im J. 1766 hatte er mit vorgängiger Erlaubniß Paris verlassen, und wollte

eben dahin zurückkehren, als ihm sein Hof eine wichtige Sendung übertrug, durch welche er Mitglied des Commerzcollegiums ward. Er zog jedoch die Stelle eines Legationssecretärs für einige Zeit vor. Von Paris ging er nach England und in der Folge nach Holland, die so verschiedenen Constitutionen beider Länder zu studiren. Im J. 1765 kehrte er nach Neapel zurück, um seinen Platz im Commerzcollegium einzunehmen, unterbrach aber nicht seinen Briefwechsel mit Diderot, d'Alembert, Voltaire, Batteux, Arnauld, Barthelemy und andern Gelehrten, deren Briefe an ihn neun Bände ausmachen. Mit seinen seltenen Einsichten diente er dem Staate in den wichtigsten Angelegenheiten bis an seinen Tod den 30sten Oct. 1787, während er immer in mehreren Fächern der Wissenschaften fortarbeitete. Die ungemeine Schnellkraft seines Geistes machte ihm leicht, was andern schwer fällt. Vieles, was er nie studirt hatte, ergründete er so schnell, daß er vortrefflich darüber sprechen und schreiben konnte, er schrieb aber am liebsten über neue, wenig bearbeitete Gegenstände, und solche, die den Nutzen und Ruhm seines Vaterlandes zum Zwecke hatten. In einem Briefe vom 13ten Dec. 1770 an Frau von Epinay sagt er über sich und seine Schriften folgendes: „Wenn bei dieser Gelegenheit ein Zeitungsschreiber über mein literarisches Leben etwas sagen will, so wisse er, daß ich 1728 den 2ten Dec. (zu Chieti in Neapel) geboren bin, daß ich 1748 durch eine poetische Pläsanterie und eine Leichenrede auf unsern ehemaligen Henkersknecht Dominico Jannoccone, ruhmwürdigen Andenkens, bekannt wurde, daß ich 1749 mein Buch über das Geld und 1754 meine Gespräche über das Getraide herausgegeben, im J. 1755 aber meine Dissertation über die Naturgeschichte des Vesuvs geschrieben habe. Sie ist nebst einer Sammlung vesuvischer Steine dem Papste Benedict XIV. überschickt und nie gedruckt worden. Ferner sollen Sie wissen, daß ich im J. 1756 zum Mitglied der Akademie von Herculanum ernannt wurde, und daß ich viel an dem ersten Bande der Kupfer gearbeitet habe; daß ich sogar eine große Abhandlung über die Mahlerei der Alten geschrieben; daß ich im J. 1758 die Leichenrede auf Papst Benedict XIV. (welche mir von meinen Werken am besten gefällt) herausgegeben habe; daß ich in der Folge Politiker geworden und in Frankreich nur Kinder und Bücher gemacht habe, welche das Tageslicht nicht gesehen. Sie kennen meinen Horaz und das Publicum kennt meine Gespräche über das Getraide" u. s. w. Die Schreibart dieser Gespräche bewunderte selbst Voltaire. Die Anzahl der ungedruckten Werke Galiani's ist sehr groß und es befinden sich darunter sehr bedeutende, deren Bekanntmachung von seinem Erben, Namens Azzaroti, zu wünschen ist. M.

Galiläa hieß zu den Zeiten Jesu die nördlichste Provinz von Palästina, welche gegen Morgen von dem Flusse Jordan, gegen Mittag von Samaria, gegen Abend von dem mittelländischen Meere und Phönicien und gegen Mitternacht von Syrien und dem Gebirge Libanon begränzt, und meist von armen ungebildeten Fischern bewohnt war. Als die Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Überall trifft man darin auf Stätten, die durch merkwürdige Auftritte aus dem Leben des größten und reinsten aller Menschen geweiht sind. Hier lag **Nazareth**, in dem Jesus aufwuchs; hier floß der **Jordan**, an dessen Ufern er sein Lehramt begann und seine Jünger sammelte; **Cana**, wo er sein erstes Wunder verrichtete, **Capernaum**, am See Tiberias, das ihn

oft in seinen Mauern sah, Nain, wo er den Jüngling vom Tode erweckte, waren galiläische Städte; hier lag der Hügel, auf dem er seine Bergpredigt hielt (jetzt der Berg Christi genannt), hier der Berg Tabor, wo ihn die Jünger in seiner Verklärung sahen. Galiläa war der Schauplatz der meisten Thaten und Wunder Jesu. Die Bewohner dieses Landes wurden wegen ihrer geringen Bildung und einfachen Sitte von den Judäern verachtet, und daher auch die Christen anfangs, weil ihre Religion vorzüglich in Galiläa entstanden war, spottweise Galiläer genannt. Jetzt schmachtet Galiläa mit den übrigen Provinzen Palästina's als ein Theil der Statthalterschaft Damask in Syrien oder Soristan unter dem Drucke der türkischen Oberherrschaft, Beduinen und Räuberhorden schwärmen in seinen verödeten Thälern umher, und nur jene heiligen Örter werden noch von wenigen hart bedrängten Christen bewacht. E.

Galilei (Galileo). Dieser um die Naturlehre durch die wichtigsten Entdeckungen und Andeutungen unsterblich verdiente Mann wurde den 15ten Febr. 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater Vincenzo Galilei, ein florentinischer Edelmann, widmete ihn den Studien, sobald er die Fähigkeiten des Knaben bemerkte, und ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unterrichten, neben welchen Beschäftigungen er schon früh eine lebhafte Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte. Im J. 1581 besuchte Galilei die Universität Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die Aristotelische Philosophie zu hören. Letztere, durch den Wust der Scholastik entstellt, erregte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Widersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsgeist, der ihn auszeichnete; er war kaum neunzehn Jahre alt, als ihn die Schwingungen einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels leiteten, die er zuerst bestimmte und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewohl die Idee von der Anwendung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt, und erst später von seinem Sohn Vincenzo und besonders von Huygens vervollkommnet wurde, welchen letztern man als den wahren Erfinder der Pendeluhren anzusehen hat. Hierauf studirte er unter dem geschickten Ostilio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euklides und Archimedes, und wurde durch letztern im J. 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage geführt. Mathematik und Naturwissenschaft beschäftigten ihn ausschließlich und schon 1589 wurde er Professor der Mathematik zu Pisa. Unablässig war er bemüht, die Rechte der Natur gegen eine verkehrte Philosophie geltend zu machen, wofür er jetzt als Vater der neuen Physik gepriesen wird, damals aber die härtesten Verfolgungen erdulden mußte. Vor vielen Zuschauern zeigte er durch Versuche, die er auf dem Thurme der Domkirche anstellte, daß das Gewicht auf die Geschwindigkeit fallender Körper keinen Einfluß habe. Dadurch reizte er seine Aristotelisch gesinnten Feinde gegen sich dergestalt an, daß er sein Lehramt nach zwei Jahren niederlegen mußte. Er begab sich zu Filippo Salviati, wo ihn Francesco Sagredo, ein würdiger Venetianer, kennen lernte, auf dessen Empfehlung ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall; aus den entferntesten Gegenden Europa's strömten ihm Zuhörer herbei, unter welchen sich auch der große Gustav Adolph befand. Er hielt seine Vorträge in italienischer Sprache, und erwarb sich das Verdienst um sie, zuerst für

die Philosophie sie gebildet zu haben. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcirkel, dessen Gebrauch er neun Jahre nachher in einer eigenen Schrift erläuterte. Wichtiger sind die mathematischen Wahrheiten, die er seit dem Jahre 1602 entdeckte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, nach den ungeraden Zahlen wachsen. Ob ihm die Erfindung des Thermometers gehöre, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er dasselbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Auch über den Magneten machte er interessante Beobachtungen. Wichtiger aber war die Erfindung des Fernrohrs und Mikroscops (vergl. Fernrohr). Das Telescop, das in Holland nicht bloß unvollkommen, sondern auch unfruchtbar blieb, wandte Galilei gen Himmel, und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Fläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihrem Schatten messen. Das Heer der Fixsterne sah er gränzenlos vermehrt; bloß im Sternbilde des Orion zählte er über 500 neue Sterne und 36 im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sechs oder sieben unterscheidet. Den neblichten Fleck, welcher die Krippe heißt, lös'te er in seine einzelnen Sterne auf, und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit schärferen Fernröhren eben so werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten war die Entdeckung der Jupiterstrabanten, die er am 7ten Jan. 1610 zuerst beobachtete. Auch das Daseyn des Saturnringes bemerkte er, ohne jedoch von der Gestalt desselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnenflecken sah er etwas später, hielt sie sogleich ganz richtig für etwas Atmosphärisches und schloß aus ihrer gemeinschaftlichen Fortrückung von Osten gegen Westen auf eine Rotationszeit des Sonnenkörpers und auf die Neigung seiner Axe gegen die Ebene der Erdbahn. Doch hat Johann Fabricius, der dem Galilei die letztere Entdeckung streitig macht, allerdings den Ruhm, sie zuerst durch den Druck bekannt gemacht zu haben. Galilei's Name war unterdessen so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. in der Mitte des Jahres 1610 als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen und ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa (wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war) mit einem ansehnlichen Gehalt zu sich berief. Er hielt sich theils zu Florenz, theils auf dem Lustschlosse Alle selve seines Freundes Salviati auf. Hier verschaffte er im Jahre 1610 durch die Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten der Venus und des Mars dem Copernicanischen System den vollständigsten Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Bald darauf richtete er seine Aufmerksamkeit auf das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser, und schrieb darüber ein wichtiges Werk, in welchem er, so wie in allen seinen übrigen Schriften, den Saamen vieler neuen Lehren ausstreute, die zum Theil erst später zur Reife gediehen sind. Während er sich so bemühte, ungeachtet des Widerstreites der Aristoteliker, die Gränzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein Ungewitter über ihn zusammen, dem er zwar für dies Mal entging, das aber später desto furchtbarer über ihn losbrach. Galilei hatte sich in seinem Werke über die Sonnenflecken für die Copernicanische Weltordnung erklärt, und wurde deßhalb von seinen Feinden, die das Ansehen der Bibel dadurch für gefährdet ansahen, verketzert. Die Mönche predigten wider ihn, und einer derselben nahm die Stelle der Bibel zum Texte: Viri Galilaei,

quid statis adspicientes in coelum? Galilei ging nach Rom, um, wie er sich ausdrückt, die Verleumdungen seiner drei größten Feinde, der Unwissenheit, des Neides und der Bosheit, zu vernichten; und wirklich begnügte man sich mit der ihm abgefoderten Erklärung, daß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle. Nicht zufrieden damit, suchte er bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, und wäre den Mißhandlungen des Inquisitionsgerichts schwerlich entgangen, wenn nicht der Herzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Im J. 1618 gab ihm die Erscheinung dreier Cometen Veranlassung, seinen Freunden allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, bildete daraus eine Schrift, in der er den Jesuiten Grassi scharf beurtheilte. Dieser, welcher Galilei für den Verfasser hielt, griff denselben an. Galilei antwortete in seinem Saggiatore u. s. w., einem Meisterstücke von Beredsamkeit, welches nach Algarotti die schönste Streitschrift ist, die Italien aufzuweisen hat, und ungeachtet der darin enthaltenen Irrthümer noch immer gelesen zu werden verdient. Er machte seinen Gegner lächerlich, und zog dadurch die Feindschaft der Jesuiten auf sich, die ihm in der Folge sehr nachtheilig ward. Um diese Zeit arbeitete er sein berühmtestes Werk, die Gespräche über die Ptolemäische und copernicanische Weltordnung, aus, worin er, ohne eine Entscheidung auszusprechen, drei Personen redend einführt, davon eine das Copernicanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach problematisch bleibt, so wenig auch das Übergewicht der für Copernicus aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit diesem unsterblichen Werke, in welchem die größte Eleganz und Präcision des Styls mit dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart sind, begab sich Galilei 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, gab er es daselbst, ohne etwas Arges zu ahnen, im J. 1632 unter dem Titel: Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi, Tolemaico e Copernicano, heraus. Kaum war dasselbe erschienen, als es von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Scipione Chiaramonti, Lehrer der Philosophie zu Pisa, angegriffen wurde. Urban VIII., der als Privatmann des Galilei Freund und Verehrer gewesen, wurde sein grausamster Verfolger, da ihn die Mönche zu überreden wußten, Galilei habe in der Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, weil er den Druck eines so anstößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es seinen Widersachern, besonders den mächtigen Jesuiten, nicht schwer werden, ihn den grausamsten und schimpflichsten Mißhandlungen Preis zu geben, zumal, da sein Gönner, Cosmo II., schon 1621 gestorben, und die Regierung zu Florenz in den Händen des jungen Fernando II. war, der die Fesseln einer andächtigen Mutter noch nicht abgeworfen hatte. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, alle geschworne Feinde Galilei's, untersuchten sein Werk, verdammten es als höchst gefährlich, und foderten ihn vor das Inquisitionsgericht nach Rom. Der Greis mußte, ungeachtet der rauhen Jahreszeit und seiner schwächlichen Gesundheit, sich im Winter des Jahres 1633 nach Rom begeben, schmachtete einige Monate in den Gefängnissen der Inquisition, und wurde zur ewigen Schande des rö-

mischen Hofes verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, dem Ursprunge aller Wahrheit, auf den Knien liegend, die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzubitten. Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses, war die Formel, die er aussprechen mußte. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, beschämt, seiner Überzeugung zum Trotz geschworen zu haben, mit dem Fuße gestampft und mit verbissener Wuth gesagt haben: E pur si muove! (Und doch bewegt sie sich!) Dies geschah den 23sten Juni 1633. Hierauf wurde ihm seine von sieben Cardinälen unterzeichnete Sentenz vorgelesen, worin er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten, verurtheilt, sein Dialogo aber verboten und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Man war so gnädig, die Kerkerstrafe in eine Verweisung in den bischöflichen Palast zu Siena und bald nachher in das Kirchspiel Arcetri unweit Florenz zu verwandeln. Hier verlebte er seine letzten Jahre hauptsächlich unter dem Studium der Mechanik und Ballistik, welches ihn keinen weitern Verfolgungen aussetzte. Früchte davon waren zwei wichtige Werke, in welchen er die Gesetze der Bewegung lehrte, welche der Grund der jetzigen Physik und Astronomie sind. Zugleich bemühte er sich, die Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen; und wiewohl er damit nicht zu Stande kam, so war er doch der erste, der systematisch über ein Längenmaß nachdachte. Seine Augen wurden vom Staar befallen. Schon war das eine völlig blind und das andere fast unbrauchbar, als er noch im J. 1637 die Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Manne die letzten Lebensjahre zu verbittern. Er brachte sie jedoch nicht müßig zu. „In meiner Finsterniß," schreibt er 1638, „grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlosen Kopf nicht zur Ruhe bringen, so sehr ich es auch wünsche. Diese immerwährende Beschäftigung meines Geistes benimmt mir fast gänzlich den Schlaf." Er starb 1642 (dem Geburtsjahre Newtons) den 8ten Januar im 78sten Jahre seines Alters an einem langsam zehrenden Fieber in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vincenzo Viviano. Sein Körper wurde in der Kirche St. Croce zu Florenz beigesetzt, wo ihm im J. 1737 neben dem Denkmal des Michel Angelo ein prächtiges Mausoleum errichtet worden. Galilei war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; seine Gesichtsbildung fand man einnehmend, seinen Umgang munter. Er liebte Musik, Zeichenkunst und Poesie. Den Ariost konnte er auswendig und zeigte in einer erst 1793 gedruckten Schrift (Considerazioni al Tasso), die er in Mußestunden hinwarf, seine Vorzüge vor Tasso, den er oft mit Hohn und Bitterkeit tadelt. Er besaß wenig Bücher. Das beste Buch, sagte er, sey die Natur. Sein Styl ist bündig, natürlich und fließend. Die vollständigste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien in 13 Bänden, 8. Mailand 1803.

Galizien. Dieses zur österreichischen Monarchie gehörige und das ehemalige Lodomerien mitbefassende Königreich gränzt gegen Abend an das österreichische Schlesien, gegen Mitternacht und Morgen an Polen, und gegen Mittag an Ungarn. Ehedem waren beide Länder Herzogthümer, die anfangs in einer gewissen Abhängigkeit von Un-

garn standen, dann an Polen kamen, bis sie bei der Theilung von Polen im J. 1772 an Österreich fielen, und mit Einschluß verschiedener anderer Stücke, die sonst zu Kleinpolen gehörten, zu einem eigenen Königreiche erhoben wurden. Im J. 1786 kam die Bukowina hinzu, welche schon seit 1777 österreichisch war. In Folge des wiener Friedens von 1809 trat Österreich ab und überließ an den König von Sachsen, um mit dem Herzogthum Warschau vereinigt zu werden, ganz West- oder Neugalizien, einen Bezirk um die Stadt Cracau, auf dem rechten Ufer der Weichsel, dessen Rayon durch Wielicza geht, und den zamosker Kreis in Ostgalizien, einen Flächenraum von 957 Quadratmeilen mit 1,470,024 Einwohnern; und an Rußland von Altgalizien 164 Quadratmeilen mit 400,000 Einwohnern. Der pariser Friede führte den frühern Zustand größtentheils wieder zurück. Die Größe des Landes beträgt jetzt 1514 Quadratmeilen mit 3,645,000 Einwohnern. Die Hauptstadt ist Lemberg. Das ganze Land hat einen größtentheils sehr fruchtbaren Boden, und ungeachtet der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird, und die Bevölkerung beträchtlich ist, so liefert es doch Waizen und Roggen zur Ausfuhr. Der Obstbau fängt erst an sich zu heben. Wilde und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenstände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt, und die zahlreichen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus; vorzüglich schöne Pferde gibt die Bukowina. An wilden Thieren findet man Auerochsen, Wölfe, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Hasen; auch der Biber ist hier einheimisch, lebt aber wegen der geringen Anzahl nur nomadisch in Höhlen, deren Ausgänge sich in einem Wasser endigen, in der Gegend von Grubeck und am Bugflusse. Eine Art Schildläuse liefert die polnische zum Scharlachfärben benutzte Cochenille. Unter den Mineralien ist vorzüglich das Salz von großer Wichtigkeit; es verbreitet sich durch alle bergichte Theile des Landes und wird als Steinsalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gradirhäuser versotten. Auch Eisen findet sich in den meisten Gebirgen, das Erz ist aber nicht sehr ergiebig. Gold wäscht man aus der goldführenden Bistriza; Flintensteine brechen vorzüglich im bochnianer und stanislawower Kreise häufig und von vorzüglicher Güte. Die vielen Alaunschiefer werden wenig benutzt. Das Bergtheer gebraucht der Einwohner zur Wagenschmiere und Arznei. Mineralische und Sauerquellen hat Galizien an vielen Orten, mehrere werden auch zu Badeanstalten benutzt. Im J. 1784 war das Land in sechszehn Kreise abgetheilt, wozu noch i. J. 1786 die Bukowina als der siebzehnte hinzukam. Die Regierung des Landes wird zu Wien von der galizischen Hofkanzlei mit besorgt; zu Lemberg aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches den Gouverneur zum Chef, 13 Räthe als Vorsitzer, sonst noch das nöthige Personale hat und alle Landesangelegenheiten besorgt. Die Justiz verwaltet ebenfalls das zu Lemberg errichtete Apellationsgericht, welches aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, 15 Räthen rc. besteht. Seit 1775 hat Galizien seine eigenen Landstände, aus dem Herren- und Ritterstand und den wichtigsten Städten; die Geistlichkeit macht keinen eigenen Stand, Bischöfe und Äbte sind unter dem Herrenstand begriffen. Sie haben das Recht, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Foderungen zu verordnen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, sie sind aber nicht erblich. Die

Kunsterzeugnisse des Landes sind noch nicht von großer Erheblichkeit; doch gibt es Tabaks-, Leinwand- und Harrastuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur Beförderung des Handels, welcher größtentheils in den Händen der Juden ist, sind gute Straßen angelegt. Die herrschende Religion des Landes ist die catholische; ein Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Es gibt aber viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, welche alle unter eigenen Bischöfen stehen; so wie auch sehr zahlreiche Juden, die ihre Synagogen und einen Oberrabbi haben. Die Angelegenheiten der Lutheraner, hier noch aus dem polnischen Zeitalter Dissidenten genannt, besorgt der Superintendent von Lemberg. Zur gelehrten Bildung wirken die Universität zu Lemberg, das Lyceum zu Zamosk und sechs Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes.

Gall (Joh. Joseph), wurde 1758 in Tiefenbrunn, einem Flekken im Königreich Wirtemberg geboren, wo sein Vater ein Krämer war, und beide Ältern noch 1809 im hohen Alter lebten. Er studirte die Arzneiwissenschaft, und lebte nachher zu Wien als Arzt, wo er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen anfing. Schon früher war er durch eine Schrift (philosophisch-medicinische Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen. 2 Thle. Wien, 1791, 8.) vortheilhaft bekannt geworden. Jetzt trat er mit seinen anatomisch-physiologischen Untersuchungen über das Gehirn und die Nerven auf, und erregte wegen mehrerer neuen Entdeckungen und psychologischen Bemerkungen auch unter den Nachdenkenden des nichtärztlichen Publikums Aufmerksamkeit, und diese Entdeckungen sind es, die unter dem Namen der Organen- oder Gehirnschädellehre allgemeiner verbreitet wurden. Er hatte nämlich schon auf der Schule bemerkt, daß einige Knaben, die ihn trotz seiner angewandten Aufmerksamkeit im Auswendiglernen übertrafen, sich durch große Augen auszeichneten. Dieselbe Eigenschaft wurde er in der Folge auch bei großen Schauspielern gewahr. Hieraus folgerte er, daß die Anlage (das Organ) des Gedächtnisses sich wohl an dieser Stelle des Kopfs befinden müsse. Zwar ging er nachher von dieser Idee ab, kam aber doch zuletzt wieder darauf zurück: daß es bei einzelnen Anlagen wirklich auf den Bau einzelner Stellen des Kopfes ankomme. Seitdem fing er an, Schädel zu sammeln, verglich sorgfältig, welche Erhabenheiten sie mit einander gemein und nicht gemein hätten, verglich auch die Schädel der Thiere, studirte das Leben der Thiere und der Menschen, den Bau ihres Körpers und Gehirns, und entdeckte so nach und nach die Anlage für einige zwanzig Organe, oder eben so viel verschiedene Sitze der hervorragendsten Geistesverrichtungen. Denn er meint, daß die geistigen Anlagen, als angeborne Fähigkeiten, an einzelnen Stellen des Gehirns ihren Sitz haben, daß diese Stellen also die Organe dieser Geistesfähigkeiten seyen; daß je hervortretender diese einzelnen Punkte des Gehirns seyen, in desto größerem Maße die ihnen zukommenden Geistesverrichtungen Statt fänden, und daß der Theil des Gehirns, in welchem eine Geistesverrichtung vorzüglich thätig ist, die Schädelmasse nach außen treibe, und auf der convexen Seite des Schädels eine Erhabenheit bilde, welche als äußeres Kennzeichen der Anwesenheit eines solchen Organs diene. Die Benennung dieser Organe wird dann von der Fähigkeit oder der Leidenschaft selbst entlehnt. (S. Schädellehre.) Gall setzte bisher seine Lehre nicht in eigenen Schriften aus einander, sondern in mündlichen Vorträgen, auf

Reisen, in den größten Städten und Universitäten Deutschlands. Seit einigen Jahren aber arbeitete er in Gesellschaft seines Freundes, des Doctors Spurzheim, zu Paris, wo er mit abwechselndem Beifall seine Vorlesungen gehalten hat, und noch gegegenwätig als praktischer Arzt sich aufhält, an einem großen Werk in französischer Sprache, das, wenn es erst ganz erschienen ist, den Gall'schen Entdeckungen ihren bestimmten Werth sichern wird, der vorzüglich in neuen anatomischen Entdeckungen, die Bildung des Gehirns betreffend, bestehen mag. Unter andern hat er bewiesen, was man vorher nur vermuthete, daß das Hirn in der markigen Substanz des Rückgraths anfange, sich von hier aus netzartig entfalte, und in das große und das kleine Gehirn sich theile. Einer von Galls Schülern, Herr Adelon, gab eine Analyse d'un cours du docteur Gall, Paris, 1808, 8. heraus, die Gall durchgesehen und genehmigt hat. Mit Spurzheim gab er daselbst 1810 in 4. und Fol. heraus: Anatomie et Physiologie du système nerveux en général, et sur celui du cerveau en particulier, wovon der erste Bd. und die erste Abth. des 2ten erschienen sind. Daß Galls Lehre sowohl in Deutschland als in Frankreich viele Gegner finden mußte, war natürlich. Gegen mehrere ihm gemachte Vorwürfe, vorzüglich von pariser Gelehrten, vertheidigt er sich in seiner neuesten Schrift: Des dispositions innées de l'ame et de l'esprit, ou du Matérialisme etc. Paris, chez Schöll. 1812, 8. Spurzheim hat sich späterhin von Gall getrennt, und in England und Schottland Vorträge über des Letztern System gehalten, jedoch mit geringem Beifall. Auch hat Spurzheim in London ein Werk über seine und seines Meisters Entdeckungen herausgegeben, das aber strengen Kritiken hat begegnen müssen. Unter andern erschien hier 1817 ein Spottgedicht in zwei Gesängen, die Craniade, oder Spurzheim bei Licht.

Gallapfel ist ein Auswuchs auf den Blättern mehrerer Eichengattungen, welcher von dem Stich der Eichenblattwespe herrührt. Diese ist etwas kleiner als die gemeine Stubenfliege, und auf der Brust schwarz und orangengelb gestreift, der kugliche Hinterleib hat eine kastanienbraune Farbe. Diese Gallwespen umschwärmen im Frühjahre die Gipfel der Eichen und begatten sich, worauf das Weibchen mit ihrem hinten befindlichen Stachel ein Loch in die untere Fläche eines Eichenblatts bohrt und ihr kleines Ei hineinlegt. Die Säfte ziehen sich nach der verwundeten Stelle, häufen sich daselbst an, treten hervor und erharten an der Luft, wo sie nach und nach um das Ei herum einen runden Auswuchs bilden, der grün oder röthlich gefärbt ist. Das darin befindliche Ei wächst mit dem Gallapfel. Hat es seine Reife erlangt, so schlüpft eine Made aus, welche sich von dem wäßrichtschwammigen Gewebe des Gallauswuchses nährt, bald in den Nymphenstand übergeht, und aus diesem als ein vollkommenes Insect erscheint, welches die Galle durchfrißt. Merkwürdig ist es, daß nicht der Stich einer Nadel oder eines andern Instruments dieses Product hervorbringt, und daß es nicht von gleicher Güte ist. Die levantischen Galläpfel sind viel vorzüglicher als die europäischen. Sie sind kleiner, aber von festerer Substanz und schwerer. Ihre äußere Fläche ist nicht glatt, sondern höckerig, die meisten haben eine schwarze, bald ins Grüne, bald ins Blaue spielende Farbe. Die über Cypern zu uns kommen, sehen erbsengrau oder weißgrau aus. Die levantischen Galläpfel sind ein bedeutender Handelszweig, und werden von Smyrna, Tripoli, Saida, und insonderheit von Aleppo nach Euro-

pa gebracht. Sie besitzen den allen Theilen der Eiche eigenen zusammenziehenden Gewächsstoff in einem weit höheren Grade, als unsere einheimischen Galläpfel und sind deßhalb in der Färberei von äußerster Wichtigkeit. Ferner widersteht nach Hahnemanns Erfahrung kein Mittel dem kalten Brande so gut, wie ein concentrirter Absud von Galläpfeln. Äußerlich lassen sie sich zu stärkenden Umschlägen benutzen.

Galle ist eine zähe gelblichgrüne Flüssigkeit von bitterm Geschmack. Der Mensch und viele Thiere haben an einer eigenen Ausschweifung der untern Leberfläche eine besondere Blase, worin die durch die Leber aus dem Blute abgesonderte Galle aufbewahrt wird (Gallenblase). Die Bestimmung dieser Flüssigkeit ist die Beförderung der Verdauung. (S. diesen Artikel.) Die Bestandtheile der Galle sind 1. Wasser, welches den ansehnlichsten Theil bildet und die übrigen Bestandtheile aufgelöst enthält; 2. ein gelbliches, sehr bitteres schmelzbares Harz, welches großentheils die Ursache des Geschmacks der Galle ist; 3. ein geringer Antheil Natrum; 4. etwas mineral-alkalische Salze; 5. etwas Eisenoxyd; 6. eine geringe Menge einer gelben Substanz, welche nur zum Theil in dem Natrum aufgelöst ist; 7. eine nicht unbedeutende Menge Eiweißstoff. Die Gallensteine, gewisse Concretionen, welche sich nicht selten in der Gallenblase des Menschen und mehrerer Thiere finden, sind von bräunlicher, schwärzlicher Farbe, und bestehen aus einer dem Wallrathe oder Wachse ähnlichen Materie, welcher geronnener Eiweißstoff beigemischt ist.

Gallerie bedeutet in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, dessen Breite wenigstens dreimal, und höchstens vierzig bis funfzigmal in der Länge enthalten ist, durch welches Verhältniß sie sich vom Saale unterscheidet, so wie von der Bogenlaube dadurch, daß sie nicht nach der vordern Ansicht offen, sondern von vier Mauern geschlossen ist und Fenster hat. Bisweilen nennt man in großen Gebäuden wohl auch die langen schmalen Gänge, die zur Communication der Zimmer dienen, und sonst **Corridors** heißen, Gallerien. Der eigentlichen Gallerien bedient man sich zu Spiel, Tanz, Musik, und sie sind deßhalb gemeiniglich mit Gemählden, Bildhauerarbeit und andern Kunstwerken verziert. Daher kommt es, daß auch Sammlungen von Gemählden und andern Werken der bildenden Künste Gallerien genannt werden, wenn sie auch nicht in einem, sondern in mehreren an einander stoßenden Zimmern sich befinden. In Rom versteht man unter Gallerie bloß einen Saal, wie z. B. der von Annibal Carracci ausgemahlte Saal im Palast Farnese, welcher auch la Galleria dei Carracci heißt. Das erste Beispiel der Anlegung einer Gallerie aus dem Alterthum ist das von Verres, dem bekannten Plünderer Siciliens, worüber sich Cicero weitläuftig verbreitet. In dem neueren Europa sind eine Menge derselben angelegt worden, unter denen die florentinische, von Cosmus II. angelegt, lange Zeit als die berühmteste und wichtigste mit Recht gegolten hat. Auch noch jetzt macht die königliche zu Paris jeder andern den Rang streitig, und steht selbst vor der florentinischen und der des Palastes Pitti zu Rom. In Deutschland sind die berühmtesten zu Dresden, Wien, Düsseldorf, München, Berlin. (Vergl. **Museen und Kunstsammlungen**.) Bedenkt man, daß solche Gallerien, wenn sie Werke großer Meister aus allen Schulen und Perioden enthalten, dem Künstler vielfache Gelegenheit zu Vergleichungen geben, das Gute jeder Schule, jedes Meisters kennen zu lernen, und ihn fast

nöthigen zu Betrachtungen über Werden, Blühen und Sinken der Kunst, über Styl, Manier und Behandlung der verschiedenen Künstler; so muß man gestehen, daß sie von einem durch nichts anders zu ersetzenden Nutzen sind. Freilich sind sie dies aber nur, wenn der sich bildende Künstler sie recht zu benutzen versteht; außerdem befördern sie auch das Abschreiben, das eigenthümliche Talent geht verloren und begnügt sich am Copistenruhme. — In unsern Theatern nennt man Gallerie die obersten der Decke nächsten Plätze für die Zuschauer, welche, da sie die wohlfeilsten sind, von dem Theile des Publikums eingenommen werden, dessen Bildung nicht die feinste zu seyn pflegt. dd.

Gallert ist eine weißgelbe, durchsichtige, etwas elastische Materie, welche durch starkes Kochen mit Wasser, besonders in verschlossenen Gefäßen, aus verschiedenen thierischen Theilen, z. B. aus den Muskeln, Sehnen, der Haut, und besonders aus den Hirschgeweihen erhalten wird. Sie ist ein wahrer Leim, und von dem Tischlerleim nur durch größere Reinlichkeit bei der Bereitung und einen größern Antheil von Wasser verschieden. Man braucht sie mit Wein und Wasser vermischt als ein nährendes Mittel für Genesende. Sonst nennt man auch, wegen der ähnlichen Durchsichtigkeit und zitternden Consistenz, mit Zucker eingedickte Früchte Gallerte. Die thierische Gallerte kommt mit dem Pflanzenschleime, einem Hauptbestandtheile der Gewächse, im Äußern überein. Sie löst sich im Wasser gänzlich und klar auf, und hat wenig Geruch und Geschmack. Von dem Pflanzenschleime unterscheidet sie sich wesentlich dadurch, daß sie bei der Verdünnung mit Wasser zwar zuerst in die saure, bald darauf aber schnell in die faule Gährung übergeht.

Gallicanische Kirche ist der lateinische Name, mit welchem die catholische Kirche des französischen Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche bestand von jeher darin, daß sie in der Opposition gegen die römischen Curialisten eine größere Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle behauptete. Der erste Grund ihrer größern Freiheit ward durch die im J. 1438 geschlossene pragmatische Sanction gelegt. Die in diesem zwischen dem Papste und dem Könige geschlossenen Vergleiche festgesetzten Bestimmungen wurden durch die Quatuor praepositiones Cleri Gallicani vom Jahre 1681 bestätigt und erweitert. Es entstand nämlich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen ausgeübte Recht, während der Erledigung eines Bisthums die niedern geistlichen Stellen in demselben zu besetzen, la Regale genannt. Dieser Streit hatte die Folge, daß der König im J. 1681 den französischen Klerus zu Paris versammelte, welcher die erwähnten vier Grundsätze abfaßte, in denen festgesetzt ward, daß zwar dem Statthalter Christi in geistlichen, nicht aber in weltlichen Dingen, Macht und Gewalt von Gott verliehen sey, daß aber auch diese Gewalt durch die Kirchengesetze und durch allgemeine Kirchenversammlungen beschränkt und gemäßigt werde, und daß das Urtheil des Papstes nicht für unverbesserlich (irreformabile) erklärt werden könne, wenn nicht die Übereinstimmung der Kirche hinzukomme. Mehr als einmal hat sich Napoleon in seinen mannichfachen Streitigkeiten mit dem päpstlichen Stuhle auf diese Grundsätze berufen. In der Lehre aber und in den Gebräuchen unterscheidet sich die gallicanische Kirche nicht von den Dogmen und Ceremonien, welche im ganzen Umfange der catholischen Kirche eingeführt sind. Bis auf die Zeiten der Revolution

war die gallicanische Kirche durch eine Menge großer Gelehrten, auch berühmter Kanzelredner, als Bossuet, Bourdaloue, Massillon, Fenelon und Flechier ausgezeichnet. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfassung Frankreichs um, raubte den Geistlichen ihre Güter und Einkünfte und zerstörte ihre Schulen und Seminarien. Buonaparte, damals erster Consul der französischen Republik, stellte durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat die kirchliche Verfassung wieder her (s. Concordat). Auch sind seitdem wieder Bildungsanstalten für den Klerus errichtet worden. Den alten Ruhm der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit aber hat der französische Klerus noch nicht wieder erlangen können, obgleich mehrere ausgezeichnete Männer, als Gregoire und der Cardinal Maury, welcher für einen der vorzüglichsten Kanzelredner galt und im J. 1810 eine lesenswerthe Schrift über die Kanzelberedsamkeit herausgab, die theologische Literatur bereichert haben. Nach der Rückkehr der Bourbonen sind die Verhältnisse dieser Kirche 1817 durch ein neues Concordat wieder mehr den Wünschen des Papstes und zur Verbesserung der Lage des französischen Klerus geordnet worden. N.

Gallicismus oder Gallicism, eine Eigenheit der französischen Sprache in dem Ausdruck oder der Wortstellung. Neuere Schriftsteller verstehen darunter bisweilen auch die Eigenheit französischer Sitte.

Gallien, Gallia, Land der Gallier erstreckte sich zu der Römer Zeiten von den Pyrenäen nach Deutschland zu bis an den Rhein, gegen Italien aber über die Alpen bis ans adriatische Meer. Man theilte es ein in Gallien diesseit der Alpen (nämlich von Italien her, Gallia cisalpina) und G. jenseit der Alpen, (G. transalpina) I. G. diesseit der Alpen erstreckte sich von den Alpen bis ans adriatische Meer, umfaßte also alle Länder Oberitaliens. Mit Italien am meisten in Berührung nahm es römische Sitten und Gebräuche an, und heißt von Annahme der römischen Toga auch Gallia togata. Es wurde eingetheilt in 1. Ligurien, das Gebiet von Genua und Lucca und ein Theil von Piemont, 2. Gallia transpadana und 3. G. cispadana, d. h. Gallien jenseit und diesseit des Po (Padus). Das Land ist eine weite fruchtbare Ebene, welche der Padus in zwei Theile theilt, von denen der nördliche, Gallia transpadana, vorzüglich von den Taurinern, Insubrern und Cenamanen, der südliche, Gallia cispadana, von den Bojern, Senonen und Lingonen, Völkern gallischer Abkunft, besetzt war. In den Padus ergießen sich von Norden her der Duria (Durance), Ticinus (Tessino), Addua (Adda) u. a.; von Süden her der Tanarus (Tanaro), die Trebia und andere. Unmittelbar in das adriatische Meer geht der Athesis (Etsch) und eine Menge kleinerer Bergflüsse. Unter den Seen zeichnen sich der Verbanische (Lago Maggiore), der Larische (Lago die Como) und der Benacus (Lago di Garda) durch die Schönheit ihrer Ufer aus. Die Städte, größtentheils römische Colonien, haben ihre alten Namen meist noch behalten; in Gallia transpadana: Tergesta (Triest), Aquileja, Patavium (Padua), Vincentia (Vincenza), Verona, Mantua, Cremona, Brixia (Brescia), Mediolanum (Mailand), Ticinum (Pavia), Augusta Taurinorum (Turin); in Gallia cispadana: Ravenna, Bononia (Bologna), Mutina (Modena), Parma, Placentia (Piacenza). II. Gallien jenseit der Alpen, im Gegensatz der G. togata auch G. comata genannt, weil die dor-

tigen Völker ihr Haar (coma) wachsen ließen, auch G. braccata, weil die Einwohner, besonders des südlichen Theils, Beinkleider (braccae) trugen, die den Römern fremd waren, war in Westen von den Pyrenäen, in Osten von dem Rheine, und durch eine Linie von dessen Quellen bis zum kleinen Fluß Varus (Var), nebst diesem Fluß, im Norden vom atlantischen und im Süden vom mittelländischen Meere begränzt, umfaßte also das eigentliche Frankreich, die Niederlande, Helvetien, das linke Rheinufer und Holland. Hauptflüsse: Garumna (Garonne), Liger (Loire), Sequana (Seine), Matrona (Marne), Scaldis (Schelde), Rhodanus (Rhone), Arar (Saone), Mosella (Mosel), Mosa (Maas). Gebirge: die Alpen, das Juragebirge, Vogesus (die Vogesen) und Cebenna (die Cevennen). Fabius hatte den Theil Galliens jenseit der Alpen erobert, welcher zunächst an Oberitalien, südlich am mittelländischen Meere nach den Pyrenäen hin liegt. Da er zuerst römische Provinz wurde, so erhielt er vorzugsweise den Namen Provincia (woraus später Provence geworden ist). Die Landgränzen machten die Alpen, Sevennen und der Fluß Rhone. Als hierauf Cäsar das transalpinische G. einnahm, fand er es, mit Ausnahme der Provinz, in drei Theile eingetheilt: 1. Aquitanien, von den Pyrenäen bis an die Garonne, meist von iberischen Völkern besetzt, 2. Gallia celtica von da bis an die Seine und Marne; 3. G. belgica im Norden des Landes bis an den Rhein. Der Kaiser Augustus ließ durch Agrippa, wie andere Verhältnisse des Landes, so auch die geographischen ordnen, und das Land ward nun folgendermaßen eingetheilt: 1. Aquitanien ward bis zu der Loire vergrößert, um diesem Theil mehr Proportion zu den übrigen zu geben; der Hauptort Burdegale (Bordeaux). 2. Belgica, alles von Gallien, was zwischen den Flüssen Seine, Saone, Rhone, dem Rheine und dem nördlichen Ocean lag. Hauptörter: Vesontio (Besançon), Treveri (Trier) u. a. Es begriff dieser Strich also auch die Rheinländer und Helvetien mit, welche man aber nachher unter dem Namen Germanica prima oder superior, und Germanica secunda oder inferior, davon trennte; hier längs des Rheins Colonia Agrippina (Cöln), Moguntiacum (Mainz), Argentoratum (Straßburg). 3. Gallia Lugdunensis oder Celtica, umfaßte den noch übrigen Theil des Celtenlandes, alles was zwischen der Seine, Saone und der Loire liegt, bis südlich an die Cevennen und die Rhone. Hauptörter: Lugdunum (Lyon), Alessa (Alise), Bibracte, später Augustodunum (Autun), Lutetia Parisiorum (Paris) auf die Seineinsel zu Cäsars Zeiten noch beschränkt und unbedeutend, wurde bald durch seine Lage wichtig. 4. Gallia Narbonensis, die vormalige Provincia Romana; hier die Städte Narbo Martius (Narbonne), eine alte Colonie der Römer, Tolosa (Toulouse), Nemausus (Nimes), Vienna (Vienne), Massilia (Marseille), letztere eigentlich keine gallische Stadt, sondern eine uralte griechische Colonie in diesen Gegenden. ee.

Gallier, der Hauptzweig des großen Urvolks der Celten. Sie selber nannten sich Gael, oder Gail, daher vermuthlich der Name Gallier, Gallien. Die Celten scheinen im Ganzen eine große innere Gleichförmigkeit gehabt, und wie viele kleine Völkerschaften sie auch enthielten, kaum in wenige merklich verschiedene Stämme getheilt gewesen zu seyn. Wahrscheinlich nahmen sie, vom Caucasus herabkommend, ihren Weg südlich der Donau, den zahlreichen Stamm der Thrazier hinter sich und die Germanier zur Seite; aber wann dies geschehen, darüber läßt sich in dem Dunkel so uralter Zeiten nicht

einmal eine Vermuthung wagen. Unter verschiedenen Namen besetzte dieses Volk bei seinem ersten Eindringen viele Länder, so als Umbrer und Ausoner zum Theil Italien, als Taurisker (nachmals Rhätier), Vindelicier, Noriker, Helvetier, die Alpenländer. Von den Rhätiern ging wahrscheinlich ein neuer Schwarm, etwa 2000 vor Christus, unter dem Namen Rasena durch das Tridentinische nach Italien, wo sie von den benachbarten Völkern den Namen Tusker, Etrusker, erhielten, und 300 Städte der vorher dort herrschenden Umbrer erobernd, sich über einen großen Theil Italiens ausbreiteten. Dieser Etrusker frühe Cultur, alte Mythologie, kunstvolle Calendereinrichtung (die mit jener der Azteken in Mexiko manches ähnliche hat), so wie einige andere Spuren, möchten uns (was man auch von dem Einfluß der Griechen sagen mag) nöthigen, an eine uralte, vielleicht untergegangene oder doch verwischte Cultur dieses Volksstammes zu glauben. Manche Stämme der Celten blieben am adriatischen Meere, längs der Donau und im Süden von Deutschland sitzen, aber der Hauptstamm ließ sich zwischen den Pyrenäen und den Alpen, dem Oceane und Rheine, in dem Lande, das von ihnen seinen Namen erhielt, nieder, von wo aus sie auch Albion und Ierne (Großbritannien und Irland) besetzten. Überfüllung des Landes (eine sehr gewöhnliche Erscheinung bei halb rohen und zum Theil nomadischen Völkern), heftiges Andrängen germanischer und thrazischer Völker erregten um das Jahr 397 vor Christus eine große Bewegung unter den Galliern. Colonien vieler Völkerschaften zogen theils westlich über die Alpen nach Italien, theils östlich längs der Donau herauf. Dieser Zug der celtischen Gallier über die Alpen (gewöhnlich um 200 Jahr früher angesetzt) führte dies Volk gleichsam erst in die Geschichte ein, und wir können uns seitdem ein anschauliches Bild desselben verschaffen. Wir finden es in viele Völkerschaften getheilt, doch so, daß eine derselben (damals die Bituriger) den Vorrang, der an Oberherrschaft gränzte, ausübte. Mißbrauch dieses Vorrangs erregte Spaltungen, viele schlossen sich an einen andern Staat an; so wechselten die vorherrschenden Staaten, das System blieb. Diese Clientelarverfassung ging durch das ganze Volk. Freie waren eigentlich nur der Adel (vorzugsweise die Krieger genannt) und die Priester, Druiden; die Gemeinen lebten in demüthiger Abhängigkeit, und schützten sich gegen Mißhandlungen nicht durch die Gesetze, sondern indem sie sich an Mächtigere anschlossen. Unter dem Adel waren wieder die zahlreichen fürstlichen Geschlechter die ersten; bei großen Zügen scheint man einen Oberbefehlshaber gewählt zu haben. (Der Name Brennus bedeutet im Celtischen einen König, daher ihre Anführer auf den verschiedensten Expeditionen so genannt werden). Die Druiden und Druidinnen besaßen eigenthümliche Kenntnisse, die sie im Dunkel dichter Haine und verborgener Grotten geheimnißvoll fortpflanzten; Astronomie, Naturkunde und Poesie waren ihnen nicht fremd; aber ihre Religion war voll Priestergräuel und schrecklichen Aberglaubens (häufig Menschenofer). Zweikämpfe und wilde Völlerei waren bei ihnen gemein, Städte selten, zahlreich ihre Dörfer, armselig und dürftig ihr Hausrath. Sie trieben wenig Ackerbau, und lebten vorzüglich von den Producten ihrer Herden. Eine Art Bier und Meth waren ihr Getränk, Weinbau ihnen fremd. Gold gaben den Vornehmern der Sand der Flüsse und einige Bergwerke. Der angesehene Gallier erschien in der Schlacht mit einem bunten, gewürfelten und schimmernden Mantel (wie noch jetzt die Bergschotten), übrigens nackt, aber mit dicken goldenen Ketten um Hals und Arm,

Ihre lange Gestalt, ihr wildes Antlitz und struppiges gelbes Haar machten ihren Anblick furchtbar; ihr wilder blinder Muth, ihre unermeßliche Zahl, der betäubende Lärm einer ungeheuern Menge Hörner und Trompeten, die gräßlichen Verwüstungen, welche ihren Zügen folgten (die Gefangenen wurden oft geopfert, die Schädel der Erschlagenen dienten als Triumphzeichen, oft auch als Becher), machten sie zu dem furchtbarsten Volke der alten Westwelt, und lähmten die Völker, welche sie überzogen, mit Entsetzen. Doch so groß auch ihr Kriegssinn war, fehlte es ihnen doch an Einheit, an Ausdauer und an guten Waffen; denn ihre Schilder waren leicht und schlecht, und ihre ungeheuren kupfernen Schlachtschwerter bogen sich nach jedem Hiebe auf Eisen zusammen, und mußten nach jedem Streiche erst auf der Erde mit darauf gesetztem Fuße wieder gerade gezogen werden. Daher war für einen standhaften Feind nur eigentlich ihr erster Anprall fürchterlich. Diese furchtbaren Feinde, sey es, daß der Genuß des Weins, oder ein Etrusker, den die Verführung seines Weibes von einem Fürsten des Landes zum Zorn gereizt hatte, sie nach dem fruchtbaren Italien lockte, überfielen die gegen sie weichlichen Etrusker, welche auf der andern Seite mit den Römern zu kämpfen hatten. Denn an demselben Tage desselben Jahres (396), als Camillus Veji einnahm, sollen die Gallier Melpum, eine ansehnliche etruskische Stadt Oberitaliens, stürmend genommen haben. Aber der Sturm dieser Völkerwanderung wandte sich bald gegen Rom selbst, das, in dem Verderben der vorliegenden etruskischen Städte sein eigenes Schicksal vorahnend, durch Verhandlungen die Waffen der Gallier aufzuhalten versuchte. Bei diesen Unterhandlungen beleidigten die römischen Gesandten das Völkerrecht; die erbitterten Gallier, denen man Genugthuung versagt, marschiren gegen Rom, und vertilgen am Flüßchen Allia, elf Miglien vor der Stadt, am 16ten Jul. 389 vor Christus den Kern und die Blüthe der römischen Jugend, plündern und verbrennen die wehrlose Stadt, und belagern das Capitol, das im Begriff ist, sich mit 1000 Pfund Gold zu lösen, als Camillus rettend erscheint. (S. Brennus und Camillus.) Von dem Zuge der östlichen Gallier an der Oberdonau haben wir nur spärliche Nachrichten, doch auch aus diesen ersehen wir, daß er wichtige Veränderungen und Auswanderungen ganzer Völker verursachte; schon damals, scheint es, vermischte sich zum Theil ein germanischer Stamm, die Cimrer oder Cimbern mit den Celten. 109 Jahre nach der Verbrennung Roms brachen diese östlichen Gallier in dreimal wiederholten Zügen, 280—278 vor Christus, in das durch viele Kriege an Männern arme Macedonien und Griechenland verwüstend ein. Der macedonische König Ptolemäus Ceraunus und der Feldherr Sosthenes blieben, und Griechenland zitterte. Als sie aber hier den reichen und heiligen Tempel Apolls zu Delphi (durch seine natürliche Lage fest) plündern wollten, kamen die Schrecknisse der Religion und der Natur (Stürme und Hagelwetter) über sie; geschlagen, vollendete Mangel, Kälte und das Schwert der Griechen ihre Niederlage. Einige Stämme von ihnen gingen nach Kleinasien, wo sie unter dem Namen Galater noch lange ihre Eigenthümlichkeiten und bis in die spätesten Kaiserzeiten ihre Sprache beibehielten. Die Rückwirkungen dieser Wanderungen auf das eigentliche Gallien scheinen bedeutend gewesen zu seyn. Die Gallier längs der Donau und im Süden von Deutschland verschwinden seitdem, und germanische Stämme besetzen das ganze Land bis an den Rhein und zum Theil auch die jenseitigen Ufer dieses Flusses; jener von Galliern und Deutschen ge-

mischte Stamm der Cimbern, oder wie die Gallier ihn nannten, der Belgen, besetzte den ganzen nördlichen Theil Galliens von der Seine und Marne bis zum Canal und Rheine, ging auch von da nach England über, wo er die früher eingewanderten Gallier nach Nordbritannien (Schottland) hindrängte, wo sie seitdem als Cadelonier (Berggalen) später als Picten und Scoten in der Geschichte erscheinen. Diese Belgen in Gallien, oder Cimbern, sind die eigentlichen alten Britten. Die Celten in Gallien schritten indessen, obwohl in ihren Hauptzügen ihre oben angedeuteten Eigenthümlichkeiten in Verfassung und Sitten beibehaltend, zu größerer Civilisation fort; der Umgang mit den Griechen in Massilia (Marseille), mit deren Buchstaben sie ihre Sprache schrieben, so wie mit den Carthagern, in deren Heeren sie häufig als Miethvölker vorkommen, mochte dazu viel mitwirken. Doch vermochten sie auch jetzt kaum mehr, den Germanen jenseit des Rheins zu widerstehen; wilder und tapferer als sie waren ihre Halbbrüder, die Belgen und Cimbern, so wie die Britten, welche sich zu bemahlen pflegten, von Streitwagen herabstritten, und bei denen Vielmännerei und Vielweiberei eingeführt war. Völlig roh und barbarisch waren die Hochgalen (Cadelonier) in Schottland, und die Bewohner Irlands, die sich nicht nur bemahlten, sondern auch künstlich tattowirten, und denen Menschenfleisch, besonders die Brüste der Mädchen und die zartesten Theile der Knaben, selbst in spätern Zeiten, ein köstlicher Bissen war, die aber auch ihre Freiheit kräftig zu vertheidigen wußten. Ihre überalpischen Brüder indessen (die diesseitigen Gallier, wie die Römer sie nannten) hatten sich, nachdem sie die Etrusker zum Theil südlich in das heutige Toskana, zum Theil nördlich in die rhätischen Alpen zurückgedrängt, in den fruchtbaren Ebenen Oberitaliens niedergelassen. Von hier machten sie sich den Römern, oft in eigenen Kriegen, oft als Soldtruppen anderer Völker, noch lange Zeit furchtbar, aber nachdem diese den ersten punischen Krieg glücklich durchgekämpft hatten, schlug 172 Jahre nach der Einäscherung Roms für sie die Stunde der Rache. Vergebens riefen sie kriegerische Völker von ihren Brüdern über die Alpen; nach einem sechsjährigen Vernichtungskriege mußten sich die Reste dieses Volks den Römern unterwerfen. Zwar versuchten sie, als der große Carthager Hannibal das Schrecken seiner Waffen bis vor die Thore Roms trug, das Joch wieder abzuschütteln, aber die Römer, endlich auch in diesem Kampfe Sieger, nöthigten sie, sich von neuem zu unterwerfen. 31 Jahre später (189 vor Christus) traf dasselbe Schicksal ihre Halbbrüder in Asien, die Galater, auch diese wurden besiegt und ihre Fürsten (Tetrarchen) wurden zinsbar; Dejotarus, für welchen Cicero die treffliche Vertheidigungsrede hielt, die wir noch besitzen, war einer dieser Fürsten in spätern Zeiten. Bald überstieg der Ehrgeiz der Römer auch die Alpen; sie hatten sich Spanien unterworfen, und es mußte ihnen viel daran liegen, einen Weg zu Lande zu haben, um ihre Truppen bequem dorthin transportiren zu können. Durch die Besiegung der Allobrogen und Arverner, welche letztere damals das herrschende Volk in Gallien waren, unterwarfen sich die Römer in den Jahren 128—122 den südlichen Theil Galliens von den Alpen bis zu den Pyrenäen längs der See. Von der Pracht der Könige der Arverner wird uns keine geringe Beschreibung gemacht; sie hielten Dichter an ihrem Hofe, und ein großes Hoflager. Auch wird erzählt, daß sie Hunde sowohl zur Jagd als zum Kriege (wie die Spanier in Westindien) gehalten

hatten. Noch einmal schien das Schicksal die Rechte zu Boden getretener Völker durch die Hände kraftvoller Barbaren an Rom rächen zu wollen. Der Zug der Teutonen und Cimbern, germanischer Völker, bewegte Europa vom schwarzen Meere bis Spanien. Viele, besonders gallische Völker, von Alters her mit den Cimbern verwandt und gemischt, schlossen sich an, vier consularische Heere wurden von ihnen nach einander vertilgt. Das weltbeherrschende Rom zitterte vor einem Einbruche der Barbaren in Italien, da rettete Cajus Marius, ein Mann von geringer Abkunft, aber geprüftem Feldherrnruhme die römische Republik; in zwei mörderischen Schlachten bei Aix 102 vor Chr. und Verona 101 vor Chr. vernichtete er diese Nationen; ihre Weiber, nachdem sie vergebens gebeten, sie den vestalischen Jungfrauen und ewiger Keuschheit zu weihen, gaben sich und ihren Kindern den Tod. Ihre Leichname düngten für lange Zeit jene Gegenden. Nur diejenigen dieser Völker, die, den Ausgang erwartend, in Gallien zurückgeblieben waren, entrannen dem allgemeinen Verderben. Dreiundvierzig Jahre nach dieser Begebenheit erhielt Cajus Julius Cäsar, der größte und ehrgeizigste Feldherr seiner Zeit, die Statthalterwürde (das Proconsulat) über die Gallien benachbarten Landschaften. Er beschloß, sich ganz Gallien zu unterwerfen, und führte dies innerhalb zehn Jahren, 58 — 49 vor Chr., durch acht sehr blutige Feldzüge aus. Cäsar fand Gallien in viel Parteien zerrissen; durch die Anfälle der Germanen, von denen sich ein Haufen unter ihrem Könige Ariovist (Ehrfest) jenseit des Rheins niedergelassen hatte, geschwächt; viele Völker, besonders die Aduer, alte Bundesgenossen Roms, ihm geneigt. Sein großes Genie ließ ihn alle diese Vortheile auf das einsichtsvollste benutzen. Er trat anfangs als Retter und Befreier der Gallier auf, indem er die auswandernden Helvetier in ihr Land zurückzukehren nöthigte, auch den Ariovist nach Deutschland zurücktrieb. Später bezwang er die wilden Belgen und trieb einige einwandernde deutsche Völker wieder zurück. Noch aber war der alte Kriegssinn der Gallier keineswegs erloschen, und hatten sie auch nicht mehr den wilden Muth ihrer Vorfahren, so waren sie desto geschickter in Kriegssachen vieles leicht anzunehmen und nachzuahmen. Ihr Freiheitssinn wurde empört, als sie fortdauernd römische Truppen in ihrem Lande sahen. So entstanden häufige Insurrectionen, welche, oft erstickt, immer von neuem aufflammten. Die Gallier stritten tapfer für ihre Freiheit, und mehr als einmal erlitten die Römer empfindliche Verluste, aber der letztern ausgebildete Kriegskunst und Cäsars Genie und Glück trugen doch endlich (nach Aufopferung einer Million gallischer Seelen) den Sieg davon. Der letzte allgemeine Anführer der Gallier, der tapfere Vercingetorix, mußte sich im siebenten Feldzuge Cäsars, 52 v. Chr. in der Stadt Alesia (jetzt Alise), einem Flecken nicht weit von Dijon, nachdem er eine der merkwürdigsten Belagerungen des Alterthums ausgehalten hatte, an die Römer ergeben. Einige spätere Versuche waren fruchtlos und Cäsar vollendete die Unterjochung Galliens, mit dessen Geld und Truppen er nachher sich das ganze römische Reich unterwarf. Durch viele Colonien, Beamte, und indem nach und nach mehrere gallische Staaten das römische Bürgerrecht erhielten, wurde die Herrschaft der Römer in diesem Lande immer sicherer. Tiberius und Claudius unterdrückten die Religion der Druiden, die sich mehr und mehr nach Britannien zog, wo diese Priester besonders auf den kleinen Inseln

an der englischen Küste ihr geheimnißvolles Wesen trieben, von welchem sich wunderbare und schreckende Sagen im Alterthum verbreiteten. (Ein beliebtes Thema zu Romanen in einer gewissen Periode der französischen Literatur). Doch traf auch bald die Britannier das Schicksal, von den Römern besiegt zu werden. Nach dem Aussterben der Familie der Cäsarn versuchten die Gallier noch einmal, mit Hülfe der Deutschen wieder ihre Freiheit zu erlangen, aber vergebens. Sie blieben hierauf größtentheils ruhig und wurden nach und nach alle römische Bürger und völlig romanisirt, so daß selbst ihre alte Sprache, die celtische, durch einen verdorbenen lateinischen Provincialjargon verdrängt wurde, doch so, daß viele celtische Wörter, besonders als Wurzeln, übrig blieben, woraus nachher vermischt mit einigen fränkisch-deutschen Worten, die jetzige französische Sprache entstanden ist; denn um 486 bemächtigten sich die Franken des größten Theils von Gallien und machten der römischen Herrschaft in diesem Lande völlig ein Ende. Die eigentliche alte celtische Sprache lebt noch am reinsten, wiewohl mannigfach geändert und modificirt in dem Gallic der Bergschotten, oder der ersischen Sprache in Irland, so wie in vielen Wurzeln der lateinischen Sprache; die celtisch-germanische Sprache (der Belger oder Cimbern) im heutigen Wallis, in Cornwallis und in Niederbretagne. ee.

Gallimathias, so viel als Wortgewirr, Unsinn, Kauderwälsch. Der Ausdruck soll von einem französischen Bauer, Namens Mathias, herkommen, der über einen Hahn, lat. Gallus, einen Rechtshandel hatte. Sein Advocat, der vor Gericht nach damaliger Sitte lateinisch sprach, ließ dabei oft die Worte: Gallus Mathiae, der Hahn des Mathias, hören, versprach sich aber einigemal, und sagte Galli Mathias, der Mathias des Hahns. Weil dies nun keinen vernünftigen Sinn gab, so nannte man nachher jeden sinnlosen Vortrag einen Galimathias.

Gallizien oder Galicien, eine im Nordwesten von Spanien gelegene Provinz, welche den Titel eines Königreichs führt, meistens ein rauhes, feuchtes Clima, ein bergichtes, in der Mitte unfruchtbares, gegen die See zu aber an Weiden und gutem Wein fruchtbares Erdreich hat, und unter seine bedeutendsten Häfen Coruña und Ferrol zählt. Die Größe beträgt 650 O. M., die Zahl der Einwohner 1,354,000. Der Oberst Cadalhaso schildert in seinen maroccanischen Briefen diese Einwohner also: „Sie sind, trotz der Unfruchtbarkeit des Bodens ihres Landes, stark und arbeitsam, ziehen in ganz Spanien herum, und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten etwas Geld zu verdienen, das sie alsdann mit nach Hause nehmen. Die Haltung ihrer Soldaten ist nicht so glänzend, wie in den übrigen Provinzen, dafür aber halten sie vortreffliche Mannszucht, und sind durch Strapazen abgehärtet. Geduldig ertragen sie Hunger und Durst und passen ganz vorzüglich zum Dienst der Infanterie. Mehrere Spanier und Franzosen nennen die Einwohner dieser Provinz die Gascogner Spaniens, und wirklich ist die Ähnlichkeit, sowohl in Hinsicht auf Lächerlichkeiten als Talent und Geist, zwischen beiden Völkern auffallend." Die Hauptnahrung im Lande ist Fischerei und Schifffahrt; in neueren Zeiten hat man Leinwandfabriken. Man zählt hier sieben Städte und sechzig Flecken. Darunter zeichnen sich aus Ferrol, la Coruña, Vigo, Orense, Lugo. Berühmt ist San Jago de Compostella, in dessen Dom der Körper des Apostels Jacob, des Schutzpatrons von Spanien, der hier zu-

erst den christlichen Glauben gepredigt haben soll, der Sage nach aufbewahrt ist.

Gallo (Marzio Mastritti, Marquis von), ehemals Botschafter des Königs Ferdinand IV. von beiden Sicilien, in Wien u. a. a. O., dann Staatsminister in Neapel unter Joseph Bonaparte und Joachim Murat. Ferdinand IV. gebrauchte ihn bei den schwierigsten Unterhandlungen während des Revolutionskrieges. Im Mai 1795 wurde er zum Premierminister an Actons Stelle ernannt, lehnte aber diesen Antrag ab. Als der König von Neapel 1797 seine Vermittelung zwischen Österreich und Frankreich anbot, wohnte Gallo den Conferenzen zu Udine bei und unterzeichnete den 17ten Oct. zu Campo Formio den zwischen Ungarn und Böhmen und der französischen Republik abgeschlossenen Frieden. Er erhielt zur Belohnung den Orden des goldenen Vließes. Sein Monarch benutzte abermals seine Dienste 1798, 1799 und 1800 in verschiedenen wichtigen Geschäften mit Frankreich. In der Zwischenzeit hatte er einen Kampf mit Acton zu bestehen, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Als ernannter Vicekönig von Sicilien erhielt er den Befehl, daselbst nur in Übereinstimmung mit Acton zu handeln. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botschafter des Königs beider Sicilien zur italienischen Republik und von da nach Frankreich. Bei der Krönung Napoleons zum König von Italien war er im Mai 1805 in Mailand gegenwärtig und den 21sten September d. J. unterzeichnete er einen Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des Neapolitanischen von den französischen Truppen, welcher aber in dem Augenblick der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er seinen Abschied, mußte aber im Januar 1806, gleich nach der Rückkehr des Kaisers, Paris verlassen. Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, ward er von demselben zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Er begleitete ihn nach Bayonne, im Mai 1808, und ward Großdignitar des Ordens beider Sicilien. Auch unter Murat blieb er Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Als solcher unterzeichnete er den 11ten Jan. 1814 den Allianztractat mit Österreich, worauf die Feindseligkeiten zwischen England und Murat aufhörten. Hierauf unterzeichnete er den 3ten Febr. zu Neapel einen Vertrag mit Lord Bentink. Auch in der verwickelten Lage, in welche Murat durch seinen doppelten Abfall, erst von Napoleon, dann von Österreich sich gebracht hatte, blieb er dem König treu, und diente ihm mit Eifer. Den 18ten April 1815 begab er sich nach Ancona, wohin bald nachher Murat seinen Rückzug nahm, dem er auf der Flucht folgte. Seitdem lebt er von Geschäften ganz zurückgezogen.

Gallus (Cornelius), aus Gallien gebürtig, war ein Freund Virgils, der seine zehnte Ekloge an ihn richtete, und einer der glücklichsten Elegiendichter, nur von minder gefälligem Ausdruck als Tibull und Properz. Seine Gedichte sind verloren gegangen, denn die sechs Elegien, welche ihm beigelegt werden, sind nicht von ihm, sondern von einem spätern und geringern Verfasser.

Galmei ist ein steinähnliches Zinkerz von brauner, gelber, grauer oder weißlicher Farbe, auch ziemlicher Festigkeit und Härte, das aber am Stahle keine Funken gibt. Es ist ein Gemisch von Zinkkalk, Thon und Eisen, auch wohl bisweilen noch Kalkerde und Blei, und kommt nur in Flötzen vor. Seine Anwendung findet beson=

gers bei Bereitung des Messings Statt; in der Arzneikunst wird er vorzüglich wegen seiner trocknenden, zusammenziehenden und heilenden Kraft als fein präparirtes Pulver bei Wunden zum äußerlichen Gebrauch, auch zu Salben, bei Augenentzündungen rc. angewendet. Übrigens wird er in Deutschland sowohl (besonders bei Goslar, Aachen und überhaupt in Westphalen), als auch in Spanien, England, Böhmen, Polen und besonders im Herzogthum Limburg häufig gefunden.

Galuppi (Baldessaro), dieser berühmte Tonkünstler wurde Buranello genannt, von Burano, einer Insel bei Venedig, wo er 1703 geboren wurde. Er lernte die Elemente seiner Kunst zunächst bei seinem Vater, nachher in dem Conservatorio degli Incurabili. Der berühmte Lotti war sein erster Lehrer im Contrapunkt. Noch sehr jung war er bereits ein fertiger Clavierspieler und gab Proben seines Genies für die Composition. Er war noch nicht 20 Jahre alt, als er auf dem Theater von Venedig seine erste Oper: Gli amici rivali, aufführen ließ. Sie wurde ungünstig aufgenommen; aber Galuppi wurde dadurch nicht abgeschreckt, er war vielmehr bemüht, die ihm vorgeworfenen Fehler für die Folge zu vermeiden. Er machte so reißende Fortschritte, daß er sich in kurzem so zu sagen aller Theater Italiens allein bemächtigte. Er wurde Capellmeister von St. Markus, Organist mehrerer Kirchen und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili. In einem Alter von 63 Jahren ward er als erster Capellmeister mit einem Jahrgehalt von 4000 Rubeln, wozu noch freie Wohnung und Equipage kam, nach St. Petersburg berufen. Die erste Oper, die er hier von seiner Composition gab, war Didone abbandonata. Nach der ersten Vorstellung machte ihm die Kaiserin ein Geschenk mit einer goldenen mit Diamanten besetzten Dose und tausend Ducaten, welche, wie sie sagte, Dido ihm in ihrem Testamente legirt habe. Im Jahr 1768 kehrte er nach Venedig in den Schooß seiner Familie zurück, zugleich um seine dortigen Ämter wieder zu verwalten. Vor seiner Abreise von St. Petersburg gab er noch die Oper Iphigenia in Tauris. Doctor Burney lernte ihn 1770 in Venedig kennen, er war noch voll Thätigkeit und Phantasie, Vater einer zahlreichen und begüterten Familie und setzte seine Arbeiten ohne Unterbrechung bis an seinen Tod fort, welcher im Januar 1785 erfolgte. Man behauptet, daß der Geist, Geschmack und Ideenschwung, welche er in seinen letzten Opern und Kirchenmusiken entfaltet, alles, was er früher herausgegeben, bei weitem übertreffe. Einzelne Mängel in Ansehung der Reinheit der Composition werden durch die Originalität der Ideen und die Schönheit der Melodien hinlänglich aufgewogen. Seine Opern, deren Zahl sich beinahe auf 50 beläuft, gehören fast alle zur komischen Gattung, die er besonders liebte, und in der er unerschöpflich an Wendungen und Einfällen war. Aber auch seine heroischen Opern und seine Kirchencompositionen enthalten Arien und Chöre voll Feuer und Ausdruck. Gedruckt ist von ihm nichts als der Clavierauszug von der Oper Il mondo alla rovescia, Leipzig 1752 und vier Symphonien, ebendas. 1760. M.

Galvani (Aloisio), geb. zu Bologna im J. 1737, studirte mit Erfolg die Medicin, und trat mit Auszeichnung in diese Laufbahn, indem er 1762 eine Thesis über die Natur und Bildung der Knochen vertheidigte. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Anatomie und Physiologie. Bald bekam er den Auftrag, die Ana-

temie in dem berühmten Institut seines Vaterlandes zu lehren, und gab ein Memoire über die Uringefäße der Vögel heraus, welcher Gegenstand um so interessanter ist, da dieselben keine Urinblase haben. Der Beifall, den diese Schrift erhielt, führte ihn zu dem Entschluß, die vollständige Physiologie der Vögel zu bearbeiten; allein er beschränkte sich auf eine Untersuchung der Gehörwerkzeuge, die bei ihnen so zart gebaut sind. Der Zufall führte ihn hierauf zu der Entdeckung mehrerer Phänomene, die einen neuen Zweig der medicinischen Physik bilden und von den Gelehrten nach ihrem Erfinder Galvanismus benannt worden sind. (S. d. folg. Art.) Auf einer Reise, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er auch so glücklich, der Ursache der bei dem Krampffische sich zeigenden electrischen Phänomene auf die Spur zu kommen und schrieb eine gelehrte Abhandlung darüber. Einfach in seinen Sitten und Wünschen und mit einem natürlichen Hang zur Melancholie, mied er zahlreiche Gesellschaften. Der Verlust seiner geliebten Gattin machte ihn trostlos. Er zog sich aufs Land zurück, um in seinem Schmerz nicht gestört zu werden, pries ihre Tugenden in rührenden Versen, und starb nicht lange darauf den 5ten Dec. 1798. In Rom wurde eine Medaille mit seinem Bildnisse geschlagen.

Galvanismus. In dem Hörsale Galvani's zu Bologna stand eine Electrisirmaschine, aus welcher einer seiner Zuhörer zufälliger Weise Funken lockte, während ein anderer einen Frosch präparirte und die Schenkelnerven desselben entblößt hatte. Bei jedem Funken gerieth der Froschschenkel in Zuckungen. Galvani glaubte in dieser sonderbaren und damals ganz neuen Erscheinung einen Fingerzeig zu sehn, daß die Electricität das Mittel sey, welches die Muskelbewegung hervorbringe. Er verfolgte daher diese Versuche mit präparirten Fröschen eifrig versuchte auch atmosphärische Electricität auf sie einwirken zu lassen, wiederholte die Versuche, welche glückten, mit präparirten Muskeln anderer, zum Theil lebender Thiere, und zog aus allen diesen Versuchen folgendes Endresultat: Jeder Muskel des thierischen Körpers sey eine electrische Batterie im Kleinen, und jede Muskelfaser stelle eine Kleistische Flasche vor, deren Innerem die Nervenfäden Electricität zuführen. Diese Electricität werde während des lebenden Zustandes ununterbrochen in dem Gehirne erzeugt, ströme von dort durch die Nerven dem Innern der Muskeln zu, und lade sie, welche Ladung sie auch nach Tödtung des Thieres eine Zeit lang behalten sollen. Werden die äußern Theile des Muskels und der Nerve durch einen oder mehrere die Electricität leitende Körper in Verbindung gesetzt, so entlade sich diese thierische Electricität; und so wie eine gläserne Verstärkungsflasche beim Entladen erschüttert werde und töne, so komme auch der Muskel durch das Entladen zum Zucken. Galvani nannte daher das Wirkungsmittel in diesen seinen Versuchen thierische Electricität, und machte sie zuerst im J. 1791 in seinem Werke über die Muskelbewegung bekannt. Der berühmte Physiker Volta aus Como, Professor der Physik zu Pavia im Mailändischen, zeigte indeß bald durch entscheidende Versuche, daß Galvani, durch vorgefaßte Meinung und unvollständige Versuche verführt, eine völlig unhaltbare Lehre aufgestellt habe, und daß es keine thierische Electricität gebe, wie er sie sich gedacht hatte. Sind Nerv und Muskel des präparirten Frosches ganz rein und blutleer, und setzt man sie durch einen Metallbogen, der durchgängig gleichartig ist, mit einander in Be-

rührung, so erfolgt keine Zuckung, obgleich auch in diesem Falle die thierische Electricität des Muskels entladen werden müßte. Wenn man dagegen zwei Stellen des entblößten Nerven mit verschiedenartigen Metallen berührt, z. B. mit Silber und mit Eisen, so erfolgt im Augenblicke, in welchem man diese in Berührung setzt, heftige Muskelbewegung, indeß sie nach Galvani's Theorie in diesem Falle nicht erfolgen sollte, da man bloß zwei Stellen des Leiters, der zum innern Belege der Muskeln führt, in leitende Verbindung gesetzt hat. Eben so erfolgen Zuckungen, wenn der entblößte Muskel mit dem einen, und eine Stelle des Nerven mit dem andern der beiden verschiedenartigen, einander berührenden Metalle berührt werden. Nach diesen Versuchen schien das Agens aus den verschiedenartigen Metallen zu entspringen, und dem zu Folge nannten Einige dieses Agens Metallreiz. Es gelang indeß Hrn. Volta darzuthun: 1. daß, wenn man durch den Nerven eines frisch präparirten Froschschenkels eine so geringe Quantität von Electricität durchströmen läßt, welche das empfindlichste Electrometer noch nicht in Bewegung zu setzen vermag, doch der Schenkel durch sie in heftige Zuckungen versetzt wird; und 2. daß, so oft zwei verschiedenartige Metalle mit einander in Berührung gebracht werden, durch diese Berührung ihr electrisches Gleichgewicht aufgehoben, und das eine positiv, das andere negativ electrisch wird. Und daraus schloß er mit Recht, die, durch zwei verschiedenartige sich berührende Metalle erregte Electricität sey es, welche bei ihrem Durchströmen durch den entblößten Schenkelnerven des Frosches diesen in Zuckungen bringe, so lange die Reizbarkeit des Froschpräparats nach dem Tode noch nicht ganz erloschen ist. Galvani's vorgebliche thierische Electricität, oder was Andere Galvanismus genannt hatten, sey also nichts anders als Electricität, auf eine neue, bis dahin ganz unbekannte Art, nämlich in der Berührung zweier verschiedenartigen Metalle, oder überhaupt zweier Leiter erregt. Galvanische Electricität ist daher auch der schicklichste Name für sie. Verhältnißmäßig die stärkste Electricität erregen in ihrer Berührung Zink und Silber, daher man diese Metalle, oder in Ermangelung des Silbers Zink und Kupfer, zu Erregern bei den Galvanischen Versuchen zu nehmen pflegt. Die Wirkungen, welche zwei solche Erreger hervorbringen, machen den einfachen Galvanismus aus. Der Entdecker des verstärkten Galvanismus ist Volta. Nimmt man mehrere Paare solcher Erreger, z. B. Zink- und Kupferplatten von gleicher Größe, wo in jedem der Zink nach einerlei Seite, z. B. unten, das Kupfer oben liegt, und baut ans ihnen eine Säule auf, indem man jedes Plattenpaar mit dem nächst folgenden durch einen porösen in Salzwasser oder in sehr verdünnter Säure getränkten Körper (z. B. Platten von Pappe oder Tuch) verbindet, so zeigt eine solche Säule an ihren Enden in dem Grade, in welchem der Plattenpaare mehrere sind, stärkere electrische Spannungen als ein einzelnes Plattenpaar; z. B. eine Säule von 100 Plattenpaaren an dem Zinkende eine 100 Mal stärkere positive, und man dem Silberende eine 100 Mal stärkere negative Electricät, als ein einziges Plattenpaar. Man nennt eine solche Säule die electrische Säule, oder zur Ehre ihres Erfinders die voltaische Säule. Dem Apparate lassen sich noch andere Gestalten geben; dahin gehören der Becher-Apparat, der galvanische Trog-Apparat, der Zellenapparat u. dgl. m. Man hat sie in

außerordentlichen Größen ausgeführt, z. B. von 2000 Plattenpaaren Zink und Kupfer, auch von sehr großen Flächen. Volta nennt alle diese Apparate Electromotore; Andere haben sie Galvanische Batterien genannt. Sie geben eine Menge überraschender Erscheinungen electrischer, chemischer und physiologischer Natur, durch welche nicht bloß unsere electrischen, sondern auch unsere chemischen Kenntnisse in den letzten zehn Jahren außerordentlich erweitert worden sind. Wer sich von diesen wundervollen Erscheinungen und ihren Gesetzen einige Kenntnisse verschaffen will, muß sie aus den Lehrbüchern der Physik schöpfen, und wir können dazu als das klarste und gedrängteste Gilberts Grundriß der Naturlehre, Leipzig 1813, empfehlen. Hier können nur einige der vorzüglichsten angedeutet werden. Berührt jemand die beiden Enden der Säule mit ganz trockenen Händen, so empfindet er nichts, indem das nicht leitende Oberhäutchen der Haut, wenn es trocken ist, die Einwirkung verhindert. Hat er die Zeigefinger der beiden Hände genäßt und berührt mit dem einen das Zinkende, mit dem andern das Kupferende der Säule, so erhält er einen Schlag, der bis über die Handwurzel hinausgeht. Hat er beide Hände mit Salzwasser gehörig genäßt, faßt mit ihnen große Metallstäbe und berührt mit diesen die beiden Enden der Säule, so gehn die Schläge bis in die Schultern und er ist unvermögend, die Arme still zu halten. Bringt man das eine Ende der Säule mit einem Theil des Kopfes in Berührung, während man mit nasser Hand das andere Ende der Säule berührt, so sieht man Blitze vor den Augen und fühlt auf der Zunge einen Geschmack. Führt man von den beiden Enden der Säule Gold- oder Platindrähte in ein Gefäß mit Wasser, so wird das Wasser sogleich in die beiden gasförmigen Körper zersetzt, aus denen es besteht. Haben die Platten große Oberflächen, und ist die Anzahl der Platten nicht unbedeutend, so entsteht in dem Augenblicke, in welchem man die beiden Enddrähte mit einander in Berührung bringt, eine so ungeheure Hitze, daß sehr kleine Metallmassen, z. B. Gold- und Silberblättchen, Eisen- und selbst Platindraht, dadurch nicht bloß geschmelzt, sondern selbst mit dem hellsten, zum Theil farbigen Lichte verbrannt werden. Kohlenstreifen lassen sich auf diese Art unter Wasser weißglühend machen. Durch die Kraft mächtiger Galvanischer Apparate sind von Davy in London zuerst die Alkalien und Erden zersetzt, und die Metalle, aus denen diese Körper bestehn, dargestellt worden u. dgl. m. U.

Gama (Vasco da). Das große, für den Gang des Handels, und selbst für die Cultur und die Staatenverhältnisse Europa's hochwichtige Ereigniß der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien sichert dem Namen des Mannes, der zuerst diesen neuen Handelsweg zu Indiens Schätzen befuhr, und den ersten Grund zu Portugals Handelsmacht in dem indischen Meere legte, seine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Vasco da Gama ward geboren zu Sines, einer kleinen Seestadt in Portugal, und stammte aus einem edlen Geschlechte. Als der Zögling Heinrichs des Seefahrers, dessen Kenntnissen und warmem Eifer Portugal seine glänzendste Zeit verdankte, König Emanuel der Glückliche, den Thron bestiegen hatte, übernahm er mit dem Erbe der Herrschaft auch die von seinem Vorfahr, Johann dem Zweiten, eifrig vorbereitete Ausführung des großen Gedankens, um das Vorgebirge der guten Hoffnung, das Bartholomäus Diaz im Jahre 1486 entdeckt und

glücklich umschifft hatte, nach Indien zu reisen. Im zweiten Jahre seiner Regierung rüstete er vier, nur mit 160 Soldaten und Seeleuten bemannte Schiffe aus, zu deren Befehlshaber er den Vasco da Gama ernannte, dessen Muth und Klugheit schon lange erprobt waren. Emanuel übergab ihm feierlich die Fahne, die er mitnehmen sollte; es war das Kreuz des Christordens, dessen Großmeister Heinrich der Seefahrer gewesen, darauf gestickt. Vasco schwur auf die Fahne seinen Eid. Am 9ten Juli 1497 bestieg er das Admiralschiff, das den Namen des heiligen Gabriel führte und 120 Tonnen hielt. Vasco's Bruder, Paul, hatte den Oberbefehl über das zweite, und Nicolaus Coelho über das dritte Kriegsschiff. Das vierte, eine Barke mit Lebensmitteln, führte Gonzalo Nuñez, ein Diener Gama's. Am 20sten November umschiffte Gama das Vorgebirge der guten Hoffnung, in den ersten Tagen des Jahres 1498 kam er an die Ostküste von Afrika, und am 1sten März lief er in den Hafen von Mozambique ein, wo seine Mannschaft in große Gefahr gerieth, als verlautete, daß die angekommenen Fremdlinge Christen wären. Sein Geschütz rettete ihn. In Mombaza ward er eben so feindlich behandelt, aber desto freundlicher nahm ihn der König von Melinde auf, der ihm versprach, mit den rückkehrenden Schiffen einen Gesandten an den König von Portugal abzuschicken. Der Admiral nahm von Melinde einen, der Schifffahrt sehr kundigen Mohammedaner aus Guzerat und einen erfahrenen Piloten mit, und gerade auf die Küste von Malabar steuernd, kam er im Mai, zu Anfang des Winters dieser Weltgegend, in Calcutta an, wo der mächtige Beherrscher des Landes, den man Zamorin, d. i. Oberkönig oder Kaiser, nannte, seinen Sitz hatte. Die Stadt war von Hindus bewohnt, und wurde sehr häufig von mohammedanischen Kaufleuten besucht. Als Gama dem Fürsten Nachricht von seiner Ankunft gegeben, sandte dieser ihm einen kundigen Piloten, um die Fremdlinge in den Hafen zu bringen. Die Portugiesen stiegen ans Land, da gesellte sich ihnen ein Maure aus Tunis zu, Namens Monzaide, der erst seit kurzem in Calcutta wohnte, und, in spanischer Sprache sich mit ihnen unterhaltend, seiner Freundschaft sie versicherte. Er hielt Wort, und eröffnete dem Zamorin, die Fremdlinge gehörten zu einem tapfern und mächtigen Volke des fernen Abendlandes, das Freundschaft mit ihm anknüpfen und mit seinen Unterthanen Handel treiben wollte. Am dritten Tage nach seiner Ankunft ward Gama durch einen Katual (Befehlshaber) zu dem Zamorin eingeladen. Er ging mit zwölf seiner Gefährten, und gab seinem Bruder Paul Befehl, die Nachricht von der glücklichen Entdeckung nach Portugal zu bringen, wenn er selber in dem fremden Lande umkommen sollte. Vasco und des Zamorin Abgeordneter wurden in Tragsesseln (Palankinen) von schnellfüßigen Malabaren leicht und sicher getragen. Der Zamorin, auf einem prächtig geschmückten Lager ruhend, empfing den Portugiesen freundlich, und nahm das Schreiben des Königs Emanuel aus Vasco's Hand. Diese günstige Aufnahme machte die mohammedanischen Kaufleute besorgt, welche sich in dem Lande des Zamorin niedergelassen hatten, und in den kühnen Fremdlingen gefährliche Störer ihres Handels zu finden fürchteten. Sie erweckten Argwohn bei dem Fürsten, indem sie die Besorgniß äußerten, daß die Fremdlinge, die bittend sich ihm nahten, bald mit Waffenmacht sein Land angreifen würden. Man überredete ihn sogar, die verwegenen Seefahrer wären Räuber, aber

nicht Abgesandte. Der Zamorin verrieth diesen Verdacht laut, als Gama wieder vor ihm erschien. Der portugiesische Befehlshaber antwortete mit so viel Würde und Festigkeit, daß der Fürst überrascht ihn anhörte, und dem großherzigen Fremdlinge mehr, als den Einflüsterungen seiner Rathgeber traute. Er bat die Portugiesen, auf ihre Schiffe zurückzukehren, und versprach, unterdessen eine befriedigende Antwort an den König Emanuel zu entwerfen. Aber Gama's Feinde machten einen neuen Anschlag. Sie nahmen sieben Portugiesen gefangen, und weder Bitten noch irgend eine gelinde Maßregel konnte sie bewegen, die Gefangenen frei zu lassen. Einige Fischerkähne der Eingebornen gingen indeß in die See. Da ließ Gama Jagd auf sie machen, und zwanzig Fischer wurden gefangen. Darauf ließ er sogleich die Segel aufziehen, als ob er hätte abreisen wollen. Dies wirkte. Der Zamorin schickte die Gefangenen zurück, und die Nachstellungen, welche die Portugiesen von seinen Unterthanen erfahren hatten, entschuldigend, sandte er dem Oberbefehlshaber den Brief an den König Emanuel. Gama reis'te ab. Monzaide, der in Portugal ein Christ werden wollte, begleitete ihn freiwillig, und wider Willen mußten einige der gefangenen Indianer mit ihm reisen; denn nicht alle wurden zurückgegeben, damit man diesen Fremdlingen die Heimath zeigen könnte. Ehe aber Gama aus dem indischen Meere segelte, ließ er durch Monzaide dem Zamorin schreiben, er wolle die Gefangenen nicht aus Rache für die erlittenen Kränkungen entführen, sondern sie sollten gleichsam ein Unterpfand seyn, daß er eines Tages mit ihnen zu Indiens Küsten zurückkehren werde, wenn sein König sie gesehen und aus ihrem Munde genauere Nachrichten von ihrer Heimath erhalten hätte, wogegen sie ihrem Fürsten Kunde von Portugal bringen könnten. Auf der Rückkehr besuchte Gama wieder den König von Melinde, den ersten Bundesfreund der Portugiesen im Morgenlande, der die Fremdlinge auch diesmal wohlwollend aufnahm. Nicolaus Coelho segelte den übrigen Schiffen voran und erschien zuerst im Hafen von Lissabon, wo bald nachher auch Vasco da Gama einlief, als er seinen Bruder Paul, der an einer Krankheit gestorben war, auf der Insel Tercera begraben hatte. Zwei Jahre und zwei Monate hatte er auf seiner Reise zugebracht, und von 160 Gefährten, die er mitgenommen, kehrten nur 55 mit ihm zurück. Nach seiner Ankunft in der Hauptstadt brachte er eine ganze Woche mit Andachtsübungen in dem Kloster zu, welches der Infant Heinrich erbaut hatte. Der König sandte einige der ersten Männer von seinem Hofe zu ihm, um ihn begrüßen zu lassen, und als Vasco darauf seinen festlichen Einzug in die Stadt hielt, wurden ihm zu Ehren allerlei öffentliche Lustbarkeiten angestellt. Emanuel ertheilte allen Gefährten des kühnen Seefahrers würdige Belohnungen, und Vasco selber erhielt für sich und seine Nachkommen den Ehrentitel Dom, die Würde eines Admirals der östlichen Meere und 3000 Ducaten Einkünfte; ein Theil des Reichswappens ward in sein Geschlechtswappen gesetzt, und ihm erlaubt, bei jeder Reise nach Indien 200,000 Crusados auf eigenen Gewinn einzulegen. Einige Zeit nachher verlieh er ihm noch die Würde eines Grafen von Vidigueira. Der Erfolg dieses Unternehmens war so glücklich und versprach so glänzende Vortheile, daß alle Gegner der Entdeckungsreisen umgestimmt wurden, und bald nach Gama's Rückkehr sandte der König Emanuel ein neues Geschwader von dreizehn Segeln unter Pedro Alvarez Cabral

nach Indien. Es wurden Bündnisse und Handelsverträge mit indianischen Fürsten abgeschlossen, und Cabrals Geschwader kam, so wie ein kleineres unter Juan Coelho, mit reichen Waarenladungen nach Portugal zurück. Es erwachte nun unter allen Ständen der regeste Eifer, bei dem Handel nach Indien zu gewinnen, und der Hafen von Lissabon füllte sich immer mehr mit fremden Schiffen, welche die Waaren des Morgenlandes abholten. Der König rüstete ein neues Geschwader von zwanzig großen Schiffen aus, mit welchem Vasco da Gama, der den Oberbefehl über dieselben erhielt, im März des Jahres 1502 zum zweitenmale nach Indien reis'te. Als er auf dieser Fahrt den König von Quiloa, der bisher die portugiesischen Seefahrer feindlich behandelt hatte, zinsbar gemacht hatte, steuerte er gegen die indische Küste, wo er die durch Cabral geschlossene Verbindung mit den Königen von Kananor und Kochim, welche gegen den Zamorin aufgebracht waren, noch mehr befestigte. Der Zamorin hatte seit Gama's erster Reise seine feindseligen Gesinnungen gegen die Europäer noch auffallender verrathen, und es waren zwei Jahre vorher, während Cabrals Anwesenheit in Indien, vierzig Portugiesen in Calcutta getödtet worden, als das Volk, durch die Ränke der Mohammedaner aufgereizt, das Factoreihaus der Fremdlinge stürmte. Vasco da Gama, der schon gleich bei seiner zweiten Ankunft in dem indischen Meere Gelegenheit gefunden hatte, durch Verbrennung eines arabischen Schiffes Rache zu üben, beschloß, den Zamorin noch härter zu züchtigen. Er erschien an der Küste von Calcutta, und, die friedlichen Vorschläge des bestürzten Königs nicht achtend, griff er die Schiffe an, welche im Hafen lagen, und ließ die Stadt beschießen. Die Kugeln seines Geschützes verbreiteten Schrecken und Verwüstung in der Stadt. Zugleich ließ er mehr als dreißig gefangene Araber an die Segelstangen aufhängen, schickte darauf die abgeschnittenen Köpfe, Hände und Füße derselben dem Könige, und ließ die verstümmelten Leichname ins Meer werfen, damit die Wogen auch sie ans Ufer brächten. Als er diese Rache genommen, besuchte er mit seinem Geschwader den verbündeten König von Kochim, wo er Abgeordnete von den in der Nachbarschaft wohnenden Anhängern des christlichen Glaubens, den sogenannten Thomaschristen, erhielt, welche ihn um Schutz und Beistand gegen die Heiden baten. Während er in Kochim beschäftigt war, Waaren zu laden, erschien vor ihm ein angesehener Bramine, von zwei Verwandten begleitet, und verrieth den Wunsch, mit ihm nach Portugal zu reisen, um sich im christlichen Glauben unterrichten zu lassen. Einige Tage nachher wußte der Bramine den portugiesischen Anführer durch scheinbare Gründe zu überreden, daß durch seine Vermittelung die Streitigkeiten der Portugiesen mit dem Zamorin vortheilhaft ausgeglichen werden könnten. Gama ließ sich desto leichter täuschen, da der Bramine seinen Sohn und seinen Neffen ihm als Unterpfänder seiner Aufrichtigkeit übergab. Er übertrug den Oberbefehl über das Geschwader einem erprobten Anführer, und segelte mit dem größten seiner Schiffe und einer Karavelle nach Calcutta, in der Hoffnung, sich unterwegs mit Vincent Sodre, der die Abgeordneten der indischen Christen in ihre Heimath zurückgebracht hatte, zu vereinigen. Der Bramine stieg ans Land, unter dem Vorwande, die Unterhandlung mit dem Zamorin einzuleiten; und um die Portugiesen desto sicherer zu machen, kam er einigemale mit Vorschlägen und Antworten zurück. Eines Tages aber erschie-

nen plötzlich hundert wohlbewaffnete Fahrzeuge, umringten das Schiff des betrogenen Gama, und versuchten kühn, es zu verbrennen. Aber schnell ließ Gama die Ankertaue kappen, und als er sich von dem Brandschiffe losgemacht hatte, blieb dieses unter den feindlichen Fahrzeugen zurück, welche, während sie auszuweichen suchten, in eine Unordnung geriethen, die das Geschütz der Portugiesen noch vermehrte. Vincent Sodre, der bei Gama's Ankunft eben abgesegelt war, kam auf des Admirals Befehl zurück, und die vereinigten Geschwader machten einen tapfern Angriff auf die Feinde, die nach einigem Verluste entflohen. Im Angesicht der Stadt wurden die Geißeln, welche der verrätherische Bramine gegeben, an die Segelstangen aufgehängt, und darauf die Leichen in eine Barke gelegt mit einem Briefe an den Zamorin, worin man ihn bat, dies Geschenk zum Danke für die List seines Boten anzunehmen. Gama kehrte alsdann nach Kochim zurück, und als er dort eine Factorei eingerichtet hatte, segelte er mit zehn Schiffen nach Kananor. Das Geschwader des Königs von Calcutta, aus 29 Schiffen bestehend, kam ihm entgegen. Man rüstete sich zum Kampfe. Gama ließ die leichtesten Schiffe gegen zwei feindliche Fahrzeuge, die sich von den andern entfernt hatten, voransegeln, und es wurden diese so muthvoll angegriffen, daß sie fast schon in der Gewalt der Portugiesen waren, als der Admiral mit den andern Schiffen ankam. Die übrigen feindlichen Schiffe flohen. Unter der reichen Beute, welche die Portugiesen mit den beiden eroberten Fahrzeugen gewannen, war auch ein kostbares Götzenbild aus lauterem Golde, mehr als 30 Pfund schwer, von abenteuerlicher Gestalt. Der siegreiche Gama trat darauf die Rückreise nach Lissabon an, wo er mit reich beladenen Schiffen ankam. Bei seinem feierlichen Einzuge ward in einem silbernen Becken der Tribut des Beherrschers von Quiloa vor ihm hergetragen, woraus König Emanuel eine kostbare Monstranz machen ließ, welche er dem prächtigen Kloster zu Belem (Bethlehem) schenkte, das er, statt der von Heinrich dem Seefahrer errichteten kleinen Capelle, erbaute, um das Andenken des großen Urhebers der neuen Länderentdeckungen zu verewigen. Franz de Almeida und der große Alfonso de Albuquerque hatten Portugals Macht in Indien glorreich befestigt, als der ehrenvoll ergraute Vasco da Gama von Emanuels Nachfolger, Johann dem Dritten, noch einmal auf den Schauplatz seiner ruhmvollen Thaten gesandt ward, wo, was er gesäet hatte, schon reiche Früchte trug. Er sollte als Vicekönig die Verwaltung der Ansiedelungen übernehmen, welche schon vom persischen Meerbusen bis zu den moluckischen Inseln reichten. Der edle Greis gehorchte dem Befehle des Königs, und schwur feierlich, daß er nicht aus irgend einer eigennützigen Absicht, nicht aus stolzem Dünkel die Stelle angenommen hätte; daß er Gerechtigkeit handhaben und des Königs Gebote beobachten, daß er in der Wahl der Beamten nicht seine Verwandten und Freunde, sondern des Königs treue Diener und jeden verdienstvollen Mann vorziehen, und stets Bestechungen verschmähen wollte. Vasco gab ein Manneswort, das er in der kurzen Zeit seiner Verwaltung treulich erfüllte. Er segelte mit einem Geschwader von vierzehn Fahrzeugen im Jahre 1524 aus Portugal. Nach einer nicht ganz glücklichen Fahrt, auf welcher einige seiner Schiffe untergingen, kam er in das Meer von Kambaja. Die See war ruhig, es herrschte völlige Windstille, da

fingen die Schiffe plötzlich an zu schwanken. Alle hielten sich für verloren, jeder wollte sich retten, als Vasco erkannte, daß diese sonderbare Bewegung des Meeres die Wirkung eines Erdbebens war. — Der Vicekönig besuchte gleich nach seiner Ankunft einige kleine Ansiedelungen, und traf kräftige Vorkehrungen zum Schutze derselben und zur Erhaltung des Ansehens der portugiesischen Waffen unter den Eingebornen, aber mitten unter den Siegen, welche seine Geschwader erfochten, als er kaum drei Monate sein Amt verwaltet hatte, erlag er den Schwächen des Alters, und am 24sten Dec. 1524 starb er zu Goa. R.

Gambe (ital. Viola di Gamba, franz. auch Basse de Viole genannt), Beingeige, ein Saiteninstrument, dessen Bauart, Ton und Behandlung viel Ähnlichkeit mit dem Violoncell hat, nur daß bei jener sechs, wohl auch sieben Saiten sich befinden; die Stimmung von der Höhe nach der Tiefe zu ist D, G, c, e, a, $\overline{d}$. Es ist zuerst in England aufgekommen (daher auch die englischen wegen ihres schönen Klanges immer den Vorzug behalten haben), nachher aber in Italien, Frankreich und Deutschland eingeführt worden, wo es, besonders bei den Franzosen, viel Liebhaber und Virtuosen gefunden hat. Bei Concerten diente dieses Instrument ehedem sehr zur Verstärkung des Basses; allein seitdem man dem Violoncell mehr Vollkommenheiten gegeben hat, ist jenes ziemlich außer Gebrauch gesetzt worden. Einer der berühmtesten deutschen Gambisten war Ernst Christian Hesse. Man hat übrigens auch ein Orgelregister, welches diesen Namen führt, auch gibt es eine besondere Art von Clavier unter dem Namen Gambenwerk oder Geigen-Clavicymbel, wo vermittelst eines angebrachten Rades zehn bis zwölf kleinere Räder, welche mit Pergament überzogen, und mit Colophonium bestrichen sind, in Umtrieb gesetzt, und dadurch die mit denselben in Verbindung stehenden metallenen Saiten stark oder gelind, je nach dem man das Clavier anschlägt, angegeben, und auf eben die Art, wie die Saiten der Violine von dem Bogen gestrichen werden; daher auch der Name Geigenwerk. Der Erfinder war zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts Hans Hayden, ein nürnbergischer Tonkünstler (gest. 1613), welcher auch über die Verfertigung desselben ein Privilegium vom Kaiser Rudolph II. erhielt. Nachher sind (ungefähr ums J. 1750) von Matth. Risch zu Ilmenau wieder dergleichen Instrumente gefertigt worden.

Ganerben (von dem alten Wort Gan, gemein, und Erben d. i. Herren) hießen in dem mittleren Zeitalter, besonders in den Zeiten des Faustrechts, diejenigen Familien, welche sich zur gemeinschaftlichen Beschützung und Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlichen Schlosse (Ganerbenschloß oder Haus) vereinigten, wobei sie zugleich unter einander über den Mitbesitz jener Güter übereinkamen und ihre Gränzen bestimmten, welche Verträge der Burgfriede genannt wurden. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufhörte, erloschen auch allmählig die Ganerbiade, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name Ganerbe einen Miterben oder Mitbesitzer, der mit andern an einem Gute Antheil hat.

Gang (Bergbau), ist eine aus flächenähnlichen Spalten bestehende besondere Lagerstatt der Fossilien, welche mit einer von der

Gebirgsmasse mehr oder weniger verschiedenen, in Lagen getrennten Masse angefüllt ist, deren Breite im Verhältniß gegen ihre Ausdehnung in die Länge und Tiefe sehr gering ist, und die zwar in den Gebirgsmassen, welche sie jederzeit unter gewissen Winkeln durchschneidet, vorkommt, aber nicht unmittelbar zu denselben gehört, auch auf eine ganz verschiedene Art ihr Daseyn erhalten hat. Die Mächtigkeit der Gänge steigt von ungefähr ½ Zoll bis zu 2, 3, 4, 14, 18, 20 bis 30 Lachtern. Ist die Mächtigkeit der Gänge schmaler als ½ Zoll, so werden sie in Sachsen Klüfte genannt. Flache Gänge heißen Trümmer. Nach dem Inhalte unterscheidet man die ausgefüllten oder eigentlichen Gänge von den unausgefüllten oder dürren. Erstere sind Schmerklüfte, wenn sie Steinmark, Letten, Seifenstein u. s. w., faule Klüfte, wenn sie verwittertes Gestein, Wasserklüfte, wenn sie Wasser, edle Gänge aber, wenn sie Metalle, taube Gänge, wenn sie keine Metalle enthalten. Die Metalle sind enthalten und gemengt mit der Gangart, welche von der Gebirgsart, worin der Gang aufsetzt, gewöhnlich ganz verschieden ist, und entweder unmittelbar mit derselben verwachsen oder auf beiden Seiten durch eine Ablösung von thonigem Gesteine (Saalband) getrennt ist. Die Neigung, in welcher die Gänge senkrecht in die Tiefe setzen, heißt ihr Fallen. In seinem horizontalen Verhalten nach den Weltgegenden wird es das Streichen genannt und nach dem magnetischen Meridian beurtheilt. Begegnen sich Gänge in verticalen Winkeln, so durchfallen, in horizontalen Winkeln oder im Streichen, so durchkreuzen sie einander. Vereinigen sie sich, so schaaren sie sich. (Vergl. Ganggebirge.)

Ganganelli, s. Clemens XIV.

Ganges, einer der größten und wichtigsten Flüsse Asiens, welcher im nordwestlichen Tibet entspringt, durch das Gebirge bei Razemal nach Hindostan dringt, dieses Land durchströmt, und sich in vielen Armen in den bengalischen Meerbusen ergießt. Der westliche, obwohl kleinere Arm wird durch die hochsteigende Fluth des Meeres so tief, daß Kriegsschiffe gegen 30 Meilen den Strom hinaufkommen können. Der größere östliche Arm ist weniger bekannt. In der Regenzeit ergießt sich der Strom weit über die angränzenden Ebenen Bengalens und macht sie fruchtbar ohne andere Düngung. Dem Flusse, von dessen wunderbarer Entstehung die alte indische Mythologie erzählt, erweisen die Indianer göttliche Verehrung. Am Tage des Vollmonds im April ist es strengste Pflicht, sich im Ganges zu waschen und zu reinigen, und Almosen auszutheilen. Der zehnte Tag des Neumonds im Monat Mai wird als der Geburtstag der Ganga gefeiert, weil man erzählt, daß sie an diesem Tage auf die Erde gekommen sey. Der Tag des Vollmonds in demselben Monat ist der Tag des allgemeinen Waschens im Ganges. Eben so ist der Tag des Vollmonds im Junius und der zwölfte des Neumonds im Julius dazu bestimmt, sich im Ganges zu waschen. Das größte Fest der Ganga aber fällt auf den zehnten Tag des Neumonds im September, und ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß beim Schlusse desselben ihr Bildniß in den Ganges geworfen und von ihr gesagt wird, sie sey zu ihrem Gemahl Schiven zurückgekehrt. Dasselbe geschieht auch am letzten Tage des dreitägigen Festes, welches ihr zu Ehren im zwölften Monat, d. i. unserm März, vom siebenten Tage des Neumonds

an, gefeiert wird. Aber auch außerdem verehren die Indier den Ganges beständig, weil sie glauben, er entspringe unmittelbar aus den Füßen des Brama, und habe vermöge seines heiligen Ursprungs große Wunderkräfte. Wer an seinem Gestade stirbt und vor dem Tode noch von seinem heiligen Wasser trinkt, braucht nicht wieder in die Welt zurückzukommen, um ein neues Leben anzufangen. Sobald daher ein Kranker von den Ärzten aufgegeben ist, eilen die Verwandten, ihn an das Ufer des Ganges zu bringen, um ihm von seinem heiligen Wasser einzuflößen oder ihn in dasselbe zu tauchen. Die, welche zu weit von ihm entfernt wohnen, bewahren beständig etwas von diesem kostbaren Wasser, als ein großes Heiligthum, in kupfernen Flaschen auf, damit es ihnen in der Todesstunde gegeben werden kann. Auch hebt man von den Todten, wenn sie verbrannt sind, die übrig gebliebenen Knochen und die Asche sorgfältig auf, bis sich eine Gelegenheit findet, sie in den Ganges werfen zu lassen. Daher wird das Wasser des Ganges, wegen seiner großen Heiligkeit und Nutzbarkeit, durch ganz Indien in Geschirren verführt und verkauft. M.

Ganggebirge sind Theile der weit verbreiteten Gebirgsmassen oder allgemeinen Lagerstätten der Mineralien, und enthalten in der Regel einzig und allein die Gänge der besondern Lagerstätten der Fossilien. Das Weitere s. in dem Art. Geologie. X.

Gangliensystem begreift sämmtliche Nerven im thierischen Körper, welche ihre Vereinigungspunkte in den Nervengeflechten und Nervenknoten (Ganglien) des Unterleibes haben, und von da sich mit den Blutgefäßen in alle Organe der Verdauung, der Absonderung und Ernährung begeben, sich folglich durch den ganzen Körper in die Regionen verbreiten, welche der Erhaltung (der Reproduction) zugewandt sind. Man kann es deßhalb auch das reproductive Nervensystem nennen. Die physische bildende Kraft des Organismus hat ihren Sitz im Gangliensystem; die Nervenkraft desselben ist daher als Beherrscherin aller zur Bildung und Erhaltung des lebenden Körpers gehörigen Functionen anzunehmen. Die vorzüglichsten Organe dieser Functionen haben deßhalb auch ein zu ihnen gehöriges eigenes Netz von Nervenknoten, die durch divergirende Nervenfäden mit einander zusammenhängen. Das bedeutendste darunter, gleichsam alle übrige beherrschende, ist das in der Gegend der Herzgrube zunächst unter dem Zwerchmuskel hinter dem Magen befindliche, welches man deßhalb auch das Gehirn des Unterleibes, das halbmondförmige Knotennetz oder das Sonnengeflecht nennt. Außer diesem sind noch die Leber, der Magen, die Milz, die Nieren, die Gedärme, die Eingeweide des Beckens, die Lungen und das Herz mit besondern Nervengeflechten versehen, die jedoch alle mit einander in Verbindung stehen. Diese Verbindung unter einander sowohl, als mit dem Rückenmark und dem Gehirn (dem Cerebral- und Vertebralsystem), wird durch den großen sympathischen Nerven vermittelt, welcher auf beiden Seiten der Wirbelsäule von dem obern Theile des Halses durch die Brust und den Unterleib bis in das Becken herabgeht, und mit Nervenfäden aus dem Gehirn und aus dem Rückenmarke, und mit den genannten Geflechten zusammenhängt. Die Nerven des Gangliensystems weichen von denen des Cerebral- und Vertebralsystems in Ansehung der organischen Masse und Bildung bedeutend ab, sie sind weich, gallertartig, graugelb und röthlich, nicht in regelmäßiger Symmetrie verbreitet, sondern regellos und zerstreut, die Fortsetzung desselben bilden Netze und Geflechte um die Arterien,

verbielfältigen sich mit deren Vertheilung und begleiten sie bis in ihre feinsten Verzweigungen in die Haargefäßbildung. Von der Einwirkung auf die Nerven des Ganliensystems erhält die Seele dunkle Wahrnehmung von ihrem Körper (S. d. Art. Gemeingefühl). H.

Gangräna, der heiße Brand, wo in den absterbenden Gliedern noch Empfindung, Bewegung und Wärme ist (S. den Artikel Brand).

Gant oder Vergantung (vom lat. quanti, wie theuer), der öffentliche Verkauf, welchen die Obrigkeit mit den Gütern eines verschuldeten Unterthanen vornimmt; auch der Concurs des Schuldners selbst. Ganthaus, ein Versteigerungshaus. Gantmann, der Concursschuldner. Gantmeister, der Versteigerer, Auctionator. Gantprozeß, der Concursprozeß. Gantrecht, das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet wird. Gantregister, das Verzeichniß derjenigen Sachen, die öffentlich versteigert werden sollen; der Auctionscatalog.

Ganteaume (Honoré, Graf), französ. Viceadmiral und Pair von Frankreich, geb. 1759, ist einer der ausgezeichnetsten Seeoffiziere Frankreichs. Seine Laufbahn begann er unter Estaing und Suffren und in dem Laufe des Revolutionskriegs wurden ihm die wichtigsten Aufträge ertheilt. Er begleitete Napoleon als Chef des Generalstabes der Flotte nach Ägypten, wohnte der unglücklichen Schlacht von Abukir bei, aus der er sich mit seiner Division ruhmvoll rettete. Dann verfügte er sich zu Napoleon und begleitete diesen auf seinen verschiedenen Zügen in Ägypten und nach Syrien. Ihm wurde bei der romanesken Rückkehr Bonaparte's nach Frankreich im Aug. 1799 der bedenkliche Auftrag, die kleine Escadre, welche denselben mit der Schaar seiner Auserwählten zurückführen sollte, zu befehligen. Am 23sten August verließ er die Rhede von Abukir und landete am 8ten Oct. glücklich zu St. Rapheau, ohne von den zahlreich im mittelländischen Meere kreuzenden Engländern bemerkt worden zu seyn. Die ganze Escadre, an der in diesem Augenblicke das Schicksal der Welt hing, bestand aus zwei Fregatten, einem Aviso und einer Tartane. Ganteaume wurde von jetzt an von Napoleon und später von Ludwig XVIII. mit den bedeutendsten Aufträgen beehrt, deren Aufzeichnung aber nicht hierher gehört.

Ganymēdes, ein Sohn des Tros und Urenkel des Dardanus, des ersten Stifters von Troja, und der Kallirrhoe, der Tochter des Skamandros. Er war

— der Schönste der sterblichen Erdebewohner;
Ihn auch rafften die Götter empor, Zeus Becher zu füllen,
Wegen der schönen Gestalt den Unsterblichen zugesellet. —

Jupiter entführte ihn unter der angenommenen Gestalt eines Adlers vom Berge Ida, und trug ihn sanft schwebend in den Klauen von der Erde zum Wohnsitze der Götter empor. Hier lebte er in der Gesellschaft der Unsterblichen, und sein Geschäft war, an der Tafel der Götter den Nectar einzuschenken, da Hebe sich dieses Amtes verlustig gemacht hatte. Dichtern und Bildnern hat dieser Mythus reichen Stoff zur Behandlung gegeben. Wir haben in Gemählden, Statuen, Kameen und Intaglio's noch Meisterstücke übrig, welche diesen schönen, eben aus dem Knabenalter getretenen Jüngling in reizender

Anmuth darstellen. Man erkennt die Abbildungen des Ganymedes an der phrygischen Mütze und an dem bei ihm befindlichen Adler, der entweder neben ihm steht oder ihn ergriffen hat, um ihn zum Olymp zu führen.

Garamantit, ein edler Stein, der in Äthiopien und Ceylon gefunden wird, auswendig dunkelfarben und glänzend, inwendig durchsichtig und mit kleinen goldfarbenen Flecken bezeichnet ist.

Garat. I. Domin. Jos., Graf, geb. 1760; ein vielfältig in die Geschichte der Revolution Frankreichs eingreifender öffentlicher Charakter (public Character). Er war vor dem Zusammentritt der constituirenden Versammlung, deren Mitglied er wurde, privatisirender Gelehrter und hatte sich namentlich durch eine Eloge von l'Hopital sehr vortheilhaft bekannt gemacht. Nach der Auflösung der constituirenden Versammlung wurde er in den Strudel der Revolution gezogen. Er trat in den mannichfachsten Verhältnißen in derselben auf, in welchen wir ihm hier nicht folgen können, und nur das anführen wollen, daß er 1792 als Justizminister den gräßlichen Auftrag erhielt: Ludwig XVI. seine Verurtheilung anzukündigen. Unter Napoleon wurde er später Senator. Ludwig XVIII. hat ihn nicht weiter angestellt und ihn aus dem Nationalinstitut, dessen Mitglied er war, bei der neuen Organisation desselben entfernt. II. Pierre Jean, des vorigen Neffe, einer der berühmtesten Sänger und ausgezeichnetsten Lehrer beim musikalischen Conservatorium in Paris. Die Stimme Garats ist die bewundernswürdigste, welche je die Natur gebildet hat. Sie vereinigt die verschiedensten Eigenschaften aller Organe und aller unter den besondern Benennungen bekannten Stimmen. Er singt Vocal- und Instrumentalpartien mit gleicher Richtigkeit und Leichtigkeit. In den Bravourarien entwickelt er alle Hülfsmittel seines Talents und Organs, alle Wundergaben der Natur und Kunst, aber auch für das Cantabile, für die Romanze, für die gefühlvolle Arie weiß er die Reinheit und die Simplicität des Ausdrucks anzuwenden, welche diese verlangten.

Garcia (Manoel), ein vorzüglicher Tonsetzer und Sänger, geb. zu Sevilla 1779, wo er an der Kathedralkirche unter Ant. Ripa, und Juan Almarcha die Kunst studirte. Er hat in Madrid mehrere Tonadillen gesetzt, u. m. a. folgende Opern: der Gefangene, seine erste, zu Malaga (1801), in Madrid: der Gastwirth, die Wanduhr, der rechnende Poet; in Neapel: das Mädchen von Ray, in drei Acten; die Cantate, Diana und Endymion. Seine Oper, der Kalif von Bagdad in zwei Acten, fand 1812 in Neapel, und 1817 in Paris großen Beifall, er trug darin die Hauptrolle vor und seine Frau, eine ausgezeichnete Sängerin, die Rolle der Zenaide. Für die Domkirche zu Sevilla hat er zwei Messen gesetzt. Seine neuesten Opern: Zemire und Azor, in zwei Acten, und Hulla, oder Gulistan, in drei Acten, sind (1818) noch nicht aufgeführt.

Garcilaso de la Vega (eigentlich Garcias Laso de la Vega), genannt der Fürst der spanischen Dichter, war im J. 1503 zu Toledo geboren. Sein Vater war Commandador Mayor von Leon des Ordens von Santiago, Staatsrath des Königs Ferdinand des Catholischen und Gesandter desselben bei Leo X.; seine Mutter war Donna Sancha Guzman. Beide Familien sind sehr alt, und wenn einer Nachricht in der Historia de las guerras civiles zu trauen

ist, so erhielten die Garcilaso's ihre Zunamen von den Kämpfen, welche sie in dem großen Thal von Granada, Vega genannt, mit maurischen Helden bestanden. Mit allen Eigenschaften ausgestattet, welche zu einem Dichter gehören, fand Garcilaso bald seine Bestimmung. Die Lectüre der Alten, vorzüglich der Römer, entwickelte seinen Geist. Boscan hatte angefangen, die Versarten und Sylbenmaße der Italiener in die spanische Poesie zu bringen. Garcilaso ward sein Nachahmer, vernichtete alle seine frühern Versuche, und fing an, nur die Italiener zu copiren. Dies gelang ihm so gut, daß er noch jetzt zu den besten spanischen Dichtern gezählt wird, und zu denjenigen gehört, auf welche die Spanier stolz sind. Seine Schicksale kann man zum Theil aus seinen eigenen Werken kennen lernen. Er hielt sich eine längere Zeit in Italien auf, und durchreis'te darauf in den Diensten Carls V. einen Theil von Deutschland. 1529 wohnte er dem Feldzuge gegen Soliman und 1535 dem gegen Tunis bei. In dem letztern wurde er am Arme verwundet, und lebte hierauf eine Zeit lang in Neapel. Im J. 1536 commandirte er dreißig Compagnien Fußvolk und marschirte mit dem Kaiser gegen Marseille. Auf dem Rückzuge hielt ein mit Mauren besetzter Thurm die Armee auf, man sagt, es sey der Thurm Muy bei Frejus gewesen. Der Kaiser gab den Befehl, ihn zu nehmen. Garcilaso, unter einem Hagel von Steinen, drang mit der Pike in der Hand vor; kaum aber hatte er den Fuß auf die Leiter gesetzt, als er gefährlich am Kopfe verwundet zu Boden sank. Man brachte ihn nach Nizza, und hier starb er den 21sten Tag nach seiner Verwundung im 33sten Jahre seines Alters. Sein Leichnam wurde 1538 nach Toledo gebracht und in dem Grabmal seiner Familie beigesetzt, nachdem er zwei Jahre in der Kirche des heil. Dominicus zu Nizza war aufbewahrt worden. Bedenkt man Garcilaso's kurze Lebensdauer bei einem unstäten und mühevollen Leben, so muß man doppelt über die Vollkommenheit seiner Gedichte erstaunen und seinem Genie die größten Huldigungen darbringen. Die spanische Poesie hat ihm unendlich viel zu danken, denn ohne ihn würde Boscan als Ausländer mit seinen Neuerungen um so weniger durchgedrungen seyn, da er an Christoval de Castillejo einen so furchtbaren Gegner fand. Boscan war dafür so dankbar, die Werke seines Freundes mit der größten Sorgfalt zu sammeln. Sie bestehen aus Eklogen, Episteln, Oden, Liedern, Sonetten und einigen kleinern Gedichten. M.

Gardel (Pierre Gabriel), Balletmeister der großen französischen Oper in Paris, geboren zu Nancy, der Sohn C. Gardels, Balletmeisters des Königs von Polen, debutirte in der königlichen Akademie der Musik in der Oper L'union de l'amour et des arts im J. 1774. Im J. 1787 wurde er zum ersten Balletmeister des Königs und der Akademie der Musik, und 1802 von Bonaparte, als erstem Consul, zu seinem Balletmeister ernannt. Die ausgezeichnetsten Componisten, Mehul, Cherubini, Miller, Kreuzer, Catel u. A. haben seine Ballets und Pantomimen in Musik gesetzt. Die vorzüglichsten derselben sind: Psyche, Telemach (1790) und le Jugement de Paris (1793). Noch sind von ihm bekannt: la Dansomanie, 1800; le Retour de Zephire, 1802, Achille à Scyros, 1804; Paul et Virginie 1806; Venus et Adonis, 1808; Persée et Andromède, 1810; l'Enfant Prodigue, 1812, u. a. m. Seine Gattin, Madame **Gardel**, geborne Miller, trat als Tänzerin auf, an die

Stelle der Mademoiselle Guimard, zuerst 1786, in der Oper Dardanus. Sie glänzte in den Hauptrollen Eucharis im Telemach, und in Psyche im Ballet dieses Namens; in der Chercheuse d'esprit, in der Fille mal gardée, u. a. m. Nach dreißigjähriger Kunstleistung trat sie im J. 1816 von der Bühne ab.

Garnerin (die Brüder). Der ältere, Jean Bapt. Olivier, ist Physiker, war vor der Revolution im Pachtbureau angestellt, dann in den Bureaus des Nationalconvents und trat als Zeuge im Prozeß der Königin gegen dieselbe auf. Späterhin ward er „Illuminateur" im Hause der Exkönigin Hortensia, und Josephs Bonaparte. Im Sept. 1815 leitete er nebst dem Physiker Robertson die Versuche mit dem Fallschirm. Seine Tochter Elisa, 24 J. alt, ließ sich den 21. Sept. in Gegenwart des Königs von Preußen, aus einer Höhe von 1800 Toisen mit dem Fallschirm herab; ein zweitesmal den 24. März 1816 und seitdem öfter. Diese Luftschifferin nennt sich Aëroniste. Auch ihr Vater nennt sich Aëronaute, ist aber nie aufgestiegen. Sein jüngerer Bruder, André Jaques, ist nächst Blanchard der geschickteste und muthigste Luftschiffer. Er erfand das Herabsteigen im Fallschirm, und machte damit zu Paris im Juni 1799 den ersten Versuch; dann 1800 vor dem Hofe zu St. Petersburg. Er nannte sich jetzt le premier Aëronaute du Nord. Auch Lenormand u. a. Physiker haben mit dem Fallschirm Versuche gemacht. Den Anspruch seines Bruders auf den Ruhm dieser Erfindung bestritt er im Nov. 1815 in einer eignen Druckschrift.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne erfreut hat, war 1716 zu Heresford geboren, wo sein Vater, Capitain bei der engl. Infanterie, auf Werbung lag. Seine ursprüngliche normannische Familie, welche la Garrique hieß, hatte sich zur Zeit des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Garricks Talente für die Schauspielkunst entwickelten sich früh. In den Schulwissenschaften machte er keine großen Fortschritte, wiewohl er im J. 1735 dem Unterricht des gelehrten Johnson übergeben ward; eben so wenig konnte er bei seiner lebhaften Phantasie an dem trockenen Studium der Rechtsgelehrsamkeit Geschmack finden. Sein wenig begüterter Vater schickte ihn darauf nach Lissabon, wo er einige Zeit auf dem Comtoir eines Kaufmanns arbeitete, und nach dem Tode des Vaters unternahm er mit seinem Bruder gemeinschaftlich einen Weinhandel, gab aber auch diesen bald wieder auf, und trat im Sommer 1741 in die Laufbahn, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Er ward Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft und debutirte zu Ipswich in der Rolle des Abran, im Trauerspiel Oronoko. Der Beifall, den sein meisterhaftes Spiel in der Provinz erwarb, verbreitete sich nach London, wohin man ihn berief. Er spielte nunmehr wechselsweise in London und Dublin, bis er im Jahr 1747 in Verbindung mit Lacy das Eigenthum des Drury-Lane-Theaters nebst der Erneuerung des Privilegiums kaufte und die Direction desselben übernahm. Hier spielte er bis 1776, von welcher Zeit er jedoch zwei Jahre (1763 bis 1765) zu Reisen anwendete. Den 10ten August 1776 betrat er zum letztenmale in der Rolle des Don Felix in dem Wunder, einem Lustspiele der Madame Centlivre, das Theater. Hierauf begab er sich auf sein reizendes Landhaus bei London, konnte jedoch der Ruhe desselben nicht ungestört ge-

nießen, da er von heftigen Steinschmerzen befallen ward, und starb im J. 1779. In einem Alter von dreißig Jahren hatte er sich mit der berühmten und überaus schönen Tänzerin Violetti verheirathet. Er war klein von Person, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte schwarze lebhafte Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das bewundernswürdigste in seiner Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er auch gleich groß im Tragischen und im Komischen, wiewohl das letztere eigentlich sein höchster Triumph war. Lichtenberg, der ihn selbst sah, hat uns äußerst schätzbare Bemerkungen über einige seiner Rollen mitgetheilt. Wie genau Garrick den Ausdruck der Leidenschaften bis in die kleinsten Details kannte und beobachtete, beweis't folgendes Urtheil von ihm. „Sie haben," sagte er einst zu einem französischen Schauspieler „die Rolle des Trunkenen mit viel Wahrheit und dabei mit Anstand gespielt, nur — wenn sie mir diesen kleinen Tadel verzeihen wollen — ihr linker Fuß war zu nüchtern." Von der Gewalt, die Garrick über seinen Körper hatte, zeugt folgende Anekdote, die er selbst erzählt hat. Der berühmte Verfasser des Tom Jones war gestorben, als man den Druck seiner Werke vollendete; man wünschte sein Portrait dazu zu besitzen, und Garrick versprach, es zu schaffen. Er ging hierauf zu seinem Freund Hogarth, begab sich bei demselben in ein Nebenzimmer, wickelte sich in einen Mantel, den er zu diesem Zwecke mitgebracht hatte, und nahm ganz die Physiognomie Fieldings an. Eben so veränderte er seine Stimme, rufte dann Hogarth, und bat ihn zu mahlen. Hogarth erschrickt, er glaubt Fielding selbst zu sehen. „Eile, mich zu mahlen!" sagt ihm Garrick. Dieser thut es; und dies ist das Portrait, das in der englischen Ausgabe vor Fieldings Werken steht. Außer seinen Verdiensten als Schauspieler, trug Garrick als Schauspieldirector ungemein viel zur Verbesserung der englischen Bühne bei. Auch als Schriftsteller bewies er sich thätig, sowohl in Verfertigung eigner Stücke, die nicht ohne Schönheiten sind (gesammelt in 3 Bänden, London 1798, 12.), als auch in Umarbeitung, Abänderung und Übersetzung fremder Arbeiten. Die Anzahl seiner zum Theil trefflichen Prologen, Episteln und andern Gedichte ist gleichfalls sehr beträchtlich. (Unvollständig gesammelt in 2 B. 8., London 1785.) Nach einer Nachricht im deutschen Museum (1777) soll er auch ein Werk über den mündlichen Vortrag hinterlassen haben. Sein Leichnam wurde von vier der vornehmsten Engländer getragen, und in der Westminster-Abtei an dem Fuße eines Denkmals, das dem Andenken Shakspeare's errichtet ist, beigesetzt. Er hinterließ ein sehr großes Vermögen, das er theils seinem Glücke, theils seiner Sparsamkeit, die oft an Geiz gegränzt haben soll, zu danken hatte. Eine Beschreibung seines Lebens von Davies ist auch ins Deutsche übersetzt.

Gartenkunst, Gärten. Herder in seiner Kalligone nennt die Gartenkunst die zweite freie Kunst der Menschen, Baukunst die erste. „Ein Bezirk," sagt er, „wo jedes Land und Beet das Seine, in seiner Art das Beste trägt, und keine kahle Höhe, kein Sumpf und Moor, keine verfallne Hütte, keine unwegsame Wüstenei von der Trägheit ihrer Einwohner zeugt; — wo diese schöne Kunst ein Land verschönt, bedarf es keiner Bildsäulen am Wege: lebend kommen uns mit allen ihren Gaben Pomona, Ceres, Pales, Vertumnus, Sylvan und Flora entgegen. Die Kunst ist zur Natur, die Natur zur Kunst

geworden, nicht ohne Mühe, nicht ohne Nutzen und Bedürfniß. Glücklich die Menschheit, die an Bemühungen und Gegenständen dieser Art Freude zu haben, frühe gewöhnt ward. In der Natur Harmonie und Disharmonie zu unterscheiden, den Charakter jeder Gegend kennen und gebrauchen lernen, mit dem regen Triebe, das Schöne der Natur allenthalben zu erhöhen und zu versammeln; wäre dies keine schöne Kunst, so gäbe es keine." Es wird darauf ankommen, was man unter schöner Kunst versteht. Das Schöne vergnügt, gefällt; nicht alles aber, was vergnügt und gefällt, ist darum auch schön. Das Angenehme, das Nützliche, das Gute gefällt auch, ohne darum schön zu seyn. Ein wohlbepflanzter Gemüsegarten, ein gut bestelltes Saatfeld sind unstreitig sehr nützliche Gegenstände, können auch sehr angenehm seyn durch den Eindruck, den ihr bloßer Anblick macht; wir werden uns dabei des menschlichen Fleißes, der nützlichen Thätigkeit freuen, durch den Gedanken an das Gedeihen dessen, woran meine physische Erhaltung einmal geknüpft ist, wohl gar gerührt werden; allein das alles macht diesen Garten und dieses Feld noch nicht zu schönen Gegenständen. Selbst ein Blumengarten, worin sich des eigentlich Nützlichen nichts, sondern bloß eine Menge der lieblichsten Blumen fände, die den süßesten Wohlgeruch ausdufteten, worin wir zwar gern verweilen werden, weil die Gestalt, die Farben, die Düfte der Blumen uns ergötzen, erweckt an sich allein noch nicht das Gefühl des Schönen, wie viele schöne Blumen auch darin seyn mögen. Dies ist so wahr, daß Herder selbst nicht umhin konnte, über das Angenehme, Nützliche und Bequeme hinauszugehen. Wenn er fodert, daß die Gartenkunst den Charakter der Gegend kenne und gebrauchen lerne, das Schöne der Natur erhöhe und versammle, Harmonie und Disharmonie unterscheide, so fodert er lauter Dinge, die von dem bloß Angenehmen, Nützlichen und Bequemen sehr verschieden sind, die mit dem Bedürfnisse der Sinne und der Sinnlichkeit, worauf er doch zuerst hauptsächlich sah, nichts gemein haben. Hätte er darüber nur etwas schärfer nachdenken wollen, so würde er sich leicht überzeugt haben, daß die Gartenkunst als schöne Kunst der Entstehung nach schwerlich die zweite gewesen sey. Zwar hat man frühzeitig schon gestrebt, die Gärten auch zu verschönern, allein von da bis zur Entstehung der wirklich schönen Gartenkunst verstrich doch in der That ein ungeheurer Zeitraum. Ein flüchtiger Blick auf die Geschichte dieser Kunst wird dies beweisen. Die so gepriesenen schwebenden Gärten der Babylonier möchte man immerhin zu den Wundern der Welt zählen; das, worüber man sich verwundert, braucht eben nicht schön zu seyn. Künstliche Erhöhungen, unten auf Pfeilern ruhend, oben in dem aufgetragenen Erdreich mit Bäumen bepflanzt, in verschiedene Absätze vertheilt, und durch eine gewisse Wasserkunst befruchtet, sind zwar etwas Seltsames, was Erstaunen erregen kann, schwerlich aber ein Garten, oder gar ein schöner Garten. Die Gärten der Perser (Paradiese) nennt Xenophon lustige Plätze, fruchtbar und schön; es scheint aber, daß sie mehr natürlich angenehme Plätze, voll freiwillig wachsender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Absicht und nach einer Regel angelegte Gärten waren. Ob die Griechen, Meister in allen übrigen bildenden, architektonischen und Verzierungskünsten, nur allein in der Gartenkunst zurückgeblieben seyen, ist eine noch unentschiedene Frage, an die sogar nur wenige Alterthumsforscher gedacht haben, weßhalb man um so mehr bedauern muß, daß der gelehrte und geschmackvolle Böttiger seine Racemationen

zur Gartenkunst der Alten nicht fortgesetzt hat (s. N. teutsch. Merk. 1800. St. 2. 3.). Die gepriesenen Gärten des Alkinoos (Odyssee VII, 112—132.) waren indeß doch nichts anders als gut angelegte, angenehme Obst- und Weinpflanzungen, nicht ohne Blumen. Romantischer ist allerdings die Grotte der Kalypso (Odyss. V, 63—73), doch aber wohl nur Natur-, nicht Kunstanlage. Die gewöhnlichen Gärten, welche die Griechen an ihren Meiereien und Landgütern hatten, glichen mehr oder weniger denen des Alkinoos; für das Nützliche und Angenehme, Küchen- und Gartengewächse, Obst, Blumen, schattige Bäume und Bewässerungen war vor allem und allein gesorgt. Hohe schattige Platanen, kühlendes Quellwasser, einige Statuen waren die einzigen Schönheiten in den Gärten der Philosophen zu Athen. Selbst die Beschreibungen der Gärten in den spätern griechischen Romanschreibern verrathen noch nichts von schöner Gartenkunst, und es wäre da wohl noch zu untersuchen, ob nicht eben die Ursachen, welche bei den Alten die Landschaftsmahlerei verhinderten, auch auf Entstehung einer schönen Gartenkunst hindernd eingewirkt haben. Sie standen zur Natur in einem andern Verhältniß als wir. Selbst die Grotten (Nymphäen) verdanken ihren Ursprung nur dem Bedürfniß nach Kühlung. Naturgrotten gaben die Veranlassung zu künstlichen Grottenzimmern, dergleichen man in Rom auch in den Stadtpalästen anlegte, und worin man die Natur, wie Plinius sagt, mit hangendem und zerfressenem Gestein nachkünstelte. Eine angelegte Grotte ist aber übrigens noch kein schöner Garten, und daß es den Römern daran mangelte, beweisen mehrere Stellen ihrer Schriftsteller, und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten selbst übrig sind. In der Vorzeit, sagt Seneca, hatten sie nicht Häuser gleich Städten. Athem und freier Hauch im Offenen, und sanfter Schatten von Fels und Baum, und durchsichtige Quellen und Bäche, nicht durch Arbeit noch Röhre, noch gezwungenen Weg veraltet, sondern freiwillig laufend, und Wiesen in kunstloser Schönheit, und hiezwischen eine ländliche Wohnung bäuerlich geschmückt. Wie contrastirt mit dieser Schilderung die Beschreibung, welche Plinius von seiner Villa liefert. Wahr ist es, man findet da alle Bequemlichkeit, Sicherheit, Schirm gegen jede üble Witterung, angenehme Mischung von Kühle und Wärme; alles Lobenswerthe bezieht sich aber lediglich auf die Gebäude, nicht auf den Garten, der mit seinen Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung des Terrains möglichst geschmacklos war. Von dem Garten Lucults sagt Varro, daß er nicht durch Blumen und Früchte, sondern durch Gemählde der Villa sich ausgezeichnet habe. Nicht ungegründet dürfte Hirschfelds Vermuthung seyn, man habe geglaubt, sich mit der Fruchtbarkeit des Bodens, und dem Reiz der Aussichten, den besonders die Villen auf den Anhöhen und an den Meeresufern hatten, begnügen zu können, und der Verschönerung der Gärten weniger Sorge schuldig zu seyn. Und als nachher die Menge der Villen den Boden zu verengen anfing, mußte es wenigstens in vielen Gegenden an Raum zu ausgedehnten Gärten mangeln. Nachdem aber das weströmische Reich durch Barbarenschwärme umgestürzt war, und ganz Europa eine neue Gestalt erhielt, wobei Künste und Wissenschaften in Verfall geriethen, war keine Zeit, der Gartenkunst einen Platz in der Reihe der schönen Künste zu verschaffen. Geschah doch kaum etwas für die Landwirthschaft, wie viel weniger für die Gartenkunst im höheren Sinn. Carl der Große richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Gartenbau,

seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. (Antons Gesch. der deutsch. Landwirthschaft.) In Italien fing man, zur Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften, auch wieder an, Lustgärten anzulegen, deren einige so berühmt wurden, daß man sie in Abbildungen dargestellt hat. Sie mögen angenehm genug gewesen seyn, es fehlt aber viel, daß sie schöne Gärten gewesen wären. Aber auch dieser bessere Geschmack verbreitete sich nicht über die Gränzen Italiens hinaus, und so konnte im Zeitalter Ludwigs XIV. ein unbegreiflicher Ungeschmack in der Gartenkunst von dem tonangebenden Frankreich her über Europa herrschend werden. Le Nôtre war der Urheber dieses Ungeschmacks. Der Charakter der sogenannten französischen Gärten ist eine abgemessene Regelmäßigkeit nach den Gesetzen der Symmetrie; Beet mußte gegen Beet, Baum gegen Baum, Hecke gegen Hecke stehen, alle Gänge einander parallel laufen, und die eine Hälfte des Gartens genau so seyn, wie die andere. Darin herrscht nun, bei einer lobenswerthen Reinlichkeit, die höchste Unnatur. Bäume und Hecken mußten sich dem Zwange der Schere fügen, denn kein Zweig durfte länger, kein Baum höher wachsen, als der andere; auch mangelte es nicht an ausgeschnittenen Figuren, und statt der Blumen fand man Beete mit bunten Steinen und Porzellanscherben. An dieser Thorheit nahmen zuerst die Engländer ein Ärgerniß. Addison schrieb in dem Zuschauer seinen berühmten Versuch über die Gartenkunst, Pope machte in seinem vierten kritischen Brief die Schnörkelwerke und Puppenspiele dieser schnurgerechten Gartenkunst lächerlich, und legte den Garten in seiner kleinen Villa zu Twikenham in besserm Geiste an; eine Menge folgte nach, und die Praxis eilte der Theorie voraus (s. die Geschichte der neuern Gartenkunst von Hor. Walpole in dessen Werken übersetzt von A. W. Schlegel, S. 384). Diese neue Art von Gartenkunst verwarf allen Anschein von Regelmäßigkeit; überall sollte nur die Natur zu sehen seyn, und man entwarf ein System der verschönerten Natur durch Nachahmung natürlicher Landschaften, welches aber freilich ebenfalls, wiewohl von der entgegengesetzten Seite, in Fehler verfiel; besonders seitdem man mit der orientalischen, eigentlich chinesischen, Gartenkunst bekannt worden war (Chambers über die orientalische Gartenkunst, übersetzt von Ewald. Gotha, 1775.), blieb Übertreibung nicht aus, und eine wilde Unnatur trat an die Stelle der allzugeregelten französischen, worin es doch auch wieder an Spielereien und Puppenwerk aller Art nicht fehlt. Wer kennt nicht den Wust von Gebäuden, die man in sogenannte englische Anlagen stopfen zu müssen glaubte! Nicht bloß Urnen und Grabmähler, auch chinesische, türkische und neuseeländische Tempel, Häuser und Hütten, Burgen, Klöster, Einsiedeleien, Ruinen mußten da seyn, und um die Natur recht getreu zu haben, abgestorbene Bäume und Steinhaufen; eine Hundehütte wurde zum Palaste, ein Stall zum Tempel, Hängebrücken, auf denen man den Hals zu brechen fürchtet, dumpfe Grotten, feuchte Gänge, stinkende Moräste, welche Seen vorstellen sollten, alles das und weit mehr noch wurde öfters in einen engen Raum so zusammengepreßt, daß es schien, als habe man eine Musterkarte des Sonderbaren aller Nationen zur Schau stellen wollen. Und ein solches Machwerk schämte man sich nicht, einen Naturgarten zu nennen. Man würde freilich Unrecht thun, wenn man alle englischen Anlagen für so geschmacklos halten wollte; allein wir haben doch gesehen, wozu sie führen konnten. Und an diesem Punkte stehen wir jetzt.

Dürfen wir nun wohl sagen, schöne Gartenkunst sey der Entstehung nach die zweite schöne Kunst? Scheint es doch fast, als wäre sie jetzt noch nicht vorhanden. Wenigstens darf man es manchen Ästhetikern so gar übel nicht nehmen, wenn sie die Gartenkunst lieber in die Reihe der angenehmen, als der schönen Künste setzen. Sind doch selbst mehrere solche Ästhetiker, welche die Gartenkunst in der Reihe der schönen Künste aufführen, in Verlegenheit, zu entscheiden, welche Art von Gartenkunst denn nun eigentlich die schöne genannt zu werden verdiene. Gewöhnlich entscheiden sie sich für die, welche im Großen darstellt, welche Landschaften schafft. So könnte denn ein kleinerer Garten nicht auch ein schöner Garten werden? Ist denn nur das Heldengedicht ein schönes Gedicht, nicht auch das kleine Idyll, das kurze Lied? Hier herrschen, auf welche Seite wir uns auch hinwenden mögen, Vorurtheile der verschiedensten Art. Hätte man nicht bisweilen gedacht, man müßte eben eine Landschaft anlegen, so würde man nicht darauf verfallen seyn, sie in den Raum von einigen Morgen Land einzuschließen, wodurch die Kunst, statt der beabsichtigten Natur, nur um so greller in die Augen sprang. „Nichts," sagt Aikin, „entfernt sich mehr von der Natur, als wenn man ihre großen Werke im Kleinen nachbildet. Alle Täuschung hört im ersten Augenblick auf, und der prächtige Garten erscheint als ein Kinderspiel." Lassen wir aber vor der Hand dies dahin gestellt, und fragen: was ist es, das der landschaftlichen Natur Ansprüche auf Schönheit gibt? Auf keinen Fall etwas Anderes als ein gewisser ästhetischer Charakter derselben, des Erhabenen, Großen, Schauerlichen, Furchtbaren, oder des Lieblichen, Anmuthigen, Niedlichen, des Romantischen, Idyllischen, Schwärmerischen u. s. w., wodurch wir bei der Betrachtung in eine analoge Gemüthsstimmung versetzt werden. Fragen wir nach den Ursachen davon, so finden wir diese in der Verbindung einzelner Naturgegenstände zu einer harmonischen Einheit, welche die Einbildungskraft leicht auffaßt. Diese Einheit ist entweder Einheit der Ansicht des auf einmal Anschaulichen für den auffassenden Sinn selbst aus einem bestimmten Gesichtspunkte, oder Einheit der Übersicht des successiv Aufgefaßten für die Einbildungskraft des wandelnden Betrachters. Wenn nun die Natur in ihren Landschaften dem Gartenkünstler das Urbild darstellt, folgt dann hieraus nicht nothwendig, daß er auf zweifache Weise seinen Zweck erreichen könne, entweder indem er eine auf einmal anschauliche Einheit für den auffassenden Sinn, oder eine successiv-wahrnehmbare für die Einbildungskraft darstellt? Demnach brauchte es eben nicht eine Landschaft selbst zu seyn, in welcher die Gartenkunst sich als schöne Kunst bewährt, sondern schon in einer landschaftlichen Partie kann sie es, womit denn auch kleinere Gärten von den schönen Gärten nicht ausgeschlossen bleiben. Wir erklären mithin die Gartenkunst als diejenige schöne Kunst, welche mehrere Naturerzeugnisse im Raume zusammenstellt, damit der Beobachter sie entweder auf einmal, oder durch seine Bewegung nach und nach in der Zeit als ein Ganzes von einem bestimmten ästhetischen Charakter, in der Einbildungskraft auffasse. Die von der Natur entlehnten Materialien müssen also dem Betrachter eben sowohl, wenn er in Ruhe einen bestimmten Gesichtspunkt wählt, als wenn er im Umherwandeln den Gesichtspunkt fortwährend verändert, als schönes Ganzes gefallen und er muß dadurch entweder in ein bestimmtes ästhetisches Gefühl versetzt werden, oder wenn mehrere solche in ihm abwechseln, müssen sich diese doch am Ende in eine Har-

monie auflösen. Mag nun aber der Betrachter einen Gesichtspunkt wählen, oder wandelnd diesen verändern, so muß der Gartenkünstler für ihn stets Landschaftsmahler seyn, und wie dieser nur solche Gegenstände vereinigen, deren Daseyn neben einander, durch Form, Gruppirung, Harmonie der Farben, Perspective u. s. w. ein bestimmtes ästhetisches Gefühl zu erregen fähig ist. Erhalten dann unsere Ideen auch keine so bestimmte Richtung als in der Poesie und der Plastik, so erhalten sie doch eine ästhetische Stimmung, ähnlich der, welche die Musik erregt. Ob der Gartenkünstler nicht sogar in mancher Hinsicht Vortheile vor dem Landschaftsmahler voraus habe, lassen wir dahin gestellt, genug, daß wir erkennen, es könne wohl noch einen andern Grund haben, als den, daß die Gartenkunst Landschaften schaffen solle, warum man ihr den Namen Landschaftsgärtnerei (Landscape-Gardening) ertheilt habe. (Vergl. Landschaft.) Übrigens wollen wir diesen Artikel nicht schließen, ohne mit Dank eines Mannes zu gedenken, der um die Gartenkunst sich so vielfache Verdienste erworben hat. Hirschfelds Theorie der Gartenkunst (Leipzig 1779, 5 Bände 4. mit Kupf.) ist im Ganzen ein immer noch unübertroffenes Werk. Wer nicht bloß in den Gärten, sondern auch über die Gärten ästhetisch unterhalten seyn möchte, der wird in den didaktischen Gedichten, welche über diesen Gegenstand Watelet, Mason, Marnezia und Delille geliefert haben, mannichfaltigen Genuß finden. dd.

Gärtner (Carl Christian), wurde den 12ten Novbr. 1712 zu Freiberg im erzgebirgischen Kreise Sachsens geboren, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war. Auf der meißner Fürstenschule schloß er den Bund der Freundschaft mit Gellert und Rabener, welche in der Folge immer inniger ward. In Leipzig fanden sich die drei Freunde als akademische Bürger wieder zusammen. Außer den Studien ihres Berufs waren alle drei von einer gemeinschaftlichen Liebe zu den schönen Wissenschaften beseelt. Gottsched stand damals an der Spitze der Reformatoren des deutschen Geschmacks, und sein Freund Schwabe gab die Belustigungen des Verstandes und Witzes heraus, die ungeachtet ihrer Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit doch bei dem damaligen Zustande der deutschen Literatur manches Gute wirkten. Hier deponirte Gärtner die Erstlinge seiner Muse, und seine Gedichte gehörten zu den besten dieser Sammlung. Unter Gottscheds Aufsicht arbeitete er auch an der Übersetzung des Bayleschen Wörterbuchs und verdeutschte einige Bände von Rollins Geschichte. Aber bald sammelte er einen Kreis junger selbstständig aufstrebender Geister um sich her, denen die Armseligkeit der Gottschedschen Schule bald in ihrem rechten Lichte erschien. In dem Gefühl, etwas Besseres leisten zu können, vereinigte sich Gärtner mit seinen Freunden Joh. Andr. Cramer, Adolph Schlegel und Rabener zur Herausgabe der neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, welche bald allgemeines Aufsehn erregten. Zu ihnen gesellten sich nach und nach Ebert, Giseke, Zachariä, Gellert, K. A. Schmid, Klopstock u. A. Mit reger Kraft strebten diese edelgesinnten Jünglinge nach dem Lorbeer der Dichtkunst, und bildeten schon in den Jahren eigenen Lernens einen Cirkel, der bald darauf das Vaterland belehrte. Wenn Gärtner von den meisten in der Folge an schriftstellerischem Ruhm übertroffen ward, so hatte er in jener Bildungsperiode das große Verdienst um sie, durch Urtheil und Rath sie geleitet und ermuntert zu haben. Um das Jahr 1745 verließ

Gärtner Leipzig nach einem langen und thätigen Aufenthalt daselbst, und ging als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig, wo er sich bald so viele Gönner erwarb, daß er zwei Jahre darauf an dem herzoglichen Collegium Carolinum als Professor angestellt wurde. Ein günstiges Schicksal führte mehrere seiner gelehrten Freunde an dieses Institut. Gärtner wurde hier Professor der Beredsamkeit und Sittenlehre, und hielt zugleich Vorlesungen über den Virgil und Horaz. In diesem Amte erwarb er sich bleibende und fortwirkende Verdienste, und konnte, unablässig mit seinen Amtsarbeiten beschäftigt, zumal bei seinen strengen Foderungen, kein fruchtbarer Schriftsteller werden. Zufrieden mit seinem Schicksal, erreichte er ein hohes Alter, ohne die Beschwerden desselben, und konnte seine Thätigkeit bis an das Ziel seines Lebens fortsetzen. Sein Fürst, der ihn achtete, ernannte ihn 1775 zum Canonicus des Stifts St. Blasii zu Braunschweig, so wie er 1780 den Charakter eines herzogl. braunschweigischen Hofraths erhielt. Nachdem er sein Lehramt fast 43 Jahre lang mit musterhafter Treue verwaltet hatte, starb er den 14ten Febr. 1791.

Garve (Christian), einer der würdigsten, durch seine Schriften verdientesten Philosophen des verflossenen Jahrhunderts, geboren zu Breslau den 7ten Jan. 1742, verlor seinen Vater, Besitzer einer Färberei, frühzeitig; seine Erziehung war daher seiner Mutter, einer vortrefflichen Frau, überlassen, die ihre Pflichten als Mutter und Erzieherin gewissenhaft und treulich erfüllte. Garve war zum Theologen bestimmt; allein seine körperlichen Umstände nöthigten ihn, diesen Plan aufzugeben. Im 21sten Jahre ging er nach Frankfurt an der Oder, um Baumgartens Philosophie zu studiren; da dieser aber bald starb, ging er nach einem Jahre nach Halle, befleißigte sich hier der Mathematik, studirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo Gellert, Weiße u. A. seine Freunde wurden. Im 25sten Jahre (1767) verließ er die Universität und kehrte mit Kenntnissen, Sittlichkeit und Tugend geschmückt zu seiner Mutter zurück, wo er von 1767 bis 1768 anhaltend fleißig arbeitete, so daß er sich die ersten hypochondrischen Zufälle zuzog. Nach Gellerts Tode wurde Garve außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig, las einige Jahre Collegia über reine Mathematik, Logik u. s. w.; allein seine schwächliche Gesundheit bewog ihn, nach einigen Jahren das Amt eines akademischen Docenten niederzulegen, und so begab er sich 1772 wieder in seine Vaterstadt Breslau zurück. In den Jahren 1770 bis 1780 ward er theils durch seine mit Anmerkungen bereicherten Übersetzungen des Burke über das Erhabene und Schöne, der Moralphilosophie von Ferguson u. s. w., theils durch seine eigenen 1779 gesammelten Abhandlungen in der philosophischen Welt immer bekannter und beliebter, bis er endlich durch Friedrich II. (der Garve selbst zu sich kommen ließ, und mehrere interessante Unterhaltungen mit ihm hatte) zu einer Übersetzung des Cicero von den Pflichten aufgefodert wurde, die er 1779 in Charlottenbrunn begann, aber, durch Kränklichkeit abgehalten, erst 1783 erscheinen lassen konnte. Von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieses Werks zeugen die schnell hinter einander (von 1783 bis 1792 viermal) erfolgten Ausgaben. In den letzten Jahren seines Lebens drängten sich die alten Übel, Hypochondrie, Nervenschwäche u. s. w., um so stärker herzu, da er nun auch seine würdige Mutter (1792) und mehrere seiner geliebtesten Freunde durch den Tod verloren hatte.

Seine körperlichen Leiden nahmen zu, dennoch ertrug er sie mit der größten Standhaftigkeit; und diese selbstständige Gottergebenheit behauptete er bis an seinen Tod, den 1sten Dec. 1798, welcher durch eine eben so schmerzhafte als widrige Krankheit (den Gesichtskrebs) beschleunigt wurde. Garve war überhaupt ein Mann von einem liebenswürdigen Charakter, gestimmt für den Genuß der Freundschaft und Geselligkeit. An seiner Bildung hatte seine sehr achtungswerthe Mutter vielen Antheil, welches er auch mit dankbarer Liebe anerkannte. Als Philosoph hat er sich nicht durch tiefsinnige Untersuchungen und neue Entdeckungen oder Umgestaltungen, wohl aber durch seine Bemerkungen und wohlgefällige Darstellungen ausgezeichnet. Seine Philosophie war daher mehr Lebens- oder Popularphilosophie, aber im edlern Sinne des Worts, indem er nicht bloß bei der Oberfläche stehen blieb, sondern nach einer gründlichen und zusammenhängenden Erkenntniß der Dinge strebte. Als Schriftsteller hat er sich nicht nur durch eine Menge eigner Schriften (worunter seine Abhandlungen über den Charakter der Bauern, über die Verbindung der Moral mit der Politik, über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur und dem gesellschaftlichen Leben, über die allgemeinsten Grundsätze der Sittenlehre, deßgleichen über Gellerts und über Zollikofers Charakter, die merkwürdigsten sind), sondern auch durch Übersetzung vortrefflicher Werke aus dem Griechischen (Aristoteles Ethik und Politik), dem Lateinischen (Cicero's Bücher von den Pflichten mit trefflichen Anmerkungen und Abhandlungen) und besonders dem Englischen (außer den obengenannten Gerards Versuch über das Genie, Payley's Grundsätze der Moral und Politik u. s. w.) verdient gemacht. Seine Schreibart ist richtig, klar, einfach und edel, so daß er mit Recht zu den classischen Schriftstellern unsers Volks gezählt werden kann. Seinen schriftstellerischen Charakter hat Manso in einem eignen Programm, das Garve's Namen an der Stirne trägt, und auch in den schlesischen Provinzialblättern vom Jahr 1799 abgedruckt ist, gut gewürdigt. Ausführlichere Nachrichten von seinem Leben findet man in Schlichtegrolls Nekrolog auf das J. 1798. Bd. 2. S. 237. ff.

Gas. Mit diesem Namen bezeichnet man alle bleibend-elastischen Flüssigkeiten, das heißt, jede Flüssigkeit, welche, unter einen größern Druck versetzt, sich in einen kleinern Raum zusammenzieht, ohne dadurch tropfbar flüssig zu werden, und beim Vermindern dieses Drucks sich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und welche durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann: also luftförmige Körper, welche unter jedem Druck und in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch sie sich von den gleichfalls elastisch-flüssigen Dämpfen unterscheiden. Alle Luft, glaubte man ehemals, sey von einerlei Art und Natur. Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fing man an sich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten eben so wesentlich verschiedene gibt, als unter den tropfbaren Flüssigkeiten, von denen z. B. niemand Wasser, Öle, Quecksilber u. dergl. m. für dieselbe Flüssigkeit nehmen wird. Gewöhnt, unter Luft das Wesen zu verstehen, welches das Luftmeer ausmacht, auf dessen Boden wir leben, wie viele Seethiere auf dem Boden des Meeres, wollte man die neuen künstlichen Luftarten anfangs nicht für eigentliche Luft erkennen, und nannte sie

Gas, ein Name, der von dem deutschen Worte Giesch herstammt (Giesch des Biers u. s. f.), und den schon ein älterer Alchemiker, Johann Baptist von Helmont, gebraucht hatte, um seinen sogenannten spiritus sylvestris zu bezeichnen. Jedes Gas besteht aus einem wägbaren Körper, welcher durch das Princip der Wärme expandirt ist, und die elastische Flüssigkeit erhalten hat. Die eigenthümlichen Eigenschaften desselben hängen von dem erstern Körper, die jedem Gas gemeinschaftlichen Eigenschaften von dem Wärmestoff ab. Jedes Gas hat ein ihm eignes specifisches Gewicht, und sie sind darin bedeutend verschieden, wenn sie gleich alle mehrere hundertmal specifisch leichter als Wasser sind. Alle Arten von Gas sind durchsichtig, die mehrsten auch farblos, und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasengestalt durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit jedes Gases ist dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens gleichen Umständen, proportional; und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung unter übrigens gleichen Umständen um gleiche Theile seines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpunkte bis zum Siedepunkte des Wassers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Frostpunktes einnahm. Jedem Gas kann sein wägbarer Bestandtheil durch chemische Verwandtschaft anderer Körper zu demselben entzogen, und er dadurch fixirt werden, indem er mit einigen dieser Körper Verbindungen von fester Gestalt, so gut als mit andern von flüssiger Gestalt, zu bilden vermag. Und dabei wird der Wärmestoff des Gases mehr oder weniger, und schneller oder langsamer in Freiheit gesetzt. Sehr viele Arten von Gas werden endlich vom Wasser verschluckt und durch Wasser in die tropfbar flüssige Gestalt gebracht. U.

Gasarten. Von den luftförmigen Körpern zeichnen sich mehrere durch wundervolle chemische Eigenschaften aus, und es geben sich uns in der Gasgestalt am reinsten einige der merkwürdigsten chemisch-einfachen Körper; die verschiedenen Gasarten spielen daher in dem chemischen Theile der Physik eine Hauptrolle, und wer sie will kennen lernen, muß die physikalische Chemie studiren. Hier etwas von einigen, die am mehrsten gekannt zu werden verdienen. 1. Die atmosphärische Luft ist ein Gemeng aus mehrern Gasarten und aus Wasserdampf, und nicht, wie man ehemals glaubte, ein einfaches Element. Wird in ihr Phosphor in einer Glocke verbrannt, welche in einer Schale mit Quecksilber steht, so kann man es selbst durch wiederholtes Anstecken des Phosphors doch nur höchstens so weit bringen, daß von hundert Maß Luft 21 Maß verschwinden, 79 bleiben zurück, und in diesem Rückstande vermag weder irgend ein brennender Körper fortzubrennen, noch ein Thier zu leben. Jene 21 Maß bestehn aus einer Gasart, die man erst in den Jahren 1771 und 1774 kennen gelernt hat, und die man anfangs Feuerluft oder Lebensluft nannte, jetzt aber allgemein mit dem Namen Sauerstoffgas (gas oxygène) bezeichnet. Der Rückstand besteht aus einer wesentlich verschiedenen Gasart, dem Stickgas (gas azôte). Verbrennliche Korper können nur, wenn sie mit Sauerstoffgas in Berührung sind, verbrennen, und alles Verbrennen beruht auf chemischer Verwandtschaft des verbrennlichen Körpers zum wägbaren Theile des Sauerstoffgases; indem dieser sich mit dem brennenden Körper vereinigt, wird der in dem Gas gebunden enthaltene Wärmestoff frei, und erscheint als Licht und freie Wärme. In der atmosphärischen Luft sind die brennbaren Körper mit mehr Stickgas

als Sauerstoffgas in Berührung; im reinen Sauerstoffgas verbrennen sie daher mit einer weit größern Lebhaftigkeit, und scheiden in gleicher Zeit weit mehr Licht und Wärme ab, als in der atmosphärischen Luft. Ein glimmender Holzspan oder ein glimmendes Wachslicht in Sauerstoffgas getaucht, entflammen sich sogleich; eine an der untern Spitze glühende Stahlfeder verbrennt darin mit Funkenwerfen und hellem Lichte, und brennender Phosphor verbreitet darin ein Licht, welches in einem dunkeln Zimmer gleich dem Sonnenlichte blendet. Thiere können nicht leben, wo es am Sauerstoffgas fehlt, befinden sich aber keineswegs im reinen Sauerstoffgas besser als in der atmosphärischen Luft, sondern erkranken endlich darin, weil der Lebensprozeß übermäßig beschleunigt wird. Die verbrennlichen Körper verwandeln sich beim Verbrennen häufig in Säuren, so der Schwefel, der Phosphor, die Kohle u. a. Deßhalb hat man den wägbaren Grundtheil dieses Gases Sauerstoff (oxygène) genannt, und daher rührt der Name dieser Gasart, welche in der Natur eine so große Rolle spielt, daß man die ganze Chemie für eine Geschichte der Eigenschaften des Sauerstoffs und des Sauerstoffgases ausgeben könnte. Um diese Gasart rein zu erhalten, erhitzt man in einer Weißglühhitze ertragenden, nicht porösen Retorte gepülverten schwarzen Braunstein (Manganoxyd), oder rothes Quecksilber-Präcipitat (rothes Quecksilberoxyd), oder Salpeter, oder Alaun, oder Knallsalz (oxygenirt-salzsaures Kali). Das Ende des Halses der Retorte oder einer darüber passenden Röhre muß unter dem Trichter der mit Wasser gefüllten, zu Entbindungen von Gasarten bestimmten Wanne, der sogenannten pneumatischen Wanne, liegen, und über dem runden Loche des Brettes, an welchem der Trichter mit seiner engen aufwärts gerichteten Röhre befestigt ist, muß ein umgekehrtes Gefäß voll Wasser stehen, worin die sich entbindenden Gasblasen aufsteigen und zurückgehalten werden. Aus einem Pfunde Braunstein lassen sich viele berliner Quart Sauerstoffgas erhalten. 2. Das reine Stickgas hat keine Eigenschaften, welche auf eine so ausgezeichnete Art in die Augen fallen. Es kann sich mit dem Sauerstoffe verbinden, und je nachdem dieses in verschiedenen Verhältnissen geschieht, entstehn dadurch Salpetersäure, Salpetergas oder sogenannte Wonneluft (oxydirtes Stickgas). Das Salpetergas hat die auffallende Eigenschaft, Sauerstoffgas, mit welchem es in Berührung kommt, augenblicklich zu verschlingen und sich damit in salpetrigsauern Dampf zu verwandeln. Beim fortgesetzten Athmen der Wonneluft soll eine wunderbare, nie empfundene Wonne entstehen; eine Wonne, welche man indeß nicht mit Unrecht mit der zusammengestellt hat, welche bei den Erhängten dem Ersticken vorhergehen soll. 3. Läßt man Wasserdämpfe über Eisendraht oder Eisendrahtspäne in einer weißglühenden Röhre fortsteigen, und fängt die aus der Röhre hervorkommende Luft auf, so erhält man ein brennbares Gas, das die Erscheinungen des Verbrennens auf eine ausgezeichnete Art zeigt und im gemeinen Leben brennbare Luft heißt. Es verbrennt nur, wenn es in Berührung mit Sauerstoffgas angesteckt oder erhitzt wird, und zwar nur in der Berührungsfläche mit dem Sauerstoffgas oder der atmosphärischen Luft, mit einer weißen Flamme. Im Innern desselben vermag kein brennender Körper fortzubrennen, sondern erlischt sogleich. Das Product des Verbrennens ist Wasser, weßhalb man dieses brennbare Gas Wasserstoffgas (gas hydrogène) genannt hat. Es verzehren beim Verbrennen zwei Maß Wasserstoffgas ein Maß Sauerstoffgas,

und bilden damit Wasser. Sind beide Gasarten nach diesem Verhältnisse gemischt, und man entzündet sie, so entsteht ein furchtbarer Knall, wobei selbst sehr feste Gefäße zersprengt werden können, daher man dieses Gas chemisch Knallgas genannt hat. In den sogenannten electrischen Feuerzeugen (Tachypyrien, Gasopyrien, Brennluftlampen ꝛc.) wird ein Strahl Wasserstoffgas in dem Augenblicke, in welchem man ihn aus einem Gefäße in die atmosphärische Luft durch Drehen eines Hahns entweichen läßt, von einem electrischen Funken oder einem Stahlfunken entzündet, und brennt so lange fort, bis man den Hahn wieder zudreht. Ganz rein ist es funfzehnmal leichter, als die atmosphärische Luft. Man füllt daher damit die Luftbälle, welche in der Luft aufschwimmen sollen, und wenn sie groß genug sind, mehrere Menschen zu sehr bedeutender Höhe mit hinaufheben können. Der Wasserstoff nimmt die Gasgestalt an, nicht bloß wenn er rein und für sich vorhanden, sondern auch wenn er mit Kohlenstoff, mit Schwefel, mit Phosphor oder mit einigen Metallen verbunden ist. In diesem Fall entstehen schwere brennbare Gasarten, die eben so schwer, oder etwa nur halb so schwer als die atmosphärische Luft sind; Kohlen-Wasserstoffgas, reines oder Sauerstoff haltendes, Schwefel-Wasserstoffgas, Phosphor-Wasserstoffgas u. dergl. m. Mehrere dieser letztern Gasarten haben sehr merkwürdige Eigenschaften. 4. Wenn Kohle in reinem Sauerstoffgas verbrannt wird, so ändert dieses zwar seinen Raum nicht, zeigt aber nach dem Verbrennen ganz andre Eigenschaften als zuvor. Kein Körper kann darin weiter brennen, Thiere ersticken darin sogleich (daher die Gefahr, brennende Kohlbecken in ringsum verschlossenen Kammern zu haben), Wasser schlürft das Gas ein, und erhält dadurch einen sauern pikanten Geschmack, und reines, völlig durchsichtiges Kalkwasser trübt sich sogleich, und wird milchicht, wenn es mit diesem Gas in Berührung kommt. Dieses Gas hat alle Eigenschaften einer Säure. Es entsteht nicht bloß beim Verbrennen von Körpern, die Kohlenstoff in ihrer Mischung haben, sondern auch beim Athmen, und ist in sehr geringer Menge (von einem oder einigen Tausendtheilen) in der Atmosphäre vorhanden, daher man es ehemals Luftsäure nannte, ein Name, den man später mit dem kohlenstoffsaures Gas, oder kürzer kohlensaures Gas, vertauscht hat. Kreide, Marmor, Kalkspath, gemeiner Kalkstein, Austerschalen u. dergl. m. sind allesammt kohlensaurer Kalk. Durch Erhitzen in einer Retorte, oder durch Daraufgießen einer mächtigern Säure, kann man die Kohlensäure vom Kalke austreiben, und dann entweicht sie gasförmig, im letztern Falle unter heftigem Aufbrausen. Dieses ist die gewöhnliche Art, wie man sie sich verschafft. Sie ist die erste Gasart, welche man kennen gelernt hat, und damals (1755) nannte man sie fixe Luft. Sie ist um die Hälfte schwerer, als die atmosphärische Luft; verbreitet sich daher in dieser nur langsam, und kann in tiefen eingeschlossenen Stellen (in Kellern, Brunnen, Höhlen, Gläsern) geraume Zeit bleiben, ehe sie sich in der Atmosphäre verbreitet. Auch läßt sie sich aus einem hohen Gefäß in ein anderes, fast wie tropfbare Flüssigkeiten, ausgießen. Sie ist das tödtliche Wesen in den Hundshöhlen bei Neapel und zu Pyrmont und in den Mofetten am Vesuv. Sie findet sich in allen Säuerlingen oder säuerlich und pikant schmeckenden Mineralwassern, z. B. dem selterser, fachinger, feinsberger u. a., welche nichts anders als kohlensaure Wasser sind, und sich künstlich ohne Schwierigkeit nachmachen lassen.

Diese Wasser können Metalle auflösen, und die Eisen- oder Stahlwasser sind eisenhaltige kohlensaure Wasser, z. B. die pyrmonter u. a. 5. Noch mehrere andere Säuern haben für sich die Gasgestalt. Die Salzsäure ist von ihnen die merkwürdigste, besonders die Abänderung derselben, welche entsteht, wenn man das Kochsalz, aus dem man das salzsaure Gas durch Daraufgießen von Schwefelsäure austreibt, mit gepülvertem Braunstein zusammengerieben hat. Dieses oxygenirt-salzsaure Gas hat zwei köstliche Eigenschaften: erstens zu bleichen, worauf die chemischen oder Berthollet'schen Bleichen beruhen; und zweitens die Krankheitsstoffe, welche sich durch die Luft verbreiten, zu neutralisiren und unschädlich zu machen, daher es zu den Guyton'schen sauern Räucherungen in den ansteckenden Fiebern u. dergl. m. gebraucht wird, worüber man sehr belehrende und überzeugende Nachrichten findet in Gilberts Annalen der Physik, Jahrg. 1813, St. 1, oder Band 43, S. 1. Das flußsaure Gas kann zum Ätzen in Glas gebraucht werden. Noch gibt es eine große Menge anderer Gasarten, ihre Zahl steigt auf wenigstens 24 wesentlich verschiedene. Die Kenntniß derselben ist aber für den, der sich nicht mit chemischer Physik beschäftigt hat, ohne Nutzen und ohne Werth.

Gasbeleuchtung. Hierunter versteht man die in neuern Zeiten eingeführte Art, Straßen und Gebäude mittelst des aus Steinkohlen entwickelten gekohlten Wasserstoffgases zu beleuchten. Schon seit einigen Jahrzehnden machten die Chemiker das technische Publicum darauf aufmerksam, daß es vortheilhaft seyn müsse, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Wasserstoffgas noch weiter zu benutzen. Lampadius entwickelte hierüber die ersten Ideen in dem ersten Bande seiner Hüttenkunde, Göttingen 1801. Ihm folgte Lebon in Frankreich, der Erfinder der Thermolampe, s. Bingers Beschreibung der Thermolampe, Dresden, 1806. Lebon entwickelte das Gas für die Thermolampe aus Holz. Da aber, um eine gewisse Zeit Licht zu haben, ein großes Volumen Holz nöthig ist, so kam das Lebonsche Verfahren zu keiner Anwendung. In den Jahren 1810 und 1811 fingen die Engländer an, sich der Steinkohlen zu dieser Gasentwickelung zu bedienen und brachten die Manufacturen- und Straßenbeleuchtung mittelst desselben schon zu Stande, während Lampadius 1811 vier Wochen lang einen Theil der Fischergasse in Freiberg versuchsweise erleuchtete. Der große Fortschritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrungsart des Lampadius und Lebon bestand darin, daß sie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, zuerst in eigenen großen Reservoiren, Gasometer genannt, sammelten und es von diesen aus allmählig ableiteten, statt daß die Letztern dieses Gas, so wie es allmählig entwickelt wurde, sogleich zu verbrauchen empfahlen. Nun erst wurde dieses Verfahren allgemein da anwendbar, wo man gute Steinkohlen zu leidlichen Preisen haben kann. Schon 1815 war ein großer Theil von den Straßen und vorzüglichsten Gebäuden Londons, so wie anderer englischen Städte mit dem Steinkohlengase erleuchtet. Im Jahr 1816 führte Lampadius diese neue Beleuchtungsart in dem königl. Amalgamirwerke bei Freiberg ein, und eben so folgte im Jahr 1817 das polytechnische Institut in Wien. Diese neue Beleuchtungsmethode besteht nun in Folgendem: Man legt gußeiserne, cylindrische mit einem aufzuschraubenden Deckel versehene Retorten in einem zweckmäßig vorgerichteten Ofen horizontal ein, und

füllt sie drei Viertheil voll mit Steinkohlen. Durch ein um dieselben mit jedem beliebigen Brennmaterial zu unterhaltenden Feuer werden die Retorten mit ihrem Inhalt allmählig zum schwachen Glühen gebracht. Dadurch entwickelt sich eine Menge des gekohlten Wasserstoffgases nebst Steinkohlentheer, Wasser und Ammoniak aus ihnen. Diese flüchtigen Substanzen werden durch ein gleich an die Retorten gegossenes eisernes Abzugsrohr in einen Kühlapparat geleitet. In diesem verdichten sich das Theer- und das ammoniakalische Wasser. Das sich durch die Kälte nicht zersetzende Gas wird, um es noch mehr zu reinigen, durch Kalkmilch in den Gasometer geleitet. Der Gasometer besteht aus zwei Haupttheilen: der Cisterne und dem Gasometerdeckel. Erstere ist ein hölzerner oder gußeiserner, oben offener Wasserbehälter, in welchem sich, an Gegengewichten hängend und der Auf- und Niederbewegung fähig, ein unten offener Cylinder von Eisen- oder Kupferblech (Gasometerdeckel) befindet. So wie das entwickelte Gas durch ein Eintrittsrohr durch das Wasser der Cisterne tritt, sammelt es sich unter dem Gasometerdeckel und hebt diesen allmählig bis zu seiner Füllung in die Höhe. Durch ein mit einem Hahne versehenes Abzugsrohr wird das Gas aus dem Reservoir abgeleitet. Sobald man den Hahn des Abzugsrohrs öffnet, so wird das Gas durch den Druck des Gasometerdeckels ausgepreßt und nach Belieben durch verschiedene weißblecherne oder bleierne Röhren an den Ort seiner Bestimmung geleitet. Hier tritt es durch enge, verschieden gestaltete, mit Hähnen versehene Röhrchen von Kupfer oder Messing (Gaslampen) aus, und verbreitet nach seiner Entzündung das schönste hellste Licht, den Argandischen Lampen gleich, ohne Geruch und Rauch. Diese Gasbeleuchtung ist ganz vorzüglich da zu empfehlen, wo man, in einem nicht zu großen Raume vertheilt, eine bedeutende Zahl Lichter nöthig hat. Bloße Straßenbeleuchtung wird selten einen besondern Vortheil gewähren. Treten aber die an einer zu beleuchtenden Straße wohnhaften, viel Licht bedürftigen Haus- und Manufacturenbesitzer mit der Straßenbeleuchtungsanstalt in Verbindung, dann wird man beträchtlich gewinnen, weil nun mit demselben Anlagscapitale für Röhrenleitungen u. dgl. eine größere Menge Lichter erhalten werden können. Wer sich genau über diese Gasbeleuchtung unterrichten will, lese: Accum über das Gaslicht, aus dem Engl. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Lampadius, Weimar, 1816, und des Letztern: Neue Erfahrungen im Gebiete der Chemie und Hüttenkunde. Erster und zweiter Theil, Weimar, 1816 und 1817. S—s.

Gasparini (Francesco), geb. zu Lucca um das Jahr 1650, einer der größten Componisten des 18ten Jahrhunderts. Er war Musikmeister am Conservatorio della Pietà zu Neapel, und hat viele Kirchenmusiken hinterlassen, die in großem Ansehn gestanden. Auch hat er eine bedeutende Anzahl von Opern geschrieben. Seine Compositionen unterscheiden sich durch eine gewisse Anmuth des Styls sehr vortheilhaft von dem zu seiner Zeit herrschenden Geschmack. Noch in einem sehr hohen Alter setzte er verschiedene sehr schöne und gefällige Madrigale. Seine kleine Schrift L'armonico pratico al cembalo ist noch im Jahre 1802 in einer sechsten Auflage aufs neue erschienen. Es ist ein nützliches Werk für den Practiker, wiewohl es darin einigermaßen an Ordnung und Zusammenhang fehlt.

Gassendi (Pierre), Präpositus der Domkirche zu Digne und Professor der Mathematik zu Paris, war am 22sten Jan. 1592 zu

Chantersier bei Digne in der Provence geboren. Ein lebhafter und durchdringender Geist, ein glückliches Gedächtniß und eine glühende Wißbegierde erregten früh bei seinen Ältern die Hoffnung, daß er einmal etwas Ausgezeichnetes werde leisten können. Sie wandten daher, wiewohl sie arm waren, alles auf seine Erziehung. Man erzählt, daß er schon in seinem vierten Jahre kleine Predigten hielt. Sein Geschmack für die Astronomie entwickelte sich fast eben so früh, und wurde so heftig, daß er sich den Schlaf entzog, um das Schauspiel des gestirnten Himmels zu genießen. Hierauf schickten ihn seine Ältern nach Digne, um ihn daselbst seine Studien vollenden zu lassen. Kaum waren sie beendigt, als er schon ein Jahr lang Rhetorik lehrte. Er fand Beifall, obwohl er erst sechzehn Jahre alt war. Im J. 1614 wurde er zum theologischen Lehrer in Digne ernannt, und zwei Jahre nachher nahm er den Lehrstuhl der Theologie und Philosophie auf der Universität zu Aix ein. Er verwaltete diese Ämter jedoch nur acht Jahre. Die Liebe zur Einsamkeit führte ihn nach Digne zurück, wo er ein Werk gegen die Aristotelische Philosophie schrieb. Darauf studirte er die Anatomie, und verfaßte eine Schrift, um zu beweisen, daß der Mensch nur zu vegetabilischen Speisen bestimmt, und daß der Genuß des Fleisches, als seiner Organisation entgegen, ein gefährlicher Mißbrauch sey. Er selbst lebte nach diesen Grundsätzen, in denen er jedoch wenig Nachahmer gefunden hat. Ein Prozeß zog ihn nach Paris, wo er mächtige Freunde bekam, deren einer ihm den Lehrstuhl der Mathematik an dem königlichen Collegium verschaffte. Descartes brach damals eine neue Bahn in der Philosophie. Gassendi trat mit ihm in die Schranken, und griff ihn mit solchem Erfolg an, daß sich die Philosophen der damaligen Zeit in Cartesianer und Gassendisten theilten. Als ein mit den Alten innig vertrauter Gelehrter und allen Neuerungen abhold, nahm er zur Grundlage seiner Physik die wichtigsten Lehrsätze des Epikur und Demokrit. Er erneuerte die Lehre von den Atomen und dem leeren Raum, aber eben dadurch zog er sich gefährliche Feinde zu. Ungeachtet der Reinheit seiner Sitten, griff man ihn von Seiten der Religion an, wogegen er sich aber zu vertheidigen wußte. Er starb den 25sten October 1655. Sein Grab wurde mit seiner Büste aus weißem Marmor und einer Inschrift auf einer schwarzen Marmortafel geziert. Gassendi's Werke wurden im J. 1658 zu Lyon, nebst seinem Leben von Sorbière, und 1728 zu Florenz von Averrani, jedesmal in sechs Foliobänden zusammengedruckt herausgegeben. Alle verrathen einen Mann von tiefster Gelehrsamkeit, aber eben diese Gelehrsamkeit schadet zuweilen seinen Raisonnements und dem Zusammenhange. Descartes steht in Ansehung des Styls und Geistes über ihm. M.

Gaßner (Johann Joseph), geb. 1727 zu Bratz bei Pludenz in Schwaben, gehört zu den berühmtesten Teufelsbannern der neuern Zeit. Er war catholischer Pfarrer zu Klösterle in dem Bisthum Chur. Die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und sein ununterbrochenes Forschen in den geheimnißvollen Schriften der berühmtesten Magiker hatten ihm den Glauben in den Kopf gesetzt, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrühren, deren Macht bloß durch Segensprechungen und Gebete vertilgt werden könne. Er fing daher an, einige seiner Pfarrkinder zu curiren, und erreichte damit wenigstens so viel, daß er Aufsehen machte. Der Bischof von Constanz berufte ihn in seine Residenz, wurde aber sehr bald von der

Charlatanerie des Wunderthäters überzeugt, und gab ihm den klugen Rath, zu der geistlichen Seelensorge seiner Pfarrkinder zurückzukehren. Allein Gaßner begab sich zu einigen andern Reichsprälaten von stärkerm Glauben, und exorcisirte in ihrem Gebiete. Im J. 1774 erhielt er einen Ruf von dem Erzbischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo eine zahllose Menge Hülfsbedürftiger und Neugieriger seiner warteten. Der heilige Mann fand diesen großen Wirkungskreis ganz seinen Kräften angemessen, und heilte Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen. Wenige Fragen waren hinreichend, um zu erfahren, ob die Krankheit von natürlichen Ursachen, oder vom Teufel herrühre. Nur im letztern Fall übernahm Gaßner die Cur. Wenn er seinen allgewaltigen Machtspruch, cesset (fahr aus), aussprach, so waren die Teufel gehorsam genug, den Kranken augenblicklich zu verlassen. Ein öffentlicher Beamter führte über die gemachten Curen ein fortlaufendes Protokoll, in welchem allerdings die außerordentlichsten Dinge in beglaubter Form bezeugt werden. Man hat aber alle Ursache zu glauben, daß Gaßner gesunde Personen sehr oft die Rolle von Kranken spielen ließ, und daß seine Cur bei wirklich Leidenden nur so lange anschlug, als ihre Einbildungskraft von den Überredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und sein Ansehn fiel nach einiger Zeit um ein merkliches. Er starb 1779, nachdem ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz einer einträglichen Pfarre gesetzt hatte.

Gastfreiheit, Gastfreundschaft. Die schöne Sitte der Gastfreundschaft scheint sich in das höchste Alterthum zn verlieren, denn wir finden sie bei dem kaum aus dem Stande der Rohheit und Wildheit getretenen Menschengeschlechte. Den Fremdling, welcher ein fernes Land durchwandernd, hülfsbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrt, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu schützen, gebietet die innerste Stimme des Herzens, um so mehr, da in jenen Zeiten, wo noch kein gegenseitiger Verkehr die Menschen zu einander führte, nur eine harte Bedrängniß, ein Mißgeschick oder Verlust die Auffoderung seyn konnte, daß ein Einzelner die geliebte Heimath verließ und sich in die Fremde hinauswagte, wo er ohne gastfreundliche Aufnahme verderben mußte. So lehrte die Natur die Tugend der Gastlichkeit. Wir finden sie in den ältesten vorhandenen Nachrichten, in den Mosaischen Urkunden, in den Gesängen Homers, nicht minder bei den Arabern, den Germanen und fast allen Völkern des Alterthums. Wenn im Allgemeinen die Gastfreiheit überall in der Aufnahme, Bewirthung und Beschützung des Fremden bestand, so waren doch die Begriffe von dem Maße der Dienste, zu welchen man sich gegen den Wanderer verpflichtet glaubte, verschieden. Wohl keine Nation übertraf darin die Araber. Hier nimmt der Hauswirth — denn noch jetzt lebt diese Sitte unverändert in Arabiens Wüsten fort — den bei ihm einkehrenden Fremdling brüderlich auf und bewirthet ihn mit dem Besten, was sein Haus vermag. Er findet sich geehrt durch den Zuspruch des Gastes und freut sich seiner Gegenwart. Ist aber der Vorrath in seinem Hause aufgezehrt und begehrt der Fremde noch länger zu verweilen, so führt er ihn zu seinem Nachbar, der nun beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthet. Diese einfache Sitte wurde bei den Griechen zugleich durch die Religion geheiligt. Zeus, der deßhalb den Beinamen des Gastlichen (Xenios) hatte, war der Schützer

der Fremden, er wachte über sie und rächte jede ihnen zugefügte Kränkung. Andere Götter thaten ein Gleiches. Wie wir aus Homer sehen, hatte auch der fromme Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, Antheil an der guten Aufnahme der Fremdlinge. Aber schon früh im griechischen Alterthum entstand aus der Gastfreiheit der Vertrag der Gastfreundschaft. Einzelne, die bei dem zunehmenden Verkehr zu häufigen Reisen genöthigt waren, gelobten einander gegenseitige Aufnahme und Bewirthung, so oft ein Geschäft sie zu einander führen würde, und diese sagten sie einander zu, nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder und Abkömmlinge. Schon bei Homer finden wir neben der allgemeinen Gastfreiheit auch die Gastfreundschaft. Jedem Einkehrenden tönte die freundliche Begrüßung entgegen:

„Freude dir, Gast, sey herzlich willkommen uns!"

er wird gebadet, umgekleidet, bewirthet, man erfreut sich seiner Erzählung. Erst nach neun oder zehn Tagen, wenn sich der Fremde nicht früher selbst kund gegeben, ergeht an ihn die Frage:

„Wer, und woher der Männer? wo hausest du? wo die Erzeuger?"

Kündigt er sich als einen Gastfreund von Alters her an, so ist man doppelt erfreut, durch die Erfüllung der gastlichen Pflichten ein altes heiliges Band erneuert zu haben. Zwiefach willkommen war der Gastfreund, der sich durch die Hälfte des von den Vätern zum ewigen Wiedererkennungszeichen gebrochenen Ringes bewährte; und zum Beweise, daß seine Gegenwart erfreulich gewesen, entließ man ihn nicht nur wohl verpflegt, sondern auch mit Gastgeschenken geehrt, welche in der Familie des Empfängers als Gegenstände von besonderem Werthe vererbt wurden. M.

Gastmähler der Alten. Schon Homer (Odyss. I, 225 fg.) unterscheidet deren zwei Arten: Gastmahl und Gelag. Das Gastmahl (Eilapine) gab Eine Person auf eigne Kosten, das Gelag (Eranos) ward auf gemeinschaftliche Kosten der Theilnehmenden veranstaltet. Beim Gastmahl fanden sich ein 1. wirkliche Gäste, welche durch Sklaven dazu eingeladen, 2. Schatten (Skiai, Umbrä), welche von eingeladenen Gästen mitgebracht wurden, und 3. Parasiten, eine Art von schmarotzenden Lustigmachern, die sich auch wohl einstellten, ohne gebeten oder mitgebracht zu seyn. Bei den Griechen erschienen bloß Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Anzahl der Gäste war unbestimmt. Ehe sie zu Tische gingen, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. Bei Tische saß man in der ältesten Zeit, späterhin lag man, auf folgende Weise: Um einen Tisch waren, oft von Cedernholz verfertigte, oder mit Elfenbein ausgelegte, mit Silber und Gold verzierte, und mit köstlichen Decken belegte Ruhebetten (Ottomanen) gestellt, welche Triklinoi hießen, wenn drei, Pentaklinoi, wenn fünf, Heptaklinoi, wenn sieben, und Dekaklinoi, wenn zehn Personen darauf gelagert waren. Der Liegende hatte den Obertheil des Körpers auf den linken Ellbogen gestützt, den Unterleib gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen kleine Polster. Der erste am obern Theil des Ruhebetts streckte seine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopf nahe an dem Schooß des Ersten, und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten aus u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang Statt fand, leidet keinen Zweifel, allein man ist über die

beobachtete Rangordnung nicht gewiß. Da die Tische nicht, wie bei uns, mit Tüchern überdeckt, und die Speisen (die, weil man Messer und Gabel nicht kannte, von den Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt waren) auf den bloßen Tisch gelegt wurden; so wurde dieser nach jedem Gange mit Schwämmen abgewischt, so wie auch für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände umhergereicht wurde. Seine Serviette brachte sich jeder Gast mit. Der Gänge bei der Mahlzeit waren drei: das Vormahl, wobei man lauter den Appetit reizende Speisen auftrug, das Hauptmahl, welches aus mehreren und besser zubereiteten Speisen bestand, und der Nachtisch mit allerlei Delicatessen. Während des Mahles trugen die Gäste weiße Kleider, schmückten sich mit Kränzen, und salbten sich oft Haupt, Bart und Brust mit duftenden Essenzen. Das Speisezimmer selbst wurde mit Kränzen geschmückt, und die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprichwort, einem etwas sub rosa (unter der Rose) mittheilen, veranlaßt*). Der Symposiarch (Tafelfürst), entweder der Wirth selbst, oder eine von ihm ernannte Person, sorgte für alles zum Gastmahl Nöthige; der Schmaus-König oder das Auge führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar, an denen gewöhnlich Kunst und Pracht wetteiferten, und die auch der Kränze nicht ermangelten. Den Wein trank man mit Wasser gemischt, die Mischung aber war unbestimmt, wahrscheinlich, weil nicht alle Weine gleich stark und feurig waren. Das eigends hiezu bestimmte Mischgefäß hieß Krater (Mischkrug), aus welchem mit einem Schöpfkrüglein (cyathus) in die Becher (pocula) eingeschenkt wurde. Der üppige Römer trank aus Crystall, Bernstein, und köstlicher Murrha, einer Art Porzellan, die Pompejus einführte, aus Onyx, Beryll und künstlich getriebenem Golde, mit Edelsteinen besetzt, sogar mit geschnittenen. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem guten Gott, einen dem errettenden Zeus, einen der Hygiea, und einen dem Merkur, oder wie Andre wollen, den ersten dem olympischen Zeus, den zweiten den Heroen, den dritten dem errettenden Zeus. Nur die Mäßigen aber begnügten sich mit dieser Zahl der Grazien, andere gingen über die Zahl der Musen hinaus, denn man trank nicht bloß in die Runde, (Encykloposie), sondern auch auf das Wohl abwesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher, als der Name Buchstaben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgesetzten Preisen an. Natürlich machte es einen Unterschied, wer sich bei dem Gastmahl befand, denn ein Symposion von jungen Leuten und eins von Philosophen oder Staatsmännern hatte freilich verschiedne Unterhaltung. Außer der Unterhaltung durch Gespräche, die oft, wie wir aus Platons und Plutarchs Symposien sehen, sehr ernst und philosophisch war, öfter aber im Scherz und Witz sich umhertrieb, wobei die Räthsel und Griphen (s. Griphi) eine große Rolle spielten, hatte man noch die durch Gesang, und das Skolion (s. Skolien) stimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erha-

*) Die Rose, die Blume der Venus, sagt Ovid, weihte Amor dem Gott des Schweigens, Harpokrates, damit die Thaten der Mutter verborgen blieben. Deßhalb hängt der Wirth sie als Symbol über dem Gasttisch auf; der Gast soll sich erinnern, daß er das hier Gesprochene verschweigen müsse.

benem Ernst. Nach beendigtem Mahl erschienen zur Belustigung der Gäste Flötenspieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Possenreißer aller Art, oder die Gäste trieben selbst allerhand Spiele, unter denen der Kottabos sehr berühmt ist. Bei feierlichen und prächtigen Gastmahlen theilte der Wirth zuletzt noch Geschenke an seine Gäste aus, welche Apophoreta hießen. Öfters wurden diese zu größerer Belustigung durch eine Lotterie verloos't. dd.

Gaston de Foix, Herzog von Nemours, Sohn Jeans de Foix, Grafen d'Estampes, geboren im J. 1488 von Marie von Orleans, der Schwester Ludwigs XII., war der Liebling seines königlichen Oheims, der unablässig mit Wohlgefallen zu sagen pflegte: „Gaston ist mein Werk, ich habe ihn auferzogen und ihn zu den Tugenden gebildet, die man schon in ihm bewundert." Und wirklich wurden diese Hoffnungen nicht getäuscht; in einem Alter von 23 Jahren machte er seinen Namen unsterblich in dem Kriege, den Ludwig in Italien führte. Er schlug eine Schweizerarmee zurück, ging in reißender Schnelle über vier Flüsse, verjagte den Papst aus Bologna, gewann am 11ten April, am Ostertage 1512, die berühmte Schlacht von Ravenna, und endigte hier im 24sten Lebensjahre sein kurzes aber glorreiches Leben. Er wurde nach der Schlacht getödtet, da er einen Haufen Spanier, der sich zurückzog, einschließen wollte. La Palice bot alles auf, um ihn von der weiteren Verfolgung abzuhalten; er stellte ihm vor, daß er befriedigt seyn könne, und daß es unklug sey, tapfere Männer aufs äußerste zu treiben, die ihr Leben theuer verkaufen würden. Aber diese verständigen Ermahnungen machten keinen Eindruck auf den jungen Fürsten, der sich an die Spitze seiner Leute stellte und aufs neue vordrang. Da jene sich verfolgt sahen, boten sie dem Feinde die Stirn und vertheidigten sich wie Helden. Gaston, der zu weit vorgedrungen war, wurde vom Pferde gestürzt. Als ein Spanier, den er verwundet hatte, ihn in dieser Lage erblickte, und wahrnahm, daß er ihm die rechte Seite unbewehrt bot, durchstach er ihn mit seiner Pike und tödtete ihn. Ludwig XII. fühlte den tiefsten Schmerz, als er La Palice's Brief empfing, der ihm die Nachricht des Sieges und des Todes des Prinzen brachte. „Ich wollte keinen Zoll breit Land in Italien haben," rief er aus, „könnte ich um diesen Preis meinen theuern Neffen Gaston de Foix und alle die Tapfern zurückkaufen, die mit ihm umgekommen sind; möge Gott mir nie wieder solche Siege verleihen." M.

Gastrisch, ein aus dem Griechischen entlehnter Ausdruck, bezeichnet das auf die Verdauung Bezug habende. Gastrisches System begreift alle die Theile des Körpers, die die Verdauung möglich machen, gastrische Krankheiten sind solche, in denen vorzüglich die Verdauung gestört ist. Da die Vorschriften der Diätetik, in Rücksicht des Essens und Trinkens so häufig übertreten werden, die Qualität der Nahrungsmittel selbst oft fehlerhaft, das gastrische System aus vielen Theilen zusammengesetzt, und der Einfluß der äußern Temperatur auf das gastrische System sehr bedeutend ist, so ist es nicht anders möglich, als daß gastrische Krankheiten häufig vorkommen müssen. Ihre Zeichen, an denen man sie erkennt, sind Appetitlosigkeit, bittrer, widriger Geschmack, dick belegte oder schleimichte Zunge, häufiges oder unangenehmes Aufstoßen, Ekel und Erbrechen, Druck und Schwere im Unterleibe, Durchfall oder Verstopfung u. s. w. Wegen der genauen Verbindung, in der die

übrigen Theile des menschlichen Körpers mit den Verdauungsorganen stehen, verbinden sich die gastrischen Krankheiten häufig mit andern, z. B. mit Fieber, daher gastrisches Fieber. Gastrisches Heilverfahren ist kunstmäßige Anwendung der die erwähnten Krankheiten hebenden Mittel; wir begreifen darunter die Anwendung Brechen oder Durchfall erregender Arzneien, und eine strenge Diät. ff.

Gastromantie war eine besondere Art der Wahrsagerei bei den Griechen. Das Verfahren war folgendes. Man stellte gewisse runde Gläser, mit klarem Wasser gefüllt, auf einen Platz und brennende Fackeln rings umher. Dann betete man mit leiser Stimme zu einem Dämon und legte ihm die Frage vor, deren Auflösung man begehrte. Nun mußte ein keuscher und unbefleckter Knabe oder eine schwangere Frau mit Sorgfalt alle in den Gläsern sich ereignenden Veränderungen bemerken und zugleich von dem Dämon eine Antwort wünschen, erbitten und auch fodern. Dieser gab sie endlich durch gewisse in den Gläsern sich zeigende Bilder, welche die Zukunft verkündigen sollten.

Gatterer (Joh. Christoph). Dieser berühmte Historiker war geboren zu Lichtenau im Nürnbergischen den 13ten Juli 1727, studirte zu Nürnberg und Altdorf hauptsächlich historische Wissenschaften, erhielt eine Stelle an dem Gymnasium in Nürnberg, kam 1758 als ordentlicher Professor der Geschichte nach Göttingen und starb daselbst den 5ten April 1799 mit dem Charakter als Hofrath. Er beherrschte das ganze weite Gebiet der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, der Geographie, Genealogie, Heraldik, Diplomatik, Numismatik und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derselben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf, und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeschichte und in die akademischen Vorträge derselben die bessere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Aber vor allen hatte sich die alte Geschichte der wichtigsten Aufklärungen durch seinen Fleiß, seine gründliche Gelehrsamkeit und seinen historischen Forschungsgeist zu erfreuen. Zu beklagen ist es, daß viele seiner Werke unvollendet geblieben sind. Über die einzelnen historischen Hülfswissenschaften, Diplomatik, Chronologie, Genealogie, Erdbeschreibung und Heraldik, hat er ebenfalls eigene höchst schätzbare Handbücher herausgegeben. Die königliche Societät der Wissenschaften in Göttingen hatte an ihm eines ihrer thätigsten Mitglieder; er selbst stiftete 1764 das historische Institut, dessen Director er 1767 wurde. Gatterers Tochter Philippine, verehelichte Engelhard, hat sich als lyrische Dichterin bekannt gemacht. Heyne hat in einem Elogium auf Gatterer die Verdienste desselben gebührend gewürdigt; in den „Zeitgenossen" 2tes Heft befindet sich ebenfalls eine gut geschriebene Biographie und Charakteristik Gatterers von Malchus.

Gau (pagus, woraus pays, pagenses, paysans). Schon in den ältesten Zeiten war Deutschland in Gaue eingetheilt, d. h. in Districte von etlichen Quadratmeilen, nach gewissen Gränzen von Gebirgen, Gewässern u. s. w. abgetheilt. Mehrere Gemeinden lebten darin in einer gewissen Verbindung. Über die Gaue waren Grafen und Richter gesetzt; daher Gaugrafschaften. Mit der Veränderung der Grafen veränderte sich auch dieses. Gegen das zwölfte Jahrhundert kamen die Gaue als politische Eintheilung in Deutschland ganz ab (s. Graf), und nur in den Namen mehrerer Gegenden ist eine Erinnerung an sie geblieben. dd.

Gaunerwesen bezeichnet die jetzt weniger als vor einigen Jahren übliche Lebensweise gewisser Menschen, welche ihren Unterhalt, obwohl sie sich selbst denselben erwerben könnten, bei Faulheit und Müßiggang andern als Diebe oder als Bettler abnehmen. Das Wort Gauner stammt entweder vom niedersächsischen Worte gau ab, welches flink, rasch, schlau, listig bedeutet, oder vom altdeutschen Gaw oder Gow (Pagus), und bezeichnet dann ursprünglich im Allgemeinen Landstreicher, Vagabunden, ohne Rücksicht, ob sie Diebe oder Bettler sind. Die Gauner heißen in ihrer Gesellschaftssprache Jenischer, d. h. Leute, die nirgends einen festen Wohnort haben; Tschor, Kochumer und Cannover; in der Kanzlei- und Volkssprache aber allgemein, und zwar nach dem Sinne des Wortes Gauner nicht bestimmt genug, Vaganten, Vagabunden, Strolchen und Landstreicher. Die Gauner machen eine aus mehreren Classen bestehende Gesellschaft aus. Jede Classe unterscheidet sich von der andern durch die besondere Art, wie sie ihr Handwerk treibt, weßwegen sie auch wieder ihren besondern Namen erhält. Sie lassen sich unter zwei Hauptabtheilungen bringen, wovon die erste die Diebe geradezu ohne alle Verstellungskunst enthält, die andere aber diejenigen Diebe in sich begreift, welche einen Schein von Rechtlichkeit angenommen haben, als da sind Marktschreier und Quacksalber, falsche Spieler sammt ihren Gelegenheitsmachern und Zubringern, Taschenspieler und Kunststückmacher u. s. w. Im Allgemeinen sind die Gauner eine aus allen europäischen Nationen und Juden zusammengesetzte Gesellschaft, die sich in größere und kleinere Banden, theils ohne, theils unter besondern Anführern abtheilt, welche meistens von einer Weltgegend zur andern in Verbindung stehen, und besonders mit den Bewohnern unserer schlecht eingerichteten Zucht- und Arbeitshäuser und der Gefängnisse einen sehr genauen Briefwechsel unterhalten, und darin als auf hohen Schulen in ihren Gaunerränken vollends ausgebildet werden. Das Bettelvolk und liederliche Manns- und Weibspersonen aus allen Ständen, sind die unversiegbaren Stämme, woraus sie sich ergänzen. Sobald einer unter die Gauner aufgenommen worden ist, erhält er außer seinem Geschlechtsnamen von seinen Genossen auch einen Gesellschafts- oder Spitznamen, z. B. Lipstullian, Käsebier, Constanzer Hanß, Sulzer Jergle, der Baiersepp, Schul-Toni, Schleifer-Toni, einäugigte Joseph 2c.; allein sie sind diesen Spitznamen selbst feind und nur Gewohnheit erhält dieselben noch, weil sie ihnen wirklich mehr schädlich als nützlich werden. Die Ursachen von dem Daseyn einer so großen Menge von Gaunern, Landstreichern und Dieben sind sehr mannichfaltig und gründen sich theils auf die natürliche Beschaffenheit, theils, und zwar noch weit mehr, auf die politische und religiöse Verfassung eines Landes. In politischer und religiöser Hinsicht erleichtern die vielen souveränen Staatsgränzen den Gaunern gar sehr, bei Verfolgungen in dem einen Lande, bald in dem andern einen sichern Aufenthalt zu finden, weil es ihnen an guten Pässen nie fehlt, und weil in Ansehung der Verfolgung dieser Auswürflinge die Staaten nicht einerlei Grundsatz angenommen haben und befolgen. Ja was sie in den letztern Zeiten am allermeisten begünstigt hat, ist der 1781 durch die wiener Polizei eingeführte sogenannte Schub, sonst Landesverweisung, mit welchem jede Regierung die eingefangenen Landstreicher partienweise, über ihre Gränzen bringt, und dem Nachbar zum weitern Fortbringen überliefert, wodurch dieses Gesindel die beste und leichteste Gelegenheit erhalten hat, sich in Freiheit zu setzen und wie-

der zurückzukehren. Im Winter haben die Gauner ihren Aufenthalt entweder in gut und bequem eingerichteten Erdhöhlen, oder in einzelnen weitentlegenen Dörfern und Häusern; vom März an aber bis zum November bivouaquiren sie. Ihre meisten Einbrüche geschehen während der Kohlschaft, d. h. in der Zeit von vierzehn Tagen, wo der Mond nicht scheint, Tag vor Tag, und in den mondhellen Nächten halten sie sich ruhig. Die Gauner haben auch ihre besondere Wort- und Zeichensprache, welche letztere sie brauchen, wenn sie nicht in voller Sicherheit sind. Sehr interessante Aufschlüsse über das Gaunerwesen in Deutschland findet man in den Werken von Keil, Pfister und Rebmann über die Prozesse von Schinderhannes, Damian Heßel und der Räuberbande an den beiden Rheinufern.

Gaussin, eigentlich Gaussem (Jeanne Catharine). Diese große, von Voltaire vielfach gepriesene Schauspielerin, welche zu ihrer Zeit eine Zierde der französischen Bühne war, und sich neben einer Clairon und Dumesnil zu behaupten wußte, war zu Paris im Jahre 1711 geboren. Ihr Geschmack und ihre Talente für die Komödie entwickelten sich früh, und sie hatte schon in der Gesellschaft des Herzogs von Gesvres, welche zu St. Ouen Schauspiele gab, durch ihr Talent und ihre Schönheit entzückt, als sie in einem Alter von ungefähr 17 Jahren nach Lille ging, wo sie gegen zwei Jahre lang in dem Trauerspiel junge Fürstinnen, und im Lustspiel Liebhaberinnen gab. Der Beifall, den sie in dieser Stadt einerntete, verbreitete sich nach Paris, wohin man sie berief. Hier debütirte sie im J. 1731 im Britannicus mit der Rolle der Junia. Vor allen gelangen ihr die Rollen der Liebhaberinnen; in der Komödie war sie ungleich vollkommener, als in der Tragödie, wiewohl sie sich in dieser lieber loben hörte. Naive Rollen waren ihr Triumph. In einem Alter von 40 Jahren erschien sie auf der Bühne noch als ein sechzehnjähriges Mädchen. Eine unglückliche Ehe, welche sie 1759 mit einem Operntänzer geschlossen hatte, vollendete die Zerrüttung ihres Vermögens, das ihre angeborne Freigebigkeit schon erschöpft hatte. Zwar starb ihr Gatte schon 1765, aber sie überlebte ihn nicht lange. Mit einer Pension von 1500 Livres, welche den größten Theil ihres Vermögens ausmachte, verlebte sie ihre letzten Jahre in der Zurückgezogenheit, und starb 55 Jahre alt, den 6ten Juni 1767.

Gavaudan, der Talma der komischen Oper genannt, Mitglied des Theatre Feydeau (Opéra comique) in Paris, trat zuerst im vormaligen Theater Montansier im Palais-Royal mit ungemeinem Beifall auf, und kam zu Anfang der Revolution zum Theater Feydeau. Hier gründete er seinen Ruf für immer durch die meisterhafte Darstellung des Bedfort, in der eben erschienenen Oper les Visitandines von Picard, Musik von Dalayrac. Das italienische Theater suchte ihn für sich zu gewinnen, und er machte daselbst in der Oper Ponce de Léon als Pradella; welcher Charakter eine Art von Figaro ist, so viel Glück, daß er dem Fache der ersten Liebhaber theilweise entsagte, und sich vorzüglich den sogenannten Charakterrollen widmete. Hier entwickelte er durch treue und gehaltvolle Darstellung der Charaktere ein in der Oper bisher noch unbekanntes Talent, und erwarb sich die Bewunderung aller Kenner. Seit der Vereinigung beider komischen Opernbühnen im Theater Feydeau ist Gavaudan in der letzten Zeit der einzige Schauspieler von einer ge-

wissen classischen Reputation gewesen. Sein Spiel zeichnete sich vorzüglich noch durch eine seltne Vielseitigkeit aus.

Gaveaux (Pierre), Componist und Theilhaber am Theater der komischen Oper, und Mitglied der französischen Capelle, wurde 1764 zu Beziers, Dep. de l'Hérault, geboren. Mit seinem 7ten Jahre trat er als Chorknabe nebst seinen beiden Brüdern in die Domkirche dieser Stadt. Schon damals liebte er die Musik so leidenschaftlich, daß er des Nachts aufstand, um zu studiren, während seine Mitschüler schliefen. In weniger als zwei Jahren konnte er bereits jedes Musikstück in jedem Schlüssel lesen, und in einem Alter von zehn Jahren hatte er seine musikalischen Studien beendigt. Er begann nunmehr lateinisch zu lernen und hörte den ersten philosophischen Cursus. Der treffliche Organist und Componist Combes lehrte ihn die ersten Elemente der Composition und leitete seine Hände auf dem Clavier. Er war kaum zwölf Jahr alt, als er seinen Musiklehrer verlor. Glücklicher Weise liebte sein lateinischer Lehrer, der Abt Tindel, leidenschaftlich die Musik und spielte sehr angenehm das Violoncell. Dieser hatte aus Italien die Partituren des Stabat mater und der Serva padrona von Pergolesi erhalten. Sie führten mit Hülfe eines Basses diese Meisterwerke aus, und waren so entzückt von den zauberischen Schönheiten derselben, daß sie am Ende jedes Stücks einmal über das andere ausriefen: In die Hölle mit jedem der die Musik nicht liebt! Diesen beiden unsterblichen Werken verdankte der junge Gaveaux seinen entschiedenen Geschmack für die Composition. Nach manchen Unfällen ging er nach Bordeaux und wurde als Tenorist bei St. Severin angestellt. Franz Beck, damaliger Organist dieser Kirche, wurde sein Lehrer in der Composition für die ganze Zeit, die er in Bordeaux zubrachte. Gaveaux componirte mehrere Motetten, die er unter seines Lehrers Augen aufführen ließ. Dieser unterließ nicht, ihm jedes Mal seinen Beifall zu bezeigen und zugleich das alte Sprichwort zu wiederholen: Fabricando fit Faber. In der Folge wurde Gaveaux beim Theater zu Bordeaux angestellt, bis er sich 1788 nach Montpellier begab, um hier die ersten Liebhaberrollen in der großen und in der komischen Oper zu übernehmen. Im Jahre 1789 debutirte er auf dem Theater der Tuilerien als erster Tenorist in der französischen Oper. Er war einer der Begründer und Erhalter dieses Theaters, bis zu dem Augenblick, wo das Theater Feydeau mit der komischen Oper im J. 1800 vereinigt wurde. Als Componist hat er mehrere Werke auf das Theater der komischen Oper gebracht, die sich eines ausgezeichneten Beifalls erfreuten; unter allen aber ist vielleicht L'amour filial diejenige, welche sein Talent am schönsten und vollkommensten bewährt. Außerdem hat er italienische und französische Romanzen herausgegeben. Seine Composition des Pygmalion von Rousseau wird als ein besonders gelungenes Werk gerühmt. M.

Gaviniés (Pierre), berühmter Componist und Violinspieler, wurde den 11ten Mai 1726 zu Bordeaux geboren. Von seiner zartesten Kindheit an nahm er Violinunterricht, aber schon in seinem 13ten Jahre bedurfte er dessen nicht mehr. Er war 14 Jahr alt, als er nach Paris kam, und in dem Concert spirituel debutirte, wodurch er den ersten Grund zu seinem Rufe legte. Sein Spiel war sicher und glänzend, aber was ihn so ungemein auszeichnete, war ein an Reinheit und Ausdruck unnachahmlicher Ton; er schien seinem Instrumente Seufzer zu entlocken. Viotti nannte ihn den Tartini

Frankreichs, und an Tartini erinnert auch sein Privatleben. Als Jüngling verließ er heimlich Paris. Eine Liebesintrigue, die mit dieser Flucht in Verbindung stand, machte sie für ihn gefährlich. Er wurde vier Stunden von Paris arretirt und blieb ein Jahr im Gefängniß. Damals componirte er jene unter seinem Namen so allgemein bekannt und berühmt gewordene Romanze. Er sang sie zu seiner Violine mit einer unnachahmlichen Anmuth und variirte sie eben so reizend. Noch kurz vor seinem Tode, in seinem 73sten Jahre, executirte er sie in einem öffentlichen Concert und entlockte Thränen den Augen seiner Zuhörer. Er ist das Haupt der guten französischen Schule. Für das Theater hat er das Intermezzo Le prétendu geschrieben, welches mit Beifall aufgenommen wurde. Im Jahre 1794 ernannte ihn das Conservatorium zum Professor der Violine. Er starb den 10ten Sept. 1800. M.

Gavotte ist ein vorzüglich zum Tanz angewandtes Tonstück. Es besteht aus zwei Reprisen, fängt im Auftact an und steht im Allabrevetact. Da die Bewegung wegen dieses letzten Falles an und für sich etwas lebhaft ausfällt, und der Charakter der Gavotte zwar munter, aber dabei auch zärtlich ist, so sind Achtel die geschwindesten Noten, die darin vorkommen. Die Gavotten waren ehemals auch in Sonaten, Suiten u. s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an diejenige äußere Form band, die sie als Tanzstücke hatten. Jetzt gehören sie unter die veralteten Gattungen von Tonstücken.

Gay (John), 1688 zu oder bei Barnstaple in Devonshire geboren, erhielt von einem gewissen Luck, Schullehrer an diesem Orte und Dichter, eine Erziehung, die zur Entwickelung seines natürlichen Talents für Poesie nicht wenig beitrug. Er ging in die Plane seines unbegüterten Vaters, der ihn zu einem Galanteriehändler bestimmt hatte, nicht ein, da ihn seine Neigung zu ganz andern Beschäftigungen hinzog. Man weiß nicht, in welchem Jahre er die Lehre angetreten und verlassen hat; doch ist so viel gewiß, daß ihn die Herzogin von Monmouth im J. 1712 als Secretär in Dienste nahm. Hier blieb ihm Muße genug, die Dichtkunst zu üben. Er machte seine Rural sports, a Georgic in two cantos bekannt, und widmete sie dem schon damals berühmten Pope, welches die erste Veranlassung zu der vertrauten Freundschaft zwischen beiden Dichtern gab. Im J. 1713 ließ er seine Komödie The wife of Bath drucken, die auf der Bühne kein Glück gemacht hat, und gab um dieselbe Zeit the Shepherd's week heraus, eine aus sechs Eklogen bestehende, aus der gemeinen Wirklichkeit geschöpfte Schilderung des englischen Landmanns, welche jedoch dem Geschmack seiner Landsleute trefflich zusagte. Da er aber dieses Werk dem Lord Bolingbroke zugeeignet hatte, mußten ihm bei der neuen Regierung die darauf gegründeten Hoffnungen zur Beförderung fehlschlagen, ob er gleich als Secretär des Grafen Clarendon, englischen Gesandten am hannöverschen Hofe, im letzten Regierungsjahre der Königin Anna zu glänzenden Erwartungen berechtigt war. Bald nach seiner Rückkehr trat er mit der Tragikomödie What-d'ye-call-it, und im J. 1717 mit der unter Pope's und Arbuthnots Beihülfe geschriebenen Komödie Three hours after marriage auf, konnte aber nur für die erstere einigen Beifall gewinnen. Er begab sich hierauf nach Achen und lebte einige Zeit auf dem Landsitze des Lord Harcourt. Hier veranstaltete er die Herausgabe seiner Gedichte auf Subscription, die ihm 1000 Pfund einbrachte. Im J. 1724 erschienen The captives, ein gut aufgenommenes Trauerspiel, und 1726

der erste Band seiner, zum Unterricht des Herzogs von Cumberland geschriebenen Fabeln, durch welche er sich bei den Engländern den Namen eines classischen Dichters erwarb. Einen beispiellosen Beifall erhielt seine Beggar's Opera, welche noch jezt ein Lieblingsstück der Engländer ist. Ein zweiter Theil, der unter dem Titel Polly erschien, wurde nicht auf die Bühne gebracht. Die Beggar's Opera gewann ihm das Wohlwollen vieler Großen, besonders des Herzogs und der Herzogin von Queensberry, in deren Gesellschaft er den lezten Theil seines Lebens zubrachte, nachdem er vergeblich auf eine Anstellung von Georg II. und seiner Gemahlin gehofft, die ihn vor ihrer Thronbesteigung persönlich gekannt und geschäzt hatten. Er starb am Ende des J. 1732 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Der zweite Theil seiner Fabeln, meist politischen Inhalts, erschien, durch den Herzog von Queensberry besorgt, erst nach seinem Tode. Gay war nach Pope's Urtheil ein gerader anspruchsloser Mann, der so redete, wie er dachte, und immer zu mißfallen fürchtete. Johnson spricht ihm mit Recht jene mens divinior ab, die das Eigenthum großer Dichter ist, läßt ihm aber als einem Sänger einer niedern Sphäre volles Recht wiederfahren. Er preis't ihn als den Erfinder der Balladenoper, welche die italienische verdrängte und über ein halbes Jahrhundert sich mit Beifall auf der Bühne erhielt.

Gazometer, Gasometer, Luftmesser, ein ziemlich zusammengesezter Apparat, welchen Lavoisier und Meusnier zu mancherlei Versuchen mit den Gasarten, hauptsächlich aber zu genauen Abmessungen des Volumens derselben erfunden hatten. Da man mit demselben die Versuche angestellt hat, welche der Erzeugung des Wassers aus dephlogistisirter und brennbarer Luft, mittelst der Verbrennung, zum Beweise dienen, so versteht man jezt gewöhnlich unter Gazometern Vorrichtungen, welche die Absicht haben, theils das Abbrennen der genannten Luftarten bequem zu veranstalten, theils die verhältnißmäßigen Quantitäten derselben genau zu messen, theils auch das dadurch erhaltene Wasser gehörig zu sammeln und zu wägen. In der Folge ist diese Maschine von Martin van Marum in Harlem, dann von Haug, von Seguin, Vogt und Pearson verändert und vereinfacht worden.

Gazopyrion, eine von dem Doctor Faulstich erfundene Feuermaschine, deren Haupttheile eine mit brennbarer Luft gefüllte Kugel und ein electrischer Apparat sind. Der Bau der Maschine ist von der Art, daß man mit Leichtigkeit mittelst des electrischen Funkens die Luft entzünden kann. Doch muß man dabei mit Vorsicht verfahren, um die Erzeugung der Knallluft zu vermeiden.

Gebälk werden bald die sämmtlichen Balken eines Gebäudes, bald bloß der oberste Theil oder das Hauptgesims einer Säulenstellung genannt, welches auf den Säulen ruht, und aus drei Theilen besteht, dem Unterbalken oder Architrab, dem Fries und dem Kranze (s. d. Art.). Die schicklichste Höhe des Gebälks bei jeder Art von Säulen ist der vierte Theil der Säulenhöhe selbst, ist es höher, so scheint es das Gebäude zu erdrücken, und niedriger gibt es dem Ganzen ein ärmliches Ansehn. Bei jeder Säulenordnung findet man übrigens Verschiedenheit. (S. Säulenordnung.)

Gebäude wird bald im engern, bald im weitern Sinne genommen. Im engern Sinne versteht man darunter einen, nach den Regeln der Baukunst eingeschlossenen, Raum, sey es um ihn zu bewohnen, oder gewisse Verrichtungen darin zweckmäßig zu betreiben. Im

weitern Sinne nennt man Gebäude alle Werke, welche die Baukunst aufführt, von welcher Art sie auch seyen. Dann theilt man die Gebäude ein in öffentliche und Privatgebäude. Jene dienen 1. der Religion: Tempel, Kirchen, Capellen; 2. der Staats- und Justizverwaltung: Schloß, Gerichtshof, Rathhaus, Arbeitshaus, Zuchthaus, Gefängniß; 3. der öffentlichen Sicherheit: Stadtthore, Mauer, Wall, Straßen, Brücken, Zeughaus, Spritzenhaus, Leuchtthurm, Hafen; 4. dem öffentlichen Nutzen: Schulen, Collegien, Bibliotheken, Observatorien; 5. dem öffentlichen Wohlstande: Münzen, Börsen, Banken; 6. dem öffentlichen Verkehr und Bedarf: Märkte, Magazine, Manufacturgebäude, Schlacht- und Brauhäuser, Gasthöfe; 7. der Gesundheit: Krankenhäuser, Begräbnißplätze, Cloaken, Wasserleitungen, Brunnen, Bäder; 8. der öffentlichen Pracht: freie verzierte Plätze, Promenaden, Rennbahnen, Theater, Odeen, Ballsäle; Ehrenpforten, Triumphbogen, Denkmale. Zu den Privatgebäuden gehören: 1. Häuser und Paläste; 2. Villen, Gartenhäuser, ländliche Wohnungen; 3. landwirthschaftliche Gebäude; 4. Mühlen; 5. Wasserbaue.

Geber oder Giaber, eigentlich Abu Mussah Djafar al Sofi, ein berühmter arabischer Alchymist, geboren zu Hauran in Mesopotamien, im 8ten Jahrhundert. Seine Bemühungen, die Natur der Metalle zu erforschen und sie in Gold zu verwandeln, führten ihn auf mehrere Entdeckungen in der Chemie und Medicin, als den ätzenden Sublimat, den rothen Präcipitat, das Scheidewasser u. s. w. Dadurch erwarb er sich das Verdienst, zur Entstehung und Begründung der Chemie wesentlich beigetragen zu haben. Er scheint auch astronomische Kenntnisse gehabt zu haben; ja Einige wollen ihm die Erfindung der Algebra zuschreiben, und leiten ihren Namen von dem seinigen ab. Verschiedene seiner Schriften sind übersetzt, z. B. Summae perfectionis magisterii in sua natura libri IV. etc; de investigatione perfectionis metallorum u. s. w. Andere sind handschriftlich in Paris und Leyden.

Geberde, Geberdenspiel, Geberdensprache. Unter Geberde versteht man eine Art des physiognomischen Ausdrucks des Innern im Körper; es ist aber nicht ganz leicht, diese Art genau zu bestimmen. Besonders hat die Unterscheidung der Geberde von der Miene durch Verwechselungen des Sprachgebrauchs Schwierigkeiten erhalten. Alles genau erwogen, findet man, daß beide sich in folgenden Punkten unterscheiden: 1. die Miene erstreckt sich bloß auf Ausdruck in Bewegungen, die Geberde, obschon sie auch sich in Bewegungen äußert, drückt doch das Innere auch in der Ruhe aus, wenn es unverändert bleibt; die Miene ist deßhalb bloß etwas Vorübergehendes, die Geberde auch etwas Beharrliches; 3. die Miene erstreckt sich bloß auf die Bewegungen des Gesichts, die Geberde auch auf den übrigen Körper; 4. die Miene ist bloß Seelenausdruck im Gesicht vernünftiger sittlicher Wesen, Geberden zeigen sich auch bei bloß sinnlich-begehrenden Wesen; 5. die Miene drückt daher lediglich die Gesinnung, den bleibenden sittlichen Charakter, Geberden die eben jetzt herrschende Leidenschaft, den vorübergehenden Affect aus. So bemerkbar diese Unterscheidungen hin und wieder sind, so schwankt doch im Ganzen der Sprachgebrauch bald hinüber, bald herüber. Übrigens ist auch bei diesen Unterscheidungen nicht zu verkennen, daß Geberde bald in einem weitern, bald in einem engern Sinne genommen ist. Im weitern Sinne befaßt man darunter jeden physiognomischen Ausdruck

des Innern im Körper, und dann sind die Mienen mit darunter begriffen. Jene stumme Sprache mit ihren mahlenden, ausdrückenden und deutenden Zeichen, welche man die Geberdensprache nennt, würde deßhalb auch die Mienensprache unter sich befassen, so daß die Geberdensprache durch das Gesicht eben sowohl als durch die übrigen Glieder des Körpers sich ausdrückt. Kurz, die Geberde wäre demnach das Allgemeine, die Miene das Specielle, Besondere. Beim Entwurf einer Theorie der körperlichen Beredsamkeit wird es dienlich seyn, diesen also festgesetzten Unterschied anzunehmen, und zur Mienensprache auch das mitzurechnen, was das Gesicht nach der obigen Bestimmung von Geberden in veränderter Bewegung ausdrückt. Körperliche Beredsamkeit ist aber die Kunst, einem Andern seine Gedanken mittelst des Körpers und gewisser Modificationen desselben so mitzutheilen, daß sie den verlangten Eindruck auf ihn machen. Diese Modificationen des Körpers sind entweder Bewegungen und Stellungen desselben oder Töne. Man sieht, daß die ganze Schauspielkunst sich darauf gründet, indem von den Bewegungen und Stellungen des Körpers die Action, die mit der Plastik, und von den Tönen die Declamation, die mit der Musik verwandt ist, abhängt. Die Action ist nun eigentlich nichts anders als die Geberdenkunst selbst in jenem allgemeinen Sinne. Jene Bewegungen und Stellungen des Körpers sind nämlich Veränderungen desselben oder seiner Theile, in Ansehung ihrer Lage und Figur, mit gewissen Veränderungen der Seele harmonisch. Die Summe der Bewegungen ist Gesticulation; aus der Stellung gehen die Attituden (s. d.) hervor, Tragen und Haltung des ganzen Körpers im Stehen, Sitzen und Liegen während einer gewissen Situation. Hier ist immer etwas Unbewegliches, Festes. Diese Attituden macht der ganze Körper; Gesticulation können nur die beweglichen Theile desselben machen, Kopf, Arme, Hände, Füße, entweder alle zusammen, oder jedes für sich, weßhalb es auch eine Kopf-, Arm-, Hände- und Füßesprache gibt, wovon freilich die meisten Schauspieler nichts verstehen. Von diesen stummen Sprachen allen unterscheidet man nun noch besonders die Gesichtssprache, und zwar nicht ohne Grund. Das Gesicht ist kein so beweglicher Theil als Kopf, Arm, Hand und Fuß, theils aber durch die eigenthümliche Bildung und die bleibende Form seiner festen, theils durch das veränderliche Spiel seiner beweglichen Theile, theils durch Züge, welche durch Gewohnheit in den beweglichen Theilen fest und bleibend geworden sind, tritt hier das Innere in dem Äußern in den bedeutendsten, unzweideutigsten und unverkennbarsten Kennzeichen hervor. Hier ist also eine Beweglichkeit ganz eigner Art, und von einer so großen Wichtigkeit, daß man wohl Ursache hätte, ihr eine vorzügliche und eigene Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da es auch hier wieder fast so viele eigene Sprachen gibt, als Theile des Gesichts. Wer eine Stirn-, Augen-, Nasen-; Lippen- und Wangensprache lächerlich finden wollte, bewiese damit nur, daß er die Natur hier niemals genugsam beobachtet hat. Diese Gesichtssprache nennt man auch Mimik, ein Begriff, der freilich an sich mehr umfaßt (s. Mimik). Wenn Engel die Mimik in die ethische oder physiognomische eintheilt, welche die Eigenthümlichkeit eines Charakters, und in die pathognomische, welche die vorübergehenden Verwandlungen durch Affecten und Leidenschaften in bestimmten Situationen darstellt, so liegt dieser Eintheilung der Unterschied zwischen Miene und Geberde im engern Sinne zum Grunde. Es war aber sehr gut, daß Engel andere Bezeichnun-

gen dafür wählte, weil sonst alle Augenblick Zweideutigkeit und Mißverstand entstanden seyn würden. Besonders würde dies der Fall gewesen seyn, wenn man Mienen- und Geberdenspiel nach der weitern und engern Bedeutung jedesmal hätte unterscheiden sollen. Es ist auch hier am rathsamsten, das Mienenspiel auf die Gesichtssprache einzuschränken, das Geberdenspiel aber auf die ganze körperliche Beredsamkeit auszudehnen. Geberdenspiel würde demnach seyn die vorübergehende Modification des ganzen Körpers, seiner unbeweglichen Theile, in Stellung und Bewegung, zum Ausdruck des Innern und Äußern während einer gewissen Situation. Die Bezeichnung durch Spiel scheint uns bloß von dem Vorübergehenden in dieser Thätigkeit herzukommen, und nicht etwa von der Leichtigkeit, womit sie ausgeübt wird. Weit eher könnte man noch an Unwillkürlichkeit denken (wie bei dem Spiel der Muskeln), womit die äußern Organe der Thätigkeit der Seele zu einer naturgemäßen Äußerung folgen. Wer durch Kunst die körperliche Beredsamkeit üben will, und die naturgemäßen Äußerungen nicht trifft, der verfällt in Grimasse. Die Natur, wie sie für jeden Ausdruck der Leidenschaft, für jede Stimmung der Seele ihren eignen Ton und eigne Bewegung in der Stimme hat, hat auch ihre eignen Bewegungen und Stellungen in dem Körper dafür. Wehe dem Schauspieler und bildenden Künstler, dem dafür der feine Sinn mangelt. Vergl. Mimik und Pantomime. dd.

Gebern, in Indien Parsis, in Persien aber Gebern, Guebern, Gauern, d. i. Ungläubige oder Feueranbeter genannt. Sie selbst nennen sich Behendie oder Anhänger des wahren Glaubens, und haben ihre vorzüglichsten Wohnsitze in den Wüsten von Karamanien gegen den persischen Meerbusen, vorzüglich aber in den Provinzen Yerd Keram. Dies wenig bekannte, in der Unwissenheit glückliche Volk ist arbeitsam, mäßig und treibt fleißig Ackerbau. Die Sitten der Gebern sind sanft; sie trinken Wein, essen alles Fleisch, heirathen nur eine Frau, und leben streng und mäßig. Ehescheidung und Vielweiberei sind ihnen durch die Religion verboten; bleibt aber die Frau in den ersten neun Jahren unfruchtbar, so darf der Mann neben derselben noch eine zweite nehmen. Sie verehren ein einiges höchstes Wesen, das sie den ewigen Geist oder Yerd nennen. Sonne, Mond und Planeten glauben sie durch verständige Wesen belebt, erkennen das Licht als Grundursache des Guten, die Finsterniß als die des Bösen, und beten endlich, wie man sagt, das Feuer an, wovon sie auch den Namen erhalten haben. Sie selbst aber sagen, daß sie es nicht anbeten, sondern darin nur ein Gegenbild des unbegreiflichen Gottes hegen, weßwegen sie auch allemal ihre Gebete beim Feuer verrichten und an heiligen Orten ein immer brennendes Feuer unterhalten, welches ihr Prophet Zoroaster (s. d.) schon vor 4000 Jahren entzündet haben soll. Ihr heiliges Buch heißt Zend-Avesta. (S. dieses.) Eine eigenthümliche Gewohnheit der Gebern ist es, die Todten, statt sie zu begraben, auf den Thürmen ihrer Kirchhöfe den Vögeln preis zu geben; wobei sie genau Acht geben, welchen Theil diese Thiere zuerst verzehren, und daraus auf das Schicksal des Verstorbenen schließen.

Gebet ist im weiten Sinne jede mit frommen Gefühlen verbundene Richtung des Gemüths auf Gott, im engern Sinne der mündliche Ausdruck frommer Gefühle und Gesinnungen gegen Gott. Das Gebet kann Bitte seyn, Fürbitte, Dank und Lob Gottes. In den

abergläubischen Religionen des Alterthums wurden die Gebete als Formeln von magischer Kraft betrachtet, deren Wirksamkeit davon abhange, daß sie mit der größten Genauigkeit hergesagt und durch keinen Unglück bedeutenden Umstand unterbrochen würden. Weit würdigere Begriffe über das Wesen und den Zweck des Gebets hat das Christenthum unter den Völkern verbreitet. Nach den Grundsätzen der catholischen Kirche kann der Mensch nicht bloß an Gott, sondern auch an die Heiligen und an die Engel Gebete richten; die protestantische Kirche dagegen erklärt Gott für den einzigen würdigen Gegenstand der Anbetung. Die religiösen Menschen aller Zeiten haben in dem Gebet ein wirksames Mittel der Geisteserhebung, des Trostes und der Befestigung in guten Gesinnungen gefunden. Je leichter der Mensch unter den Zerstreuungen und Sorgen des Lebens seine höhere Bestimmung vergißt, desto mehr ist ihm die Geistessammlung, welche das Gebet gewährt, Bedürfniß, und es ist eine heilsame Gewohnheit, mit dem frommen Andenken an Gott den Tag zu beginnen und zu beschließen. Um das Gemüth in die Stimmung zu versetzen, in welcher es geneigt und fähig wird, sich zu Gott zu erheben, muß man sich der heil. Schrift, heiliger Gesänge (unter den neuern Liedern dieser Art sind besonders die von Witschel, welche unter dem Titel: Morgen- und Abendopfer in Gesängen, Sulzbach, 1809, erschienen sind; die Gesänge von Juliane Beillodter und die Schrift von Ziegenbein: die Religion in Liedern, gesammelt aus den besten Dichtern, zu empfehlen), guter Predigten und dergleichen Erbauungsbücher bedienen. Da die Richtungen, welche das jugendliche Gemüth nimmt, die bleibendsten zu seyn pflegen, so ist es nöthig, daß man auch das Kind beten lehre, und die Pädagogen, welche meinten, daß die Bildung zur Religiosität einem reiferen Alter vorzubehalten sey, verriethen Mangel an Kenntniß des menschlichen Herzens. Auch das Kind kann den Gedanken an ein Wesen, von welchem alles Gute komme, fassen, und ist frommer Gefühle fähig. N.

Gebirge, Gebirgslehre, s. Berge und Orographie.

Gebirgsarten, s. Oryktologie.

Gebirgshöhe. Um eine allgemeine und unwandelbare Basis bei der Bestimmung der Höhe eines Gebirges zu haben, mißt man dieselbe jedesmal von der Meeresfläche an, so daß die mehr oder minder hohe oder flache Umgebung eines Berges keinen Einfluß auf seine eigentliche Höhe haben kann. Daher kommt es, daß mancher Berg, z. B. der Brocken, der rings in einer bergigen Umgebung liegt, viel höher ist, als er scheint, da seine ganze Höhe dem Auge nicht sichtbar ist. S. Höhenmessung.

Gebläse (Hüttenwesen), nennt man die Blasebälge auf den Schmelzhütten aller Art. In den ältern Zeiten waren sie den gewöhnlichen hölzernen Blasebälgen mit Leder, wie sie die Schmiede brauchen, ähnlich. Um ununterbrochen Wind in den Ofen zu bringen, hängt man zwei Bälge neben einander, die man ein doppeltes Gebläse nennt, und macht die Einrichtung, daß der eine in die Höhe geht, indem der andere niedergedrückt wird. Wenn die Arbeit recht gehen soll, so muß jeder Balg in einer Minute viermal in den Ofen blasen. Als besondere Redensarten sind anzumerken: das Gebläse anlassen, d. h. die Wasser anschützen, daß das Wasserrad des Gebläse treibt und bewegt. Das Gebläse arbeitet, d. h. die Blasebälge gehen frisch und stark. Das Ge-

bläse bläset kalt, d. h. der Wind der Blasebälge ist nicht auf die Kohlen, sondern auf das Erz im Schmelzofen gerichtet, welches von der Richtung der Form abhängt. Das Gebläse geht stille, d. h. es arbeitet matt und facht das Feuer nicht genug an. Das Gebläse spielt, d. h. die Blasebälge sind angelassen und im Umgange. Die Gebläse überspannen, d. h. die Blasebälge zu stark gehen lassen. Zur Vermeidung der abwechselnden Wirksamkeit, die bei dem Gebläse wegen des öftern Wassermangels beim Umgange desselben eintritt, hat der Kammerrath Klipstein 1785 Maschinen erfunden, in welchen das in Dünste aufgelös'te Wasser bei Schmelzöfen die Stelle des Gebläses vertritt. X.

Gebrochen. 1. In der Musik heißt ein gebrochner Accord ein solcher, dessen Töne man nicht, wie gewöhnlich, auf einmal, sondern in einer gewissen Ordnung aufeinander folgend, anschlägt. Man nennt solche Accorde auch Harpeggiaturen. (S. Harpeggio.) Gebrochener Baß ist der, der auf einem Tone nicht so lange anhält, als der Gesang erfodert, sondern entweder den Grundton wiederholt oder andre schickliche Töne durchläuft. 2. In der Declamation ist die gebrochene Stimme das Zeichen der tiefsten Rührung. 3. In der Mahlerei sind gebrochene Farben eine Art Mittelfarben, s. Mezzotinto. 4. In der Baukunst sind gebrochene Treppen, gebrochenes Dach solche, welche mehrere Absätze haben.

Geburt ist der Act bei den weiblichen Menschen und Säugethieren, da sie ein Kind oder ein Junges ihrer Art zur Welt bringen. Wenn nämlich die Frucht ihre gehörige Zeit in dem Fruchthälter der Mutter von dem ersten Moment ihrer Existenz an (s. Empfängniß, Embryo), in steter Fortbildung bis auf einen gewissen Punkt, zugebracht hat, und alsdann im Stande ist, ein selbstständiges Leben zu führen, so reißt sie sich von der Mutter los, um das ihr nach ihrer Art zukommende Leben unabhängig von jener zu leben. Indem nämlich der Fruchthälter durch die zunehmende Größe der Frucht bis zu seinem Maximum ausgedehnt ist, erwacht die ihm eigenthümliche Reizbarkeit, das Zusammenziehungsvermögen in ihm, er verengt dadurch seinen innern Raum und treibt die reife Frucht von sich. Die Zeit der Geburt ist bei den verschiedenen Geschlechtern der Säugethiere sehr verschieden, bei jedem aber genau und bleibend bestimmt, so daß die Zeit, da die Frucht ihre Fähigkeit zum selbstständigen Leben, oder ihre völlige Reife erlangt, in der Regel genau mit derjenigen übereinstimmt, da der Fruchthälter von dem Zustande der Ausdehnung in den entgegengesetzten des Zusammenziehens übergeht. Wir schränken uns hier auf die Geburtsgeschichte des Menschen ein. In dem Fruchthälter der Gebärmutter des Weibes fängt der Mensch als Embryo sein Leben an, wird dann immer weiter ausgebildet, zunächst als Fötus, dann als unreifes, endlich als reifes Kind. Mit seinem Wachsthum und zunehmenden Umfange wachsen zugleich die häutigen Hüllen, die es umgeben, und erweitert sich der innere Raum des Fruchthälters durch dessen Ausdehnung. Am Ende der 39sten oder dem Anfange der 40sten Woche ist das Kind völlig ausgebildet, und fähig, sein Leben unabhängig von der Mutter fortzuführen, daher erfolgt in der Regel nun die Trennung desselben von ihr, d. h. die Geburt. Es entstehen nunmehr allmählig die Zusammenziehungen der Gebärmutter, welche, da sie mit schmerzhaften Empfindungen verbunden sind, Wehen ge-

nannt werden. Man theilt diese ein in vorhersagende oder Rupfer (Vorwehen), welche den Anfang machen, nicht lange dauern, gelinde sind, und das Gefühl einer unangenehmen Spannung und eines Drängens erregen. Wenn die Schwangere davon befallen wird, kann sie oft nicht von der Stelle, bis diese Wehe vorüber ist, da sie denn wieder oft einige Stunden lang frei ist. Dann folgen die wahren Wehen; diese dauern immer länger, kommen immer schneller zurück und werden immer heftiger. Die Zusammenziehungen des Fruchthälters geschehen in der Ordnung, wie die Ausdehnung derselben vor sich ging, indem der obere Theil oder der Grund derselben sich zuerst zusammenzieht, während der untere Theil und die Öffnung oder der sogenannte Muttermund sich ausdehnt und erweitert. Daher senkt sich die Frucht bei dem allmählig sich verengernden Raume des Fruchthälters gegen die Öffnung desselben herab; die in den Hüllen der Frucht eingeschlossene Flüssigkeit, als der am wenigsten Widerstand leistende Theil wird vorausgetrieben, und bildet eine Blase, welche zur allmähligen Erweiterung des Muttermundes viel beiträgt. Es ist daher nachtheilig, wenn voreilige und unwissende Hebammen durch Kneipen an der Blase das zu frühe Zerplatzen derselben befördern. Bei wiederholten und kräftigern Wehen zerreißt endlich diese Blase, ergießt sich, und sogleich tritt der Kopf des Kindes selbst ein. Da die Schädelknochen an demselben noch nicht ganz vollendet, sondern auf dem Wirbel nur durch eine feste Membrane verbunden sind, und einander genähert, sogar ein wenig über einander geschoben werden können, so kann der Kopf durch den Druck, welchen er erleidet, an seinem Umfang etwas vermindert und in eine mehr längliche Form gedrückt werden, daß er durch die Öffnung des Fruchthälters und des Beckens, in welchem dieser eingeschlossen ist, so wie auch durch die äußern Geburtstheile hindurchgleiten kann, worauf alsdann bald der übrige Körper nachfolgt. Der Act der Geburt ist demnach in der Regel kein widernatürlicher, gefährlicher oder krankhafter Zustand, wie ihn wohl manche, besonders aber zaghafte und zum erstenmal gebärende Frauen sich vorstellen. Es ist ein der Natur gemäßes Entwickelungsgeschäft, welches eben so wenig Krankheit ist, als das Zahnen und die Entwickelung der Pubertät, obgleich alle eine nicht unbedeutende Revolution im Körper verursachen und zu Krankheiten Veranlassung geben können. Zwar erfodert das Geburtsgeschäft eine heftige Anstrengung der Natur, aber sie hat auch viele, und wie höchst zweckmäßige, Vor- und Zubereitungen getroffen, um es zu erleichtern. Doch bleibt immer für das Weib die Geburt in Rücksicht des Gemüths wie des Körpers ein äußerst wichtiges Ereigniß. Welch ein Übergang von Sorge, Schmerz, banger, angstvoller Erwartung zum beglückenden Bewußtseyn, einen Menschen geboren zu haben! Aber auch welch eine Revolution im Körper, von der Bürde der Schwangerschaft, von der schmerzvollen, höchsten Anstrengung zur plötzlichen Erschlaffung, Schmerzlosigkeit, Erschöpfung und Abspannung. Geht die Geburt auf die oben beschriebene Weise regelmäßig von Statten, so heißt sie eine n a t ü r l i c h e. Dazu wird erfodert, daß das Becken der Mutter gehörig gebaut sey, und seine Öffnung der reifen Frucht einen freien Durchgang gestatte; daß die Ausbildung und Größe der Frucht dem Becken gemäß sey, vorzüglich der Kopf desselben den von der Natur schon bestimmten, dem Durchmesser des Beckens angemessenen Umfang habe; ferner ein richtiger Stand des Fruchthälters in der Achse des Beckens, richtige La-

ge der Frucht, nämlich der Kopf nach unten, der Hinterkopf nach der vordern Seite der Mutter, und nach der Öffnung des Fruchthälters, so daß der Hinterkopf zuerst zur Geburt eintrete, endlich daß die äußern Geburtsglieder keine widernatürliche Beschaffenheit haben. **Leichte Geburt** heißt diejenige, welche ohne übermäßige Anstrengungen und Schmerzen, und in gehöriger Zeit erfolgt. **Schwer** ist die Geburt, wenn sie zwar natürlich, doch mit übermäßigen Anstrengungen und Schmerzen verbunden ist und viel Zeit, über 6 bis 8 Stunden, erfodert. Die Ursache davon ist zuweilen Straffheit der Fasern der Mutter, vorgerückte Jahre derselben, verhältnißmäßig zu großer Kopf des Kindes u. a. m. Auch diese Geburten vollendet die Natur, und Kreisende sollten daher nicht sobald muthlos und ungeduldig werden. Eine **widernatürliche** (eigentlich nur **unregelmäßige**) Geburt ist die, wobei eine oder mehrere von den oben erwähnten Bedingungen zur natürlichen Geburt fehlen. Eine **künstliche** Geburt ist diejenige, welche durch Hülfe der Kunst mit Instrumenten oder Handgriffen der Geburtshülfe bewerkstelligt worden ist. **Frühgeburt** heißt eine solche, welche einige Wochen eher erfolgt, als die gewöhnliche Zeit verlaufen ist, nämlich nach dem siebenten und vor dem Ende des neunten Monats. Obgleich der Frucht von der Natur die Zeit von 40 Wochen zu ihrer Reife bestimmt ist, so ist sie doch auch zuweilen einige Wochen vorher zu dem Grade von Ausbildung gelangt, daß sie von der Mutter getrennt in einigen Fällen beim Leben erhalten werden kann. Daß sie jedoch nicht völlig reif ist, bemerkt man aus verschiedenen Zeichen. Ein solches Kind nämlich schreit nicht wie andere reife Kinder, sondern es gibt bloß einen dumpfen Laut von sich, schläft beständig, muß beständig gewärmt werden, wenn nicht sogleich Hände und Füße erkalten sollen. Außerdem aber ist auch bei einem unreifen Kinde — mehr oder weniger, je nach dem mehr oder weniger an der gehörigen Reife fehlt — die Haut am ganzen Körper roth, oft sogar blau, mit einem weichen, langen, wolligen Haar, besonders an den Seitentheilen des Gesichts und auf dem Rücken, bedeckt; die Fontanelle ist groß, die Schädelknochen sind leicht beweglich; das Gesicht ist alt, runzlich; die Augen sind meistens verschlossen; die Nägel an den Fingern und Zehen kurz, zart und weich, kaum eine Linie lang; das Gewicht eines solchen Kindes ist unter sechs, oft sogar unter fünf Pfund. **Unzeitig** heißt die Geburt, wenn sich die Frucht vor dem siebenten Monate trennt. Dies ist alsdann ein in dem Grade unreifes Kind, daß es nicht fortleben kann; doch wird nach den bürgerlichen Gesetzen gestattet, selbst ein Kind von 26 Wochen noch für lebensfähig, und z. B. bei Neuverehelichten für ein in der Ehe erzeugtes zu halten. **Spätgeburt** ist die über die gewöhnliche Zeit von 40 Wochen erfolgte Geburt. Da diese Rechnung von dem Anfange der Schwangerschaft an bis zur Geburt größtentheils und allein auf die Angabe der Mutter sich gründet, so findet hier oft Selbsttäuschung oder Betrug Statt. Gleichwohl sind diese Geburten in der gerichtlichen Medicin von der größten Wichtigkeit, indem oft viel darauf ankommt, ob ein nach dem Tode des Vaters und nach der 40sten Woche gebornes Kind für ein rechtmäßig noch in der Ehe erzeugtes gehalten werden soll oder nicht. Die Wichtigkeit dieser Untersuchungen und die Unbestimmtheit in den Beweisen hat eine große Verschiedenheit der Meinungen der medicinischen Schriftsteller herbeigeführt. Manche bezweifeln die Wahrheit des Vorgebens der Mütter über eine solche verzö-

gerte Geburt, und geben als Gründe an, die Natur binde sich an den bestimmten Zeitraum der Schwangerschaft; Gram, Krankheit u. a. m. können den Wachsthum der Frucht nicht verhindern u. s. w. Andere behaupten dagegen, die Natur binde sich an keine Regeln; mancherlei Ursachen könnten das Wachsthum der Frucht verzögern ꝛc. Plenk (in seinen Anfangsgründen der Geburtshülfe) sagt, daß unwiderrufliche und aufs genaueste untersuchte Bemerkungen dargethan haben, daß die natürliche Zeit der Geburt zuweilen bis in den zehnten, ja elften Monat und darüber, verzögert werden könne. In Röderer's Opusc. med. ist die Beobachtung von einem zu spät gebornen Kinde von dreizehn Monaten angeführt, dessen Körper acht Pfund wog. Man muß in einem solchen Falle mit großer Behutsamkeit urtheilen und alle Umstände erwägen. Man beobachtet, daß dergleichen spät geborne Kinder Zeichen einer ausdrücklichen Bewegung über sechs oder sieben Monate vor der Geburt gegeben, auch Zeichen einer größern körperlichen Ausbildung als gewöhnlich mit sich gebracht haben, denn überhaupt waren sie größer, hatten härtere Knochen; einigen waren die Fontanellen der Hirnschalen fest verwachsen, die Kopfhaare waren länger und gefärbter, die Stimme stärker, die Augen und das Gesicht lebhafter, bei manchen sogar sollen sich schon einige Zähne gezeigt haben, die von dem Zahnfleische bloß waren. Fehlgeburt, wenn eine Frucht sich so früh ablöset, daß sie nicht leben kann, vom Anfang der Schwangerschaft bis zum siebenten, am öftersten aber im dritten Monat. Veranlassungen dazu geben, zumal bei reizbaren oder vollblütigen Schwangern hinzukommende heftige Erregungen, z. B. Stoßen, Fallen, Tanzen, Krämpfe, Leidenschaften u. a. m. H.

Geburtshülfe ist die Ausübung der Entbindungskunst, d. h. der Kunst, durch bestimmte mechanische, auf physiologische und pathologische Kenntnisse gegründete Verrichtungen die Geburt zu erleichtern, und sowohl kurz vor als während und nach der Geburt für die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens der Schwangern, Gebärenden und Neuentbundenen zu sorgen. Sie ist ein Theil der Chirurgie, so wie diese wieder ein Theil der Heilkunst im Allgemeinen ist. Hebammenkunst ist nur derjenige Theil der Geburtshülfe, welcher die natürliche Hülfe für die Mutter und das Kind bei der selbst natürlichen und leichten Geburt leistet, dagegen man unter Geburtshülfe nicht nur diese, sondern auch die künstliche Hülfe bei schweren und widernatürlichen Geburten begreift. Geburtshülfe im weiten Sinne hat wohl von jeher, selbst bei den uncultivirten Völkern Statt gefunden, obgleich sie sehr mangelhaft gewesen ist, und vielleicht nur in den unentbehrlichsten Handgriffen und Hülfsleistungen bestanden hat. Selbst bei den gebildeteren Völkern der Vorzeit, von denen wir nähere Nachrichten haben, stand diese Kunst noch auf einer niedern Stufe. Die Israelitinnen hatten schon Hebammen. Die ersten Nachrichten von künstlicher und männlicher Geburtshülfe finden wir bei den Griechen; sie sind aus dem Zeitalter des Hippokrates († 357 v. Chr. G.). Aus den Schriften jener Zeit ersehen wir, daß die Entbindungskunst bei den Griechen auf einer höhern Stufe sich befand, als sie im vorigen Jahrhundert noch an den meisten Orten in Europa selbst war. Dessen ungeachtet wurde auch bei ihnen vieles Schädliche und Unzweckmäßige vorgenommen, und nur wenig von dem, was nothwendig gewesen wäre, gethan. Vielmals begnügten sie sich damit, die Eileithya, die Göttin der Geburt, anzurufen. Bei den Römern war die Geburts-

hülfe ganz roh, und beschränkte sich auf wenige Hülfsleistungen und auf Opfer für Juno, Lucina und andere der Geburt vorstehende Gottheiten. Erst später kam die Geburtshülfe in bessern Zustand. Die Römerinnen hatten gewöhnlich Hebammen, bei schweren Geburten aber wurden die Ärzte zum Beistand gerufen. Diese waren entweder selbst Griechen, welche unter der Herrschaft der römischen Kaiser nach Christi Geburt in Rom lebten, oder ihre Kenntnisse waren doch größtentheils aus den griechischen Schriftstellern geschöpft. In diesen Zeitraum gehören vorzüglich Celsus (40 J. n. Chr. G.), Sorenus (100 J. n. Ch. G.), Moschion, welcher das erste Lehrbuch der Hebammenkunst verfaßt hat, und Galen, zu eben der Zeit wie die vorigen beiden. Im Mittelalter wurde die künstliche Geburtshülfe sehr vernachlässigt und sie schien sich auf das Ausschneiden der Frucht aus dem Leibe verstorbener Mütter zu beschränken. Dadurch, daß die Päpste den Mönchen die Ausübung der Heilkunst und die Lehrerstellen an den neugestifteten Schulen übergaben, hingegen die Ausübung der Chirurgie und Anatomie, so wie allen Ärzten, auch den Laien aufs strengste verboten (1215), wurde auch die Entbindungskunst mehr auf innere und abergläubische Mittel beschränkt, und war nach und nach ganz den Weibern, Mönchen, Hirten und andern dergleichen Personen überlassen. Waren diese mit ihrer Kunst zu Ende, so wurden die Heiligen angerufen, Bilder und Reliquien den Kreisenden angehängt u. s. w. So blieb der Zustand der Geburtshülfe bis in das sechszehnte Jahrhundert. Jetzt wurde durch die Verbreitung der im funfzehnten Jahrhundert erfundenen Buchdrucker- und Holzschneidekunst, wie für Wissenschaften und Künste überhaupt, so auch für die Entbindungskunst, allmählig eine bessere Zeit herbeigeführt, indem die noch übrigen Schriften der alten Griechen, Römer und Araber vervielfältigt werden konnten, der Geistesverkehr unter den Menschen allgemeiner, der Forschungsgeist erweckt und neu belebt wurde, und mehr Nahrung fand, als bisher. Zwar war um diese Zeit das Geschäft der Geburtshülfe selbst so ausschließlich in den Händen der Weiber, daß es die größte Schande für einen Mann war, sich damit zu befassen, und es gleichsam als ein verabscheuungswürdiger Angriff auf die Ehre und Tugend des weiblichen Geschlechts, derjenige aber, welcher es unternahm, selbst als ein Abenteurer und Zauberer angesehen wurde. Ja in Hamburg verurtheilte man 1521 einen gewissen Dr. Veites deßwegen zum Feuertode. Doch wurde hier und da für einen bessern Unterricht der Hebammen durch Abfassung und Verbreitung mehrerer Hebammenbücher gesorgt, unter denen das erste von Eucharius Rößlin (Roslein) zu Worms unter dem Titel: Der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten 1513, herausgegeben wurde. Auch die nun wieder erlaubte und mehr begünstigte Bearbeitung der Anatomie trug zur Verbesserung der Entbindungskunst sehr viel bei, in der vorzüglich Vesalius in Padua (1543) sich auszeichnete. Die Ärzte und Wundärzte beschäftigten sich noch immer bloß mit dem Theoretischen der Entbindungskunst, doch gingen die letztern allmählig dadurch zur Ausübung derselben über, daß sie das nicht nur erlaubte, sondern schon früher gesetzlich befohlene Ausschneiden der Frucht aus verstorbenen Schwangern, so wie auch allmählig andere bei Schwangern und Gebärenden vorfallende chirurgische Operationen verrichteten. Franz Rousset, ein Wundarzt in Paris, stellte in einer Schrift (1581) zuerst mehrere Beweise von der Möglichkeit

eines glücklichen Erfolgs des Gebärmutterschnitts an Lebenden auf, dem er den Namen Enfantement Cesarien, cäsarische Kindergeburt, gab, woraus in der Folge der jetzt allgemeine Name: Kaiserschnitt, entstand. Nach Verbreitung dieser Schrift wurde auch diese Operation an Lebenden in und außer Frankreich oft, selbst zuweilen ohne daß sie unumgänglich nöthig war, gemacht. Pineau, Wundarzt in Paris, gab (1589) zuerst nähere Veranlassung zum Schooßknorpelschnitt, indem er auf das Ausdehnen der Schooßbeine zur Erleichterung der, wegen zu engen Beckens, schweren Geburten aufmerksam machte. In Deutschland kamen Männer noch äußerst selten zur Geburtshülfe, während es in Italien und Frankreich schon gebräuchlicher war, Ärzte und Wundärzte zu Hülfe zu rufen. Ein in der Geburtshülfe zu seiner Zeit berühmter Chirurgus in Paris, Julius Clement, welcher der Madame de la Valiere, der Geliebten Ludwigs XIV., bei ihrer Entbindung beistand, erhielt zuerst als Ehrentitel den Namen eines Accoucheurs (1711), der den Wundärzten so wohl gefiel, daß sie nach und nach sich alle so nennen ließen. Heinrich von Deventer war der erste, welcher (1801) die Entbindungskunst wissenschaftlich zu begründen versuchte. In Frankreich, wo überhaupt die Entbindungskunst höher gestiegen war, als in andern Ländern, wurde das Hotel-Dieu zu einer Unterrichtsanstalt für Hebammen eingerichtet (1745). Die Geschichte des Ursprungs und der Erfindung der Zange, dieses so äußerst wichtigen Instruments für die Geburtshülfe ist in einiges Dunkel gehüllt. Schon zwischen den Jahren 1660 bis 1670 wollte ein gewisser Chamberlaine, Wundarzt in London, ein Instrument erfunden haben, mit dem er im Stande sey, die schwerste Geburt mit dem Kopfe voran für Mutter und Kind glücklich zu beenden, aber er behielt diese Entdeckung als Geheimniß für sich, ging 1688 nach Amsterdam, wo er sein Arcanum an einige Geburtshelfer verkaufte, welche wieder in der Folge einen Handel damit trieben, der sich unter den Besitzern dieses Geheimnisses lange erhielt. Palfyn, ein berühmter Anatomiker und Chirurgus zu Gent in Flandern, kam endlich diesem geheimen Instrumente auf die Spur, und ließ eins fertigen, das aus zwei stählernen Löffeln bestand, welche einander gegenüber an den im Becken stehenden Kopf gelegt, und womit dieser, gleichsam mittelst zweier eiserner Hände, hervorgezogen werden sollte. Er kann also als der rechtmäßige Erfinder der ersten Zange (1723) angesehen werden. In Deutschland blieb immer noch die Geburtshülfe in unvollkommenem Zustande. Nur selten wurde männliche Hülfe von den Frauen zugelassen, die Hebammen waren größtentheils unwissend, die gemeinen Geburtshelfer gleichfalls in ihren Kenntnissen beschränkt und in ihrem Handeln grausam (1745). Die Zange wurde nun immer mehr, besonders von Plevier in Amsterdam (1750), Levret in Paris (1747) und Smellie in London (1752) verbessert. Die Geburtshülfe selbst wurde durch dieser Männer Schriften und Unterricht vervollkommnet. Auch in Deutschland wurde nun die Liebe für diese Kunst allgemeiner, und allenthalben bildeten sich Geburtshelfer, welche nicht nur durch Geschicklichkeit einen ausgebreiteten Ruf erhielten, sondern auch zur Vervollkommnung der Entbindungskunst durch ihre Beobachtungen, und zur Verbreitung derselben durch mündlichen und schriftlichen Unterricht viel beitrugen. Unter diesen zeichneten sich aus: Kaltschmidt in Jena (1750); Janke in Leipzig, Mohr in Giengen in Schwaben, Erfinder eines Fantoms (1750); Meckel in Berlin, Director der ersten Hebammenschule Deutschlands (1751); Röderer, Lehrer an dem zweiten In-

stitute dieser Art in Göttingen (ebenfalls 1751 gestiftet); Cranz in Wien (1757), vorzüglich durch Empfehlung und Verbreitung der Levretschen Zange; Stein in Cassel und Marburg (1763); Wrisberg in Göttingen (1764) und mehrere Andere. Die Errichtung mehrerer Institute für die Entbindungskunst und Hebammenschulen trug besonders viel dazu bei, die Erlernung dieser Kunst zu erleichtern, ihre Vervollkommnung immer höher zu treiben, und auf den Grad von Ausbildung zu bringen, auf welchem sie sich jetzt befindet. Hiezu haben auch in der neuern Zeit mehrere Männer von vorzüglichen Verdiensten viel beigetragen, unter denen wir an die beiden Starke in Jena, an Osiander in Göttingen, Siebold in Würzburg, Wigand und mehrere Andere erinnern. Man ist jetzt durch die vereinten Bemühungen dieser Männer auf den glücklichen Mittelweg gekommen, durch Ausbildung aller zu dieser Kunst gehörigen Kenntnisse die Fälle mit hinlänglicher Übersicht bestimmen zu können, wo die Kunst sich leidend verhalten und das Geburtsgeschäft der Natur überlassen kann und muß, und wo diese es nicht, oder nicht allein, oder nicht ohne Nachtheil für Mutter oder Kind beendigen kann, und daher die Kunst sicher, entschlossen und bestimmt handeln muß, gleich entfernt von der Unthätigkeit, der Unwissenheit, wie von der Grausamkeit und der Gewaltthätigkeit voriger Zeiten. H.

Gedächtniß heißt das Vermögen des Geistes, gehabte Vorstellungen und Gedanken zu behalten und willkührlich in sich wieder zu erneuern. Etwas bald fassen, sich leicht worauf besinnen, und es lange behalten, sind die selten beisammen befindlichen Vollkommenheiten des Gedächtnisses. In Hinsicht des Fassens ist das Gedächtniß schnell oder langsam, in Hinsicht des Besinnens ist es treu oder untreu, in Hinsicht des Behaltens aber mechanisch oder selbstthätig. Man unterscheidet in der letztern Beziehung das Wortgedächtniß, welches von mechanisch Auswendiglernen zeugt und keines sonderlichen Aufwands von Geist bedarf, von dem Sachgedächtniß, wozu Urtheilskraft und also selbstthätiger Geist gehört. Ungemeine Gedächtnißgaben machen den gelehrten Mann, Nachdenken den Mann von Geist, den Philosophen. Selten sind beide vereinigt. Beim Fassen und Behalten hängt viel von der auf einen Gegenstand verwendeten Aufmerksamkeit ab. Mit träger Aufmerksamkeit wird wenig oder schwer gefaßt, mit lebhafter viel und leicht; mit träger und zugleich zerstreuter ist das Fassen schwerer, mit zerstreuter und zugleich lebhafter zwar leicht, aber die gefaßten Ideen sind bei einer augenblicklichen Lebhaftigkeit unrichtig und vergänglich. Mit träger aber ordentlicher Aufmerksamkeit ist Fassen schwer, allein die gefaßten Ideen sind richtig und dauerhaft; mit lebhafter und zugleich ordentlicher Aufmerksamkeit ist das Fassen leicht und die gefaßten Ideen sind lebhaft, richtig und dauerhaft. — Das Gegentheil vom Gedächtniß ist die Vergeßlichkeit, wo der Kopf, so oft er auch gefüllt wird, doch immer leer bleibt. Dieses Übel ist bisweilen unverschuldet, wie bei alten Leuten, oft aber auch die Wirkung zerstörender Ausschweifungen, zumal in der Jugend, oder einer habituellen Zerstreuung. Etwas methodisch dem Gedächtniß anvertrauen, heißt memoriren. S. übrigens Gedächtnißkunst und Mnemonik. dd.

Gedächtnißkunst (mit einem aus dem Griechischen stammenden Worte Mnemonik genannt), ist die Kunst, die Wirksamkeit des Gedächtnisses zu einer solchen Fertigkeit zu erheben, daß man als

les, was dem Gedächtnisse anvertraut werden soll, schnell auffassen und leicht wieder hervorrufen kann. Als Erfinder derselben wird von den Alten der griechische Dichter Simonides genannt. (S. d. Art.) Wir handeln ausführlicher von dieser Kunst unter dem Art. Mnemonik. D.

Gedackt nennt man eine Orgelstimme, bei welcher die Pfeife oben durch einen Deckel verstopft ist. Der Ton wird dadurch um eine Octave tiefer, sanfter, aber auch schwächer. dd.

Gedanke ist ein Erzeugniß des Verstandes, wiefern unter diesem das Vermögen zu denken verstanden wird. Durch das Denken werden die Anschauungen und Empfindungen, welche der Sinn hervorbringt, zu Begriffen als allgemeinen Vorstellungen erhoben und diese Begriffe wieder zu Urtheilen verknüpft. Daher ist jeder Begriff und und jedes Urtheil ein Gedanke. Im weitern Sinne werden aber auch die Schlüsse und Ideen, welche die Vernunft bildet, und in der weitesten Bedeutung sogar alle Vorstellungen überhaupt Gedanken genannt. Der Gedanke ist das innerste Eigenthum des Menschen, worüber man nur Gott und seinem Gewissen Rechenschaft schuldig ist. Daher das Sprichwort: Gedanken sind zollfrei. Durch den Gedanken kann sich der Mensch im Augenblick in eine andere Lage und selbst auf den entferntesten Weltkörper versetzen. Daher sagt man Gedanken sind schneller als der Blitz oder als das Licht. In diesem Falle aber versieht man unter Gedanken die Vorstellungen des innern Sinnes oder der Einbildungskraft. Denn die Einbildungskraft ist es eigentlich, welche uns auf ihren Flügeln an jeden beliebigen Ort und in jedes beliebige Verhältniß setzt. D.

Gedärm, s. Darm.

Gedicht, s. Poesie.

Gediegen statt gediehen, d. h. gewachsen, rein hervorgebracht, ohne Beisatz oder Vermischung mit fremdartigen Theilen. Besonders wird das Wort im Bergbaue gebraucht. Gediegenes Gold, Silber, Zinn, welches von der Natur in reiner Gestalt erzeugt wird, zum Unterschiede vom Erze, in welchem es noch mit allerhand fremdartigen Theilen vermischt ist. In weiterer Bedeutung nennt man Geräthe von gediegenem Golde oder Silber, um anzuzeigen, daß sie durchaus und ihrer ganzen Masse nach von reinem Golde oder Silber (massiv), und nicht bloß vergoldet oder versilbert sind. Endlich sagt man auch gediegen von andern Dingen, die durch und durch aus denselben Theilen bestehn, und dabei rein, fest, gedrungen, kräftig sind, z. B. eine gediegene Rede u. s. w.

Gedike (Friedrich), war zu Boberow, einem Dorfe bei Lenzen, am 15ten Jan. 1754 geboren. Sein Vater, Prediger daselbst, ließ den Knaben ohne besondere Sorgfalt aufwachsen, da er der allerdings gegründeten Meinung war, daß durch einen zu frühen Unterricht die gehörige Entwickelung des Körpers verhindert werde. Er starb, als sein Sohn erst neun Jahr alt war. Dieser befand sich in der hülfsbedürftigsten Lage. Man brachte ihn anfänglich auf kurze Zeit nach Seehausen, wo er die öffentliche Schule besuchte, und von da in das Waisenhaus nach Züllichau. Hier wurde er durch des würdigen Steinbart Sorgfalt sieben Jahre völlig frei verpflegt, unterrichtet und erzogen, ohne daß er sich weder äußerlich noch durch besondere Fähigkeiten und Fortschritte empfohlen und den Mann hätte ahnen lassen, der einst eine Zierde seines Vaterlandes werden sollte. Im J. 1766

errichtete Steinbart ein eignes Pädagogium, dessen Zögling auch Gedike wurde, und hier begann, besonders durch Steinbarts trefflichen Unterricht geweckt, sein gleichsam schlummernder Geist zuerst sich zu regen. Aber kaum hatte der leuchtende Funke sein Innerstes erhellt, als ihn plötzlich eine Thätigkeit beseelte, die schnell seine glücklichen Anlagen entwickelte und ihn reißende Fortschritte machen ließ. Im J. 1771 bezog er die Universität Frankfurt, um daselbst Theologie zu studiren. Hier trat er mit Töllner und einigen andern Studirenden in eine literarische Verbindung. Sie arbeiteten Abhandlungen aus, und beurtheilten sie in ihren Zusammenkünften. Gedike erwarb sich mancherlei philologische, humanistische und literarische Kenntnisse. Besonders fand er an Töllner einen würdigen Lehrer und wohlwollenden Beförderer seines Fortkommens. Dieser trug ihm sogar während seiner letzten Krankheit auf, sein metaphysisches Collegium fortzusetzen, und Gedike vollzog diesen Auftrag so gut, daß er damals den Entschluß faßte, sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Töllner starb, und Steinbart, der dessen Stelle bekam, wurde aufs neue Gedike's Lehrer und Wohlthäter. Im J. 1775 berief ihn der ehrwürdige Spalding zum Hauslehrer seiner beiden Söhne, und gewiß verdankte er es den in diesem Hause eingegangenen trefflichen Verbindungen, daß er im Jahre darauf als Subrector des Friedrichwerderschen Gymnasiums in Berlin angestellt wurde. 1778 wurde er Prorector und 1779 Director desselben. Hier fing er an, sich als einen der größten Schulmänner Deutschlands zu zeigen. Unerschöpflich an neuen und bessern Lehrmethoden und rastlos thätig in Einführung zweckmäßiger Verbesserungen, hob er die gesunkene Anstalt zu einer vorher nie erreichten Höhe empor, belebte die Gemüther der Lehrer und Lernenden, und hauchte Allen eine ungewöhnliche Thätigkeit ein. Ein Hauptbestreben dieses hellsehenden Pädagogen war es, die Geisteskräfte seiner Zöglinge durch eigenes Nachdenken zu entwickeln, und sie auch außer den Schulstunden zu zweckmäßigen Arbeiten anzuhalten. Sein eigner Vortrag war gründlich, deutlich und bei vieler Lebhaftigkeit wohl geordnet, wobei ihm ein glückliches Gedächtniß und eine große Gewandtheit des Ausdrucks zu Statten kam. Im J. 1793 ward er Mitdirector, und 1795, nach Büschings Tode, Director des berlinischen Gymnasiums und der beiden davon abhängenden Schulen. Diese blühende Anstalt erreichte unter ihm den Gipfel des Flores. Schon 1784 war er zum weltlichen Oberconsistorialrath mit Sitz und Stimme, so wie 1787 zum Oberschulrath des von ihm organisirten Oberschulcollegiums ernannt worden. Auch das Seminarium für gelehrte Schulen, dem er vorstand, und aus dem ausgezeichnete Lehrer hervorgegangen sind, ward auf seinen Antrieb gegründet. Im J. 1790 ward er Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften und bald darauf auch der Akademie der Künste, und 1791 ertheilte ihm die Universität Halle die theologische Doctorwürde. Im J. 1797 machte er eine Reise nach Italien, von der er aber kränklich zurückkehrte. In Schulangelegenheiten unternahm er 1802 eine Reise nach Südpreußen. So lebte Gedike glücklich im Kreise einer zahlreichen Familie, geliebt und hochgeachtet von seinen Freunden und allen Redlichen, und rastlos thätig in seinen vielfachen Wirkungskreisen, und durfte bei einer festen und kräftigen Körperconstitution ein beneidenswerthes Alter zu erreichen hoffen, als ihn eine schmerzhafte Steinkrankheit befiel, die nach vielen Leiden seinem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch vierzehn Tage vor seinem Tode erließ Friedrich Wilhelm III. ein in

den huldreichsten und ermunterndsten Ausdrücken abgefaßtes Cabinetsschreiben an ihn, worin er ihm seine Theilnahme an seiner Besserung bezeigte, und zugleich den Wunsch äußerte, daß er in der Schweiz Pestalozzi's Lehranstalt besuchen und dem Monarchen von seinen Beobachtungen Bericht erstatten solle. Dies war Linderung seiner Schmerzen, die er nun weniger zu fühlen schien. Noch hielt er mit den Lehrern über den neuen Cursus Conferenz, redete selbst am Tage vor seinem Ende mit den Gymnasiasten, und beschäftigte sich bis zum letzten Athemzuge mit seiner Lehranstalt. Groß und bleibend sind seine Verdienste, und sein Andenken lebt in den dankbaren Herzen Unzähliger, die ihm Bildung und Beförderung danken. Seine nicht gemeine Kenntniß der griechischen Sprache hat er durch seine Ausgaben des Philoktet von Sophokles, einiger Gespräche des Plato und seine Übersetzung der Pindarischen Siegshymnen beurkundet. Mit seinem Freunde Biester gab er die ältere berlinische Monatsschrift vom J. 1783 bis zum siebzehnten Bande heraus. Seine pädagogischen Schriften enthalten eine Menge nützlicher Ideen und Vorschläge, und seine Lesebücher und Chrestomatien sind die ersten von besserer Art. Als Schul- und Geschäftsmann war Gedike vorzüglich, und Geradheit, Offenheit und Unbefangenheit waren die hervorstechenden Züge seines Charakters.

Gedritter Schein, s. Aspecte.

Geestland wird beim Deichbau das höhere, hinter den Marschen gelegene Land, das höher liegt, als die höchsten Fluthen gehen, genannt.

Gefäll nennt man 1. die Höhe, um wie viel ein flüssiger Körper bei seinem Abflusse fällt, d. h. um wie viel er der Meeresfläche an einem Orte näher ist, als am andern, von wo er herfließt. Man sagt, der Fluß hat auf 100 Ruthen 1 Fuß Gefäll, die Wasserfläche desselben ist unterhalb dieser Strecke 1 Fuß weniger über der Meeresfläche erhoben, als oberhalb derselben. Das Gefäll finden und gehörig bestimmen, ist bei Wasserbauen, als Schleusen, Canälen 2c. von höchster Wichtigkeit. Bei den Mühlen versteht man darunter die Höhe des Wasserfalls vor dem Mahlgerinne. Bei niedrigem Gefälle werden unterschlächtige, bei hinreichend hohem oberschlächtige Räder angewendet. Im Hüttenbaue bezeichnet es den obern Theil des Planherdes. In weiterer Bedeutung wird in der Geometrie der Unterschied, um wie viel ein jeder gegebner Ort tiefer liegt, als ein anderer, und welcher mit der Wasserwage gesucht wird, das Gefäll genannt; 2. nennt man Gefälle dasjenige, was von einem Grundstücke fällt, was dasselbe einträgt, und in engerer Bedeutung dasjenige, was dem Grundherrn oder der Obrigkeit davon entrichtet wird.

Gefäße (Physiologie), sind röhrenförmige Bildungen in belebten Körpern, um die zur Ernährung derselben dienenden Flüssigkeiten den einzelnen Theilen zuzuführen, oder von ihnen abzuleiten; im gemeinen Leben heißt der größte Theil derselben Adern. In dem Körper des Menschen und der meisten Thiere kennen wir viererlei Arten dieser Gefäße, die sich durch hinreichende Kennzeichen von einander unterscheiden: nämlich Arterien, Haargefäße, Venen und Lymphgefäße; wozu in den Pflanzen noch die Spiralgefäße kommen. Man sehe die einzelnen Artikel.

Gefolg, Gefolgsdienst. Mit diesem Ausdruck bezeichnet man ein merkwürdiges Institut, das Cäsar bei den Galliern (de

bello gall. III. 22. VI, 15), Tacitus bei den Deutschen fand (Germ. 13). Es ging hervor aus der im Fortgang der Zeit unvermerkt entstandenen Ungleichheit des Vermögens, und des davon abhängigen Ansehens, Ranges und Standes. Nachdem in der Volksmasse Ungleichheit durch Armuth und Reichthum entstanden war, entstand zuerst eine Classenabtheilung zwischen Freien und Abhängigen, und dieser folgte bald eine zweite unter den Freien selbst. Theils beleidigtes Selbstgefühl, theils Mißgunst und Habsucht brachten den Reichen in Bedrängniß, und diesem mußte nun sein Reichthum Schutz verschaffen. Bewaffnung der eignen Knechte wäre zu unsicher gewesen, man warb also ärmere Freie zum Waffendienst an, die gern bereit waren, ein reichlich belohntes Leben in Waffen der dürftig lassenden Feldarbeit vorzuziehen. Diese Art von Leibwache für den Reichen nannte man sein Gefolg. Der Reiche hatte davon, wie Tacitus sagt, im Kriege Schutz, im Frieden Glanz. Ansehnliches Gefolg gehörte nun bald zum Luxus: „das ist Ansehn, das ist Macht, von einem großen Kreis erwählter Jünglinge umgeben zu seyn; das ist Adel, das Ruhm, wenn sie durch Anzahl und Tapferkeit des Gefolgs hervorstrahlen." Allein eben dies Gefolg erschöpfte auch das Vermögen, und daher „zum Ersatz Raub und Fehde." So bildete sich im alten Deutschland neben dem Heerbannsdienst noch ein zweiter, der Gefolgsdienst. Jener gehörte für den National-, dieser für den Privatkrieg. Im Heerbann diente man aus Bürgerpflicht, im Gefolg aus Vertragspflicht. Die Reichen, in der Eigenschaft von Schutz- und Gefolgsherren, bildeten natürlich bald einen höheren Stand, und dieser hatte Mittel genug, auch die freie Wahl der Würden in der Nation auf sich zu leiten. So entstand der erste deutsche Adel. Als nun, zu und nach den Zeiten der großen Völkerwanderung, unter eines Königs Anführung dieser Adel mit seinem Gefolg, einem Geleit freier Wehrmänner und Leibeigener, in fremde Länder wie auf Abenteuer auszog, bildete sich durch ihn und sein Gefolgswesen eine Verfassung, die über ein Jahrtausend von wirksamen Folgen gewesen, und zum Theil noch ist. Mit diesem Adel nämlich, der sammt seinem Gefolg wieder das Gefolg des Königs ausmachte, theilte sich der König in die Eroberung; jedem fiel ein erbliches Grundeigenthum als Loos zu (woher es Allodium genannt wird), und er vertheilte davon wieder Theile unter seine Treuen, wie man von da an das Gefolg nannte. Die Größe des Looses richtete sich nach der Zahl freier Wehrmänner in Jedes Gefolge, der König selbst erhielt um des größern Gefolgs willen ein größeres Loos. Mit dem Grundeigenthum fielen aber, nach damaligem Kriegsrecht, den Eroberern auch die Eingebornen als Eigenthum zu, und wurden meist Leibeigene. Jedes solches Allodium war dann eine abgesonderte Herrschaft für sich und seine Besitzer nur im Kriegsfalle von dem König abhängig, denn jeder Edle mußte, nach erfolgtem Aufgebot, mit dem Gefolge seiner Freien dem König folgen und sich beim Heereszug ihm unterwerfen. Somit wurden Allodialsystem und Gefolgswesen der Grund der neueuropäischen Staaten, in denen allen man, so weit germanische Stämme zogen, König und Edle, Kriegsanführer und Gefolg, freie Gutsbesitzer und Leibeigene unterschied. Späterhin machten die unausbleiblichen Reibungen zwischen den Königen und den Besitzern von Allodialgütern eine Abänderung nöthig. Denn da den Königen fast nur der Titel als Vorzug blieb, so mußten sie, wenn sie ihr Ansehen behaupten wollten, auf Mittel bedacht seyn, die unabhängigen

Güterbesitzer in abhängige Vasallen zu verwandeln. Dies wurde Veranlassung zur eigentlichen Lehnsverfassung. (S. Lehnswesen. dd.

Gefrieren ist der Übergang einer Substanz aus dem Aggregatzustand der Tropfbarkeit in den der Festigkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche zeigt das Wort freilich nur die Verwandlung eines flüssigen Körpers in Eis an; allein eigentlich kann man darunter auch das Festwerden der geschmolzenen Metalle, des zerlassenen Talgs u. s. w. verstehen; denn die Gefrierung steht überhaupt der Schmelzung entgegen, und bei allen dieser Veränderungen fähigen Substanzen findet nur in den Graden der Temperatur, unter welchen sie erfolgen, ein Unterschied Statt. Ein jeder Körper erfodert, um flüssig zu seyn, einen eigenen unveränderlichen Grad der Wärme; sobald dieser fehlt, geht er in den Zustand über, welcher im weitesten Sinne Gefrierung genannt wird. Den Grad der Temperatur, bei welchem das reine, von allen fremden Zusätzen befreiete Wasser gefriert, hat man als einen festen Punkt bei Abmessung der Wärme überhaupt zum Grunde gelegt. Dieser Punkt wird der Frost-, Eis- oder Gefrierpunkt genannt. (S. Eispunkt.) Diejenigen Substanzen, welche bei einer Temperatur über dem Gefrierpunkt schon gestehen oder fest sind, pflegt man natürlich feste Körper zu nennen. Dahin gehören alle Metalle (mit Ausnahme des Quecksilbers), Fette, Butter u. s. w. Diesen entgegen stehen diejenigen Körper, welche bei dem Gefrierpunkte des Wassers und viele Grade unter demselben noch immer flüssig bleiben. Dahin gehört das Quecksilber, welches bei uns nur durch einen künstlich erzeugten Kältegrad, dergleichen selbst in Sibirien nur selten eintritt, in eine feste, glänzende metallische Masse verwandelt werden kann, die sich unter dem Hammer und beim Schneiden noch weicher als Blei zeigt und einen dumpfen Schall hören läßt. Andere Körper gibt es, welche bei keinem uns bekannten Grade der Kälte gefrieren, dahin gehören alle spirituöse Flüssigkeiten, wenn sie vom Wasser frei sind, z. B. Alkohol oder höchst rectificirter Weingeist. Sind aber diese Liquore mit Wasser vermischt, so gefrieren sie nach Maßgabe des ihnen beigemischten Wassers früher oder später. Gas- oder Luftarten gefrieren ebenfalls nicht, und dadurch unterscheiden sie sich von den Dämpfen. In Gefäße eingeschlossene Körper, selbst das Wasser, können noch unter ihrem gewöhnlichen Gefrierpunkt erkältet werden, bevor sie gefrieren. Beim Gefrieren wie beim Gestehen nach der Schmelzung ändert sich der Umfang der Körper; bei einigen nimmt er zu, bei andern ab. Die meisten wo nicht alle Materien crystallisiren sich beim Gestehen sowohl als beim Gefrieren.

Gefühl ist, körperlich betrachtet, entweder das über den ganzen Körper verbreitete Empfindungsvermögen (das Gemeingefühl) oder das insonderheit den Finger- und Zehenspitzen eigenthümliche Sinnesvermögen (das Getast oder der Betastungssinn), dessen Sitz die durch den ganzen Körper bis an seine äußersten Begränzungen verbreiteten Nerven sind. Die körperliche Empfindung setzt aber auch ein inneres oder geistiges Empfindungsvermögen voraus, durch welches wir uns der auf die Nerven geschehenen Eindrücke und der dadurch in ihnen erregten Veränderungen bewußt werden. Gefühl wird häufig mit Empfindung verwechselt; beide sind aber keineswegs einerlei, und es ist nöthig den Unterschied hier festzustellen. Empfindung ist Bewußtseyn eines empfangenen Eindrucks, und be-

zieht sich mithin jederzeit auf einen Gegenstand außerhalb unsers eigentlichen Ichs. Beziehen wir nun aber die Empfindung auf unser Subject, so werden wir uns des Zustandes bewußt, in den wir durch die gehabte Empfindung (Ein=findung, es findet sich ein Äußeres in unser Bewußtseyn ein) versetzt worden sind: wir fühlen. Man kann daher sagen: ich empfinde einen Gegenstand außer mir; muß aber sagen: ich fühle mich. Gefühl ist demnach Bewußtseyn des Zustandes, in welchen ich durch eine Empfindung versetzt worden bin, und wird in das Gefühl der Lust und der Unlust eingetheilt, weil die Empfindungen bald angenehmer bald unangenehmer (zuweilen auch wohl gemischter) Art seyn können. Aber dies Gefühl erstreckt sich weiter als jenes. Denn es umfaßt 1. alle Empfindungen des äußern Sinnes, sie mögen herkommen von welchem Organ sie wollen, also auch die des Gesichts, des Gehörs u. s. w. 2. Alle Empfindungen des innern Sinnes, d. h. diejenigen, welche durch solche Veränderungen des Seelenzustandes entstehen, die nur innerlich wahrgenommen werden können, z. B. durch Gebilde der Einbildungskraft, durch Begriffe und Ideen, welche von Verstand und Vernunft erzeugt werden u. s. w. Die Zustände, worein das Gemüth versetzt werden kann, lassen sich auf drei Hauptarten zurückführen, zwei einfache und eine gemischte. Ist nämlich der Zustand unsers Gemüths von der Art, daß in uns ein Verlangen entsteht, in ihm zu verharren, so ist der Zustand uns angenehm, gewährt uns Vergnügen. Ist hingegen unser Gemüthszustand von der Art, daß in uns das Verlangen entsteht, ihn zu entfernen, zu fliehen, so ist der Zustand uns unangenehm, gewährt uns Mißvergnügen, Unlust, Schmerz. Es trifft sich aber auch, daß das Gemüth zwischen diesen beiden entgegengesetzten Zuständen hin und her schwankt, weil die Empfindungseindrücke in einer Beziehung zwar angenehm, in einer andern aber unangehm sind, wohl gar schmerzlich. Daher jenes Schwanken, ob wir in dem Zustande verharren möchten oder nicht. Das Gemüth, nach entgegengesetzten Richtungen gezogen, geht wechselsweise bald in diesen, bald in jenen Zustand über. Man nennt Gefühle dieser Art rührende, und die Bewegungen des Gemüths bei diesen wechselnden Übergängen von Lust zu Schmerz und von Schmerz zu Lust Rührungen. Alle Gefühle sind nun diesem zu Folge Gefühle der Lust, oder der Unlust, oder aus beiden gemischte, rührende Gefühle. Es gibt demnach, a) das sittliche oder moralische Gefühl, welches nichts anders ist, als das eigenthümliche Wohlgefallen oder Mißfallen, welches wir bei der lebhaften Vorstellung des Guten oder Bösen empfinden. Diese Vorstellung ist eigentlich eine Idee der Vernunft, welche durch das von ihr ausgehende Sittengesetz bestimmt, was gut und böse ist. Nehmen wir nun Gesinnungen und Handlungen wahr (bei uns selbst oder Andern), die der Foderung jenes Gesetzes entsprechen oder widerstreiten, so betrachten wir die einen mit Wohlgefallen oder Lustgefühl und die andern mit Mißfallen oder Unlustgefühl; und dies Gefühl heißt sittlich, weil es sich auf das durch das Sittengesetz bestimmte (gebotene) Gute oder (verbotene) Böse bezieht. Von andrer Art ist b) das ästhetische Gefühl, welches in dem eigenthümlichen Wohlgefallen (Lustgefühl) am Schönen und Erhabenen, oder Mißfallen (Unlustgefühl) am Häßlichen und Niedrigen besteht. Eben so empfinden wir c) ein eigenthümliches Wohlgefallen am Wahren und Mißfallen am Falschen, woraus das Wahr-

heitsgefühl entspringt, das man auch ein logisches Gefühl nennen könnte. Alle diese Gefühle sind in dem Menschen schon von Natur vorhanden, können aber durch Entwickelung und Ausbildung der natürlichen Anlagen sehr verstärkt und verfeinert werden, so wie im Gegentheil sie auch durch Rohheit, Lasterhaftigkeit u. dgl. dergestalt geschwächt und unterdrückt werden können, daß sie in manchen Menschen ganz erstorben zu seyn scheinen. D.

Gefühlsmenschen heißen diejenigen, welche in ihren Überzeugungen und Handlungen mehr durch Gefühle als durch Grundsätze bestimmt werden, wogegen diejenigen, bei welchen das letzte der Fall ist, Verstandes- oder auch Vernunftmenschen genannt werden, weil das Denken der Grundsätze eine Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft ist. Es ist indessen dieser Gegensatz sehr unbestimmt. Denn unter den Gefühlen, welche den Menschen in seinen Überzeugungen und Handlungen bestimmen, verbergen sich oft die Grundsätze, wenn sie nicht mit Deutlichkeit und Bestimmtheit gedacht werden. Eben darum ist es gefährlich, sich bloß nach Gefühlen zu richten, weil sich dann leicht falsche (theoretische oder practische) Grundsätze einschleichen und die Maske schöner oder edler Gefühle annehmen können. Da es aber sehr schwer ist, Grundsätze deutlich und bestimmt zu denken, und noch schwerer, nach so gedachten Grundsätzen zu urtheilen und zu handeln, so überlassen sich die meisten Menschen lieber ihren Gefühlen und schwelgen in denselben mit schwärmender Einbildungskraft, wobei sie wohl mit einer gewissen Verachtung auf diejenigen herabsehen, welche den Gefühlen nur in so fern huldigen wollen, als dieselben auch vor dem Richterstuhle des Verstandes und der Vernunft sich rechtfertigen lassen. D.

Gefühlsvermögen. Seit die kritische Philosophie eine tiefere Erforschung der geistigen Natur des Menschen und eine schärfere Zergliederung der Thatsachen des Bewußtseyns vermittelte, wurden auch in Hinsicht der verschiedenen Ankündigungen des geistigen Subjects drei Vermögen nach ihrer ursprünglichen Begründung und Gesetzmäßigkeit von einander unterschieden: das Vorstellungsvermögen, das Gefühlsvermögen und das Begehrungsvermögen. Diese drei Vermögen sind, nach ihrer Ankündigung im Bewußtseyn, einander gleichgeordnet, nicht aber untergeordnet, weil sie weder durch einander bestehen, noch von und aus einander abgeleitet werden können; sie stehen aber auch gegen einander in Wechselwirkung, weil Vorstellungen eben so in Gefühle, wie Gefühle in Vorstellungen, und Vorstellungen und Gefühle in Bestrebungen, so wie Bestrebungen in Gefühle und Vorstellungen übergehen können; es findet sich endlich zwischen diesen drei Vermögen ein harmonischer Zusammenhang, weil keines derselben das andere in seiner gesetzmäßigen Äußerung hindert, und sie gemeinschaftlich den Gesammtzweck der geistigen Thätigkeit, den Endzweck der Sittlichkeit, zu realisiren bestimmt sind. Das Gefühl ist aber eben so wesentlich von der Empfindung, wie das Gefühlsvermögen von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen verschieden. Dem Ursprunge nach ist die Empfindung sinnlich, das Gefühl geistig. Jene geht aus dem Afficirtwerden der Sinne hervor; dieses entsteht durch das Wirken unsers geistigen Princips auf sich selbst. Die Empfindung ist mit einer Wahrnehmung der Nothwendigkeit des Eindrucks verbunden; das Gefühl ist das Eigenthum eines Wesens, das Freiheit besitzt. Die Empfindung hat die ganze organisirte und belebte Welt, nach unzähligen Verschiedenheiten und

Graden, mit dem Menschen gemein, und kann, nach ihrer Ankündigung, in jedem Geschöpfe sehr verschieden seyn; das Gefühl ist bloß das Eigenthum vernünftiger Wesen. Wir finden nämlich in unserm geistigen Wesen die unmittelbare Ankündigung unsers Daseyns überhaupt, unsers jedesmaligen individuellen Zustandes insbesondere, und unserer Persönlichkeit, als Wesen, in welchem ein doppeltes System von Kräften zu Einem harmonischen Ganzen verbunden ist, und die, nach dieser Verbindung, eben sowohl der Naturwelt, als dem Reiche der Freiheit angehören. Wir nennen diese unmittelbare Ankündigung Gefühl, und unterscheiden dasselbe wesentlich von unsern Vorstellungen und von unsern Bestrebungen. Denn früher, als der Begriff des Daseyns in uns sich bilden kann, verbürgt uns das Gefühl unser Daseyn, und bevor sich noch die Begriffe von Individualität und Persönlichkeit entwickeln, fühlen wir uns schon als Individuen, nach der innigsten Vereinigung von sinnlichen und geistigen Anlagen zu dem Ganzen einer Person. Bevor wir noch zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, zwischen Tugend und Laster im Begriffe unterscheiden können, fühlen wir uns als freie Wesen, und die Stimme des Gewissens entscheidet im Gefühle über den Werth oder Unwerth unserer Handlungen. Das Gefühl ist also, nach seiner ursprünglichen gesetzmäßigen Ankündigung im Bewußtseyn, weder Vorstellung noch Bestrebung, und an sich betrachtet, weder die Ursache noch die Folge einer Vorstellung, sondern ein eben so unabhängiger Actus des geistigen Subjects im Bewußtseyn, wie die Vorstellung, und seiner Einheit nach, in welcher kein Mannichfaltiges getroffen wird, keiner Zergliederung, sondern bloß des unmittelbaren Bewußtwerdens fähig. Das Gefühl, in wie fern es aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects hervorgeht, ist, seiner Ankündigung und Richtung nach, unerschöpflich und in einem gewissen Sinne unermeßlich; nie wird es in seinem ganzen Umfange befriedigt, nie kann der letzte Punkt desselben erreicht werden. Da noch keine Kritik des Gefühlsvermögens (nach der Analogie der Kritik des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens) versucht worden ist, und, wenn auch dieser Versuch gewagt werden sollte, kein ähnliches Resultat von dieser Kritik, wie von der Kritik der beiden übrigen geistigen Vermögen zu erwarten ist, weil das Unmittelbare des Gefühls nie durch Begriffe zergliedert werden kann, so müssen wir in Hinsicht des Gefühls bei dem Resultat stehen bleiben, daß es das zum Bewußtseyn gebrachte unmittelbare Reale sey, welchem, nach seinem Ursprunge aus der Selbstthätigkeit des geistigen Subjects, Unermeßlichkeit, aber unter den Begränzungen einer endlichen Individualität, zukommt. Nur dadurch scheint es sich erklären zu lassen, wie der Mensch vermittelst des Gefühls gleich stark theils von der Realität alles dessen, was das Gefühl ursprünglich und unmittelbar verbürgt (vom Daseyn, Individualität und Persönlichkeit), theils von der Unermeßlichkeit der intensiven Kraft des Gefühls, theils von den Gränzen und Schranken der Endlichkeit überzeugt werden kann, unter welchen sich das menschliche Daseyn und die menschliche Freiheit ankündigt. In diesem Sinne ist denn auch die Sprache in der That zu arm, die Unermeßlichkeit des subjectiven Gefühls auszudrücken, obgleich die Darstellung des Gefühls der Grundcharakter der poetischen Sprache und das unterscheidbare Merkmal derselben von der Sprache der Prosa und der Beredsamkeit bleibt. So viel von der Metaphysik über das Gefühlsvermögen; über Darstellung desselben in der empirischen Psycho-

logie, s. Gefühl. Nach seiner natürlichen Beschaffenheit und Bestimmung scheint das Gefühlsvermögen ein vermittelndes Vermögen zwischen dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen zu seyn, weil die Stärke des Willens und die Kraft des Handelns zunächst von der Belebung abhängt, welche das Gefühlsvermögen dem vorgestellten und zu realisirenden Gegenstande ertheilt. Da nun unter allen Objecten, welche der Wille zu realisiren bestrebt ist, die Ideale des Wahren, des Schönen und des Guten die reinsten und höchsten sind; so muß auch die Thätigkeit des Gefühlsvermögens in Hinsicht dieser Ideale die höchste und vollendetste seyn. Selbst die Glückseligkeit, die in einzelnen sinnlich angenehmen Zuständen besteht, kann bei dem Menschen, wegen des Zusammenhanges der Empfindung mit dem Gefühle, zu einer idealischen Beziehung erhoben, und dadurch, als die Totalität der sinnlich angenehmen Gefühle, mit den Gefühlen des Wahren, Schönen und Guten in Harmonie gebracht werden. Q.

Gegenbewegung nennt man in der Musik einen solchen Gang mehrerer Stimmen, bei welchem die eine steigt, indessen die andere fällt, oder deren Tonfolgen in einer nach der Höhe, in der andern nach der Tiefe, oder so auch umgekehrt, von der Höhe und Tiefe gegen die Mitte zu gerichtet sind. Man kann diese Art von Bewegung von mehrern Seiten als die beste betrachten, besonders am Flügel beim begleitenden Generalbaß, weil man bei selbiger am sichersten ist, manchen fehlerhaften Fortschreitungen und unharmonischen Gängen zu entgehen.

Gegenbeweis ist die Handlung eines Prozeßtheils, wodurch derselbe den Beweis, welchen der Gegentheil geführt hat, zu entkräften sucht. Die Frist des Gegenbeweises geht von der Insinuation des Beweises an und in gleicher Form wie die Beweisfrist. Hat der Beklagte den Gegenbeweis zu führen, so ist, nächst der Entkräftung des über die Klagen geführten Beweises, die Bewahrheitung der Einreden sein Zweck. Hat der Kläger den Gegenbeweis zu führen, so ist nächst der Entkräftung des Beweises die Bewahrheitung der Repliken sein Zweck. Der Gegenbeweis wird nie vom Richter auferlegt, sondern vorbehalten. In den Acten nimmt der Gegenbeweisführer den Namen Reproducent, der andere Prozeßtheil die Benennung Reproduct an. Die Gegenbeweisführung gewährt den Vortheil, daß man erst die Kraft und Tendenz der Beweisführung absehen und darnach den Gegenbeweis einrichten kann. A.

Gegenfüßler oder Antipoden nennen wir in Beziehung auf einander diejenigen Bewohner der Erde, welche einander dem Durchmesser nach entgegenstehn, weil sie die Füße einander entgegenkehren. Der Scheitelpunkt der einen ist der Fußpunkt der andern. Die Gegenfüßler wohnen in gleichen, aber entgegengesetzten Breiten der Erde, und die Längen ihrer Standpunkte sind um 180 Grad verschieden; ihre Tageszeit weicht daher nur 12 Stunden von einander ab und ihre Jahreszeiten sind einander entgegengesetzt. Wenn bei uns der Frühling seinen Anfang nimmt, so geht bei ihnen der Herbst an; sie haben Mitternacht, wenn wir Mittag haben. Die Kugelgestalt der Erde führt von selbst auf die Vorstellung von Antipoden, deren man schon vor Cicero gedachte. Allein die Kirchenväter fanden darin einen Widerspruch mit der Bibel und im achten Jahrhundert wurde der Erzbischof zu Salzburg Virgilius ihretwegen in den Bann gethan. Erst als die Erdumsegler die Sache außer Zweifel setzten,

hörte der Widerspruch gegen die Lehre von der Kugelgestalt der Erde und von den Antipoden auf. Nicht zu verwechseln sind mit den Gegenfüßlern die Gegenwohner, welche mit uns einerlei Mittagskreis und gleiche, aber entgegengesetzte Breiten haben. Die Gegenbewohner haben mit uns — ihren Gegenwohnern — einerlei Mittagszeit und einerlei Tageslänge, aber entgegengesetzte Jahreszeiten.

Gegensatz, s. Antithese und Contrast.

Gegenschein (Opposition) s. Aspecte.

Gegenwirkung oder Reaction besteht, wenn ein in Bewegung begriffener Körper auf einen andern, bewegten oder nicht bewegten, Körper wirkt, und dadurch eine Veränderung in seiner Bewegung erleidet. Ein in Bewegung begriffener Körper A kann einen andern B, der sich ihm entgegenstellt, wieder bewegen, oder dessen Bewegung abändern, d. h. er kann ihm eine Bewegung mittheilen. A erleidet dadurch, daß ihm ein Theil seiner Kraft entzogen wird, selbst eine Veränderung. Die Ursach davon liegt in der Gegenwirkung von B: A wird gerade so viel Kraft verlieren, als ihm B Widerstand entgegensetzt. Die Atomisten stellten sich vor, daß die Trägheit desjenigen Körpers, auf welchen die Einwirkung geschieht, dem einwirkenden Körper einen Theil seiner Bewegung oder seine ganze Bewegung gleichsam entziehe, bis beide eine gleiche Geschwindigkeit nach einerlei Richtung erhalten hätten; allein da Trägheit nichts anders ist, als bloßes Unvermögen, sich von selbst zu bewegen, so kann sie einem bewegten Körper nichts von seiner Bewegung entziehen, kann nicht Ursach des Widerstandes seyn. Nach der Lehre der Dynamisten gibt es keine Materie ohne zurückstoßende und anziehende Kräfte; ja, ohne dieselben ist gar keine Materie möglich. Da nur ursprüngliche Kräfte das Wesen der Materie ausmachen, so wird daraus dasjenige erklärbar, was wir Gegenwirkung nennen.

Geheimeraths-Verordnungen oder Orders of Council, Verfügungen, die über Staatsverwaltungs-Gegenstände aus dem Geheimenrath des (unverantwortlichen) Königs von Großbritannien und im Namen desselben, nach vorgängiger Berathschlagung und Abstimmung der (verantwortlichen) Geheimenräthe, und zwar der Stimmenmehrheit gemäß, erlassen werden. Die Übersetzung Cabinetsordre ist daher nicht passend, weil wir unter letzterer gewöhnlich einen von der reinen Willkür eines unumschränkt regierenden Fürsten ausgehenden Befehl verstehen.

Gehirn ist eine weiche, theils röthlich graue, theils weißliche, in der Hirnschale befindliche Substanz, mit vielen Adern durchwebt und von verschiedenen Häuten umgeben. Es besteht aus zwei, durch feine Adern und Fasern verbundenen, Haupttheilen. Das sogenannte große Gehirn (Cerebrum) nimmt bei dem Menschen den obern Theil des Kopfes ein, und ist sieben- bis achtmal größer als das darunter liegende kleine Gehirn (Cerebellum). Es ruht auf den Augenhöhlen, dem Grunde des Schädels und dem Zelte, und ragt nach hinten zu über das kleine Gehirn hervor. Auf der ganzen Außenseite des großen Gehirns befinden sich Furchen und jedesmal zwischen zweien derselben rundliche, darmähnliche Windungen. Sie entstehn, indem sich die Gefäßhaut ins Gehirn einsenkt, um dasselbe tiefer mit Blut zu versorgen. Die äußere röthliche Substanz des Gehirns ist weicher und gefäßreicher als die innere weiße, welche das Mark des Gehirns heißt. Das Mark besteht aus Fasern, die nach

den einzelnen Gegenden sehr verschieden sind. Das kleine Gehirn liegt unter dem großen in einer eignen Kammer der Hirnschale. Auf der Grundfläche sieht man es in eine rechte und linke Hälfte durch das dazwischen liegende Rückenmark getheilt, nach oben und hinten aber zusammenhängen. Es ist eben so wie das große Gehirn mit einer Gefäßhaut umzogen, von außen röthlichgrau, inwendig aber größtentheils markig. Nach Verhältniß wird es viel tiefer und dichter von den Fortsetzungen der Gefäßhaut durchzogen als das große Gehirn. Schneidet man es in horizontaler Richtung ein, so sieht man graue Ringe mit markigen einigermaßen contrentrisch abwechseln. Zwischen der röthlichgrauen und markigen Substanz findet sich allenthalben im kleinen Gehirn eine dritte gelbliche Mittelsubstanz. Alles Mark des kleinen Gehirns kommt in der Mitte gleichsam in einen kurzen Stamm zusammen. Die Erfahrung lehrt, daß in dem Bau des Gehirns viel seltener Abweichungen gefunden werden, als bei den andern Theilen des menschlichen Körpers. Auch verdient die Symmetrie des Gehirns wohl bemerkt zu werden, vermöge welcher alles darin doppelt ist. Selbst die Theile, welche in der Mitte liegen, und darum einfach scheinen, wie z. B. das Rückenmark, bestehen eigentlich aus zwei symmetrischen Hälften. Das Gewicht des gesammten Gehirns beträgt beim Menschen zwei bis drei Pfund; es ist um so größer und schwerer, je jünger der Mensch ist; mit dem Alter wird es specifisch leichter. In Krankheiten, die mit Geisteszerrüttung verbunden sind, wird es zuweilen fester, zuweilen auch lockerer und weicher. Das Gehirn ist das eigentliche Werkzeug der Empfindung. Empfindung ist aber von der Vorstellung untrennbar; sie wäre ohne dieselbe gar nichts. Indem also das Gehirn der Mittelpunk von jener ist, muß es auch der Sitz von dieser seyn. (Vergl. die Artikel Gall und Schädellehre.)

Gehör ist der Sinn, durch welchen die animalischen Wesen Wahrnehmung von der Schwingung und Bewegung der Luft bekommen, welche wir Töne, Schall oder Klang nennen. Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, ein in seinem Baue sehr zusammengesetzter, künstlicher Theil des animalischen Körpers. Man theilt es in das äußere, mittlere und innere Ohr. Die beiden erstern Theile sind vornehmlich dazu bestimmt, den Schall aufzufassen und fortzuleiten, indeß die eigentliche Anklingung der Töne und ihre weitere Fortpflanzung in dem innersten bewerkstelligt zu werden scheint. Zum äußern Ohr gehört die Muschel und der knorpliche Gehörgang. Dieser schließt sich wiederum an die Gehörgangsröhre an, welche durch das Trommelfell begränzt wird. Das Trommelfell ist ein nach innen converes sehr elastisches Häutchen und bedeckt die Trommelhöhle oder sogenannte Pauke. In dieser sind die Gehörknöchelchen, ihrer Gestalt wegen Hammer, Amboß und Steigbügel genannt, befindlich. Das äußere Ohr ist durchaus zweckmäßig gebildet, um die wellenförmigen Erschütterungen der Luft aufzufangen, und sie in die Muschel und von da in den Gehörgang zu leiten. Da die Fläche dieses letztern, z. B. beim menschlichen Ohr, 50mal kleiner ist, als die Fläche des äußern Ohrs, so muß hier der Schall um 50mal stärker seyn, als wenn er ohne das äußere Ohr in den Gehörgang gekommen wäre. In der Trommelhöhle bilden sich die Töne, und pflanzen sich weiter fort durch die überspannte Haut des Trommelfells und mittelst der Gehörknöchelchen. Die innerste Höhle des Ohrs nennt man das Labyrinth. Sie liegt über die Trommelhöhle etwas nach hinten in der festesten Masse des Schläfeknochens, und besteht

aus dem Vorhof, drei halbkreisförmigen Röhren und der Schnecke, einem spiralförmigen Canal, der sich um eine Spindel windet. Der Vorhof hängt mittelst einer kleinen Öffnung, das runde oder ovale Fenster genannt, mit der Trommelhöhle zusammen. Um das runde Fenster läuft ein Canal, genannt der Fallopische, welcher einen Nervenfaden des siebenten Nervenpaares enthält. In diesen künstlichen Theilen, die man das innerste Heiligthum des Gehörorgans nennen könnte, erhalten die durch das Trommelfell und die Gehörknöchelchen ferner fortgepflanzten Töne, ihre Vollendung und erreichen endlich die eigentlichen Gehörnerven, denen sie ihre Eindrücke mittheilen, um sie zu dem Gehirn selbst zu leiten, wo sie zur Empfindung erhöht werden. Die Entstehung dieser Empfindung zu erklären, hat man mehrere Hypothesen ersonnen, allein die Natur wirkt hier hinter einem Schleier, den der Geist des Menschen zu durchdringen vergeblich bemüht ist. Eine Reihe der interessantesten physiologischen Beobachtungen über das Gehör und dessen Werkzeuge bei den verschiedenen Classen der Thiere findet man in Chladni's Akustik.

Gehorsam, s. Klostergelübde.

Gehörwerkzeuge (künstliche), Hörmaschinen, Hörröhren, nennt man gewisse Instrumente, welche angewendet werden, um bei Schwerhörigkeit die Empfindung des Schalls zu verstärken. Die Formen derselben sind sehr verschieden, doch gehen, im Ganzen genommen, alle darauf aus, entweder, wo das äußere Ohr ganz fehlt, diesen Mangel zu ersetzen, oder wo das äußere Ohr zwar vorhanden ist, die innern Gehörwerkzeuge aber erschlafft sind, oder auf irgend eine andere Weise leiden, die Wirkung des äußern Ohrs zu verstärken. Es hat aber das äußere Ohr des Menschen und der Thiere hauptsächlich den Nutzen, daß durch seine trichterförmige Gestalt die Schallstrahlen gleichsam concentrirt, zusammengedrängt und zu den innern Gehörwerkzeugen, dem Sitz der eigentlichen Empfindung des Gehörs, geleitet werden. Alle Hörmaschinen nun, welche, wie gesagt, die Wirkung des äußern Ohrs ersetzen oder verstärken sollen, ahmen mehr oder weniger dessen Form nach. Die ältern Werkzeuge dieser Art gleichen einem Nachtwächterhorn oder einer Trompete, sie sind meistens ziemlich groß und gewöhnlich mit Handgriffen versehen, um sie dann, wenn man etwas deutlicher zu hören wünscht, an das Ohr zu halten, und zwar so, daß die engere Windung in den Gehörgang gesteckt, die äußere weitere aber gegen den Ort gerichtet wurde, von wo man den Schall erwartete. Diese Instrumente wurden aber, wie man leicht einsieht, durch ihre Größe und Schwere, so wie dadurch, daß sie beständig an das Ohr gehalten werden mußten, bald unbequem und lästig; auch versteckten sie den Fehler, gegen welchen sie helfen sollten, nicht genugsam, vertrugen sich also nicht mit der Eitelkeit der Menschen, und wurden deßhalb bald verworfen. Einige neuere Hörmaschinen leiden nicht an diesen Mängeln und verdienen in jeder Hinsicht empfohlen zu werden. Die eine stellt einen kleinen silbernen Trichter dar, auf dessen innerer Fläche sich eine schneckenförmig vielfach gewundne Leiste befindet, wodurch ein eben solcher Gang gebildet wird, dessen inneres Ende auf den Anfang des Gehörgangs trifft. An dem breiten umgebogenen Rande befinden sich einige Löcher, wodurch Bänder gezogen werden, um die Maschine an das äußere Ohr zu befestigen. Eine zweite ebenfalls sehr brauchbare, besteht aus einer vielfach gewundenen Röhre von lackirtem Blech, deren inneres enges Ende in den Gehörgang gebracht, das

äußere weitere aber am äußern Ohre befestigt wird. Auch können zwei solche Instrumente durch einen elastischen Bügel vereinigt, und auf diese Weise in jedem Ohr eins angebracht werden. Ein drittes Instrument endlich besteht aus einem hohlen blechernen Bügel, an welchem in der Mitte auf der vordern Fläche eine weite Öffnung befindlich ist, und dessen seitliche Schenkel in zwei sich einwärts biegende Röhren auslaufen. Dieser Bügel wird so auf dem Kopfe unter den Haaren befestigt, daß die Mündung in seiner Mitte gleich über dem obern Rand der Stirne zu liegen kommt, die Röhren an den Seiten werden in den rechten und linken Gehörgang gesteckt. Dieses letztere Instrument hat den Vortheil, daß es sehr gut die geraden von vorn kommenden Schallstrahlen auffängt.

Gehrung heißt bei den Holzarbeitern die schräge, nach der Winkellinie eines rechtwinklichen Vierecks gehende Richtung und eine in solcher Richtung laufende Fläche. Daher **Gehrhobel**, ein Hobel, mit dem eine Gehrung gemacht wird; **Gehrmaß**, ein Richtscheit mit einem Anschlage oder Querbrettchen am Ende, das nach einem Winkel von 45 Graden abgeschrägt ist. Man bedient sich desselben, die Gehrung vorzuzeichnen.

Geige, s. **Violine**.

Geißelungen haben zur Züchtigung von Verbrechern allenthalben und zu allen Zeiten Statt gefunden. Daß aber auch Christus und die Apostel gegeißelt wurden, war ein Umstand, von dem die Andächtelei finsterer Jahrhunderte Anlaß zu jenen willkürlichen Selbstpeinigungen nahm, von denen hier die Rede seyn soll. Schon seit den ersten Jahrhunderten nach Christus hatten einzelne Schwärmer durch strengere Enthaltsamkeit und freiwillige Martern des Leibes die für die begangenen Sünden verwirkte göttliche Strafe abzubüßen und den gerechten Vergelter gleichsam zum Mitleid und zur Verzeihung zu reizen gesucht. Um an den Leiden Christi Theil zu nehmen und sich der Entsündigung durch ihn desto gewisser zu machen, wählten viele, wie der Abt Regino zu Prüm im zehnten Jahrhunderte, dazu die Geißelung; jedoch wurde diese Art von Büßung erst vom elften Jahrhundert an allgemeiner, da **Petrus Damiani** von Ravenna, Abt des Benedictiner-Klosters Santa Croce d'Avellano bei Gubbio in Italien und später Cardinalbischof von Ostia der ganzen Christenheit und insbesondere den Mönchen die Geißelung zur Buße für ihre Sünden und zur Rettung ihrer Seele vom höllischen Feuer auf das dringendste empfahl. Sein Beispiel und der Ruf seiner Heiligkeit verschaffte seiner Ermahnung bald Eingang: Geistliche und Laien, Männer und Weiber fingen an mit Ruthen, Riemen und Ketten gegen ihren Körper zu wüthen, man setzte gewisse Zeiten fest, um diese apostolische Schlägezucht (disciplina) an sich zu verrichten und in mehrern Klöstern wurde sie ein Theil der geordneten Disciplin. Fürsten bedienten sich ihrer als Reinigungsmittel und ließen sich entkleidet von ihren Beichtvätern geißeln. Der heil. Ludwig IX. von Frankreich trug zu diesem Behufe eine elfenbeinerne Büchse mit fünf kleinen eisernen Ketten beständig bei sich und ermunterte seinen Beichtvater recht derb zuzuschlagen, auch theilte er dergleichen Kettenbüchsen an die Prinzen und Prinzessinnen seines Hauses und andere gute Freunde als besondere Gnadengeschenke zu gleichem Gebrauche aus. Der Wahn, sich durch diese Geißelungen von Sünden zu reinigen und die Seligkeit zu verdienen, wurde in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu einer

Raserei, die ganze Länder ergriff und die seltsamsten Schauspiele darbot. „Um diese Zeit,“ schreibt der paduanische Mönch in seiner Chronik beim Jahre 1260, „da ganz Italien von Lastern befleckt war, ergriff plötzlich ein unerhörtes Unternehmen erst die Perugianer, dann die Römer und endlich alle Völker Italiens. Die Furcht Christi kam so stark über sie, daß Edelleute und Unadelige, Alte und Junge nackend ohne Scham durch die Straßen der Städte umherzogen; jeder trug eine Geißel von Riemen, womit er sich unter Seufzen und Weinen, unter Absingung von Bußpsalmen und Anrufung der Barmherzigkeit Gottes bis aufs Blut peischte. Nicht nur bei Tage, auch des Nachts liefen sie so im härtesten Winter zu Hunderten und Tausenden mit brennenden Wachslichtern durch Städte und Kirchen, durch Dörfer und Flecken, daß Felder und Wälder von ihrem Flehen zu Gott wiederhallten. Da schwiegen alle musikalischen Instrumente und kein Lied der Liebe ertönte mehr; man hörte nur den kläglichen Gesang der Büßenden. Steinerne Herzen wurden durch diesen traurigen Ton gerührt, die Augen der Härtesten konnten sich der Thränen nicht enthalten, Uneinige söhnten sich mit einander aus, Wucherer und Räuber eilten, das ungerechte Gut wiederzugeben, noch unentdeckte Missethäter bekannten ihre Verbrechen und besserten ihren Wandel.“ Diese plötzliche Bewegung der Buße artete bald in ein tumultuarisches Schwärmen, ja sogar in ein Gewerbe aus. Die Büßenden vereinigten sich zu Brüderschaften, Flagellatori in Italien, Flagellanten in Frankreich, Geißler, Geißelbrüder, Flegler und Bengler in Deutschland genannt. (S. Flagellanten.) Nach der costnitzer Kirchenversammlung von 1414 wurden Geistliche und Laien des Geißelns nach und nach überdrüßig; die Franziscanermönche in Frankreich (Cordeliers) haben es noch am längsten getrieben. Daß ein so widersinniger Gebrauch aufkommen und sich ungeachtet der Mißbilligung der Vernünftigen so lange erhalten konnte, wird bei den außerordentlichen Wirkungen, die man sich davon versprach, nicht befremden können. Das Geißeln war nach den herrschenden Begriffen des Mittelalters ein vollkommnes Surrogat für jede Art und Dauer der Buße, welche die Beichtväter wegen begangener Sünden auflegten. 3000 Hiebe unter Absingung von 30 Psalmen galten ein Jahr, 30,000 Hiebe zehn Jahre Buße u. s. w. Eine italienische Witwe im elften Jahrhunderte rühmte sich, durch Selbstgeißelung für 100 Jahre Buße gethan zu haben, wozu nicht weniger als 300,000 Streiche gehörten. Überdies gab die Meinung, daß man durch die Selbstpeinigung auch bei der größten Sündenschuld der Hölle entfliehen und sich den Ruf besondrer Heiligkeit erwerben könne, dem Geißeln in den Augen der Schuldbewußten und Ehrgeizigen einen Reiz, der die körperlichen Schmerzen so lange überwog, bis die Schrecken des Aberglaubens und die Einbildungen der Andächtelei vor dem Lichte einer bessern Erkenntniß verschwanden.
E.

Geist. Als Gegensatz des Körpers wird der Geist als ein Wesen gedacht, das mit Bewußtseyn thätig ist, dessen Thätigkeit daher im Vorstellen und Streben, oder, in einem höhern Grade gedacht, im Denken und Wollen besteht. Wird ein solches Wesen in Verbindung mit einem organischen Körper, durch welchen es mit einer äußern Welt in Wechselwirkung steht, gedacht, so heißt es Seele und jener organische Körper sein Leib. Ob es reine, d. h. körperlose Geister gebe, ist viel bestritten, aber nie ausgemacht wor-

den. Indessen hat man auf diese Voraussetzung selbst eine philosophische Wissenschaft, Namens Geisterlehre oder Pneumatologie, erbaut, die aber mehr Träumereien der Einbildungskraft, als Philosopheme der Vernunft enthält. Diese angebliche Wissenschaft hat jedoch von jeher viele Verehrer gefunden, besonders unter den Schwärmern, deren Einbildungskraft sich immer in einem exaltirten Zustande befand und die daher die Geister wohl gar in körperlicher Gestalt zu schauen und mit ihnen in übernatürlicher Verbindung zu stehen wähnten. Solche Geisterseher unterschieden dann auch vermöge ihrer Bekanntschaft mit dem Geisterreiche verschiedene Classen und Ordnungen von Geistern als gute und böse Geister, nach ihrem Charakter und Einfluß auf den Menschen, Luftgeister und Erdgeister, nach ihren Wohnungen u. s. w. (S. d. Art. Dämonologie, Engel, Teufel, Gabalis.) Auch gaben dergleichen Personen oft vor, daß sie die geheime Kunst besäßen, die Geister sich unterwürfig zu machen, sie erscheinen zu lassen u. s. w., wozu man sich insgemein gewisser Formeln oder Zauberworte bediente. Daher entstanden Geisterbeschwörer oder Geistercitirer, die aber oft nur verschmitzte Betrüger waren, welche die Leichtgläubigkeit der Menschen zu ihrem Vortheile benutzten, durch angebliche Entdeckung verborgner Schätze u. dergl. Ob nun gleich das Grundlose der Geisterlehre und das Trügliche der Geisterkunst (Magie) theils durch Schriften (unter welchen sich vorzüglich Kants Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik zu bemerken sind), theils durch Nachahmung der sogenannten Geistererscheinungen mittelst der optischen Täuschungen, welche die natürliche Magie lehrt, oft genug dargethan worden ist: so hat doch der Aberglaube sich noch immer nicht davon losreißen können, wie der Beifall beweis't, den Jungs Schriften über die Geisterwelt in unsern Zeiten selbst unter den höhern Ständen gefunden haben. Man nimmt aber das Wort Geist oft auch in andern Bedeutungen, so daß man darunter nicht ein besondres, mit Bewußtseyn thätiges Wesen versteht, sondern die inneren Bestimmungen gewisser Dinge. So sagt man von einem Menschen, er habe Geist, wenn seine Denkkraft in einem vorzüglich hohen Grade wirksam ist; und wiefern sich diese innere Bestimmung auch äußerlich im Antlitz oder Auge des Menschen abspiegelt, legt man auch wohl diesen Theilen des Menschen Geist bei. Daher sagt man ferner ein geistreicher oder geistvoller Mensch, Schriftsteller, Künstler, deßgleichen eine geistreiche Physiognomie, ein geistvolles Auge u. s. w. Ja man trägt die letzten Ausdrücke auch auf menschliche Ereignisse über, wiefern sich in ihnen die innere Kraft des Menschen, der sie hervorbrachte, ankündigt, und sagt daher: ein geistreiches Buch, ein geistvolles Kunstwerk, Gedicht, Gemählde u. ss. w. Bei geistreichen Kunstwerken kommt es aber nicht sowohl auf die Stärke der Denkkraft, als vielmehr auf die Stärke der Einbildungskraft an, wiewohl diese allein noch kein wahres Kunstwerk zu schaffen im Stande ist, sondern in Verbindung mit der Denkkraft oder dem Verstande bei ihren Hervorbringungen wirksam seyn muß. Endlich trägt man auch das Wort Geist selbst auf Getränke über, wiefern sie die Kraft haben, zu berauschen und dadurch die Einbildungskraft zu beleben. Deßhalb nennt man sie geistige Getränke. Dasjenige Element derselben, welches man als das eigentliche Princip jener belebenden Kraft betrachtet, nennt

man ihren Geist, und bezeichnet die übrigen Bestandtheile mit dem Worte Phlegma. In einer andern Bedeutung setzt man in Beziehung auf die menschliche Rede dem Geiste, d. h. dem innern oder höhern Sinne derselben, den Buchstaben, d. h. den bloßen Wortsinn, das Grammatisch-Lexikalische der Rede, entgegen. Im Französischen heißt Geist (esprit) oft nichts anders als Witz oder Laune, deßgleichen die Gabe, ein unterhaltendes Gespräch zu führen. D.

Geist (der heilige) ist nach dem Sinne des neuen Testaments die Gottheit selbst, in so fern sie als die höchste Vernunft auf geistige und moralische Zwecke überhaupt und insbesondere auf die Erhaltung und Ausbreitung des Christenthums hinwirkt. Wenn Jesus seinen Jüngern den Geist der Wahrheit, den Paraklet oder Tröster, verheißt und von ihm sagt, er solle auf alle ausgegossen werden, die das Christenthum annehmen würden; so versteht er darunter diese göttliche Einwirkung, vermöge deren die Kraft der Wahrheit seiner Religion das menschliche Gemüth ergreift, erleuchtet, überzeugt, zu großen Thaten begeistert und durch ihre himmlischen Tröstungen über jedes Leid der Erde erhebt. Sie rüstete die Apostel Jesu zu ihrem Berufe aus: wie ihr Blick nach dem Umgange mit dem Auferstandenen und beim Antritte ihres weltumfassenden Unternehmens freier, ihre eigne Erfahrung von der Gewißheit und allseitigen Anwendbarkeit der Religion Jesu reifer und lebendiger wird, klärt diese göttliche Kraft des Geistes sie über alle die Winke und Lehren ihres Meisters auf, die ihnen in ihrer sonstigen Befangenheit dunkel geblieben waren und leistet ihnen und den Evangelisten beim Niederschreiben der Bücher des neuen Testaments den wunderbaren Beistand, der schon die Verfasser des alten Testaments geleitet hatte und allen Büchern der heiligen Schrift die Autorität und Untrüglichkeit einer göttlichen Offenbarung gibt; sie theilt ihren Reden die lichtvolle Klarheit, das eindringliche Feuer, die hinreißende Zuversichtlichkeit mit, durch die sie nun fähig sind, zu Menschen von allen Nationen in der allgemein verständlichen und überzeugenden Sprache des Herzens zu sprechem und ihre Hörer mit dem Glauben zu erfüllen, dessen sie selbst leben; sie macht sie siegreich gegen ihre Widersacher und standhaft unter den Streichen ihrer Verfolger; sie stärkt und erquickt ihr Herz unter den schrecklichsten Qualen und zeigt ihnen in der Stunde des Todes ein Reich ewiger Seligkeit, in dem ihr Herr sie erwartet. Dies sind die Gaben des heiligen Geistes, durch welche die Apostel, so wie die überzeugten, Frommen und Kräftigen unter den Christen aller Zeiten Werke ausrichteten und Siege erkämpften, die für Menschen, denen es selbst an Aufschwung des Gemüths, an Stärke und Innigkeit der Überzeugung, an Muth und Thatkraft fehlt, eben so unbegreiflich als unmöglich sind. Daß aber dieser einfache, dem wahren Verhältnisse Gottes zu den Menschen und der Entwickelungsweise des menschlichen Gemüths ganz angemeßne Begriff von dem Wesen und Wirken dessen, was in der Bibel heiliger Geist genannt wird, in der Folgezeit mannichfaltig verkünstelt und unkenntlich gemacht wurde, kann den nicht befremden, der es weiß, wie die Menschen mit religiösen Wahrheiten überhaupt umzugehen pflegen. Tertullian und Origenes, zwei vielgeltende Kirchenlehrer des dritten Jahrhunderts, nannten den heil. Geist ein von Gott durch Christum hervorgebrachtes, obwohl das allervortrefflichste Geschöpf; Macedonius in der

Mitte des vierten Jahrhunderts, Bischof von Constantinopel, sprach ihm die Gleichheit des Wesens und der Würde mit Gott dem Vater ab. Die Synode zu Alexandrien im Jahre 362 erklärte ihn und seine Anhänger — Pneumatomachi oder Geistesfeinde — für Irrlehrer, und die allgemeine Kirchenversammlung zu Constantinopel im Jahr 381 setzte für die ganze christliche Kirche ausdrücklich fest, der heil. Geist müsse als die vom Vater ausgehende dritte Person in der Gottheit mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und göttlich verehrt werden. Augustinus behauptete, der heil. Geist gehe vom Vater und vom Sohne aus und die Synode von Toledo verdammte 589 alle Andersgläubigen. Diese kleine Abweichung von dem älteren Lehrbegriffe veranlaßte einen vom achten bis ins elfte Jahrhundert währenden Streit zwischen der abendländischen oder lateinischen und der morgenländischen oder griechischen Kirche, welcher endlich eine gänzliche Trennung zur Folge hatte. Die dem Papste anhängigen Abendländer und mit ihnen die Protestanten behaupten, daß der heil. Geist vom Vater und vom Sohne ausgehe, die Morgenländer nehmen nur das Ausgehen vom Vater an. Die Verehrung des heiligen Geistes, als der dritten Person in der Gottheit, ist übrigens beiden Kirchen und im Occidente den Protestanten wie den Catholiken als ein wesentliches Stück des Glaubens an die göttliche Dreieinigkeit gemein. Von der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der christlichen Kirche hat auf der einen Seite die Politik der Hierarchie, auf der andern der Mysticismus einiger Secten überspannte und schwärmerische Vorstellungen in Umlauf gebracht, (s. Gnade, Hierarchie, Inspiration,) und um seine Gegenwart zu versinnlichen, hat man ihm zufolge einer mißverstandenen Vision des Täufers Johannes bei der Taufe Jesu sogar in Gestalt einer Taube abzubilden gewagt, und Kanzeln, Altäre und Taufsteine mit der Figur dieses Vogels geschmückt. Daß aber das Übersinnliche und Geistige sich an kein bestimmtes Bild und an keinen anschaulichen Ausdruck der Sprache binden lasse, wird gegenwärtig allgemeiner als sonst eingesehen, und indem die Theologie nach gerade zu den ursprünglichen biblischen Bestimmungen von dem Begriffe, den Gaben und dem Beistande des heiligen Geistes zurückkehrt, kommt unsre Vorstellung von dieser göttlichen Kraft der Idee einer gesunden Religionsphilosophie von dem Zusammenhange des Geistigen im Menschen mit Gott immer näher. Denn daß Gottes Geist aus der von ihm eingegebenen heiligen Schrift, in den Reden und Thaten frommer, für das Gute begeisterter Menschen, wie in unserm Gewissen spreche und eine geflissentliche Widersetzlichkeit gegen die anerkannte Wahrheit und innere Überzeugung — die Sünde gegen den heil. Geist — unverzeihlich sey; daß man die durch Lehren, Beispiele und innern Gewissensdrang erweckten Vorsätze und geleiteten Fortschritte unsrer sittlichen Besserung als ein Werk dieses Geistes, Weisheit, Scharfblick in die Zukunft, Enthusiasmus für das Gute und religiöse Beredsamkeit als Gaben von ihm, das priesterliche Amt aber als einen Auftrag Gottes betrachten müsse, der nicht ohne Mitwirkung, nicht ohne Empfänglichkeit für die Zusprache seines Geistes würdig erfüllt und nutzbar werden könne: alles dieses steht mit der menschlichen Vernunft keineswegs im Widerspruche. Vielmehr unterscheidet diese genau von dem, was bei den Menschen Geist genannt wird, den Geist Gottes, und die Erfahrung zeigt, daß

ein geistvoller Mensch wohl sehr unheilig denken und handeln, der heilige Geist aber mit seinen Gaben und Kräften nur in reinen, unschuldigen Seelen wohnen kann. E.

Geist der Zeit ist die in einem Zeitalter herrschende Denkart und Handlungsweise der Menschen. Es ist also eigentlich nicht die Zeit, der man einen Geist beilegt, sondern die in der Zeit, nämlich einem gewissen Theile derselben (einem Zeitalter oder einer Zeitperiode) lebenden Menschen. Wenn man also sagt, der Geist der Zeit ist egoistisch oder revolutionssüchtig, so heißt dies nichts anders, als, die geistige Stimmung der in einer gewissen Zeit lebenden Menschen ist so beschaffen, daß die Meisten unter ihnen nur für ihr persönliches Wohlbefinden sorgen, oder einen großen Hang zu politischen Umwälzungen haben. Da nun die Natur in den Menschen einen gewissen Nachahmungstrieb gelegt hat, vermöge dessen das Beispiel Andrer ein äußerer Reiz oder Erregungsmittel für den Menschen wird, dasselbe zu thun, was Andre thun, so ist hieraus begreiflich, daß jeder Einzelne, je nachdem sein Nachahmungstrieb stärker oder schwächer ist und er weniger oder mehr Selbstständigkeit hat, auch dem Einflusse des Zeitgeistes auf seinen Charakter und sein Verhalten mehr oder weniger unterworfen ist. Daher legt man dem Zeitgeiste eine gewisse Herrschaft bei, die aber doch nicht so allmächtig ist, daß man sich nicht durch eigne Geisteskraft darüber erheben könnte. Die Ursachen, welche in einem gewissen Zeitalter einen eigenthümlichen Geist hervorbringen, können sehr verschieden seyn, werden aber doch fast immer entweder aus so ausgezeichneten, kräftigen Geistern, welche in religiösen, politischen, philosophischen und ästhetischen Ansichten eine bedeutende Reform bewirkten, oder aus so ausgezeichneten Regenten, deren Einfluß sich weit erstreckt, vereint mit der friedlichen oder kriegerischen, glücklichen oder unglücklichen Lage der Nationen hervorgehn.

Geistererscheinung. Man versteht darunter in den meisten Fällen das Sichtbarwerden eines abgeschiedenen Geistes in der Gestalt seines vorigen Körpers, eines Schemen. Wie entschieden auch in der neuern Zeit die Philosophie wider die Möglichkeit derselben sich erklärt, und alle Berufung auf Erfahrungen mit der Mahnung an die Möglichkeit eines (vielleicht optischen) Betrugs und einer Selbsttäuschung lebhafter oder überreizter Einbildungskraft abgewiesen hat; immer bleibt im Gemüth des Volks eine geheime Neigung zu dem Glauben an diese Möglichkeit, und darum ist auf der Bühne die Erscheinung eines Geistes oder Schemen einer der stärksten tragischen Hebel, eines der wirksamsten Mittel zu kunstzweckmäßiger Bewegung des Gemüths. Die griechischen Tragiker haben sich dessen sowohl bedient, als Shakspeare, Calderon und andere neuere Dichter; dennoch ist der Geschmack der Franzosen im Ganzen dagegen, wegen seines Anspruchs auf Naturmäßigkeit aller theatralischen Ereignisse; und sie haben selbst den Hamlet ohne Geist auf ihre Bühne gebracht. Das ist eine von den Folgen des Irrthums, daß alles, was auf der tragischen Bühne als ein Wahres auf die Handelnden zu wirken scheint, auch die Zuschauer täuschen, und ihnen als Wahrheit vorkommen müsse. Geschähe das bei der Erscheinung des erschlagenen Banko in Macbeth z. B.; so würde eben dadurch die Kunstwirkung vernichtet werden, und an ihrer Stelle eine rein peinliche natürliche treten: der Zuschauer würde nicht Theilnahme an einem fremden Schrecken, sondern ein eignes Entsetzen empfinden. Jene Theilnahme, auf welche hier alles ankommt, hängt keineswegs vom wirklichen Glauben des

Zuschauers, sondern von dem scheinbaren des Spielers ab, und wir müssen Banko's Geist nur darum sehen auf dem Theater, weil wir sonst über die Ursache von des Königs Schrecken zweifelhaft bleiben würden. Inzwischen beruht der richtige Gebrauch dieses tragischen Erregungsmittels auf mancherlei Bedingungen, welche häufig verletzt werden, und der neueste Versuch, der in dem Trauerspiele, die Ahnfrau, gemacht worden ist, die Erscheinung und Mithandlung einer Verstorbenen als Hauptsache zu behandeln, und das ganze Stück hindurch die Zuschauer mit einer Art von künstlerischem Gespensterschauder zu unterhalten, scheint aus einer Verwechslung der Begriffe von Mittel und Zweck hervorgegangen zu seyn. Noch versteht man auch unter Geistererscheinung die Nachahmung dieses problematischen Phänomens durch die natürliche Magie, die in dieser Beziehung Phantasmagorie genannt wird. (S. diesen Art.) A. Mnr.

Geisteskrankheiten sind diejenigen Arten von Störungen des freien Bewußtseyns, in welchen der Mensch fortdauernd entweder keiner lebhaften und bestimmten Vorstellungen fähig ist, oder verkehrte, d. h. dem gesunden Verstande widersprechende Vorstellungen bei sich unterhält, ohne sich von ihrer Absurdität überzeugen zu können. Im ersten Falle ist Blödsinn vorhanden, welcher, wenn er sich als allgemeine Abstumpfung der geistigen Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit zeigt, Dummheit, wenn es aber als kindisches Unvermögen, Vorstellungen zu festen Begriffen zu verbinden, erscheint, Albernheit genannt wird. Im zweiten Falle führen die mancherlei krankhaften Erscheinungen der geistigen Thätigkeiten den allgemeinen Namen der Verrücktheit, weil hier gleichsam der Geist aus seinen Fugen gerückt ist. Trägt sich der Kranke mit falschen Vorstellungen über die Gegenstände und ihre Verhältnisse herum, so ist die Krankheit Wahnwitz, welcher, wenn er es mit übersinnlichen Gegenständen zu thun hat, Aberwitz genannt wird. So ist z. B. ein Mensch, der alle Nahrungsmittel für vergiftet hält, wahnwitzig, einer, der höhere Offenbarungen, wie etwa über das Weltende, zu besitzen glaubt, aberwitzig. Beziehen sich die falschen Vorstellungen auf die eigene Person des Kranken, wähnt er z. B. Kaiser, Admiral, vierte Person der Dreieinigkeit ꝛc. zu seyn: so ist seine Krankheit Narrheit. Die Narrheit und der Wahnwitz stehen daher einander entgegen, wie Person und Gegenstand. Sehr häufig sind diese verschiedenen Krankheiten des Verstandes und der Phantasie, oder mit Einem Worte, des Geistes mit einander verbunden, oder haben wenigstens, auch wo sie einzeln erscheinen, das Gemeinsame, daß sie sämmtlich den Krankheiten des Gemüths und Willens entgegenstehen, unter denen sich besonders Melancholie, Wahnsinn und Tollheit auszeichnen. Der beste allgemeine Name für sie alle ist: Seelenkrankheiten, von denen die Geisteskrankheiten nur einen besondern Zweig ausmachen, indem sie die Erscheinungen des krankhaften Vorstellungsvermögens ausdrücken, aus dessen Mißbrauche, z. B. durch überspanntes Nachdenken, sie zum Theil entspringen. So werden mechanische Künstler über die Bemühungen, das perpetuum Mobile, Mathematiker, die Quadratur des Cirkels zu finden, Theologen, über die Erklärung der Apokalypse verrückt. Der Melancholie, dem Wahnsinn, der Tollheit gehen heftige Leidenschaften und überhaupt Störungen in den Gefühlen und Trieben voraus, als

deren Producte jene Krankheiten zu betrachten sind, zu welchen sich die Verrückungen u. s. w. nur nebenbei gesellen. ff.

Geïstik. Mit diesem griechischen Worte bezeichnet man denjenigen Theil der physischen Geographie, welcher die Kunde von den festen Landmassen vorträgt. Es wird darin gehandelt von den Ebenen, Bergen, Gebirgen, Landrücken, Bergketten, Klippen, Inseln, Landzungen, Landengen, Küsten, Vorgebirgen, Pässen u. s. w., und man unterscheidet folgende Abtheilungen derselben: 1. nesologische oder Inselgeographie, von den Inseln und Halbinseln, deren Ausdehnung, Lage und Entstehung durch Feuer- oder Wasserwirkungen, Trennungen vom festen Lande, Corallenklippen; 2. orologische oder Berggeographie, von den Gebirgen auf dem Continent und dem Seegrund; Verschiedenheit derselben (Eis- und Schneeberge, Gletscher, Ferner, Vulkane, Alpen, Höhlengebirge), Ausdehnung, Zusammenhang derselben; 3. oryktologische Geographie, welche die Gebirgsarten nach ihrer Formation, Alter und Bestandtheilen betrachtet; 4. planologische Geographie, von den Ebenen und Flächen, Thälern, Abdachungen; 5. thetische Geographie, von dem Innern der Erdrinde, Spalten, Klüften, Bänken, Gängen, Lagerungen u. s. w. dd.

Geistlich. Geistlich wurde ehedem sehr oft mit geistig verwechselt und zur Bezeichnung vieler, die ewige Wohlfahrt des menschlichen Geistes betreffenden Dinge gebraucht, die der Sprachgebrauch unsrer Zeit geistig nennt. Mit dem erst neu aufgekommenen Worte religiös wird geistlich zum Unterschiede von weltlich, um eine besondere Beziehung auf Gott und die Religion anzuzeigen, noch jetzt oft gleichbedeutend gebraucht, z. B. geistliches Buch, Gespräch, Lied. Der gebildete Sprachgebrauch nennt aber nur solche Personen und Sachen geistlich, die mit der öffentlichen Religionsübung und der kirchlichen Verfassung in einer bestimmten, öffentlich anerkannten Beziehung stehen, und deßhalb durch einen eigenthümlichen kirchlichen Charakter von allen andern Dingen in der Welt ausgezeichnet sind. Dies ist jedoch bloß eine äußere, Geschäft, Bestimmung und Verhältniß andeutende Beziehung, bei der, was geistliche Personen betrifft, eine innere, nähere Gemeinschaft mit dem, dessen Verehrung bei der Religionsübung und kirchlichen Verfassung bezweckt wird, zwar zu wünschen und zu fodern, aber keineswegs nothwendig vorauszusetzen ist. Der geistlichen Tracht, d. i. der Amtskleidung der Priester und Prediger, geistlichen Gütern, d. i. Besitzungen und Fonds der Kirchen, kann dies Prädicat schon an und für sich nur ihres Gebrauchs wegen zukommen. Geistliche Beamte aber, wie die den geistlichen Stand bildenden Priester und Prediger selbst, geistliche Räthe, Beisitzer der geistlichen Gerichte oder Consistorien, welche diesem Stande allemal angehören und sein Interesse vertreten; geistliche Stifter, welche wie die Klöster aus einer Corporation von Personen dieses Standes bestehen, sollten allerdings durchgehends auch die innere Weihe der Religiosität und geistigen Gemeinschaft mit Gott haben, die überhaupt das Merkmal wahrer Christen ist, und das geistliche Recht (s. d. Art. canonisches Recht) hätte sich viele genauere Bestimmungen und Vorschriften ersparen können, wenn alles, was geistlich heißt, auch mit dieser Weihe geheiligt wäre. Denn alle Christen sind im Grunde geistliche Brüder und Schwestern, sie nennen ihre Lehrer und Seelsorger mit Recht geistliche Väter,

und werden von diesen geistliche Söhne und Töchter genannt, und die catholische Kirche wendet dies Prädicat auch zur Beschränkung der Heirathslustigen (s. d. Art. Blutschande) auf den besondern Fall an, wo sie von einer geistlichen Verwandtschaft spricht, die zwischen Taufzeugen, ihren Pathen und Gevattern angeknüpft wäre. E.

Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt.

Geistliches Gericht ist eine entweder bloß aus Geistlichen, oder aus Geistlichen und Rechtsgelehrten bestehende Behörde, welche über die Geistlichen (in mehrern Ländern auch über die Schuldiener) die Jurisdiction ausübt und in kirchlichen Angelegenheiten Recht spricht. In protestantischen Ländern werden die geistlichen Gerichte meist Consistorien (s. d. Art.) genannt, deren Cognition in mehrern Staaten, außer den eigentlich kirchlichen Angelegenheiten, auch die Matrimonialsachen unterworfen sind. N.

Geistlichkeit ist derjenige Stand, welchem das Geschäft, den öffentlichen Gottesdienst zu verwalten, die heiligen Gebräuche auszuüben und die Gemeinden im Christenthum zu unterrichten, übertragen ist, wozu die Mitglieder desselben durch eine feierliche Handlung (Ordination) eingeweiht werden. Einige schwärmerische Secten, z. B. die Quäker, behaupteten, daß die christliche Kirche eines besondern geistlichen Standes gar nicht bedürfe, daß jeder Christ ein Geistlicher seyn müsse, und gestatteten allen ihren Mitgliedern das Recht, in den Versammlungen zu reden. Die Erfahrung hat aber gelehrt, welche Inconvenienzen mit einer solchen Einrichtung verbunden sind, und es ist sehr begreiflich, daß Personen ohne wissenschaftliche Bildung nicht im Stande sind, Predigten, welche auch den Gebildeten genügen können, zu halten und einen zweckmäßigen Religionsunterricht zu ertheilen. Selbst die Quäker haben sich in den neuern Zeiten genöthigt gesehen, Diener (so nennen sie diejenigen, welche gewöhnlich in den Versammlungen sprechen) anzustellen, nachdem dieses längst schon von den Mennoniten, welche zu der Zeit ihrer Entstehung ebenfalls die Entbehrlichkeit eines besondern Lehrstandes behaupteten, geschehen ist. Je vielseitiger der Kanzelredner gebildet seyn muß, und je mehr Zeit und Fleiß die Ausübung fodert, je mehr gelehrte Kenntnisse die wissenschaftliche Kenntniß des Christenthums, welche den populären Religionsunterricht leiten muß, voraussetzt, und je nützlicher sich der Prediger als Lehrer und als tröstender und rathender Freund der Gemeinde machen kann, desto weniger läßt sich die Unentbehrlichkeit eines besondern Standes bezweifeln, welcher dem Lehrgeschäfte und der zu demselben nöthigen Vorbereitung seine ganze Zeit und Kraft widme. Die Entstehung des geistlichen Standes fällt in die frühesten Zeiten der christlichen Kirche. Zwar hatten die von den Aposteln bestellten Ältesten und Bischöfe nicht das ausschließende Recht zu lehren, und es stand im apostolischen Zeitalter auch andern Christen frei, in den Versammlungen zu sprechen. Als aber bald die Gemeinden zahlreicher wurden, und Männer von Bildung und Kenntniß zu ihnen übertraten, mußte sich ein Stand bilden, dessen ausschließendes Geschäft es ward, in den Versammlungen zu sprechen und die heiligen Gebräuche zu verwalten. Seit dem zweiten Jahrhundert wurden die Ideen des jüdischen Priesterthums auf die christliche Lehre übergetragen, der geistliche Stand ward scharf von den übrigen Gemeindegliedern getrennt; und es entstand der Unterschied zwischen dem Klerus (ein griechisches Wort, welches Erbtheil, Eigenthum, Erbtheil

und Eigenthum Gottes im besondern Sinne bedeutet) und den Laien. Als das Christenthum seit Constantin die herrschende Religion im römischen Reiche ward, erlangte die Geistlichkeit wichtige Privilegien und große Reichthümer. Im Mittelalter wuchs ihr Ansehn, und ihr Reichthum noch mehr, der Umfang ihrer Rechte erweiterte sich, und unter dem Schutze des Pontificats ward sie immer unabhängiger von der Staatsgewalt. Unter allen abendländischen Völkern ward die Geistlichkeit Landesstand, und viele Bischöfe und Erzbischöfe besonders in Deutschland wurden weltliche Herren. Es war dies die Folge theils des hierarchischen Systems, theils der Überlegenheit, welche der geistliche Stand, der im ausschließenden Besitz der wissenschaftlichen Kenntnisse war, über andere Stände behauptete, theils der Politik der Fürsten, welche die Geistlichkeit hoben, um den Adel zu beschränken. So gewiß es ist, daß die Nachtheile, welche hieraus entsprangen, von den Feinden des geistlichen Standes und der Hierarchie in übertreibenden Schilderungen dargestellt worden sind, so kann doch nicht geläugnet werden, daß die weltliche Herrschaft und die Theilnahme an den politischen Angelegenheiten viele Geistliche von ihrer eigentlichen Bestimmung entfernte, und daß der Reichthum und der Überfluß ein großes Sittenverderbniß unter dem Klerus verursachte. Daher war es wohlthätig, daß die Reformation die Verhältnisse des geistlichen Standes änderte und ihn zu seiner wahren Bestimmung zurückführte. Jetzt lassen sich die verschiedenen Vorstellungen von dem geistlichen Stande auf zwei Hauptansichten, auf die des Catholicismus und die des Protestantismus, zurückbringen. Nach der ersten Ansicht ist der Geistliche nicht bloß Lehrer und Volksredner, sondern auch Priester und Richter der Gemeindeglieder in geistlichen Dingen. Durch die heilige Weihe theilen sich ihm, nach der Ansicht des Catholicismus, die höhern Gaben mit, welche die Apostel auf ihre Nachfolger fortpflanzten, und darum besitzt er eine von dem erworbenen Verdienst unabhängige Würde und eine von der erworbenen Kenntniß unabhängige Einsicht in die göttlichen Dinge; er steht in einer nähern Verbindung mit Gott, er ruft gleichsam das Himmlische in das Irdische herab, und wirkt in der Messe durch sein Gebet die wunderbare Verwandlung des Brotes in den Leib Jesu Christi, sein Segen bringt Heil und sein Fluch Verderben; durch einen eigenthümlichen priesterlichen Charakter, durch eine eigenthümliche priesterliche Würde ist er von den Laien ausgezeichnet. Diese Ansicht von dem geistlichen Stande geht aus der dem Catholicismus eigenen Lehre von der Kirche nothwendig hervor, und ist der Grund theils der Rechte, welche der catholische Geistliche behauptet, theils der besondern Heiligkeit, welche die öffentliche Meinung an seine Person knüpft, und der Entbehrungen, welche von ihm gefodert werden. Nach der Ansicht des Protestantismus dagegen ist der Geistliche nicht Priester, nicht Vermittler zwischen Gott und dem Menschen, sondern nur Lehrer und Freund der Gemeinde; nicht durch höhere auf übernatürliche Weise mitgetheilte Gaben, nur durch eine tiefere Kenntniß des Christenthums und der Wissenschaften, und durch die Fähigkeit, durch die Kraft der Rede die Menschen zu belehren und zu erbauen, unterscheidet er sich von andern Gemeindegliedern, und wenn von ihm strengere Sitten gefodert werden, so liegt der Grund davon nicht in einer besondern Heiligkeit seiner Person und seines Verhältnisses, sondern lediglich darin, daß er wie durch die Lehren, so auch durch den Wandel die Gemeinde erbauen soll, und daß manche Be-

schäftigungen und Vergnügungen mit der Würde eines öffentlichen Lehrers zu streiten scheinen. Beide hier beschriebene Vorstellungsarten indeß sind verschiedentlich modificirt worden, und wenn in den frühern Zeiten nicht wenig von der catholischen Ansicht in der öffentlichen Meinung der Protestanten fortdauerte, so hat dagegen in den spätern Zeiten die protestantische Ansicht bei vielen Catholiken Eingang gefunden. Im vorigen Jahrhundert traten erst in Frankreich, dann auch in Deutschland viele Feinde des geistlichen Standes auf, welche die großen Verdienste, die er sich durch Beförderung der Volksbildung und Pflege der Wissenschaften erworben hat, verkannten, ihn mit dem ungerechtesten Tadel überhäuften und ihm alle seine Rechte und Vortheile entzogen wissen wollten. Auch ist der geistliche Stand in den neuern Zeiten von mehrern Regierungen sehr ungerecht behandelt worden. Die öffentliche Meinung indeß hat sich schon wieder zu seinem Vortheile geändert, man erkennt seine Nutzbarkeit wieder an, läßt ausgezeichneten Geistlichen Gerechtigkeit wiederfahren, und darf daher erwarten, daß die Regierungen die Rechte und Einkünfte der Geistlichen nicht noch mehr, als bereits schon geschehen ist, beschränken werden, damit das Verdienst auch in diesem Stande Auszeichnung und Belohnung finde und der Geistliche den äußern Anstand behaupten könne, den sein Verhältniß fodert. N.

Geiz ist eine Ausartung des Selbsterhaltungstriebes, vermöge deren man das Mittel zur Befriedigung dieses Triebes mit dem Zwecke verwechselt, und daher am bloßen Besitze des Mittels ein so großes Vergnügen findet, daß man nicht nur Andern, sondern auch sich selbst den davon zu machenden Gebrauch oder Genuß versagt. Da das Geld in cultivirten Staaten das vornehmste Mittel zur Befriedigung des Selbsterhaltungstriebes und auch andrer mit ihm verwandten Triebe ist, wiefern wir uns dadurch Nahrung, Kleidung, Wohnung, und sogar Freunde, Ehre, Macht u. dgl. erwerben können, so ist auch das Geld der vorzüglichste Gegenstand, nach welchem der Geizige strebt. Doch wird das Wort Geiz auch auf andre Arten des übermäßigen Strebens bezogen, besonders auf das übermäßige Streben nach Ehre. Daher unterscheidet man den Ehrgeiz vom Geldgeiz. Wird aber das Wort Geiz schlechtweg gebraucht, so versteht man darunter gewöhnlich die oben bezeichnete Ausartung des Selbsterhaltungstriebes. In dieser Bedeutung wird auch der Geiz eine Wurzel alles Übels genannt; denn er macht den Menschen ungerecht und lieblos sowohl gegen andre als gegen sich selbst. Wegen der theils niedrigen, theils ungereimten Mittel, die der Geizige zur Befriedigung seiner Leidenschaft braucht, wird er in den Augen Andrer auch verächtlich und lächerlich. Die trefflichste Schilderung dieser häßlichen Leidenschaft hat Moliere in seinem Lustspiel L'Avare gegeben. D.

Geiz ist eine Benennung verschiedener Pflanzenauswüchse, sprossender Keime und Seitensprossen, z. B. an den Tabakspflanzen. Geizen, den Geiz an den Pflanzen und Gewächsen, z. B. am Weine abbrechen, welches in Obersachsen um Johannis zu geschehen pflegt.

Gekuppelte Säulen nennt man diejenigen, deren Capitäle und Schaftgesimse sich berühren. Bei den Griechen kommen sie nicht vor, sondern erst unter dem Antoninus Pius wurde die gekuppelte Säulenstellung eingeführt, um dadurch dem Gebäude das Ansehen eines größeren Reichthums zu geben. Es kann Fälle geben, wo diese nahe Säulenstellung durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt wird;

wenn nämlich die Last für eine Säule zu groß seyn würde und die Verhältnisse es nicht erlauben, ihr eine dazu hinreichende Dicke zu geben. Ein geschickter Baumeister weiß indeß diese Fälle zu vermeiden.

Gelbes Fieber, s. Fieber.

Gelbsucht, eine Krankheit, deren hervorstechendes Symptom ist, daß die Haut des damit Befallenen am ganzen Körper gelb wird. Der Sitz der Krankheit ist in der Region der Verdauung, und zwar in der Leber selbst, oder in den ihr benachbarten Theilen, der Gallenblase, dem Ausführungscanal der Galle ꝛc. Die ersten Äußerungen der Krankheit sind ein gewisses unbehagliches Gefühl in der Herzgrube und nach der rechten Seite zu; dann Mangel an Appetit, Drücken nach dem Essen u. a. m. Allmählig färbt sich die Haut gelb, und zwar zuerst an ihrem zartesten durchsichtigsten Theile, im Auge, daher das Weiße in demselben gelb erscheint. Von da pflanzt sich diese Färbung über den ganzen Körper fort, so daß dieser, wenn die Krankheit im hohen Grade Statt findet, schmutzig gelb erscheint. Zugleich stellt sich gewöhnlich ein heftiges Jucken in der Haut über den ganzen Körper ein. Dauert die Krankheit lange, so fällt die Farbe der Haut immer mehr ins Dunkle, und die Krankheit wird alsdann die Schwarzgelbsucht genannt. In dem Verlaufe dieser Krankheit wird die Verdauung gestört. Die nächste Ursache der Gelbsucht ist eine Umkehrung der Thätigkeit des Lebersystems, indem die abgesonderte Galle, anstatt aus der Leber und Gallenblase durch den gemeinschaftlichen Gallengang in den Zwölffingerdarm sich zu ergießen, um ihrer Bestimmung gemäß zur Verdauung zu dienen, durch die einsaugenden Gefäße in die Speisesaftröhre, und von da in das Blut übergeht. Hieraus lassen sich die Zufälle von Mangel an Galle und den davon abhängenden Beschwerden der Verdauung, so wie das Daseyn des fremdartigen Gallstoffes im Blute, und die davon entstehenden Erscheinungen in der Haut leicht erklären. Die entfernten Ursachen dieser Krankheit sind sehr mannichfaltig, z. B. krankhafte Erhöhung der einsaugenden Gefäße der Leber und Gallenblase, zu häufige Absonderung der Galle, Verstopfung der Lebergänge oder des gemeinschaftlichen Gallenganges durch Gallensteine u. s. w. Unter die vorzüglichsten Gelegenheitsursachen gehört bekanntlich heftiger Ärger und Zorn, welche Affecten besonders auf die Leber wirken. Bei den neugebornen Kindern ist die Gelbsucht eine ziemlich gewöhnliche Krankheit, welche jedoch auf keinen bedeutenden Unordnungen im Organismus beruhen kann, da sie meistens leicht und bald wieder verschwindet, ohne besonderer Arzneimittel zu bedürfen. H.

Geld, allgemeiner Werth- und Vermögensmesser, ist der Maßstab, nach welchem die Abstufungen des Werths der Güter und des Preises derselben verglichen werden. Nur Dinge vom allergeringsten Werthe können zum Geld gewählt werden, weil der Maßstab die allergeringsten Vermögenstheile zu messen und zu vergleichen im Stande seyn muß, durch die Vervielfältigung (Multiplication) dieses geringsten Werths aber muß derselbe fähig werden, jeden, auch den größtmöglichen Werth auszudrücken und zu bezeichnen. Zum Geld können eben sowohl unkörperliche Gegenstände, bloße Begriffe, als körperliche Gegenstände, sinnliche Dinge, gewählt werden; im erstern Falle heißt der Werthmesser Ideal-Geld, im letztern Real-Geld.

In allen Ländern, wo ein allgemeiner Werthmesser eingeführt ist, kann nur ein einziger Gegenstand den Dienst der Werthmessung verrichten, es kann daher überall nur eine einzige Gattung von Geld Statt finden; denn sollten mehrere verschiedenartige Gegenstände neben einander als Maßstäbe des Werths gebraucht werden können, so wäre durchaus nothwendig, daß das gegenseitige Verhältniß ihrer Werthe stets unwandelbar und unverrückt bliebe, eine Bedingung, deren Daseyn nicht wohl denkbar ist. Wo also Ideal-Geld im Gebrauch ist, kann nicht zugleich Real-Geld Statt finden und umgekehrt kann nirgends ein bloßer Begriff zum Vermögensmesser dienen, wo mittelst sinnlicher Gegenstände die Werthe gemessen und gegen einander verglichen werden. Eben so kann da, wo ein bestimmter sinnlicher Gegenstand als Real-Geld gebraucht wird, nicht zugleich ein anderer sinnlicher Gegenstand neben jenem den Dienst des Werthmessers verrichten. Zwar hat man häufig da, wo Metall zum Vermögensmesser gewählt worden, versucht, zwei verschiedene Gattungen desselben, Gold und Silber, neben einander als Maßstab zu gebrauchen, aber überall mußte dieser Versuch mißlingen, weil stets das Verhältniß zwischen dem verglichenen Werthe des Goldes und dem des Silbers schwankend war, und es der Natur der Sache nach nicht anders seyn konnte. Überall, wo wir die Werthe der Dinge bald nach Gold und bald wieder nach Silber schätzen sehen, erscheint bei näherer Prüfung immer nur die eine dieser Gattungen von edlem Metall als wirklicher Maßstab, die andere hingegen bloß als Waare, deren Werth bereits nach jenem Maßstabe ist gemessen worden, weil aber der Vermögensmesser nothwendig von dem geringsten Vermögenstheile beginnen muß, so ist Silber bei seinem geringern verglichenen Werthe in der Regel der Maßstab und Gold die Waare. Wird also z. B. der Werth einer gewissen Waare abwechselnd bald zu ein Loth Gold und bald wieder zu vierzehn Loth Silber geschätzt, so ist das Silber gewöhnlich der eigentliche Maßstab des Werths, das Gold hingegen nur eine Waare, von der es im Augenblick der Schätzung allgemein anerkannt ist, daß sich ihr Werth zu dem des Silbers wie 14 zu 1 verhalte. Auf gleiche Weise kann statt des Goldes irgend ein anderes Genußmittel neben dem Silber dazu dienen, den Werth einer Waare auszudrücken, wenn nur zur Zeit der Schätzung das Verhältniß keinem Zweifel unterworfen ist, in welchem jenes Genußmittel zum allgemeinen Werthmesser, dem Silber, steht, aber dies allein reicht noch nicht hin, ein solches Genußmittel zum allgemeinen Vermögensmesser, zu Geld, zu erheben. — Der gemeine Sprachgebrauch verwechselt häufig die Begriffe von Geld und Münze mit einander, beide sind aber wesentlich von einander verschieden, denn während das Geld bestimmt ist, die Werthe zu messen, also das Werthverhältniß der Güter unter einander auszudrücken, hat die Münze den Zweck, den verglichenen Werth der in den Tauschverkehr gebrachten Güter auszugleichen und enthält zugleich eine wirkliche Anweisung auf den Besitz solcher Güter. Die Völker älterer und neuerer Zeit haben die großen Vortheile erkannt, welche daraus hervorgehen, wenn ein und derselbe sinnliche Stoff zum Geld und zur Münze gewählt wird, daher sehen wir fast überall die edlen Metalle zugleich den Dienst von Werthmesser und von Werthausgleichungsmittel verrichten, aber eben diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß man so lange Zeit hindurch die so sehr verschiedenen Begriffe von Geld und Münze mit einan-

der verwechselt und vermischt hat, wodurch über diese ganze wichtige Lehre Verwirrung und Dunkelheit verbreitet worden; erst den Schriftstellern der neuesten Zeit verdankt man es, den wichtigen Unterschied ins gehörige Licht gestellt zu haben. (S. Münze.) — Je nachdem aber das Geld bestimmt ist, den Werth der beim Weltverkehr oder den Werth der beim Nationalverkehr in den Tausch kommenden Waaren zu messen, heißt dasselbe entweder Weltgeld oder Nationalgeld. Die vorzüglichsten Schriften über das Geldwesen sind: Büsch's Abhandlung über den Geldumlauf, 2te Aufl. (Kiel und Hamburg 1800.) — Adam Müllers Versuche einer neuen Theorie des Geldes (Leipz. u. Altenb. bei Brockhaus 1816) und Carl Murhards Theorie des Geldes und der Münze (Leipz. u. Altenb. bei Brockhaus 1817). K. M.

Geldern, eine ansehnliche Provinz der Niederlande, sonst in Ober- und Niedergeldern eingetheilt. Obergeldern, von dem letztern ganz abgesondert, lag zwischen Cleve, Cöln, Lüttich und Brabant. Es wurde in das österreichische, von welchem Röremonde der Hauptort war, in das preußische mit der Hauptstadt Geldern, und das holländische mit der Hauptstadt Venlo, eingetheilt. Niedergeldern, oder Niedergelderland, die erste und größte der vereinigten Provinzen von Holland, hat einen sehr fruchtbaren Boden, auch Waldungen, und faßt die wichtige Festung Nimwegen in sich. Obergeldern kam schon im J. 1801, Niedergeldern aber mit Holland 1810 an Frankreich. Gegenwärtig gehört ganz Geldern zum Königreich der Niederlande.

Geldumlauf, s. Münzumlauf.

Geleckt. Dieses Wort wird in der Mahlerei gebraucht, um einen Fehler zu bezeichnen, der durch einen übertriebenen Fleiß in der Ausarbeitung entspringt, und durch den die dargestellten Gegenstände aller Frischheit und alles Lebens, mithin ihrer ganzen Wirkung beraubt werden.

Gelée ist eine Gattung durchsichtiger Confituren, und eigentlich bloß der Saft von unterschiedlichen Früchten, worin man Zucker zergehen und ihn nachher zu einer ziemlich dicken Consistenz aufsieden und kochen läßt, so daß er, erkaltet, eine Gallerte macht. (S. Gallert.)

Gelée (Claude), bekannter unter dem Namen Claude Lorrain (Claudius von Lothringen). Dieser nie genug gepriesene Landschaftsmahler wurde 1600 in dem lothringischen Schloß de Champagne geboren. Er war von niedriger Herkunft und zeigte in früher Jugend so wenig Talente, daß er in der Schule kaum lesen und schreiben lernte und Gehülfe eines Pastetenbäckers wurde. Im zwölften Jahre seiner Ältern beraubt, kam er nach Freiburg zu seinem Bruder, einem Holzschneider, von welchem er die Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Bald darauf nahm ihn ein Anverwandter mit nach Rom, wo er, ohne Geld und Schutz seinem Schicksal überlassen, von dem vortrefflichen Landschaftsmahler Agostino Tassi als Farbenreiber und Küchenjunge angenommen wurde. Nebenher erhielt er aber doch auch einigen Unterricht in der Mahlerei. Einige Bilder von Gottfried Vals entzückten ihn so, daß er, trotz seiner Armuth, zu diesem Künstler nach Neapel reis'te, um an seinen Mustern zu lernen. Und nun entwickelte er ein so vorzügliches Genie, daß er selbst bald in der Reihe der ersten Landschaftsmahler stand, besonders nachdem er in der Lombardei und in Venedig die muster-

haften Landschaften von Giorgione und Tizian studirt, und sich die Art der Beleuchtung und des Colorits dieser Meister eigen gemacht hatte. Nach einer Reise in sein Vaterland ließ er sich 1627 in Rom nieder, wo er von den Vorzüglichsten geehrt, mit dem Beifall der Kenner gekrönt, und, da seine Werke sehr gesucht wurden, in Wohlstand lebte, bis er im Jahr 1782 am Podagra starb. Die großen Gallerien in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland besitzen von ihm schätzbare Werke. Vier seiner besten befinden sich in der Gallerie zu Cassel, zwei in der dresdener. Von allen aber das vorzüglichste, und worauf er selbst den meisten Werth legte, ist seine Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Clemens XI. machte sich anheischig, es ganz mit Goldstücken zu bedecken; der Künstler aber wollte es durchaus nicht geben, da er es, nach der Natur copirt, als Studium brauchte. Bei einem ungemeinen Reichthum der Erfindung, kraft dessen er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, hatte er ein ernstes tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tages, und die sanften kühlenden Lüfte, die durch die Wipfel hinspielen und in das Gemurmel eines unter dem Schatten sich hinschlängelnden Baches flüsternd einstimmen, täuschend auszudrücken wußte, steht ihm nur Kaspar Dughet zur Seite. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf er darin, daß er einigen dunkel beschatteten Stellen eine thauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die ganz unnachahmlich ist. Unvollkommen waren dagegen seine Figuren, und er wußte dies selbst so gut, daß er zu sagen pflegte, er verkaufe die Landschaften und gebe die Figuren zu. Bei einem großen Theil seiner Bilder sind sie aber von Lauri und Francesco Allegrini. Am liebsten und daher auch am öftersten wählte er angenehme, gränzenlose Aussichten, in deren täuschende Ferne das Auge sich verliert. dd.

Gelehrsamkeit, oder Gelahrtheit, wie man sonst sagte, hat ihren Namen von Lehren, und bezieht sich daher ursprünglich auf alles, was gelehrt, und folglich auch gelernt werden kann. Man nennt aber eigentlich nur denjenigen gelehrt, der einen bedeutenden Theil der menschlichen Erkenntniß oder irgend ein Hauptfach des menschlichen Wissens sich durch ein methodisches Studium zu eigen gemacht hat. Gründlichkeit, Deutlichkeit, Ordnung und Zusammenhang sind daher die charakteristischen Merkmale, welche die gelehrte Erkenntniß von der gemeinen unterscheiden. Die Gelehrsamkeit aber wird entweder subjectiv, als die Eigenschaft eines Gelehrten, oder objectiv, als der Inbegriff aller der Kenntnisse gedacht, die man von demjenigen fodert, der in einem Hauptfache des menschlichen Wissens als Lehrer auftreten will. Hiezu gehört insonderheit die Kenntniß der griechischen und der lateinischen Sprache, welche daher auch vorzugsweise gelehrte Sprachen genannt werden. Denn da die neuern Gelehrten einen großen Theil ihrer Kenntnisse den Gelehrten der Griechen und Römer verdanken, so wird von einem heutigen Gelehrten mit Recht gefodert, daß er aus den Quellen selbst zu schöpfen im Stande sey, und also die Schriften der alten Gelehrten, nicht bloß in Übersetzungen, die oft sehr unzuverlässig sind, sondern in den Originalen selbst lesen und benutzen könne. Es haben übrigens die Gelehrten unter allen gebildeten Völkern stets einen bedeutenden Einfluß auf die Gesellschaft behauptet, welcher Einfluß um so stärker war, wenn, wie bei den Ägyptern und andern orientalischen Völkern, die Priester zugleich den Stand

der Gelehrten bildeten. Diese Verbindung des Priesterthums mit dem Gelehrtenstande war aber den Wissenschaften nicht förderlich, da die Priester gewöhnlich ihre gelehrten Kenntnisse verheimlichten und den Laien (d. i. dem Volke, Laici) nur so viel davon mittheilten, als sie für gut fanden. Daher nennt man die Ungelehrten auch jetzt noch zuweilen Laien. Seitdem aber durch die Griechen, bei denen sich der Gelehrtenstand gänzlich vom Priesterthum trennte, die Gelehrsamkeit ein Gemeingut der Menschheit geworden, hat auch das Studium der Wissenschaften einen humanern und liberalern Charakter angenommen. Durch die Buchdruckerkunst sind die Quellen der Gelehrsamkeit dergestalt vervielfältigt und verbreitet worden, daß es möglich ist, auch ohne mündlichen Unterricht durch bloße Lectüre eine Menge gelehrter Kenntnisse zu erwerben. Einen solchen Gelehrten nennt man mit einem griechischen Worte einen Autodidaktos (s. d. Art.). Streng genommen aber ist kein Gelehrter ein wirklicher Autodidaktos (durch sich selbst gelehrt); denn in den Jahren der Kindheit empfing doch jeder mündlichen Unterricht, und späterhin vertraten Bücher die Stelle der mündlichen Lehrer. D.

Geleit. In den Zeiten der innern Befehdungen Deutschlands konnte der Reisende, besonders der Kaufmann, sich nicht sicher von einem Orte zum andern begeben, er mußte fürchten, von den Raubrittern niedergeworfen und geplündert zu werden. Zu dem Ende ließ er sich geleiten, d. h. von Bewaffneten begleiten, welche dafür, daß er ihrem Herrn ein Geleitsgeld entrichtete, ihn bis zu dem bestimmten Orte gegen jeden Angriff vertheidigen mußten. Ein solches Geleit ist zwar in unsern Tagen in Europa nicht mehr üblich noch nöthig, dennoch läßt sich der Landesherr das Geleitsgeld oder Geleite fortbezahlen, weil er auf andere Weise für die Sicherheit der Straßen sorgt. In einigen Theilen des Orients, namentlich in Arabien, ist diese Vorsicht der dort streifenden Räuber wegen noch gebräuchlich. Zuweilen übernehmen die Räuber selbst das Geleit oder den Schutz gegen ihre eigenen Raubgenossen oder andere Räuberbanden. Ein Geleitsbrief ist die schriftliche Vergünstigung, sicher und an seiner Person ungekränkt, durch ein Gebiet zu reisen, an einem Orte zu erscheinen, oder auf der See unter dem Schutze der Escorte zu stehen. — Sicheres Geleit s. Salvus Conductus.

Gellert (Christian Fürchtegott), wurde den 4ten Juli 1715 zu Haynichen, einem kleinen Städtchen bei Freiberg im Erzgebirge, wo sein Vater zweiter Prediger war, geboren, und erhielt daselbst den ersten Unterricht. Die mittelmäßigen Einkünfte seines Vaters, der dreizehn Kinder zu ernähren hatte, nöthigten ihn, schon in seinem elften Jahre durch Abschreiben für Advocaten sich einigen Erwerb zu verschaffen. Früh äußerte sich seine Neigung zur Dichtkunst. Sein erster Versuch, den er in seinem dreizehnten Jahre machte, war ein Geburtstagsgedicht für seinen Vater. Die baufällige Wohnung desselben wurde durch funfzehn Stützen vor dem Einsturz gesichert; und eben so viel waren damals der Gellertschen Kinder und Kindeskinder. Diese Zufälligkeit brachte er in Verbindung, indem er jedes der letztern als eine Stütze des Vaters und seines Namens aufführte und seinen Glückwunsch abstatten ließ. Da dieser erste Versuch gelobt wurde, folgten demselben bald andere nach. Im J. 1729 kam Gellert auf die Fürstenschule zu Meißen, um sich daselbst für die Universität vorzubereiten. Hier wurde er zwar mit dem todten Buchstaben der griechischen und römischen Schriftsteller, aber nicht mit ihrem

Geiste bekannt gemacht. Glücklicher Weise lernte er jetzt Gärtner und Rabener kennen, und schloß mit ihnen den Bund einer innigen Freundschaft. Die drei Jünglinge spornten einander gegenseitig zum Eifer in den Wissenschaften und zur Berichtigung ihres Geschmacks an. Im J. 1734 bezog er die Universität zu Leipzig, um Theologie zu studiren, kehrte nach vier Jahren zu seinem Vater zurück und wagte sich auf die Kanzel. Gewiß würde er unter den geistlichen Rednern Deutschlands sich durch Leichtigkeit und Popularität ausgezeichnet haben, hätte er weniger Ängstlichkeit, eine bessere Gesundheit, eine stärkere Brust und ein getreueres Gedächtniß gehabt. Im J. 1739 übernahm er die Aufsicht und Erziehung zweier jungen Edelleute nicht weit von Dresden. Nachher unterrichtete er ein Jahr lang den Sohn seiner Schwester, bereitete ihn auf die Universität vor, und begleitete ihn im J. 1741 nach Leipzig. Hier beschäftigte er sich mit dem Unterricht junger Leute, vorzüglich aber mit der Erweiterung seiner eigenen Kenntnisse. Der Umgang mit Gärtner und den übrigen Verfassern der bremischen Beiträge, an welche er sich anschloß, gab seinem Geschmack die bessere Richtung. Gottsched, dessen Vorlesungen er gehört, und an dessen Bayleschen Wörterbuch er mitgearbeitet, sank sehr bald in seiner Meinung. Er war ungefähr ein Jahr in Leipzig gewesen, als J. J. Schwabe 1742 die Belustigungen des Verstandes und Witzes herauszugeben anfing, wozu er Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte und ein Schäferspiel, das Band, wie auch verschiedene prosaische Abhandlungen lieferte. Nachher zog er sich davon zurück, und gab mit seinen Freunden die bremischen Beiträge heraus. Der leichte, natürliche Ton des jungen Dichters gefiel, und seine Fabeln und Erzählungen wurden immer begieriger gelesen. Gellert widmete sich daher dieser Dichtungsart vor allen andern. Weil er aber zu Ämtern, die mit anhaltenden Berufsarbeiten verbunden sind, keine zuverlässige Gesundheit zu haben glaubte, faßte er den Entschluß, sich dem Unterricht der akademischen Jugend zu widmen, ward zu dem Ende 1744 Magister, und vertheidigte 1745 seine Abhandlung de poesi apologorum eorumque scriptoribus. Die Faßlichkeit und Anwendbarkeit seines Unterrichts erwarben ihm den ausgebreitetsten Beifall. Batteux Einleitung in die schönen Wissenschaften, Ernesti's Rhetorik, Stockhausens Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften, in der Folge seine eigene Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen und die Moral waren die Gegenstände seiner Vorlesungen, in denen er auch oft Ausarbeitungen seiner Zuhörer beurtheilte. Aber auch durch Schriften wollte er nützen. Er arbeitete neue Fabeln und Erzählungen aus, suchte darauf sein Talent auch zur Verbesserung des Theaters anzuwenden, und verfaßte zu diesem Ende seine Lust- und Schäferspiele. Ferner schrieb er, um zu versuchen, ob er nicht dem Roman mehr Ernst, Würde und Nützlichkeit geben könne, seine schwedische Gräfin. Seinen Landsleuten das Beispiel einer freien und ungezwungenen Schreibart in Briefen aufzustellen, gab er eine Sammlung Briefe nebst einer Abhandlung vom guten Geschmack in Briefen heraus. Darauf ließ er seine Lehrgedichte, geistliche Oden und Lieder, und eine Sammlung vermischter Schriften in Versen und Prosa folgen. Er litt inzwischen sehr an der Hypochondrie. Zwölf Jahre hatte Gellert mit Beifall in Leipzig gelehrt, ohne sich um ein öffentliches Amt beworben zu haben. Der Hof aber, aufmerksam auf seine Verdienste, verlangte, daß er um eine außerordentliche Profes-

sur der Philosophie anhalten möchte. Gellert folgte darin dem Rathe seiner Freunde, und erhielt dies Amt 1751 mit einem Gehalte von 100 Thalern. Er trat es mit einem Programm de comoedia commovente und einer Rede von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf das Herz und die Sitten an, und las nun auch öffentlich über die Dichtkunst und Beredsamkeit. Seine Vorträge wurden so zahlreich besucht, daß er sie in den öffentlichen Hörsälen der Universität halten mußte. Zuhörer aus allen Ständen strömten ihm zu. Unbegränzt war die Achtung, in der er überall stand, und der Wunsch, seine Zuneigung nicht zu verlieren, hielt manchen Studirenden von Ausschweifungen zurück. Angesehene Personen beeiferten sich, durch ihre Freigebigkeit sein Leben so kummerlos und sorgenfrei als möglich zu machen. Aber während er die Augen des ganzen deutschen Publicums auf sich zog und sein Lob auf allen Zungen war, stieg seine Hypochondrie immer höher. Er entsagte für die Folge der Dichtkunst, da er nicht mehr die Kraft dazu fühlte, und entschloß sich dagegen, besondere Vorlesungen über die Moral auszuarbeiten. Der glückliche Mittelweg, den er zwischen System und Declamation zu treffen wußte, und sein rührender Vortrag erwarben diesen Vorlesungen den größten und ungetheiltesten Beifall. Während des siebenjährigen Kriegs ward Gellert von unzähligen Fremden besucht, welche sich beeiferten, dem Manne ihre Hochachtung zu beweisen, der der Liebling seiner Nation war. Die preußischen Prinzen Carl und Heinrich unterredeten sich öfters mit ihm, nnd letzterer machte ihm durch den General Kalkreuter das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte, und worauf Gellert seit der Zeit alle Tage auszureiten pflegte. Im J. 1760 ließ ihn Friedrich II. zu sich rufen, und der König war mit der Unterredung Gellerts sowohl zufrieden, daß er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Eine ordentliche Professur, die ihm mehreremal angeboten wurde, schlug der bescheidene und genügsame Gellert jedesmal aus. Er bedurfte wenig, und vertraute der göttlichen Vorsehung, die sein Vertrauen auch belohnte. Einer seiner geliebtesten Schüler, der treffliche Graf Moritz von Brühl, gab ihm seit 1762 eine jährliche Pension von 150 Thalern, ohne daß Gellert seinen Wohlthäter entdecken konnte. Häufige Geschenke wurden ihm von ehemaligen Schülern, ja oft von Fremden zugeschickt, als Beweise der Liebe und Dankbarkeit. Nach des Geschichtschreibers Mascov Tode erhielt Gellert dessen Gnadengehalt von 450 Thlrn. Der Churfürst Friedrich Christian ehrte ihn nicht allein durch die höchste Achtung, sondern auch durch ansehnliche Geschenke. Sein Sohn und Nachfolger äußerte gegen ihn eben so wohlwollende Gesinnungen. So hätte Gellert sehr glücklich seyn können, wenn sein Körper weniger gelitten hätte. Allein die Leiden desselben ließen ihn zu keiner anhaltenden Heiterkeit kommen. Das geheime Übel, das ihn täglich verfolgte, wich keinen Bädern und keinen Arzneien. Seine Gesundheit wurde von Zeit zu Zeit immer schwächer, und er war auf die Bitte seiner Freunde beschäftigt, seine Moral durch eine sorgfältige Durchsicht zum Druck vorzubereiten, als ihn im December 1769 eine hartnäckige Verstopfung überfiel, die auch die geschicktesten Ärzte nicht zu besiegen vermochten. Der Churfürst schickte, sobald er von der Gefahr hörte, seinen Leibarzt nach Leipzig; allein nichts war im Stande, die Entzündung im Unterleibe zu hintertreiben. Er starb mit freudigem Vertrauen den 13ten December 1769 in seinem 55sten

Lebensjahre. Gellert war (wie Göthe ihn im 2ten Bande seines Lebens beschreibt) nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager; sanfte, eher traurige Augen, eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts; alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Sein moralischer Charakter war durchaus ohne Flecken. Gesinnungen wahrer Gottseligkeit beseelten ihn; er hatte ein liebreiches, menschenfreundliches, dienstbegieriges Herz gegen alle Menschen. Die größte irdische Glückseligkeit seines Lebens war die Freundschaft. Er liebte das Lob des Kenners und des Rechtschaffenen, aber mit jener jungfräulichen Schamhaftigkeit, die vor einem jeden, auch wahren Lobe der Schönheit erröthet; dabei war Niemand williger, die Gaben und Verdienste Anderer zu erkennen, Niemand geneigter, Andern den Vorzug vor sich selbst zuzugestehn. Als Schriftsteller concentrirte Gellert die Neigung des gesammten Volks auf sich in einem Grade, den nur sehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürresten aller literarischen Zeiten Deutschlands erschienen, gewannen durch freundliche Gutmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz die Liebe des Volks; und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet: eine gewisse Breite, Schwatzhaftigkeit und Verwässerung derselben mag daher um so eher entschuldigt werden. Seine geistlichen Gedichte bemächtigten sich des Herzens der Nation und es gelang ihm, einige Ahnungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er erreichte zwar nicht die Tiefe eines Flemming und Gerhard, aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte vortheilhaft aus. Dennoch scheint es, als habe er das meiste Talent für die Gattung der kleinern fröhlichen Erzählungen gehabt, wobei es ihm zu Statten kommt, daß hiebei eine gewisse Schwatzhaftigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, witzig ist. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe machen sich stets so zierlich und gutmüthi, daß er wohl nie eine Frau im Ernst erzürnt hat. Für den Roman hatte Gellert kein Talent, davon hat er in seiner schwedischen Gräfin den klarsten Beweis gegeben. Erfreulicher und wichtiger, wiewohl auch mißlungen, sind seine Schauspiele. Sie mögen in ihrer zierlichen Weitschweifigkeit und ehrbaren Langweiligkeit als ein merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der Deutschen bestehen. Auch seine Briefe sind für die Zeit, in der sie geschrieben wurden, alles Lobes und Beifalls würdig, wenn sie auch von den bösen Fehlern eben jener Zeit nicht ganz frei sind. — Die neueste Ausgabe sämmtlicher Werke erschien Leipzig 1784 in 10 Bdn. 8. M.

Gellius (Aulus), nach Andern Agellius, ein berühmter römischer Schriftsteller, welcher unter Hadrian und den Antoninen lebte, die Redekunst zu Rom studirte, dann nach Athen ging, hier Philosophie studirte, und in der Folge die Würde eines Centumvir erhielt. Wegen seiner mannichfaltigen Kenntnisse und seiner gebildeten richtigen Schreibart stand er in großem Ansehn. Auf uns ist nichts als seine attischen Nächte (Noctes Atticae) gekommen, welche sehr interessante, besonders für den Sprachforscher, Philologen nnd Kritiker wichtige, zerstreute Bemerkungen, die er während seines Aufenthalts zu Athen aus den besten griechischen und lateinischen Schriftstellern in den Winternächten gesammelt hatte, enthalten. Von den Ausgaben nennen wir folgen-

de: Paris, 1585, 8., mit trefflichen kritischen Anmerkungen von Henricus Stephanus; Paris, 1681, 4. in usum Delphini; Amsterdam 1651, 12., bei Elzevier; Leyden 1666, cum notis Var.; Leyden, 1706, 4. von Gronov; Leipzig, 1762, 2 Bände, 8., von Conrad.

Gelon, der Sohn des Dinomenes, einer der berühmtesten unter den syrakusischen Tyrannen (Selbstherrschern). Nachdem er sich der Oberherrschaft um das Jahr 500 vor Chr. ohne Schwierigkeit bemächtigt hatte, wandte er alle Sorgfalt auf die Erhebung des neuen Staats. Er vergrößerte die Stadt und vermehrte die Zahl ihrer Einwohner. Als Griechenland von Xerxes mit Krieg bedroht wurde, schickten Athen und Lacedämon Gesandte an ihn, um ein Bündniß mit ihm gegen den Perserkönig zu schließen. Gelon erbot sich, 200 Galeeren, 20,000 Schwerbewaffnete, 4000 Reiter, 2000 Schützen und eben so viel Schleuderer zu stellen und mit Mundvorrath während des Krieges zu versehen, wenn man ihm den Oberbefehl zu Wasser und zu Lande überlassen wollte. Diese Bedingungen verwarfen die spartanischen Gesandten, worauf Gelon die Hälfte des Commando's verlangte. Aber auch diese Foderung wollten ihm die Athener nicht zugestehen. Gelon versagte ihnen daher die gebetene Hülfe, und schickte dagegen einen gewissen Kadmus nach Delphi, mit dem Befehl, hier den Ausgang der Schlacht abzuwarten, und wenn die Griechen überwunden würden, dem Xerxes in seinem Namen zu huldigen und kostbare Geschenke zu überreichen. Damals wußte er noch nicht, daß Xerxes die Carthager veranlaßt hatte, während er die Griechen in ihrem Vaterlande angriffe, dieselben auch in Sicilien und Italien anzugreifen. Hamilcar erschien zu dem Ende mit einer Flotte von 2000 Kriegs- und 3000 Lastschiffen, worauf sich 300,000 Mann Landtruppen befanden, stieg bei Panormus ans Land und belagerte Himera. Dieser ungeheuern Macht zog Gelon mit 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reitern entgegen. Ein aufgefangener Brief belehrte ihn, daß am folgenden Tage Hamilcar ein feierliches Opfer bringen und zugleich Hülfsvölker ins Lager einlassen wolle. Es gelang Gelon, statt derselben einen Theil seiner Reiterei ins feindliche Lager rücken zu lassen, welche den Hamilcar während des Opfers überfiel, ihn selbst tödtete und die Schiffe in Brand steckte. Zu gleicher Zeit griff Gelon selbst die Carthager an, welche, durch den Tod ihres Feldherrn und den Verlust ihrer Schiffe muthlos gemacht, eine gänzliche Niederlage erlitten. Diese merkwürdige Schlacht geschah an demselben Tage, wo die Griechen bei Marathon siegten, und ist von Pindar verherrlicht worden. Gelon machte unermeßliche Beute und gestand den Carthagern nur unter der Bedingung den Frieden zu, daß sie 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel zur Aufbewahrung der Friedensbedingungen erbauen und die Menschenopfer abschaffen sollten. Noch hatte Gelon nicht den königlichen Titel angenommen; er wünschte, daß er ihm übertragen würde, und berief zu dem Ende eine Volksversammlung, der er unbewaffnet beiwohnte und erklärte, daß er die Oberherrschaft niederlegen wolle. Alles gerieth in Erstaunen und Bewunderung; ein allgemeiner Zuruf nannte ihn den Wohlthäter und Erretter von Syrakus. Mit einhelliger Stimme trug man ihm den Königstitel an, und ließ nicht eher ab, bis er ihn annahm. Eine Statue, die ihn in Bürgerkleidung darstellte, verewigte dieses Ereigniß. Gelon verwaltete die Regierung mit vieler Sanftmuth und Güte, und war bemüht, sein

Volk zu beglücken. Er starb an der Wassersucht im siebenten Jahre seiner Regierung. Ihm folgte sein Bruder Hiero. M.

Geltung ist in der Musik die Dauer der Noten nach dem Verhältnisse der für Tonstücke angenommenen Bewegung. Jedes Zeichen der Töne oder jede Note hat daher außer ihrem Standorte auf dem Notensystem, welcher den Ton selbst bezeichnet, auch eine gewisse bestimmte Figur nöthig, wodurch ihre Geltung oder Dauer angezeigt wird. Statt der ehemaligen Geltung der Noten und ihrer Eintheilung in maxima, longa, brevis u. s. w. sind für das heutige System eingeführt, ganze Schläge, halbe Schläge, Viertel, Achtel u. s. w., deren geringere Theile sich gegen die größern in Beziehung auf Zeit so verhalten, wie die kleinern Theile eines getrennten Körpers zu den größern in Rücksicht auf Umfang oder Gewicht. Die Pausen haben mit den Noten in Beziehung auf Dauer der Zeit einerlei Geltung, nur mit dem Unterschied, daß hinzugesetzte Punkte ihre Dauer verlängern, ohne eine Veränderung in ihrer Benennung zu veranlassen.

Gelübde, ist eine Zusage, durch welche man sich zu einem willkürlichen, von Gott nicht gefoderten, Verhalten in der Erwartung verbindlich macht, daß dasselbe Gott angenehm sey. Manche Gelübde beziehen sich auf einen einzelnen Fall, wie wenn z. B. ein Fürst im Mittelalter einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu unternehmen gelobte, andere auf eine das ganze Leben hindurch zu wiederholende Handlung, wie wenn manche z. B. sich verbindlich machten, an einem bestimmten Tage der Woche zu fasten oder an einem bestimmten Tage im Jahre eine Summe unter die Armen auszutheilen. Die meisten Gelübde sind unter der Bedingung, daß man aus einer Gefahr gerettet werde oder eine Wohlthat von Gott empfange, geleistet worden; zuweilen aber waren sie auch die Wirkung frommer Dankbarkeit und Liebe. Nur wer auf der einen Seite unvollkommene Religionsbegriffe hegt, indem er Gott als ein menschenähnliches Wesen sich vorstellt, welches er durch angenehme Dienste erfreuen und zu der Erfüllung seiner Wünsche bewegen könne, auf der andern Seite aber von frommer Gesinnung und lebendigem Glauben an Gottes Regierung durchdrungen ist, wird Gelübde leisten. Dem aufgeklärten Gottesverehrer aber wird es nicht in den Sinn kommen, ein Gelübde zu thun, weil er weiß, daß er zu allem, was wirklich gut ist, auch ohne ein besonderes Gelübde verbunden sey, und daß Gott nicht durch willkürliche Dienste, sondern durch einen tugendhaften Lebenswandel verehrt werde, und weil er einsieht, daß es thöricht sey, bei der Wichtigkeit und Menge der gewöhnlichen Obliegenheiten, sich neue und unendliche Lasten aufzubürden. Jesus Christus und die Apostel haben die Gelübde weder durch Lehre, noch durch ihr Beispiel empfohlen. Bei den unwürdigen Vorstellungen, welche die heidnischen Völker von den Göttern hegten, kann es nicht befremden, daß oft die thörichtsten Gelübde geleistet wurden, daß man den Göttern sogar Menschenopfer verhieß, wenn sie den Sieg verleihen, oder die drohende Gefahr abwenden würden. In der christlichen Welt sind die Klostergelübde (s. d. Art.) die merkwürdigsten. N.

Gemählde ist 1. ein Werk der Mahlerei, d. h. der Kunst, welche sichtbare Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Formen und Farben auf einer Fläche darstellt. Form, Rundung, Beleuchtung, Haltung, Helldunkel müssen zu ihren Darstellungen angewendet werden,

sind aber der Mahlerei nicht eigenthümlich, weil auch die Zeichenkunst die Gegenstände auf diese Weise darstellt. Die Zeichnung ist daher die Basis der Mahlerei; werden aber alle jene Gegenstände durch Farben ausgedrückt, so wird die Zeichnung zum Gemählde. Die Farbengebung ist demnach ganz eigentlich das, was ein Gemählde zum Gemählde macht. Macht sie aber gleich das Gemählde, so wird dieses doch durch sie allein nicht zum Werke schöner Kunst. Die Mahlerei erfodert als schöne bildende Kunst Ausdruck ästhetischer Ideen durch Bilder, und darum hat man bei der Schätzung eines Gemähldes auf Composition, Zeichnung und Ausdruck nicht weniger als auf die Farbengebung zu achten. Nur durch Beobachtung aller dieser Punkte wird das Gemählde zum Bilde, welches stets zweierlei Eigenschaften haben muß, artistische und ästhetische. Durch die artistischen werden die Wirklichkeitsfoderungen für den äußern Sinn, durch die ästhetischen wird der Schönheitssinn befriedigt. Der Künstler hat alles gethan, wenn seine Darstellung anschaulich, rein objectiv, also wahr, in ihrem Wesentlichen treu und in ihren Verhältnissen richtig ist: der ästhetische Künstler soll zwar dies alles auch, weil ohne dies seine Darstellung ein Unding seyn würde; allein er soll auch über dieses alles uns eine Totalanschauung verschaffen, durch welche allein seine Darstellung als ein in sich beschlossenes Ganzes erscheint, welches in dieser Ganzheit dem Sinne faßlich und angenehm ist, und das Gemüth durch Bedeutsamkeit anspricht. Zu den Bedingungen der Wahrheit gehört Richtigkeit der Perspective, zu den Bedingungen der Schönheit das Gruppiren und der Contrast, in Figuren, Gruppen und Colorit, aber freilich nur ein solcher Contrast, der Einförmigkeit und Einerleiheit verhütet, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun. So viel wird hier hinreichen über das Gemählde; das Weitere ist in den angegebenen Artikeln enthalten. 2. In der Poesie nennt man ein Bild die Zusammenfassung anschaulicher Merkmale eines Gegenstandes, nach Erfoderniß der jedesmaligen, durch den Zweck der Darstellung nöthigen Charakteristik; ein ausgeführtes Bild dieser Art nennt man ein poetisches Gemählde. 3. In der Musik nennt man ein musikalisches Gemählde eine solche einzelne Stelle oder ganze Stücke, wo der Tonkünstler Töne und Bewegungen aus der leblosen Natur, z. B. Donner, Sturm, Brausen des Meeres, Säuseln des Windes u. dergl. nachzuahmen gesucht hat. dd.

Gemappe (Jemappe), Dorf im ehemaligen Hennegau, jetzt zum Königreiche der Niederlande gehörend, berühmt durch die dabei gelieferte Schlacht, zu deren Erinnerung unter französischer Herrschaft das ganze Departement Gemappe benannt ward. Jene Schlacht ward am 6ten November 1792 von den Franzosen unter Dumourier (52,000) gegen die von dem Herzog von Sachsen-Teschen commandirten Österreicher, (21,000 Mann), gewonnen; die Eroberung der Niederlande durch die Franzosen war Folge davon. Nach der Vertreibung der Feinde aus der Champagne ging das Corps des General Valence, der größte Theil der Armee von Dumourier, und dieser General selbst nach den Niederlanden, wo er als Oberbefehlshaber aller dort versammelten Armeen am 28. November von Valenciennes aus die Offensivoperationen begann, und mit dem Centrum von 52,000 Mann gegen das österreichische Hauptcorps verging, das nach mehrern Detachirungen nach Tournay, (8000 Mann), und Bury, (5000 Mann), nur noch 21,000 Mann stark war. Nach mehrern für die Österrei-

cher ungünstigen Gefechten langte Dumouriers Armee am 5. November vor der verschanzten Stellung des Feindes bei Gemappe an, die sich von diesem Dorfe nach Cuesmes zog, und den äußersten linken Flügel bei der Vorstadt (von Mons) Barlaimont hatte. Die Truppen waren in den mehrfachen Linien vertheilt, die Cavallerie stand auf dem für sie günstigen Terrain bei Cuesmes, das Dorf Quareignon — als Außenwerk zu betrachten — blieb besetzt. Die französische Armee stand in der mit sanften Wellungen vermischten Ebene von Wames bis Siply und formirte sich hier am Morgen des 6. zum Angriffe. Der linke Flügel (Ferrard) griff Quareignon an, das Centrum und der rechte Flügel (Dumourier und Beurnonville) unterstützten den Angriff durch eine lebhafte Canonade des rechten Flügels der feindlichen Stellung, der General Harville endlich beschoß von den Höhen bei Siply den linken Flügel des Feindes, sollte sich der Höhe von Berlaimont bemächtigen, dann Mons umgehen, den Berg Pallizel und die Höhen von Nimy besetzen, und so den Österreichern den Rückzug abschneiden. Quareignon wurde nach einem hartnäckigen Gefecht um 10 Uhr genommen, um 1 Uhr begann der Hauptangriff auf der ganzen Linie; Gemappe wird erobert, das Centrum in Bataillons-Colonnen formirt, dringt rasch gegen die Mitte der Hauptstellung, einige Bataillons sind schon im Besitz des waldigen Abhangs vor derselben, sie werden aber herausgeworfen, und ein fürchterliches Feuer bringt die nachrückenden Massen in Verwirrung, schon weicht eine Brigade des zweiten Treffens in Unordnung zurück, da sprengt Dumouriers Kammerdiener Baptiste hinzu, weis't mit einigen Escadrons die feindliche Cavallerie, die zur Vernichtung der ungeordneten Masse herbeieilt, zurück, und dringt an der Spitze der schnell wieder Gesammelten in das Gehölz ein; gleichzeitig stellt der Herzog von Chartres etwas weiter links die Ordnung her, formirt die Flüchtigen in eine Masse, die er Bataillon von Gemappe nennt, und führt sie aufs neue gegen die verschanzten Höhen. Diese werden dann nach einem fürchterlichen Gefecht genommen, und dadurch um so mehr das Schicksal des Tages entschieden, als Beurnonville fast in demselben Augenblick, nachdem er mehrere Flankenangriffe der österreichischen Cavallerie abgewiesen, die Verschanzungen des linken Flügels bei Cuesmes erobert. Die Österreicher zogen sich nach Mons zurück; diese Bewegung ward durch das Artilleriefeuer von den Höhen bei Cuesmes und mehrern glänzenden Chargen der französischen Cavallerie sehr erschwert, unmöglich wäre sie geworden, wenn Harville den ihm ertheilten Befehlen genügt hätte; die Österreicher verloren in diesem für sie sehr ehrenvollen Kampfe 8 Canonen und ungefähr 5000 Todte, Blessirte, Gefangene. Dumourier gibt seinen Verlust wohl zu gering auf 2000 Mann an; Mons ward am folgenden Tage, und Brüssel nach einem Avantgardengefecht bei Anderlecht am 14. Nov. besetzt, — Mecheln, Lüttich, Aachen wurden bald von der siegenden Armee überschwemmt, die ihre Winterquartiere an der Roer u. s. w. nahm.

Gemarke, s. Barmen.

Gemein, wird im Leben, der Wissenschaft und Kunst dem Edlen, dem, was feinere Sitten zeigt, entgegengesetzt. Das Gemeine hat kein anderes Interesse, als Befriedigung der Sinnlichkeit, der Naturbedürfnisse, das Edle opfert diese dem Sittlichen auf, und zwar auf eine Weise, die dem Gemüth des Beobachters wohl thut, weil diese Aufopferungen anspruchlos und bescheiden geschehen, ohne

auf Wiedervergeltung, Dank und Ruhm zu rechnen. In dem Edlen ist demnach jederzeit etwas Großes, der imponirende Eindruck des Großen aber ist gemildert durch Anspruchlosigkeit. Demnach erscheint in ästhetischer Hinsicht das Edle dem Schönen, das Große dem Erhabenen näher verwandt. Daher auch die verschiedene Wirkung beider. Wenn das Große Ehrfurcht einflößt durch seine überlegene Stärke, die wir zugleich ehren und fürchten; so flößt im Gegentheil das Edle Zutrauen ein, eine Hochachtung mit Liebe gemischt; es gefällt. In der schönen Kunst kann man das Edle und das Gemeine auf zweierlei Weise zeigen, entweder schon durch den Stoff oder durch die Behandlung. Es gibt tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind. Künstler, die solche zu Gegenständen ihrer Darstellung wählen, kann man den Mahlern vergleichen, die schon von den Alten Rhyparographen, Kothmahler, genannt wurden, weil sie Gegenstände darstellten, die einer ästhetischen Würde unfähig waren. Wem fällt nicht hiebei aus den Rittergeschichten des vorletzten Jahrzehends all das Fressen, Saufen, Balgen, Dirnenschänden, Fluchen und Schimpfen ein, das man für Ausbrüche kräftiger Natur hielt! Eben diese Producte des ästhetischen Trosses zeigen aber auch, daß mancher edle Stoff nur durch die Behandlung gemein ward. „Ein gemeiner Kopf," sagt Schiller mit Recht, „wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung entehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen wird selbst das Gemeine zu adeln wissen." Ein großer Kopf und ein edler Geist! Nicht ohne Grund hat Schiller beides mit einander verbunden, denn ein großer Kopf, wenn er nicht zugleich auch ein edler Geist ist, kann ebenfalls das Edle zum Gemeinen herabziehn. Wir dürfen ja nur an die Pucelle von Voltaire, an Grecourt und ähnliche erinnern. Durch sie wird ein Unterschied, den man unter dem Gemeinen machen muß, besonders auffallend. Man pflegt nämlich bisweilen in einer poetischen, rednerischen, historischen, philosophischen Darstellung das gemein zu nennen, was nicht zu dem Geiste spricht, weil es geistleer ist, und nichts anders sagt, als was auch der Ungebildetste sagen könnte, und dies so, wie es dieser auch sagen würde, kurz das Alltägliche, das Flache, das Platte. Dieses Gemeine kann sich über die edelsten und erhabensten Gegenstände verbreiten, und es entehrt weder den Gegenstand noch den Darsteller. Dagegen kann der Darsteller seinen Gegenstand entehren, wenn er selbst sich von Seiten des Geistes auch noch so sehr auszeichnet, wofern wir dabei einen Mangel des feineren sittlichen Gefühls wahrnehmen, und einsehen, daß aller Aufwand des Geistes nur gemacht sei, um die Sinnlichkeit zu reizen. Dieses ist das wahre Gemeine. In Hinsicht auf den Geist steht es allerdings höher als jenes; auch lassen sich Fälle denken, wo es nicht als verächtlich erscheint, z. B. in gewissen Arten des Komischen. Wahrhaft verächtlich aber ist das Niedrige, das immer etwas Grobes und Pöbelhaftes bezeichnet, Rohheit des Gefühls, schlechte Sitten, verächtliche Gesinnung. Das Gemeine ist bloß dem Edlen, das Niedrige dem Edlen und Anständigen zugleich entgegengesetzt. Jeden sinnlichen Trieb befriedigen, ist gemein, ihn ohne Wohlstand, Sittlichkeit und Scham befriedigen, niedrig. dd.

Gemeingefühl ist die Empfindung von dem innern Zustand unsers Körpers, der innere Sinn, der, was im Körper selbst vorgeht, dem Bewußtseyn darstellt. Was das Gemeingefühl auffaßt,

ist das Gefühl von Gesundheit und Krankheit, von Ermattung und von Kraft, von Leichtigkeit von Schwere, von Wärme und von Kälte, das Gefühl von Beklemmung, Druck, Spannen, Kitzel, Beißen von Schärfe, Trockenheit u. s. w.; alle die verschiedenen Arten von Schmerzen, Hunger und Durst, die Gefühle der physischen Liebe u. s. w. Aus allem diesem sieht man, daß das Gemeingefühl eben sowohl die Quelle angenehmer Empfindungen als auch großen körperlichen Ungemachs seyn kann. Das Gemeingefühl hat nicht, wie die übrigen Sinne einen eignen bestimmten Sitz, ein besondres Organ, (wie z. B. der Sinn des Sehens das Auge), sondern es ist einer besondern Art von Nerven eigen, welche im ganzen Körper ausgebreitet sind, ihren Ursprung aber nicht, wie die Sinnesnerven im Gehirn, sondern in den Nervengeflechten des Unterleibs, oder dem sogenannten Gangliensystem haben. Die Beschaffenheit dieser Nerven bringt es mit sich, daß die Eindrücke des Gemeingefühls nur dunkel, unbestimmt sind. Eben von dieser Dunkelheit des Eindrucks rührt auch der Name des Gemeingefühls her, um es so von dem eigentlichen Sinne des Gefühls zu unterscheiden. (Vergl. die Artik. Gefühl und Gangliensystem.) ff.

Gemeingeist. Die Theilnahme, welche die Actionärs an der Staatsgesellschaft (die Bürger) nehmen, heißt der Gemeingeist. Er ist nur da vorhanden, wo die Gemeine selbst die Angelegenheiten der Gemeine besorgt, und practisch Hand ans Regieren und Verwalten legt, so wie der Oberpräsident von Vink solches in seiner trefflichen Schrift über die Verwaltung von Großbritannien gezeigt. Nur dadurch, das der Bürger Hand an die Verwaltung legt, lernt er sie kennen, und indem er das Gemeinewesen kennen lernt, lernt er es lieben. In einer Monarchie, in der die Gesetzgebung öffentlich ist, und das Ministerium genöthigt, stets nach Gesetzen zu regieren, ist der Gemeingeist die belebende und erhaltende Kraft des Staats, ohne welche keine Regierung mit einer öffentlichen Gesetzgebung möglich ist. Die Gesellschaft, d. h. alle Actionärs derselben, müssen über ihr Interesse aufgeklärt seyn, und die Minister zu beurtheilen verstehen, und ebenfalls die Kammern; denn sonst fällt das große constitutionelle Hülfsmittel der Krone weg, die Kammer der Gemeinen vor den Gerichtshof der Wahlen zu stellen, sobald diese unverständig wird. S. den Artikel Staatsverfassung. Bg.

Gemeinheit, Gemeinde, bezeichnet bald eine gesellschaftliche Vereinigung mehrerer Personen zu einem gemeinschaftlichen fortdauernden und vom Staate gebilligten Endzwecke, bald das einer solchen Gemeinheit eigenthümlich zustehende Vermögen und die Gemeinheitsgüter. Es gibt verschiedene Arten von Gemeinheiten, z. B. Geistliche, Innungen u. s. w., und also auch verschiedene Arten ihres Vermögens; aber hier ist nur von Land- oder Dorfgemeinden und deren Vermögen die Rede. Als Gesellschaft haben sie alle Rechte und Befugnisse, die aus der Natur und dem Zwecke ihrer Verbindung herfließen. Der Grund ihrer Rechte sind theils die Gesetze und Verleihungen des Landesherrn, theils die besondern Erwerbungstitel. Als moralische Person hat die Gemeinde dieselben activen und passiven Rechte, welche einzelnen Bürgern und Menschen im Staate zukommen, in so fern sie nur möglicher Weise von ihr ausgeübt werden können und die Gesetze keinen Unterschied zwischen einer moralischen Person und einzelnen Menschen gemacht haben. Die Ge-

meindeglieder, als moralische Person, genießen die Rechte der Minderjährigen oder Unmündigen (Pupillen); sie können zu Erben eingesetzt werden, Verträge schließen, daraus klagen und verklagt werden, ja sogar Verbrechen begehen, und daraus verbindlich werden, ferner haben sie das Recht, ein gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen, zu erwerben, und zur Bestreitung ihrer Erhaltungskosten eine Gemeindecasse zu führen, Dorfstatuten und Gemeindeordnungen (Bauernsprachen, Bauernköhren) zu machen und die Überteter zu bestrafen u. s. w. Allein der Begriff eines wirklichen Gemeindegliedes, mit Rücksicht auf den Genuß und die Beschwerden, die Gemeinheitsvortheile und Lasten, ist nicht an allen Orten gleich. In der Regel sind nur diejenigen wahre Gemeindeglieder, welche zum Betriebe des Ackerbaues und der Viehzucht einen Bauerhof, er mag 100 Acker oder einen Acker enthalten, besitzen und bearbeiten. Die Theilnahme an den Gemeindevortheilen und Beschwerden richtet sich alsdann entweder nach der Größe und dem Umfange des Guts, oder nach dem Herkommen. Man kann daher die adelig freien Gutsbesitzer, die Prediger, Schullehrer, Forstbedienten, die bloßen Brinkbesitzer, Anbauer, Häusler, Häuslinge und Miethbewohner nicht als wirkliche Mitglieder der Gemeinde in obiger Rücksicht ansehen, wenn ihnen der Mitgenuß an den Gemeindegütern und Vortheilen, vermöge eines andern Rechtstitels, z. B. Vertrag, Gesetz, rechtliches Herkommen, Verjährung u. s. w., nicht besonders eingeräumt, oder von ihnen erworben worden ist. Aus dem besondern Verbande mit der Gemeinde pflegen indeß die adeligen Gutsbesitzer, besonders wenn ihre Güter ursprünglich aus pflichtigen Höfen zusammengesetzt sind, die Prediger und Schullehrer an den Gemeinheitsvortheilen mit den wahren Gemeindegliedern einen verhältnißmäßigen Antheil zu genießen; die übrigen genannten Einwohner aber nur meistens an der Gemeinweide einen eingeschränkten Mitgenuß zu haben. Hiebei aber beruht fast Alles auf der Verfassung einer jeden einzelnen Gemeinde. Das Vermögen oder Gemeinheitsgut einer Gemeinde ist sehr verschieden und ungleich, und das Eigenthum daran gehört der ganzen Gemeinde als einer moralischen Person oder juristischen Einheit. Die Güter derselben sind in Rücksicht ihrer Bestimmung oder ihres Gebrauchs und des von den Gemeindegliedern daraus zu ziehenden Nutzens zweifacher Art: a) Grundstücke, Holztheile, Obstpflanzungen, Capitalien, Pachtgelder, Zinsen und andere dergleichen Einkünfte, welche das Patrimonium der Gemeinde oder den Schatz derselben ausmachen, woraus alle Bedürfnisse der Gemeinde, als einer moralischen Person, bestritten werden, z. B. Kriegscontributionen u. s. w. b) Gemeine Hut- und Weideplätze, oder Anger und Lehden, Zehnten, Haiden, Moore, Brüche, gemeine Holzungen, Mastungen, Wege, Stege, Brücken, Brunnen, Seen, Teiche, Bäche, Fischerei, Jagd, Mühlen, Schmieden, Back- und Brauhäuser, Bier- und Branntweinschank, Gottesäcker oder Kirchhöfe, Kirchen, Schulen u. s. w., welche insgesammt gemeines Gut oder öffentliche Sachen einer Gemeinheit im engern Sinne genannt werden. Die Verwaltung der Gemeinheitsgüter geschieht nach den darüber vorhandenen gesetzlichen Vorschriften oder dem Herkommen jeder einzelnen Gemeinde, und es muß darüber jährlich nach Ausgabe und Einnahme eine Gemeinderechnung abgelegt werden. Da die sämmtlichen Gemeinheitsgüter die Rechte der Güter von

Unmündigen genießen, so ist auch die Staatsregierung Obervormund über dieselben, und es muß daher dem Staate vorzüglich daran liegen, daß diese Güter zum Besten der Gemeinheit auf die vollkommenste Weise benutzt, erhalten, und keine der Gemeinheit schädlichen Veränderungen damit vorgenommen werden. Die Gemeinheit kann deßwegen ohne obrigkeitliche Beistimmung ihre Güter weder verpfänden noch veräußern, und selbst die Mehrheit der Stimmen der Gemeindeglieder ist hier nicht rechtsgültig.

Gemeinheitstheilung oder Aufhebung der Gemeinheit. Da der gemeinschaftliche Gebrauch von Gemeindegütern mit vielen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verbunden ist, ist man in mehrern Staaten zu ihrer Aufhebung oder Theilung geschritten. Die Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten selbst ist aber von zweifacher Art. Die eine beschäftigt sich allein mit der Theilung und Auseinandersetzung der von mehrern Gemeinden bisher gemeinschaftlich besessenen und genutzten Räume oder Bezirke unter die dabei interessirten Ortschaften, und man nennt sie daher die allgemeine Gemeinheitsaufhebung oder die Generaltheilung. Bei der andern hingegen wird der, einer jeden Gemeinde bei der Generaltheilung zugefallene Antheil, und die ihr schon ausschließlich bisher zugehörte Gemeinheit unter die eingesessenen Gemeindemitglieder nach ihren verschiedenen Theilungsbefugnissen einzeln vertheilt. Diese heißt die Specialtheilung oder besondere Gemeinheitsaufhebung; und in so fern mit derselben die Aufhebung und Theilung der Feld- und Wiesengemeinheit verbunden, und der Acker in Schläge oder Koppeln, wie in Mecklenburg, Holstein u. s. w. gelegt wird, so entsteht daraus diejenige Wirthschaftseinrichtung, welche man die Verkoppelung nennt. Die Generaltheilung muß der Specialtheilung allemal vorangehen, und man kann beide nicht zugleich mit einander vornehmen, weil die Grundsätze, nach welchen jede geschehen muß, verschieden sind. Bei der Regulirung derselben ist es zwar ein unabänderlicher Rechtssatz, daß ein jeder in quali et quanto (Güte und Menge) dasjenige, was er bis zur Theilung gehabt hat, wieder erhalten muß; aber nicht immer ist es möglich, daß ein jeder gerade diejenigen Grundstücke, welche er bisher eigenthümlich oder nach Colonatrechte besessen hat, wieder empfängt. Im letztern Falle kann der Landesherr, vermöge seines landesherrlichen Oberaufsichtsrechts und des allgemeinen Wohls, die bisherigen Besitzer zwingen, andere Grundsätze anzunehmen, wenn sie dadurch völlig entschädigt werden, und mithin weder in quali noch quanto in Hinsicht ihres vorigen Besitzes zu kurz kommen. Entstehen daher vor, während und nach der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten Fragen und Streitigkeiten unter den Theilnehmern über streitiges oder verletztes Recht, so gehört die Beurtheilung und Entscheidung nach der Regel nicht der Ökonomie- oder Theilungsbehörde, sondern es muß jede solche Angelegenheit im ordentlichen Rechtsgange verhandelt und vom competenten Richter als wahre Justizsache entschieden werden. Ist hierüber alles berichtigt, dann erst schreitet die Ökonomie- und Theilungsbehörde zur Theilung selbst, zu der dieselbe das zu theilende Grundstück geometrisch vermessen, eine Karte machen, die Vermessungs- und Bonitirungs-Register ausarbeiten, den Theilungs- und Separationsplan vorlegen und ein Theilungsprotokoll oder einen förmlichen Theilungsreceß entwerfen läßt. Nach vollendeter Theilung wird deren Be-

stätigung vom Landesherrn nachgesucht. Den ganzen Gang dieser wichtigen Verhandlung zu beschreiben, erlaubt der Zweck dieses Werkes nicht; und daher verweisen wir diejenigen, welche ein Theilungsgeschäft auszuführen den Auftrag erhalten sollten, auf Jacobi Beschäftigungen mit Gemeinheitstheilungs-Materien, Hannover 1803, 8. Gemeinheitstheilungsverordnung für das Fürstenthum Lüneburg, mit einer Vorrede v. Hofr. Jacobi, Hannover 1803, und über die Gemeinheitstheilung und zwar von den Grundsätzen, wonach zu theilen u. s. w. von dem Commissär Joh. Friedr. Meyer, 2 Th. Celle 1801, in 4. X.

Gemenge, beim Bergbau, das unter einander gemischte Erz, insbesondere die Mischung mehrerer Erzarten beim Probiren, welches auch gemeine Probe genannt wird.

Gemmen sind einmal überhaupt kostbare Edelsteine, dann aber insbesondre solche Steine, in welche künstliche Figuren eingeschnitten sind. Die Alten (Griechen und Römer) waren in dieser Kunst Meister und ihre Gemmen werden am meisten geschätzt. Die Steine, welche sowohl sie als auch die Neuern am häufigsten dazu wählten, waren Bergcrystall, Jaspis, Calcedon, Carneol, Onyx, Blutstein; dagegen verstanden sie noch nicht, den Diamant, Smaragd und Topas zu bearbeiten. Man sehe das Geschichtliche im Art. Steinschneidekunst; von den vorzüglichsten Gemmensammlungen handelt der Art. Dactyliothek.

Gemmingen (Otto Heinrich Freiherr von), war ehedem churpfälzischer Kämmerer, Hofkammerrath und Mitglied der churpfälzischen deutschen Gesellschaft zu Mannheim, privatisirte seit 1784 zu Wien und lebte seit 1797 zu Würzburg. Er hat sich besonders durch seinen, Diderots Père de famille nachgebildeten, deutschen Hausvater eine nicht unrühmliche Stelle unter den deutschen dramatischen Dichtern erworben. Großmann und Gemmingen machten zu Anfang der achtziger Jahre die ersten bedeutenden Versuche scenischer Darstellungen aus dem Kreise des häuslichen Lebens, und beide fanden eine um so dankbarere Aufnahme, je mehr schon damals der Geschmack an dem Wilden und Ausschweifenden sich merklich verloren hatte, und die Gattung, was eigentlich ihr Glück entschied, um die nämliche Zeit in Iffland einen Dichter erhielt, der gleichsam für sie geboren zu seyn schien. Außerdem haben wir von Gemmingen ein Lustspiel, die Erbschaft betitelt, eine mannheimische Dramaturgie, ein Magazin für Wissenschaften und Literatur, wiener Ephemeriden, eine Wochenschrift unter dem Titel der Weltmann, und verschiedene andere Werke, zum Theil Übersetzungen.

Gemse, die einzige in Deutschland einheimische Antilopengattung. Sie bewohnt die hohen Alpen und beschneiten Felsenklippen in Tyrol, Steiermark, Kärnthen, in der Schweiz, im ehemaligen Dauphiné, die Apenninen in Italien, die Pyrenäen u. s. w. Sie liebt die dünne reine Bergluft und gewöhnlich halten sich zahlreiche Gesellschaften zusammen. Die Alpenkräuter sind ihre Weide. Von den harten Fasern mancher derselben bilden sich in dem Magen der Gemse schwarzbraune, wohlriechende Kugeln von bittrem Geschmack, die man Gemskugeln oder europäischen Bezoar nennt. Die Jagd der Gemse ist ein äußerst beschwerliches Geschäft, indem sie Fels auf und ab und über Felsenspalten hinweg mit unglaublicher Behendigkeit setzt, und die drohende Gefahr mit ihren großen hellen Augen gewöhnlich frühzeitig entdeckt. Bemerkt eine der gesellschaftlich weidenden Gemsen et-

was Gefährliches, so gibt sie durch einen durchdringend pfeifenden Ton ein Warnungszeichen, stampft mit dem Fuße; und im Nu ist die ganze Gesellschaft auf der Flucht. Dennoch wissen die Gemsenjäger sich ihrer zu bemächtigen. Mit einer Flinte und einem Waidsack auf dem Rücken, einem eisenbeschlagenen Stock in der Hand, mit Fußeisen und einem Fernglas versehen, treten sie ihre Reise aufs Gebirge an. Um auch da übernachten zu können, tragen sie eine Pelzjacke und führen die nöthigsten Lebensmittel bei sich. Sorgfältig bemerken sie, ob ihnen der Wind in das Gesicht oder in den Nacken geht, denn im letztern Falle wittern die Gemsen des Jägers Ankunft zu früh. Mit dem Fußeisen bewaffnet, setzt er nun den fliehenden Gemsen über alle Felsen und Eisfelder nach. Jeder Schritt vor- oder rückwärts ist oft mit Lebensgefahr verbunden. Gelingt es ihm endlich, die Thiere in einen engen Bergstrich hineinzutreiben, wo ihnen nur auf seine Person zu der Ausweg noch offen steht, so schießt er unter sie. Wiederholt er dies öfter, so sehn die geängsteten Thiere sich gezwungen, über das Haupt des Jägers wegzusetzen oder ihn durch einen gewagten Sprung in den Abgrund zu stürzen, und nicht selten findet einer, bloß über dem Nachklettern, zwischen schroffen Felsenklippen sein Grab. In Graubünden und Wallis findet man viele solche Waghälse, die mit den tyrolischen und savoyeschen Gemsenjägern immer im Kriege leben. Ein Gemsenfell wird mit 6 — 9 Gulden verkauft, und außerdem erhält man noch etwa 10 — 12 Pfund Talg von einem starken Thiere. Dies ist der ganze Gewinn für eine so große Gefahr.

Gemüth ist die Stimmung und Richtung des Willens der Seele durch ihr Gefühl. Dieses beruht auf dem innern Sinn, oder dem Vermögen der Seele, ihren Zustand als ihren eigenen wahrzunehmen. Wie das körperliche Gefühl (Gemeingefühl und Sinnesanschauung), dem Menschen die Wahrnehmung von seinem Körper als seinem eigenen gibt, so bekommt die Seele durch das innere psychische Gefühl die Überzeugung ihrer psychischen Individualität, die Selbstanschauung ihres innersten Seyns und Lebens. Dieses Seyn und Leben der Seele ist aber höchst individuell und bei jedem Menschen ganz eigenthümlich, ist durch äußere Einwirkungen sowohl, als durch innere Thätigkeit des Geistes selbst bestimmbar, und wird durch beide fortwährend bestimmt. Dabei sind aber im Allgemeinen zwei Verschiedenheiten in dem Zustande der Seele bemerkbar, indem er entweder angenehm oder unangenehm ist; das erste, wenn er in Harmonie mit ihren Zwecken, das andere, wenn er in Zwiespalt mit denselben steht. Die Zwecke der Seele sind aber entweder die höhern, d. h. die ihrem Wesen nach ihr eigenthümlichen, oder die niedern, d. h. die Zwecke des physischen Organismus, oder der Sinnlichkeit, die ihr von demselben aufgedrungen, oder von ihr freiwillig adoptirt werden. Der höchste Zweck der Seele ist Vereinigung mit dem höchsten Gut, oder ewiges Seyn in Gott, d. h. Seligkeit, deren Begriff und Wortabstammung schon anzeigt, daß die Sehnsucht danach in dem Wesen der Seele liegt. Alles was zu deren Erlangung hinführt, sind die höhern Zwecke der Seele, das wahre Gute, dessen Vereinigung das psychische Wohlseyn gründet. Die physischen Zwecke, die der Sinnlichkeit, sind Erhaltung des Organismus, Befriedigung der Foderungen desselben, Beförderung der sinnlichen Functionen, zeitliches Seyn und Vereinigung mit dem irdischen Gut. Alles was zur Erlangung desselben hinführt, bildet die niedern Zwecke und gründet das physische oder sinnliche

Wohlseyn. Die Seele kann die höhern und die niedern Zwecke verfolgen. Die niedern gibt ihr die Sinnlichkeit, die höhern die Vernunft, welche die Ideen (die höhern und reinsten Begriffe), also auch die vom wahren Gute aus ihrem Wesen selbst entwickelt. Je mehr demnach die Vernunft in der Seele thätig ist, desto mehr ordnet sie die niedern Zwecke den höhern unter, desto herrschender wird das Verlangen nach dem Zustande des eigentlichen psychischen Wohlseyns, desto weniger strebt sie nach dem bloß physischen Wohlseyn. Jedesmal aber verlangt die Seele ihren angenehmen Zustand zu erhalten, den unangenehmen Zustand zu verändern. Hieraus entsteht demnach eine Stimmung des Willens überhaupt, (des Begehrungsvermögens) eine Richtung desselben nach der dauernden Vereinigung mit einem Gegenstande, oder von ihm ab, zur Trennung von ihm, Neigung oder Abneigung, Liebe oder Haß, je nachdem der Gegenstand sie in angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzt. — Hiernach einige nähere Bestimmungen des Gemüthes. Die Stärke (Lebhaftigkeit) des Gemüths hängt von dem Grade der Klarheit des Gefühls der psychischen Individualität ab. Das Gemüth ist schwach, wenn das Gefühl des innern Seyns und Lebens der Seele nur dunkel und verworren ist, — stark, wenn dieses Gefühl zu einem höhern Lichte emporsteigt. Unmittelbar mit der Stärke des Gemüthes hängt dessen Kraft zusammen, welche sich in der Bestimmung des Willens zur That äußert. Ein kräftiges Gemüth bestimmt seinen Zustand selbst, und spricht sich in bestimmten Handlungen aus; ein unkräftiges Gemüth läßt sich durch äußere Einwirkungen bestimmen, vermag seine Zwecke durch fortdauernde Richtung des Willens zum Handeln nicht zu verfolgen. Die Art des Gemüthes wird durch die Entwickelungsstufen der Vernunft, also dadurch bestimmt, ob die Seele die Erlangung des psychischen oder des physischen Wohlseyns zum Princip ihrer Handlungen macht. Ein reines Gemüth erwählt und erhält sich bloß die höhern Zwecke zum Ziele seines Strebens; ein unreines hat die Zwecke der rohen Sinnlichkeit zu den seinigen gemacht. Ein unschuldiges Gemüth kennt nur das Wohlseyn von der Erlangung des wahren Guten; ein schuldvolles wird von dem Bewußtseyn beunruhigt, die höhern Zwecke den niedern aufgeopfert zu haben. Ein gutes Gemüth findet Befriedigung seines Verlangens nach Wohlseyn schon in der Wahrnehmung und Beförderung des psychischen Wohlseyns anderer Menschen; ein böses verfolgt die niedern Zwecke, auch wenn das Wohlseyn anderer Menschen dadurch gestört wird. — (Gemüthsbewegung s. den folgenden Art.) Gemüthlich nennt man einen Menschen, der, ohne die Absicht dazu zu haben oder zu verrathen, bloß durch seine eigene Gemüthsäußerung das Gemüth eines andern Menschen in einen angenehmen und behaglichen Zustand versetzt.

Gemüthsbewegungen, (Affecten, s. d.) nennt man gewisse vorübergehende Stimmungen des Gefühlsvermögens, welche, so lange sie herrschend sind, das Gemüth gleichsam aus seinem ruhigen Gleichgewicht (Gemüthsruhe) heben, die Fassung stören, und mithin freie Überlegung und Selbstbestimmung durch Grundsätze unmöglich machen. Sie sind theils angenehme, theils unangenehme, reine oder gemischte. Freude, das angenehme übermannende Gefühl über ein erhaltenes Vergnügen; Traurigkeit, das unangenehme Gefühl über erhaltenes Mißvergnügen; Hoffnung, das angenehme Gefühl über ein zu erhaltendes Vergnügen; Furcht, das unangenehme Gefühl über zu erhaltendes Mißvergnügen; Schrecken, das Gefühl

plötzlich erregter Furcht; Bangigkeit und Angst, die peinlichen Gefühle der Furcht vor eintretendem Übel; Zorn, plötzlich und heftig erregtes unangenehmes Gefühl über erlittenes Unrecht; Scham und Reue, unangenehme niederdrückende Gefühle über begangenes Unrecht, oder ausgeübte Unziemlichkeiten, oder öffentliche Darstellung irgend eines unsrer Mängel. Dies sind die Affecten, welche man reine nennt, weil immer nur ein bestimmtes, angenehmes oder unangenehmes, Gefühl herrschend ist. In andern hingegen sind diese beiderlei Gefühle gemischt. So ist Erwartung eine Mischung von Furcht und Hoffnung, Bestürzung von Freude und Traurigkeit; eben so Mitleid, Besorgniß, Sehnsucht, Wehmuth, wo das Gemüth in eine zarte Bebung gebracht, sich in einer traurigen, und doch durch die Lust an dieser Trauer selbst sanft versüßten Stimmung befindet. Übrigens finden bei mehreren verschiedene Grade Statt, bei der Freude das Entzücken, bei dem Schrecken das Entsetzen, bei der Traurigkeit der Gram, bei dem Zorne die Wuth. Von einigen wird das Herz mithin nur in sanfte Regung gebracht, von andern heftig erschüttert; jene wirken wohlthätig, diese zerstörend auf die Organisation, denn sie erschöpfen durch Übermaß der Erregung die Lebenskraft. Aus dem moralischen Gesichtspunkt betrachtet gilt im Allgemeinen der Grundsatz, daß man seine Affecten beherrschen solle, weil doch immer die Vernunft dadurch ihrer Herrschaft beraubt wird; hauptsächlich gilt dies aber doch von denen, die leicht ins Unmoralische ausarten, z. B. Zorn, Rache u. a. In ästhetischer Hinsicht führen die, so von Kraft und Stärke zeugen, wenigstens einen Schein von Erhabenheit bei sich, und es kann dann wohl auch einen edlen Zorn, eine edle Rache geben, die von Schwäche zeugenden hingegen gehören mehr in die Sphäre des Schönen, z. B. alle sogenannten schmelzenden Affecten, wie Wehmuth, Mitleid, Schmerz, der sich selbst den Trost versagt u. a. m. dd.

Gemüthskrankheiten sind Seelenkrankheiten solcher Art, bei welchen das Gemüth ursprünglich leidet und Ursache von bestimmten Krankheits-Erscheinungen ist. Es fragt sich, ob nicht schon heftige Leidenschaften aller Art, welche die Ruhe und den Frieden des Herzens stören und dadurch die ganze Ökonomie der Seele in Verwirrung bringen, wahre Gemüthskrankheiten seyen, z. B. heftige Liebe, Eifersucht u. a. m. Gewiß aber ist es, daß aus den Leidenschaften nicht selten Zustände entspringen, denen man den Namen der Gemüthskrankheiten nicht absprechen darf. Wir nennen hier nur die zwei vorzüglichsten, die übrigens, wiewohl sie in Ein Gebiet gehörig, dennoch von ganz entgegengesetzter Art sind, Wahnsinn und Melancholie. Die Liebe macht wahnsinnig und melancholisch, nachdem der Charakter und das Temperament des Individuums, und die Umstände beschaffen sind. Auch Stolz und Ehrgeiz können Wahnsinn, anhaltender Kummer, Gram über schweren Verlust und gescheiterte Hoffnungen können Melancholie erzeugen. Der Wahnsinn als Gemüthskrankheit von Exaltation, rückt das Gemüth gleichsam aus sich selbst heraus, in eine fremde, in eine Traumwelt, wo nur die Gegenstände seines Begehrens dem wahnsinnigen Gemüth vorschweben, und wo Sinn, Verstand und Phantasie, in den Diensten des kranken Gemüths, aus ihrer Bahn weichen. Die Wahnsinnige aus Liebe sieht sich überall in Gesellschaft ihres Geliebten, alle ihre Umgebungen stehen in Bezug auf ihn. Ganz anders die Melancholie. Der Me-

lancholische ist wie abgeschnitten von der Welt, und lebt nur in seinem hohlen, leeren Ich, das durch Druck und Kummer eingeengt, nichts mehr wünscht und sucht als den Tod. Tiefe Nacht umschattet seinen Geist, und seine Willenskraft ist erstorben. Und dieser ganzen innern Zerrüttung Quelle ist das kranke Gemüth. Hieraus läßt sich abnehmen, daß Melancholie und Wahnsinn wahre Gemüthskrankheiten sind, und daß es Unrecht ist, sie Geisteskrankheiten zu nennen, weil der Geist oder das Vorstellungsvermögen hier nur mittelbarer Weise angegriffen ist. (Vergl. d. Art. Geisteskrankheiten). ff.

Genealogie, die wissenschaftliche Darstellung von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft der Geschlechter, wird, weil sie einzelne Theile des historischen Studiums wesentlich unterstützt und erleichtert, nicht ohne Grund zu den historischen Hülfswissenschaften gerechnet. Die genealogischen Kenntnisse haben aber eine doppelte Bedeutsamkeit: eine individuelle und eine historische. Jene Kenntnisse sind in individueller oder rechtlicher Beziehung wichtig, sobald gewisse aus der Verwandtschaft abzuleitende Ansprüche geltend gemacht werden sollen: sie erhalten aber auch zugleich historisches Interesse, wenn nach den Verwandtschaftsverhältnissen historisch merkwürdiger Individuen gefragt wird, obgleich der Begriff merkwürdig in dieser Hinsicht immer relativ bleiben muß, theils weil manche an sich unbedeutende Familie nur bisweilen wegen einer einzigen Person aus ihrer Dunkelheit gezogen werden muß, theils weil selbst merkwürdige Individuen oft nur für einzelne Districte, Provinzen und Länder ein historisches Interesse haben. Die wissenschaftliche Darstellung der Genealogie zerfällt in zwei Theile: in den theoretischen, welcher die Lehre von den genealogischen Grundsätzen überhaupt enthält, und in den practischen, welcher die historisch merkwürdigen Geschlechter darstellt. Gewöhnlich wird der Letztere nur auf die fürstlichen Familien eingeschränkt. Der theoretische Theil der Genealogie geht von dem Begriffe eines Geschlechts, einer Familie aus. Personen, die von einem gemeinschaftlichen Vater abstammen, bilden ein Geschlecht. Durch den Begriff des Grades bezeichnet man die Nähe oder Entfernung der Verwandtschaft, worin eine Person zu einer andern steht. Eine Reihe mehrerer, von einem gemeinschaftlichen Ahnherrn abstammender Personen heißt eine Linie. Die Linie ist entweder die gerade (linea recta), oder Seitenlinie (linea obliqua oder collateralis). Die gerade Linie wird eingetheilt in die aufsteigende und absteigende. Bis zum siebenten Gliede werden die Vorfahren (pater, avus, proavus, abavus, atavus, tritavus, protritavus,) und die Nachkommen (filius, nepos, pronepos, abnepos, atnepos, trinepos, protrinepos) mit besondern Namen belegt; die übrigen Ascendenten heißen im Allgemeinen majores (Vorfahren, Ahnen), und die spätern Descendenten im Allgemeinen posteri (Nachkommen). Übrigens bilden bloß die Söhne die männliche Linie; alle übrigen Nachkommen gehören zur weiblichen Linie. Die linea obliqua umschließt die Sittenverwandten, welche nicht von einander, sondern nur von einem gemeinschaftlichen Stammvater abstammen. Sie ist entweder gleich (aequalis), oder ungleich (inaequalis), sobald auf der einen Seite mehr Individuen als auf der andern gezählt werden. Von väterlicher Seite heißen die Seitenverwandten agnati, von mütterlicher Seite cognati. Die Geschwister sind entweder leibliche oder Stiefgeschwister, je nachdem sie entweder theils von

beiden Ältern, theils von einem Individuum der Ältern abstammen, oder nur durch neugestiftete Ehen mit einander verwandt worden sind. Zur Versinnlichung der Abstammung und Verwandtschaft werden genealogische Tafeln entworfen, deren Einrichtung und Umfang von dem vorgesetzten Zwecke abhängt. In den eigentlichen Geschlechts- oder Stammtafeln hebt man gewöhnlich vom ältesten Stammvater an, und stellt alle bekannte Personen männlichen und weiblichen Geschlechts aus einer Familie in absteigender Linie und nach deren Seitenlinien dar. Bei den Ahnentafeln beabsichtigt man die Versinnlichung der Abstammung einer einzelnen Person in aufsteigender Linie, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite. Auf diese Weise werden 4, 8, 16 ꝛc. Ahnen nachgewiesen. (S. Ahnen.) Die Regierungssuccessionstafeln enthalten bloß die Abstammung der Personen, welche nach einander zur Regierung gelangt sind, oder Ansprüche auf dieselbe haben. Mit ihnen stehen die Erbfolgestreitstafeln in Verbindung, welche mehrere Linien einer Familie, oder mehrere Familien neben einander stellen, um aus den Graden der Verwandtschaft das Erbfolgerecht abzuleiten. Die synchronistischen Tafeln werden aus neben einander gestellten Stammtafeln mehrerer Familien gebildet, um Verwandtschaften, Heirathen, Erbverbrüderungen ꝛc. deutlich zu vergegenwärtigen. Die historischen Stammtafeln unterscheiden sich von den eigentlichen Stammtafeln dadurch, daß sie nebst der Abstammung auch noch Biographien der Stammglieder beifügen, so wie bei den Ländervereinigungs- oder Trennungstafeln neben der Fortpflanzung der Stämme auch die Ab- und Zunahme des Länderbestandes oder des Familienvermögens verzeichnet wird. Die gewöhnliche Form der genealogischen Tabellen ist, daß der Stammvater obenan gesetzt und bei jedem der Nachkommen die Abstammung durch Striche angegeben wird; doch hat man auch solche Tabellen in der Gestalt eines Baumes, nach dem Vorbilde des canonischen Rechts, (arbor consanguinitatis,) wo der Stammvater, gleichsam als Wurzel, unten gesetzt wird, eine Form, in welcher sich besonders die ältern Genealogen gefielen. Die Kenntniß der Genealogie ward im ausgehenden Mittelalter wichtiger, als der Adel sich von den übrigen Ständen absonderte, sich gewisse Ämter, Stellen in Stiftern u. s. w. ausschließend vorbehielt, und jeder, der dazu gelangen wollte, eine festgesetzte Anzahl von Ahnen nachweisen mußte. In diesem Zeitalter entstand auch die Sucht, die Stifter der europäischen Regentenhäuser im fernsten Alterthume, oder doch wenigstens in den römischen Familien nachzuweisen, welche erst durch die historische Kritik in ihrer Blöße dargestellt, und vermittelst derselben auch die Genealogie in ihre eigentliche Gränze und auf ein festes historisches Princip zurückgeführt wurde. Die wissenschaftliche Behandlung der Genealogie gewann erst nach der zweckmäßigeren Behandlung der Geschichte überhaupt, und vorzüglich durch Deutsche. Im 17ten Jahrhundert war Andreas Duchesne († 1640) ein Hauptverbesserer der genealogischen Methode, und Rittershusius (Prof. der Rechte zu Altorf († 1670), bemühte sich, Unsinn in der Genealogie zu vermeiden; ihn ergänzte Imhof (1683. 85.) Mehr geschah im 18ten Jahrhundert. Gebhardi gab die älteren Lohmeierschen Stammtafeln (1730) verbessert heraus. Durch Hübners mühevolle genealogische Tabellen (4 Bde. Qfol. 1725—33.) und Sam. Lenzens Erläuterungen dazu (1756, 4.) machte die Wissenschaft bedeutende Fortschritte; doch führ-

ten sie erst Gatterer (Abriß der Geneal. Gött. 1788, 8.), Pütter (Tabb. geneal. Gött. 1768, 4.) und Voigtel (1810) zu einer höhern Vollkommenheit. Q.

General ist der allgemeine Name für die höchste militärische Charge, und theilt sich bei jeder einzelnen Macht in mehrere Stufen, welche bei jeder verschiedene Benennungen führen. Bei den deutschen Armeen war sonst der General immer Chef eines Regiments. Jetzt hat man bei mehrern Armeen das französische System (hie und da mit Abänderungen) angenommen, wo jedes einzelne Regiment von einem Obersten commandirt wird. Es gab während der Republik und des Kaiserthums in Frankreich nur Brigadegenerale (welche zwei Regimenter), Divisionsgenerale (welche eine oder mehrere Brigaden), Generale en Chef (welche einzelne Armeecorps) und Reichsmarschälle (welche die großen Hauptcorps der Armee commandirten); endlich den Majorgeneral, den Oberbefehlshaber der ganzen Armee. Seit der königlichen Regierung sind die alten Benennungen wieder eingeführt, der Brigadegeneral heißt Maréchal de camp, der Divisionsgeneral Lieutenant général u. s. w. Im Allgemeinen von den in Deutschland gewöhnlichen Benennungen hier nur so viel: Generallieutenant ist der nächste nach dem General, und Generalmajor der nächste nach diesem. General en Chef, der Obergeneral, der Oberfeldherr; Generaladjutant, s. Adjutant. Generalstab, Etat major, besteht aus dem Oberbefehlshaber, dem Generallieutenant, Generalmajor, dem Adjutanten, dem Generalquartiermeister, dem Oberwagenmeister, dem Generalgewaltiger und dem Obercommissair mit ihren Unterbedienten; überhaupt versteht man unter Generalstab sämmtliche zum Hauptquartiere gehörige Offiziere. Generalquartiermeister ist derjenige Offizier des Generalstabes, der die Märsche und Bewegungen der Armee anzuordnen hat. Er bildet mit den ihm Untergeordneten den Generalquartiermeisterstab. General, in der Zusammensetzung mit Admiral, Feldmarschall, Feldzeugmeister, Feldwachtmeister: der oberste Admiral, Feldmarschall rc. s. auch Feldmarschall, Feldzeugmeister rc. Generalauditeur, der Oberkriegsrichter. Generalat, das Amt und die Würde eines Generals; auch die Abtheilung einer Armee; desgleichen ein Landesbezirk, dessen Verfassung militärisch ist. Generalissimus, der Oberbefehlshaber der gesammten Kriegsmacht; besonders dann, wenn eine Armee aus Truppen verschiedener Mächte zusammengesetzt ist. General heißt auch der Oberste eines religiösen Ordens, Dominicaner-, Jesuiten- rc. General. Ferner kommt das Wort General in vielen Zusammensetzungen vor, um einen höhern Rang oder Allgemeinheit auszudrücken.

Generalbaß nennt man den Vortrag der Grundstimme eines Tonstücks, verbunden mit der Intonation aller einzelnen Accorde, aus denen die Harmonie des Ganzen hervorgeht. Gewöhnlich spielt man ihn auf einem Claviatur-Instrument, theils zur Verstärkung der Harmonie, theils zur Ersetzung der Intervallen manches Accords, die in den wenigstimmigen Sätzen noch fehlen, und zur Ausfüllung der harmonischen Lücken die öfters zwischen den Stimmen vorkommen. Wer demnach den Generalbaß spielen will, muß die Fertigkeit besitzen, mit der Grundstimme eines Tonstücks zugleich die Folgen aller Accorde, woraus die Harmonie desselben besteht, vorzutragen. Da diese Accorde und die in ihnen enthaltenen Hauptintervallen über den Noten durch Zahlen und Zeichen, die Signaturen, angedeutet sind,

so muß er auch eine genaue Kenntniß dieser Bezifferung haben, die man bei Marburg, Albrechtsberger, Bach, Türk und Müller findet. Erfinder dieser Bezifferung war Viadana, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Capellmeister an der Domkirche zu Mantua. Deßhalb nennt man auch diese Bezifferung öfters die italienische Tabulatur. dd.

Generali (Pietro), einer der beliebtesten, jetztlebenden Componisten in Italien, wurde den 4ten October 1783 zu Rom geboren, und verdankt seine musikalische Bildung vorzüglich Massi, einem Schüler des berühmten Durante. Anfänglich componirte Generali bloß Kirchenmusik; mit dem Jahre 1800 aber begann er seine theatralische Laufbahn, und mehrere seiner Opern und Farsen fanden in Italien allgemeinen Beifall. Seine vorzüglichsten theatralischen Compositionen sind: Gli amanti ridicoli, 1800. Il Duca Notollone, op. buffa, 1801. Pamela nubile u. La calzolaja, Farsen, 1804. Misantropia e pentimento, Farse, 1805. Lo sposo in bersaglio, op. buffa, 1807. Le Lagrime d'una vedova u. Il ritratto del duca, beides beliebte Farsen, 1808. Adelina, Farse, 1810. Gaulo ed Oitona, op. ser. 1812. Bajazet, op seria u. La contessa di colle erboso, op. buffa, 1814. Rodrigo, op. ser. 1817. — Im März 1817 ging er nach Barcelona, wo er sich ein Jahr aufhalten will. Hier hat er im Carneval 1818 Gusman de Valhor, op. seria, mit großem Erfolg auf die Bühne gebracht. Es ist seine Absicht, von da eine Reise durch England, Frankreich, Deutschland und Rußland zu machen. Generali hat ein großes musikalisches Talent, viel Geschmack und Lieblichkeit in seinen Compositionen. Was sie an Tiefe vermissen lassen, ersetzt die Lebendigkeit derselben.

Generalstaaten, s. Holland.

Generation, Geschlechtsfolge, Menschenalter-Kreis ist eine der unbestimmten Rechnungsarten der alten Chronologie, wo man nach dem Alter der Menschen im Durchschnitt rechnet. Herodot rechnet auf drei Menschengeschlechter 100 Jahre, andere Schriftsteller rechnen auf Ein Menschengeschlecht 30, 28, 22, Dionys von Halikarnaß 27 Jahre. Gewöhnlich rechnet man 30 Jahre. Wenn demnach Nestor bei Homer sagt, er habe bereits zwei Menschengeschlechter sterben sehen, so muß man, um sein Alter zu bestimmen, also rechnen: als er 30 Jahre alt war, war die Generation, oder das Menschengeschlecht ausgestorben, das 30 Jahr vor ihm geboren war; als er 60 Jahr alt war, war das Geschlecht ausgestorben, das mit ihm zugleich geboren war, und nun lebte er mit dem dritten Geschlecht, das geboren wurde, als er 30 Jahre alt war. Nestor mußte demnach gegen 80 Jahre alt seyn. dd.

Genesis ward von den alexandrinischen Dolmetschern darum das erste Buch Mosis genannt, weil in demselben von der Entstehung der Dinge die Rede ist. In der griechischen Sprache nämlich bedeutet das Wort Genesis: Zeugung, Geburt, Entstehung. N.

Genesung, der Übergang von Krankheit zur Gesundheit. Die krankhafte Thätigkeit eines einzelnen Organs oder Systems im Körper hat ihr Ziel gefunden, die unterdrückt gewesenen heben sich wieder. Die Disharmonie der verschiedenen Verrichtungen des Körpers lös't sich allmählig wieder in die vorige Harmonie auf, die überspannten Thätigkeiten lassen durch Erschöpfung ihrer Kräfte oder durch Arzneimittel beschränkt, allmählig nach, die schadhaften, dem organi-

schen Körper fremdartig gewordenen Stoffe werden ausgeschieden und fortgeschafft; Ruhe und Harmonie der Verrichtungen des Organismus mit dem Zwecke desselben kehren wieder zurück. Dieser Zustand fängt folglich sogleich nach der heilsamen Crisis (s. d. Art.) der Krankheit an, und endigt da, wo völlige Gesundheit wieder eingetreten ist. Die Krankheit verschwindet nicht plötzlich aus dem Körper, sondern nur allmählig. So wie im Innern des Organismus gewisse Veränderungen vorgingen, mittelst welcher die Krankheit von Stufe zu Stufe bis zu ihrer Höhe stieg, eben so ist ihr Gang auch stufenweise wieder rückwärts, oft durch die nämlichen innern Vorgänge, daher die Krankheitssymptome nur eins nach dem andern abnehmen, und zwar in umgekehrter Ordnung ihres Eintretens, so daß die zuletzt erschienenen zuerst verschwinden. Dieser Rückgang von dem kranken Zustande zum gesunden geschieht bald in langsamern, bald in schnellern Schritten, daher der Zeitraum der Genesung bald länger, bald kürzer ausfällt, je nach dem die Krankheit schwer, oder nur leicht, ihr Verlauf langsam oder schnell, die Lebensenergie des Kranken stark oder schwach war, die Hülfe der Kunst weniger oder mehr unpassend oder zweckmäßig angewendet wurde u. s. w. Der Genesungszustand selbst ist auch verschieden nach dem Charakter und der Form der Krankheit. So ist er z. B. anders nach einem Entzündungs-, anders nach einem Faulfieber, oder nach einem Nervenfieber, anders nach einem Katarrh, anders nach einer Lungenentzündung u. s. w. Es erhellet aus allem diesen, daß Genesung noch nicht Gesundheit selbst ist; es ist ein eigner zur Gesundheit hinführender Zustand, der jedoch eben so leicht theils zur vorigen, theils zu einer andern Krankheit wieder übergehen kann. In die vorige Krankheit kann er zurückfallen (s. Recidiv), wenn die Mittel zu bald ausgesetzt werden, welche die Krankheit beschränkten, oder wenn Diätfehler begangen wurden, welche den vorigen Krankheitszustand begünstigten. In eine andere Krankheit kann er übergehen, wenn die Mittel, welche den der Krankheit entgegengesetzten Zustand hervorrufen sollen, zu lange fortgesetzt werden. Hiedurch kann der Kranke gerade in die entgegengesetzte Krankheit verfallen, der von einem entzündlichen Fieber Genesene kann z. B. durch Übermaß von Blutentziehung oder schwächenden Arzneimitteln in ein sogenanntes Faulfieber oder in ein hectisches Fieber verfallen. u. s. w. Ferner kann durch Mangel an gehörigem diätetischen Verhalten, Übermaß in Speisen und Getränken, Erkältung, Störung der kritischen Ausleerungen u. a. m., der Übergang in eine andere Krankheit befördert werden. Hieraus ergibt sich von selbst, daß der Genesende den Vorschriften seines Arztes noch treulich nachkommen, und das seinem Zustande gemäße diätetische Verhalten genau beobachten muß. II.

Genethliacon, ein Geburtstagsgedicht. Genethliacus s. Astrologie.

Genetisch heißt eigentlich die Erzeugung betreffend, z. B. genetische Kraft, die Zeugungskraft. Genetische Erklärung ist eine solche, die nicht bloß die Merkmale einer Sache angibt, sondern zugleich ihre Entstehung darthut.

Genf, französ. Génève, an dem reizenden genfer See, im ehemaligen Herzogthum Genevois gelegen, eine gut gebauete und durch Handel und Fabriken wohlhabende Stadt. Die Rhone, welche den See durchströmt, tritt bei Genf aus demselben, und sondert die Stadt in drei ungleiche Theile, welche durch Brücken zusammenhän-

gen. Vor der französischen Revolution zählte Genf über 26,000 Einwohner; in den Gärten und nächsten Bezirken lebten 4000, und auf dem übrigen Stadtgebiete von $1\frac{1}{2}$ Quadratmeilen 46,000 Seelen; dagegen zählt man jetzt in 2000 Häusern 22,789 Einw. in der Stadt, und in dem, durch die neuern Staatsverträge mit Frankreich und Sardinien, die sich auf die pariser Frieden und den wiener Congreß gründen, bis zu $4\frac{1}{2}$ Quadratmeilen erweiterten Gebiete noch 18,781, mithin im ganzen Cantone 41,579 Einw. Genf ist befestigt. Die herrschende Religion ist die reformirte. Den wichtigsten Nahrungszweig verschaffen der Stadt die Uhrmacher; in der blühendsten Periode des Handels zählte man 480 Meister und gegen 6000, jetzt nur noch 2,800 Arbeiter, welche jährlich 70,000 Uhren und darunter $\frac{1}{12}$ goldne für 2,150,000 schweizer Franken verfertigen. An sie schließen sich die übrigen Metallarbeiter, welche die zur Uhrmacherkunst erforderlichen und andere mathematische und chirurgische Instrumente arbeiten. Sehr bedeutend sind auch die Kunstwerke der vielen Gold-, Silber- und Bijouteriearbeiter. Außerdem werden hier Zitze, Wollentücher, Musseline, Goldborten, seidene Zeuge, auch Porzellan verfertigt. Wenn diese ansehnlichen Fabriken den Wohlstand der Stadt emporbringen, so erzeugt zugleich die vortheilhafte Lage am genfer See einen bedeutenden Transitohandel; die Nähe der französischen Gränze aber begünstigt einen einträglichen Schleichhandel. Genf erwarb auf diese Weise so ansehnliche Reichthümer, daß es vor der Revolution 120 Millionen Livres meist in den französischen Fonds stehen hatte, die bei dem Umsturz aller bestehenden Einrichtungen in Frankreich zum Theile verloren gingen. Im Mittelalter war Genf einem Bischofe und einem Grafen unterworfen, welche sich gegenseitig ihre Rechte streitig machten. Das Recht der Grafen kam endlich an die Herzoge von Savoyen, welche auch die Bischöfe auf ihre Seite zu ziehen wußten. Aber auch die Bürger hatten von den Kaisern viele Privilegien, und fügten sich nicht unbedingt den Herzogen und Bischöfen. Dadurch entstanden Streitigkeiten, welche die von den Franzosen gedrängten Herzoge nicht mit Nachdruck gegen die von den Schweizern begünstigten Genfer führen konnten. Im J. 1524 entledigte sich die Stadt des herzoglichen Vicedoms und neun Jahre darauf auch des Bischofs, indem sie öffentlich zur reformirten Lehre übertrat. Mehrere herzoglich gesinnte Familien wurden verbannt. Dafür hatte sie lange gegen die Ansprüche der Herzoge zu kämpfen, welche im J. 1602 den letzten Versuch machten, die Stadt durch eine Überrumpelung in ihre Gewalt zurückzubringen. Das Unternehmen mißlang, und jährlich wurde seitdem zum Andenken daran am 12ten December das Escaladefest gefeiert. Im J. 1603 endlich kam unter Vermittlung von Bern, Zürich und Heinrich IV. von Frankreich ein Vergleich zu Stande, kraft dessen Savoyen allen Ansprüchen entsagte, und jene drei Vermittler Genfs freie Verfassung garantirten. Diese Verfassung war ein Gemisch von Demokratie und Aristokratie. Die Bürger bildeten das Conseil general oder souverain, welches die gesetzgebende Macht haben und über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entscheiden sollte. Aus diesen Bürgern war ein großer Rath, anfangs von 200, und später von 250 Personen, und aus diesem wieder ein kleiner Rath von 25 Personen unter dem Vorsitz des Syndicus gezogen. Diese hatten die vollziehende Macht, die Verwaltung der öffentlichen Casse, und die Besorgung der täglichen Geschäfte. Schon 1536 ward festgesetzt, daß eine Sache, um an den

großen Rath zu kommen, erst im kleinen Rath genehmigt, und um an die Bürgerschaft zu kommen, zuvor im kleinen und großen Rath gebilligt seyn müsse. So bestand die Regierung lange zur Zufriedenheit der Bürger, bis sie allmählig in Herrschsucht und Oligarchie auszuarten anfing; einzelne bedeutende Familien bemächtigten sich der wichtigsten Ämter ausschließlich und behandelten die Bürger als Gebieter. Die dadurch erzeugte Unzufriedenheit äußerte sich im Laufe des 18ten Jahrhunderts, anfangs in Murren und nachher häufig in thätlichen Ausbrüchen, und in dem Wunsche nach einer gerechtern Verfassung. Man nannte die Klagenden Representans, die Anhänger der Rathsfamilien aber Negativs. Das Übel mehrte sich noch durch die alte Verfassung Genfs, vermöge welcher die Einwohner in drei Classen getheilt waren, nämlich in Citoyens, oder solche Bürger, die von ihren Voråltern her Bürger waren und zu allen Ämtern und Würden gelangen konnten; in Bourgeois, die von neuen, aus der Fremde gekommenen Bürgern, deren Nachkommen man erst die vollen Bürgerrechte ertheilte, abstammten, und zwar in der allgemeinen Versammlung erscheinen, aber weder in den Rath kommen, noch Würden bekleiden konnten; und endlich in Habitans oder schutzverwandte Einwohner, die kein Bürgerrecht hatten; die Nachkommen der letztern hießen Natifs, Eingeborne. Alle diese Classen hatten Ursach zur Unzufriedenheit, und eben dadurch gelang es dem kleinen Rath, sich lange in seinen Vorrechten zu erhalten. Endlich aber gewann 1781 der allgemeine Unwille gegen die Aristokratie einen heftigen Ausbruch. Er wurde zwar von den vermittelnden Mächten, vorzüglich von dem französischen Minister Vergennes, mit gewaffneter Hand zum Vortheil der Oligarchie entschieden, aber die Folge davon war, daß viele Familien nach Costanz, Neufchatel, England und Amerika auswanderten und ihren Kunstfleiß dahin brachten. Eine spätere Revolution im Jahre 1789 stellte zwar die Bürgerrechte mit mehr Bestimmtheit, als bisher der Fall gewesen, wieder her, und mehrere Ausgewanderte und Verwiesene kehrten zurück, aber schon zeigten sich die nachtheiligen Wirkungen der französischen Revolution, und während der Schreckenszeit (1792) wußte der Resident Soulavie, von seiner Regierung unterstützt, die abscheulichen Scenen, welche damals in Frankreich wütheten, auch hier hervorzubringen. Viele Bürger verloren ohne Prozeß Heimath, Vermögen und Leben. Nachdem auf diesen Sturm eine Ruhe von wenigen Jahren gefolgt war, besetzten 1798 französische Truppen die Stadt, welche nunmehr der Republik Frankreich einverleibt ward. Genf ward die Hauptstadt des Departements Leman, und man bemühte sich, den ehemaligen Flor wieder herzustellen. Die Universität, welche 1368 gestiftet und 1538 erneuert worden, wurde durch ein Lyceum ersetzt und 1802 ein Seminarium errichtet, in welchem alle Reformirte studiren mußten, die in Frankreich zu geistlichen Ämtern gelangen wollten. Am 30sten December 1813 ging Genf nach kurzer Canonade mit Capitulation an die Verbündeten über. Seitdem ist es in die helvetische Eidgenossenschaft aufgenommen, deren 20sten Kanton es bildet; seine Verfassung ist aristokratisch-demokratisch; ein Staatsrath von vier diesjährigen und vier alten Syndicis und 21 Staatsräthen (nobles seigneurs) hält die vollziehende, der Repräsentantenrath von 276 Mitgliedern die gesetzgebende Gewalt in Händen. Unter den Sehenswürdigkeiten in und um Genf zeichnen wir noch aus: das Haus, in welchem Rousseau geboren worden, neben dem sogenannten Chateau royal am Eingange einer breiten Straße;

Calvins Grabmal, ohne Inschrift und Monument; das Cabinet von Saussure, das schönste in der Schweiz, und das Frankreich gebliebene Ferney, anderthalb Stunden von Genf, welches allmählig verfällt, dessen untere Zimmer aber noch unverändert so sind, wie sie Voltaire bewohnte; die Gletscher von Chamouny, eine Tagreise von Genf u. s. w. Der genfer See, dessen Länge 9 Meilen und dessen größte Breite 7500 Klafter, der Spiegel aber 15½ Quadratmeile beträgt, hieß bei den Römern Lacus Lemanus, weßhalb ihn die Franzosen Lac Leman (auch Lac de Genève) nennen. Er ist sehr tief und fischreich, und friert nie zu, ob er gleich 1126 Fuß über dem Meere liegt.

Gengis=Khan, s. Dschingis=Khan.

Genie ist etwas so Geheimnißvolles in der menschlichen Natur, daß sich nur mit Schwierigkeit eine deutliche und bestimmte Erklärung davon geben läßt. Seinen Namen hat es vom lateinischen Worte Genius, indem man sich einbildete, daß gewissen mit vorzüglicher Energie des Geistes wirkenden Menschen ein höheres Wesen oder ein Genius bewohne, der sie begeistere. Das Genie verbindet die entgegengesetztesten geistigen Eigenschaften, den eindringendsten Tiefsinn mit der lebhaftesten Einbildungskraft, die größte Lebhaftigkeit mit dem rastlosesten Fleiß und der ausdauerndsten Beharrlichkeit, die höchste Kühnheit mit der klarsten Besonnenheit, und äußert sich dadurch, daß es in irgend einer Art menschlicher Thätigkeit etwas Ungemeines leistet, das Alte neu gestaltet, oder ganz Neues erfindet, und überhaupt in seinen Hervorbringungen Original ist. Daher ist Originalität eine nothwendige Folge der Genialität, und es ist eigentlich ein Pleonasmus, wenn man sich des Ausdrucks Originalgenie bedient. Die Genialität setzt voraus, daß der Mensch, in welchem sie angetroffen wird, mit einer höhern Geisteskraft, als andere Wesen seiner Gattung, von der Natur ausgestattet worden ist, kraft welcher er neue Bahnen betritt. Sie gehört demnach nicht zu den allgemeinen Bestimmungen der menschlichen Natur, sondern zu den besondern Modificationen der Kräfte, wodurch sich einzelne Menschen vor andern auszeichnen und sie in ihrer Wirksamkeit übertreffen. Mit einem Worte, die Genialität gehört zu der Individualität, und da diese unbegreiflich ist, so ist auch die Genialität etwas Unbegreifliches, und muß als etwas Ursprüngliches oder Angebornes betrachtet werden. Das Genie zeigt sich aber nicht in allen Arten menschlicher Wirksamkeit als Genie, sondern erscheint oft, aus seiner Sphäre herausgerissen, als ein Wesen ganz gewöhnlicher Art. Der geniale Dichter z. B. ist darum nicht auch ein genialer Philosoph, und der geniale Staatsmann ist darum nicht auch ein genialer Kriegsmann. Man unterscheidet daher mit Recht verschiedene Arten der Genialität, als: Künstlergenie, wissenschaftliches, politisches, militärisches Genie u. s. w.; und selbst diese Arten lassen sich wieder in Unterarten zerfällen, so daß z. B. Mozart ein musikalisches, Klopstock ein dichterisches, Raphael ein mahlerisches, Newton ein mathematisches, Kant ein philosophisches Genie u. s. w. heißt. Ein Universalgenie im strengsten Sinne hat es nie gegeben, und wird es auch nie geben, wenn man darunter ein solches versteht, das sich in allen Zweigen menschlicher Wissenschaft und Kunst versucht hätte, denn das ist bei den äußern Bedingungen, denen die Äußerung jeder Thätigkeit des Menschen unterliegt, unmöglich. Beschränkt man hingegen die Bedeutung dieses Ausdrucks auf die Fähigkeit, in allen Künsten und Wissenschaften mit Erfolg zu wirken, so müssen wir diese jedem Ge-

nie, vermöge der harmonischen Ausbildung aller seiner Kräfte, zusprechen und annehmen, daß es in jedem Felde mit gleichem Erfolg sich gezeigt haben würde, wenn es seine Thätigkeit dahin hätte richten wollen. Zwar haben große Künstler selten etwas Ausgezeichnetes auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet; doch hat es auch Männer gegeben, welche in mehrern Zweigen der Kunst oder der Wissenschaft zugleich mit Genialität arbeiteten. So war Michel Angelo ein eben so genialer Bildhauer als Mahler, und Leibnitz ein eben so großer Mathematiker als Philosoph. Am gewöhnlichsten wird das Wort Genie von genialen Künstlern gesagt, und mit Recht, denn die Künste sind der eigentliche Wirkungskreis des Genies, dessen von einer regen Einbildungskraft bewegte Kräfte gleichsam das Bedürfniß haben, sich in neuen Schöpfungen zu äußern. D.

Genien. Was bei den Griechen die Dämonen (s. Dämon), waren bei den Römern die Genien, über welche wir, zur Vollendung jenes Artikels nichts bessers thun können, als Wieland sprechen zu lassen. Nach einem Glauben der Römer, sagt er, der ihnen fast mit allen Völkern des Erdbodens gemein war, hatte jeder Mensch seinen eigenen Genius, d. i. einen Naturgeist, der ihn ins Leben einführte, ihm im Laufe desselben immer zur Seite war, und ihn wieder aus demselben hinausgeleitete. Die Genien der Weiber hießen Junonen; die Knechte schwuren bei dem Genius ihrer Herren, die Mägde bei der Juno ihrer Frauen, und das ganze römische Reich beim Genius Augusts und seiner Nachfolger. Wie die Religion der Griechen und Römer überhaupt an keinen festen Lehrbegriff gebunden, sondern in ihrem Glauben alles unbestimmt, schwankend und willkürlich war, so war auch über diesen Artikel nichts festgesetzt; und wer Lust hatte, glaubte entweder zwei Genien, einen weißen und guten, dem er alles Glückliche, und einen bösen, schwarzen, dem er alles Widerwärtige, was ihm begegnete, zuschrieb; oder nur Einen, der, wie Horaz (Briefe II, 2.) sagt, weiß und schwarz zugleich, und, je nachdem sich der Mensch aufführte, ihm hold oder unhold sey. Daher die Redensarten, einen erzürnten Genius haben, seinen Genius besänftigen, seinem Genius gütlich thun u. dergl. Je nachdem der Genius eines Menschen stärker, mächtiger, verständiger, wachsamer, kurz, je vollkommener er seiner eigenen Natur nach, und je gewogner er dem Menschen war, der unter seinem Schutze und Einflusse lebte: je besser stand es um diesen Menschen, und je größer waren seine Vorzüge vor Andern. So warnte z. B. ein ägyptischer Geisterseher den Antonius vor seinem Collegen und Schwager Octavianus. Dein Genius, sagte er, fürchtet den seinigen. Zwar ist er von Natur groß und hohen Muthes, aber so wie er sich dem Genius dieses jungen Menschen nähert, schrumpft er zusammen, wird klein und feig. Der Glaube der Alten an die Genien (denn nicht nur jeder Mensch, sondern jedes andere natürliche Wesen hatte den seinigen) war ohne Zweifel eine Folge ihrer Vorstellungsart von dem allgemeinen, sich durch die ganze Körperwelt ergießenden göttlichen Geist. Das, was jedem Dinge Bestandkraft, innere Regung, Vegetation, Leben, Gefühl und Seele gab, war ein Theil dieses gemeinschaftlichen Naturgeistes; daher nennt Horaz den Genius den Gott der menschlichen Natur. Er ist nicht der Mensch selbst, aber er ist das, was einen Jeden zum individuellen Menschen macht. Seine Persönlichkeit ist an das Leben dieses Menschen geheftet; und so wie dieser stirbt, verliert sich sein Genius wieder in dem allgemeinen Ocean der Geister

aus welchem er, bei dessen Geburt, ausgeflossen war, um der Portion von Materie, woraus dieser Mensch werden sollte, seine individuelle Form zu geben, und dieses neue Gebilde zu beleben und zu beseelen. Daher nennt ihn Horaz mortalem in unumquodque caput. Da die Griechen alle unsichtbaren Dinge und alle abgezogenen Begriffe mit schönen menschenähnlichen Gestalten zu bekleiden gewohnt waren, so erhielt auch der Genius der menschlichen Natur die seinige. Er wurde als ein Knabe, oder in dem Alter zwischen Knaben und Jüngling mit einem gestirnten Gewande leicht bekleidet, und mit Blumen oder einem Zweige von Masholder umkränzt, oder auch nackt und geflügelt abgebildet, wie der Genius in der Villa Borghese, von dessen Schönheit Winckelmann so entzückt war.

Genlis (Stephanie Felicité Ducrest de St. Aubin, (Schwester des Marquis Ducrest,) Marquise von Sillery, Gräfin von). Diese berühmte und fruchtbare Schriftstellerin, geb. in der Gegend von Autun 1746, war als Madem. de St. Aubin, ihrer Schönheit und ihres musikalischen Talents wegen, in großen Häusern gern gesehen, wo sich ihr Beobachtungsgeist und ihre Weltkenntniß ausbildete. Sie erlangte dadurch ganz den Ton der feinen Welt, welcher ihren Schriften den Beifall der höhern Stände erwarb. Ein Mann, der sie nie gesehen, aber von ungefähr einen Brief von ihr las, ward durch den Styl desselben so entzückt, daß er dem armen Fräulein seine Hand anbot. Die nunmehrige Gräfin **Genlis** erhielt als Nichte der Frau von Montesson Zutritt in dem Hause Orleans, und wurde 1782 Gouvernante der Kinder des Herzogs. Als solche schrieb sie das Théâtre d'éducation 1779, Adèle et Théodore 1782, die Veillées du Château 1784 und die Annales de la vertu 1785; Erziehungsschriften, für die schon der Ruf und die Stelle der Verfasserin die allgemeine Aufmerksamkeit gewannen. Sie selbst leitete das ganze Erziehungsgeschäft und nahm auch an andern Verhältnissen des Hauses Orleans Theil. Man lies't in ihren Schriften, daß sie die Revolution liebte, daß sie Petion und Barrere bei sich gesehen und den Jacobinersitzungen beigewohnt habe. Ihr Gemahl, ein Mann von durchdringendem Beobachtungsgeist, war ein Vertrauter von Orleans und muthmaßlich ein Beförderer seiner ehrgeizigen Absichten. Als Conventsdeputirter erhielt er wichtige Aufträge, wurde aber, da er die Girondepartei zu begünstigen schien, mit den Häuptern derselben am 31sten Oct. 1793 zum Tode verurtheilt. Die Gräfin Genlis hatte Frankreich schon 1791 verlassen. Sie erzählt selbst in ihrem Précis de ma Conduite, daß Petion sie nach London geführt habe, damit sie auf der Reise kein Hinderniß fände. Um die Zeit der Septembermorde (1792) rief sie der Herzog von Orleans nach Paris zurück. Allein als Führerin der jungen Herzogin von Orleans und als angebliche Vertraute des Vaters war sie verdächtig geworden. Sie ging daher mit der Prinzessin in die Niederlande nach Tournay, wo sie die schöne Pamela, ihre Adoptivtochter, mit Lord Fitzgerald vermählte. Hier sah sie den General Dumouriez einigemale; auch folgte sie ihm nach St. Amand. Da sie den Plan dieses Generals, bei dem sich die Söhne des Herzogs von Orleans befanden, gegen Paris zu marschiren, um die Republik zu stürzen, nicht billigen konnte, begab sie sich im April 1793 mit der Prinzessin in die Schweiz, und lebte in einem Kloster zu Bremgarten, einige Meilen von Zürich. Als sich aber nachher die Tochter des Herzogs von Orleans zu ihrer Tante, der Prinzessin von Condé, nach Freiburg begab, ging sie mit

ihrer noch einzig übrigen Pflegetochter, Henriette Sercey, im Juli 1794 nach Altona, wo sie in klösterlicher Einsamkeit für die Wissenschaften lebte. Sie war nur kurze Zeit in Hamburg, wo viele Emigranten, die aber den Umgang mit der Frau v. Genlis vermieden, sich aufhielten. In einem Streite mit dem witzigen Rivarol, hatte dieser die Lacher auf seiner Seite. Sie verbarg sich daher auf einem Landgute im Holsteinischen. Hier schrieb sie die bekannten Chevaliers du Cygne, (Hamb. 1795) einen Roman, der viel republikanische Äußerungen und sehr freie Schilderungen enthält. Er erschien 1805 zu Paris in sehr veränderter Gestalt. Im J. 1796 gab sie den Précis de la conduite de Mad. de Genlis heraus. Am Schlusse befindet sich ein Brief an ihren ältesten Zögling, worin sie ihn ermahnt, die Krone, wenn sie ihm angetragen würde, nicht anzunehmen, weil die französische Republik auf moralischen und gerechten Grundlagen zu ruhen scheine. Als Bonaparte an die Spitze der Regierung trat, kehrte sie nach Frankreich zurück, und erhielt von ihm eine Wohnung im Arsenal und im J. 1805 eine Pension von 6000 Fr. Er selbst bekümmerte sich nicht um die Frau von Genlis, und als sie für ihre Pension doch etwas thun wollte, sagte er: „Nun gut, sie mag alle Monate an mich schreiben." Hierauf schrieb sie ihm über literarische Gegenstände. Die Schriften der Frau von Genlis enthalten viele Beweise ihrer Bewunderung Bonaparte's. Übrigens führte sie mit mehrern Journalisten Federkrieg, und zerfiel zuletzt ganz mit den Herausgebern und Verfassern der Biographie universelle, an der sie Theil nehmen sollte. Sie gab daher ihre Beiträge zu diesem Werke besonders heraus: De l'influence des femmes dans la littérature, worin sie Mad. Cottin und Fenelon sehr ungerecht beurtheilt. Auch nahm sie Theil an mehrern periodischen Schriften, z. B. an der Bibl. des Romans, am Mercure de France u. a. m. Ihre vielen Werke, unter welchen das Théâtre de l'éducation, Mlle. de Clermont u. Mad. de la Vallière wohl die vorzüglichsten seyn möchten, zeichnen sich durch eine gefällige Schreibart und durch edle Grundsätze aus. Die meisten davon sind auch ins Deutsche übersetzt. Palissot hat in seinen Mémoires littéraires die Frau von Genlis mit andern berühmten Schriftstellerinnen verglichen. Unstreitig kommt sie der Frau von Stael nicht gleich, was Kraft, Erhabenheit und wirkliches Wissen anlangt. In der Erfindung, in der Zeichnung der Charaktere und in dem Darstellen der Leidenschaften wird sie von Mad. Cottin übertroffen. Sie steht selbst der Frau von Flachault-Souza nach, was die natürlich lebendige Darstellung im Einzelnen betrifft. Insbesondere hat Frau von Genlis die Gattung des historischen Romans, eine Plage der Literatur, sehr bereichert. Als Dichterin hat sie sich am wenigstens ausgezeichnet. Ihre neuesten Werke sind Zuma ou la découverte du Quinquina. 1817. und Dictionaire des etiquettes. 1818.

Genoveva, die heilige, (Ste Geneviève): i. geb. zu Nanterre, zwei Stunden von Paris, 423, um die Zeit Pharamunds, des ersten Königs von Frankreich. St. Germain, der Bischof von Auxerre, bemerkte frühzeitig an ihr einen besondern Beruf zur Heiligkeit, und rieth ihr das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit zu thun, welches sie auch dem Bischof von Paris ablegte. Nach ihrer Ältern Tode begab sie sich nach Paris. Jedermann wollte hier flüchten, als Attila mit seinen Hunnen in Frankreich einbrach; Genoveva trat auf mit der Verkündigung völliger Sicherheit, wofern man sie nur durch

eifriges Gebet erflehe. Attila zog aus der Champagne nach Orleans, ging von da nach Champagne zurück, ohne Paris zu berühren, und wurde 451 geschlagen; dies gründete der Genoveva Ruf für immer. Bei einer großen Hungersnoth fuhr sie auf der Seine von Stadt zu Stadt, und brachte bald zwölf große Schiffe voll Korn zurück, das sie unentgeldlich unter die Nothleidenden vertheilte; dies befestigte ihr Ansehn, und sie wurde von Merovåus und Chilperich sehr hoch gehalten. Zum Rufe ihrer Heiligkeit trug übrigens nicht wenig bei, daß sie von ihrem funfzehnten bis zum funfzigsten Jahre nichts als Gerstenbrot und Bohnen, und auch diese nur alle zwei bis drei Wochen einmal, nach ihrem funfzigsten Jahre aber erst etwas Fisch und Milch genoß. Im Jahr 460 erbaute sie über die Gräber des heil. Dionysius Rusticus und Eleutherius bei dem Dorfe Chastevil eine Kirche, und Dagobert stiftete nachher hier die Abtei St. Denys. Im Jahr 499 oder 501 starb sie, und wurde in der unterirdischen Capelle beigesetzt, welche St. Denys den Aposteln Paulus und Petrus geweiht hatte. Chlodwig hatte auf ihre Bitte eine Kirche darüber erbaut, welche nachher, so wie die dabei gestiftete Abtei, nach der Genoveva selbst benannt wurde. Eine andre Kirche dieser Heiligen wurde an die Kirche Notre-Dame angebaut. Ihre Reliquien werden in der erstern verwahrt. Die Kirche feiert ihr zu Ehren den 3ten Januar als ihren Sterbetag. Mit dieser Heiligen darf man nicht verwechseln — 2. die heilige Pfalzgräfin Genoveva, geborne Herzogin von Brabant, welche von ihrem Gemahl Siegfried, angeschuldigten Ehebruchs halber, zum Tode verurtheilt, aber gerettet ward, worauf sie sechs Jahre lang in einer Höhle von bloßen Kräutern lebte, bis ihr Gemahl sie wieder fand, und heimführte. Von ihr erzählt unser Volksbuch: Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heil. Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemahls ergangen. Cöln und Nürnberg. „Unter allen den verschiedenen Büchern dieser Gattung — sagt Görres — ist die Genoveva durchaus das geschlossenste und am meisten ausgerundete, stellenweise ganz vollendet und in seiner anspruchlosen Natürlichkeit unübertrefflich ausgeführt, im Ganzen in einem rührend unschuldigen Ton gehalten, kindlich, ungeschmückt und in sich selbst beschattet und erdunkelnd in heiligem Gefühl. Und so war es denn werth, zwei treffliche Dichter zu begeistern: Tieck, der uns in seinem Gedichte, wie ein Zauberer im Crystalle, die ganze romantische Liebe in einem zarten Luft- und Gluth-Farbengewebe aus einer lichtklaren Morgenröthe kunstreich zur Gestalt gebildet, zeigt, und der Mahler Müller, in seinem Fragmente, der die Heilige als eine Hünenjungfrau vom Riesengebirge mahlt. Unendlich bescheiten steht das Volksbuch hinter diesen Effulgurationen der poetischen Kraft, aber in dem ruhigen, stillen, lieblichen Schein, in dem es strahlt, bricht derselbe poetische Geist, nur leise phosphorescirend hervor, der in Tiecks und Müllers Werken in lichten Flammen aufbrennt und glüht." Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Pater Ceriziers: L'innocence reconnue, das in einem pretiösen, geschraubten Tone die Begebenheiten erzählt, und sich dabei auf des Puteanus St. Genovevae Iconismus, Raderi Bavaria pia und Aubert le Mires Chronicon belgicum a Jul. Caesare ad annum 1636, als seine Gewährsmänner beruft. Der deutsche Bearbeiter, indem er das Buch zum

Grunde legte, hat eine ganz verständige Auswahl und zugleich mit ihr den Ton getroffen, der einer Schrift dieser Art zukommt. dd.

Gensd'armes. (Nach der neuern Schreibart: Gendarme, —s, Gendarmerie). Mit dieser Benennung bezeichnete man in Frankreich anfänglich die Masse des bewaffneten Volkes (gens armata), nachher aber, als ein stehendes, besoldetes Heer errichtet ward, erhielt diesen Namen ein Corps schwerer Cavallerie, in welchem die Hauptstärke der Armee bestand. Diese Gend'armes waren mit Helmen, Kürassen, Pistolen, gepanzerten Pferden rc. versehen, wovon sie seit Ludwig XIV. noch Carabiner, Pistolen und Degen beibehielten. Sie hatten theils die Dienste beim König zu versehen, theils machten sie das erste Corps der französischen Cavallerie aus; übrigens waren es lauter Edelleute und gehörten zu den königlichen Haustruppen. Zur Zeit der Revolution wurden sie aufgehoben. Seitdem bekam den Namen der Gensd'armerie ein anderes Corps bewaffneter Leute im Dienste der Nation, welches an die Stelle der ehemaligen Maréchaussée zur Sicherheit der Republik, besonders der Landstraßen, errichtet wurde, und welche vorzüglich Landstreicher, Räuber rc. aufsuchen, Zusammenrottungen zerstreuen, und überhaupt auf alles, was der öffentlichen und persönlichen Sicherheit nachtheilig seyn könnte, genau Achtung haben mußten. Sie dienten zu Fuß und zu Pferde, standen unter dem administrirenden Corps und waren erst in 28 Legionen getheilt, wurden aber nachher auf 34 Legionen, meist von zwei bis drei Schwadronen, vermehrt, welche in die verschiedenen Departements vertheilt waren. Bei der kaiserlichen Garde stand ein Regiment Eliten-Gensd'armerie von zwei Schwadronen, und sechs Legionen hatte man in Spanien. Ihr Ansehen ging so weit, daß jeder, besonders auch vom Militär, dem sie Arrest oder überhaupt Ruhe ankündigten, sogleich gehorchen mußte. Dagegen sollten auch nur Leute von erprobter Rechtschaffenheit, die zehn Jahre lang ohne Tadel gedient hatten, zu solchen Stellen genommen werden. Die in vielen deutschen Staaten eingeführte Gensd'armerie unterscheidet sich von der französischen darin, daß sie größtentheils nicht aus ehemaligen Militärs besteht und eine allgemeine Polizei repräsentirt.

Genserich, s. Vandalen.

Gent (Gand), Hauptstadt der niederländischen Provinz Ostflandern und vormals der ganzen Grafschaft Flandern, eine wohlgebaute Stadt am Einfluß der Lys, Lievre und More in die Schelde (51° 24' nördl. Br.). Die hindurchlaufenden Flüsse und Canäle theilen sie in 26 Inseln ab. Der Umfang der Stadt ist sehr weitläuftig, und konnte zu den Zeiten Philipps von Valois und Carls VI. 50,000 Mann ins Feld stellen. Sie verlor ihren Glanz unter Kaiser Carl V., dessen Geburtsort sie war. Übermäßige Abgaben brachten 1539 die Einwohner zu dem Entschlusse, sich in Königs Franz I. von Frankreich Arme zu werfen. Allein Franz gab Carln hievon Nachricht, worauf dieser dreißig der vornehmsten Bürger hinrichten ließ, viele in die Acht erklärte, die öffentlichen Gebäude einzog, alle Privilegien zurücknahm, eine Strafe von 1,200,000 Thlr. ausschrieb, und eine Citadelle anlegte, um die Stadt noch mehr im Zaum zu halten. Jetzt rechnet man 60,800 Einwohner, welche viele Manufacturen und Fabriken in wollenen und baumwollenen Zeugen, Leinwand, Tuch, Hüten, Leder u. a. unterhalten. Unter die merkwürdigen öffentlichen Plätze und Gebäude gehören die Domkirche, 55 andre Kirchen, das Stadthaus, die Citadelle, das Grafencastell, der Prinzenhof, die

Börse u. a. m. Als die Niederlande dem großen französischen Reich einverleibt wurden, ward Gent eine der vier Bezirksstädte des Departements der Schelde. Jetzt gehört es zum Königreich der Niederlande.

Gentleman. Die Engländer bestehen überhaupt aus Adel und Bürgern, zwischen beiden stehen die Gentlemen in der Mitte, zu welchen diejenigen Bürgerlichen gehören, welche Gelehrte, oder sonst Leute von Erziehung oder einem gewissen Range sind. Dahin gehören solche, denen der König bei besondern Gelegenheiten die Ritterwürde ertheilt: die Ritter von Bath, die Baronets, welche das Wort Sir vor ihrem Taufnamen führen, und die Esquires. Das Wort Gentleman wird aber überhaupt und insbesondere von einem Manne von Erziehung, feinen Sitten und guten Gesinnungen gebraucht. Gentlemen ist auch der Plural von Sir, mein Herr, und bedeutet im allgemeinen „Meine Herren."

Gentry, der niedere Adel in England.

Genua (italien. Genova, franzöſ. Gènes), liegt am mittelländischen Meere, das hier den Meerbusen von Genua bildet, hat 75,900 Einwohner und eine Stunde im Durchschnitt. Auf der Landseite ist sie mit doppelten Befestigungen umgeben, von welchen die äußern über die Anhöhen, welche der Stadt schaden könnten, geführt worden sind, sie fangen bei dem Leuchtthurm am Meer an und endigen sich bei der Mündung des in den Meerbusen fallenden Flusses Bisogno. Der geräumige, in Gestalt eines Halbkreises sich um die Stadt ziehende, gut befestigte, durch zwei schöne Dämme eingeschlossene Hafen ist seit 1751 ein Freihafen. Bei demselben befinden sich zwei Thürme: der eine dient zur Beschützung, in dem andern, oben mit starkem Glase umgebenen brennen des Nachts 35 große Öllampen. Nur in dem innern kleinen Hafen (Darsena genannt) finden die Galeeren Sicherheit bei jedem Winde. Genua führt den Beinamen die Prächtige, theils wegen ihrer schönen amphitheatralischen Lage am Meer und dem Abhange des Gebirges, theils wegen der prächtigen Gebäude, welche der reiche, prachtliebende Adel aufführte. Von der Seeseite bietet die Stadt eine herrliche Ansicht, aber trotz ihrer vielen Paläste kann man sie doch nicht eigentlich schön nennen. Wegen des engen Raums, denn sie einnimmt, und wegen der abhängigen Lage sind die meisten Straßen enge, schmutzig und so steil, daß man in wenigen fahren oder reiten kann. Daher macht man die Besuche in Sänften, welche man bei gutem Wetter sich nachtragen läßt. Doch gibt es auch breite gerade Straßen, besonders die Straße Balbi und die prächtige neue Straße, wo viele herrliche, von außen mit Marmor bekleidete Paläste glänzen. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: die Domkirche, der Palast des ehemaligen Doge, die Paläste Doria und Balbi, das 1817 wiederhergestellte Jesuitercollegium. Die Stadt hat eine Wasserleitung, welche durch Springbrunnen sie mit Wasser versorgt, und schöne öffentliche Spaziergänge. Es herrscht noch immer viele Gewerbsamkeit, beträchtlicher Handel wird mit gutem Olivenöl und edlen Baumfrüchten getrieben, und es gibt ansehnliche Fabriken von Seidenwaaren, besonders in schwarzen Zeugen, Sammt, Damast und Strümpfen, die etwa 1500 Stühle unterhalten, in Tuch, baumwollnen Strümpfen, Hüten, Nudeln, candirten Früchten, Schokolate, Bleiweiß u. a. Die Seide wird theils im Lande selbst gewonnen, theils aus dem übrigen Italien, besonders aus Calabrien, aus Palermo, so wie aus Syrien und der

Insel Cypern gezogen. Genua ist jetzt der Sitz eines Erzbischofs, eines Senats, Ober- und Handelsgerichts, so wie einer Universität, dreier gelehrten Vereine, einer 1816 bestätigten Handelsgesellschaft, der St. Georgenbank und einer Marineschule. Der ehemalige Freistaat Genua gränzte gegen Abend und Mitternacht an Savoyen und Piemont und die Lombardei, gegen Morgen an Lucca und Toskana, gegen Mittag ans Meer. Das Land ward in den östlichen und westlichen Theil, oder die Riviera di Levante und Riviera di Ponente abgetheilt. In jenem, dem wichtigsten, lagen Genua, Rapallo, Sestri di Levante; in diesem Vintimiglia, San Remo, Savona, Finale. Längs der ganzen Nordseite des Freistaats zogen sich die Apenninen, und erstreckten sich in einzelnen Nebenästen bis zur Küste. Dieser Landstrich ist, ungeachtet seines gebirgigen Bodens, sehr fruchtbar. Der Adel zeichnet sich durch Kenntnisse und feine Sitten, das Volk überhaupt durch Arbeitsamkeit und Muth aus. Die ältesten Bewohner dieses Landes waren die Ligurier, welche zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege von den Römern besiegt wurden. Nach dem Untergange des weströmischen Reiches gehörten sie zu dem Longobardenreiche, und kamen mit diesem, als Carl der Große den longobardischen König Desider bezwungen hatte, unter fränkische Herrschaft. In den folgenden Zeiten, nach dem Verfalle des Reichs Carls des Großen, setzte Genua sich in Freiheit, und theilte bis ins elfte Jahrhundert das Schicksal der lombardischen Städte. Die Lage der Stadt begünstigte das Gedeihen des Handels, und früher noch als Venedig trieb sie Lavantehandel. Erwerbungen auf dem festen Lande gaben schon im Anfange des zwölften Jahrhunderts Anlaß zu blutigen Kriegen mit den gewerbfleißigen und handelslustigen Bewohnern von Pisa, welche ihre Gränznachbarn wurden, sobald Genua des Golfo de la Spezzia sich bemächtigt hatte. Im Jahre 1174 besaß die mächtige Stadt schon Montferrat, Monaco, Nizza, Marseille und fast die ganze Küste der Provenze. Der Kampf mit den Pisanern dauerte über 200 Jahre, und nicht eher wurde Friede geschlossen, bis die Genueser die Insel Elba erobert und den Hafen von Pisa zerstört hatten. Nicht minder heftig wurden die Fehden gegen Venedig geführt, die erst im Jahre 1382 durch einen Frieden geendigt wurden. So wie die Herrschaft über den westlichen Theil des mittelländischen Meeres der Gegenstand des Kampfes mit Pisa war, so ward in dem Kriege gegen Venedig nur um den Besitz des östlichen Theils, nach welchem beide Freistaaten strebten, gekämpft. Die Genueser schlossen Handelsbündnisse mit den Morgenländern, um bei dem Einkaufe der reichen Landeserzeugnisse sich Begünstigungen zu verschaffen. Am höchsten stieg ihre Handelsmacht zur Zeit der Erneuerung des griechisch-byzantinischen Reichs nach der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Schon lange hatte die Unthätigkeit der reichen Bewohner von Constantinopel, die zu träge waren, sich ihrer eigenen Schiffe zur Verführung der morgenländischen Waaren in die übrigen Länder Europa's zu bedienen, den Genuesern großen Antheil an dem Handel der griechischen Staaten verschafft; ganz Constantinopel stand unter dem Druck der kühnen Kaufleute aus Genua. Um sich aber einen unmittelbaren Antheil an dem gewinnvollen ostindischen Handel zu verschaffen, bemächtigten die Genueser sich der Stadt Caffa (jetzt Feodosia) auf der crimmischen Halbinsel, gaben dem Hafen von Caffa eine bessere Einrichtung, verstärkten und vermehrten die Befestigungen, und verschönerten die Stadt mit vielen Gebäuden,

von welchen noch jezt die Trümmer sichtbar sind. Caffa ward einer der schönsten und reichsten Handelsplätze in Europa. So lange die Genueser die Stadt besaßen, hatten sie auch die Herrschaft über das schwarze Meer, und erhielten auf dem Handelswege, der sich über das caspische Meer zog, die köstlichen Waaren Indiens. Man kann wohl behaupten, hätte Genua ein weises Colonialsystem eingeführt, und seine nahen und fernen Niederlassungen zu einem Ganzen zu verbinden und fest an den Mutterstaat zu knüpfen gewußt, so würde es vielleicht schon im vierzehnten Jahrhunderte die Rolle als Handelsmacht gespielt haben, die späterhin Holland zufiel. Als Constantinopel von dem großen Mohammed II. bezwungen war, empfingen die Genueser bald ihre Strafe für den unklugen Beistand, welchen sie den Türken geleistet hatten. Mohammed nahm ihnen (1475) ihre Niederlassung am schwarzen Meere. Sie trieben zwar, auch nach dem Verluste der Herrschaft über dieses Meer, noch geraume Zeit als Kaufleute einen gewinnreichen Handel mit den Anwohnern desselben, aber endlich wurde ihnen von den Türken der Zugang zu diesem Handelswege so strenge verschlossen, daß sie sich auf dem schwarzen Meere nicht mehr sehen lassen durften. Selbst die Handelsverbindung, welche die crimmischen Tartarn noch eine Zeit lang durch ihre eigenen Schiffe mit Genua unterhielten, ward bald von der eifersüchtigen Besorgniß der Türken für immer aufgehoben. — Während Genua's äußere Macht und Handelsrang durch Ländererwerbungen und regsamen Gewerbfleiß sich so hoch erhoben, ward das Innere des Staats von Unruhen und Parteiwuth gestört. Demokraten und Aristokraten, und unter den Aristokraten selbst verschiedene Parteien, unterhielten fortdauernd unruhige Bewegungen. Im J. 1339 ward ein lebenslänglicher höchster Staatsbeamter, der Doge, von dem Volke erwählt. Aber er hatte nicht Macht genug, die Parteien zu versöhnen. Es wurden ihm endlich Räthe zur Seite gesetzt, und doch ward bei allen Versuchen eine feste Staatsordnung einzuführen, kein Friede im Innern, ja man unterwarf sich sogar, um aus der unglücklichen Anarchie, die der stete Parteikampf herbeiführte, sich zu retten, einigemale fremder Herrschaft. Mitten unter diesen Unruhen ward (im J. 1407) die **Georgsbank** (Compera di S. Georgio) gestiftet, welche ihre Entstehung den Anleihen, die der Staat zu seinen Bedürfnissen von reichen Bürgern machte, zu danken hatte, und von den abwechselnd herrschenden Parteien gewissenhaft aufrecht erhalten wurde. Im J. 1528 erhielt endlich der gährende Staat Ruhe und eine bleibende Ordnung, welche bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts fortdauerte. Die Regierungsform war streng aristokratisch. Das Oberhaupt des Staats war der gewählte Doge. Er mußte funfzig Jahre alt seyn, und wohnte im Palaste der Republik (Palazzo della Signoria), wo auch der Senat sich versammelte. Der Doge hatte den Vortrag im Senate, der sich in demselben Palaste versammelte. Ohne seine Einwilligung konnte kein Rathschluß gefaßt werden, und die Staatsverordnungen wurden in seinem Namen gegeben. Er blieb nicht länger als zwei Jahre im Amte, dann ward er wieder Senator und Procurator, und nach fünf Jahren konnte er wieder zum Doge erwählt werden. Ihm zur Seite standen **zwölf** Governatori und **acht** Procuratori, nicht gerechnet diejenigen, welche Dogen gewesen waren. Jede dieser Würden hatte eine Dauer von zwei Jahren. Von den Governatori wohnten **drei**, von den Procuratori **zwei** mit dem Doge im Palaste der Republik, so daß sie von drei zu drei Monaten durch

andere Amtsgenossen abgelös't wurden. Sie bildeten den geheimen Rath, der mit dem Doge alle Staatssachen besorgte. Die Procuratori waren die Aufseher des öffentlichen Schatzes und der Staatseinkünfte. Die souveraine Gewalt stand erstens bei dem aus 300 Gliedern bestehenden großen Rathe, zu welchem alle genuesische Edelleute, die 22 Jahre alt waren, gehörten; zweitens bei dem kleinen Rathe von 100 Gliedern. Beide hatten das Recht, mit den Governatori und Procuratori über Gesetze, Zölle, Auflagen und Steuern zu berathschlagen, und in diesen Fällen ward durch Stimmenmehrheit entschieden. Über Krieg, Frieden und Bündnisse ward nur im kleinen Rathe verhandelt und wenigstens vier Fünftheile der Glieder mußten einstimmig seyn, wenn ein Schluß abgefaßt werden sollte. Der Adel ward in den alten und neuen abgetheilt. Zu dem alten gehörten, außer den Geschlechtern Grimaldi, Fieschi, Doria, Spinola, noch 24 andere, die an Alter, Reichthum und Ansehen jenen am nächsten standen; zu dem neuen Adel aber 437 Geschlechter. Der Doge konnte aus dem alten wie aus dem neuen Adel genommen werden. Im Jahr 1797 ward die alte Staatsordnung zerrüttet. Die Franzosen hatten sich die benachbarten Länder unterworfen. Die Parteilosigkeit, welche die Republik strenge beobachtet hatte, konnte das schwankende Staatsgebäude nicht vor dem Untergange schützen. Der französische Oberfeldherr (Bonaparte), der glückliche Eroberer Italiens, gab ihr eine neue Verfassung, welche auf die Grundsätze des französischen Repräsentativsystems gebaut war. Zwei Jahre später fiel ein Theil des genuesischen Gebiets wieder in die Gewalt der Österreicher, aber der Sieg von Marengo entschied auch Genua's Schicksal. Es ward anfangs eine provisorische Regierung eingeführt, bis endlich im J. 1802 eine neue Verfassung für die ligurische Republik gegründet wurde. Die höchste Regierungsgewalt erhielt ein Doge. Ihm standen zur Seite 29 Senatoren und als Volksrepräsentation eine Consulta von 72 Mitgliedern, welche sich jährlich versammelte, Staatsrechnungen untersuchte und die Gesetze genehmigte, welche ihr von dem Senate vorgelegt wurden. Die Mitglieder der Consulta wurden von drei Collegien, nämlich von 300 Gutsbesitzern, 200 Kaufleuten und 100 Gelehrten gewählt. Die Republik ward zugleich durch Länderzuwachs vergrößert, und hatte (1804) auf einem Flächenraume von 97 Quadratmeilen eine Volksmenge von mehr als 600,000 Bewohnern. Ihre Seemacht, im Mittelalter so furchtbar, bestand nur noch aus vier bis sechs Galeeren und einigen bewaffneten Barken; ihre Landmacht aus zwei deutschen Garderegimentern für das Oberhaupt der Regierung, 3000 Mann Nationaltruppen und 2000 Mann Landmiliz. — Die Handelsschifffahrt war zu der Zeit, wo die Republik dem französischen Reich einverleibt wurde, zwar nur ein Schatten von dem, was sie einst gewesen, aber immer noch wichtig, obgleich die Genueser nicht weiter gingen, als nach Italien, nach Frankreichs südlichen Küsten, nach Spanien und Portugal. Es waren vierzig größere und viele kleinere Fahrzeuge mit diesem Handel beschäftigt. Die Genueser versahen vor dem letzten Kriege einen großen Theil Italiens mit ostindischen Gewürzen, welche ihnen von den Holländern gebracht wurden, so wie mit Zucker und Caffee, die theils von Lissabon, theils von Marseille kamen, und mit Fischwaaren und Salze. Schiffe aus Hamburg brachten sächsische Leinwand und Tücher, die größtentheils nach Spanien und Amerika verführt wurden. Der Speditionshandel war daher bedeutend, die wichtigsten Zweige des Handels aber waren

der Handel mit baarem Gelde und das Wechselgeschäft. Mehrere Staaten Europa's, besonders aber Spanien, waren Schuldner der Bank zu Genua und einzelner reichen Staatsbürger. Die Bank war zum Theil eine Leihbank, zum Theil eine Depositen- und Staatsbank. Sie besaß ansehnliche liegende Gründe und über zehn Millionen französische Livres Einkünfte. Die Verwaltung derselben wurde von acht Protectoren besorgt, und die Bank hatte eigene Richtergewalt über die zu ihr gehörigen Beamten. Je häufiger aber der Staat bei dringenden Bedürfnissen seine Zuflucht zu der Bank nahm, desto mehr verlor sie allmählig an Ansehen und Vertrauen. Die Republik hatte, um die Zinsen für die aus der Bank genommenen Capitalien zu bezahlen, verschiedene Abgaben und Auflagen angewiesen, die immer erhöht wurden, wenn sie zur Bezahlung der Zinsen nicht hinreichend waren. Bei der Vereinigung der Republik mit dem französischen Reiche ward die Bank ganz aufgehoben, und die Renten von 3,400,000 genuesische Lire, welche sie ihren Gläubigern zu zahlen hatte, wurden auf das Schuldbuch von Frankreich übergetragen. Das Gebiet des Freistaats ward, mit Einschließung einiger Bezirke von Piemont und Parma, in die drei Departements Montenotte auf der Westseite, Genua in der Mitte und der Apenninen auf der Ostseite getheilt. Bei dem Umsturze der französischen Weltherrschaft besetzten Britten die Stadt, und die Genueser hofften nun um so mehr die Wiederherstellung ihres alten Freistaats, als der brittische Befehlshaber ihnen diese Versicherung bei der Besitznahme der Stadt verheißen hatte. Allein der wiener Congreß nahm hierauf keine Rücksicht, sondern theilte 1815 Genua mit seinem Gebiete dem Hause Sardinien zu, doch unter der Bedingung, daß dasselbe eine Art von repräsentativer Verfassung behalten sollte. So hat denn Genua noch seinen Senat und seine Provinzialräthe, die bei der Besteurung gefragt werden müssen; das Obergericht zu Genua hat mit denen zu Turin, Nizza u. s. w. gleiche Befugniß; die Universität ward beibehalten, die St. Georgenbank hergestellt u. s. w. Die Regierung wird durch eine eigne Commission verwaltet, die in drei Abtheilungen abgetheilt ist: für das Innere, die Finanzen, das Militair und die Marine.

Genz (Friedrich v.). Dieser berühmte politische und historische Schriftsteller, als Gegner des französischen und eifriger Anhänger des brittischen Systems, von Frankreich eben so verlästert als von England gepriesen, wurde geboren 1764 zu Breslau. Sein Vater kam in der Folge als Generaldirector der Münze nach Berlin. Seine Mutter ware eine geborne Ancillon. Genz studirte in Königsberg, und ward seit 1786 in Berlin angestellt, wo er bis zum Grade eines Geheimenraths beim Generaldirectorium stieg. Die französische Revolution entwickelte sein Talent als politischer Schriftsteller, und er ward seit 1789 durch philosophische und historische Aufsätze in Journalen bekannt. Seine Übersetzung von Burke's Betrachtungen über die franz. Revol. (2 Thle. 1793. N. A. 1794) kam an Kraft der Beredsamkeit der Urschrift nahe. Auch übersetzte er: Mallet du Pan über das Charakteristische und die lange Dauer der franz. Revol. (1794), Ivernois Geschichte der franz. Finanzadministration (1796, 97.), Mouniers Entwickelung der Ursachen, welche Frankreich gehindert haben, zur Freiheit zu gelangen (4 Thle. 1799). Das von ihm 1799 unternommene historische

Journal ist fast ganz von ihm verfaßt. Die wichtigsten Aufsätze desselben wurden ins Franz. übersetzt unter dem Titel: Essai actuel de l'administration des finances de la grande Bretagne (1801). Diese Schrift erhielt in England den Beifall von Pitt, Grenville, Windham, Vansitart u. a. m. — Seine Schrift von dem politischen Zustande von Europa vor und nach der franz. Revol. (1801) ward ins Englische übersetzt. Noch sind zu bemerken: seine Betrachtungen über den Ursprung und den Charakter des Kriegs gegen die franz. Revol. (1801). Sein Ruf führte ihn in die ersten Gesellschaften Berlins ein. Allein seine Grundsätze stimmten nicht mit dem damaligen System des preußischen Cabinets zusammen. Er ging daher im J. 1802 nach Wien, wo er als k. k. Hofrath bei der Staatskanzlei angestellt wurde. In demselben Jahre machte er eine Reise nach England, wo man ihn mit ausgezeichneter Achtung aufnahm. Als die Franzosen von Ulm gegen Wien vordrangen, ging er nach Dresden, wo er im Mai 1806 seine Fragmente aus der Geschichte des polit. Gleichgewichts von Europa (St. Petersburg 1806) herausgab. Die Vorrede dieser Schrift zeichnet sich durch politische Beredsamkeit aus. Nachher hielt er sich mit Bewilligung des wiener Hofes im Hauptquartiere des Königs von Preußen auf, bis zur Schlacht bei Jena. Dann kehrte er nach Wien zurück, und wurde vom Grafen Stadion, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, gebraucht. Er verfaßte 1809 das österreichische Manifest gegen Napoleon, und andre Staatsschriften. Auch der Nachfolger des Grafen Stadion, Fürst Metternich, trug ihm wichtige Geschäfte auf; u. a. die Abfassung des Manifestes 1813 von dem Beitritte Österreichs zur großen Coalition. Im Sept. 1814 ward er von den Ministern bei dem Congresse zu Wien einstimmig zum ersten Secretär bei demselben erwählt, und blieb es bis zum Schlusse des Congresses. Im Juli 1815 ward er in derselben Eigenschaft zu den Ministerial-Conferenzen nach Paris berufen. — Kein politischer Schriftsteller hat gegen das französische System so bündig geschrieben, als Genz. Man lese seine Authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Kriegs (1806), so wie seine Darstellung der Rechtmäßigkeit des österreichischen Kriegs gegen Frankreich (1805) wichtig für die Geschichte. Er ward daher von mehrern Höfen ehrenvoll ausgezeichnet. Der Kaiser von Österreich erhob ihn in den Adelstand, und der Kaiser von Rußland gab ihm 1814 den Alexander-Newsky-Orden. Dagegen hat ihn das Cabinet von St. Cloud mit Schmähungen überhäuft. — Über seinen Gehalt als Schriftsteller urtheilt ein Kenner folgendes: „So viel wir wissen, hatte Friedrich Genz sich noch nicht als Schriftsteller gezeigt, als er als Übersetzer des beredtesten, tiefsten Gegners der Revolution, der sich mit starkem brittischen Gemüth dem Strome verderblicher Meinungen entgegenwarf, und als Commentator Burke's auftrat. Seitdem hat er mehr, als ein anderer in Deutschland, die blühende, weithinwallende Schreibart seines Urbildes und mancher englischen Rhetoren sich eigen gemacht. Im Festhalten der einmal ergriffenen politischen Partei, in künstlicher Beleuchtung der Thatsachen zu einem politischen Zweck, in Geschicklichkeit, über manche Punkte einen sophistischen Schleier zu weben und dabei Tugend, Anständigkeit und Gesundheit des Urtheils feierlich in Anspruch zu

nehmen, ist er ihnen gleichfalls ähnlich geworden. An Stärke des Gemüthes stünde er vielleicht nicht so weit hinter ihnen, wenn er in einem Vaterlande, wie das ihre, geboren wäre und gewirkt hätte. Aus dem Gesichtspunkt der politischen Rhetorik muß man die Arbeiten von Genz schlechterdings betrachten, um nicht ungerecht gegen ihn zu seyn, und daß er sich in ihr zum Rang der Engländer erhob, in Deutschland, in seinen Verhältnissen, ohne irgend eine Gunst des Schicksals für Ausbildung der Art, da sie dem Britten hundertfältig zuströmt, ist kein geringer Ruhm seines Talents und seiner Anstrengung. Dieses sein wahrhaftes Verdienst scheint man aus Gründen, deren Entwicklung nicht hieher gehört, im Preußischen nicht genug geachtet zu haben; wenigstens ward Genz nicht seinem Talent angemessen im Staatsdienste befördert. Man scheint ihn richtiger im österreichischen Kaiserstaat gewürdigt zu haben, und ihn für die politische Rhetorik zweckmäßig zu brauchen. Ist das letzte Manifest Österreichs, als es der Coalition wider Frankreich beitrat, von ihm verfaßt, so hat er einen neuen Beweis gegeben, wie gut er verstehe, nach dem Gesichtspunkte, den Verhältnissen, der Würde eines Hofes, dessen Gesinnungen mit Anstand auszudrücken. Weit weniger erscheint Genz von einer glänzenden Seite, wenn man ihn als Historiker betrachtet. In dem historischen Journal, welches er herausgab, sind Betrachtungen über die Entwicklung Europa's in den letzten Jahrhunderten, und wiewohl ein geschichtliches Raisonnement durch Rhetorik manche Blöße verhüllen kann, blickt eine sehr mangelhafte Einsicht in die Historie durch jene Betrachtungen zum öftern durch. Sein biographischer Versuch über das Leben der unglücklichen Königin Maria von Schottland hat fast alle Fehler, die eine Biographie haben kann. Weitläufige Auseinandersetzung des schottischen Feudalwesens, bei welcher man fühlt, daß sich der Geschichtschreiber selbst erst dasselbe deutlich machen wollte, drückt so die Hauptgestalt, als die übrigen handelnden Figuren in einen Winkel. Von einer menschendarstellenden Kraft, wie von echter Composition des Historikers, ist keine Spur zu entdecken."

Geocentrisch, was sich auf den Mittelpunkt der Erde bezieht, oder von dem Mittelpunkt der Erde aus betrachtet wird. S. **Heliocentrisch**.

Geocyklische Maschine. Hierunter wird eine Zeichnung verstanden, die den beständigen Parallelismus der unter einem Winkel von $23\frac{1}{2}$ Grad gegen die Ebene der Ekliptik geneigten Erdachse angiebt.

Geodäsie, s. **Geometrie**.

Geoffrin (Madame). Diese mit allen geselligen Tugenden ausgestattete, durch Geist und Herz gleich ausgezeichnete Frau, welche 50 Jahre hindurch die feinsten und gebildetsten Cirkel der französischen Hauptstadt zierte, war im Jahre 1699 geboren, und schon in der Wiege verwais't. Ihre Großmutter erzog sie, und gewöhnte früh ihren Geist, richtig zu denken und zu urtheilen. Darauf ward sie die Gattin eines Mannes, von dem nichts mehr zu sagen ist, als daß sein Tod sie in den Besitz eines bedeutenden Vermögens setzte, welches sie theils dazu benutzte, Hülfsbedürftige zu unterstützen, theils einen auserlesenen Kreis gebildeter und ausgezeichneter Personen um sich zu versammeln. Die Wohlthätigkeit, die ihrem fein fühlenden Herzen Bedürfniß war, ist nie auf eine schönere und zartere Weise geübt worden; denn durch die Art, wie sie gab, wußte sie den Werth

der Gabe zu verdoppeln; keinen Leidenden ließ sie ohne Trost, und kein Opfer war ihr zu groß, wenn sie dadurch Schmerz in Freude verwandeln konnte. Ein besonneneres, durch Vernunft und Gerechtigkeit erleuchteteres Studium der Menschen hatte Madame Geoffrin gelehrt, daß dieselben mehr schwach und eitel als bös sind, daß man ihrer Schwäche nachsehen und ihre Eitelkeit ertragen müsse, damit sie wieder die unsern ertragen. Ihr Wahlspruch war daher: Geben und Vergeben. Die Leidenschaft, zu geben, die das Bedürfniß ihres ganzen Lebens ausmachte, war mit ihr geboren, und ließ ihr von frühester Jugend auf keine Ruhe. Schon als Kind, wenn sie einen Bettler aus ihrem Fenster sah, warf sie hinab, was sie eben zur Hand hatte, ihr Brot, ihre Wäsche, selbst ihre Kleider, und weder Scheltworte noch Strafen änderten sie. Sie wünschte ihre Wohlthätigkeit durch die Hände ihrer Freunde fortzusetzen. Man wird sie segnen, sagte sie, und sie werden mein Andenken segnen. So setzte sie einem Freunde, der unbegütert war, eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres aus. Wenn sie reicher werden, sagte sie, so spenden sie das Geld mir zu Liebe, wenn ich es nicht mehr kann. Dem Danke wich diese seltene Frau auf das sorgfältigste aus, ja sie pflegte den Undankbaren oft eine scherzhafte Lobrede zu halten. Man ist nicht gerecht gegen sie, sagte sie, und schätzt sie nicht nach Verdienst. La Harpe sagt von ihr: „Madame Geoffrin hat weder Geburt noch Titel: sie ist die Witwe eines Besitzers einer Spiegelmanufactur, und hat etwa 40,000 Livres jährlicher Renten, aber Ordnung und Ökonomie verdoppeln diese mäßige Einnahme. Ihr Haus ist der Sammelplatz des Talents und Verdiensts aller Art geworden; ihre Gesellschaft wird gesucht, weil die berühmtesten Männer daselbst gefunden werden." Man kann noch hinzusetzen, daß ihr Haus der Sitz des guten Tons war; denn alle Künste, alle Talente, alle Stände, gebildete Geister aller Arten fanden bei ihr Zutritt, und vereinigten und mischten ihre Ideen und Meinungen. Niemand konnte prädominiren; selbst die Dame vom Hause strebte nach keiner Art von Übergewicht, sie war nur liebenswürdig und den Cirkel belebend. Der Abbé de St. Pierre sagte ihr, als sie ihn eines Abends nach einem langen Gespräche mit den Worten entließ: „Vous avez été charmant aujourd'hui," die bekannte und verdiente Galanterie: „Je ne suis qu'un instrument, Madame, dont vous avez bien joué." „Man fragt oft, fährt La Harpe fort, ob diese Frau, die mit so geistreichen Personen umgeht, selbst geistreich ist; das eben nicht, aber sie hat einen gesunden Verstand, und eine weise Mäßigung liegt in ihrem Charakter. Sie hat jene gefällige Artigkeit, die man nur im Umgang erwirbt, und Niemand hat einen richtigern Tact für das Schickliche." Unter den vielen Fremden, denen sie wichtige Dienste erwies, war der ausgezeichnetste der Graf Poniatowsky, nachmaliger König von Polen. Er machte ihr seine Thronbesteigung mit den Worten bekannt: Maman, votre fils est roi, und lud sie zu sich nach Warschau ein. Als sie im Jahre 1768 auf ihrer Reise dahin nach Wien kam, fand sie bei dem Kaiser und der Kaiserin den schmeichelhaftesten Empfang. Die Kaiserin, die ihr einst zu Wagen mit ihren Kindern begegnete, ließ sogleich halten und stellte ihr dieselben vor. Bei ihrer Ankunft in Warschau fand sie daselbst ein Zimmer, dem vollkommen ähnlich, welches sie in Paris zu bewohnen pflegte. Mit den ausgezeichnetsten Ehren überhäuft, kam sie nach Paris zurück und starb daselbst im Jahre 1777. Drei ihrer Freunde, Thomas, Morellet und d'Alem-

bert, haben ihrem Andenken Schriften gewidmet, die noch jetzt ein so lebhaftes Interesse erwecken, daß sie ganz neulich nebst der kleinen Abhandlung der Madame Geoffrin sur la Conversation wiedergedruckt worden sind. Um mit einem Worte den verschiedenen Charakter jener drei Schriftsteller zu bezeichnen, hat man gesagt, daß der erste reflectirt, der zweite erzählt und der dritte geweint habe. (Vergl. im 5ten Bande Ludwigs XV. Zeitalter und im 3ten den Art. Espinasse.) M.

Geoffroy (Julien-Louis), einer der berühmtesten Theater-Aristarchen Frankreichs. Er wurde 1743 zu Rennes geboren, machte in den Schulen der Jesuiten seine Studien und sah sich ohne Aussicht, als die große Catastrophe für diesen Orden eintrat. Er wurde darauf Erzieher in dem Hause eines reichen Privatmannes, und da er hier oft Gelegenheit fand, das Schauspiel zu besuchen, so entwickelte sich seine Neigung für dasselbe. Diese Neigung veranlaßte ihn, die Schauspielkunst, ihre Regeln, den Werth der Schauspiele, den Geist der Dichter und die Talente der Schauspieler zu erforschen und zu studiren. Um zu einer tiefern Einsicht des Wesens der dramatischen Kunst zu gelangen, schrieb er selbst eine Tragödie, Cato's Tod, im Grunde aber nur zur Übung. Er überreichte das Stück der Theaterdirection, es wurde angenommen, und Geoffroy erhielt freien Eintritt; dies war's, was er wünschte; die Aufführung des Stückes selbst hat er nie betrieben, vielmehr es gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Um ihn zu necken, ließ man in der spätern Zeit sogar ein Stück, Cato's Tod, unter seinem Namen drucken, als dessen Verfasser Cubières Palmezeaux genannt wird. Bisher hatte Geoffroy vom Unterrichte gelebt, jetzt suchte er bei der Universität angestellt zu werden. Er concurrirte von 1773 drei Jahre hinter einander bei dem alljährlich ausgestellten Preis der lateinischen Beredsamkeit, und erhielt ihn dreimal, so daß man sich genöthigt fand, das Gesetz zu machen, daß ein und derselbe nur dreimal diesen Preis gewinnen könne. Bei der Bewerbung um den Preis, den die französische Akademie für die beste Lobrede auf Carl V. ausgesetzt, und den Laharpe gewonnen hatte, wurde seiner Arbeit ehrenvoll gedacht. Jetzt betrat Geoffroy die Bahn, auf der er großen Ruhm sich erwarb. Die Erben der Année littéraire suchten einen Mann, der Frérons Stelle würdig auszufüllen und den Credit dieses berühmten kritischen Blattes aufrecht zu erhalten im Stande wäre, und wählten dazu Geoffroy, der seit kurzem Professor der Beredsamkeit an dem Collegium Mazarin geworden war und für den geschicktesten Professor der Rhetorik galt. Er übernahm diese Zeitschrift im Jahre 1776 und erhielt sie bis zwei Jahre nach dem Ausbruche der Revolution. In diesen 15 Jahren bereicherte er sie mit geistreichen, gehaltvollen und interessanten Artikeln über Philosophie, Moral und Literatur. Sein Styl ist rein, klar und gedrungen, und was er schrieb, zeugt von Geschmack, Kenntniß der classischen Literatur, und dem Bestreben, die Leser mehr zu belehren, als zu zerstreuen. Die Revolution, deren anarchische Grundsätze Geoffroy bekämpfte, machte diesen friedlichen Beschäftigungen ein Ende; er unternahm mit dem Abbé Royou eine andere Zeitschrift: l'Ami du Roi, allein bald wurden das Journal und die Herausgeber proscribirt. Geoffroy flüchtete sich aufs Land, und lebte da als Lehrer der Bauernkinder verborgen bis zum Jahre 1799, wo er wieder nach Paris zurückkehrte. Im Jahre 1800 übernahm er die Beurtheilung der Schauspiele im Journal des Débats, und betrat so unter den günstigsten

Verhältnissen eine neue Laufbahn, die ihn wahrhaft berühmt machte. Seit mehr als zehn Jahren hatten falsche Ansichten in der Philosophie wie in der Moral, in der Politik wie in der Literatur eine unselige Verwirrung hervorgebracht; alle Grundsätze waren vergessen, sie erschienen als neue Entdeckung da, wo sie wieder aufgestellt wurden. Es war ein großer Vortheil für die Kritik, wieder untersuchen zu dürfen, was schon hundertmal untersucht worden, von alter und neuer Literatur zu sprechen, als wenn sie noch nicht da gewesen wäre. Doch bedurfte es in diesem verwegenen Kampfe eines versuchten und tüchtigen Kämpfers, und dieser Kämpfer war Geoffroy. Er untersuchte mit Scharfsinn, und schonte die Grundsätze der Neuern nicht; diese ergrimmten, beleidigten, denuncirten ihn; aber er ließ sich nicht abschrecken, jeden Morgen erschien er mit neuen Raisonnements und neuen Persiflagen. Nicht immer blieb er in den Schranken der Mäßigung; seine Sarkasmen waren oft zu bitter, seine Scherze zu unzart. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß Geoffroy gerecht zu seyn wußte, wenn er es wollte, und er wollte es fast immer. Er hatte der Feinde viele, denn er hatte es mit der Eitelkeit der dramatischen Dichter, und der Schauspieler zu thun; aber er hatte auch Freunde, die seinem Scharfsinn, seinen Kenntnissen und Talenten Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und seine ungeheuere Fruchtbarkeit bewunderten, die in einer so beschränkten Gattung immer neue Hülfsquellen zu finden wußte. Wenn man auch zuweilen nicht mit seinen Grundsätzen einverstanden war, so langweilte man sich doch nie. Ungeachtet er eine Beschäftigung auf sich genommen hatte, die seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, so fand er dach noch Zeit, 1808 einen Commentar zu Racine in 7 Bänden bekannt zu machen. Wenn in diesem Commentar die Poesie des großen Dichters auch nicht tief genug ergründet ist, so hat er doch große Verdienste, insbesondere durch die vortrefflichen Übersetzungen von mehreren Fragmenten, ja von zwei vollständigen Tragödien der Alten. Geoffroy besaß ein ausgezeichnetes Talent zum Übersetzer, und es ist zu bedauern, daß er nicht mehr als den 1801 erschienenen Theokrit übersetzt hat. Er starb zu Paris in seinem 74sten Jahre, den 26sten Februar 1814.

Geogenie ist eine griechische Benennung für die Lehre von der Entstehung und uranfänglichen Bildung unsrer Erde. Vergl. Geologie.

Geognosie, Geognostik ist die griechische Benennung für die Wissenschaft von der Beschaffenheit unsers Erdkörpers der Erzeugung seiner Bestandtheile, der verschiedenen Mischungen und Verhältnisse derselben.

Geographie, Erdkunde, Erdbeschreibung, enthält die Darstellung des Zustandes und der Beschaffenheit unsers Weltkörpers, der Erde. Bisweilen wird der Ausdruck Geographie auch im engern Sinne genommen als Darstellung von dem Zustande und der Beschaffenheit eines Theils unserer Erde, z. B. Geographie von Europa, Rußland, Preußen, Sachsen u. s. w. Da nun unsere Erde betrachtet werden kann entweder als ein Weltkörper im Verhältniß zu andern Weltkörpern oder als ein Körper von eigenthümlichen Bestandtheilen, Beschaffenheiten und Erscheinungen, der zugleich ein Wohnplatz von Wesen verschiedener Art ist, oder als ein Wohnplatz freier Vernunftwesen, die sich in seine Oberfläche getheilt haben, und durch deren Macht er mannichfaltige Veränderungen erleidet; so geht daraus eine dreifache Eintheilung der Geographie hervor: in die mathematische, physikalische und politi-

sche. Die beiden ersten zusammen nennt man auch die allgemeine Geographie. Die mathemathische Geographie ist eigentlich ein Theil der angewandten Mathematik und wird in einem eigenen Artikel im 6ten Bande ausführlicher abgehandelt. Die physikalische Geographie befaßt unter sich 1. die Geistik mit ihren verschiedenen Theilen (s. Geistik), 2. die hydroistische Geographie, welchelche handelt a) von den Meeren (Tiefe, Farbe, Temperatur, Bewegungen, Boden, Dünen, Klippen, Untiefen, Sandbänken, Barren), und b) von dem Landgewässer, den Quellen (Ausfluß, Gehalt, Temperatur), Strömen, Flüssen (Ursprung, Richtung, Wasserfälle, Mündungen u. s. w.), Landseen; 3. meteorologische Geographie, a) vom Luft- und Äthermeere, b) von den Regionen der Atmosphäre, c) von der Lufttemperatur, (Abweichungen der Schnee-Gränzlinie in verschiedenen Climaten), d) von den Luftbewegungen, Winden, Passat-, Strich-Winden, e) von den Lufterscheinungen; 4. Producten-Geographie, a) zoologische, b) botanische, c) mineralogische; 5. anthropologische Geographie. In der politischen Geographie betrachtet man darauf die Erde als einen Inbegriff von Wohnplätzen vernünftiger Wesen, nach den verschiedenen Verhältnissen und Bedingungen ihrer Ausbreitung über den Erdboden und ihres Nebeneinanderseyns auf demselben in einzelnen größern oder kleinern gesellschaftlichen Verbindungen. So gründlich und vortrefflich nun auch besonders seit Büsching diese politische Geographie behandelt worden war; so hatte sie doch zu vieles in ihre Mitte gezogen, was ausschließend der Statistik angehört, die freilich erst in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts in einer selbstständigen wissenschaftlichen Form ausgearbeitet wurde. Da nun die Statistik als Wissenschaft, welche die gegenwärtige innere und äußere Form der Staaten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellt, genau von der Geographie, welche ihr vorantritt, unterschieden, und im Vortrage selbst getrennt werden muß; so war es allerdings von hoher Wichtigkeit, die Gränzlinie zwischen der politischen Geographie und der Statistik genau zu ziehen, und aus der Geographie alles zu entfernen, was bloß der Statistik angehört. Denn, wenn die Statistik den einzelnen Staat als ein in sich zusammenhängendes Ganzes mit steter Hinsicht auf Staatsrecht, Staatswirthschaft und Politik schildert, weil nur nach dem Maasstabe dieser Wissenschaften die Verfassung, die Verwaltung und das politische Verhältniß des einen Staats zu den übrigen Staaten mit Sicherheit entwickelt werden kann; so hängt die Geographie ausschließend am Locale. Sie stellt das Einzelne dar, wo sie es findet; sie durchgeht die einzelnen Departemente, Kreise und Provinzen der Staaten und Reiche, und charakterisirt die natürlichen Verhältnisse des Bodens, die Berge, die Flüsse, die Städte, die wichtigsten (oder sämmtliche) Dorfschaften, die verschiednen Nahrungs- und Erwerbszweige, und die einzelnen Merkwürdigkeiten, durchgehends nach dem Locale. Wenn also die Statistik die Bevölkerung des Staats in einem besondern Abschnitte behandelt und zu einer deutlichen Übersicht zusammenstellt, so gibt die Geographie die Bevölkerung der einzelnen Provinzen, Städte und Ortschaften an, wo sie diese in topographischer Ordnung aufführt. Wenn die Statistik unter den Rubriken: Justizverwaltung, Finanzverwaltung, öffentliche Lehranstalten u. s. w., die gesammten Justiz- und Finanzdicasterien und untergeordneten Behörden, so wie die gesammten Universitäten und

Gymnasien zu einer Totalübersicht über dieselben in einem ganzen Staate zusammenstellt; so nennt die Geographie bei den einzelnen Orten, die sie in der Aufeinanderfolge der Provinzen entwickelt, die Dicasterien oder Institute, welche daselbst vorhanden sind. Wenn die Statistik die gesammten Einwohner eines Landes nach ihrer Abstammung, nach ihrer Thätigkeit und Cultur, nach ihren bürgerlichen Abstufungen, und nach ihren Sitten, nach ihrer Religion u. s. w. zusammenstellt; so führt die Geographie bei den einzelnen Orten und Provinzen die verschiedenen Bewohner (Deutsche, Slaven, Finnen ꝛc. — Christen, Juden, Mohammedaner — Adlige, Geistliche, Bürger, Landleute ꝛc.) auf. Wenn die Statistik die gesammte Oberfläche und den Boden eines Staats nach seiner Beschaffenheit und Verschiedenheit verzeichnet; so gedenkt die Geographie bei jeder besondern Provinz der Eigenthümlichkeiten ihres Bodens. Wenn die Statistik die gesammten Gebirge eines Staates nach ihrer Höhe und nach ihrer Ausdehnung gruppirt, so nennt die Geographie die einzelnen Berge da, wo sie in den Provinzen oder Ämtern angetroffen werden. Wenn die Statistik die gesammten Waldungen, das gesammte Flußsystem eines Staates darstellt, so gedenkt die Geographie der einzelnen Wälder und Flüsse nach ihrem Locale in den Provinzen. Wenn die Statistik die Producte des Pflanzen-, Thier- und Mineralreichs, so wie die Producte der Industrie und die Resultate des Handels in einem Staate zu einer lichtvollen Gesammtübersicht vereinigt; so führt die Geographie an Ort und Stelle die wichtigsten Erzeugnisse des Bodens oder des menschlichen Fleißes auf, und bezeichnet die einzelnen Fabrik-, Manufactur- und Handelsstädte. Wäre immer diese Gränzbestimmung zwischen Statistik und Geographie festgehalten worden; so würde die Vermischung beider Wissenschaften vermieden worden seyn. Man entlehnte aber aus den eigentlichen statistischen Notizen für die Geographie wahrscheinlich nur deßhalb so viel, um diese für den Jugendunterricht interessanter, oder die Handbücher derselben für die Bedürfnisse der Leser aus verschiedenen Ständen und Volksclassen genießbar und reichhaltiger zu machen. Dieses Mißverhältniß in den geographischen Hand- und Lehrbüchern, und die fortdauernden Veränderungen in dem politischen Zustande der europäischen Staaten und Reiche, welchen selbst die in kurzer Zeit einander verdrängenden Lehrbücher der Geographie, und die wiederholten Auflagen oder Ausgaben derselben nicht immer schnell genug folgen, und den jedesmaligen neuesten Zustand der politischen Geographie bestimmt darstellen konnten, veranlaßte mehrere denkende Männer, nach Gatterers früherer Andeutung, eine sogenannte reine Geographie vorzuschlagen und auszuführen, in welcher man die natürliche Beschaffenheit des Erdbodens, nach seinen Meeren, Bergketten und Flüssen, als Basis der Geographie behandelte, sie als Princip der Eintheilung der Erdoberfläche festhielt, und die Wissenschaft selbst nach diesem Maasstabe vollständig durchführte. Ob nun gleich diese Behandlung der Geographie durch die Einfachheit ihres Princips und durch ihre genaue Sonderung von der Statistik sich empfiehlt; so dürfte sie doch, besonders wenn sie beim Jugendunterrichte die einzig gültige werden sollte, die Lücken nicht ersetzen, welche nothwendig aus der gänzlichen Verdrängung der wohlverstandenen politischen Geographie entstehen müßten. Auch sind die in dieser Hinsicht gemachten Versuche im Ganzen zwar nicht mißlungen, aber noch nicht hinreichend begründet und erschöpfend durchgeführt. Die po-

litische Geographie kann sich natürlicher Weise nicht in allen Zeitaltern gleich sehen; man theilt sie daher historisch in die alte, mittlere, neue und neueste ein. Im weitern Sinne umschließt die alte Geographie nicht allein die Darstellung des Zustandes der historisch bekannten Erde und ihrer Bewohner seit der ersten beglaubigten historischen Kunde bis zum Umsturze des römischen Westreichs, sondern auch die einzelnen Spuren der dahin gehörenden Nachrichten in den mythischen Zeitaltern. In ihren Umfang gehören alle Völker des Alterthums. Die mittlere Geographie, welche mit dem Umsturze des römischen Westreichs anhebt, reicht herab bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils, Amerika (von 476—1492). Die neuere Geographie umfaßt die Periode von der Entdeckung Amerika's bis auf das Jahr 1789, und die neueste die Zeit von 1789 bis jetzt.

Geographie — Geschichte und Literatur derselben. Es begreift sich leicht, daß Geographie als Wissenschaft sich nur sehr langsam entwickeln konnte. Sieht man auf die Darstellung der Geographie in jenen verschiedenen Zeiträumen, so kann man die Geschichte derselben als Wissenschaft ebenfalls in mehrere Perioden abtheilen: 1. mythische Periode von der ältesten Zeit der Tradition bis auf Herodot. Quellen sind hier Moses, Homer und Hesiod. Das meiste ist dunkel und unsicher, der Nachrichten nur wenige, und mehr chorographisch als geographisch. 2. Periode des einzelnen Sammelns von Herodot bis Eratosthenes 270 J. v. Christus. Hanno, Scylax, Pytheas, Aristoteles, Dikäarchus liefern von einzelnen Ländern interessante Beschreibungen. 3. Systematische Periode von Eratosthenes bis Claudius Ptolemäus 161 J. n. Christus. Polybius, Hipparchus, Artemidorus, Posidonius, Strabo, Dionysius Periegeta, Pomponius Mela, Plinius gehören hieher. 4. Geometrische Periode von Ptolemäus bis Nic. Copernicus 1520 J. n. Christus. Länge und Breite der Örter werden bestimmt. Man kann hier unterscheiden a) die Zeit vor den Arabern (Pausanias, Marcianus, Agathemerus, Peutingerische Tafel, Kosmas); b) Zeit seit den Arabern vom J. 800 n. Chr. (Al-Marun, Abu Ischak, Scherif Edrisi, Nassir-Eddin, Abulfeda, Ulugh-Begh. Der einzige christliche Geograph ist Guido von Ravenna). 5. Echtwissenschaftliche Periode von Copernicus bis auf uns. Man findet hier genauere astronomische Bestimmungen, zweckmäßige Berichte von Reisen zu Wasser und zu Lande, genauere und zweckmäßigere Topographien, bestimmtere Ländermessungen und Angabe des Flächeninhalts nach Quadratmeilen, und zweckmäßigere geographische Systeme und Lehrbücher. Auch ist erst in diesen Zeiten der Versuch einer systematischen Geographie des Alterthums mit einigem Erfolg unternommen worden, doch im Ganzen mehr für die Bearbeitung der alten, als der mittleren Geographie geschehen. Christoph Cellarius brach hier eigentlich die Bahn. Seine Schrift erschien zuerst zu Leipzig 1686 in Duodez: Geographia antiqua ad veterum Historicorum faciliorem explicationem apparata. Umgearbeitet zu einer Quartausgabe führt sie den Titel: Notitia orbis antiqui (2 Thle., Leipzig 1701). Die neueste Ausgabe ist vom Jahre 1773. Darauf schrieb Johann David Köhler eine Anleitung zu der alten und mittlern Geographie mit 37 Karten in drei Bänden, Nürnb. 1730 ff. 8. Das Handbuch der alten Geographie von d'Anville, in fünf Theilen, erhielt seine höhere

Brauchbarkeit in der neuen Ausgabe, welche von mehrern deutschen Gelehrten trefflich bearbeitet und reichlich ausgestattet wurde, (Nürnberg 1800 ff. 8.) Der erste und zweite Theil enthält Europa von Heeren; der dritte Theil Asien von Bruns; der vierte Theil Afrika von Bruns und Paulus, und der fünfte Theil die mittlere Geographie. Zu diesem schätzbaren Werke gehört ein sehr brauchbarer Atlas von 12 Karten in Folio. Noch unvollendet, aber mit sorgfältigem Fleiß und Quellenstudium ward von Konrad Mannert bearbeitet die Geographie der Griechen und Römer, aus ihren Schriften dargestellt, bis jetzt sieben Theile (doch besteht der sechste aus drei starken Bänden), Nürnberg 1788—1812. 8. Sehr brauchbare Untersuchungen über Gegenstände der alten Geographie enthalten Heerens Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. In der neuen Auflage dieses Werks enthält der erste Theil Asien; der zweite Theil Afrika; die erste Abtheilung des dritten Griechenland (Götting. 1804—1812, 8.) Anwendbar beim Jugendunterricht ist Funke's Atlas der alten Welt, bestehend aus zwölf Karten mit erklärenden Tabellen; Weimar 1800, 4., und für den ersten Anlauf ausreichend: Nitsch Wörterbuch der alten Geographie, herausgegeben von Höpfner, Halle 1794, 8. Die gesammte Geschichte der Geographie, bis herab zum Jahre 1800, umfaßt in einer faßlichen Gesammtübersicht Malte Bruns Geschichte der Erdkunde, aus dem Französischen herausgegeben mit Zusätzen von E. A. W. v. Zimmermann, zwei Abtheilungen, Leipzig 1812, 8. Doch ist durch das Werk von Malte Brun Sprengels Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen bis zur Ankunft der Portugiesen in Japan (2te Auflage, Halle 1792, 8.) nicht entbehrlich gemacht worden. Noch fehlt es an einem mit Kritik und umschließender Gelehrsamkeit geschriebenen Werk über die mittlere Geographie; denn Christoph Junkers Anleitung zur Geographie der mittlern Zeiten (Jena 1712, 4.) macht jenes Bedürfniß erst recht fühlbar. Für die vergleichende Geographie haben die Schriften von Gosselin und Mentelle Werth. Die neue Geographie, so unvollkommen auch ihre Bearbeitung und so unsicher ihre damalige Basis war, gewann doch bereits in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts durch Hübners vollständige Geographie, die viele Auflagen erlebte; durch des Rector Hager geographische Schriften, und durch die in 16 Theilen fleißig zusammengestellte neue europäische Staats- und Reisegeographie (Leipzig und Görlitz 1750, ff. 8.). Der Vater und Begründer der wissenschaftlichen Bearbeitung der Geographie ward aber Anton Friedrich Büsching, dessen neue Erdbeschreibung zum erstenmal im Jahre 1754 zu Hamburg erschien. Die neueste achte Auflage dieses classischen Werks ist vom Jahre 1787, und enthält im Ganzen elf Bände. Freilich ist dasselbe, nach den großen Veränderungen der neuesten Zeit, nicht ganz mehr in seiner damaligen Gestalt brauchbar; auch hat es für ein geographisches System zu viele Beimischungen aus der Statistik, und ist in Hinsicht des Planes und der Folge nicht geordnet genug. Obgleich eine völlig neue Bearbeitung dieses Werks von der Verlagshandlung angekündigt worden ist; so ist von dieser doch nur die Geographie von Portugal von Ebeling, und die von Schweden von Rühs, so wie Amerika (aber noch unvollendet) in sieben Theilen von Ebeling, Afrika von Hartmann, und die Fortsetzung von Asien von Sprengel und Wahl erschienen. In Verbindung mit

der Geschichte der dargestellten Länder und Provinzen behandelte die Geographie, doch auch mit zu vieler Einmischung von statistischen Notizen, Normann in seinem geographischen und historischen Handbuche der Länder-, Völker- und Staatenkunde, von welchem aber seit 1785 bloß Deutschland in fünf Abtheilungen, und die Schweiz in vier Abtheilungen erschienen sind. Ein vollständiges Handbuch der neuesten Erdbeschreibung begann Gaspari im Jahre 1797, welches in der ersten Abtheilung des ersten Bandes die mathematische, physische und politische Geographie überhaupt, in der zweiten Abtheilung den österreichischen, bayrischen, schwäbischen und fränkischen Kreis, in den beiden Abtheilungen des zweiten Bandes größtentheils das übrige Deutschland, und in der ersten Abtheilung des vierten Bandes Portugal, Spanien und Frankreich (von Ehrmann bearbeitet) enthält. Noch restirt der dritte Band, und die Fortsetzung von der zweiten Abtheilung des vierten Bandes an. Nach einem nicht so ausführlichen Plane, aber zweckmäßig angelegt, und nur nicht beendigt, war Friedrich Gottlieb Canzlers Abriß der Erdkunde nach ihrem ganzen Umfange zum Gebrauche bei Vorlesungen, in drei Theilen, Göttingen 1791. ff. 8. In compendiarischer Form lieferte Gatterer die ersten geographischen Werke mit kritischem Geiste in seinem Abrisse der Geographie, Göttingen 1775, 8. und in einem kurzen Begriffe der Geographie, in zwei Theilen, Göttingen 1789, 8. (Neue Auflage, 1793. 8.). Für den Vortrag der Geographie auf Akademien und Gymnasien sorgte Fabri in seinem Handbuche der neuesten Geographie in zwei Theilen, und für niedere Schulen in seinem Abrisse der Geographie. Sein großes geographisches, mit vielem Fleiß eröffnetes Werk: Geographie für alle Stände, hat bis jetzt bloß die allgemeine Erdkunde und den größten Theil Deutschlands, nach der ehemaligen Kreiseintheilung in fünf starken Octavbänden (Leipzig 1786—1808) dargestellt. In der Folge sorgte Gaspari durch zwei Lehrbücher der Geographie für den ersten und zweiten Cursus dieser Wissenschaft beim Jugendunterrichte (Weimar seit 1792) für die bessere Methode in der Behandlung derselben, besonders da mit jedem Cursus ein besonderer, auf die Fähigkeiten der Zöglinge berechneter, Schulatlas ausgegeben ward. Mit Rücksicht aber auf die neuesten Veränderungen und Umbildungen bearbeitete Professor Stein in Berlin sein Handbuch der Geographie nach den neuesten Ansichten, welches für Vorträge auf Schulen und Akademien in zwei Theilen 1808 (Leipzig) und in einer zweiten Auflage 1811 (doch mit dem veränderten und etwas unzweckmäßigen Titel: Handbuch der Geographie und Statistik) erschien. Im Jahre 1817 erschien von diesem trefflichen Werke die dritte, völlig umgearbeitete, Auflage in drei Theilen, welche als Handbuch für gebildete Stände alle billige Ansprüche befriedigt. Von dem Auszuge aus diesem Werke für den Jugendunterricht ist bereits im Jahre 1817 die achte Auflage erschienen. — Von Hassels vollständigem Handbuche der neuesten Erdbeschreibung und Statistik sind bis jetzt bloß die beiden Abtheilungen des ersten Bandes, Berlin 1816 ff. erschienen. Dieses Werk vereinigt Geographie und Statistik, ist sehr sorgfältig bearbeitet, und scheint die Bestimmung zu haben, nach seiner Ausführlichkeit an Büschings Stelle zu treten. In den meisten genannten Handbüchern und Compendien der Geographie ward in der Einleitung die mathematische und physikalische Erdbeschreibung in einer mehr oder weniger gedrängten Übersicht vorausgeschickt. In einer selbstständigen Form behandelten aber auch die mathe-

matische Geographie zweckmäßig: Walch in seiner Einleitung in die mathematische Geographie, ein Lehrbuch für die Jugend, 3te Auflage, Göttingen 1807, 8. Joh. Tob. Mayer in seinem Lehrbuche über physische Astronomie, Theorie der Erde und Meteorologie; Göttingen 1805, 8., und Schmidt in seinem Lehrbuche der mathematischen Geographie, Leipzig 1810, 8. Eben so ward die physikalische Erdbeschreibung isolirt behandelt von Friedr. Wilh. Otto in dem Systeme einer physischen Erdbeschreibung nach den neuesten Entdeckungen, Berlin 1800, 8., von J. Ernst Fabri in seinem Abrisse der natürlichen Erdkunde, Nürnberg 1800, 8., und in Kants physischer Geographie, herausgegeben von Rink, in zwei Theilen, Königsberg 1802, 8. Zu der sogenannten reinen Geographie hatte bereits Gatterer in dem kurzen Begriffe der Geographie die ersten Grundlinien gezogen. In der neuesten Zeit verfolgten diese Ansicht: Zeune, in der Gea (Berlin 1808), welche im Jahre 1811 in einer zweiten Auflage mit der veränderten Schreibart: Göa, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung, erschien; Kaiser, in dem Lehrbuche der Länder- und Staatenkunde, auf eine einfachere Methode gebaut, (München 1810, 8.); Stein, in seiner Geographie für Real- und Bürgerschulen nach Naturgränzen (Leipzig 1811, 8.); Hommeyer, in der reinen Geographie von Europa (Königsberg 1812, 8.), und Kunz, in dem Lehrbuche der reinen Geographie (Tübingen 1812, 8.). Von den neuesten geographisch-statistischen Wörterbüchern sind die schätzbaren Werke von Winkopp und Ehrmann (fortgesetzt von Schorch) nicht beendigt worden. Der alte Hübner erschien zwar 1804 vollständig in einer neuen Auflage: neues Staats-, Zeitungs- und Conversationslexicon; wie vieles hat sich aber seit 1804 verändert! Deßhalb scheint das Jägersche geographisch-historisch-statistische Zeitungslexicon, in der neuen Bearbeitung von Mannert (3 Theile, 8. und Nachträge zum ersten und zweiten Bande) wegen seiner Reichhaltigkeit und weil es vollendet ist, unter den Werken, welche den Zustand Europens bis zum Jahre 1813 schildern, den Vorzug zu verdienen. Für die gegenwärtigen Verhältnisse dient als ausreichend für den ersten Anlauf: Hassels allgemeines geographisch-statistisches Lexicon, in zwei Theilen, beendigt. Weimar 1817, 8. Steins Zeitungs-, Post- und Comptoirlexicon in 2 Theilen (Leipzig 1811) ist im Ganzen zu flüchtig gearbeitet, doch ist von demselben ein größeres Lexicon in 4 Theilen, nach den gegenwärtigen Verhältnissen, angekündigt. Unter den Handbüchern für Reisende ist das französische und deutsche Werk von Reichard (Guide des Voyageurs en Europe und der Passagier auf der Reise in Deutschland, in der Schweiz, zu Paris und Petersburg) welches viele Ausgaben erlebt hat, das vorzüglichste; doch wird man auch Becks practisches Handbuch für Reisende durch Europa und Nordasien (Leipzig 1810, 2 Thle.) gebrauchen können. Q.

Geologie ist die Lehre von der Bildung der Oberfläche der Erde. Überall, wo wir hinsehen, finden wir Spuren von Zerstörung und Umänderung. Hier liegt Sand, dort Lehm, wo anders liegen Steine über und unter einander, und zwar nicht horizontal, wie solche Schichten sich im ruhigen Zustande im Wasser niederschlagen, sondern auf die mannichfachste Weise schief und gebrochen und zerstückelt. Kommt man nun vollends ins Gebirge, so sieht man die Steinschichten größtentheils auf den Köpfen stehen, Wasserpflanzen finden sich in den Bergen, und Seethiere hoch in den Alpen. Alles dieses deutet auf gewaltsame Revolutionen, so in frü-

hern Zeiten auf der Erde Statt gefunden haben, aber es ist schwer, in diesem zusammengerüttelten Schriftkasten zu lesen und zu sagen: wie alles gewesen, ehe er zusammen gerüttelt worden, und welche Ursachen obgewaltet, so dieses veranlaßt. Dieses ist das Geschäft der Geogenie. Lichtenberg zählte schon 56 verschiedene Systeme der Geogenie auf, und seit der Zeit mögen noch vielleicht etliche 20 neue dazu gekommen seyn, die alle in gleichem Grade unhaltbar sind. Man würde sich den Weg bei diesen Untersuchungen sehr abgekürzt haben, wenn man gleich von Anfang alle die mathematischen Bestimmungen zum Grunde gelegt, die vorhanden waren, und wenn man sich zuerst an die großen Hauptphänomene gehalten, ohne sich auf die Erklärung der neuen Phänomene einzulassen, bis jene im Klaren. Hierhin gehört z. B., daß das specifische Gewicht der ganzen Erdkugel fünfmal so groß ist wie das specifische Gewicht des Wassers, das specifische Gewicht des Granits ist aber noch nicht dreimal so groß, folglich kann das Innere der Erde nicht aus Granit bestehen, wie in der Hälfte aller Geologien gelehrt wird. In der Schweiz sieht man so recht die großen Trümmer der Vorzeit, die als hohe Gebirgszüge sind stehen geblieben, besonders wenn man auf dem Col de Balme steht, und von der einen Seite das walliser Thal hinaufsieht, und von der andern das Chamonny-Thal herunter, und man die Montblanc-Kette und die walliser Kette nun mit einem Blick übersieht. Man sieht dann, daß dieses in der Vorzeit ein Damm gewesen, von 15,000 Fuß Höhe. Und in diesem Damme stehen alle Schichten senkrecht. Diese senkrechte Stellung der Schichten ist das merkwürdigste, da man in einer Breite von 10 Meilen immer über die Köpfe gehen kann. Und doch haben alle, als sie sich gebildet, horizontal gelegen. Welche Kraft hat damals gewirkt, die stark genug war, uns eine 10 Meilen dicke Granitrinde zu sprengen, und senkrecht zu stellen? — Man sieht hier, daß der Granit wirklich wohl bis auf eine Tiefe von 10 Meilen gehen kann. Es scheint, daß damals, als sich die Erde gebildet, die Oberfläche am ersten erhärtet und erkaltet ist, und daß diese eine feste Kruste um das Innere gebildet, welches damals noch weich und flüssig war. Als dieses auch immer mehr erkaltete und sich zusammenzog, trennte es sich von der bereits verhärteten Rinde, die sich nicht mehr zusammenziehen konnte, weil sie schon fest war. Es entstand nun eine große Abtheilung rund um die Erde, bei welcher eine Rinde von vielleicht 10 Meilen Dicke stehen blieb, dann eine Kluft von ein Paar Meilen kam, und dann der Kern der Erde. Vielleicht kam auch vorher noch eine zweite Rinde, dann wieder eine Kluft, und dann erst der Kern der Erde. Daß sich so etwas bei der Bildung der Planeten ereignen kann, das sehen wir am Saturn. Bei dem haben sich mehrere solcher Rinden gebildet (so wie Zwiebelschalen), und diese sind nachher eingebrochen und auf den Kern gefallen. Um den Äquator des Saturns, wo sie wegen des größern Schwungs am dicksten und vielleicht auch am meisten verhärtet waren, sind sie stehen geblieben, und bilden nun die äußerst merkwürdige Erscheinung des Saturnrings, der auch aus mehreren Ringen besteht, die concentrisch um den Mittelpunkt des Saturns stehen. Daß es zwei Ringe sind, sieht man schon mit sehr guten Fernröhren. Daß es noch mehrere sind, hat Herschel mit seinen Riesenteleskopen entdeckt. Der Ring steht um den Saturn wie eine dünne Scheibe, die aber 11,000 Meilen breit ist. Der Durchmesser des Ringes ist 40,000 Meilen; also fast halb so groß wie der Kreis unserer Mondbahn,

welcher 102,000 Meilen Durchmesser hat. Jeder der einzelnen Ringe ist vielleicht so breit, als unsere Erdkugel dick ist. An alle diese Zahlen muß man sich erinnern, wenn man über die Bildung der Oberfläche unserer Erde philosophirt. Man muß es sich vergegenwärtigen, wie die Natur im Großen arbeitet, um nicht bei großen Phänomenen mit kleinen Erklärungen zu kommen. Für die Geologen auf dem Saturn hat es nun gewiß seine Schwierigkeiten, aus diesen zusammengebrochenen Trümmern, wobei das Unterste zu oberst gekommen, eine gute Erklärung zu finden, wie es gewesen, ehe solche Umwälzung und Zusammenrüttelung geschehen. Eben so schwierig ist es für die unsrigen aus ähnlichen Trümmern an der Oberfläche zu sagen, wie es gewesen, als die Seethiere, die wir jetzt auf den Spitzen der Alpen in einer Höhe von 6000 Fuß finden, noch in der See gelegen. Ob die ganze Rinde unserer Erde so zusammengebrochen, wie die Rinde des Saturns, so daß unsere Erde, die jetzt 1720 Meilen Durchmesser hat, damals vielleicht 5000 Meilen hatte, — das ist schwer zu sagen, obgleich man die Unmöglichkeit nicht darthun kann. Ob auf dem Saturn jetzt auch so regelmäßige Sand- und Lehmlager durch große Strecken liegen wie bei uns? — Diese sind bei uns offenbar viel spätern Ursprungs als jenes Zusammenbrechen. Die heißen Quellen scheinen für die zwiebelschalartige Gestalt der Erdrinde zu sprechen; denn die gewöhnliche Erklärung, daß sie von brennenden Kohlenflötzen kämen, oder von erhitzten Schwefelkiesen, reicht nicht aus, wenn man berechnet, wie viel tausend Cubikfuß Wasser täglich in Aachen, in Wisbaden, im Carlsbad u. s. w. müßten geheizt werden, und wie viel Steinkohlen hiezu erfoderlich, da alles Brennen im Innern der Erde nur ein langsames Fortkühlen ist, aus Mangel an Luft, wie man dieses in Bergwerken sieht, wenn irgendwo ein Kohlenflötz in Brand geräth. Der Sitz der heißen Quellen scheint viel tiefer zu seyn, als Werner glaubte; besonders wenn man bedenkt, daß zu Töpliz im Jahr 1756 die Quellen in dem Augenblicke aufhörten, als das Erdbeben zu Lissabon ausbrach. Wenn diese ihren Sitz im Flötzgebirge hatten, etwa 1000 Fuß unter der Oberfläche, so konnten sie mit Lissabon keinen Zusammenhang haben, da das Flötzgebirge vielleicht hundertmal durchs Urgebirge abgeschnitten, ehe man bis Lissabon gekommen. Wahrscheinlich haben die heißen Quellen unter der Granitschale ihren Sitz, die unsere Erde umgibt. Je tiefer man in das Innere der Erde in den Bergwerken kommt, desto wärmer wird es. 100 Fuß unter der Oberfläche ist die mittlere Wärme 10° R., 1500 Fuß unter der Oberfläche ist sie 14° R., wie die Beobachtungen im Erzgebirge geben. Hiernach wird in einer Tiefe von einer Meile oder von 24,000 Fuß das Wasser schon 60° R. warm seyn, und wenn dieses in einer Quelle nach hydrostatischen Gesetzen in die Höhe steigt, so muß es an der Oberfläche der Erde so erscheinen, als es in den heißen Quellen in Aachen und Carlsbad erscheint. Sitzt das Reservoir der heißen Quellen aber unter der Granitrinde, so begreift man, daß das Erdbeben in Lissabon einen Einfluß auf die Quellen in Töpliz haben konnte, und diese eine Stunde lang zum Stillstehen bringen. Bg.

Geomantie, die vorgebliche Kunst, aus gewissen, in Sand gemachten Punkten zu wahrsagen; eine Art der sogenannten Punktirkunst.

Geometrie, Meßkunst, eine Wissenschaft des Raums, den die körperlichen Dinge nach ihrer Länge, Breite und Höhe einneh-

men, erhielt ihren Namen daher, weil sie von der Ausmessung der Felder, der Längen, Breiten und Höhen auf dem Erdboden ihren Anfang nahm, oder doch zuerst darauf angewandt wurde. Sie verdankt also ihren Ursprung der Theilung der Ländereien oder der Entstehung des Eigenthums, besonders in Ansehung des Bodens. Jetzt macht die Ausmessung des Feldes nur einen Theil der Geometrie aus, den man Geodäsie nennt. Die Geometrie selbst ist von weiterem Umfang, indem man mehrere Gegenstände, z. B. die Geschwindigkeit der Bewegung, die Zeiten u. a. m. durch Linien vorstellt und solche geometrisch behandelt. Man theilt sie in die gemeine, welche von den geraden Linien, geradlinigten Figuren, dem Cirkel und den daher entstehenden Körpern handelt, und in die höhere Geometrie, welche sich mit den krummen Linien und den daher entstehenden Körpern beschäftigt. Die erstere wird wieder in die theoretische, die die Eigenschaften der Linien und Figuren erweis't, und in die practische abgetheilt, welche die Beschreibung, Ausrechnung und Theilung der Linien, Flächen und Körper sowohl auf dem Papier als auf dem Felde lehrt. Die vornehmsten Theile derselben sind die Longimetrie (Längenmeßkunst), die Planimetrie (Flächenmeßkunst), die Stereometrie (Körpermeßkunst), die Trigonometrie oder die Lehre von den Kreisfunctionen. Zur practischen Geometrie rechnet man: die Geodäsie, sowohl die niedere, als auch die höhere, das Nivelliren (Wasserabwägen) und die Markscheidekunst. Ob die Erfindung dieser Wissenschaft den Babyloniern oder Ägyptern gehöre, ist wohl nicht genau zu bestimmen. Thales und Pythagoras brachten sie nach Griechenland. Letzterer erfand den nach ihm benannten Pythagoreischen Lehrsatz, wegen seiner Wichtigkeit Magister Matheseos genannt, daß in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuse den Quadraten der Katheten gleich sey. Hippokrates Chius, ein Pythagoreischer Philosoph, schrieb die ersten Anfangsgründe der Geometrie. In der gemeinen Geometrie that sich vorzüglich Euklides in Alexandrien durch seine Elementa geometriae hervor. Er zeigte zuerst die Verhältnisse der Kugeln unter einander, und erwies, daß sie sich zu einander wie die Würfel ihrer Durchmesser verhalten; auch zeigte er zuerst, daß ein Kegel und ein Cylinder von gleicher Höhe und Grundfläche sich wie 1 zu 3 verhalten. Fast 100 Jahre nach ihm bereicherte Archimedes die gemeine Geometrie durch seine Erfindungen von der Cirkel- und Kugelrechnung. Er lehrte zuerst den Inhalt einer Kugel und ihrer Fläche ausrechnen, und fand, daß sich eine Kugel zu dem umschriebenen Cylinder wie 2 zu 3 verhalte, welche Erfindung er so hoch schätzte, daß er sie auf seinem Grabmal verewigt wissen wollte. Um die höhere Geometrie machte sich zuerst Aristäus verdient, der über die Kegelschnitte schrieb; nach ihm schrieb Euklides über denselben Gegenstand, und nach ihm Archimedes seine Bücher de conoidibus et sphaeroidibus, de linea spirali, de quadratura parabolae; aber alle diese übertraf Apollonius von Perga, der alles Vorhandene sammelte, und zuerst die Namen Hyperbel, Parabel, Ellipsis gebrauchte. Im Mittelalter wurde die Geometrie von den Arabern mit Eifer und Erfolg bearbeitet. Bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im Mittelalter fand auch die Geometrie sehr früh ihre Bearbeiter. In Italien werden genannt Nic. Tartaglia zu Venedig (st. 1557), Fed. Commandin aus Urbino (st. 1575), Franc. Mauro-

lycus aus Messina (st. 1575) und Lucas Valerius zu Rom (st. 1618), welche auf der Bahn der Alten fortschritten, und die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereicherten. In Frankreich blieb man im sechzehnten Jahrhundert bloß bei den Anfangsgründen stehen. Des-Cartes hat durch die Einführung der Analysis in die höhere Geometrie die alten Gränzen derselben ungemein erweitert, worauf sie durch die im 17ten Jahrhundert von Newton und Leibnitz erfundene Analysis infinitorum, um welche sich der verstorbene leipziger Professor Hindenburg sehr verdient machte, zur größten Vollkommenheit gestiegen ist. Franz Vieta von Fontenay (st. 1603) machte sich auch durch eigene Erfindungen verdient. Darauf folgten Niederländer, Deutsche und Engländer, von denen wir jedoch nur diejenigen anführen können, die sich durch wichtige Fortschritte ausgezeichnet haben. Wir nennen demnach: Johann Prätorius (st. 1616), erster Prof. der Mathematik zu Altorf, erfand 1611 den Meßtisch, nach ihm Mensula Praetoriana genannt; D. Erasmus Reinhold (st. 1574) schrieb zuerst vom Markscheiden, und Nicolaus Voigtel gab 1686 die zweite Schrift über die Markscheidekunst heraus; Georg Purbach (st. 1461) erfand das geometrische Quatrat beim Feldmessen; Mich. Stiefel (geb. 1496 zu Eßlingen), ein deutscher Prediger, entdeckte 1530 die Logarithmen, und machte sie 1544 in seiner Arithmetica integra bekannt; der zweite Erfinder derselben auf eine andere Art war der Schotte Joh. Neper, Baron von Merchiston, welcher seine Erfindung 1614 bekannt machte; Regiomontanus oder Joh. Müller (st. 1476), Schüler von obigem Purbach, schrieb 1464 de triangulis, welches das älteste auf unsere Zeiten gekommene Buch von der Trigonometrie ist; Pascal stellte 1643 zu Clermont in Auvergne die ersten Versuche an, die Höhen der Berge und anderer Gegenstände durch den Stand des Barometers zu messen, welche Messungen in den neuern Zeiten durch Einführung der Schichttafeln sehr erleichtert und zur größtmöglichen Vollkommenheit gediehen sind. Die beste Abhandlung über das Höhenmessen mit dem Barometer hat Daubuisson geschrieben, der nur die Abhandlung von Biot zur Seite gesetzt werden kann. Am allermeisten aber ist die Vermessung der Länder und Seen und das Nivelliren oder Wasserwiegen sowohl in Ansehung der dabei anzuwendenden Theorie, als auch der Instrumente selbst vervollkommnet worden. Das practische Vermessen theilt sich ab: 1. in das Vermessen gerader Linien; 2. in das Aufsuchen der Lage der geraden Linien gegen die übrigen; 3. in das Übertragen dieser Lage und des Maßes auf Papier; und 4. in die Berechnung der Oberfläche des gemessenen Landes, wobei alle Flächen, aus so viel Seiten sie auch bestehen mögen, in Dreiecke reducirt werden.

Geometrische Reihe. Hierunter versteht man eine Reihe von Größen (Zahlen oder Buchstaben), wo jeder einzelne Theil zu dem nächst folgenden in einem geometrischen Verhältnisse stehet. Z. B. 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 u. s. w. Ist die Fortsetzung der Reihe wachsend, so entsteht eine steigende, im entgegengesetzten Falle eine abnehmende Reihe; doch gibt es auch geometrische Reihen, die von einem Gliede aus auf beiden Seiten ohne Ende fort laufen. Diejenige Zahl, welche anzeigt, um wie vielmal das eine Glied der Reihe größer oder kleiner ist, als das folgende, nennt man den Exponenten. Man nennt eine solche Reihe vom ersten Range, wenn alle Exponenten gleich sind, vom zweiten

Range, wenn die Exponenten der ersten Reihe nicht gleich sind, sondern wiederum eine Reihe bilden, die erst gleiche Exponenten hat. So gibt es Reihen vom dritten, vierten u. s. w. Range.

Geometrische Feder, eine von Sardi erfundene metallene Feder, um damit krumme Linien, die sich nach gewissen Gesetzen richten, zu ziehen.

Georg (der heilige Ritter St.), der christliche Perseus, nach der Legende ein cappadocischer Prinz. Seine berühmteste Heldenthat war die Besiegung eines Lindwurms und die dadurch bewirkte Befreiung einer Königstochter. Der moscowitische Czaar führt in seinem Herzschild als Wappen den heiligen Georg, wie er den Lindwurm ersticht.

Georg I. (Ludwig), König von Großbritannien, geb. zu Hannover am 28sten Mai 1670, gest. zu Osnabrück am 11ten Juni 1727, eine wahre Zierde des englischen Thrones. Er erbte zuerst von seinem Vater, Ernst August, dem ersten Churfürsten von Hannover, 1698 dieses schöne Land, und von seiner Gemahlin, Sophie Dorothea, Tochter des letzten der Herzoge von Zelle (Wilhelm) die lüneburgischen und zellischen Lande. Wenige Jahre nach dem Tode seines Vaters (1701) überbrachte der Graf Macclesfield seiner Mutter, der gefeierten Churfürstin Sophia (einer Enkelin Königs Jacob von England) die Acte, welche ihr und ihrem Hause die Nachfolge auf den englischen Thron verlieh. Doch die Churfürstin Mutter, die damals fast schon 73 Jahr alt war, erlebte ihre Thronbesteigung nicht, denn sie starb neun Wochen früher als Anna, die letzte Königin aus dem Hause Stuart. So ward nun Churfürst Georg Ludwig unter dem Namen Georg der Erste König der vereinigten Reiche von Großbritannien. Kraftvoll wußte er sein neuerworbenes Recht gegen die Angriffe des Prätendenten (Jacob III.) und dessen Anhänger zu behaupten, wie denn überhaupt Kraft, weise Politik und hohes Interesse für die Nation, die sich ihm anvertraut hatte, jeden seiner Schritte bezeichnen. Seine Verbindung gegen Carl XII. von Schweden erwarb ihm zu seinen hannöverschen Landen die Herzogthümer Bremen und Verden. In dem Frieden, der den, in Verein mit Frankreich gegen Spanien von Georg I. geführten, Krieg beendigte (1720), ward hauptsächlich von ihm die Bedingung, den spanischen Minister, Cardinal Alberoni, der ganz Europa seinen colossalen Planen unterwerfen wollte, zu entlassen, dictirt, nachdem er das ganze schlauverstrickte Gewebe dieses herrschsüchtigen Mannes durchschaut, und mit dem Herzoge von Orleans, dem damaligen Regenten Frankreichs, zugleich entwickelt hatte. Durch eine kluge Benutzung der Marine imponirte er allen übrigen Mächten: die Vernichtung der spanischen Flotte im mittelländischen Meere erhob den Muth, Glanz und Einfluß des englischen Cabinets auf die Entschließungen des übrigen Europa, der von ihm an mit immer wachsender Stärke sich geltend zu machen gewußt hat. Im J. 1727 unternahm er eine Reise in seine Erbländer; da ereilte ihn am 11ten Juni der Tod zu Osnabrück. Sein Nachfolger I.

Georg II. (August), geb. als Churprinz von Hannover am 10ten Nov. 1683, gest. 25sten Oct. 1760, begleitete seinen Vater 1714 nach England, wo er zum Prinzen von Wallis und Grafen von Chester ernannt wurde. Er erwarb sich in den Herzen der Engländer ein Vertrauen und eine Achtung, die noch jetzt von ihm

rühmt, daß er der edelste Mann im ganzen Königreiche gewesen sey. Seine Gemahlin ward am 2ten Sept. 1705 Caroline, des Markgrafen Johann Friedrich zu Anspach Tochter, welche am 1sten Dec. 1737 starb. Georg entwickelte früh einen kriegerischen Geist, von dem, so wie von seiner Tapferkeit, er zuerst in dem Kriege gegen die Niederlande (1708) glänzende Proben ablegte. Die ersten ruhigen Jahre seiner Regierung widmete er den Beschäftigungen des Friedens; die Universität Göttingen, nach ihm Georgia Augusta genannt, ward in jener Zeit von ihm gestiftet. Aber seine Liebe zu den Waffen rief ihn im ausgebrochenen österreichischen Successionskriege zu Thaten auf dem Schlachtfelde. Der Sieg bei Dettingen am 27sten Juni 1743 schmückte sein Haupt mit einem Lorbeerkranze und den unvergänglichsten Ruhm der Großmuth erwarb er sich durch die bedeutenden Opfer, die er der großen Maria Theresia brachte. Der achner Friede gab ihm wieder Muße zu der segenvollsten Fürsorge für die innere Wohlfahrt seines Reiches. Der über die amerikanischen Angelegenheiten entzündete Krieg zwischen Großbritannien und Frankreich entriß ihm zwar auf eine Zeit lang Minorca, allein die Kraft, welche England im Laufe jener großen Begebenheiten, unter denen der siebenjährige Krieg und Georgs Antheil an demselben im Bunde mit dem erhabenen Friedrich am wichtigsten sind, immer sichtbarer entwickelte, führte dies Reich zu desto größerem Glanze. Da entriß der Tod Georg den Zweiten seinen ihn verehrenden Unterthanen, am 25sten October 1760. Ihm folgte sein Enkel I.

Georg III. (Wilhelm Friedrich), König von Großbritannien und Irland, und bis 1815 Churfürst, seitdem König von Hannover, geb. 4ten Juni 1738, Sohn von dem, 6 Jahre vor Georg II. verstorbenen, Friedrich Ludwig, Prinzen von Wallis und Auguste, Tochter Herzogs Friedrich II. von Sachsen-Gotha. Er folgte seinem Großvater Georg II., den 25sten Oct. 1760, und vermählte sich den 8ten Sept. 1761 mit Sophie Charlotte, Tochter Herzogs Carl zu Meklenburg-Strelitz, geb. 19ten Mai 1744. Er setzte den siebenjährigen Krieg mit Nachdruck fort. Seine Flotten machten Eroberungen in beiden Indien, und der Friede von 1763 sicherte England den Besitz von Canada u. s. w. Seine nunmehr 58jährige Regierung ist ausgezeichnet durch die Verwaltung des Lord Chatam, Will. Pitts u. A., durch den Verlust der nordamerikanischen Colonien, durch die Eroberung vom größten Theile Ostindiens und mehrerer Inseln, durch die Vereinigung Irlands mit Großbritannien, und durch den französischen Revolutionskrieg. Unter ihm erhob sich der Ruhm der britischen Seemacht höher als je, durch Howe, Jervis, Nelson u. A., auch die Landarmee erlangte wieder den alten Ruf der Tapferkeit und Kriegszucht, in Indien, und unter Wellington in Spanien und den Niederlanden. Malta, das Cap, Corfu, Ceylon, Trinidad, die Insel Mauritius und andre Erwerbungen mehr haben das Seereich der Britten eben so sehr erweitert, als den Handel. Der König selbst hat in den letzten 30 Jahren seiner Regierung wenig gethan. Denn schon im J. 1787 hatte er den ersten Anfall jener Geisteszerrüttung, die in der Folge mehreremal wiedergekehrt ist. Damals wurde er von dem Doctor Willis hergestellt. Allein 1792 war eine so schnelle Heilung nicht möglich, und es wurde damals zum erstenmal die Frage wegen einer Regentschaft in dem Parlament zur Sprache gebracht. Die Oppositionspartei, an deren Spitze der Prinz von Wallis stand, wollte diesen zum Re-

genten erklärt wissen, allein die Ministerialen unter Pitts Anführung, welche durch den Prinzen gestürzt zu werden fürchteten, behaupteten, daß die Regentschaft kein mit der Person verbundenes Recht sey, sondern willkürlich von dem Parlament ertheilt werden könne. Die Bill, welche Pitt in diesem Sinne vorschlug und das Unterhaus annahm, blieb indeß ohne Wirkung, da der König inzwischen genas. Man behauptet, daß die wesentlichen Dienste, welche Pitt bei dieser Gelegenheit dem Könige erwiesen, hauptsächlich ihm die unwandelbare Gunst desselben für die Folge gesichert hätten. Der König ist von seinem Volke sehr geliebt; gleichwohl hat man mehr als einmal Angriffe auf sein Leben gewagt; namentlich bei dem von Gordon angestifteten Aufruhr im J. 1780, dann 1794, wo auf einer Spazierfahrt eine Flinte auf ihn abgedrückt ward, und zuletzt im Theater, wo ein gewisser Athfield, der nachher für wahnsinnig erklärt wurde, eine Pistole gegen die königliche Loge abschoß, ohne jedoch jemand zu verwunden. Die königliche Gewalt hat sich unter der Regierung Georgs III. besonders durch die Fremdenbill und die Suspension der Habeas-corpusacte (s. beide Art.) ansehnlich erweitert. Ihr Einfluß im Parlament ist entschiedner als je, theils durch die Spaltungen der Oppositionspartei, theils durch die Vermehrung der Mitglieder im Oberhause, deren Anzahl im J. 1760 nur 181, im J. 1800 aber gegen 300 betrug. Bei Georgs Thronbesteigung war die Civilliste auf 800,000 Pfund festgesetzt; allein 1769 bezahlte das Parlament mehr als eine Million Schulden, und wurde seitdem öfter deßhalb in Anspruch genommen. Damals erhöhte man die Civilliste um 100,000 Pfund, aber dennoch waren Schulden vorhanden. Die Hofhaltung des Königs war dabei keineswegs glänzend; allein die königliche Familie war zahlreich, und die geheimen Ausgaben im In- und Auslande sehr bedeutend. Als Georg in seinem 22sten Jahre den Thron bestieg, besaß Lord Bute, sein ehemaliger Erzieher, sein unbeschränktes Vertrauen, das auf den von diesem empfohlenen Lord Liverpool gewissermaßen übergegangen ist. Der König genehmigte leicht die Plane, die seinen Grundsätzen entsprachen, und verfolgte sie mit größter Beharrlichkeit; aber eben so unbeugsam war er auch in seiner Abneigung; kein Souverain verabscheute so sehr wie er die Grundsätze der französischen Revolution, selbst als die herrschende Partei der constituirenden Versammlung die brittische Verfassung laut erhob. Eben so beharrlich hat er sich geweigert, den irländischen Catholiken die Aufhebung der Test zuzugestehen, welche ihnen Pitt versprochen hatte. Künste und Wissenschaften hat er mehr beschützt, als seine Vorgänger aus dem Hause Braunschweig; doch nicht in dem Grade, wie von einem so großen Monarchen hätte erwartet werden können. Fast alle seine Schenkungen und Pensionen hatten mehr einen politischen Zweck. Übrigens war sein Charakter stets sanft und leutselig; sein Gesicht hat das Gepräge der Gutmüthigkeit und des Wohlwollens. Als Gatte und Vater musterhaft, lebte er stets wie ein einfacher Privatmann in dem Schooße seiner Familie, vornemlich zu Windsor. Als er 1804 einen abermaligen Anfall seiner Krankheit hatte, beschäftigte man sich aufs neue mit den Maßregeln zu Einsetzung einer Regentschaft; aber auch diesmal genas er wieder. Seitdem litt er besonders an der Abnahme des Gesichts, wodurch er verhindert ward, das Parlament persönlich zu eröffnen. Im Jahr 1810 kehrte seine Geisteskrankheit heftiger als je zurück; und es verschwand alle Hoffnung zur Wiederherstellung

seiner Geisteskräfte. Die Regentschaft wurde daher nun wirklich in die Hände des Prinzen von Wallis, Georg Friedrich August, gelegt. S. Aikin's Annals of the reign of King George the third, from its commencement in the year 1760, to the general peace in the year 1815. II Vol. Vgl. Großbritannien und Wallis (Prinz v.).

Georg, Prinz-Regent, s. Wallis (Prinz von).

George Weymer (Demoiselle). Diese berühmte Schauspielerin der französischen Bühne ist die Tochter eines Schauspieldirecteurs in Amiens, und spielte schon als Mädchen von 12 Jahren tragische Rollen auf dem Theater ihres Vaters. Ihre Anlagen zogen die Aufmerksamkeit der Dem. Raucourt auf sich, welche sie unterrichtete und ihr ihre Rollen einstudirte. Dem. George debutirte den 29sten Nov. 1802 auf dem Theatre Français als Clytemnestra, unmittelbar nach der Dem. Duchesnois. Wenn die Zuschauer allgemein ihr den Preis der Schönheit zuerkannten, sprachen ihr die Anhänger ihrer Nebenbuhlerin auch jeden andern Vorzug vor derselben ab. Man behauptete, sie copire ihr Vorbild zu ängstlich, ja selbst die Fehler desselben; auch sage die Rolle der Clytemnestra ihrer großen Jugend, sie war erst sechszehn Jahre alt, nicht zu; allein das Publikum fand, daß sie diese Rolle mit einer ungemeinen Erhabenheit und Einsicht spielte. Die Journalisten nahmen Partei entweder für Dem. George oder Dem. Duchesnois. Geoffroy erklärte sich für Dem. George und griff die Talente ihrer Nebenbuhlerin an. Das Lob, das ihr dargebracht wurde, verhinderte ihre Fortbildung, während Dem. Duchesnois täglich neue Fortschritte machte. Im Jahre 1808 verschwand sie plötzlich in Paris. Man wußte lange nicht, wo sie hingekommen sei, bis man endlich erfuhr, daß sie sich nach Wien gewendet. Von Wien ging sie nach Petersburg, wo ihr ihre Reize die glänzendste Aufnahme verschafften und wo sie sich mehrere Jahre aufhielt. Bei dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Rußland kam sie wieder nach Paris zurück, und fand auch auf dem Theatre Français von neuem rauschenden Beifall. Im Jahre 1816 verreis'te sie und blieb über ihren Urlaub weg. Die Theaterintendanz legte ihr eine Strafe von 3000 Fr. auf. Sie foderte hierauf ihre Entlassung, und erhielt sie im May 1817. Im Sommer dieses Jahres ging sie nach England, trat mit Talma in Gesellschaft, und so entzückten sie London durch den Vortrag der schönsten Stellen aus den französischen Tragödien. — Dem. George hat sich, wie ein Kunstrichter in den „Zeitgenossen" von ihr sagt, gleichsam eine neue Gattung der Darstellung, die plastisch-romantische, gebildet. In ihr ist, unter allen tragischen Künstlerinnen der französischen Bühne, die größte Tiefe und die kräftigste Natur vorhanden, die durch das herrschende Darstellungssystem nicht geschwächt, vielweniger unterdrückt worden ist. In der Fredegonde (Lady Macbeth) zeigt sie rein-romantische Momente; dagegen entwickelt sie z. B. im Ödip von Voltaire rein plastische Züge. Wäre sie eine Deutsche, fährt jener Beurtheiler fort, und auf der deutschen Bühne gebildet, so würde sie vielleicht an tragischer innerer Bedeutsamkeit über alle jetzigen deutschen Schauspielerinnen den Sieg davon tragen.

Georges Cadoudal, Chef der Chouans, war der Sohn eines Müllers zu Bräke, einem Dorfe zwei Stunden von Auray in Morbihan. Kaum hatte er seine Studien zu Vannes geendigt, als die Revolution ausbrach. Anfangs nahm er keinen Antheil daran.

Bei dem Aufstande in Bretagne aber nahm er als Reiter Dienste, vereinigte sich nebst einigen Bretagnern zu Caval mit den Vendeern, als sie über die Loire gegangen waren, und wurde bei der Belagerung von Grandville zum Offizier ernannt. Er zeichnete sich durch Körperkraft und Muth aus, und erwarb sich seitdem einen Namen. Nach den Verlusten bei Mans und Savany flüchtete er sich in sein Geburtsland, konnte sich aber nicht wieder an die stille Lebensart gewöhnen, und warb Bauern und müßige Matrosen, an deren Spitze er sich stellte. Man schickte ihm Truppen entgegen; eine republikanische Colonne überraschte ihn und brachte ihn nebst seinem Vater in Verhaft nach Brest. Nach einer ziemlich langen Gefangenschaft entkam er in Matrosenkleidung und übernahm wieder das Commando seines Cantons. Da er den Adel nicht liebte, suchte er die Adeligen fortwährend vom Commando zu entfernen und wurde selbst als Chef einer Plebejerpartei betrachtet. Erst im J. 1795 fing er an, sich bemerkbar zu machen; er commandirte 1796 die Division von Morbihan. Als er 1799 die Waffen aufs neue ergriff, war er einer der Chefs, welche die größte Macht um sich versammelten, und nach den Berichten der Republikaner genoß er das ganze Zutrauen seiner Truppen; es war sogar die Rede davon, ihn zum Generalissimus zu ernennen. Um diese Zeit besetzte er wieder Nieder-Bretagne, und war der einzige nicht adeliche General en Chef. Seine Division war diejenige, welche den Republikanern die meisten Treffen lieferte, und er war es, der im December die Expedition an den Ufern der Vilaine commandirte, um einen ansehnlichen Transport von Flinten und Canonen in Empfang zu nehmen, welchen die Engländer daselbst ausschifften. Lange schlug er den Frieden aus, welchen die Consuln damals anboten; doch in Folge mehrerer Treffen, namentlich bei Grandchamp und Elven den 25sten und 26sten Januar 1800, die ziemlich blutig waren, und da er sah, daß alle Chefs, Frotté allein ausgenommen, sich den Gesetzen der Republik unterworfen hatten, dachte auch er daran, den Frieden abzuschließen, da es noch Zeit war. Den 9ten Februar, wo er wußte, daß der General Brune recognoscirte, ging er ihm bei dem Dorfe Their entgegen, nur von zwei Chouans begleitet, ließ durch einen derselben dem General melden, daß er ihn zu sprechen wünschte, und hielt unter freiem Himmel eine Unterredung mit ihm. In einer Stunde waren sie einig. Georges machte sich anheischig, seine Truppen zu entlassen und seine Artillerie und Gewehre auszuliefern. Nachdem der Friede von den Consuln genehmigt und abgeschlossen worden, kam er nach Paris, wo ihm Dienste in der republikanischen Armee angeboten wurden. Nach einigem Zaudern reis'te er plötzlich nach London ab, und fand bei den Prinzen und englischen Ministern eine sehr günstige Aufnahme. Die Idee der Höllenmaschine soll er angegeben haben. Er ging selbst nach Frankreich, um die Ausführung anzuordnen, kehrte darauf nach England zurück und kam zum zweitenmale nach Frankreich, um den Tod zu finden. Er war nämlich im Monat August 1803 mit Pichegru und Andern auf der französischen Küste gelandet, um den Streich gegen das Leben des ersten Consuls, den er im Sinne hatte, auszuführen, und hielt sich bis zum Monat März in der Hauptstadt verborgen. Um diese Zeit hatte die Polizei von einigen Agenten dieser Verschwörung Winke erhalten und ließ ihm mit außerordentlicher Thätigkeit nachspüren. Bei seiner Gefangennehmung in der Nähe des Palastes Luxemburg vertheidigte er sich mit zwei Pistolenschüssen, die zwei Diener der Polizei zu Boden

streckten, sprang aus seinem Cabriolet und suchte zu entkommen; allein der Pöbel umringte ihn und ein Fleischer hielt ihn fest; man führte ihn auf die Präfectur und von da in den Tempel. Das Criminalgericht machte ihm und einer großen Anzahl seiner Mitverschwornen den Prozeß und erkannte ihm, als eines Mordanschlags gegen das Leben des ersten Consuls überwiesen, den 11ten Mai 1804 den Tod zu, welches Urtheil auch am 24sten Juni vollzogen wurde. Er war 35 Jahre alt, zeigte während des ganzen Verlaufs seines Prozesses die äußerste Kaltblütigkeit, hütete sich standhaft seine Parteigänger in seinen Antworten zu belasten und bekannte laut seine Anhänglichkeit an die Sache der Bourbons.

Georgica (französ. Géorgiques), Landbau. Diesen Titel führen zwei didaktische Gedichte über den Landbau, von Virgil und Delille. S. beide. dd.

Georgien, persisch Gurgistan, bei den Russen Grusinien, ist eine Landschaft in Asien, welche von Circassien, Daghestan, Shirwan, Armenien und dem schwarzen Meere eingeschlossen und durch Gebirge in den westlichen und östlichen Theil getrennt wird. Die Größe beträgt gegen 900 Quadratmeilen. Die einzelnen Theile von Georgien sind Imirette (Imeriti), Mingrelien, Guria (deren jedes einen eigenen Fürsten oder Czaar hatte), Cardweli (Kartalinien) und Kacheti (Kachetien), beide letzteren ehemals unter einem gemeinschaftlichen Fürsten. Im J. 1783 erkannte der Czar von Kachetien und Kartalinien, Heraklius Teimurasowitsch, für sich und seine Nachkommen die Oberherrschaft Rußlands an, dessen Monarch jeden neuen Regenten bestätigen solle. Im J. 1784 folgte der Czar von Imirette diesem Beispiel auf gleiche Bedingungen. Der Czar von Mingrelien steht dem Namen nach unter der Pforte, ist aber in der That unabhängig. In näherer Verbindung mit den Türken steht der Guriel, oder Beherrscher von Guria. Das Land ist zwar sehr gebirgig, da es im Norden vom Caucasus begränzt wird; aber zugleich auch äußerst fruchtbar an Holz, Getraide, Seide, Vieh, Wein, Obst und Gartenfrüchten. Im J. 1801 erklärte Kaiser Paul sich, auf Bitte des Czars Georgius Irakliewitsch, für den unmittelbaren Besitzer von Georgien, und Kaiser Alexander verband durch ein Manifest vom 24sten Sept. 1801 Georgien förmlich mit seinem Reiche. Die noch vorhandenen Prinzen sind pensionirt, und Tiflis zum Sitz der Regierung gemacht worden. Das Christenthum kam um 370 aus Armenien in die georgischen Länder, die einzigen auf dem Kaukasus, wo es sich vollständig erhalten hat. Die herrschende Religion ist die griechische und wird streng, aber neben einer Menge altnationaler abergläubischen Gebräuche beobachtet. Gegen fremde Religionen sind die Georgier sehr duldsam. Allein in Tiflis gibt es neben den griechischen noch 12 armenische Kirchen und 3 Moscheen.

Georgien, eine Provinz der vereingten nordamerikanischen Staaten. (S. d. Art.)

Gera, eine fürstlich Reußische Herrschaft und Stadt an der weißen Elster im Voigtlande. Die sehr angenehme Stadt enthält außer dem Schlosse Osterstein oder Unterhaus, das eine Viertelstunde vor derselben liegt, gegen 800 Häuser mit 7000 Einwohnern, hat vortreffliche Wollenmanufacturen und überhaupt eine bedeutende Handlung. Es befinden sich hier das gemeinschaftliche Gymnasium und die Landescollegien der Fürsten Reuß jüngerer Linie.

Gerade heißt in den deutschen Rechten der Inbegriff gewisser durch Gesetz und Herkommen bestimmter beweglicher Sachen, welche in dem Eigenthum und dem Gewahrsam eines Frauenzimmers sich befinden, und nach ihrem Tode nur auf Frauenzimmer vererbt werden können; dahin gehören die Kleider, der Schmuck, gewisser Hausrath u. s. w., jedoch pflegt man sich meistentheils in Bestimmung alles dessen, was zur Gerade gehört, nach jedes Orts Statuten zu richten. Sie wird in Witwen= und Niftelgerade eingetheilt: jene, wenn nach des Mannes Tode die Witwe die zur Gerade gehörigen Stücke von der übrigen Verlassenschaft absondert und als ihr Eigenthum hinwegnimmt; diese, wenn nach dem Tode einer Weibsperson, deren nächste weibliche Verwandte (Niftel) die Gerade erbt. (Eine andere Eintheilung in adelige und bürgerliche Gerade beruht bloß auf einem Irrthum und kommt hier nicht weiter in Anschlag.) Ob nun gleich eigentlich nur Frauenzimmer die Gerade erben können, so gibt es doch Ausnahmen, wo theils nach besondern Statuten auch der Ehemann entweder ganz oder zum Theil gerade=erbfähig ist (z. B. in Leipzig), theils auch nach gemeinen sächsischen Rechten gewisse Personen, z. B. die Geistlichen, die Gerade erben können. Dies Recht der Geistlichen rührt daher. Bei den alten Deutschen folgten ehedem die Söhne allein in die Allodialgrundstücke sowohl als in die Lehen: mit diesen waren auch zugleich alle Waffen als Pertinenzstücke der Äcker verbunden (daher das Heergeräthe). — Da nun aber diejenigen Söhne, welche sich dem geistlichen Stande widmeten, keine Waffen führen durften, weil die Kirche niemals nach Blut dürstet (ecclesia non sitit sanguinem), folglich auch keine Erbschaft darein Statt finden konnte, so mußten sie doch einige Entschädigung dafür genießen, und man gab ihnen das Recht, mit den Weibern — in die Gerade zu succediren.

Gerando (Jos. Marie de), Baron von Ramtzhausen, Staatsrath, Mitgl. der Akad. d. Inschriften und philosophischer Schriftsteller, geb. zu Lyon um d. J. 1770; Sohn eines Baumeisters, Jugendfreund von Camille Jordan, mit dem er nach Paris ging 1797. C. Jordan saß im Rathe der 500; und de Gerando soll viel Antheil an dessen Arbeiten und Meinungen gehabt haben. Als sein Freund nach dem 18ten Fructidor geächtet wurde, folgte er ihm nach Deutschland. Hier schrieb er ein Memoire sur l'art de penser, das vom Institut den Preis erhielt. Bonaparte lernte ihn kennen, und de Gerando wurde Generalsecretär unter dem Minister des Innern, H. v. Champagny, hierauf Mitglied der Regierungscommission im Rom, endlich Staatsrath im Februar 1811. Im April 1814 erklärte er sich für die Bourbons, und ward im Juli auch von dem König in den Staatsrath berufen. Bonaparte ließ ihn den 25sten März 1815 in dieser Stelle, und sandte ihn als außerordentlichen Generalcommissär in die östlichen Departements. Hier betrug er sich mit Klugheit und Mäßigung. Nach der zweiten Rückkehr des Königs trat er in die Section des Innern im Staatsrathe wieder ein. Jetzt bemüht er sich, mit Herrn Laborde und Lasteyrie die Lancaster'sche Methode in Frankreich einzuführen, und im Aug. 1816 hatte er bereits 65 Schulen dieser Art in Paris und den Provinzen errichten helfen. Das System dieses Philosophen ist die Erfahrungsphilosophie. Er schrieb: Des signes et de l'art de penser considérés dans leurs rapports mutuels, 1800, 4 Vol. — Vie du général Caffarelli-Dufalga. — Eloge de

Dumarsais in der Biogr. univ. den Art. Gassendi u. a. m. — Sein Hauptwerk ist Hist. comparée des systèmes de philosophie relativement aux principes des connoissances humaines. 1803, 3 Vol. (das beste Werk der Franzosen in der Geschichte der Philosophie) vom Professor Tennemann in Marburg übersezt. Auch hat er dem Nationalinstitut einen Aufsatz über die Kantische Philosophie vorgelegt, der gekrönt worden ist.

Gerard (Francesco), ist 1770 in Rom geboren, sein Vater war Franzose, seine Mutter aber Italienerin. Er würde der erste, trefflichste Zögling Davids heißen, wenn er nicht selbst als Meister neben seinem Meister stände. Seine Gemähide zeichnen sich durch reine Anmuth und wahre Grazie aus. So richtig seine Zeichnung ist, so überaus lieblich, blühend und dennoch wahr ist sein Colorit. Von erster Jugend an zeigte sich der Funke von Gerards Talent schon. Sein erster Lehrer, der Bildhauer Pajou, wollte ihn bloß zum Zeichnen anhalten, Gerard aber suchte verstohlner Weise Farbe und Zeit zu gewinnen, und mahlte im vierzehnten Jahre ein Bild, welches eine Pest vorstellt. Diese Composition athmet einen edeln und feurigen Geist und Sinn für antike Schönheit und Verhältnisse. Dies interessante Gemählde befindet sich in der kleinen Sammlung des Herrn Chenard, Sängers der komischen Oper. Gerard machte unter Davids Leitung unbegreiflich rasche Fortschritte. Auch er war anfangs eifriger Revolutionär und Richter bei dem Tribunal, das über Leben und Tod entschied; doch stellte er sich krank, um nicht gezwungen zu werden, Antheil an dem Prozeß gegen die Königin zu nehmen. Man hätte Unrecht, Gerard nach einzelnen seiner zahlreichen Werke zu beurtheilen, er ist sich bei den Portraits sehr ungleich; er behandelt manche mit Enthusiasmus und stattet sie mit dem seelenvollsten Reiz aus, während er andere nur als Gelegenheitsstücke betrachtet. Sein Wunsch, reich zu werden und im Überfluß zu leben, auch oft und lange müßig zu seyn, ist Ursache, daß man leider von ihm nur wenige historische Gemählde erhielt und daß er sich fast ausschließend der Portraitmahlerei widmet. In diesem Fach ist er aber unübertrefflich und nur Robert Lefebre wetteifert mit ihm. Für ein Brustbild einer Privatperson wird ihm gewöhnlich 500 bis 800 Rthlr. gezahlt, für jedes lebensgroße Portrait eines Gliedes der Familie Bonaparte erhielt er 30,000 Francs. Von Gerards historischen Gemählden ist der Belisarius am berühmtesten. Dies Bild macht Epoche in der neuern Kunst. Es wurde 1795 ausgestellt. Die Composition ist höchst einfach. Nicht minder trefflich sind sein Ossian, sein Amor und Psyche, und die vier Lebensalter. Die Schlacht von Austerlitz mahlte er mit Widerwillen und nur auf Napoleons Geheiß. In neuerer Zeit hat Gerard den König Ludwig XVIII., den Kaiser Alexander, den König von Preußen, den König von Sachsen, den Herzog von Orleans und viele der fremden in Paris versammelten Fürsten gemahlt. Seine neuern historischen Gemählde sind: ein Homer und ein außerordentlich großes Werk: der Einzug Heinrichs IV. in Paris. Es ist 30 Fuß breit und 19 Fuß hoch. Dies ist das erste Kunstwerk, welches der König Ludwig XVIII. seit seiner Rückkehr bestellte, es wird im großen Saal des Rathhauses aufgestellt werden. Im Julius 1817 wurde es im Sallon ausgestellt; man bewundert die meisterhafte Anordnung und das schöne Colorit eben so sehr daran, als die Ähnlichkeit und den Ausdruck der Gestalten. Dies Meisterwerk erwarb Gerard den

Titel des ersten Mahlers des Königs; er ist Ritter des St. Michaelordens und der Ehrenlegion, und Mitglied der pariser, wiener und florentiner Akademien. WI.

Gerber (Ernst Ludwig), Hofsecretär zu Sondershausen (geb. 1746), hat sich durch sein historisch-biographisches Lexicon der Tonkünstler ein Verdienst um diesen Zweig der Literatur erworben.

Gerberei ist das Gewerbe, die thierischen Häute, Felle und Bälge zum menschlichen Gebrauche dergestalt zuzurichten, daß sie nicht mehr in Fäulniß übergehen. Die Hauptverfahrungsart bei dem Gerber ist folgende. Zuvörderst wird das Fell, die Haut rc. von Blut, Fleischtheilen und Schmutz gereinigt, und deßwegen einige Zeit in fließendes Wasser gehaugen, nachher aber herausgenommen, und auf der Wasch- und Schabebank bearbeitet. Hierauf sucht man die Haare oder die Wolle wegzuschaffen, wobei die Behandlungen nach den verschiedenen Zwecken gleichfalls verschieden sind. Drittens wird die Haut, das Fell rc. aufgetrieben, wodurch dessen Zwischenräume erweitert werden, damit das Fett und der Schleim, welche die Fäulniß unterhalten, herausdringen. Viertens sucht man dem Leder durch zusammenziehende Mittel Haltbarkeit, Dichtigkeit und Dauer zu verschaffen. Endlich ertheilt der Gerber dem Leder noch eine gewisse Appretur oder Zurichtung, die abermals von dem Zwecke und der Bestimmung des Leders abhängt. Werden zusammenziehende Pflanzensäfte zur Ledergerberei angewendet, so heißt sie Roth- oder Lohgerberei; wird Alaun ohne Pflanzensäfte gebraucht, Weißgerberei; nimmt man weder Lohe noch Alaun, sondern bloß Fett und walkt die Felle, Sämischgerberei; bearbeitet man endlich die Felle mit Kalk, Pergamentgerberei. Allein Gerberei bezeichnet auch insbesondere noch die Gebäude, worin die Leder gegerbt werden, und worin der benöthigte Raum nebst den erfoderlichen Geräthschaften vorhanden ist. Die Lohgerberei erfodert wegen der Loh- und Treibegruben, des Trocknens rc. den meisten Raum; weniger der Weißgerber rc., weil das meiste in hölzernen Gefäßen verrichtet wird, die im Nothfall auch in einer Stube, Kammer oder Keller stehen können. Allein immer muß jede Art von Gerberei nicht weit von einem Flusse liegen, damit die Felle rc. erfoderlich ausgewässert werden können und die Gesundheit der Einwohner des Orts, wo es viel Gerbereien gibt, nicht in Gefahr kommt. X.

Gerbert, s. Sylvester II.

Gerbier (Pet. Joh. Bapt.). Dieser berühmte pariser Parlaments-Advocat war 1725 in Rennes geboren, und von seinem Vater, der selbst Advocat war, schon in der ersten Jugend für diese Laufbahn bestimmt. Er erhielt eine sehr sorgfältige Erziehung, besonders zu Paris im Collegium Beauvais unter Coffin und Rivard. Ungeachtet er seine Rechtsstudien schon früh vollendet hatte, so trat er doch erst mit 28 Jahren vor Gericht auf, aber sein Erscheinen machte große Sensation. Guéau de Reverseaux, einer der berühmtesten damals lebenden Advocaten, prophezeite sogleich, was er einst werden würde. Jede Vertheidigung Gerbiers war jetzt ein Triumph, und er überstrahlte alles, was seit Cochin vor den Schranken der Gerichte sich berühmt gemacht hatte. Die Natur hatte ihn reichlich mit allem ausgestattet, was ihn zum Redner machen konnte; seine Gestalt war edel, sein Blick feurig, seine Stimme voll und kräftig, und sein Vortrag leicht und blühend. Er erzählte höchst anziehend,

vertheilte seine Beweise mit Scharfsinn, und zeichnete sich besonders in solchen Streitsachen aus, wo es auf Vermuthungen und Folgerungen ankam. Man sagt, daß Gerbier schlecht geschrieben habe, und daß sich seine Memoiren nicht im Geringsten auszeichneten; dasselbe erzählt man auch von dem großen Cochin. Aber die Quellen des Redners sind auch ganz andere, als die des Schriftstellers. Seine Laufbahn zerfällt in zwei Hälften, in der einen ärndtete er nur Ruhm und Auszeichnung, die andere war mit Unannehmlichkeiten gemischt. Nach der Auflösung des Parlaments war Gerbier einer der ersten Advocaten, die vor dem pariser Parlamente auftraten: diese Verirrung ward ihm nicht verziehen, als er 1774 wieder vor den Schranken des neu hergestellten Parlaments erschien. Damals wurde eben auch Linquet aus der Zahl der Advocaten ausgestoßen. Dieser stellte Gerbier als seinen Verfolger dar und griff ihn in einer bittern Flugschrift heftig an. Dies machte auf Gerbiers zartes nur an Lob gewöhntes Gemüth einen tiefen Eindruck. Seit mehrern Jahren schon war seine Gesundheit wankend, und so starb er am 20sten März 1788. Von den merkwürdigen Rechtsfällen, die er vertheidigte, erwähnen wir nur den des Grafen Monboissier gegen seine Gemahlin, die ihn beschuldigte, sie mittelst eines lettre de cachet einsperren haben zu lassen, der Brüder Lyoncy gegen die Jesuiten wegen des famösen Wechsels des P. Lavalette; des Grafen Bussy merkwürdigen Prozeß gegen die indische Compagnie; der Frau von Sirey, die die Rechte einer Tochter des Marquis und der Marquise Houchin in Anspruch nahm u. s. w.

Gerechtigkeit hat ihren Namen vom Rechte, und ist daher diejenige Tugend, welche das Recht eines Jeden respectirt, oder, wie man auch zu sagen pflegt, Jedem das Seine gibt. Sie ist die Grundlage der öffentlichen Wohlfahrt und daher die erste Pflicht des Staats gegen seine Unterthanen und des Staatsbeamten gegen seine Mitbürger. Vorzugsweise aber wird sie vom Richter gefodert, weil dieser über das Recht nach den Gesetzen des Staats sprechen soll. Doch muß ihr die Billigkeit zur Seite stehen, welche vom Recht in solchen Fällen nachläßt, wo die strenge Handhabung desselben das Gefühl der Menschlichkeit gegen sich aufregen würde. Daher pflegt man auch zu sagen: das höchste Recht ist oft das höchste Unrecht. D.

Gerhard (Paul). Dieser vorzügliche geistliche Liederdichter wurde geboren zu Gräfenhainichen im meißnischen Kreise 1606. Er wurde 1651 Propst zu Mittenwalde in der Mark, von da aber 1657 als Diaconus an die Nicolaikirche in Berlin berufen. Bei den unter dem großen Churfürsten zwischen den Lutheranern und Reformirten im Brandenburgischen ausgebrochenen Streitigkeiten zeigte er sich so unwandelbar in Gesinnung und Meinung, daß er deßhalb im J. 1666 jene Stelle wieder verlor. Voll Gottvertrauens wanderte er aus, und dichtete in dieser bedenklichen Lage das Lied voll Trostes: Befiehl du deine Wege. Sein Vertrauen täuschte ihn nicht. Der Herzog Christian von Merseburg gab ihm eine Zeit lang Pension und berief ihn, als damaliger Besitzer der Niederlausitz, im J. 1669 zum Diaconat nach Lübben, wo er nachher Oberpastor wurde und als solcher 1676 starb. Von seinen Liedern hat man eine siebenfache Sammlung: 1. zu Berlin mit sechs Stimmen in Fol.; 2. zu Frankfurt a. d. O.; 3. zu Berlin 1676.; 4. zu Nürnberg 1683, herausg. von J. G. Ebeling; 5. zu Eisleben 1700 in 12.; 6. zu Zerbst 1707 in 12. von D. J. H. Feustking; 7. zu Augsburg 1708. 8. von Treuner.

Es sind dieser Lieder 120, und wer gedenkt nicht mit Rührung an sein: Nun ruhen alle Wälder; nicht mit Andacht an sein: Nun danket all' und bringet Ehr! Mit Feustking wird man gern gestehen: „Kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern; es fällt und fleußt ihnen alles aufs lieblichste, voller Geistes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre; da ist nichts Gezwungenes, nichts Eingeflicktes, nichts Verbrochenes; die Reime sind auserwählt, leicht und auserlesen schön; die Redensarten schriftmäßig, die Meinung klar und verständig, die meisten Melodien nach Luthers und anderer alten Meistersänger Tone, lieblich und herzlich; in Summa, alles ist herrlich und tröstlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficirt und tröstet." Vielleicht nimmt unser Zeitalter weniger Anstoß an einigen spielend-mystischen Ausdrücken, als an Härten, welche unsre Lieder-Aristarchen zu tilgen bemüht gewesen sind. dd.

Gerichtliche Arzneiwissenschaft, s. **Medicin** (gerichtliche) und **Polizei** medicinische).

Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'Amour, Corti d'Amore. In den Zeiten der langen abenteuerlichen und oft phantastischen Liebschaften, d. h. in der Ritterzeit des Mittelalters, wo die Liebe sich nicht begnügte, ein heiliges Geheimniß des Herzens zu bleiben, und in der Stille zu beglücken, sondern öffentlich auftrat; wo die liebenden Ritter durch ihre Treue und durch auffallende Proben ihrer Ergebenheit allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und die Damen mit ihren Anbetern prunken wollten; wo man durch spitzfindige Untersuchungen über Gegenstände der Galanterie sich häufig in Gesellschaften unterhielt, wurden oft Streitfragen aus diesem Gebiete aufgeworfen und von den Troubadours oder Dichtern in ihren Tensons wetteifernd behandelt; z. B. was kann uns erträglicher seyn, ob unsre Geliebte stirbt, oder sich an einen andern anschließt? Wenn du ein Rendezvous bei deinem Mädchen hast, wäre es dir lieber, mich von ihr gehn zu sehn, wenn du kommst, oder mich kommen zu sehn, wenn du gehst? Wer leidet mehr, ein Ehemann, dessen Frau, oder ein Liebhaber, dessen Geliebte untreu wird? Da man nun doch endlich die Entscheidung eines Tribunals über diese Fragen, oder andere wirkliche Fälle wünschte, so ward (wie **Schiller** singt)

> „Ein **Liebeshof** gegründet,
> Wo zarte Minne herrschte, wo die Liebe
> Der Ritter große Heldenherzen hob
> Und edle Frauen zu Gerichte saßen,
> Mit zartem Sinne alles Feine schlichtend."

Man errichtete gleichsam Spruchcollegien der Liebe, wahrscheinlich zuerst in der Provence im zwölften Jahrhundert (nicht etwa in Deutschland, wo die Liebe von jeher inniger, und mehr Sache des Herzens als pedantischer Grübeleien auf der einen und Sinnlichkeit auf der andern Seite gewesen ist; (vergl. den Artikel **Minne**). Sie bestanden aus Rittern, Dichtern und Damen, die ihre Aussprüche als Arrêts d'Amour gaben, nach Art der Beschlüsse des Parlaments. Herr von Aretin hat 1803 solche Aussprüche aus alten Handschriften herausgegeben. Eine ältere Sammlung ist von Martial d'Auvergne. Diese Unterhaltung ward so beliebt, daß nicht leicht ein fürstlicher Gallatag ohne Wettstreit in einer Cour d'Amour verging; die Übungen des Witzes wurden so beliebt, als die Waffenkämpfe. Ihr größtes Ansehn erlangten diese Cours d'Amour in Frankreich unter Carl

VI. durch seine frivole Gemahlin Isabelle von Bayern, da Männer des ersten Ranges ihre Titel bei den 1380 von ihr errichteten Cours d'Amour bekamen. Noch unter Ludwig XIV. errichtete der Cardinal Richelieu eine Akademie der Liebe, — Assemblée galante zu Ruel — die wohl eine Nachahmung jener Gerichtshöfe seyn sollte, und bei welcher die Prinzessin Maria von Gonzaga das Amt einer Präsidentin bekleidete, und Mademoiselle de Scudery die Geschäfte eines Generaladvocaten führte. F.

Gerichtsordnung, s. Prozeßordnung.

Gerichtsverfassung. Die gesetzliche Art und Weise der Rechtsverwaltung steht in genauem Zusammenhang mit den verschiedenen Rechtsbehörden, welche in einem Staat existiren. So vielfach und zerstückt diese letztern in Deutschland noch sind, so abweichend von einander und inconsequent sind die Gerichtsverfassungen der Deutschen, zumal der kleinern Staaten. In den sächsischen Territorien, wo unzählige Patrimonialgerichtsbarkeiten existiren, stößt man oft auf die sonderbarsten Verfassungen. Es gibt Städte, ja Dörfer, welche zehnerlei Gerichtsbarkeiten neben einander enthalten, und oft hat ein Gerichtsstuhl seine Gerichtsunterthanen wieder in zehn verschiedenen Dörfern vereinzelt. Dies rührt aus der alten Zeit her, wo die Gerichtsherren ihre Bauern mit den Sitzen nach Belieben veräußerten. Die Inconsequenz zu vermehren, existirt bei uns eine kirchliche Gerichtsbarkeit, welche noch obenein die Ehesachen und Personalia der Kirchenbeamten an sich gerissen hat, und in den mehrsten Staaten gibt es keine besondern Criminalgerichte und Polizeibehörden, sondern diese sind gewöhnlich mit den Civiljustizbehörden vereinigt. Nimmt man hiezu die mannichfachen Gesetze und Gesetzfragmente, welche zwischen diesen oft collidirenden Behörden durch die Geschäftsparteigänger, die Advocaten, und durch die vermummten Vehmschöffen — die Urtelsverfasser — hin und her getrieben werden, und denkt sich dabei, daß hie und da die Cabinetsjustiz beliebige Machtgriffe in dieses regelmäßige Chaos thut, so hat man ein Bild von der deutschen Gerichtsverfassung, welches jedoch hie und da durch die Individualität der Fürsten und der kleinen und großen Machthaber in lichteren Farben erscheint, aber oft auch ein Abdruck des Egoismus und der Anarchie ist. Übrigens sind in thesi fast alle deutsche Gerichtsverfassungen Nachbildungen der ehemaligen deutschen Reichsgerichtsverfassung und auch seit Wetzlars Hinschied gibt es noch, nach Kästners Sinnspruch: „Wetzlar ist der Olymp der deutschen Prozesse, denn im Olymp wohnen die Unsterblichen," manchen deutschen Olymp der Prozesse. Neben dem obern Landesjustizcollegium existiren hie und da allgemeine Hofgerichte, welche mit ihm concurriren, wie sonst Reichskammergericht und Reichshofrath, und die Versendungen der Acten an auswärtige unparteiische Spruchcollegien beurkunden das Princip rechtlicher Freiheit in den deutschen Prozessen. Zahllose Specialgesetze nnd Prozeßordnungen haben den Mängeln der deutschen Gerichtsverfassungen abhelfen sollen, allein dazu bedarf es einer Radicalcur. O.

Germain (Graf Saint), ist seinem Herkommen nach unbekannt, aber als Abenteurer und Schwarzkünstler sehr berüchtigt. Er nannte sich zuweilen Aymar oder auch Marquis de Betmar, und war wahrscheinlich ein geborner Portugiese. Cagliostro machte auf seiner ersten Reise nach Deutschland in Holstein Bekanntschaft mit ihm, und benutzte seinen Unterricht zu neuen Betrüge-

reien. Saint Germain besaß wirklich chemische und andere Kenntnisse; aber seine unwiderstehliche Neigung, als Magiker zu glänzen, erlaubte ihm nicht, die gewöhnlichen Wege zum Ruhme zu suchen. Er war beständig auf Reisen, und verschaffte sich durch Dreistigkeit und Großsprechereien, und durch die Gabe, Jedem die schwache Seite abzugewinnen, sogar Zutritt an Höfen. Seinem Vorgeben nach war er 350 Jahre alt, und hatte noch einen Denkspruch des berühmten Montaigne in seinem Stammbuche aufzuweisen. Ein köstliches Lebenswasser erhielt ihn immer bei guten Kräften, und war so stark in seinen Wirkungen, daß er eine alte Frau damit verjüngen konnte. Das verzweifelte Problem aller Adepten, die Verfertigung von Edelsteinen, war ihm auf seiner zweiten Reise nach Indien, die er im Jahre 1755 gemacht haben wollte, geglückt: und er zerschlug im Jahre 1773 bei dem französischen Gesandten im Haag einen kostbaren Diamant von seiner Arbeit, nachdem er vorher einen ähnlichen für 5500 Louisd'ors verkauft hatte. Auch die Geheimnisse der Zukunft enthüllten sich vor seinen Augen, und er verkündigte den Tod Ludwigs XV. den Franzosen voraus. Er war sogar so mächtig, daß er auf das Thierreich wirkte, und den Schlangen Gefühl für Musik beibrachte. Unter die wirklichen Fertigkeiten, die er besaß, gehörte unstreitig die seltne Gabe, daß er mit beiden Händen zugleich auf zwei verschiedenen Bogen etwas, das man ihm dictirte, aufschreiben konnte, ohne daß es möglich gewesen wäre, die Handschriften zu unterscheiden. Die Violine spielte er so meisterhaft, daß man mehrere Instrumente zu hören glaubte. Überhaupt fehlte es ihm weder an Talenten, noch an Gelehrsamkeit, und er würde berühmt geworden seyn, wenn es ihm nicht lieber gewesen wäre, berüchtigt zu werden.

Germanicus (Cäsar). Dieser große Feldherr der Römer, berühmt durch seine siegreichen Kriege mit den Germanen, war ein Sohn des Claudius Drusus Nero und der jüngern, für ihre Tugenden gepriesenen Antonia, einer Nichte Augusts, deren große Eigenschaften ihm zum Erbtheil geworden waren. Tiberius, sein Oheim von väterlicher Seite, adoptirte ihn. Er verwaltete in der Folge die Quästur und noch vor dem gesetzlichen Alter das Consulat. Eben stand er mit Tiberius an der Spitze zahlreicher Heere in Deutschland, als August starb, und dieser ihm in der Regierung folgte. Vergebens wurde er von einigen aufrührerischen Legionen aufgefodert, die höchste Gewalt sich zuzueignen. Er ging hierauf über den Rhein, überfiel die Marsen, welche sich bei einem Feste der Trunkenheit ergeben hatten, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, und zerstörte den Tempel der Tanfana. Auf gleiche Weise schlug er im folgenden Jahre die Katten, verbrannte ihre Stadt Mattium (nach Mannert Marburg), und kehrte siegreich nach dem Rheine zurück. Hier erschienen Abgeordnete des Segestes bei ihm, durch welche derselbe ihn um Hülfe gegen Hermann, seinen Schwiegersohn, bat, der ihn belagert hielt. Germanicus eilte herbei, entsetzte den Segestes, und nahm dabei Hermanns Gemahlin, Thusnelda, gefangen. Hermann rüstete sich hierauf zum Krieg und Germanicus sammelte seine Macht an der Ems. Es kam zur Schlacht. Schon wichen die römischen Legionen, als Germanicus mit neuen Truppen den Kampf erneuerte und glücklich die ihm drohende Niederlage abwandte. Hermann zog sich zurück, und Germanicus war zufrieden, die Ems wieder zu gewinnen, und ehrenvoll aus einem

Kampfe zu gehen, dem sein Heer nicht mehr gewachsen war. Nachdem er noch einen Theil seiner Krieger auf dem Rückzuge durch die Fluth des Meeres verloren hatte, erreichte er nur mit geringen Überresten seines Heeres die Mündungen des Rheins, und wandte den Winter zu neuen Rüstungen gegen die Germanen an. Er ließ eine Flotte von tausend Fahrzeugen erbauen, um die beschwerlichen Märsche zu Lande durch Wälder und Moräste zu vermeiden, und landete sein Heer an der Mündung der Ems. Von hier aus rückte er gegen die Weser, hinter welcher er die Cherusker versammelt fand, um ihm den Übergang zu wehren. Er bewirkte ihn dennoch, und lieferte ihnen eine Schlacht, die mit dem Tage begann, und sich siegreich für die Römer endete. Auch am folgenden Tage, als die Deutschen den Kampf mit Wuth erneuerten, und Unordnung in die römischen Reihen brachten, behauptete Germanicus doch das Schlachtfeld. Die Deutschen kehrten in ihre Wälder zurück, Germanicus aber schiffte sich wieder ein, bestand einen furchtbaren Sturm, der seine Flotte zum Theil zerstreute und verschlug, und bezog die Winterquartiere, nachdem er noch einen Einfall in das Land der Marsen gemacht hatte. Dieser Feldzug war zugleich sein letzter in Deutschland. Tiberius, eifersüchtig auf die Verdienste und den wachsenden Ruhm des jungen Helden, rief ihn zurück, bewilligte ihm mit erheucheltem Wohlwollen einen Triumph, und sann auf ein schickliches Mittel, sich von einem Manne zu befreien, der ihm furchtbar schien durch die Liebe des Volks. Er sandte ihn zu dem Ende mit fast unbeschränkter Gewalt bekleidet in die Morgenländer, um die dort ausgebrochenen Unruhen beizulegen; ernannte aber auch zugleich den Piso zum Statthalter von Syrien, in dessen stolzem, herrischen und unbeugsamen Charakter er ein erwünschtes Mittel fand, dem Germanicus entgegenzuwirken. Beide mußten bald zerfallen, und Piso faßte einen so wüthenden Haß, daß er, um sich von seinem Gegner zu befreien, ihn wahrscheinlich vergiften ließ. So starb Germanicus im Jahre Roms 772, in einem Alter von 34 Jahren, und Rom verlor in ihm einen seiner tapfersten und edelsten Männer. M.

Germanien und Germanen. Nicht allein das unwirthliche, mit ungeheuern Wäldern, Sümpfen und Morästen bedeckte Land, begränzt von der Donau, dem Rhein, dem nördlichen Ocean und der Weichsel, nannten die Römer Germanien, sondern auch Dänemark, Norwegen, Schweden, Finnland, Liefland und Preußen schlossen sie in diese Benennung ein, da alle diese Länder, welche ein Drittheil von Europa ausmachen, von Volksstämmen bewohnt wurden, deren Gestalt, Sitten und Sprache einen gemeinsamen Ursprung ankündigten. Die Bewohner des schönen Italiens, die kein rauheres Land je kennen gelernt hatten, konnten nicht glauben, daß irgend ein Volk seine Wohnplätze habe verlassen können, um in Germaniens Wüsten zu hausen, wo ein strenger Winter den größten Theil des Jahres herrschte, und wo undurchdringliche Waldungen auch im Sommer dem erwärmenden und erquickenden Strahle der Sonne Hohn sprachen. Die Germanen (Heer- d. i. Kriegsmannen), oder wie sie sich nach ihrem Nationalgotte Teut nannten, die Teutonen, mußten nach ihrer Meinung von Anbeginn dort gelebt haben. Sie nannten sie daher Indigenae, dort entsprossene, und liefern uns von ihren Sitten und ihrer Lebensweise Nachrichten, aus denen wir folgendes hervorheben. Rein von fremder Vermischung, wie die eigenthümliche Nationalbildung bewies, lebte in den Ländern

jenseit des Rheins ein Volk mit trotzigen blauen Augen, hochgelbem Haar, von starkem Körperbau und riesenhaftem Wuchs, abgehärtet gegen Kälte und Hunger, nicht gegen Durst und Hitze, von kriegerischem Geiste, bieder, treu, freundlich und arglos gegen den Freund, gegen den Feind listig und verstellt, das jedem Zwange trotzend, die Unabhängigkeit als sein edelstes Gut betrachtete, und eher das Leben als seine Freiheit aufzugeben bereit war. Unbekannt mit allen das Leben verschönernden Künsten, unbekannt mit dem Ackerbau, dem Gebrauch der Metalle und der Buchstabenschrift, nährte sich der Germane in seinem Lande voll Wälder und Weiden armselig von Jagd und Viehzucht, und theilte sein Leben zwischen träger Ruhe, sinnlichen Genüssen und harten Beschwerden. Zur Zeit des Friedens waren Schlaf und Unthätigkeit Tag und Nacht das einzige Labsal des träg verdrossenen Kriegers, indeß sein hinschmachtendes in eigener Kraft sich verzehrendes Gemüth nur des Augenblicks harrte, wo Krieg und Gefahr ihn zu männlichen Werken aufriefen. Er nahm inzwischen seine Zuflucht zum Becher und zum Spiel, beiden mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines ungezähmten Herzens sich hingebend. Ein mit geringer Kunst aus Waizen und Gerste bereitetes Getränk ersetzte ihm den von der Natur versagten Traubensaft, und berauschte ihn bei seinen lärmenden Festen. Weit entfernt, die Trunkenheit sich zum Vorwurf zu machen, fühlte er vielmehr durch den Rausch seine Sinne geschärft und erleuchtet; er rathschlagte alsdann am liebsten, und der im Rausche gefaßte Beschluß wurde als eine höhere Eingebung unabänderlich ausgeführt. Gleich unbegränzt war seine Neigung zum Spiel; nicht der Verlust seiner ganzen Habe konnte dem Spiel ein Ende machen. Seine Person und Freiheit waren ihm nicht zu kostbar, um sie nicht aufs Spiel zu setzen, und, treu seinem Worte, ließ er sich ohne Weigerung von dem glücklichen Gewinner fesseln und in entfernte Sklaverei verkaufen. Die Regierungsform war in dem größten Theile Germaniens demokratisch. Man gehorchte weniger allgemeinen und positiven Gesetzen, als dem zufälligen Übergewicht der Geburt oder Tapferkeit, der Beredsamkeit oder des Aberglaubens. Nur an den Ufern des baltischen Meeres erkannten einige Stämme das Ansehn von Königen, ohne jedoch die dem Manne gebührenden Rechte aufzugeben. Da gegenseitige Vertheidigung das Band war, welches die Germanen zusammenhielt, so hatte man früh die Nothwendigkeit gefühlt, daß der Einzelne seine Meinung von der Mehrzahl seiner Verbundenen abhängig machen müsse, und diese wenigen rohen Grundzüge einer politischen Gesellschaft genügten einem Volke, dem jeder höhere Ehrgeiz noch fremd war. Der von freien Ältern geborne und zur Mannbarkeit gereifte Jüngling ward eingeführt in die allgemeine Versammlung seiner Landsleute, mit Schild und Lanze ausgestattet und zu einem gleichen und würdigen Mitgliede ihres kriegerischen Freistaats angenommen. Diese Versammlungen der wehrbaren Männer eines Stammes wurden theils zu bestimmten Zeiten, theils bei plötzlichen Ereignissen zusammenberufen. Über öffentliche Beleidigungen, die Wahl der Obrigkeiten, über Krieg und Frieden entschied in denselben die freie Stimme. Denn wenn auch den Vorstehern eine vorläufige Erwägung der Sache verstattet war, so konnte doch nur das Volk beschließen und ausführen. Der Zögerung feind und, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Politik, der augenblicklichen Leidenschaft gehorchend, faßten die Germanen rasche und heftige Beschlüsse, und das

Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigten ihren Beifall oder ihre Abneigung an. Zur Zeit der Gefahr ward ein Anführer gewählt, dem sich in dringenden Fällen, wo vereinte Kraft vonnöthen war, wohl mehrere Stämme unterwarfen. Der Tapferste ward erkoren, daß er mehr durch Beispiel als Befehl seine Landsleute führe. War die Gefahr vorüber, so endigte seine dem frei gesinnten Germanen verhaßte Gewalt; denn zur Zeit des Friedens kannte man kein anderes Oberhaupt, als die in den Versammlungen erwählten Fürsten, die in ihren Bezirken Recht sprachen und Streitigkeiten schlichteten, und ihr Amt mehr der Geburt als eigener Würdigkeit dankten. Zugeordnet waren dem Fürsten eine Wache und ein Rath von hundert Personen, und obwohl die Römer manchen derselben den Königstitel beilegen, so hatten sie nicht einmal das Recht, mit dem Tode, mit Gefängniß oder Schlägen einen freien Mann zu bestrafen. (Vergl. Fürst). Ein Volk, das allem Zwange so abgeneigt war und keine Oberherrschaft anerkannte, achtete nur die Verpflichtungen, die es sich selbst auferlegt hatte. Freiwillig weihten die edelsten Jünglinge einem bewährten Anführer ihre Waffen und Dienste, und wie diese unter einander wetteiferten, die tapfersten Genossen um sich zu versammeln, so wetteiferten jene um die Gunst ihres Anführers. Ihm war es Pflicht, in der Stunde der Gefahr der erste zu seyn an Muth und Kühnheit, aber seinen Gefährten war es Pflicht, nicht hinter ihm zurückzubleiben. Seinen Fall überleben, war unauslöschlicher Schimpf, denn die heiligste Pflicht gebot, seine Person zu schützen und seinen Ruhm durch die Trophäen eigener Thaten zu verherrlichen. Der Führer kämpfte für den Sieg, die Gefährten für den Führer. Wie Tapferkeit die Zierde des Mannes, so war Keuschheit die Tugend des Weibes. Vielweiberei war nur den Fürsten verstattet, um dadurch ihre Verwandtschaften zu vervielfachen; Scheidungen verbot mehr die Sitte als das Gesetz. Ehebruch war ein durch nichts abzubüßendes, aber auch höchst seltenes Verbrechen, und die Verführung weder durch Sitte noch Beispiel zu rechtfertigen. Die religiösen Begriffe so barbarischer Horden konnten nur roh und unvollkommen seyn. Die Sonne und der Mond, das Feuer und die Erde waren ihnen Gottheiten, die sie zugleich mit gewissen eingebildeten Wesen verehrten, denen sie die Leitung der wichtigsten Geschäfte des Lebens zuschrieben, und deren Willen die Priester durch geheime Künste erforschen zu können vorgaben. Ihre Tempel waren Felsengrotten, geheiligt durch die Verehrung vieler Geschlechter. Die Gottesurtheile, so berüchtigt im Mittelalter, galten schon ihnen als untrügliche Entscheidungen in allen zweifelhaften Fällen. Ihren Muth zu entflammen und zu befeuern, lieh die Religion die wirksamsten Mittel. Die heiligen, im Dunkel gottgeweihter Höhlen aufbewahrten Fahnen wurden auf dem Schlachtfeld aufgepflanzt, und das feindliche Heer mit schrecklichen Verwünschungen den Göttern des Kriegs und des Donners zum Opfer geweiht. Nur dem Tapfern ward die Gunst der Götter, und ein kriegerisches Leben und der Tod in der Schlacht waren die sichersten Mittel, um zu den Freuden der andern Welt zu gelangen, wo die Erzählung ihrer Thaten beim frohen Schmause sie ergötzte, während sie köstliches Bier aus mächtigen Hörnern oder den Schädeln ihrer Feinde schlurften. (Vergl. den Art. Nordische Mythologie.) Aber was die Priester nach dem Tode versprachen, fröhliche, ehrenvolle Fortdauer, das verliehen die Barden schon auf Erden. In

der Schlacht und an Siegesfesten priesen sie den Ruhm der Helden vergangener Tage, die Vorfahren der Tapfern, die ihren kunstlosen aber feurigen Strophen lauschten, und sich zur Todesverachtung und zu Thaten dadurch begeistert fühlten. So war das Volk, das frei und unbesiegt einst Deutschlands Boden bewahrte, und dessen Nachkommen wir uns nennen dürfen. Forschen wir nach seinem Ursprunge, so werden wir auf Asien, die allgemeine Wiege des Menschengeschlechts, zurückgeführt, wiewohl wir nur dunkle Spuren ihrer Einwanderung aus diesem Welttheile bei den alten Geschichtschreibern finden. Ehe die Scythen oder Scotelen von den Massageten an dem Pontus Euxinus verdrängt wurden, wohnten die Cimmerier, ein mit den Deutschen verwandtes Volk, in der heutigen Crimm und europäischen Tatarei und vereinigten sich, von den Scythen an die Weichsel zurückgedrängt, mit den dort wohnenden teutonischen Stämmen, über welche uns historische Angaben fehlen. Von hier aus ward Scandinavien und Deutschland bevölkert, daher sich unter den Bewohnern dieser Gegenden die Nachricht erhalten hatte, daß ihr Muttervolk an den Ufern der Weichsel gewohnt habe. Es werden uns drei Hauptstämme der Germanen genannt: die Istävonen, Ingävonen und Hermionen. Die Hermionen, zwischen der Elbe und Weichsel wohnend, waren das Stammvolk und hießen auch Teutonen und Semnonen; und von ihnen waren die Ingävonen nach Westen, die Istävonen nach Norden ausgewandert. Diese drei Hauptstämme waren sehr wesentlich von einander verschieden, und wenn es sich erweisen läßt, daß von den Ingävonen die Westphalen, Niedersachsen, Dänen und Schweden; von den Istävonen die Rheinländer, Franken und Hessen; und von den Hermionen die Bayern und Österreicher abstammen, so bestehen diese Verschiedenheiten wenigstens in Ansehung der Sprache noch jetzt. Istävonische Völkerstämme waren die Chamavi, Tubantes, Usipii, Ansibarii und Bructeri, zwischen der Weser und dem Rhein; die Sygambri und Marsi von der Lippe bis Cöln, doch nicht gleichzeitig; die Dulgumnier, Chasoarii, Teucteri und Ingriones auf der Westseite der Weser bis in den Harz; ferner die Katten, vom Ursprung der Weser längs des thüringer Waldes bis an den Main und die fränkische Saale, und die mit ihnen verbundenen Nerteranes, Danduri, Turoni, Marvingi und Mettiaci, letztere um Wisbaden und Marburg, erstere im Fürstenthum Waldeck bis Hanau sich verbreitend; endlich die Cherusci, die Bewohner des Harzes und der umliegenden Gegenden, und die mit ihnen vereinigten Fosi im Braunschweigischen, so wie die bereits genannten Marsen, Chasuarier, Tubanten, Dulgumnier, Ansibarier u. a., die aber später sich von dem Bund der Cherusker trennten. Diese gesammten istävonischen Völker erscheinen in drei großen Völkerbunden vereinigt, dem Bunde der Sygambrer, Cherusker und Katten, woraus in späterer Zeit die beiden mächtigen Bündnisse der Franken und Alemannen hervorgingen. Die Ingävonen wohnten von den Mündungen des Rheins bis an die westlichen Ufer der Ostsee, vom Zuydersee bis an die Travenitz in Holstein, und breiteten sich über die cimbrische Halbinsel und das große Scandinavien aus. Zu ihnen gehörten die von der Schelde bis zur Eider wohnenden mächtigen Friesen mit den Friesabonen, Sturiern und Narsaciern; die Chaucen in Ostfriesland, Oldenburg und Bremen; die Angrivarier in Verden, Lüneburg und Calenberg; ferner die Saxen im heutigen Holstein, mit ihren drei Stämmen, den Ostphalen, Westphalen und

Angariern, und den zu ihnen gehörigen Bewohnern der Halbinsel, den Nordalbingern, die in Verbindung mit den Saxen Normannen, und späterhin Dänen genannt wurden. Zu den Ingävonen gehörten auch die Völker Scandinaviens und Preußens; dieses bewohnten die Ostiger, die Venedi und Scirri, jenes die Hellevionen, im heutigen Schonen, oder wie sie Tacitus ordnet: die Suionen und Sitonen (die heutigen Schweden) die Fenni (Finnen), die Ästhi (Esthen), die Venedi (Wenden). Nach Ptolemäus bewohnten die Westseite Scandinaviens die Chadeni, die Ostseite die Phavones und Phiräsi, die Südseite die Getä und Dauciones, das Mittelland die Levoni. Die Stämme der Hermionen, die in herumschweifenden Parteien auch Sueven hießen, waren die Varini zwischen den Mündungen der Travenitz und Warne, die Sideni, von der Warne bis zur Oder, die Teutanoardi und Viruni im Lauenburgischen und Meklenburgischen, die Rugier, Turcilingier und Sirri in Pommern und an der Ostsee, die Heruler, Nachbarn der Gothonen, und diese selbst mit ihren Nebenzweigen im heutigen Herzogthum Warschau; ferner die Vandalen mit den Silingi im Riesengebirge und der Lausitz, die Burgundiones und die Ligier, die nebst den Buriern und Andern hinter den Vandalen in Schlesien und Polen ihre Wohnsitze hatten. Als einzelne Stämme der Hermionen, welche sich unter den Ingävonen und Istävonen niederließen, werden die Longobarden und Angeln genannt. Jene wohnten an der Elbe und nachher in dem Lande der Cherusker, diese vereinigten sich von der Ostseite der Elbe her mit den Saxen. Im Süden von Deutschland finden wir nur Auswanderer, die erst später, aus mehrern Muttervölkern zusammengeschmolzen, zum Theil große Reiche stifteten. Dergleichen südliche Colonisten waren die Quaden, die Markomannen, die von denselben abstammenden Bojoarier, die Hermunduren und die aus ihnen entsprossenen Sueven. Die Römer lernten zuerst im Jahre der Stadt 640 die Germanen kennen, als ein wilder Völkerschwarm, der sich Cimbern nannte, neue Wohnplätze suchend, an den Alpen erschien, den Consul Papirius Carbo schlug, und sich von da im Verein mit den Tigurinern gegen die Allobrogen wandte. Nachdem sie auch hier die Römer in zwei großen Schlachten geschlagen, fielen sie vereint mit den Teutonen und Ambronen in das transalpinische Gallien, schlugen die Römer nochmals am Rhodanus, verbreiteten sich dann nach Westen, kehrten sich aber, durch die Tapferkeit der Iberer und Belgier in ihren Fortschritten gehemmt, nach Italien, in welches die Teutonen und Ambronen über die westlichen, die Cimbrer und Ligurier über die nördlichen Alpen einzudringen suchten. Marius ward Roms Retter; er besiegte die Ersteren bei Aix im J. Roms 651 und zwei Jahre nachher auch die Letztern. Die Überreste zerstreuten sich theils in Gallien, theils kehrten sie an die Donau zurück. Nachdem Cäsar Gallien unterworfen und seine siegreichen Waffen bis an den Rhein getragen hatte, lernte er hier zuerst ein Volk kennen, das man ihm Germanen nannte. Ariovist, der dasselbe führte, und früher auf der Südseite der Donau gewohnt hatte, wollte sich in Gallien niederlassen, mußte aber, von Cäsar geschlagen, wieder über den Rhein flüchten. Nur die Bricocci und Nemetes, die zu jenen Heerhaufen gehört hatten, blieben auf der Westseite des Rheins; aus den über den Rhein zurückgekommenen Überresten scheint sich der Schwarm der Markomannen gebildet zu haben. Cäsar ging zweimal über den Rhein, doch nicht um in dem wüsten Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um

Gallien vor den verheerenden Einfällen der Barbaren zu schirmen. Er nahm sogar Deutsche in Sold, zuerst gegen die Gallier, dann gegen Pompejus. Kennen lernte er nur die zunächst wohnenden Ubier, Sygambrer, Usipeter und Teucterer. Das übrige Deutschland werde, sagte man ihm, von den Sueven in hundert Gauen bewohnt, deren jeder tausend Mann auf Freibeuterei ausschicke, welche jährlich abgelös't würden. Sie lebten mehr von Jagd und Viehzucht, als vom Ackerbau, besaßen die Felder gemeinschaftlich, und hielten alle fremde Völker durch Verwüstung der Gränzen von sich ab. Diese Nachrichten sind wahr, wenn wir sie auf die Deutschen überhaupt ausdehnen, und unter den hundert Gauen die einzelnen Volksstämme derselben verstehen. Roms Bürgerkriege und innere Unruhen zogen jetzt die Aufmerksamkeit von den Deutschen ab. Der Bund der Sygambrer fiel ungestraft in Gallien ein, und die von ihnen hart bedrängten Ubier versetzte Agrippa an die Westseite des Rheins. Als aber die Sygambrer Augusts Legaten, Lollius, im Jahr der Stadt 738 geschlagen hatten, eilte er selbst herbei, erbaute, um ihnen besser widerstehen zu können, Festungen am Rhein, und gab seinem Stiefsohn Drusus den Oberbefehl gegen sie. Dieser tapfere Feldherr, über den der eigne Art. nachzusehen ist, war in mehrern Feldzügen siegreich, und drang bis an die Elbe vor. Er starb im J. Roms 745. Nach ihm führte zwei Jahre lang Tiberius das Commando am Rhein, und übte mehr List als Gewalt gegen die Germanen. Er bewog sie zu Kriegsdiensten im römischen Heere. Augustus Leibwache ward aus Deutschen gebildet, und der Cherusker Hermann schwang sich bis zur Würde eines Ritters empor. Von den Jahren 748 bis 755 commandirten verschiedene römische Feldherren in diesen Gegenden. Als im J. 756 Tiberius aufs neue den Oberbefehl bekommen hatte, drang er bis an die Elbe vor, und damals wäre es vielleicht gelungen, Deutschland zur römischen Provinz zu machen, wenn nicht die Unbesonnenheit seines Nachfolgers, des Quinctilius Varus, plötzlich alle errungenen Vortheile wieder vernichtet hätte. Seine gewaltsamen Maßregeln, die Sitten und Verfassungen der Deutschen umzuändern, bewirkten eine allgemeine Verschwörung, an deren Spitze der in Rom erzogene Cherusker Hermann (s. d. Art.) stand. Mit seinem aus drei vollen Legionen bestehenden Heere in den teutoburger Wald gelockt, ward Varus von den erbitterten Deutschen angefallen und aufgerieben. Wenige Flüchtlinge rettete der bei Cöln mit drei Legionen stehende Legat Asprenas. Dieser im 763sten Jahre Roms von den Deutschen erfochtene Sieg führte den gänzlichen Verlust aller römischen Besitzungen jenseit des Rheins herbei; die von Drusus erbaute Feste Aliso wurde zerstört. Jetzt traten die Cherusken als das Hauptvolk in Deutschland auf. Erst vier Jahre nachher zogen die Römer unter Germanicus (s. d. Art.) wieder gegen die Deutschen ins Feld, und wie tapfer und kriegserfahren dieser jugendliche Held auch seine Unternehmungen leitete, so gelang es ihm doch nicht, die Herrschaft der Römer zu befestigen. Vielmehr gaben nach ihm die Römer die Unterjochung der Deutschen auf, deren Streifzüge auf ihr Gebiet sie leicht verhinderten, und vor deren ernstlichen Angriffen sie sich durch die innern Streitigkeiten derselben gesichert sahen. Eine wichtige Revolution in Deutschland hatte dazu den Anlaß gegeben. Marobodus, ein am Hofe Augusts bezogener Markomanne, vereinigte durch Güte und Gewalt mehrere suevische Stämme in einen Bund, welcher unter dem Namen des Bundes der

Markomannen bekannt ist. An der Spitze dieses mächtigen Völkervereins überfiel er das im südlichen Böhmen und heutigen Frankenlande gegründete große Reich der Bojer, eroberte dasselbe und stiftete hier einen furchtbaren Staat, welcher sich über die Markomannen, Hermunduren, Quaden, Longobarden und Semnonen ausdehnte, und ein reguläres Kriegsheer von 70,000 Streitern darbot. August hatte dem Tiberius befohlen, mit zwölf Legionen den Marobodus anzugreifen, und seine Macht zu brechen, aber ein allgemeiner Aufstand der dalmatischen Völkerschaften nöthigte ihn, einen Frieden zu schließen, der ihm keine Vortheile gewährte. Die darauf folgenden Unfälle der Römer in Westdeutschland hinderten auch nachher jeden Versuch gegen die Markomannen, welche ihrer Seits häufige Streifereien in Süddeutschland wagten. So gab es jetzt zwei vor den übrigen mächtige Völkerschaften in Deutschland, die Markomannen und die Cherusker, welche sich aber bald unter einander entzweiten, als einer Seits die Longobarden und Semnonen, der Bedrückungen des Marobodus müde, den Bund desselben verließen und zu den Cheruskern übertraten, und andrer Seits Hermanns Oheim, Inguiomerus, aus Eifersucht gegen seinen Neffen, zum Marobodus überging. Nachdem der Krieg zwischen beiden Nebenbuhlern nach allen Regeln der Kriegskunst, welche Hermann und Marobodus in Roms Schule erlernt hatten, geführt worden war, blieb der Sieg endlich den Cheruskern. Tiberius, statt dem ihn um Beistand bittenden Marobodus zu helfen, ließ ihn vielmehr zwei Jahre darauf von dem Gothen Catualda überfallen, der ihn zwang, sein Land zu verlassen und bei den Römern Zuflucht zu suchen. Bald aber erfuhr Catualda das gleiche Schicksal durch die Hermunduren, welche jetzt als Hauptvolk unter den Markomannen auftraten. Die Cherusker verloren mit ihrem großen Feldherrn Hermann ebenfalls ihr Ansehn; durch Zwiespalt unter sich selbst geschwächt, nahmen sie endlich von Rom einen König, Italicus mit Namen, an, den letzten Sprößling Hermanns. Unter diesem zerfielen sie noch mit ihren Bundesgenossen, den Longobarden, und sanken zu einem unbedeutenden Volke, die Südseite des Harzes bewohnend, herab. Dagegen erhoben sich im Westen Deutschlands die Katten. Während einer Seits die Friesen sich wegen des ihnen auferlegten Tributs gegen die Römer empörten, und nur mit Anstrengung zurückgeschlagen wurden, griffen am Oberrhein die Katten die ihnen gegenüber gelegenen römischen Festungen an. Galba aber demüthigte sie, und bewog sie, das Land zwischen der Lahn, dem Main und Rhein zu verlassen, welches darauf die Römer verdienten Kriegern zutheilten. Achtzehn Jahre darauf (812 der Stadt) geriethen die Hermunduren und Katten in Streit über die Salzquellen der fränkischen Saale. Des Marobodus und Catualda zahlreiche Begleiter hatten sich indeß jenseit der Donau zwischen den Flüssen Gran und Morava angesiedelt, und dort unter Vannius, den ihnen die Römer zum König gegeben, ein neues Reich begründet, das den benachbarten Völkern durch Bedrückungen lästig zu werden anfing. Obgleich Vannius sich mit den sarmatischen Jazygen verbunden hatte, erlag er doch der vereinten Macht der Hermunduren, Lygier und westlichen Quaden (im Jahre Roms 804), und mußte sich zu den Römern flüchten. An der Spitze des Reichs aber stand sein Schwestersohn Sido, der, ein Freund der Römer, dem Vespasian wichtige Dienste leistete. Im Westen erschütterten die Bataver durch einen hartnäckigen Krieg die

Macht der Römer, welche nur mit äußerster Anstrengung sich behaupteten. Jetzt aber entzündete sich ein Krieg, der erst mit dem Untergange Roms endigte. Die Sueven, von den Lygiern angefallen, baten den Domitian um Beistand, welcher ihnen hundert Reiter schickte. Eine so armselige Macht beleidigte die Sueven. Sie verbanden sich mit den Jazygen in Dacien, und bedrohten Pannonien. Domitian ward geschlagen, Nerva zügelte sie und Trajan schlug sie aufs Haupt; allein seit Antoninus Philosophus loderte der Krieg in diesen Gegenden. Auf zwei Seiten beunruhigten die Barbaren unaufhörlich das römische Reich; von der Einen Seite die durch die Gothen verdrängten kleinen Stämme, welche gezwungen in Dacien einfielen, neue Wohnsitze suchend. Man befriedigte sie, als man ihnen die südlichen Gegenden dazu anwies. Aber wichtiger war der Krieg, welchen von der andern Seite die Markomannen, Hermunduren und Quaden vereint mit aller Kraft gegen Rom führten, und welcher gewöhnlich der markomannische genannt wird. Mark Aurel kämpfte sein ganzes Leben gegen sie, und Commodus erkaufte durch Geld den Frieden. Indeß verwüsteten die Katten Gallien und Rhätien, und die Cherusker drängten die Longobarden an die Elbe zurück und traten jetzt unter dem Namen Franken auf. Neue Barbaren erschienen 220 nach Chr. Geb. in Dacien, die Visigothen, Gepiden und Heruler, und bekämpften die Römer. Zu eben der Zeit, unter Caracalla, trat ein neues Volk in Süddeutschland hervor, die Alemannen, ein Gemisch istävonischer Stämme. Gegen sie erbaute Rom die berühmte Valla Romanorum, deren Überreste von Jaxthausen bis Öhringen noch sichtbar sind. Aber die Macht der Römer sank immer mehr, theils durch den unaufhörlichen Kampf mit den Barbaren, theils durch innere Unruhen verzehrt. Als dreißig Kaiser das Reich zerrütteten und spalteten, drangen die Franken bis Spanien vor, und unter Kaiser Probus eroberten sie auch die Bataverinsel. So waren jetzt Franken und Alemannen die mächtigsten deutschen Völker. Erstere verloren unter Julian die Bataverinsel an die Saxen, und letztere wurden von Roms Heeren gedemüthigt. Aber das war Roms letzter Sieg. Mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts stürmten Barbaren von allen Seiten auf das römische Kaiserthum an. Die Vandalen, Sueven und Alanen bemächtigten sich Galliens und Spaniens; ihnen folgten die Burgundier nach Gallien, die Westgothen nach Italien und Spanien; den Burgundiern folgten die Franken, den Westgothen die Ostgothen, und diesen die Longobarden. So begannen jene Züge zahlloser Völkerhorden, welche sich aus dem Norden und Osten erobernd über Europa ergossen. Die Geschichte bezeichnet sie mit dem Namen der großen Völkerwanderung, und unter dieser Rubrik werden wir den hier abgerissenen Faden wieder aufnehmen. M.

Germanismus nennt man jede Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in Ausdrücken, Worten und Wendungen, wodurch sie von einer andern Sprache abweicht. Die Germanismen sind daher in jeder fremden Sprache andere, wiewohl es gewisse Germanismen gibt, die es für alle, oder doch die meisten Sprachen sind, wenn sie auf Eigenthümlichkeiten beruhen, welche die deutsche Sprache ausschließlich hat.

Gerona, an der Küste von Catalonien, beim Einflusse des Onhar in den Ter, welcher wenige Meilen von der Stadt ins mittelländische Meer ausströmt, ist durch die Franzosen unter Gou-

von St. Cyr, und nachher unter Augereau eine fast beispiellose Vertheidigung gegen die im Jahre 1809 besonders merkwürdig geworden. Nachdem die Franzosen die Berennung schon im Mai begonnen hatten, eröffneten sie in der Nacht auf den 9ten Juni die Laufgräben. Angriff und Vertheidigung waren gleich tapfer und erbittert. Schon fing die Besatzung an Mangel zu leiden, als es Blake am 30sten August gelang, ihr neue Vorräthe zuzuführen. Dies setzte sie in den Stand, sich bis zum 10ten December zu behaupten. An diesem Tage endlich capitulirte der tapfere Commandant Mariano Alvarez; da der Verlust aller Forts und zweier Vorstädte, so wie die immer zunehmende Verminderung der Besatzung längern Widerstand unmöglich machte.

Geronten (die Alten), waren obrigkeitliche Personen in Sparta, welche nebst den Ephoren und Königen die höchste Gewalt im Staate hatten. Sie konnten vor dem 60sten Jahre nicht zu dieser Würde gelangen und ohne die wichtigsten Ursachen nicht abgesetzt werden. Ihre Zahl betrug 28, nach Andern 32.

Gerstenberg (Heinrich Wilhelm von), hat einst nicht bloß als Lieblingsdichter der Nation, sondern auch als Kritiker auf den Literaturzustand seines Zeitalters kräftig eingewirkt. Er ist am 3ten Jan. 1737 zu Tondern in Schleswig geboren. Nachdem er in Altona bis ins 18te Jahr auf Schulen gewesen und in Jena studirt hatte, fand er sich bald nach seiner Rückkehr veranlaßt, in die Kriegsdienste seines Vaterlandes zu treten, stieg in dem unblutigen Feldzuge gegen die Russen unter dem Grafen von St. Germain bis zum Rittmeister, ging aber, als er nach Friedrichs V. Tode 1766 die Aussichten auf dieser Laufbahn verlor, in den Civilstand über. Der Staatsminister, Graf Hartwig von Bernstorf, nahm ihn 1768 als Mitglied der wöchentlichen Kanzleisessionen in die deutsche Kanzlei hinüber. Gerstenberg durchwanderte verschiedene Civildepartements, wurde 1775 als Resident seines Vaterlandes bei der freien Reichsstadt Lübeck angestellt, begab sich 1783 nach Eutin zu seinem Freunde Voß, und lebt seit 1785 als Mitdirector des Lottojustizwesens in Altona. Sein erstes schriftstellerisches Product war **Turnus**, ein Trauerspiel, welchem er die Bekanntschaft und Freundschaft mit Weiße, dem er es geschickt hatte, und der ihm dasselbe mit einer sehr günstigen Beurtheilung zurücksandte, verdankte. Gerstenberg beschäftigte sich inzwischen schon mit den **Tändeleien**, und legte den Turnus bei Seite, ohne ihn jemals drucken zu lassen. Die Tändeleien hingegen beförderte Weiße zum Druck. Diese lieblichen Scherze fanden allgemeinen Beifall, und gewannen selbst Lessingen eine günstige Kritik ab. Hierauf erschienen seine schon früher verfertigten **prosaischen Gedichte**, woraus späterhin seine Dithyramben entstanden. Als Militär schrieb er die **Kriegslieder eines dänischen Grenadiers** und sein **Handbuch für Reiter** (unter dem Namen Ohle Madsen). Als er nach dem Kriege nach Copenhagen kam, lernte er daselbst J. A. Cramer, Resewitz, H. Schlegel, Klopstock, Sturz, Basedow u. A. kennen. Im vertrauten Umgang mit solchen Männern, reich an Jugend und Liebe, sang Gerstenberg seine **Ariadne auf Naxos**, sein **Gedicht eines Skalden** und mehrere kleine Lieder. Zugleich gab er den **Hypochondristen**, ein beliebtes holsteinisches Wochenblatt, und in den Jahren 1766 und 1767 Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur heraus. In dieselbe Zeit fällt auch sein

Trauerspiel, die Braut, nach Beaumont und Fletcher, und sein berühmter Ugolino, der selbst auf der Bühne Glück machte. Seiner Muße in Eutin verdankt das Publicum die Minona, seine jüngste dramatische Arbeit, und 1795 erschien noch seine Theorie der Categorien. Seine erste Gattin verlor er 1783; im J. 1796 verheirathete er sich zum zweitenmale mit einer Engländerin. Im J. 1816 sind seine poetischen Werke gesammelt erschienen (3 Bände, bei Hammerich).

Geruch nennen wir denjenigen Sinn, mittelst dessen wir die feinen Ausflüsse der Körper (Düfte) empfinden. Die zarte Haut, welche das Innere der Nase bekleidet, und in welche sich der aus dem Gehirn herabsteigende Geruchsnerve verbreitet, ist das eigentliche Organ dieses Sinnes. Mit der Luft, die durch die Nase eingezogen wird, strömen zugleich die Ausflüsse oder riechbaren Theile der Körper herbei, berühren im Innern der Nase die Nerven, und diese pflanzen die empfangenen Eindrücke auf das Gehirn fort, wo sie in der Seele die Empfindungen verursachen. Das Wort Geruch bezeichnet aber auch jene riechbaren feinen Ausflüsse der Körper selbst, welche von unglaublicher Feinheit sind. Parfumirte man z. B. — was uns die tägliche Erfahrung als möglich zeigt — mit den Ausflüssen einer Cubiklinie Lavendelöl ein Zimmer von 18 Fuß Länge, eben so viel Breite und 10 Fuß Höhe, also von 3240 Cubikfuß, d. i. von 466,560 Cubiklinien Inhalt, und nähme dabei an, daß in einer Cubiklinie Raum nur vier riechbare Theilchen schwebten, so würde sich eine Cubiklinie des Öls in 1,866,240 riechbare Theilchen trennen. Läßt man ein Stück Ambra, welches 100 Gran wiegt, auf einer Wage, die der kleinste Theil eines Grans merklich bewegt, in einem Zimmer frei liegen, so wird dasselbe, ungeachtet beständig frische Luft von außen zuströmt, mit den riechbaren Ausflüssen angefüllt, und dennoch bemerkt man nach 5½ Tagen noch nicht den mindesten Verlust an dem Ambra, woraus man auf die Feinheit seiner Ausflüsse schließen kann.

Geryon oder Geryones, Chrysaors und der Kallirrhoe Sohn, ein dreiköpfiger Riese, der nach Einigen in Spanien, nach Andern auf den balearischen Inseln, nach noch Andern aber auf der fernen Insel Erythia herrschte, wo er zahlreiche und schöne Heerden besaß, die er von dem zweiköpfigen Hunde Orthrus und dem Riesen Eurytion hüten ließ. Diese entführte auf Eurystheus Befehl Hercules, und erschlug den Geryon. (S. Hercules.)

Ges bezeichnet die siebente Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, wenn sie zu Es die kleine Terz macht.

Gesammte Hand, die Mitbelehnschaft, da Mehrere zugleich mit einerlei Grundstück belehnt werden. Gesammt-Stimme, eine Stimme, an welcher Mehrere gemeinschaftlich Antheil haben, im Gegensatz der Virilstimme.

Gesandten, Gesandtschaftsrecht. Ein Gesandter ist eine öffentliche Person, von einem Fürsten oder sonstigen Staatsoberhaupt mit Vollmacht und Instruction versehen, um des Staats Angelegenheiten bei auswärtigen Mächten zu betreiben. Solche, die bloß wegen Privatangelegenheiten eines Fürsten abgesendet sind, heißen gewöhnlich Agenten, und führen bisweilen den Titel der Residenten, Legationsräthe u. a., haben aber mit den Gesandten nichts gemein. Unter diesen ist jedoch selbst ein nicht geringer Unterschied; es gibt Gesandten der ersten, zweiten und dritten Classe. Die Ge-

sandten der ersten Classe repräsentiren ihren Souverän nicht nur in den ihnen aufgetragenen Geschäften, sondern auch in seiner Person so, daß sie auf die Vorzüge Anspruch machen können, die er bei eigner Anwesenheit genießen würde. In diese Classe gehören die Großbotschafter oder Ambassadeurs, und ehedem die Cardinäle, wenn sie als legati a latere abgesendet wurden, so wie die päpstlichen Nuntien und sonst der venetianische Bailo zu Constantinopel. Die Gesandten des zweiten Ranges repräsentiren ihr Staatsoberhaupt nur in den Geschäften. Zu ihnen gehören die Envoyés, die bevollmächtigten Minister (ministres plénipotentiaires) und ehedem die kaiserlichen und päpstlichen Internuntien. Zu den Gesandten des dritten Ranges, gegen welche die Höfe nicht dasselbe Ceremoniel beobachten, wie gegen die vorigen, gehören die Minister, Ministres résidens, Residenten, und Ministres chargés d'affaires. Die bloßen Geschäftsträger, Chargés d'affaires, haben nicht den Charakter als Minister. Nach dem Range des Gesandten ist auch sein Gefolge verschieden; bei einem Gesandten des ersten Ranges gehören dazu: mehrere Gesandtschafts-Cavaliere und Edelknaben, mehrere Gesandtschaftssecretäre (Secrétaires d'ambassade), Kanzellisten, Schreiber, Dolmetscher (Secrétaire interprète, bei der Pforte Trucheman, Dragoman), Gesandtschaftsprediger (Aumônier), Hausofficianten, Livreebediente u. s. w. Bei Gesandten des zweiten Ranges sind selten Gesandtschaftscavaliere, oder mehr als ein Legationssecretär (Secr. de Légation), und noch weniger zahlreich ist das Gefolge bei einem Gesandten des dritten Ranges. Jeder Gesandte muß, um als solcher anerkannt zu werden, dem Hofe, an den er gesandt ist, ein Beglaubigungsschreiben, Creditiv (lettre de créance) von seinem Souverän überreichen, wovon er eine offene beglaubigte Copie zum Vorzeigen beim Staatssecretär erhält, und eine Vollmacht, aus welcher erhellt, wie viel Gewalt ihm ertheilt sey. Für sich erhält er eine Instruction, worin ihm sein Verhalten gegen den Hof und die da anwesenden Gesandten, so wie der Wille seines Hofs in Ansehung seines Geschäfts angedeutet ist; das Weitere wird ihm, wenn nicht eine neue Instruction nöthig ist, durch Depeschen seines Hofes bekannt gemacht. Ist er am Orte seiner Bestimmung angelangt, so überreicht er dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein Beglaubigungsschreiben, und bittet um Audienz. Diese ist bei Gesandten des ersten Ranges eine öffentliche, bei den andern eine Privataudienz, nach welcher er bei den übrigen Gesandten förmliche Besuche abstattet, um von ihnen als Gesandter anerkannt zu werden. Seit dem westphälischen Frieden erhalten alle Gesandten des ersten Ranges den Titel Excellenz, denen des übrigen Ranges wird er nur bisweilen aus Politik oder Höflichkeit gegeben. Von dem Augenblick an, wo ein Gesandter das Landesgebiet des Souveräns, an den er gesendet ist, betritt, wird seine Person für heilig und unverletzlich gehalten, und er genießt in dem Staate, worin er sich aufhält, bedeutende Vorrechte. Zu diesen gehört vor allen andern die Exterritorialität, d. h. er wird nicht als ein Inländer betrachtet, sondern seine Person, sein Gefolge, sein Hotel, seine Wagen werden so beurtheilt, als ob er den Staat, der ihn gesendet, nicht verlassen habe, und außerhalb des Gebiets lebe, worin er residirt. Daraus folgt denn eine persönliche Befreiung des Gesandten von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit, eine gleiche für sein

Gefolge, und Befreiung der Güter, die ihm als Gesandten zustehen, von der Gerichtsbarkeit. In sein Hotel dürfen demnach gemeine Polizei=, Zoll= und andere Staatsbedienten nicht eindringen, und hier Durchsuchungen anstellen, wie im Hause eines Privatmanns. Ob er aber sein Hotel zum Zufluchtsorte für Verbrecher machen, und der Obrigkeit des Staats die Auslieferung derselben verweigern dürfe, ist ein eben so bedenklicher als zweifelhafter Fall. Ein eben solcher Fall ist die sogenannte Quartierfreiheit der Gesandten, kraft deren sie an einigen Orten das ganze Quartier der Stadt, worin sich ihr Hotel befindet, durch Aufhängung der Wappen ihres Souveräns von der Gerichtsbarkeit des Landes ausnehmen wollten. Jetzt ist dieser Mißbrauch abgeschafft. Zu den Befreiungen eines Gesandten und seines Gefolgs gehören Zoll= und Accisfreiheit für alle gesandtschaftlichen Güter, wobei jedoch wegen erfolgten Mißbrauchs manche Beschränkungen Statt gefunden haben. Von Wegegeldern, Brückengeldern, Briefporto sind sie nicht frei. Als ein besonderes Vorrecht der Gesandten muß man noch ihren Hausgottesdienst betrachten, in Ländern, wo ihre Religion nicht geübt wird. In Verhandlungen treten sie bisweilen unmittelbar mit dem Souverän selbst, und machen ihm mündlich in Privataudienzen, oder schriftlich durch Überreichung von Memorialen, Vorträge, gewöhnlich aber treten sie mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Conferenz. Alles dies dauert bis zur Beendigung der Gesandtschaft, welche auf verschiedene Weise herbeigeführt werden kann, durch Erlöschung der Creditive, durch Zurückberufung (Rappel), durch freiwillige oder gezwungene Abreise, und durch den Tod des Gesandten. Die Zurückberufung erfolgt, wenn entweder der Zweck der Sendung erreicht oder vereitelt ist, oder wegen entstandener Mißverständnisse, bisweilen auch aus Privatursachen. Freiwillig verläßt öfters ein Gesandter einen Hof ohne Rappel, wenn er Beschwerde über völkerrechtswidrige Verletzung seiner Person führen zu können glaubt; es gibt aber auch Fälle, wo ein Gesandter gezwungen wird, einen Staat zu verlassen, was man Ausschaffung desselben nennt. Sonst wird die Gesandtschaft von dem Augenblick an für beendigt angesehen, wo der Gesandte entweder sein Rappelschreiben übergeben, oder Pässe zu seiner Abreise erhalten hat. Sind ihm diese ausgefertigt, so muß er den Staat verlassen, seine Person aber bleibt, selbst im Falle des Kriegs, unverletzlich, und er kann ungehindert bis über die Gränze reisen. Nur die ottomanische Pforte erlaubt sich hierin Ausnahmen, indem sie Gesandte von Staaten, mit denen sie in Mißhelligkeit gerathen ist, in die sieben Thürme wirft. Gleicher Unverletzlichkeit erfreuen sich in den übrigen europäischen Staaten, jedoch nur in Friedenszeiten, die Couriere oder Eilboten, wie auch solche Personen, die, ohne einen eigentlichen gesandtschaftlichen Charakter, bisweilen als Vertraute zu Betreibung geheimer, wichtiger und eiliger Geschäfte abgesendet werden. Nur fällt bei solchen das gesandtschaftliche Ceremoniel weg, und in Beziehung auf andere Staatsbürger werden sie als bloße Privatpersonen betrachtet. Alle diese Verhältnisse unter den europäischen Mächten haben sich natürlich erst ausgebildet, seitdem es stehende Gesandtschaften gibt, das heißt, seit der Zeit des westphälischen Friedens. Für Politik, Völkerrecht und Culturgeschichte würde eine Geschichte des Gesandtschaftswesens seit dieser Zeit ein

sehr wichtiges Werk seyn, an dem es bis jetzt noch mangelt. Flassan liefert dazu treffliche Beiträge. dd.

Gesang ist Vortrag einer Rede in abgemessenen, und ihrer Höhe nach bestimmten Tönen, mittelst eines besondern Gebrauchs unsrer Stimme. Warum diese Töne abgemessen und ihrer Höhe nach bestimmt seyen, wird der Artikel Musik zeigen. Fragen wir hier bloß: wie kam der Mensch darauf, zum Vortrag einer Rede sich dieser besondern Modification seiner Stimme zu bedienen? Da er es im gewöhnlichen Leben, im alltäglichen Verkehr nicht thut, so läßt sich daraus auf eine besondere Stimmung schließen, die so etwas veranlaßt. Und so ist es. Wenn der Mensch singt, so will er musikalisch den Ausdruck eines innern Gefühls darstellen. Gesang ist also musikalische Sprache des Gefühls. Bei dieser hat man zwei Punkte wohl zu unterscheiden, den Inhalt und den Vortrag. Jener bezieht sich auf die unmittelbare Darstellung innerer Zustände, dieser auf die Stimme. Der Gesang vereinigt demnach aufs innigste die lyrische Poesie und die Musik. Dieselbe Ursache also, welche zur lyrischen Poesie und zur musikalischen Darstellung begeistert, wird auch veranlassen, daß sich die Stimme des Menschen in Gesang ergießt, auf den Wellen der Melodie hinschwebt und nach Harmonie strebt. Man unterscheidet den natürlichen und künstlichen Gesang. Jener bezeichnet einen musikalischen Stimmenvortrag ohne Kunstübung; dieser ist ausgebildet durch die Kunst, der Sänger übt ihn nach Anleitung der Tonschrift. Zum künstlichen Gesange wird erfodert: 1. eine schöne und biegsame Stimme von ansehnlichem Umfang; 2. Fertigkeit, die Tonschrift richtig zu lesen und die Töne nach derselben rein zu intoniren; 3. deutliche Aussprache der Sylben und Wörter; und 4. Angemessenheit des Vortrags zum Inhalt, der Punkt, wobei der Sänger seinen Geschmack und sein Gefühl allein bewähren kann. Nur wo diese Angemessenheit sich findet, sagt man, der Sänger habe mit Gefühl, mit Ausdruck gesungen. dd.

Gesangschulen, s. Singschulen.

Geschäftsstyl. Unter Geschäften verstehen wir alle diejenigen Äußerungen unsrer Thätigkeit, die aus unsern Verhältnissen hervorgehen, in wie fern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind. Diese Geschäfte sind aber so verschiedenartig, als die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens. Der Geschäftsstyl umschließt daher diejenigen stylistischen Formen, welche den gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des bürgerlichen Lebens angemessen sind, und seine Untergattungen müssen den ganzen Kreis dieser Verhältnisse und Beziehungen erschöpfen. Im Allgemeinen zerfällt der Geschäftsstyl in den Styl für die öffentlichen Geschäfte (der höhere Geschäftsstyl) und in den Styl für die Privatgeschäfte (der niedere Geschäftsstyl). Den höheren Geschäftsstyl nennt man auch den Curial- oder Kanzleistyl. (S. letztern Art.) Der niedere Geschäftsstyl oder der Styl für die Privatgeschäfte enthält den Ausdruck aller derjenigen rechtlichen Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen den Staatsbürgern, als solchen, selbst verhandelt werden können. Dahin gehören Obligationen, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Abschiede, Miethverträge, Annoncen, Avertissements u. s. w., so wie der Geschäftsbrief, der mit dem eigentlichen Brief bloß die zufälligen äußern Merkmale gemein hat, übrigens

aber ganz nach den Regeln des Geschäftsstyls entworfen wird. Unbeschadet des Eigenthümlichen im Geschäftsstyle könnte doch die veraltete Form desselben größtentheils verjüngt, und die Dunkelheit und Schwerfälligkeit in demselben vermieden werden. Warum sollte eine edle und kräftige Diction der Würde, mit welcher sich die Regierungen und Höfe gegenseitig behandeln müssen, widerstreiten? warum sollte der Staat mit seinen eigenen Bürgern nicht deutlich, kurz, bündig und wohlwollend, ohne Einmischung von Terminologien und schwerfälligen Verbrämungen reden können? Freilich wird die sogenannte Courtoisie im Geschäftsstyle nie völlig vermieden werden dürfen. Sie ist eine Eigenthümlichkeit desselben und besteht in dem bestimmten Festhalten der, durch gewisse willkürlich angenommene Ausdrücke und Formeln, festgesetzten Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen Verhältnisse der verschiedenen Staatsmitglieder gegen sich selbst, gegen das Staatsoberhaupt und dessen Diener, so wie der letztern gegen die verschiedenen Classen der Staatskörper, ohne weder aus Unwissenheit, noch aus Absicht gegen die einmal in den bürgerlichen Verhältnissen recipirten Formen der Convenienz zu verstoßen. Die Courtoisie zeigt sich aber nicht bloß in dem Gebrauche der herkömmlichen bürgerlichen Titel, sondern auch theils in gewissen hergebrachten Wendungen des Ausdrucks im Contexte, sowohl bei der Einleitung, als bei den Übergängen und dem Schlusse, theils in der äußern Form der Geschäftsaufsätze, in Hinsicht auf Format, Feinheit des Papiers, Unterzeichnung, Aufschrift u. s. w.

Geschäftsträger, s. Gesandten.

Geschenkte Handwerke sind solche, deren Gesellen auf der Wanderschaft von ihren Zunftgenossen ein Geschenk erhalten müssen.

Geschichte. Die Geschichte enthält die wissenschaftliche Darstellung des ganzen Kreises der äußern Erfahrung, welcher die Gegenwart und Vergangenheit, d. i. alle Erscheinungen neben einander im Raume und alle Veränderungen nach einander in der Zeit umschließt. Die Darstellung der Gegenwart heißt Beschreibung, die Darstellung der Vergangenheit Erzählung. Die Beschreibung stellt die Erscheinungen und Veränderungen im Raume, die Erzählung die Facta der Vergangenheit nach der Zeitfolge dar. Nach dieser allgemeinen Bezeichnung enthält der beschreibende historische Styl in sich die Naturbeschreibung (nicht Naturgeschichte) und die Geographie; der erzählende historische Styl aber die Naturgeschichte und die Menschengeschichte. Zur Naturgeschichte gehören: die Geschichte des Continents, die Geschichte des Meeres, die Geschichte der Thierarten und die Geschichte der Menschenspecies, nach den Verschiedenheiten und Veränderungen des physischen Organismus; die Menschengeschichte hingegen begreift alle Veränderungen und Thatsachen in sich, welche eine unmittelbare Wirkung der Freiheit sind. Sie ist in dieser Hinsicht entweder Geschichte der Individuen, oder Specialgeschichte (einzelner Geschlechter, Gesellschaften, Corporationen, Völker, Reiche und Staaten), oder Universalgeschichte (Geschichte der Gesammtheit des menschlichen Geschlechts). Versucht man die Geschichte nach Zeitabschnitten einzutheilen, so ergeben sich vier Hauptabschnitte derselben: die alte, die mittlere, die neue und die neueste Geschichte. Die alte Geschichte beginnt mit der Entstehung des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, oder, wenn von der durch Kritik und Urkunden beglaubigten Geschichte ausgegangen

werden soll, mit der Bildung der ersten Reiche und Staaten, und reicht bis zum Untergange des römischen Westreichs (bis 476 nach Chr.). Die mittlere Geschichte geht von der Zerstörung dieses Reichs bis zur Entdeckung von Amerika (von 476—1492 nach Chr.). Die neuere Geschichte umschließt die drei letztern Jahrhunderte, von der Entdeckung Amerika's bis zur französischen Revolution (von 1492—1789), und die neueste den Zeitraum der Umbildung Europa's seit der französischen Revolution bis auf unsere Tage. — Will man aber die Menge der einzelnen historischen Wissenschaften systematisch ordnen, und ihr gegenseitiges Verhältniß mit Sicherheit bestimmen; so muß man dieselben in historische Grundwissenschaften, in vorbereitende, in abgeleitete und in Hülfswissenschaften eintheilen. Nach diesem Eintheilungsprincip erscheinen bloß Universalgeschichte und Statistik als historische Grundwissenschaften; denn durch diese beiden Disciplinen werden die beiden historischen Grundbegriffe der Vergangenheit und Gegenwart erschöpft. Die Universalgeschichte enthält die Gesammtheit aller durch die Freiheit des Menschen bewirkten Thatsachen aus dem Kreise der Vergangenheit im nothwendigen Zusammenhange, und die Statistik die gegenwärtige politische Form der Staaten und Reiche des Erdbodens nach den nothwendigen Bedingungen ihres innern und äußern Lebens. In diesem Sinne sagt Schlözer in s. Theorie der Statistik: „Geschichte ist eine fortlaufende Statistik, und Statistik ist eine stillstehende Geschichte.“ Sind diese beiden die historischen Grund- und Hauptwissenschaften, so werden dann diejenigen Disciplinen den Kreis der propädeutischen historischen Wissenschaften bilden, ohne welche jene Grundwissenschaften nicht zu einer wissenschaftlichen Form erhoben und im innern nothwendigen Zusammenhange dargestellt werden können. Quellenkunde und Kritik der Quellen würde daher die erste, alte, mittlere und neuere Geographie, die zweite, und Chronologie die dritte historische Vorbereitungswissenschaft seyn. Zu dem Kreise der abgeleiteten historischen Wissenschaften gehören darauf alle diejenigen, welche als einzelne Theile in den beiden Hauptwissenschaften enthalten sind, die aber durch die Zusammenstellung des Gleichartigen und in sich Zusammenhängenden zu einer selbstständigen wissenschaftlichen Form erhoben werden. Man kann diese abgeleiteten historischen Wissenschaften nach vier Rubriken vertheilen: a) Ethnographie (Völkergeschichte, Darstellung des Eigenthümlichen in der Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Völker der Erde, in Angemessenheit zu ihrer physischen und geistigen Individualität (Volksthümlichkeit), abgesehen von dem, was die Völker unter den Einflüssen der positiven Formen, monarchischer oder republikanischer Verfassungen, und unter den Einflüssen positiver Religionen, so wie unter den Einflüssen erblicher Laster wurden; zugleich Darstellung aller derjenigen erloschenen und existirenden Völker, welche nicht in das gesellschaftliche Band des bürgerlichen Lebens übergegangen sind); b) Staatengeschichte und Specialstatistik (der erloschenen und der existirenden — der kleinen und großen — Staaten); c) Culturgeschichte (nach allen Verzweigungen der Cultur, in Hinsicht auf öffentliches und Privatleben, auf Wissenschaft und Kunst — also: Archäologie, allgemeine und besondere Literärgeschichte, Geschichte der einzelnen Wissenschaften, der einzelnen Künste, der einzelnen Stände und Corporationen, Geschichte der Menschheit u. s. w.); d) Historia specialissima, zu

welcher die Biographien, Charakteristen, überhaupt die historischen Darstellungen des individuellen Lebens nach allen seinen Abstufungen und Schattirungen gehören. Die historischen Hülfswissenschaften endlich sind diejenigen, durch welche überhaupt und zunächst das Studium der beiden historischen Hauptwissenschaften, und dann insbesondere auch das Studium der übrigen historischen Wissenschaften erleichtert und unterstützt wird. Sie sind für die Universal- und Specialgeschichte: 1. Mythologie (die älteste Religionsgeschichte im mythischen Zeitalter der Völker und Staaten des Erdbodens); 2. Genealogie (die Wissenschaft von dem Ursprunge, der Fortpflanzung und der Verwandtschaft merkwürdiger Geschlechter und Familien); 3. Heraldik (Wappenkunde); 4. Numismatik (Münzenkunde); 5. Denkmälerkunde — diese faßt in sich a) Epigraphik (die Kenntniß der Aufschriften auf Denkmälern, mit Einschluß der Hieroglyphik); b) Diplomatik (Urkundenlehre, mit Angabe der Regeln, nach welchen die Echtheit der Urkunden beurtheilt werden muß); c) Sphragistik (Siegelkunde, als Unterstützung der Diplomatik); d) Archivwissenschaft (enthält die Regeln, wie Urkunden in Archiven zu ordnen und zu erhalten sind). Die historischen Hülfswissenschaften für die Statistik sind: 1. die Kameralwissenschaften (Ökonomie, Technologie, Forst- und Bergwissenschaft, Handelskunde); 2. die politischen Wissenschaften (das Staatsrecht für die Basis der Staatsverfassungen; die Nationalökonomie, die Polizei und Finanzwissenschaft für die Basis der Staatsverwaltungen; die Politik überhaupt für die Entwickelung der Bedingung des innern und äußern Lebens der Staaten); 3. das positive oder practische europäische Völkerrecht (für das unter den einzelnen Staaten bestehende Herkommen, für die Verträge, auf welchen ihre gegenseitigen Relationen beruhen u. s. w.); und 4. die Diplomatie, als wissenschaftliche Vorbereitung zu dem höhern Staatsdienste in den innern und äußern Angelegenheiten, wesentlich verschieden von der Diplomatik, und aufgeführt auf die zu Einem organischen Ganzen gestalteten Resultate der Politik, der Geschichte, der Statistik und des positiven europäischen Völkerrechts, wodurch der höhere Staatsdiener das gegenwärtige innere und äußere Leben der europäischen Reiche und Staaten in einem vollständigen Bilde und nach seinen nothwendigen Bedingungen kennen und umschließen lernt. — Da allen einzelnen historischen Wissenschaften in diesem Lexicon besondere Artikel bestimmt sind, so kann, nach der Übersicht über das ganze Gebiet derselben, an diesem Orte nur noch der Begriff und die verschiedenartige Methode für die Darstellung der Weltgeschichte überhaupt näher bestimmt werden. Die Weltgeschichte ist die Darstellung der beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten, welche den äußern gesellschaftlichen Zustand des menschlichen Geschlechts gebildet und verändert haben, nach ihrem nothwendigen Zusammenhange. In der Weltgeschichte ist daher nur der Mensch der einzig würdige Gegenstand der Darstellung, in wiefern er Freiheit besitzt, und durch diese Freiheit seinen äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert. Aus der unermeßlichen Reihe der Begebenheiten aber, welche die gesammten Individuen und Völker des Erdbodens verlebt haben, hebt die Universalgeschichte nur diejenigen aus, welche in Hinsicht des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts beglaubigt und merkwürdig sind. Beglaubigt sind diejenigen Begebenheiten, welche in reinen und sichern Quellen aufbewahrt werden;

merkwürdig aber ist jede Begebenheit, welche einen wesentlichen Einfluß auf die Bildung und Veränderung des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts bewirkt hat. Soll nun die Weltgeschichte diese beglaubigten und merkwürdigen Begebenheiten nach ihrem nothwendigen Zusammenhange darstellen; so muß die Darstellung die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Basis neuerer Ereignisse wurde, lebhaft versinnlichen, und zugleich muß, vermittelst der Darstellung, sowohl von den einzelnen zusammenhängenden Theilen der Geschichte, als von dem Gange derselben, ein vollständiges Bild für die Anschauung bewirkt werden. Der Historiker soll daher nach einer doppelten Function erscheinen: als Geschichtsforscher und als Geschichtsschreiber. Als Geschichtsforscher muß er die Quellen, aus welchen die Begebenheiten hervorgehen, nach ihrem Umfange, nach ihrem Inhalte und nach ihrem Werthe kennen; er muß sie mit Unparteilichkeit und ohne vorgefaßte Ansichten, aber mit der ganzen Strenge der historischen Kritik benutzen; er muß endlich die einzelnen aus jenen Quellen hervorgehenden beglaubigten Facta zweckmäßig unter die verschiedenen einzelnen Zweige der Geschichtsdarstellung vertheilen. Als Geschichtsschreiber hingegen muß er der historischen Kunst mächtig seyn, d. h. er muß die Darstellung zu einem organischen Ganzen erheben, das als Ganzes aufgefaßt werden kann, so daß man nicht nur das Verhältniß aller einzelnen Theile zu dem Ganzen genau zu bemerken im Stande ist, sondern auch zu einer bestimmten und vollständigen Übersicht über das Ganze selbst zu gelangen vermag. Ob nun gleich die Facta der Geschichte bei jeder Behandlung derselben immer dieselben bleiben; so ist es doch nicht gleichgültig, wie sie dargestellt werden. Die historische Methode entscheidet daher über die Art und Weise der Anordnung, Stellung, Vergleichung und Verbindung der dargestellten Begebenheiten. Sie ist a) geographisch, wenn man entweder von den vormaligen alten, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Reiche und Staaten ausgeht, und daran die Darstellung der Thatsachen anknüpft, durch welche der Zustand derselben in frühern Zeitabschnitten gebildet wurde. Dieser Unterricht muß für die ältere und mittlere Geschichte durch zweckmäßige Karten versinnlicht werden (d'Anville, Funke, Kruse); b) chronologisch oder annalistisch, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer vermittelst der historischen Kritik festgesetzten Zeitrechnung, als leitendes Princip für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird; (Büsch, Bredow, Hegewisch); c) ethnographisch, wenn man, nach Festsetzung der allgemeinen Perioden für die Behandlung der Universalgeschichte, in den einzelnen Perioden, jedes Volk selbstständig, und nach dem Gange seiner speciellen Geschichte während dieser Periode, darstellt, so daß nach dieser Methode in der Darstellung ein Volk auf das andere folgt (Gatterer, Beck, Schlosser, Wachter, Pölitz, Dorsch rc.); d) synchronistisch, wenn man das Gleichzeitige sowohl in den einzelnen Perioden in der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, um dadurch die Übersicht über das zu bewirken, was gleichzeitig in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern und Reichen geschah. Für diese synchronistische Darstellung sind synchronistische Tabellen unentbehrlich. (Jä-

ger, Bredow, Kruse); e) pragmatisch, wenn man den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig wie Ursach und Wirkung verhalten, aufsucht, und nach diesem Princip die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß auch durch die Form der Darstellung das Bild eines zusammenhängenden Ganzen vermittelt wird (Schlözer, Spittler, Heeren). Q.

Geschichtsforscher nennt man den, der sich, um eine gründliche, wahrhaft beglaubigte Geschichte der Welt und Menschen möglich zu machen, dem schwierigen und mühsamen Geschäft des Sammelns der Thatsachen unterzieht, und mit diesem Sammlerfleiße die historische Kritik, d. i. die Prüfung der Angaben nach ihrer Wahrheit und Beschaffenheit verbindet. Der

Geschichtsschreiber (Historiograph) dagegen hat zum Geschäft die eigentliche Darstellung der Geschichte, d. i. Anordnung der Materialien in Beziehung auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzustellenden (worauf vorzüglich die historische Kunst beruht). Oft findet man, vorzüglich in neuerer Zeit, den Sammler und Kritiker von diesen nothwendigen Eigenschaften des Geschichtsdarstellers entblößt, denn allerdings gehört die Verbindung der verschiedenartigsten Seelenkräfte zur Erreichung einer gleichen Größe und Vollkommenheit in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Besonders scheinen die alte Geschichte (bis 476 n. Chr.) und die neuere und neueste selten von einem und demselben Manne völlig gleichmäßig umschlossen zu werden, weil die erstere die tiefsten philologischen und archäologischen Studien, die letztere die erschöpfendsten und weitesten politischen und statistisch-nationalökonomischen Kenntnisse verlangt, welche nur bei wenigen Individuen in gleichem Maße angetroffen werden. Immer wird sich der eine mehr aus innerm Drange zur Welt des Alterthums, der andere mehr zur neuern Geschichte hinneigen. — Zu einem echten Historiker gehört beides, daß er Geschichtsforscher und Geschichtsdarsteller sey. Daß man aber das Sammeln und Aufbewahren einer Masse von Thatsachen und Angaben, welche ohne Prüfung und lebendige Anordnung todt und werthlos ist, oft, besonders unter den Deutschen, zur Hauptsache machte, hat dem Ehrentitel des Historikers die üble Nebenbedeutung eines Gedächtnißgelehrten zugezogen, weil allerdings ohne den politischen Blick auf die Bedingungen des innern und äußern Lebens der Völker und Staaten die Geschichte unfruchtbar bleibt, und nie die Höhe der pragmatischen Darstellung erreicht. — Die älteste Geschichte aller Völker liegt in dem Dunkel von Traditionen und Mythen. Früher als die beglaubigte Geschichte beginnt bei den Völkern die Dichtkunst; selbst die ältesten Religionsbegriffe sind in poetischen Schilderungen auf uns gekommen. Mag über das Alter der indischen, chinesischen, persischen und hebräischen heiligen Bücher, der Gesänge Homers und Orpheus, und über die Art und Weise der Erhaltung und Zusammenstellung derselben der Streit der Kritiker noch lange nicht beendigt werden; so viel ist entschieden, die Grundlage derselben reicht hinaus über die erste Morgenröthe der beglaubigten Geschichte. Diese beginnt für die hebräische Nation und für Vorderasien mit Moses; für die Griechen mit Herodot aus Halikarnaß. Die neuere Geschichtsforschung hat diesen Vater der Geschichte nach seinem hohen Werthe gewürdigt, und die Gelehrten, welche die französische Expedition nach Ägypten begleite-

ten, haben Herodots Angaben über dieses Wunderland des Alterthums genauer und zuverlässiger gefunden, als die des ungleich jüngern Strabo. Denn Herodot war viel gereis't; er hatte viel selbst gesehen; durchgehends berücksichtigte er Länder- und Völkerkunde. Seine in neun Bücher eingetheilte Geschichte umschließt einen Zeitraum von mehr als zweihundert Jahren. Sie hebt an mit dem Könige Gyges von Lydien und endigt mit der Flucht des Xerxes aus Griechenland. Ernstvoll mit Tiefe des Gemüths und mit dem vollen Colorit der pragmatisch-ästhetischen Schilderung beschrieb nach ihm Thucydides aus Athen die ersten 21 Jahre des peloponnesischen Krieges, in welchem er selbst als Feldherr aufgetreten war. Diesem folgte der vielseitige, geistvolle und gewandte Xenophon, dessen Grundsätze aus der Schule des Sokrates stammten, der Welt und Menschen viel gesehen und an dem Gange der Begebenheiten seines Zeitalters lebhaften Antheil genommen hatte; ein Mann, dessen historische Schilderungen das Gepräge Sokratischer Weisheit und eines jugendlichen beredten Styls tragen. Die griechische Geschichte erzählt er von da, wo Thucydides den Faden fallen ließ, bis zur Schlacht von Mantinea, den Feldzug des jungern Cyrus beschrieb er als Augenzeuge; seine Cyropädie aber ist nicht Geschichte, sondern der älteste Fürstenspiegel. So schätzbar diese Begrunder der historischen Darstellung sind; so enthalten sie doch nur, wie auch die römischen Historiker, Cäsar, Livius, Sallust, Tacitus u. A., Special- und Particulargeschichte. Universeller war schon Polybius, der durch Erziehung, Reisen, Antheil an Staatsgeschäften und durch seinen Aufenthalt in Rom vielseitig gebildet worden war, und der, abweichend von dem einfachen Tone seiner Vorgänger, in seiner Darstellung des Zeitraumes vom zweiten punischen Kriege bis zur Auflösung des macedonischen Reiches, zuerst den Pragmatismus und eine rhetorisch-kraftvolle Diction auf die Behandlung historischer Stoffe übertrug. Im Zeitalter Augusts folgte Diodor seiner Bahn. Er begann seine Erzählung einige Jahrhunderte nach der großen Überschwemmung und führte sie fort bis auf seine Zeit; doch haben sich von seinen vierzig Büchern nur funfzehn ganz und fünf in Fragmenten erhalten. Später (ums Jahr 228 nach Chr.) gab der Bischof Eusebius zu Cäsarea, in seiner Umarbeitung des von dem Syrier Julius Afrikanus hinterlassenen Chronicon, der Geschichte eine festere chronologische Basis. Es haben sich aber von dem griechischen Original desselben nur Bruchstücke erhalten, die Hieronymus in einer freien und bis zum Jahre 378 fortgeführten lateinischen Übersetzung verarbeitete. Während des Mittelalters fehlte völlig die historische Kunst; doch sind die Chroniken dieses Zeitraums wichtig für die gleichzeitige Geschichte, so gering auch ihr stylistischer Werth angeschlagen werden darf. Im Zeitalter der Reformatoren ward endlich das Studium der Universalgeschichte auf Universitäten belebt. Wie sehr aber der Charakter in der Behandlung derselben noch in der Kindheit zurückblieb, bestätigt Carions Chronikon, welches nach den sogenannten vier Monarchien bearbeitet war, und über welches Melanchthon nicht bloß las, das er sogar als Compendium der Geschichte neu herausgab. Länger als ein Jahrhundert blieb die Methode, die Geschichte, nach einer mißverstandenen Stelle im Propheten Daniel, nach den vier Monarchien des assyrischen, persischen, griechischen und römisch-deutschen Reiches vorzutragen und zu bearbeiten, die herrschende, und verhinderte jeden freien Aufflug des hi-

storischen Geistes. Da kam endlich in England eine bessere Zeit für die Behandlung der Universalgeschichte in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Swinton, Sale, Bower und Andere vereinigten sich zu einer allgemeinen Welthistorie, welche seit dem Jahre 1744 anfangs unter Baumgartens, dann unter Semlers Leitung ins Deutsche übersetzt wurde. Doch bald fühlte man in Deutschland die Unvollkommenheiten des brittischen Originals. Schon in den früher erschienenen Theilen hatte man dasselbe, wegen des Mangels an historischer Kritik, beständig verbessern müssen; vom 31sten Theile an banden sich die Deutschen gar nicht mehr an dasselbe. Schlözer, der eine allgemeine Übersicht des Nordens gab, Meusel, der Frankreich, le Bret, der Italien, Sprengel, der England, Galletti, der Deutschland, Rühs, der Schweden bearbeitete, folgten ihrem eigenen Plane. Freilich ist das bereits auf 78 Quartbände angewachsene Werk noch nicht beendigt; auch ist es zunächst in den neuen Theilen Specialgeschichte der europäischen Reiche und Staaten; es enthält aber eine große Materialiensammlung für die Geschichte, und einzelne Theile sind mit tiefem historischen Geiste bearbeitet und eine wahre Bereicherung des großen historischen Gebietes. Noch zweckmäßiger ward sogleich vom Anfange an die Übersetzung der von Guthrie und Gray eröffneten allgemeinen Weltgeschichte, von der Schöpfung an bis auf gegenwärtige Zeit geleitet. Sie erschien seit 1765 zu Leipzig in 8.; die Redaction der ersten Theile geschah durch Heyne. Die Fehler des englischen Originals wurden sorgfältig verbessert; in der Folge verließen auch bei der Bearbeitung dieses Werks die deutschen Historiker die Grundlage ihrer brittischen Vorgänger. Heyne schrieb in diesem Werke die alte asiatische, griechische und römische Geschichte, und die Geschichte der Araber, der Mongolen und Türken; Ritter bearbeitete die Zeit der römischen und byzantinischen Imperatoren, und der ersten durch Germanen gestifteten Reiche; Schröckh gab Italien, Frankreich, England und die Niederlande; Heinrich behandelte in neun Bänden die Geschichte der Deutschen und des deutschen Reichs; Dieze schrieb die Geschichte von Spanien und Portugal; Wagner schilderte den Norden Europens; Gebhardi Ungarn und die damit verbundenen und angränzenden Reiche und Staaten, und Johannes von Müller begann die Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft für dieses Werk, welche von Glutz-Blotzheim bis zum Jahre 1516 fortgesetzt ward. Ein mannichfaltiger Ertrag historischer Forschung ist in dieser Weltgeschichte niedergelegt; doch auch von ihr gilt, was bei dem vorhergehenden Werk erinnert wurde, daß sie zunächst Specialgeschichte in den einzelnen Theilen, und keine zu einem gemeinsamen Überblick verbundene Universalgeschichte enthält. In der Form von Compendien und Handbüchern wagte Gatterer den ersten Versuch dieser Art. Mit tiefer historischer Gelehrsamkeit reinigte er, besonders in der alten Geschichte, das Feld, das noch voller Unkraut und Stoppeln war; er brachte Licht und Zusammenhang in die eigentlichen historischen Hülfswissenschaften, und trug dieses Licht auf die Weltgeschichte über, die unter seinen Händen aber mehr zu einer Völkernomenclatur erwuchs, als daß sie Universalgeschichte, mit politischem Blick aufgestellt und nach den Gesetzen des Pragmatismus entwickelt, geworden wäre. Diesen politischen Blick, frei von Mikrologie und entbunden von allen theologischen und recipirten Nebenrücksichten, besaß Gatte-

rers College, der unsterbliche Schlözer, in reichem Maße. Er brach, mit Genialität, mit Kraft und gründlicher Gelehrsamkeit ausgestattet, eine neue Bahn in der Darstellung der Geschichte. Angefeindet von den Freunden des Herkommens, die ihm das, was vielleicht zu excentrisch — oder eigentlich nur ganz individuell — in seinen Schriften war, nicht verzeihen, und dem Fluge seines Geistes nicht folgen konnten, mußte er seine Ansichten lange durchkämpfen, bevor sie, mit den nöthigen Modificationen, die herrschenden bei der jüngern Generation deutscher Historiker wurden. Er war es, der zuerst die blinde Bewunderung des Alterthums vernichtete, und unterstützt von seinem schöpferischen Geist in der Statistik und von seinem sicheren Tacte in der Staatslehre und Staatswirthschaft, die aus den letzten resultirenden Bedingungen des innern und des äußern Lebens der Staaten und Reiche auf die Geschichte übertrug, die Wichtigkeit der neuern und der neuesten Geschichte fühlbar machte, die Masse von fremdartigen literärischen, philologischen und theologischen Stoffen aus der Universalgeschichte verdrängte, das Verhältniß der einzelnen Theile gegen einander richtiger abwog, bessere Zeiträume festsetzte, und die Chronologie nach ihrem wahren Werthe würdigte. Geist, Leben, innerer Zusammenhang und freie, kraftvolle Sprache, die sich besonders mit Nachdruck gegen allen kleinen und großen Despotismus erklärt; dies sind die Eigenthümlichkeiten seiner historischen und statistisch-politischen Schriften. Neben ihm ging mit gemäßigtem Geiste, und zwar mit individueller Vorliebe für die ältern, besonders theologischen Ansichten, aber nicht ohne Rücksicht auf die Verbesserungen des historischen Studiums zu seiner Zeit, Schröckh den Weg seiner Vorgänger in seiner Bearbeitung des Hilmar Curas, in seiner (ethnographischen) Weltgeschichte für Kinder, und in seiner neuen Bearbeitung und Ergänzung des am Faden der Jahrhunderte hinlaufenden (und lateinisch geschriebenen) Compendiums der Weltgeschichte von Offerhaus. (Jener Hilmar Curas erschien 1816 in der sechsten Auflage verbessert und ergänzt von Pölitz, so wie derselbe auch Schröckhs Weltgeschichte für Kinder in der neuen Ausgabe bearbeitete, und vom Jahre 1789 bis 1816 in zwei Bänden ergänzte, welche zugleich unter dem besondern Titel erschienen: Die europäischen Völker und Staaten am Ende des achtzehnten und am Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. (Leipz. 1813 und 1816). Fast ganz in demselben Geiste, wie Schröckh, doch heller in den Ansichten der ältern Zeiträume und durchgehends mit vieler Einmischung von literärischen, archäologischen und geographischen Notizen, schrieb Remer in Helmstädt seine universalhistorischen Handbücher und Compendien. Sie sind treu, sorgfältig und fleißig zusammengestellt; es fehlt ihnen aber der Geist des höhern Lebens. (Remers Handbuch der älteren Geschichte von der Schöpfung der Welt bis auf die große Völkerwanderung. Vierte Aufl. Braunschweig, 1802. Handbuch der mittleren Geschichte. Handbuch der neuern Geschichte. Darstellung der Gestalt der historischen Welt in jedem Zeitraume. Berlin 1794. Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Halle, 1800. N. Aufl. 1810.) Nach einem ihm eigenthümlichen Plane behandelte Beck die Geschichte in seiner Anleitung zur Kenntniß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte für Studirende, welche aber in den seit 1787 herausgekommenen vier Theilen (von welchen die erste Abtheilung des ersten Theiles im Jahre 1813 in einer neuen, mit Literatur sehr reich ausgestatteten, Ausgabe erschien), noch nicht been-

digt ist. Er drängte in den Text der Paragraphen die Resultate seiner historischen Forschungen zusammen; den Reichthum der Belege für die in den Paragraphen gezogenen Resultate gab er aber in den Noten mit einem seltenen Umfange von Gelehrsamkeit und Literatur. Streng nach der annalistischen Methode, mit Wahrheitsliebe und Gründlichkeit, doch nicht ohne eine gewisse Trockenheit und mit zu weniger Berücksichtigung der Forderungen an einen guten Stylisten, schrieb Büsch seinen Grundriß einer Geschichte der merkwürdigsten Welthändel neuerer Zeit, seit dem Jahre 1440. Die vierte Auflage ergänzte (1810) von dem Jahre 1796 an, nach Büschens Tode, der geistvolle Bredow, und Hegewisch schrieb, um Büschens Werk vollständig zu machen, auch die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters in derselben Manier, in seinen Grundzügen der Weltgeschichte in der Manier des sel. Prof. Büsch (im Jahre 1804). Als treffliche Übersicht über die große Masse von Individuen und Thatsachen, die zu dem Umkreise der Universalgeschichte gehören, mit weiser Auswahl des Wichtigern, mit sicherm politischem Tacte und in einer lebensvollen, kräftigen Sprache schrieb Eichhorn eine Weltgeschichte in zwei Bänden, die er seit der zweiten Auflage (vom Jahre 1804) auch in literärischer Hinsicht reichlich ausstattete. Ausführlicher und beredter gab er in sechs Theilen die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte, von welcher die dritte verbesserte Auflage (1818) erschienen ist. Doch näher kam dem Ideale einer politischen Behandlung der Geschichte, das Schlözer aufgestellt hatte, keiner als Heeren in seinem Handbuche der Geschichte der Staaten des Alterthums und in seinem Handbuche der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien von der Entdeckung beider Indien bis zur Errichtung des französischen Kaiserthrons. Möge der Mann, dessen heller Blick die Bedingungen des politischen Lebens der Staaten so rein auffaßt und der die neue Zeit so glücklich in der alten, die alte in der neuen wieder zu erkennen versteht, das Mittelalter, das noch in der Reihe seiner historischen Handbücher fehlt, mit demselben Geiste behandeln, und dadurch seine Ansicht der Weltgeschichte durch das ganze System derselben durchführen! Bis dahin vertritt Rühs Handbuch der Geschichte des Mittelalters (Berlin 1816) diese wichtige Lücke in unserer historischen Literatur. Gefeiert wegen seiner Geschichte der Schweiz wird Johannes von Müller nicht bloß im Munde der Gegenwart leben; die Nachwelt wird ihn hoch unter denen stellen, welche die Specialgeschichte bei den Deutschen mit sicherm Tacte behandelten; ein unparteiisches Urtheil wird aber seine vier und zwanzig Bücher allgemeiner Geschichte, besonders der europäischen Menschheit, hinter jene Geschichte der Schweiz stellen, obgleich auch in dieser Behandlung der Universalgeschichte (bloß bis zum Jahre 1783) seine geistvolle Individualität, besonders in vielen gelungenen einzelnen Partien, hervorleuchtet. Könnte eine angenehme Form der Darstellung das nur zu oft vermißte Quellenstudium und die zu häufigen Lücken in der Erzählung ersetzen, und das Urtheil der Nachwelt mit den absichtlich eingewebten Rücksichten auf eine augenblickliche Modephilosophie und auf die Weltgeschichte nur gewaltsam übertragenen Lehre eines blinden Schicksals versöhnen; so würden Dippold's Skizzen der allgemeinen Geschichte (Berlin, 1812, 2 Theile) in der Reihe der Schriften der bereits genannten historischen Altvordern ei-

nen Platz verdienen. Vorzüglicher sind, in Hinsicht auf politischen Blick und Lebendigkeit der Darstellung, und wegen der gleichmäßigen Durchführung sämmtlicher Weltbegebenheiten bis auf unsere Tage: Dresch's Übersicht der allgemeinen politischen Geschichte, 3 Theile (Weimar 1814 ff.); Pölitz Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende, zweite verbesserte, vermehrte und bis 1812 fortgesetzte Ausgabe (Leipz. 1812 in 4 Theilen), und Schnellers Weltgeschichte, 4 Theile, Grätz. 1808—13, 8. — Rottels allgemeine Weltgeschichte reicht in 4 Theilen erst bis zum Mittelalter; sie ist mit Geist, nur etwas zu ausführlich geschrieben. Sehr ungleichartig ist Beckers Weltgeschichte in 10 Theilen behandelt, und Galletti's bändereiches Werk ist nicht dazu geeignet, das Studium der Geschichte nach den Bedürfnissen unsrer Zeit zu befördern. Ungleich tiefer dringt Schlosser in seiner Weltgeschichte (Frankfurt 1815 ff. 8.) in das Wesen der Geschichte ein; bis jetzt sind davon 2 Theile erschienen. — Zunächst für die Belehrung der mittlern Stände und mit echter Popularität schrieb Dolz seinen Abriß der allgemeinen Welt- und Völkergeschichte. (3 Theile, Leipz. 1813). — Das beste akademische Compendium der Universalgeschichte ist, nach der gedrängten Darstellung, nach der weisen Auswahl des Wichtigsten, und nach der ebenmäßigen Behandlung der alten, mittlern und neuern Geschichte, Wachlers Lehrbuch der Geschichte (Breslau 1816), so wie für Gymnasien und Lyceen sich Breyers Lehrbuch der allgemeinen Geschichte (München 1817, 8.) und Pölitz kleine Weltgeschichte (3te Aufl. Leipzig 1818, 8.) besonders eignen. — Fragt man nach den Männern, welche in neuerer Zeit die specielle Staatengeschichte im Geiste echter historischer Forschung und nach dem Charakter und den Foderungen einer reinen, blühend kräftigen Schreibart dargestellt haben; so treten uns Italiener zuerst entgegen. Muster der historischen Darstellungskunst gaben der neuern Zeit Machiavelli in seinen acht Büchern der Istorie Fiorentine, Guicciardini in seiner Istoria d'Italia, welchen die späteren, Paolo Sarpi (Istoria del consilio Tridentino), Davila (Storia delle guerre civili di Francia) und Bentivoglio (della guerra di Fiandra) zwar nicht gleich, doch mehr oder minder nahe kommen. Nächst den Italienern zeichneten sich die Britten aus; Robertson mit seiner Geschichte des Zeitalters Carls V. und mit seiner Geschichte von Amerika und Schottland, Hume mit seiner Geschichte Großbritanniens, Gibbon mit seinem Meisterwerke über den Umsturz des römischen Weltreichs, und Fox mit seinem Fragment über Jacob II. Von deutschen Männern begann bereits Pufendorf in seiner Geschichte der Thaten der Schweden, in seiner Schilderung des großen Churfürsten von Brandenburg, und in seiner Einleitung in die Historie der vornehmsten Reiche und Staaten, eine bessere Methode und einen frischern Geist auf die Specialgeschichte überzutragen. Unter Achenwalls Händen fing die europäische Staatengeschichte an, ein in sich zusammenhängendes Ganzes zu werden, und was Meusels Fleiß und kritischer Blick in dieser Disciplin (Anleitung zur Kenntniß der europäischen Staatenhistorie) noch vernachlässigt hatte, das Hervorheben der allmähligen Entwickelung und Ausbildung der Verfassung der einzelnen Reiche und Staaten im Mittelpunkt ihrer Geschichte, (obgleich auch in dieser Hinsicht die fünfte Ausgabe vom Jahre 1816 manchen gerechten Wunsch

befriedigt), das vollendete Spittler mit Meisterhand in seinem Entwurfe der Geschichte der europäischen Staaten (2 Theile), welchen Sartorius in demselben Geiste bis auf unsre Zeiten fortsetzte; und das versuchte Pölitz für die Geschichte der Staaten des deutschen Bundes in seinem Handbuche über dieselben (Leipzig 1817, 3 Theile) zu leisten. In einem trefflichen Geiste begann Luden (Jena 1814, 8.) seine allgemeine Geschichte der Völker und Staaten, wovon aber der erste bis jetzt erschienene Theil bloß die Völker und Staaten des Alterthums schildert. Die Zeit der Wiedergeburt Europens zeichnete Hasse in s. Gestaltung Europens seit dem Ende des Mittelalters (Leipz. 1818, 8.) mit sicherm politischen Tacte, mit Freimüthigkeit und in einem edlen, kräftigen Style. Auch für die Darstellung der Geschichte der einzelnen Staaten begann allmählig eine bessere Zeit. Treu, ruhig und nüchtern schrieb Heinrich eine Geschichte von Frankreich (3 Theile, Leipzig 1802); doch konnte er Flassans reichhaltiges Werk (Histoire générale et raisonnée de la diplomatie Française ou de la Politique de la France, 7 Theile, in der zweiten Auflage, Paris 1811) noch nicht dabei benutzen. Zu einer noch immer fehlenden Geschichte der französischen Revolution und des französischen Revolutionskrieges trug der geistvolle, nur bisweilen zu excentrische Posselt in seinen europäischen Annalen und in seinen Taschenbüchern für die neueste Geschichte (neun Jahrgänge) interessante Materialien zusammen. Ein anonymer talentvoller Mann setzte sie unter dem Titel: Staatsgeschichte Europa's in 7 Theilen (bis zum Jahre 1811) fort, und Buchholz begann, mit dem wiener Frieden (1809), eine Geschichte der europäischen Staaten, von welcher 5 Theile erschienen sind, welche in lebhaften Darstellungen manches richtige und einseitige politische Urtheil in seltener Mischung enthalten. Für eine allgemeine Darstellung der Weltbegebenheiten seit 1789 berechnete Fr. Saalfeld seine allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, wovon die beiden Abtheilungen des ersten Bandes erschienen sind. Mit Geist und Fleiß begann mit dem neunzehnten Jahrhundert Bredow die Chronik dieses Jahrhunderts. Er setzte sie fort bis zum Jahre 1806. Seinem Nachfolger Venturini von Jahre 1807—1813 fehlt Bredows Gründlichkeit, Gedrängtheit und Neutralität. Den langen zweideutigen Kampf der Niederländer um ihre Freiheit schilderte in einem seelenvollen Gemählde Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung (von Curths in der Fortsetzung nicht erreicht), während sein deutschgesinnter Geist den dreißigjährigen Krieg mit Vorliebe für das Vaterland bis zu dem großen Resultate des westphälischen Friedens durchführte, welches, nach Schillers Tode, Woltmann in seiner Geschichte des westphälischen Friedens mit Geist und Haltung zog. Woltmanns Geschichte Frankreichs und Großbritanniens streben beide nach dem Kranze historischer Kunst. Noch aber fehlte es der deutschen Nation an einer Darstellung ihrer Geschichte, in welcher die Nation selbst den Mittelpunkt des Ganzen bildete, und die in stylistischer Hinsicht den Foderungen des gereiften Geschmacks entspräche. Denn in beiden Beziehungen läßt Schmidts Geschichte der Deutschen, und Pütters historische Entwickelung der heutigen Staatsverfassung des deutschen Reichs noch manchen Wunsch unbefriedigt. Galletti tödtet das Leben der Geschichte durch die Breite seiner Darstellung,

und Heinrich konnte in seiner deutschen Reichsgeschichte (Leipzig, 9 Theile) nur redlich und geordnet wiedergeben, was er durch Fleiß und Gründlichkeit sich angeeignet hatte. Ein höherer Geist waltet in Posselts unvollendet gebliebener Geschichte der Deutschen für alle Stände, Arndt gab tief begründete Ansichten und Aussichten der deutschen Geschichte (Leiz. 1814), Steffens schilderte (2 Theile, 1817, 8.) die gegenwärtige Zeit in Beziehung auf Deutschland mit glühenden Farben, und Pölitz wagte in seinem deutschen Volke und Reiche (Leipz. 1816) den ersten Versuch, Volk und Reich als zwei gleiche Größen neben einander zu stellen. Daß auch deutsche Specialgeschichte mit Geist aufgefaßt und geschildert werden konnte, bestätigten Feßmaier und Zschokke in ihrer Geschichte von Bayern, und Spittler in seiner Geschichte Wirtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzoge (Götting. 1783), in seiner Geschichte des Fürstenthums Hannover seit der Reformation (2 Theile, neue Aufl. Hannover 1789), und Pölitz in seiner Geschichte des Königreichs Sachsen (in dem histor. Taschenbuche auf das Jahr 1817). Nur Gründlichkeit, Fleiß und Gelehrsamkeit, nicht aber die lebensvolle Form der Darstellung, berücksichtigten Schöpflin, Wenck und Weiße in ihren Werken über die Geschichte von Baden, Hessen und Sachsen. Selbst Österreich und Preußen erwarten noch aus ihrer Mitte den Mann, der für die Geschichte dieser Monarchien werde, was Spittler für sein erstes und zweites Vaterland, und Johannes von Müller für seine auch in der Ferne nie vergessene Heimath wurde, obgleich Coxe, als Ausländer, den österreichischen Kaiserstaat mit sehr wahren und frischen Farben schilderte (4 Th. Lpz. Brockhaus). Die Menschheit selbst, nach ihrer Entwickelung und Ausbildung im bürgerlichen Leben, und nach ihren Fortschritten und Verirrungen in der Cultur, in Wissenschaft und Kunst zu schildern; dies konnte erst dann geschehen, als das Licht der Philosophie seine Strahlen auch über die einzelnen Theile des unermeßlichen Gebietes der Geschichte ausgegossen hatte. Schon Goguet, Ferguson, Hume, selbst der unkritische Voltaire, faßten einzelne Seiten aus diesem lebensvollen Gemählde unsers Geschlechts auf; und Iselin (über die Geschichte der Menschheit) kam bereits dem Ziele näher. Da gab Adelung einen geistvollen und sachkundigen, wenn gleich nicht erschöpfenden Überblick über das ganze unermeßliche Gebiet der Culturgeschichte in seinem Versuch einer Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts (Leipzig 1782). Mit mehr Philosophie als Adelung, und mit scharfer Auffassung der Charaktere der verschiedenen einzelnen Völker, doch nicht ohne Lieblingshypothesen in Hinsicht des physischen Menschen, seiner Anlagen, seiner Verhältnisse zur ganzen ihn umgebenden Natur begann Herder seine Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, entschieden das Hauptbuch seines ganzen Lebens, das er aber mit dem vierten Theile unbeendigt ließ. Fast gleichzeitig mit ihm hatte Kant in einer Abhandlung, welche die Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht enthielt, den Gedanken hingeworfen, ob es möglich sey, die Geschichte im Großen aus dem Gesichtspunkt eines gränzenlosen Fortschrittes des menschlichen Geschlechts aufzustellen? Verschiedenartig ward diese Idee von Dominicus (über Weltgeschichte und ihr Princip), von Woltmann (Plan für historische Vor-

lesungen) und von Stapfer (die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen, zufolge eines kritisch-philosophischen Entwurfs der Culturgeschichte unsers Geschlechts) geformt und gestaltet, von Woltmann in seinem Grundriß der ältern und neuern Menschengeschichte, und von Pölitz (in den Grundlinien zur pragmatischen Weltgeschichte, so wie in der Geschichte der Cultur der Menschheit) durch die einzelnen Zeiträume der Weltgeschichte hindurchgeführt. Doch nahm der Letztere späterhin das von ihm aufgestellte Princip, als unhaltbar in Hinsicht des Ganzen der Universalgeschichte, zurück, und setzte an dessen Stelle die Idee der individuellen und politischen Freiheit, deren Wirkungen im Fortschreiten der Individuen und der ganzen Gattung eben so, wie die Verirrungen und Rückschritte der Individuen und der Gattung unsers Geschlechts, in der Geschichte unverkennbar vorliegen. Mit weniger philosophischem Geiste, aber bekannt mit den empirischen Momenten der Geschichte und in einer lebensvollen Form, gab von Eggers dem Publicum seine Skizze und Fragmente einer Geschichte der Menschheit in der neuen Auflage (Copenhagen 1803) in drei Theilen, und Posselt verpflanzte in einer kräftigen Übersetzung Condorcets Entwurf eines historischen Gemähldes der Fortschritte des menschlichen Geistes (Tübing. 1796) auf deutschen Boden. Beachtung verdient der im Einzelnen zu einseitige und pretiöse universalhistorische Überblick der Entwickelung des Menschengeschlechts als eines sich fortbildenden Ganzen, von Jenisch (Berlin 1801, 3 Bde.). Unvollendet ließ Eichhorn seine geistvoll begonnene allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa. Für das beschränktere Gebiet der einzelnen Zweige menschlicher Cultur erhielten die Deutschen einige brauchbare Werke in Meiners (unvollendeter) Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom (Lemgo 1782), Heerens (noch unvollendeter) Geschichte des Studiums der classischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften (2 Theile, Göttingen 1797), in Bouterweks bis zum zehnten Theile vorgerückten Geschichte der Poesie und Beredsamkeit, in Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, und in Eichhorns, Wachlers und Meusels Schriften über Literärgeschichte. Die Geschichte der Geschichte selbst begann Wachler in seiner gründlich geistvollen Geschichte der historischen Forschung und Kunst (Gött. 1812, 8.), die aber noch nicht beendigt ist. Der Kirchengeschichte widmete Schröckh fast ein ganzes Menschenleben; doch gewann sie durch ihn mehr an Gründlichkeit, als an wissenschaftlicher Form und innerm Leben. Dies letztere suchten Henke und Schmidt in ihren noch nicht beendigten Werken über sie zu verbreiten. Die Geschichte der Philosophie erhielt durch Eberhards, Gurlitts, Sochers, Tennemanns und Krugs Lehrbücher mehr Eingang in den akademischen Hörsälen, und durch die größern Werke von Tiedemann, Buhle und Tennemann eine reiche und gründliche Ausstattung. Die Geschichte der Physik schrieb Fischer, die Geschichte der Chemie Gmelin, die Geschichte der Mathematik Kästner, die Geschichte der Kriegskunst Hoyer, die Geschichte der theologischen Wissenschaften Stäudlin; sie brachen zum Theil da-

durch neue Bahnen auf einem noch nicht geebneten Boden, wenn gleich die höhere Vollendung diesen Schriften fehlen sollte, zu welcher Sprengel seine Geschichte der Medicin erhob. Zwar ist durch deutschen Fleiß und durch ausgezeichnetes Talent seit dreißig Jahren viel gethan im Felde der Geschichte, kaum daß diese skizzirte Übersicht nur die wichtigsten Erscheinungen in diesem großen Gebiete bezeichnen und sie mit kurzen Zügen charakterisiren konnte; noch immer aber ist die Ernte groß, welche hier heranreift, und noch immer ist das Studium der Geschichte bei der Nation selbst nicht bis in Mark und Blut gedrungen. Q.

Geschiebe, Geschübe (Bergbau) heißen 1. Wände oder Stücken von den zu Tage ausstreichenden Gängen, Erzen oder Gestein, die durch das Wasser oder auch andere Ursachen fortgeführt worden sind und ihre Ecken durch vieles Reiben abgestoßen haben. 2. Nennen einige auch Geschiebe die sich in die Länge und Breite ausstreckenden Flötze oder Schichten. X.

Geschlecht, in weiterem Verstande jede größere Abtheilung gewisser Dinge, welche irgend ein Merkmal mit einander gemein haben. Daher ist dieses Wort von ziemlich allgemeinem und unbestimmtem Gebrauch. So z. B. wird es oft statt Classe, Gattung, Ordnung, gebraucht; ferner bedient man sich dessen von einer Reihe von Menschen, welche zu Einer Familie oder zu Einem Stamme gehören, z. B. das Geschlecht derer von Dalberg; eben so auch von einer großen Anzahl Menschen, welche zu einer und derselben Zeit lebten oder leben, oder auch von solchen, welchen gemeinschaftlich eine gewisse Eigenschaft beigelegt wird. Im engeren und eigentlichen Verstande gebraucht man es, um die beiden Abtheilungen aller organischen, vorzüglich der thierischen Körper, in männliche und weibliche, dadurch zu bezeichnen. Da es nämlich allgemeines Naturgesetz ist, daß alle organischen Körper von ihres Gleichen hervorgebracht werden, und wiederum ihres Gleichen hervorbringen sollen, also jede Gattung der organischen Geschöpfe sich durch sich selbst erhalten und fortpflanzen soll, so sind zu dem Geschäft der Erhaltung der Gattung auch besondere Organe bestimmt, welche abgesondert und verschieden von denjenigen Organen oder Theilen des organischen Körpers sind, die zur Erhaltung der Individuen bestimmt sind, und welche den Geschlechtsunterschied begründen. Es gehört nämlich zur Hervorbringung eines neuen organischen Wesens derselben Gattung erstens die Idee der Möglichkeit, daß ein solches hervorgebracht und bestimmt zu eben demselben ausgebildet werden könne, also ein Keim, der die einfachste Anlage zur künftigen Frucht in sich enthalte; zweitens die Idee der Verwirklichung jener Möglichkeit, der erste Anstoß, welcher das schlummernde Leben im Keime weckt, worauf erst derselbe in der Bildung zum organischen Wesen derselben Gattung fortschreitet. Hieraus entsteht die Entzweiung der Gattung in die beiden Geschlechter, in das zeugende, schaffende, und das empfangende, bildende, oder das männliche und weibliche. Eigentlich gebraucht man diese Benennungen bloß von der Thierwelt; man hat sie aber auch auf das Pflanzenreich übergetragen, weil man hier einen ähnlichen Vorgang der Fortpflanzung gefunden hat *). Das männliche Geschlecht ist demnach überall das

*) Man kann die Theilung in Geschlechter durch die ganze Natur bemerken, ein Geschlecht überall annehmen, wo der Geschlechtscharakter herrschend ist. Das Wesentliche dieses Charakters ist aber: Entgegen-

Gebende, Zeugende, den Keim zum künftigen Individuum Befruchtende, von welchem der erste Antrieb zu dessen Fortbildung ausgeht, welcher ihm den Geist des Lebens einhaucht. Das weibliche Geschlecht ist das den Keim des künftigen Individuums in sich Tragende und Aufbewahrende, den zeugenden und belebenden Stoff Aufnehmende und auf den Keim Hinleitende, dasjenige, welches diesen ernährt, bis zu der Periode, wo seine Individualität zu dem Punkte ausgebildet ist, daß es sich losreißen kann von seiner bisherigen Ernährerin, sein eignes selbstständiges Leben beginnend. Geschlechtslos werden Thiere oder Menschen genannt, bei denen durch eine Störung des Bildungstriebes kein Geschlechtsorgan sich bestimmt ausgebildet hat, die man folglich weder zu dem männlichen noch zu dem weiblichen Geschlechte rechnen kann. Geschlechtsverhältnisse sind eigentlich die Verhältnisse, in welchem ein Geschlecht zu dem andern, und gegen das andere sich verhält. In der Pflanzenwelt sind beide Geschlechter in den meisten Classen in einer Blüthe vereinigt, in manchen Classen jedoch auch getrennt, so daß beiderlei Geschlechtstheile entweder auf Einer Pflanze jede in besondern Blüthen, oder sogar auf verschiedenen Individuen vertheilt sind. Bei den Thieren, wenigstens den vollkommener ausgebildeten, d. h. auf einer höhern Stufe des Thierlebens stehenden, ist die Trennung der Geschlechter herrschend. Hier treten demnach die Geschlechtsverhältnisse am bestimmtesten hervor, und offenbaren sich nach der Stufenreihe der Thierclassen in mannichfalti-

setzung zusammengehöriger und zu gemeinschaftlichem Productionszweck wirkender Kräfte. Ueberall demnach, wo wir Producte aus entgegengesetzten Kräften wahrnehmen, können wir auch den Geschlechtscharakter anerkennen, gleichviel, ob diese Kräfte in der Gestalt von Organismen erscheinen oder nicht, wenn sich nur der eine Factor als bestimmendes, gebendes Princip, der andere als bestimmtes, empfangendes verhält. Uebrigens, da wir die Glieder der Natur nicht übersehen, kann wohl auch dasjenige höchst organisch und Theil eines allgemeinen Lebens seyn, was wir für unbelebt unorganisch halten, so daß wir den Begriff des Geschlechts nicht an unsern Begriff des Lebens binden müssen. Um es mit einem Worte auszusprechen; so ist überall **Geschlecht, wo Zeugung ist.** Zeugung aber ist in der ganzen Natur; oder vielmehr diese selbst ist nichts, als ein unendlich mannichfaltiger Zeugungsact, der sogar unter dem Scheine von Zerstörung vor sich geht. So sind also Sonnen und Planeten, der Wassertropfen und das Staubkorn eben so gut Geschlechtswesen als die Thiere und die Pflanzen, weil sie eben sowohl als diese Zeugungswesen sind. Denn wird nicht z. B. der Schooß unserer mütterlichen Erde durch den befruchtenden Strahl der Sonne, und allein durch ihn, aufgeschlossen und zu den mannichfaltigsten Erzeugnissen geweckt? Entsteht nicht aus dem verwitterten Steine, der uns todter Staub scheint, und aus den Wassertropfen, die er in sich aufnimmt, eine junge, neue Gestaltung der Erstling der Vegetation? Ja, gehen nicht in dem Innern der Erde selbst unaufhörlich neue Zeugungen vor, indem entgegengesetzte Kräfte sich mit einander vermählen? Woher die Verkalkungen, die Crystalle, die gewächsartigen Gestaltungen der Mineralien? Ueberall finden wir ein Einwirken, ein sich Anschließen fremder Stoffe (Kräfte) an etwas Heimisches, Mütterliches, und überall Verwandlungen dieses Mütterlichen zu neuen Gestalten; **überall, wo nicht entwickeltes, doch keimendes Geschlecht.** Ff.

gen Modificationen gegen einander, bis zu dem die höchste Stufe in der sichtbaren Schöpfung einnehmenden Menschen. So ist im Allgemeinen das männliche im Verhältnisse zu dem weiblichen das stärkere, jenes sich unterwerfende, das aus sich hinaus auf das weibliche überwirkende, das belebende, begeistigende. Das weibliche, im Verhältniß zu dem männlichen, ist das zartere, jenem sich unterwerfende, das aufnehmende, fortbildende, ernährende und endlich gebärende. Diese Grundcharaktere beider Geschlechter, die aus ihrem Begriff und ihrer Bestimmung nothwendig hervorgehen, schimmern in verschiedenen Graden von Helligkeit bei allen Gattungen lebender Wesen durch, bis sie im Menschen auf eine der menschlichen Würde angemessene Weise am höchsten gesteigert und in den feinsten Schattirungen sowohl im Körperlichen als auch bis zum Geistigen überschreitend, sich am klarsten offenbaren. Daher erscheint der Mann schon im Physischen als der Stärkere, sein Knochenbau ist ansehnlicher und hat mehr Masse, sein Muskelsystem ist fester und kräftiger, die Brust weiter, die Lungen sind größer, das Herz und das Ariensystem ist größer und robuster, die Umrisse seines Körpers sind schärfer, eckiger, das Ganze desselben ist größer und stärker. Dagegen ist das Weib das Zartere, die Knochen sind dünne, zur Weichheit geneigter, die Muskel weicher und schwächer, die Brusthöhle enger, die Lungen kleiner, das Herz und das Arteriensystem schwächer, dagegen das Venen- und lymphatische System vorherrschend, die Zwischenräume unter der Haut und zwischen den einzelnen Theilen sind fettreicher, daher alle Umrisse mehr abgerundet, der Wellenlinie näher, das Maß des Körpers im Ganzen kleiner und zarter. Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit, und schon in dieser Beziehung gebührt dem weiblichen Geschlechte der Name des schönen mit Recht. Der Geist des Mannes ist mehr schaffend, aus sich heraus in das Weite hinwirkend, zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstracter Gegenstände, zu weitaussehenden Planen geneigter. Unter den Leidenschaften und Affecten gehören die raschen, ausbrechenden dem Manne, die langsamen, heimlich in sich selbst gekehrten dem Weibe an. Aus dem Manne stürmt die laute Begierde; in dem Weibe siedelt sich die stille Sehnsucht an. Das Weib ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte oder — List. Jener gehört dem geräuschvollen, öffentlichen Leben, dieses dem stillen häuslichen Cirkel. Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichts, und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe; das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzt schon zu Boden liegend noch der Gewalt; willig beugt das Weib sein Haupt, und findet Trost und Hülfe noch in seinen Thränen. H.

Geschmack, Geschmackskritik wird in zwiefacher Bedeutung genommen, in physiologischer und ästhetischer. In physiologischer Bedeutung versteht man darunter das Vermögen, durch den Geschmackssinn, dessen Organ die Zunge ist, gewisse Eigenschaften und Beschaffenheiten der Gegenstände (Schärfe, Säure, Salzigkeit, Süßigkeit, Bitterkeit u. s. w.) wahrzunehmen. Die an dem obern Theil und auf dem Seitenrande der Zunge befindlichen Nervenwärz=

chen sind es, welche die Empfindung des Geschmacks hervorbringen. Die Drüschen der Zunge schmelzen die Salze, welche dann aufgelös't in die Nervenwarzchen eindringen, und jene Empfindung verursachen. Durch drei Nerven, die an jeder Seite in die Zunge laufen, und mit dem Gehirn und Rückenmark in Verbindung stehen, wird der erregte Eindruck weiter geleitet. In ästhetischer Bedeutung versteht man unter Geschmack das Vermögen, das Schöne an den Gegenständen zu beurtheilen. Die Ähnlichkeit zwischen jenem physiologischen und diesem ästhetischen Geschmack ergibt sich leicht. Es ist hier und dort etwas für uns Angenehmes oder Unangenehmes, was wir unterscheiden, und dort wie hier unterscheiden wir beides nur sehr unbestimmt, indem sich die Unterscheidung mehr auf unser Gefühl als auf den Gegenstand selbst gründet. Daher sagt man auch, daß sich über den Geschmack nicht streiten lasse. In der That läßt sich nur über das streiten, wofür man Gründe vorbringen kann, die den Gegner zur Annahme einer Meinung gewiß bestimmen können; welche Gründe aber könnte man wohl für die Behauptung anführen, daß Zucker ein angenehmes Gefühl errege, außer dem, daß es dem eignen Gefühl so vorkommt? Dies wird uns der Gegner nicht abläugnen; er sagt uns aber, daß es bei ihm der entgegengesetzte Fall sey, und seine Behauptung hat für ihn denselben Werth, wie die unsrige für uns. Dieser Umstand hat nicht wenig Verwirrung in der ästhetischen Geschmackslehre verursacht. Weil das Schöne uns auch angenehm ist, hielt man das Schöne und Angenehme für einerlei, und der schwankende Ausdruck ästhetisch (ursprünglich: was durch Empfindung wahrgenommen werden kann) kam dem trefflich zu statten. Eine Erfahrung aber, die man häufig zu machen Gelegenheit findet, hätte allein schon hingereicht, bedenklich zu machen. Es ist doch wohl eine auffallende Erscheinung, daß die Menschen in ihren Urtheilen über das Schöne zwar vielleicht weniger einig sind, als in ihren Urtheilen über das Angenehme, daß sie aber dennoch bei jenen weit mehr Anspruch auf Anderer Beistimmung machen, als bei diesen. In Ansehung des Schönen macht fast Jedermann Ansprüche auf Allgemeingültigkeit seiner Urtheile, in Ansehung des Angenehmen Niemand. Wir können uns auf den Grund dieser höchst merkwürdigen Erscheinung jetzt nicht einlassen; wem leuchtet aber nicht aus dem Gesagten schon ein, daß etwas in uns seyn müsse, welches verhindert, beide Fälle für gleich zu nehmen, und daß, wenn auch beide Urtheile ästhetische genannt werden, beide sich doch in Ansehung ihrer Gültigkeit wesentlich von einander unterscheiden. Die Urtheile über das Angenehme haben bloß individuelle Gültigkeit, die über das Schöne sind zwar auch nur einzelne Urtheile, machen aber Ansprüche auf allgemeine Gültigkeit. Beide Urtheile kann man nun zwar in so fern ästhetische nennen, als beide sich auf Empfindung beziehen, und der Bestimmungsgrund derselben nicht in dem Gegenstande, sondern in uns liegt, wodurch sie sich von den logischen oder objectiven Urtheilen unterscheiden; beide aber unterscheiden sich dadurch, daß in dem einen die Bestimmung des Urtheils von dem bloßen Sinneneindruck abhängt, bei dem andern hingegen die Mitwirkung des Geistes eintritt, und daher eben dort bloße individuelle, hier allgemeine Gültigkeit, und eben deßhalb auch Mittheilbarkeit. Sind nun aber diese Urtheile mittheilbar, haben sie allgemeine Gültigkeit, so wird sich auch über den ästhetischen Geschmack streiten und etwas über ihn ausmachen lassen. Wie könnte es auch sonst eine Geschmackslehre geben, d. h. Aufstellung ei-

nes Princips zur Beurtheilung des Schönen und Erhabenen! Nur erwarte man von dem Geschmacke nicht, daß er leiste, was er seiner Natur nach nicht leisten kann. Man nennt die Urtheilskraft mit dem eignen Namen Geschmack, wiefern sie sich in einer besondern Sphäre auf eine eigenthümliche Weise äußert. Als Urtheilskraft überhaupt stellt der Geschmack einen einzelnen Fall unter eine allgemeine Regel, aber auf eine eigenthümliche Weise, weil es in einer besondern Sphäre geschieht, in der Sphäre des Schönen. Der Geschmack fällt seine Urtheile in der unmittelbaren Betrachtung des schönen oder nicht schönen Gegenstandes, durch Reflexion über das Verhältniß desselben zum Gemüthe des Betrachtenden (also zum Subjecte), und durch Vergleichung ähnlicher Gegenstände mit dem gegenwärtigen. Sein Princip ist daher nicht eine objective, sondern eine subjective Idee; er kann nicht gesetzgebend, sondern bloß kritisch oder untersuchend verfahren; seine Regeln sind keine Begriffe, sondern Anschauungen in den besten Mustern des Geschmacks, an denen der Kunstsinn sich practisch bilden muß. (Die Erklärung s. unter Urtheil.) Durch diese Bildung unterscheidet sich der Geschmack wesentlich von dem Schönheitsgefühl. Dieses geht bloß auf eine Naturanlage, der Geschmack auf Ausbildung; bei jenem bleibt oft der bloße Kunstfreund stehen, dieser kommt dem Kenner zu; der Künstler muß beide vereinigen, fängt mit dem Schönheitsgefühl an, und vollendet mit dem Geschmack. Wer eine zartere Naturanlage zum Schönheitsgefühl hat, der ist ein ästhetischer Mensch; wer diese Anlage durch prüfende Betrachtung so ausgebildet hat, daß ihm stets nur das echt Schöne genügt, ist ein Mann von Geschmack. Man kann aber ein Mann von Geschmack, und darum doch noch kein Kunstkenner seyn. Wir haben nämlich in der schönen Kunst zwei Elemente zu unterscheiden, das ästhetische und das technische. Das erste wird beurtheilt im Gefühl, das andere durch den Verstand nach Begriffen. Dort ist also ein ästhetisches, hier ein logisches Urtheil. Es ergibt sich daraus, daß ein Kunsturtheil weder ein bloß ästhetisches, noch ein bloß logisches, sondern ein aus beiden gemischtes ist, da es sowohl das Technische als das Schöne eines Kunstwerks angeht. Die Geschmackskritik hat es daher lediglich mit den Verhältnissen des Werkes zu den Bedingungen im Gemüthe zu thun, unter denen wir einen Gegenstand als schön beurtheilen; die Kunstkritik schließt auch das mit ein, was an der Darstellung bloß technisch und practisch ist, und nicht bloß nach Begriffen beurtheilt wird. dd.

Geschütz, im Allgemeinen ein Schießwerkzeug größerer Art, das der Krieger nicht wie eine gewöhnliche Waffe (die Flinte, daher auch Gewehr) mit sich forttragen und so allein gebrauchen kann, sondern das gefahren werden muß. Schon die Alten bedienten sich gewisser Wurfmaschinen, der Ballisten und Katapulten, bei Belagerungen der Städte und in Feldschlachten. Sie schleuderten damit theils Feldstücke und Steine von oft ungeheurer Größe, theils große Pfeile. Letzteres geschah mit den Katapulten, die im Allgemeinen einer großen Armbrust glichen; das Geschoß in horizontaler Richtung forttrieben und die Stelle unserer Canonen vertraten. Die Ballisten hingegen warfen Steine, Bränder u. dergl. im Bogenschuß, und glichen demnach unsern Mörsern. Oft warf man auch nach Art unserer Kartätschen eine Menge Steine damit auf einmal. Nach der Erfindung des Schießpulvers trat an die Stelle dieser Maschinen das allerdings ungleich wirksamere Feuergeschütz, dessen ver-

schiedene Gattungen unter den einzelnen Rubriken nachzusehen sind. Hier nur so viel, daß das Geschütz in das schwere (unrichtig grobe genannt), oder Belagerungs- und Vertheidigungs- und in das leichte oder Feldgeschütz getheilt wird. Zu erstem gehören die 12-, 18- und 24pfündigen Canonen, die 10- und mehrpfündigen Haubitzen, die 10-, 30-, 60- und 100pfündigen Bombenpöller, dann die 6-, 12-, und 18pfündigen eisernen Canonen, und die 60pfündigen eisernen Steinpöller; zum leichten die Haubitzen und Canonen unter diesem Caliber.

Geschwader heißt beim Seewesen eine Anzahl besonders von einer Flotte abgetheilter Schiffe, welche unter einem Viceadmiral oder Flaggenoffizier stehen. Daher sind bei einer zum Treffen geordneten Flotte der Vortrab, das Mitteltreffen und der Nachtrab eben so viele Geschwader. Bei Landarmeen heißt Geschwader ein kleiner Haufen Reiterei; doch ist dieser Ausdruck wenig mehr üblich.

Geschwornengericht, s. Jury.

Gesechster Schein, s. Aspecte.

Gesellschaft überhaupt ist eine Vereinigung von Individuen zu einem gemeinsamen Zwecke. Es gibt daher so viele Arten von Gesellschaften, als es Zwecke gibt, zu welchen sich Individuen vereinigen können. Die gewöhnlichen, schlechtweg sogenannten Gesellschaften haben bloß den unbestimmten und untergeordneten Zweck einer gegenseitigen Unterhaltung durch Beisammenseyn, Gespräch, Spiel, Tanz, Essen, Trinken u. dergl. Bestimmtere und höhere Zwecke haben die eheliche und die mit ihr verknüpfte häusliche, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft. Die erste, welche auch Familie heißt, bezieht sich auf Erhaltung der Menschengattung durch Vereinigung der Individuen verschiedenen Geschlechts; die zweite, welche auch Staat heißt, auf Schutz und Sicherheit der Rechte; die dritte, welche auch Kirche heißt, auf Beförderung der sittlich-religiösen Cultur. Außer diesen Hauptarten der Gesellschaft, welche von der Vernunft selbst geboten sind, und daher überall angetroffen werden, wo Menschen von einiger Vernunftbildung beisammen leben, gibt es auch noch eine Menge von geselligen Verbindungen, die sich auf allerlei beliebige Zwecke beziehn, als artistische, literarische, mercantilische und andere Gesellschaften. Wiefern die Menschengattung überhaupt ein auf der Oberfläche der Erde zusammenwohnendes und wirkendes Ganze vernünftiger Wesen ausmacht, nennt man jene Gattung auch die menschliche Gesellschaft. Von den vernunftlosen Thieren braucht man das Wort Gesellschaft eigentlich nicht, ob sie gleich durch den Instinct auch in gewisse Haufen oder Heerden zusammengeführt werden. Denn sie haben kein Bewußtseyn von bestimmten Zwecken, um sich zur Erreichung derselben durch gemeinschaftliche Thätigkeit nach einer bestimmten Regel zu vereinigen. D.

Gesellschaften (Gelehrte), siehe Akademien.

Gesellschafts-König oder Vogt, war eine Würde bei den Turnieren der Deutschen. Der Adel war dabei nach vier Nationen eingetheilt in den rheinischen, fränkischen, bayrischen und schwäbischen, und diese hießen die vier Gesellschaften. Jede hatte einen Thurnierkönig; unter diesem standen drei Gesellschaftskönige, deren also zwölf waren, und diese führten die Aufsicht über die Ritter und Knappen, welche Gesellschafts-

knechte hießen. Jede Gesellschaft hatte ihr besonderes Abzeichen, das der Ritter vergoldet, der Knappe weiß am Hals oder der Kopfbedeckung trug.

Gesellschaftsrechnung ist ein Rechnungsverfahren, wo eine Zahl nach einem gegebenen Verhältnisse eingetheilt wird. Z. B. es sollen 500 Thlr. unter drei Personen vertheilt werden, dergestalt, daß sich die Theile von A und B wie 4 zu 5, und von B zu C wie 5 zu 6 verhalten.

Gesellschaftsvertrag. Societät oder Gesellschaft ist ein Vertrag, durch welchen zwei oder mehrere Personen Geld, Sachen oder Dienstleistungen des gemeinsamen Vortheils wegen zu einem erlaubten Zweck beitragen. Die Verabredung, daß Einer den ganzen Gewinn haben oder von allem Beitrage zum Verlust befreit seyn soll, die sogenannte Löwengesellschaft (Société Léonine), ist ungültig; auch müssen alle Interessenten nothwendig etwas beitragen, weil sonst in Hinsicht auf den, der nichts beiträgt, eine Schenkung, keine Societät vorhanden seyn würde. Alle Compagniehandlungen, gemeinschaftliche Fabriken u. s. w. beruhen auf solchen Gesellschaftsverträgen, welche übrigens, wie alle Gütergemeinschaft, den Haß unserer Gesetze gegen sich haben, so daß die gemeinen Rechte jedem Compagnon erlauben, aus der Societät zu treten, wenn er auch die Societät mit der ausdrücklichen Bedingung, nie herauszutreten, geschlossen hätte; doch muß der Heraustritt ohne Gefährde und nicht zur Unzeit geschehen. Die allgemeine Gesellschaft begreift alles gegenwärtige Vermögen der Contrahenten, von dem künftigen aber in der Regel bloß den Genuß, nicht den ausschließlichen Besitz. Es kann eine solche Gesellschaft, die wieder allgemeine Güter- oder allgemeine Erwerbsgesellschaft seyn kann, nur zwischen solchen Personen Statt finden, welche gegenseitig die Fähigkeit haben, sich etwas zu schenken und geschenkt zu erhalten, und welchen es nicht verboten ist, sich zum Nachtheil einer dritten Person Vortheil zu verschaffen, weil sonst das gesetzliche Verbot unter dem Schein einer Societät würde umgangen werden. Besondere Gesellschaft ist diejenige, welche sich nur auf einzelne bestimmte Gegenstände, oder auf deren Gebrauch und davon zu hoffende Nutzungen bezieht. Auch der Vertrag gehört hieher, wodurch sich mehrere Personen entweder zu einer gewissen bestimmten Unternehmung, oder zur Betreibung eines Handwerks oder Gewerbes vereinigen. Ein jeder Theilnehmer der Societät ist vom Augenblick des geschlossenen Vertrags an verbunden: 1. alles dasjenige, was er in dieselbe einzulegen versprochen hat, zu entrichten; 2. das der Gesellschaft zukommende Vermögen auf keine Weise in Anspruch zu nehmen oder zu beeinträchtigen, sondern das Interesse der Gesellschaft jederzeit vorzuziehen; 3. allen ihr durch seine Schuld zugezogenen Schaden zu ersetzen, ohne dagegen die etwa verschafften Vortheile in Anrechnung zu bringen; 4. den Verlust der Gesellschaft nach Verhältniß des Beitrages zum Gesellschaftsfonds und dadurch zu bestimmenden Gewinnes tragen zu helfen. Eine Gesellschaftsschuld kann in der Regel, d. h. wenn die Societät keine Handlungsgesellschaft ist, nur aus einer Handlung aller einzelnen Mitglieder entstehen. Ein einzelnes Mitglied kann die Societät nicht anders verbindlich machen, als wenn es entweder dazu bevollmächtigt ist, oder die eingegangene Verbindlichkeit zum Vortheil der ganzen Gesellschaft gereicht hat. Die einzelnen Mitglieder übernehmen die Gesellschaftsschuld in der Regel zu gleichen Theilen,

es müßte denn ausdrücklich verabredet seyn, daß sie bloß nach dem Verhältniß ihres Antheils verbindlich seyn sollten. Was auf der andern Seite die Rechte der Gesellschaften betrifft, so hat ein jedes Mitglied 1. das Recht, den auf ihn fallenden Antheil am Gewinne zu fodern. Ist darüber nichts ausdrücklich bestimmt, so richtet sich der Gewinn nach dem zur Gesellschaft hergegebenen Beitrag, und derjenige, welcher bloß seine Dienstleistungen beitrug, bekommt so viel, als derjenige, welcher am wenigsten Sachen oder Geld hergab; 2. das Recht, sich wegen der zum Besten der Gesellschaft gemachten Auslagen, eben so wegen der im Namen der Gesellschaft geführten Geschäfte und wegen des unmittelbar für ihn entstehenden Verlustes, an die Gesellschaft zu halten. Die Societät wird aufgehoben: 1. durch den Ablauf der Zeit, auf welche sie contrahirt worden ist; 2. durch den Untergang des Gegenstandes derselben, oder die Vollbringung des Geschäfts; 3. durch den natürlichen Tod eines der Gesellschafter; 4. durch den bürgerlichen Tod, die Interdiction, oder den gänzlichen Verfall des Vermögens eines derselben; 5. durch den von einem oder von allen Mitgliedern erklärten Willen, nicht mehr in der Gesellschaft zu bleiben. Die Theilung des Vermögens der getrennten Societät geschieht nach denselben Grundsätzen, die von der Erbschaftstheilung gelten. A. et O.

Gesetz ist überhaupt betrachtet eine allgemeine Regel, wodurch die Wirksamkeit gewisser Kräfte bestimmt ist. Sind dies bloße Naturkräfte, so heißt auch das Gesetz ein Naturgesetz; sind es aber die Kräfte vernünftiger und freier Wesen, so heißt das Gesetz ein Freiheitsgesetz. Die Freiheitsgesetze werden aber selbst wieder in natürliche und positive (oder willkürliche) eingetheilt, je nach dem sie aus der bloßen Vernunft (der innern Natur eines vernünftigen Wesens) oder aus der Willkür (der Macht eines äußern Gesetzgebers) hervorgehn. Es gibt daher in Beziehung auf freie Wesen, wie der Mensch, eine doppelte Gesetzgebung, eine innere und eine äußere. In Rücksicht auf die erste ist der Mensch sein eigner Gesetzgeber; in Rücksicht auf die zweite ist der Mensch der Autorität eines fremden Gesetzgebers unterworfen. Das letztere findet nur in bestimmten geselligen Verhältnissen, besonders den bürgerlichen, oder im Staate, Statt. Hier ist das Gesetz nichts anders als der Ausdruck des allgemeinen Willens, wiefern dieser für jeden einzelnen Willen der höchste ist und als solcher verbindliche Kraft hat; der Gesetzgeber aber ist nichts anders als der Stellvertreter des allgemeinen Willens, oder das Organ, durch welches sich dieser verlautbart. Da aber ein unvernünftiger Wille nie als ein allgemeiner und höchster Wille von vernünftigen Wesen betrachtet werden könnte, so versteht es sich von selbst, daß die äußere (oder positive) Gesetzgebung die innere (oder natürliche) zu ihrer Richtschnur nehmen, und diese bloß den besondern Verhältnissen des Staats und seiner Bürger anpassen muß. Die Theorie der Gesetzgebung haben Plato, Cicero, Montesquieu, Filangieri, Zachariä, Bergk u. A. bearbeitet. Unter den Gesetzbüchern sind vornehmlich das römische Corpus juris, das allgemeine preußische Landrecht und das französische Gesetzbuch bemerkenswerth. D.

Gesetzgebung. Da die Menschen im Naturzustande, abgesehen von aller Religion, in ihren Streitigkeiten unter einander kein anderes Gesetz als die Thiere, nämlich das Recht des Stärkern,

kennen, so muß man den Gesellschaftsverein als eine Art von Vertrag gegen dieses ungerechte Recht betrachten, als einen Vertrag, der eine Art Gleichgewicht zwischen den verschiednen Parteien des Menschengeschlechts herzustellen bestimmt ist. Aber das moralische Gleichgewicht ist wie das physische selten vollkommen und dauerhaft, und die Verträge des Menschengeschlechts enthalten den Saamen zu beständigen Spaltungen. Interesse, Bedürfniß, Vergnügen haben die Menschen zusammengeführt; aber eben diese Beweggründe treiben sie unablässig an, die Vortheile der Gesellschaft genießen zu wollen, ohne ihre Lasten zu tragen, so daß man mit Montesquieu sagen kann, die Menschen befinden sich, so wie sie in der Gesellschaft leben, im Kriegsstande. Aber der Krieg setzt bei denen, die ihn gegen einander führen, wo nicht gleiche Stärke, doch die Meinung gleicher Stärke voraus, woher die gegenseitige Begierde und Hoffnung entsteht, sich zu besiegen. Ist nun in der Gesellschaft das Gleichgewicht unter den Menschen nie vollkommen, so ist es auch nicht allzusehr aufgehoben; im entgegengesetzten Fall würden sie im Naturstande sich entweder nichts streitig zu machen haben, oder, wenn die Nothwendigkeit sie dazu nöthigte, würde man die Schwäche nur vor der Stärke fliehen, Unterdrücker ohne Kampf und Unterdrückte ohne Widerstand sehn. So sind die Menschen denn zu gleicher Zeit mit einander vereinigt, und gegen einander bewaffnet, auf der einen Seite sich umfassend, auf der andern begierig, sich zu verwunden. Die Gesetze sind die mehr oder minder wirksame Schranke, die ihre Streiche hindern oder aufhalten soll. Da aber der Umfang der Erde, die wir bewohnen, die verschiedne Natur der Länder und Völker, nicht erlauben, daß alle Menschen unter Einer Regierung leben, so hat das Menschengeschlecht sich in eine Anzahl Staaten, die sich durch die Verschiedenheit der darin gültigen Gesetze unterscheiden, trennen müssen. Eine einzige Regierung würde aus dem Menschengeschlecht nur einen schwächlichen und hinschmachtenden Körper gemacht haben; die verschiednen Staaten sind eben so viel thätige und kräftige Körper, die, indem sie sich die Hand reichen, auch ein Ganzes bilden, deren gegenseitige Einwirkung aber allenthalben Bewegung und Leben erhält. Es gibt drei Regierungsformen: die republikanische, wo das Volk die höchste Gewalt ausübt; die monarchische, wo ein Einziger nach Grundgesetzen, und die despotische, wo ein Einziger bloß nach seiner Willkür regiert. Obgleich diese Formen in den meisten Staaten nicht rein sind, so ist doch immer das eine oder das andere Princip vorherrschend. Diese Eintheilung aber ist wichtig, um danach die Gesetze zu bestimmen, die einem Staate vermöge seiner Natur eigenthümlich seyn müssen; sie werden sich leicht modificiren lassen, je nach dem ein Staat mehr oder weniger von diesen verschiednen Formen angenommen hat. In einer Demokratie müssen ihrer Natur nach die Hauptgesetze seyn, daß das Volk in gewissen Hinsichten Monarch, und in gewissen Hinsichten Unterthan seyn soll, daß es seine Magistratspersonen wählt und beurtheilt, und daß die Magistratspersonen in gewissen Fällen entscheiden. Die Natur der Monarchie erfodert, daß es zwischen dem Monarchen und Volke eine Reihe von Mittelständen und als Vermittler zwischen dem Fürsten und den Unterthanen eine Behörde zur Bewahrung der Gesetze gebe. Die Natur des Despotismus verlangt, daß der Tyrann seine Macht entweder selbst oder durch einen Stellvertreter ausübe. Was das Princip der drei Regierungsformen be-

trifft, so ist das Princip der Demokratie die Liebe der Republik, d. h. der Gleichheit. In den Monarchien, wo Auszeichnungen und Belohnungen von einem Einzigen ausfließen, wo man sich gewöhnt, den Staat mit diesem Einzelnen zu verwechseln, ist das Princip die Ehre, d. h. das Bestreben, sich Achtung zu verschaffen. Unter dem Despotismus endlich ist es Furcht. Je mehr diese Principien in Kraft sind, desto fester steht die Regierung; je mehr sie ausarten, desto mehr neigt sie sich ihrer Auflösung entgegen. In jedem Staat müssen die Gesetze der Erziehung seinem Princip angemessen seyn. Unter Erziehung wird hier diejenige verstanden, die man empfängt mit dem Eintritt in die Welt, nicht die von Ältern oder Lehrern gegebne, die oft sehr entgegengesetzter Art ist. In Monarchien muß der Gegenstand der Erziehung Urbanität und gegenseitige Rücksicht, in Despotien Schrecken und geistige Herabwürdigung seyn; in Republiken bedarf man der ganzen Macht der Erziehung; sie muß eine edle Gesinnung, eine Selbstverläugnung einflößen, aus der die Vaterlandsliebe entsteht. Die Gesetze, welche der Gesetzgeber gibt, müssen mit dem Princip jeder Regierungsform übereinstimmen; sie müssen in der Republik Gleichheit und Mäßigkeit, in der Monarchie den Adel, jedoch ohne das Volk zu erdrücken, aufrecht erhalten, in der Despotie endlich allen Ständen schweigenden Gehorsam auferlegen. Die Verschiedenheit der Principien dieser drei Regierungsformen führt eine Verschiedenheit in der Zahl und dem Gegenstande der Gesetze, in der Form der Urtheile und in der Natur der Strafen mit sich. Da die Verfassung der Monarchien unveränderlich und fundamental ist, so erfodert sie mehr Civilgesetze und Gerichtshöfe, damit die Gerechtigkeit mit mehr Übereinstimmung und weniger Willkür gehandhabt werde. In gemischten Monarchien sowohl als Republiken kann man mit den Criminalgesetzen nicht zu viel Förmlichkeiten verbinden. Die Strafen müssen mit dem Verbrechen nicht nur im Verhältniß stehen, sondern auch die möglichst gelindesten seyn, zumal in der Demokratie; die mit den Strafen verbundne Idee wird oft mehr wirken als ihre Härte selbst. In den Republiken muß nach dem Gesetz gerichtet werden, weil kein Einzelner die Macht hat, es zu ändern. In den Monarchien kann die Gnade des Fürsten es zuweilen mildern; aber die Verbrechen dürfen durchaus nur von den eigens dazu bestimmten Richtern beurtheilt werden. Vornämlich in Demokratien müssen die Gesetze gegen Luxus, Sittenverderbniß und Weiberverführung streng seyn. Nach diesen Andeutungen, deren weitere Ausführung hier unterbleiben muß, liegt uns ob, die Staaten in Beziehung auf einander, jedoch nur unter dem allgemeinsten Gesichtspunkt, d. h. in Beziehung auf ihre Natur und ihr Princip, zu betrachten. Auf diese Weise angesehen, können die Staaten weiter keine Beziehung zu einander haben, als sich zu vertheidigen und anzugreifen. Da Republiken vermöge ihrer Natur nur kleine Staaten seyn können, so bedürfen sie zu ihrer Vertheidigung der Bündnisse; aber sie müssen diese mit Republiken schließen. Die defensive Stärke der Monarchie besteht vornämlich in sichern Gränzen. Die Staaten haben, wie die Menschen, das Recht für ihre Selbsterhaltung anzugreifen; aus dem Rechte des Kriegs fließt das Recht der Eroberung, ein nothwendiges, gesetzmäßiges und unseliges Recht, dessen allgemeines Gesetz ist, dem Überwundenen möglichst wenig Übles zuzufügen. Republiken können weniger erobern als Monarchien; ungeheure Eroberungen setzen den Despotismus voraus oder

sichern ihn. Ein Hauptgrundsatz des Eroberungsgeistes muß seyn, die Lage des unterworfnen Volks möglichst zu verbessern; dadurch geschieht dem Naturgesetz und der Staatsmaxime zugleich Gnüge. Man kann zuweilen genöthigt seyn, die Gesetze des überwundnen Volks zu ändern, nichts aber kann nöthigen, ihm seine Sitten und Gebräuche zu nehmen. Das sicherste Mittel jedoch, eine Eroberung zu behalten, besteht darin, das besiegte Volk, wo möglich, zu dem siegreichen emporzuheben, ihm dieselben Rechte zu bewilligen. Bis hieher haben wir, indem wir jede Regierung sowohl an und für sich als auch in ihrem Verhältniß zu andern betrachtet haben, weder das, was ihnen gemein seyn muß, noch die besondern aus der Natur des Landes oder dem Geiste des Volks hervorgehenden Verhältnisse berücksichtigt. Das soll jetzt geschehn. Das allgemeine Gesetz aller Regierungen, wenigstens aller gemäßigten und folglich gerechten Regierungen, ist die politische Freiheit, deren jeder Bürger genießen soll. Diese Freiheit ist nicht eine völlige Ungebundenheit, alles zu thun, was man will, sondern die Macht, alles, was die Gesetze erlauben, zu thun. Man kann sie betrachten in Beziehung auf die Staatsverfassung und in Beziehung auf den Staatsbürger. In jeder Staatsverfassung gibt es zwei Arten der Gewalt, die gesetzgebende und ausübende, und letztere hat zwei Gegenstände das Innere und das Äußere des Staats. Von der gehörigen Vertheilung dieser verschiednen Gewalten hängt die größte Vollkommenheit der politischen Freiheit in Beziehung auf die Verfassung ab. In Beziehung auf den Staatsbürger besteht sie in der Sicherheit, worin er sich unter dem Schutz der Gesetze befindet, oder wenigstens in der Meinung dieser Sicherheit, welche macht, daß ein Bürger den andern nicht fürchtet. Diese Freiheit wird besonders durch die Natur und das Verhältniß der Strafen begründet oder vernichtet. Die Verbrechen gegen die Religion müssen durch Entziehung der Güter bestraft werden, welche die Religion gibt; Verbrechen gegen die Sitten durch Schande; Verbrechen gegen die öffentliche Ruhe durch Gefängniß oder Verbannung; Verbrechen gegen die Sicherheit durch Todesstrafen. Strafbare Schriften sind gelinder zu ahnden als strafbare Handlungen; bloße Gedanken können nie bestraft werden. Außergerichtliche Anklagen, Spione, anonyme Briefe, alle diese schmählichen Hülfsmittel der Tyrannei, müssen aus einem guten monarchischen Staate verbannt seyn. Eine Anklage ist nur Angesichts des Gesetzes erlaubt, welches entweder den Angeklagten oder den Verläumder bestraft. — Die Größe der Abgaben muß in directem Verhältniß zur Freiheit stehn. Daher können sie in Demokratien größer seyn, als anderwärts, ohne drückend zu seyn, denn jeder Bürger betrachtet sie als einen Tribut, den er sich selbst zahlt, und der die Ruhe und Lage jedes Mitgliedes sichert. Überdies sind Veruntreuungen in Freistaaten schwieriger, weil sie leichter zu erkennen und zu bestrafen sind. Überall ist die auf die Waaren gelegte Abgabe die am wenigsten drückende, denn der Bürger zahlt, ohne es zu bemerken. Der Staat muß, wo möglich, durch Beamte die Abgaben erheben lassen, damit sie ganz in den öffentlichen Schatz fließen, nicht aber sie verpachten, wobei allemal ein Theil der Einkünfte in den Händen von Privatpersonen bleibt. Wir kommen jetzt auf die von der Natur der Regierung unabhängigen Umstände, welche die Gesetze modificiren müssen. Die aus der Natur des Landes hervorgehenden Umstände beziehen sich theils auf das Clima, theils auf den Boden. Niemand wird bezweifeln, daß das Clima Einfluß hat auf

die herrschende Disposition des Körpers und folglich auf die Charaktere; daher müssen sich die Gesetze in gleichgültigen Dingen nach der physischen Beschaffenheit des Clima's bequemen, und in seinen nachtheiligen Wirkungen es bekämpfen. So ist in den Ländern, wo der Wein schädlich ist, das Gesetz, welches ihn verbietet, gut; in Ländern, wo die Hitze zur Trägheit führt, sind Gesetze nöthig, die zur Arbeit aufmuntern. Auf solche Weise kann eine Regierung die Wirkungen des Clima's verbessern. Was die Gesetze hinsichtlich der Natur des Bodens betrifft, so ist einleuchtend, daß unfruchtbaren Ländern, wo der Boden den ganzen Fleiß des Menschen erfodert, eine demokratische Verfassung angemessener ist als eine monarchische. Die Freiheit ist dem Bewohner eine Art von Ersatz für seine Arbeit. Mehr Gesetze sind für ein ackerbauendes als für ein Viehzucht treibendes, und wieder mehr für dies als für ein von der Jagd lebendes Volk nöthig u. s. w. Endlich ist der eigenthümliche Geist des Volks zu berücksichtigen. Der Gesetzgeber muß selbst die herrschenden Vorurtheile, Leidenschaften, Mißbräuche bis zu einem gewissen Punkt achten, und zu seinem Vortheil zu benutzen suchen. Dem Charakter der Athenienser waren die Solonischen Gesetze angemessen; der strengere Charakter der Spartaner foderte strengere Gesetze. Sitten und Gewohnheiten sind nicht füglich durch Gesetze zu ändern; Beispiel und Belohnungen sind dazu geeigneter; dennoch ist es auch wahr, daß die Gesetze eines Volks, wenn dadurch seine Sitten nicht unmittelbar und hart verletzt werden, unmerklich auf dieselben wirken, entweder um sie zu befestigen oder um sie zu ändern. Wir haben oben zwar die Staaten in ihrem Verhältniß zu einander betrachtet, aber nur im Allgemeinen, in so fern sie einander Schaden zufügen können. Sie können sich aber auch gegenseitig nutzen und dieser Nutzen beruht hauptsächlich auf dem Handel. Wenn der Handelsgeist ganz natürlich einen mit der Erhabenheit der moralischen Tugenden streitenden Geist des Interesse's erzeugt, so macht er auch ein Volk gerecht und entfernt von ihm Müßiggang und Räuberei. Die freien Völker, die unter einer gemäßigten Regierung leben, können sich ihm mehr widmen als die sklavischen. Ohne wichtige Gründe darf nie ein Volk ein andres von seinem Handel ausschließen. Aber die Freiheit, welche dem Kaufmann zuzugestehen ist, kann nicht unbedingt seyn, eine solche würde für ihn selbst oft Nachtheil haben; sie darf indeß nur zum Vortheil des Handels beschränkt seyn. In der Monarchie darf nicht der Adel, und noch weniger der Fürst, Handel treiben. Das Geld, als das vornehmste Werkzeug des Handels, und der Geldverkehr sind ein besonders wichtiger Gegenstand der Gesetze. Mit dem Handel steht die Bevölkerung in unmittelbarer Beziehung, und mit dieser wieder die eheliche Verbindung, die einzig sichere Grundlage der Bevölkerung, welche da am besten gedeihen wird, wo Freiheit, Sicherheit, mäßige Abgaben und Unbekanntschaft mit dem Luxus Statt finden. Da, wo schon Sittenverderbniß eingerissen ist, können dennoch mit Erfolg die Ehen durch Gesetze begünstigt werden, sobald nur noch Bande übrig sind, welche das Volk an das Vaterland knüpfen. Hospitäler können, nach dem Geiste, mit welchem sie eingerichtet sind, der Bevölkerung schaden und nützen. In einem Staat, dessen Bürger größtentheils nur von ihrer Industrie leben, kann und muß es Hospitäler geben, denn diese Industrie kann fehlschlagen; aber die Hülfe, welche dergleichen Anstalten geben, darf nur vorübergehend seyn, um nicht die Betteleí und den Müßiggang

zu begünstigen. Man muß damit anfangen, das Volk reich zu machen, und dann für unvorhergesehene und dringende Fälle Zufluchtsanstalten errichten. Einen wichtigen Theil jeder Gesetzgebung machen die religiösen Gesetze, von denen wir jedoch hier nicht weiter sprechen. Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Menschen durch Gesetze verschiedner Art beherrscht werden: durch das Naturrecht, das Allen gemein ist, durch das göttliche Recht, das in der Religion gegeben ist, durch das Kirchenrecht, welches die Polizeigesetze der Religion enthält, durch das bürgerliche Recht, welches für die Mitglieder einer und derselben Gesellschaft gilt, durch das Staatsrecht, welches für die Regierung dieser Gesellschaft gilt, und durch das Völkerrecht, welches den bürgerlichen Gesellschaften unter einander zur Richtschnur dient.

Gesicht. Durch diesen Sinn, der unter allen äußern unstreitig der edelste ist, werden wir in den Stand gesetzt, die Gegenstände vermittelst des Lichts wahrzunehmen. Durch ihn erhält unsere Seele die mehrsten Begriffe, durch ihn stellen wir die wichtigsten Erfahrungen über physikalische Gegenstände an, durch ihn genießen wir die schönsten Freuden der Natur. Sein Verlust fällt uns daher auch unter allen am schwersten. Das Werkzeug dieses edeln Sinnes ist das Auge. (S. d. Art.)

Gesichtspunkt nennt man den Punkt, von welchem aus ein Gegenstand gesehen wird. Daß, je nach dem dieser Punkt verändert wird, der Gegenstand sich verschieden darstellt, lehrt die tägliche Erfahrung. Jede Kunst, welche Gegenstände im Raume neben einander oder hinter einander darstellt, hat daher den Gesichtspunkt wohl zu beobachten, weil sonst die Wahrheit, und unter mehreren möglichen den schönsten zu wählen, weil sonst die Schönheit leiden würde. In den meisten Gemählden liegt er in der Mitte, weil hier die Hauptfiguren am meisten hervorragen. Vergl. **Perspective.** dd.

Gesims ist die aus verschiedenen Gliedern bestehende Bekrönung einer Wand oder Einfassung einer Öffnung, eines Fensters, einer Thür. Es ist eine wesentliche Verzierung, und dient zur Begränzung der Theile, damit sie vollendet erscheinen und ein Ganzes werden. Jedes Gesims muß ununterbrochen fortlaufen, ohne von einem Fenster oder sonstigen Verzierungen durchschnitten zu seyn. Die einzelnen Glieder desselben müssen sich ungezwungen zu einem schönen Ganzen vereinigen. Man unterscheidet nach den Orten, wo sie angebracht sind, mehrere Arten von Gesimsen. Das **Haupt-** oder **Dachgesims** krönt das Gebäude zu oberst, und ist nicht mit dem Gebälk zu verwechseln, dessen obersten Theil oder Kranz es ausmacht. Seine Höhe muß mit der Höhe des ganzen Gebäudes in einem richtigen Verhältniß stehen, und nach Beschaffenheit den achten bis zwanzigsten Theil der letztern betragen. Zu der Auslaufung der Glieder oder dem Vorsprunge des Simses nimmt man die ganze Höhe des Simses, wenn dieser nur aus einem Kranze besteht; denn wenn es auch verstattet ist, etwas weniger zu nehmen, so muß man sich doch ja hüten, zu wenig zu nehmen, wodurch der Sims ein mageres, dürftiges Ansehn bekommt. Ist er aber ein Gebälk (bei Säulen und Pilastern), oder hat er die Eintheilung eines Gebälks, so bekommt er, was die Ausladung betrifft, die ihm als Gebälk gehörigen Verhältnisse. Die Construction des Hauptgesimses richtet sich in Ansehung seines Reichthums nach dem Charakter des Gebäudes.

Das Gurt- oder Balkengesims ist das zwischen zwei Stockwerken befindliche. Es besteht nur aus wenigen Gliedern und kann 12 bis 18 Zoll Höhe haben. Seine Auslaufung muß wenigstens den dritten Theil seiner Höhe betragen. Die Gesimse an den Wänden der Zimmer werden, wenn die Wände mit Säulen oder Pilastern geziert sind, nach den Gebälken der Säulen gebildet. Ist dieses nicht, so bekommen sie nur einige Glieder, oder werden bei großen und hohen Zimmern oder Sälen dem Kranze eines Säulengebälks ähnlich gemacht und können den sechzehnten bis achtzehnten Theil der Höhe der Wand zu ihrer Höhe haben. Die Auslaufung kann ein bis zwei Drittel ihrer Höhe betragen. Dieser Sims muß noch eine Hohlkehle über sich haben. Fußgesimse fassen eine Wand über dem Fußboden ein, und bestehen gemeiniglich aus einer Zocke, worauf einige Glieder folgen. Überhaupt führt diesen Namen jeder mit Gliedern verzierte Fuß an einem Postamente oder Gebäude. Ein Brustgesims ist die obere aus einigen Gliedern bestehende Bedeckung eines Geländers. Alle Öffnungen, als Fenster, Thüren, Camine, bedürfen eines Gesimses, um als vollendet zu erscheinen. An dem obern Theil dieser Gegenstände wird oft, noch über der Einfassung, ein besonderer Sims oder Kranz angebracht. Die Camine erhalten alsdann allezeit nur einen nach einer geraden Linie gemachten Kranz. Die Fenster, Thüren und Nischen können zu ihrer obern Bedeckung entweder einen geraden Kranz oder einen kleinen Giebel erhalten. Diese Bedeckung heißt die Verdachung.

Gesinde, Dienstboten, Dienstgesinde, sind solche Personen, welche sich vermöge des Dienstcontracts auf eine bestimmte oder unbestimmte Zeit anheischig gemacht haben, gegen Kost und Lohn, oder andere, beiden gleichzuschätzende, Emolumente, größere und geringere häusliche Dienste und Geschäfte zu verrichten. Man begreift darunter alle Arten männliche und weibliche Bedienten in den Städten und auf dem Lande. Die wechselseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, welche, wenn sie einseitig bloß das Gesinde angehen, das Gesinderecht heißen, werden zwischen der Herrschaft und dem Gesinde durch den Dienstcontract begründet, welcher bloß durch die gegenseitige Einwilligung seine verbindliche Kraft erhält, wenn nicht etwa durch besondere Gesetze oder Gewohnheitsrechte die Vollkommenheit des Dienstvertrags von der Gebung und Annahme des Miethgeldes abhängig gemacht ist. Allein bei der Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse zwischen Herrschaft und Gesinde kommt es zunächst auf dasjenige an, was unter ihnen besonders verabredet worden ist; dann aber hat man auch insonderheit auf die Gesindeordnungen und örtlichen Gewohnheiten und Gebräuche Rücksicht zu nehmen.

Gespanschaften heißen die Provinzen des Königreichs Ungarn. Eine solche Gespanschaft, in der Landessprache Varmegye, theilt sich wieder in zwei oder mehrere Districte. Jede hat ihren Obergespan (obersten Grafen), einen Untergespan (Steuereinnehmer, Rentmeister oder Perceptor genannt), Notar, vier obere und vier untere Stuhlrichter. Alle diese Beamten müssen von Adel und in der Grafschaft angesessen seyn. In zwölf Gespanschaften ist die Ehre eines Obergespans erblich, in den übrigen aber entweder mit einem der hohen Reichsämter oder mit der bischöflichen Würde verbunden, oder der Hof ernennt wen er will aus dem Adel zum Obergespan. Die andern Beamten der

Gespanschaft ernennt der Adel selbst aus dreien, welche der Obergespan in Vorschlag bringt. Siebenbürgen hat gleichfalls die Eintheilung in Gespanschaften, ingleichen ein Theil von Slavonien, Syrmien und Croatien, derjenige nämlich, welcher den Generalaten, deren Verfassung militärisch ist, entgegengesetzt wird.

Gespenster sind nach der Rockenphilosophie Seelen der Verstorbenen, die zuweilen wie schattenartige Luftgebilde in der Gestalt ihrer ehemaligen Leiber, oder auch in jeder andern beliebigen Form, den Lebenden erscheinen. Doch sollen auch böse Geister zuweilen die Gestalt Verstorbener annehmen, um die Hinterlassenen als Gespenster zu erschrecken und zu quälen. Der Gespensterglaube hat zu allen Zeiten seine Anhänger gefunden, und er hängt unstreitig mit dem Glauben an Unsterblichkeit genau zusammen. Man konnte sich nämlich die Seele nicht als unsterblich denken, ohne ihr irgend eine Form der Existenz zu leihen. Man dachte sich also dieselbe als etwas Schattenartiges, und nannte daher auch das Todtenreich ein Schattenreich. Man meinte ferner, daß die Seele nicht eher Ruhe habe, oder ins Schattenreich übergehe, als bis der Leichnam des Verstorbenen zur Erde bestattet und ihm die gebührende Ehre erwiesen sey, geschehe dieses nicht, so schwärme die Seele unstät in der Oberwelt herum, und erscheine in der Gestalt des Verstorbenen, um die Lebenden an ihre Pflicht zu erinnern. Der Aberglaube bildete dann diese Meinung immer weiter aus, und suchte sie durch allerhand Erzählungen zu bestätigen, bei welchen bald unwillkürliche Täuschung der Einbildungskraft, bald absichtliche Täuschungen listiger Betrüger zum Grunde lagen. Auch hat in neuern Zeiten die Kunst diese Erzählungen zu benutzen gewußt, um daraus Gespenstermährchen zu bilden. Ein Gespenst als solches ist ein Erzeugniß der Einbildungskraft, und heißt daher ein Hirngespinnst, weil es sich gleichsam im Gehirne dessen entspinnt, der es sieht oder hört.

Gespilderecht, s. Näherrecht.

Geßner (Conrad von), ein berühmter Polyhistor, und nicht mit Unrecht Deutschlands Plinius genannt, wurde geboren zu Zürich 1516. Nachdem er hier, zu Straßburg, Bourges und Paris studirt hatte, erhielt er in seiner Vaterstadt ein Schulamt, das ihn in großer Dürftigkeit ließ. Um sich dieser zu entziehen, ging er nach Basel, studirte Medicin, wurde hierauf Professor der griechischen Sprache zu Lausanne, und endlich Professor der Philosophie und practischer Arzt in Zürich, wo er den 13ten December 1565 starb. Arzneikunde, Philologie, Literärgeschichte waren die Fächer, in denen er arbeitete, und in dem letztern brach er durch seine Bibliotheca universalis, s. catalogus omnium scriptorum locupletissimus in tribus linguis, graeca, latina et hebraica extantium et non extantium vet. et recent. (Zürich 1545—1548, 2 Bde. Fol.) die Bahn. Die Naturgeschichte aber erweckte er gleichsam wieder, nachdem sie seit Jahrhunderten geschlummert hatte. Überall schöpfte er entweder aus eigenen Beobachtungen oder aus den Schriften der Alten. Seine Geschichte der Thiere muß als die Grundlage aller neuern Zoologie angesehen werden. Auch machte er sich um sie durch eine vollständige Übersetzung des Älian verdient. Als Botaniker übertraf er alle Vor- und Mitlebenden, durchstrich fast alle Gegenden Europa's, um

zu sehen und zu sammeln, richtete, ungeachtet seiner beschränkten Glücksumstände, einen botanischen Garten voll seltner Pflanzen ein, unterhielt einen Zeichner und Mahler, und legte das erste Naturaliencabinet an. Er ist der erste Erfinder der botanischen Methode, indem er das Pflanzenreich, nach dem Charakter des Samens und der Blume, in Geschlechter, Arten und Classen ordnete. Die Arzneikräfte der Pflanzen vernachlässigte er nicht, sondern machte Versuche an sich selbst, und dann an Andern. Außerdem schrieb er über die Heilquellen, über die Arzneimittel, über die Natur und Verwandtschaft der Sprachen, und edirte und commentirte mehrere alte Schriftsteller. Bei seinen großen und seltenen Verdiensten, wegen deren er ein Jahr vor seinem Tode in den Adelstand erhoben wurde, war er ein sehr bescheidener Mann, und eben so dienstfertig als lernbegierig.

Geßner (Johann Mathias). Dieser Humanist von ausgezeichneten kritischen, grammatischen und historischen Einsichten, wurde geboren zu Roth im Ansbachischen den 9ten April 1691, und starb den 3ten August 1761 zu Göttingen. Nachdem er seine Studien in Jena vollendet hatte, wurde er 1715 Conrector und Bibliothekar zu Weimar, 1728 Rector des Gymnasiums zu Ansbach, 1730 Rector der Thomasschule zu Leipzig, 1734 Professor der Beredsamkeit an der neu errichteten Universität zu Göttingen, und erhielt 1756 den Charakter als Hofrath. Die Verbesserung des gelehrten Unterrichts und das Studium der alten Sprachen betrieb er mit eben so viel Einsicht als Eifer, und wies die Jünglinge schriftlich und mündlich an, die Alten nicht bloß um der Sprache, sondern vorzüglich um der Gedanken und Darstellung willen, zu lesen. Durch seine Ausgaben der alten Schriftsteller über den Landbau, des Quintilian, Plinius, Claudian, Horaz und Orpheus veranlaßte er eine fruchtbarere Erklärungsmethode der alten Classiker, und durch seine Primae lineae Isagoges in eruditionem universam bereitete er ein encyclopädisches Studium der Wissenschaften vor. Seine Ciceronianische und Plinianische Chrestomathie haben als nützliche Schulbücher sich mit Ehren behauptet. Ein Hauptverdienst aber um das Studium der römischen Sprache und Literatur erwarb er sich durch seine Ausgaben des Faberschen Thesaurus, noch mehr aber durch seinen eignen Novus linguae et eruditionis romanae Thesaurus (Leipzig 1747, 4 Bde. Fol.), worin er den ganzen Sprachschatz der Römer zusammendrängte.

Geßner (Salomon), wurde den 1sten April 1730 zu Zürich geboren, wo sein Vater Buchhändler und Mitglied des großen Raths war. Weder der häusliche, noch der ihm später auf der Stadtschule ertheilte Unterricht waren geeignet, den Geist des Knaben zu entwickeln, dessen herrliche Fähigkeiten lange Zeit hindurch schlummerten. Man beschloß endlich, da seine Lehrer fast alle Hoffnung verloren, ihn in eine andere Lage zu versetzen. Er wurde einem Landprediger von guten humanistischen Kenntnissen und pädagogischer Geschicklichkeit übergeben. Hier sammelte und erholte sich sein durch kränkenden und beschämenden Tadel täglich mehr erstickter Geist; er machte in der lateinischen Sprache glückliche Fortschritte, und der Umgang mit dem Sohne seines Lehrers, der die besten deutschen Schriftsteller las, und ihn mit Brockes Gedichten bekannt machte, die schöne Gegend, in der er lebte, und die erwachende Liebe bei der täglichen Gesellschaft der aufblühenden und wohlerzogenen Töchter des

Hauses entfalteten seine natürliche Anlage zur Poesie, und erzeugten eine Menge jugendlicher Versuche, deren Hauptverdienst allerdings nur in der süßen Nahrung bestand, die sie der Phantasie ihres Urhebers gewährten. Nach zwei Jahren kehrte er zu den Seinigen zurück. Der Umgang mit Zürichs vorzüglichsten Gelehrten berichtigte und erweiterte seine Kenntnisse, und erhob seine dunkeln Gefühle zu deutlichen Begriffen. Seine Gedichte, meist erotischen Inhalts, gewannen mehr Kraft und einen festern männlichern Ton. Geßners Vater wünschte, daß einst sein Sohn die Buchhandlung, die ihm zugehörte, fortsetzen möchte, und schickte ihn 1749 nach Berlin, um sich daselbst in einer berühmten Handlung zu diesem Zwecke zu bilden; aber diese Absicht mißlang gänzlich. Er faßte einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Geschäfte des Buchhandels, daß er seinen Principal eigenmächtig verließ und sich ein eigenes Zimmer miethete. Vergebens suchte sein Vater ihn durch Vorenthaltung des nöthigen Geldes zur Rückkehr zu zwingen. Der Jüngling dachte vielmehr darauf, sich die Mittel der Subsistenz selbst zu verschaffen, verfertigte mit anhaltendem Fleiß eine Menge Landschaften, und beschloß, da sein Freund, der Hofmahler Hempel, sie günstig beurtheilte, nach Holland zu gehn und sich von der Kunst zu nähren. Diesen Schritt verhinderten jedoch seine Ältern, indem sie ihm erlaubten, in Berlin zu bleiben und diesen Aufenthalt nach Gefallen zu benutzen. Damals machte er Ramlers Bekanntschaft, und wagte es, demselben einige poetische Versuche vorzulegen, welche dieser zwar aller Ermunterungen werth fand, aber zugleich in Ansehung des Versbaues mit so unerbittlicher Strenge beurtheilte, daß Geßner verzweifelte je so strenge Foderungen befriedigen zu können. Er gab es auf, in Versen zu schreiben, und wählte statt derselben eine wohlgefugte harmonische Prosa. Von Berlin ging Geßner nach Hamburg, wo er mit Hagedorn eine innige Freundschaft schloß, und kehrte von da in seine Vaterstadt zurück. Das Lied eines Schweizers an sein bewaffnetes Mädchen, und sein Gemählde, die Nacht, wovon jenes 1751, dieses aber 1753 erschien, kündigten ihn zuerst als Dichter an. Sein größeres Gedicht Daphnis, wozu Amiots Übersetzung des Longus die Idee in ihm geweckt hatte, erschien 1754, wie die vorigen, ohne seinen Namen. Im Jahre 1756 gab er Inkle und Yariko, eine Fortsetzung der Bodmerschen Erzählung, und im nämlichen Jahre ein Bändchen Idyllen heraus. In der Folge erschien der Tod Abels, gewiß die schwächste von allen seinen Dichtungen. Im Jahre 1762 gab Geßner seine Gedichte in vier Bänden heraus, welche außer den genannten, den ersten Schiffer, einige neue Idyllen und Lieder und die beiden Schauspiele Evander und Erast enthielten. Hierauf schwieg Geßner mehrere Jahre; seine zum leidenschaftlichen Hange herangewachsene Liebhaberei für die zeichnenden Künste schien ihn ausschließlich zu beschäftigen. Erst im Jahre 1772 gab er ein zweites Bändchen Idyllen nebst den Briefen über die Landschaftsmahlerei heraus. Geßners angenehme Naturdichtungen wurden zwar in Deutschland mit entschiedenem Beifall aufgenommen, aber ungleich größer war der Enthusiasmus, den sie in Frankreich erregten, wo sie durch Hubers Übersetzung bekannt wurden. Hier galt er für einen classischen Dichter vom ersten Range, welchen die französischen Dichter übersetzten, nachbildeten, besangen und vielfältig benutzten. Von Frankreich aus verbreitete sich sein Ruhm über ganz Europa, und es existirt wohl kaum eine nur

halb cultivirte Nation in Europa, die Geßnern nicht in ihrer Sprache läse. Er hatte sich indeß verheirathet. Um seinen Ältern nicht lästig zu werden, beschloß er jetzt, die Kunst, die er bisher nur als Liebhaberei getrieben hatte, sich zum ernsten Geschäft zu machen. Ihr widmete er sich von nun an mit ganzer Seele, und so mußten seine Fortschritte schnell und glänzend seyn. Seine Stücke wurden theuer bezahlt, denn sie bezauberten, wie seine Gedichte, durch die anmuthigste und treueste Nachahmung der Natur, und sehr treffend charakterisiren ihn die auf ihn gedichteten Verse:

> Als einst um seine Gunst
> Die Muse des Gesangs und die der Zeichenkunst
> Sich stritten, hieß Apoll, um ihren Streit zu schlichten,
> Ihn mahlen im Gesang und im Gemählde dichten.

In seinem Vaterlande wurde Geßner, als er kaum das gesetzmäßig bestimmte Alter erreicht hatte, in den täglichen Rath gewählt. Auch übertrug man ihm die Oberaufsicht über die Hoch- und Frohnwälder des Cantons Zürich. Still und sanft floß seitdem sein Leben dahin, bis ein apoplectischer Zufall den 2ten März 1787 demselben ein Ende machte. Man bewundert in Geßners Schriften eine unnachahmliche Zartheit und eine melodische Sprache; Tiefe und Kraft gehen ihnen ab. In der Landschaftsmahlerei, die Geßner als Mann mit Ernst und Eifer übte, hat er sich Verdienste erworben, die keine Zeit schmälern wird. Seine Nadel ist leicht und kräftig, seine Prospecte sind ausgesucht, wild und romantisch, besonders schön aber seine Bäume. Unter seine besten Werke rechnet man zwölf radirte Landschaften, die er im Jahre 1770 herausgab. Alle, die Geßner gekannt haben, beschreiben ihn als einen sanften und bescheidenen, edeldenkenden und patriotischen Mann, der in seinen Sitten eben so einfach, natürlich und wahr gewesen sey, als er in seinen Werken erscheint.

Gestalt. Eine allgemeine Eigenschaft der Körper ist, daß sie einen gewissen Raum einnehmen und sich in demselben ausdehnen. Ohne sie kann kein Körper gedacht werden; aber eben darum muß auch jeder Körper irgend eine Gestalt haben, worunter man die gegenseitige Lage und Beschaffenheit der Gränzen einer ausgedehnten Größe versteht. Die Gestalten der Körper sind unendlich mannichfaltig, und da eine vollkommene Gleichheit nie zwischen zwei Körpern Statt finden kann, so gibt es eben so viele Gestalten als Körper. Viele Körper sind so klein, daß weder das Auge noch das Gefühl eine Gestalt an ihnen wahrnimmt; dessen ungeachtet müssen sie irgend eine Gestalt haben, da sie einen Raum einnehmen, wie z. B. die Theilchen des Wassers, der Gasarten u. s. w.

Gestalt der Erde. Da man sich schon im Alterthume mit Untersuchungen über die Gestalt der Erde beschäftigte, so wird es nicht uninteressant seyn, die vornehmsten Meinungen der Alten darüber anzuführen, und die Schritte, welche auf die Entdeckung der wahren Gestalt der Erde leiteten, zu bemerken. Die erste Vorstellung, welche sich der Mensch von der Gestalt der Erde machte, war ganz der sinnlichen Wahrnehmung gemäß, nach welcher die Erde einer flachen, cirkelrunden Scheibe gleicht, auf deren äußerstem Rande das Himmelsgewölbe zu ruhen scheint. Es bedurfte indeß nur einer geringen Beobachtung, um die bei dieser Vorstellung obwaltende Täuschung wahrzunehmen. Die Griechen änderten diese Meinung zuerst

ab. Sie glaubten, ihr Mittelmeer sey rings von einem flachen Länderkreis, der die bewohnte Erde ausmache, und dieser wieder vom Ocean eingeschlossen, aus welchem die Sonne unter der Veste heraufsteige und auch wieder in denselben herabsinke; der Ocean aber selbst gränze ringsherum an den Himmel, der wie ein Gewölbe die flache Erdscheibe bedecke. Diese Vorstellung finden wir bei Homer und Hesiod. Thales von Milet hatte die Meinung, daß die Erde, einem Schiffe gleich, auf dem Wasser schwimme. Diogenes Laertius behauptet, daß Anaximander, einer der vornehmsten Schüler des Thales, zuerst die Erde als eine Kugel vorgestellt und sie zum Mittelpunkte der Welt gemacht habe. Plutarch und Andere dagegen sagen, Anaximander habe sich die Erde als eine kurze runde Säule mit einer platten bewohnten Oberfläche und mit einer platten Unterfläche, die jener entgegenstände, vorgestellt. Die Tiefe der Erde dachte er sich wie zwei Drittel ihrer Breite, und behauptete, daß diese Säule, durch ihren gleichen Abstand vom Umfange der Himmelskugel, in der Mitte derselben frei durch sich selbst schwebe. Sein vorzüglichstes Verdienst bestand also darin, daß er die Erde sammt ihrem Oceane zuerst von den Gränzen des Himmels absonderte, und dieselbe durch sich selbst frei in der Mitte der hohlen Himmelskugel schweben ließ. Anaximenes, sein Schüler und Nachfolger, dachte sich die Erde wie eine runde Tischplatte, die vermöge ihrer Breite die untere dicke Luft der hohlen Himmelskugel zusammendrücke und so von derselben getragen werde. Heraklit glaubte, daß das Wasser von einer solchen flachen Scheibe nothwendig abfließen müsse; da dies aber bei der Erde nicht geschehe, so müsse sie in der Mitte tief und ausgehöhlt seyn, daher er sie mit einem hohlen Kahne vergleicht. Anaxagoras, ein Schüler des Anaximenes, vertheidigte die flache Gestalt der Erde gegen die zu seiner Zeit bereits behauptete Kugelgestalt derselben, und bediente sich besonders des Grundes, weil die Sonnen- und Mondestrahlen uns mit dem ersten hervorbrechenden Schimmer gerade in die Augen fielen, zumal wenn man am Meeresufer stehe. Nach Favorins Angabe soll Pythagoras zuerst die Kugelgestalt der Erde behauptet haben, womit auch die Erzählung des Diogenes Laertius übereinstimmt, welcher sagt: Alexander der Grammatiker habe in seinen Pythagorischen Denkwürdigkeiten versichert, daß Pythagoras schon eine ringsumher bewohnte Erdkugel, in der Mitte der Himmelssphäre, angenommen habe. Archelaus, ein Schüler des Anaxagoras, glaubte, die Erde sey in der Mitte tief, um das Mittelmeer zu fassen, welches von einem breiten, erhabenen Rande, der die bewohnte Erde ausmache, eingeschlossen würde, welcher dann wieder mit Meer umgeben sey. Xenophanes von Colophon, ein Zeitgenosse des Sokrates, glaubte, daß der Himmel nur eine über unserm Haupte gewölbte Halbkugel sey, die rundherum an die Erde gränze; die Erde aber falle deßwegen nicht, weil sich ihre Wurzeln ins Unendliche erstreckten. Sokrates war ungewiß, ob die Erde platt oder rund sey, und wünscht daher (beim Plato im Phädon), daß ihm sein Lehrer Anaxagoras darüber Aufschluß gebe. Nach der Behauptung des Theophrast und Diogenes Laertius war Parmenides von Elea der erste, welcher die Kugelgestalt der Erde behauptete. Man glaubt, daß die Krümme, die man an der Meerebene bemerkte, zuerst darauf geleitet habe. Empedokles, den man für einen Schüler des Anaxagoras, Pythagoras und Parmenides hält, lehrte, daß die Erde vielleicht schon als Kugel betrachtet) durch den schnellen Kreislauf

des Himmels ruhe, so wie ein schnell umgeschwungener Becher das Wasser nicht verschütte. Leucipp dachte sich die Erde wie eine Walze oder platte Scheibe, welcher Meinung die Kirchenväter meistens beigetreten sind; sein Schüler Demokrit hingegen gab ihr die Figur eines Kahns oder Schiffes, welches auch die Meinung der Chaldäer gewesen seyn soll. Plato dachte sich dieselbe als einen Würfel. Die erste historisch gewisse Abmessung der Erde ist die vom Eratosthenes in Alexandrien 400 Jahre vor Christi Geburt unternommene. Posidonius maß den Umkreis der Erde nach der Polhöhe von Rhodus und Alexandrien. Aristoteles bewies schon die Kugelgestalt der Erde theils daraus, daß sie in der Mitte des Himmels schwebe, und alle ihre Theile durch ihre Schwere nach dem Mittelpunkte hinstrebten, theils aus dem runden Schatten, den sie in den Mond werfe, theils daraus, daß man gegen Mittag einen andern Horizont fände, als gegen Mitternacht. Cleanthes, um die 134ste Olympiade, dachte sich die Erde als eine Kugel. Im zweiten Jahrhundert nach Chr. Geb. bewies Ptolemäus die sphärische Gestalt der Erde wieder. Der Alexandriner Kosmas, der 570 nach Chr. Geburt lebte, und die Welt aus der Bibel und eigener Erfahrung beschrieb, behauptete, die Erde sey ein längliches Viereck von Morgen nach Abend, umringt vom Ocean, den wieder ein viereckiger Rand umschließe, und ruhe durch Gottes Allmacht auf ihrer eigenen Veste. Aus dem Angeführten erhellt, daß Parmenides von Elea, Aristoteles und Ptolemäus zwar die Kugelgestalt der Erde lehrten, ihre nähere Beschaffenheit jedoch nicht kannten. Diese Entdeckung war späteren Zeiten aufbehalten und wurde hauptsächlich durch die Gradmessungen an verschiedenen Orten des Erdbodens außer Zweifel gesetzt. Um das Jahr 827 nach Chr. Geb. ließ der Kalif Al-Mamun durch viele nach Bagdad berufene Mathematiker zwei Grade des Mittagskreises in der Ebene Singar längs der Küste des arabischen Meerbusens ausmessen, und man fand ihre Größe 56 bis $56\frac{3}{4}$ arabische Meilen, ist aber über die Länge dieses Maßes jetzt im Ungewissen. Im Jahre 1525 unternahm Fernel, ein französischer Arzt, eine Messung, die aber auf höchst unsichern Gründen beruht. Später gaben Clavius, Kepler, Casati u. A. neue, aber sämmtlich unzulängliche Methoden an, die Größe der Erde zu bestimmen. Den einzig richtigen Weg, welcher in der Ausmessung eines an der Mittagslinie hinlaufenden Stücks der Erdoberfläche durch eine Dreieckverbindung besteht, beschrieb zuerst der Holländer Willebrord Snellius im J. 1615. Seine Linie ging von Alkmar nach Leiden und Bergen-op-Zoom. Norwoods Messung zwischen London und York im Jahr 1635 kam der Wahrheit sehr nahe, und fand die Länge des Grades 57,300 Toisen, dagegen Riccioli und Grimaldi sie auf 61,478 Toisen bestimmten. Pierre Picard, welcher den von Snellius betretenen Weg zuerst mit bessern Werkzeugen betrat, unternahm im J. 1669, von der pariser Akademie dazu beauftragt, eine Gradmessung in Frankreich zwischen Malvoisine und Amiens, bediente sich dabei zum erstenmale der Instrumente mit Fernröhren oder telescopischen Dioptern, und bestimmte den Grad in dieser Gegend auf 57,060 Toisen, welcher Bestimmung Maupertuis noch einige Berichtigungen zusetzte. Da Snellius und Picards Berechnungen nur 240 Toisen verschieden waren, so schloß schon Eisenschmidt daraus, daß die Erde ein längliches Sphäroid, d. h. um die Pole eingedrückt und um den Äquator erhaben sey. Doch konnte wegen der Nähe, in welcher diese beiden Grade liegen, kein sicheres

Resultat gezogen werden. Richer, welcher von der pariser Akademie im Jahre 1671 abgeschickt wurde, auf der bei Südamerika, nur fünf Grad nördlich vom Äquator, gelegenen Insel Cayenne eine Messung vorzunehmen, fand, daß seine aus Paris mitgebrachte Pendeluhr täglich um zwei Minuten zu langsam ging, so daß er genöthigt war, das Pendel um $1\frac{1}{4}$ Linie zu verkürzen, wenn es in der Stunde 3600 Schwingungen machen sollte. Daraus schlossen Huygens und Newton, daß der Durchmesser des Äquators länger seyn müsse, als der Durchmesser der Erdaxe, und zwar auf folgende Weise. Wenn ein Pendel, das in Paris die Secunde richtig geschlagen hatte, in Cayenne langsamer vibrirt, so muß in Cayenne die Schwere des Pendels durch irgend etwas vermindert worden seyn; aber Körper, deren Masse nicht verringert und an denen sonst keine Veränderung vorgenommen wird, können nur dann etwas von ihrer Schwere verlieren, wenn sie schneller umgeschwungen werden, wodurch die Kraft der Schwere so lange vermindert wird, als der schnellere Umschwung dauert. Da nun in Cayenne, welches nahe am Äquator liegt, die Schwere der Körper gemindert wird, und dies nur von einem stärkern Umschwung herkommen kann, so muß die Bewegung der Erde beim Äquator schneller und stärker seyn als in andern Gegenden, die von demselben mehr nach Norden und Süden liegen. Die Bewegung der Erde kann aber nur alsdann unter dem Äquator schneller als an andern Orten seyn, wenn die Erde daselbst viel höher als gegen Norden und Süden zu ist, so daß sie unter dem Äquator ihren größten Kreis von Osten nach Westen beschreibt, der sich gleichwohl mit den kleinsten (z. B. bei den Polen) in einerlei Zeit, aber weil er den größten Raum zu durchlaufen hat, mit viel größerer Schnelligkeit als die kleineren Kreise um die Erdaxe schwingen muß. Auf diese Weise kam man auf die Wahrheit, daß die Erde beim Äquator hoch, aber bei den Polen platt und eingedrückt seyn müsse, weil ihr Umschwung bei dem Äquator heftiger sey, als bei den Polen. Im Jahr 1683 maß Joh. Dom. Cassini den mittlern Theil des Meridians von Paris bis unterhalb Bourges, und setzte in den Jahren 1700 und 1701 diese Arbeit mit seinem Sohne Jacob Cassini fort. Letzterer maß im Jahre 1718 nebst Maraldi und de la Hire den nördlichen Theil des Meridians von Montdidier bis Dünkirchen. Weil nun hier der nördliche Grad kleiner als der südliche angegeben wurde, so bestritten die französischen Akademisten Newtons Muthmaßung, erklärten die Erde für ein längliches Sphäroid, und zogen die Erfahrung und Messung der unerwiesenen Hypothese vor. Hieraus entstand ein Streit, der nur durch die Ausmessung zweier äußersten Grade, die so nahe als möglich, der eine am Pole, der andere am Äquator lagen, entschieden werden konnte. In dieser Absicht beschloß der französische Hof im J. 1735 eine der glänzendsten Unternehmungen. Es wurden zu Abmessung zweier so nahe als möglich am Pol und Äquator gelegenen Grade Bouguer, de la Condamine, Godin, Jussieu und Couplet nach Quito im nördlichen Theile von Peru, Maupertuis, Clairaut, Camus, le Monnier und der Abbé Outhier nach Lappland gesendet. Da der in Lappland gemessene Grad um ein beträchtliches größer ausfiel, als alle in Frankreich gemessenen, so entschied sich Maupertuis ohne Bedenken für die Newtonische Muthmaßung, und diese wurde außer Zweifel gesetzt, als die nach Peru geschickten Gelehrten das Resultat ihrer mühsamen Arbeiten bekannt machten, vermöge welcher der von ihnen gemessene Grad

56,753 Toisen betrug, mithin kleiner war, als die in Frankreich gemessenen Grade. Spätere Messungen haben auf gleiche Resultate geführt. Man kann die Abplattung der Erde etwa auf $\frac{1}{301}$ festsetzen. Auch hat man gefunden, daß der Radius vom Äquator nach dem Südpole zu kleiner ist, als der vom Äquator nach dem Nordpole. (S. Abplattung der Erde.)

Geständniß, im Civilprozesse Erklärung eines Prozeßtheils, wodurch er die Wahrheit einer eignen Thathandlung, die seine Rechte und Verbindlichkeiten betrifft, einräumt; im Criminalprozesse Einräumung des angeschuldigten Verbrechens. Gerichtliches Geständniß im Civilprozeß beweis't voll, ein außergerichtliches nur halb und läßt den Gegenbeweis zu. Im Criminalprozeß muß das Geständniß, wenn es entscheiden soll, gerichtlich und daneben der Thatbestand des Verbrechens bewiesen seyn; auf bloßes Geständniß kann kein Verbrecher mit der gesetzlichen Strafe belegt werden.

Gesticulation, s. Geberde.

Gestirn, s. Sterne und Sternbilder.

Gesundbrunnen heißen diejenigen Quellen, deren Wasser außer mannichfaltigen mineralischen Bestandtheilen einen großen Antheil von Luft- oder Kohlensäure in ihrer Mischung enthalten. Die Verschiedenheit der Wirksamkeit der Gesundbrunnen wird vorzüglich bedingt: 1. durch die Verschiedenheit ihrer Mischung, denn es gibt Bitterwasser, eisenhaltiges, kohlensaures, laugensalziges, muriatisches, schwefelhaltiges, seifenartiges; 2. durch die Verschiedenheit der Temperatur der Wasser; es gibt warme und kalte; 3. durch die Verschiedenheit der Anwendung, indem sie äußerlich als Bäder oder innerlich als Getränke angewendet werden. (S. den Art. Bäder und Brunnen und Bade-Reisen.)

Gesundheit, das ungestörte und richtige Vonstattengehen aller zum individuellen Leben eines organischen Wesens gehörigen Verrichtungen. Jedes organische Individuum ist bestimmt, seinen eigenthümlichen Kreis des Lebens zu durchlaufen, während desselben sich selbst zu erhalten, und seine Gattung fortzupflanzen. Zu diesen Zwecken waren verschiedene einzelne Vertheilungen seines Organismus nothwendig, welche zwar für sich ein geschlossenes Ganzes ausmachen, doch auch wieder in der genauesten Verbindung mit dem übrigen allgemeinen Organismus stehen und Systeme, Organe oder Theilganze genannt werden. An diese einzelnen Organe und Systeme sind bestimmte Verrichtungen oder Functionen gebunden, die jenen Zwecken entsprechen. Je höher die Stufe des Lebens ist, auf welcher ein organisches Wesen steht, desto vollkommener muß auch seine Organisation seyn, denn eben diese ist die sichtbare Offenbarung des Lebens. Die Pflanze steht auf einer nur niedrigen Stufe desselben, ihre Organisation ist daher einfacher. Auf einer höhern Stufe steht das Thier; es hat Bewegung und Gefühl, und da die Idee des Lebens sich hier immer in höherer Steigerung offenbart, sogar schon einen Schimmer des Psychischen; folglich bedarf es auch schon einer zusammengesetzteren Organisation. Auf der höchsten Stufe des Lebens steht der Mensch, er besitzt nicht nur das Leben der Pflanze und des Thiers, sondern er steht auch auf einer noch höhern, ja auf der höchsten Stufe des Lebens, indem er die vernünftige Seele besitzt. Der Mensch ist weder Pflanze noch Thier, sondern er ist Geist, der eines Körpers bedarf, einer zweckmäßigen Organisation, um auf der Erde die ihm zukommende Idee des Lebens in ihrer herrlichsten Offenbarung durchzuführen. Die Organisation des Menschen ist demnach die zu-

sammengesetzteste; die Functionen des menschlichen Organismus sind die mannichfaltigsten, die Beziehungen und Wechselwirkungen, in denen er mit der Außenwelt, d. h. mit der gesammten Natur und mit seines Gleichen, steht, die vielfältigsten. (S. den Art. Physiologie.) Gehen alle diese Verrichtungen, jede nach der ihr zukommenden Zeit und Norm, leicht und ungehindert von Statten, sind alle dazu dienende Organe in ihrer Form und Kraft unverletzt: so heißt der Mensch **gesund**. Man kann die Gesundheit in absolute und relative eintheilen. **Absolute Gesundheit** muß dem gegebenen Begriffe durchaus in allen Stücken entsprechen. Das Ganze des Körpers darf auch in seinen kleinsten Theilen nicht verletzt, keine einzige seiner Verrichtungen darf in ihrer gehörigen Norm gestört seyn. Diese absolute Gesundheit ist bei den Menschen selten. In so fern jedoch kleine Verletzungen einzelner Organe, unbedeutende oder kurz dauernde Störungen mancher, zur Unterhaltung des Lebens nicht unmittelbar gehörigen Verrichtungen vorfallen, wodurch die Selbsterhaltung des Organismus nicht gefährdet wird, schreibt man dem Menschen eine **relative Gesundheit** zu. Manche Verletzung eines Organs oder Störung einer Function kann zwar im Anfang unbedeutend seyn, aber in der Folge doch durch üblen Einfluß auf das Ganze gefährlich werden, und in Krankheit übergehen. Die Gränzen zwischen absoluter und relativer Gesundheit sind daher sehr schwer zu bestimmen, und es bleibt zu unserm Glück immer eine gewisse Breite der Linien zwischen den beiden erstern und wieder zwischen relativer Gesundheit und dem Anfang der Krankheit. Da bei der Unverletztheit der Organisation und der Ungestörtheit der Verrichtungen das Gemeingefühl des Menschen gleich einem ungetrübten Spiegel erscheint, so kann die Abwesenheit aller unangenehmen Gefühle bei vollem Gebrauche seiner Kräfte und seines Bewußtseyns, für das hauptsächlichste innere Zeichen der Gesundheit des Menschen gelten. Das äußere Zeichen derselben ist die unverletzte Form der Organe und der ungestörte Gang aller bemerkbaren Verrichtungen des Körpers, nach ihrer gehörigen Periode, Quantität und Qualität. Das Bild eines ganz gesunden Menschen kann man, wegen der Mannichfaltigkeit der äußern Formen, der verschiedenen Constitutionen, des Geschlechts, Lebensalters u. s. w. nur mit allgemeinen Grundzügen andeuten. Ein gesunder Mensch besitzt die seinem Alter und Geschlecht angemessene regelmäßige Form, der Körper ist ohne auffallende Fehler gebaut, kein Theil desselben ist gegen das Gesetz der Organisation des Lebensalters überwiegend an Masse oder Kraft, so daß es die Verrichtung eines andern störte, keinem aber fehlt es auch an der ihm normal zukommenden Masse und Kraftäußerung; der Körper ist weder zu fett noch zu hager, die Farbe des Gesichts ist weder zu roth noch blaß oder gelblich, sondern ein zart gemischtes fleischfarbenes Roth, mit etwas höhern, doch nicht zu hoch gefärbten Wangen und Lippen. (In Rücksicht der Hautfarbe kommt jedoch bekanntlich viel auf Clima und Erdstrich an, wo der Mensch wohnt. Hier ist nur von dem Europäer, und zwar mehr dem nördlichen als südlichen die Rede). Die Augen sind hell und lebhaft. Der gesunde Mensch hat guten Appetit zum Essen und in der Regel nur mäßigen Durst, fühlt nach dem Essen kein Drücken in der Gegend des Magens, keine Verdrossenheit, keine Hitze, verdaut gut, hat eine leichte, und in der Regel unmerkliche, nur bei hinlänglichen Veranlassungen als Schweiß bemerkbare Hautausdünstung, einen gleichmäßigen, nicht zu schnellen Pulsschlag, einen leichten gehörig

tiefen und ruhigen Athem, der bei körperlicher Bewegung zwar etwas beschleunigter und häufig ist, aber doch immer tief genug, bis zu dem erquickenden Gefühl einer völlig genügenden Inspiration gezogen werden kann; auch kann er die Brust hinlänglich ausdehnen, und den Athem eine geraume Zeit anhalten, ohne Beschwerde. Er bewegt sich leicht und wird nicht zu schnell müde von körperlicher Anstrengung; er schläft ruhig, und fühlt nach dem Erwachen sich erquickt und neu gestärkt. Er hat den völligen und ungestörten Gebrauch seiner Sinne, denkt leicht und richtig, und besitzt ein heiteres und ruhiges Gemüth. Die Gesundheit des Menschen scheint von den meisten Gefahren bedroht zu seyn, da seine Organisation die zarteste und zusammengesetzteste, den meisten Verletzungen und Störungen ausgesetzt ist; da er, vermöge seiner vielfältigen Berührungspunkte, welche er mit der ihn umgebenden Außenwelt hat, auch den nachtheiligen Einwirkungen derselben bloß gestellt ist; da selbst durch das geistige Leben wieder vielfältige Berührungspunkte mit seines Gleichen entstehen, und er mit der nachtheiligen und oft zerstörenden Einwirkung der Leidenschaften und Begierden bedroht wird, da ferner seine Thätigkeit nicht bloß körperlich, sondern auch geistig ist, seine Cultur ihn für widrige Angriffe der Witterung u. s. w. viel empfindlicher macht, und endlich überhaupt durch dieses alles seine Consumtion um vieles schneller vor sich geht, als bei den Thieren. Allein in der Natur des Menschen selbst liegen auch wieder mehrere Schutz- und Hülfsmittel, welche ihm in der Behauptung seiner Gesundheit zu Statten kommen. Seine körperliche Organisation und Structur ist zugleich zarter und weicher, nachgiebiger; die Mannichfaltigkeit derselben und der Berührungspunkte mit der Außenwelt bietet auch den heilsamen Einwirkungen mehr Seiten dar, welche den nachtheiligen das Gleichgewicht setzen. Der Organismus kann niemals von allen Seiten zugleich angegriffen werden, sondern da seine Theilganzen oder Organe mit einander im Gegensatze stehen, mittelst dessen sie sich unter einander das Gleichgewicht halten, so ist dasjenige, was die eine Function herabsetzt, für die andere ein Erregungsmittel, wodurch folglich beide eine Zeit lang im Gleichgewicht gegen einander bleiben, bis, nach dem im Organismus herrschenden Gesetze der Gewöhnung, der nachtheilige Eindruck durch Gewohnheit geschwächt wird, oder die Einwirkung von außen nachläßt, und demnach die Functionen beiderseits auf ihren Normalgrad zurückkehren. So sehen wir z. B. bei der schlimmsten und schnell veränderten Witterung dennoch viele Menschen ihre Gesundheit behaupten, denn diejenige Einwirkung der Atmosphäre, welche vielleicht die Ausdünstung der Haut vermindert, vermehrt die Absonderung des Urins u. s. w. Endlich macht ihn das Geistige selbst vieler angenehmen erregenden Einwirkungen fähig; Vernunft und Verstand lehren ihn, seine Leidenschaften und Begierden mäßigen, äußere widrige Eindrücke abwenden, oder unschädlich machen, und überhaupt gegen viele Feinde seiner Gesundheit sich schützen. Wenn dessen ungeachtet die Erfahrung lehrt, daß die Gesundheit der meisten, wenigstens der im Culturzustande lebenden Menschen so oft gestört wird, und so wenige derselben das ihnen von der Natur bestimmte Lebensziel erreichen, so ist dies eine natürliche Folge von der Vernachlässigung oder Vereitelung der erwähnten Schutzmittel ihrer Gesundheit, und der oft sogar noch erhöhten Einwirkung jener Veranlassungen zu Störungen derselben. Beide Fälle werden durch falsche Cultur, durch Luxus, Sucht nach Vergnügungen, Mangel an Herrschaft

der Vernunft, oft auch durch die eiserne Nothwendigkeit u. s. w. herbeigeführt. Je mehr die Menschen die ihrer Gesundheit drohenden Gefahren einsahen, desto mehr suchten sie neue Schutzmittel ausfündig zu machen. Frühzeitig schon entstand hieraus die Gesundheitserhaltungskunde, welche mancherlei Schicksale gehabt, und sich jedesmal nach der herrschenden Mode in der Medicin gebildet hat. Manche glaubten, die Kunst, die Gesundheit zu erhalten, bestehe im Gebrauch von Lebenselixiren oder von gewissen Präservativmitteln, z. B. Aderlassen, Brechen, Laxiren u. dgl. m.; Andere wollten durch Abhärtungen des Körpers, Andere durch Wein und andere Reizmittel, Andere wieder durch andere Mittel diesen Endzweck erreichen. Während dessen versäumte man die in der Nähe, d. h. in der menschlichen Natur selbst liegenden Hülfsmittel, die Gesundheit zu erhalten. Erst in der neuern Zeit sind mehrere gelungene Versuche, diese Kunst auf naturgemäße Principien zurückzuführen, gemacht worden, unter denen das vortreffliche Hufelandsche Werk (die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern) sich vorzüglich durch Richtigkeit seiner Principien, leicht faßlichen und unwiderstehlich anziehenden Vortrag, und durch zweckmäßiges Hervorheben des wohlthätigen Einflusses der Moralität auf die Erhaltung der Gesundheit auszeichnet. Die einzig wahre Art, die Gesundheit unversehrt zu erhalten, besteht in einer vernünftigen, nach jenen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Natur eingerichteten Lebensweise, und kann füglich auf folgende Punkte concentrirt werden: die Lebensthätigkeit auf dem Grade zu erhalten, daß die Verzehrung der organischen Masse und der Kräfte nicht übermäßig befördert werde; den Wiederersatz des Verlornen zu befördern; die Organisation in gehörigem Stand zu erhalten, die zum Wiederersatz gehörigen Stoffe von außen aufzunehmen, zu verarbeiten, sich anzueignen, alle Functionen gehörig und zur gehörigen Zeit zu verrichten, den äußern schädlichen Einwirkungen zu widerstehen. Alles, was hierzu förderlich ist, gehört zu den Freunden der Gesundheit, z. B. Ordnung in der Arbeit, Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen, hinlänglicher, doch nicht zu viel Schlaf, und zwar zu den gehörigen Stunden, gesunde Nahrung und reine Luft, Beherrschung der Leidenschaften und eine ruhig heitere Gemüthsstimmung, Übung der körperlichen Kräfte und Abhärtung des Körpers gegen widrige Eindrücke der Witterung u. s. w. Alles, was das Gegentheil hievon hervorbringen kann, ist Feind der Gesundheit und strebt dahin, in kürzerer oder längerer Zeit, heimlich oder offenbar, sie zu zerstören. H.

Getraide (Ökonomie) werden im engern Sinne des Worts alle diejenigen halmtragenden Grasarten genannt, welche die Menschen wegen ihrer größern, mehlreichern, zur Speise dienlichen und nahrhaften Saamenkörner anbauen; im weitläuftigern Sinne aber die sämmtlichen Gräser und Pflanzen, welche hauptsächlich wegen ihrer nahrhaften Körner angebauet werden. Da aber die erstern eine ausgezeichnete Natur haben, worin sie unter einander mehr, als mit den übrigen übereinstimmen, so kommt auch ihnen nur eigentlich die Benennung Getraide zu, und alle die letztern Kornfrüchte sollten, ökonomisch betrachtet, der Deutlichkeit wegen Korn oder Körner genannt werden. Das Wort Korn oder das gleichbedeutende in andern Sprachen wird oft zwar provinziell der Art Getraide, welche die allgemeine Nahrung daselbst ausmacht, ausschließlich beigelegt, z. B. in Deutschland dem Roggen, in Frankreich dem Weizen, in Fran-

ken dem Spelz, in Nordamerika dem Mais; aber es ist unrichtig und gibt zu Mißverständnissen im Allgemeinen Anlaß. Daß die verschiedenen Getraidearten irgendwo auf dem Erdboden wild wachsen, ist zwar gewiß, z. B. der Hafer und die Gerste in Deutschland rc., aber sie haben, wie unsere Hausthiere, in ihrem wilden Zustande nicht die Vollkommenheit unserer angebauten. Sie scheinen alle ursprünglich und in den wärmeren Climaten in Asien, Afrika und Amerika einjährig zu seyn, und es sind nur einige durch den Anbau an Durchwinterung gewöhnt, weil die Sommerzeit bei uns zur Reifung nicht zureichte. Mit den meisten Gräsern haben sie die Bestaudung und Bestockung aus ihren untern Wurzelknoten gemein, indem sie daraus neue Sprossen und Halme treiben. Ihre faserigen Wurzeln verbreiten sie größtentheils in der Oberfläche des Bodens und verschließen diese gleichsam durch das dichte Gewebe derselben, indessen der wenigere Theil auch beträchtlich in die Tiefe geht, wenn er Lockerheit und Nahrungsstoff daselbst findet. Alle Getraidearten haben gleichartige nährende Bestandtheile, die aber in ihrer Menge und gewissermaßen auch in ihrer Verbindung bei den verschiedenen Arten verschieden sind. Diese Bestandtheile bestehen in a) Kleber oder Gluten, welcher das kräftigste Nahrungsmittel für den thierischen Körper ausmacht. b) Stärkemehl, das zwar dem Kleber nachsteht, aber doch noch sehr nährend ist, und die Verdaulichkeit des Klebers zu befördern scheint. c) Eine süße schleimige Materie, in geringer Menge, aber sie kommt dem Stärkemehl an Nahrungskraft bei, und macht das Getraide zur wein- und essigartigen Gährung fähiger. d) Die Hülsen, welche aus Faserstoff bestehen und etwas verdauliche aromatische Materie enthalten. e) Die Feuchtigkeit, welche auch in dem trockensten Getraide vorhanden ist, vermehrt zwar das Gewicht der Masse, aber vermindert doch das specifische Gewicht, gibt keine Nahrung, befördert bei dem aufbewahrten Getraide das Verderben, wenn es nicht möglichst trocken gehalten wird, und dient bloß, nach der Einsaat die erste Entwickelung des Keims zu reizen. Altes, gut aufbewahrt gewesenes Getraide ist für den Käufer und zur Saat besser als das neue oder frische. X.

Getraidehandel, s. Kornhandel.

Getraidemagazine, s. Kornmagazine.

Getraidemangel, s. Kornmangel.

Getränke sind diejenigen Stoffe, die der Mensch in flüssiger Form in seinen Körper aufnimmt, und die dazu dienen sollen, einen schicklichen Ersatz der dem Körper immer verloren gehenden Feuchtigkeiten zu gewähren, oder durch einen leichten Reiz die Thätigkeiten des Körpers zu erhöhen; mehrere Getränke enthalten auch nährende Stoffe in sich. Das vorzüglichste, der Natur angemessenste Getränk ist Wasser; außerdem wird der größte Theil des Getränks aus Pflanzentheilen und zwar meistentheils aus denen, welche die höchste Ausbildung der Pflanzen zeigen, aus Saamen nämlich oder aus ihren Umgebungen, gezogen. Diese Art des Getränks enthält entweder als vorzüglichen Antheil Weingeist, der in der weinigen Gährung entsteht, wie der Wein, der Branntwein, das Bier, das aber mehr oder weniger nährenden Stoff in sich enthält, oder aromatische Bestandtheile, wie der Caffee, der Thee. Auch das Thierreich gewährt uns ein Getränk, die Milch. Die flüssigen Arzneien unterscheiden sich dadurch von den Getränken, daß sie stärker auf den menschlichen Körper ein-

wirken, als die Getränke, so lange diese den diätetischen Vorschriften gemäß der Mensch zu sich nimmt. ff.

Geusen. Dieser Name wurde zu Philipps II. Zeiten, unter der Statthalterschaft des blutdürstigen Herzogs von Alba, den verbündeten Edelleuten und überhaupt allen Mißvergnügten in den Niederlanden beigelegt. Im Jahr 1564 nämlich sendete Philipp neun Inquisitoren zur Vollstreckung der tridentinischen Decrete in die Niederlande, und brachte dadurch Catholiken und Protestanten in die furchtbarste Bewegung. Der Adel schritt zur Abfassung des sogenannten Compromisses, worin er erklärte, er werde sich vor die neun Inquisitoren nicht ziehen lassen. In einer feierlichen Prozession überreichte er die Acte der Generalstatthalterin Margaretha, damit sie zu der Kunde des Hofes zu Madrid gelange. Statt auf diesen kraftvollen Schritt zu achten, begegnete man den Bittenden bloß mit Verachtung; sie hießen seit 1565 bei ihren Gegnern Geusen. Eben so nannte die Verachtung der Spanier jene Ausgewanderten, die sich auf das Meer geflüchtet, und Kaperschiffe gegen die Spanier ausgerüstet hatten, Wassergeusen. Beide rächten den schmähenden Namen auf glänzende Weise. Die Schmach, welche durch diese Benennung angedeutet werden sollte, ist, obgleich abusive, in den französischen Ausdruck Gueux, - euse, (Bettler, - rin) übergegangen, und unterscheidet sich von seinen Synonymen Mendiant, (gewöhnlicher öffentlicher Bettler) und Caimand, (ein solcher, der nicht öffentlich, sondern in den Häusern umhergehend, ein Almosen erbittet) durch das besonders Niedrige und Schimpfliche seines Zustandes und der Art, wie er sein Gewerbe treibt.

Geviertschein, s. Aspecte.

Gewährleistung ist die von dem Verkäufer einer Sache übernommene Verbindlichkeit, den Käufer gegen alle rechtliche Ansprüche zu schützen und schadlos zu halten. Gewähradministration ist ein besonderer Verwaltungsvertrag, vermöge dessen der Verwalter eines Amtes oder Kammergutes die vorher in Anschlag gebrachten jährlichen Einkünfte desselben gewiß liefern und das etwa Fehlende aus seinem Mittel ergänzen muß, bei höherer Nutzung aber einen gewissen Antheil davon für sich erhält.

Gewand nennt man alle Bekleidung, Draperie, an Figuren, welche die bildende Kunst darstellt. Es gehört zu den schwersten Aufgaben der Kunst, ein kunstmäßig schönes Gewand anzuordnen, und nur wenige Künstler haben sie glücklich gelös't. Plastik und Mahlerei haben indeß jede hier ein anderes Bedürfniß, und so muß sich auch der Styl eines schönen Gewandes in beiden auf verschiedene Weise ausbilden. In der Plastik sind die sogenannten nassen Gewänder, welche sich so an die Formen des Körpers anschließen, daß sie diese und die Bewegung des nackenden durchscheinen lassen, von großem Nutzen. Diesen sind die weiten, faltigen und fliegenden Gewänder entgegengesetzt. Die griechischen Künstler, von der Schönheit des Nackenden vorzüglich eingenommen, bekleideten ihre Figuren meist mit nassen Gewändern. Zu den Zeiten, da die Griechen und Römer von der ursprünglichen Einfalt abgewichen waren, wurden dünne und dabei faltenreiche Gewänder die beliebtesten. Die Falten an nassen Gewändern sind natürlich eng und klein; bei der andern Art zeigt sich, wie große Schönheiten die Plastik durch reiche Bekleidung erreichen könne. Welche Art nun aber ein Künstler auch wähle, so muß Alles so angeordnet werden, wie Bedeutung und Geschmack es erfodern. Die Falten dürfen keine spitzigen Licht- und

Schattenwinkel machen, weil die scharfen Durchschnitte das Auge beleidigen, den fleischigen Formen das Sanfte benehmen, und übel zusammenstimmende Theile bilden. Sind sich die Falten alle gleich, so entsteht Steifheit. An den edelsten Statuen und Basreliefs aus der schönen Zeit der Griechen sieht man beide Arten von Gewand auf mannichfaltige Weise zur höchsten Schönheit ausgebildet. Wie die Mahler verfuhren, wissen wir nicht genau genug. Bei den ältern Mahlern der neuern Zeit findet man schon seit Giotto eine gute und richtige Grundlage dazu; aber erst Michel Angelo und Rafael haben es zu der Größe und Schönheit ausgebildet, die der Idealstyl der Mahlerei erfodert. Besonders hat es durch Rafael die Grazie erhalten, die es gleichsam an dem Leben der Gestalt, an der Anmuth ihrer Bewegungen Antheil nehmen lassen, und wodurch es fähig wird, nicht nur die Schönheiten, die es verhüllet, zu ersetzen, sondern auch durch eigenthümliche Schönheiten und Reize die Lust der Betrachtung zu erhöhen. Der Wurf des Gewands muß in der Anlage schon durch die Idee des Künstlers bestimmt seyn; aber die Wahrheit und Schönheit der Brüche und Falten lassen sich nur dem, durch die Absicht und den Geschmack des Künstlers geleiteten, Zufall absehen. Deßhalb muß der Künstler bei der Ausführung seine Gewänder durchaus über den Gliedermann werfen. Die neueste französische Schule bedient sich hiezu eines sehr kostspieligen Apparats, nicht nur lebensgroßer, sehr künstlich gearbeiteter Gliederpuppen mit Masken und Perücken, sondern auch kostbarer Gewänder aller Art in mancherlei Stoffen, die eine ganze Theatergarderobe ausmachen. Es wäre schlimm, wenn es überall eines so kostbaren Apparats bedürfte, der freilich, wo er da ist, gute Dienste leisten mag. Fliegende Gewänder müssen ganz aus der Idee gemacht werden. Gelegenheiten, sie zu studiren, findet der Künstler bei windigem Wetter; an stürmischen Tagen kann er das Fliegen, Flattern und Bauschen der Gewänder beobachten. Hat er nun aber den Wurf des Gewandes der Wahrheit und Schönheit gemäß angeordnet, so bleibt ihm noch eine besondere Rücksicht auf das Colorit übrig. Viele Falten bringen ganz sicher eine unruhige Wirkung hervor, wenn der Künstler nicht, die Regel von den Massen beobachtend, in den beleuchteten Partien der Gewänder alle kleineren Falten, mit wenig merklicher Abweichung von dem Mittelton der Localfarbe, heller und dunkler gleichsam nur andeutet, so daß die Ruhe dadurch nicht unterbrochen werden kann. Durch Mannichfaltigkeit der Vertiefungen, Brüche und Wiederscheine werden die dunkeln Massen belebt, und in solcher Hinsicht gewähren dergleichen dünne, faltenreiche Gewänder unläugbare Vortheile. Manche der vorzüglichsten neuern Meister drapiren, um ungestörte Lichtmassen zu erhalten, mit starken Zeugen, weil sie sich in Nachahmung derselben mehr an die Wirklichkeit halten konnten, ohne Gefahr, jene Regel zu verletzen, allein in den Schattenpartien war es dann nicht zu vermeiden, daß diese wenig unterbrochene, todte, unerfreuliche Massen bildeten. dd.

Gewehr, s. Degen, Flinte und Waffen.

Gewehrfabrik heißt eine Anstalt, worin Gewehre aus Eisen auf die Weise verfertigt werden, daß immer eine Classe der Arbeiter der andern in die Hände arbeitet, das Eisen aber durch Hämmer, welche vom Wasser getrieben werden, geschmiedet wird. In einigen werden nur schneidende und stoßende, in andern nur Feuergewehre, in wenigen beide Arten zugleich verfertigt. Die bekanntesten

sind die zu Suhl in der Grafschaft Henneberg, zu Sohlingen in der Grafschaft Mark, zu Mastricht, zu Lüttich u. s. Außerdem hat fast jeder Landesherr, der eine beträchtliche Armee unterhält, seine eigne Gewehrfabrik, z. B. der König von Preußen vor Spandau, wo nicht allein Klingen, Bajonette und Ladestöcke, sondern auch Kürasse und Feuergewehre verfertigt werden. Bei Verfertigung der Klingen und Bajonette arbeiten die Klingenschmiede den Härtern, welche die geschmiedeten Klingen härten, und diese den Schleifern in die Hände, welche sie auf der großen vom Wasser getriebenen Schleifmühle schleifen und poliren. Zu den Feuergewehren und Kürassen wird das Eisen auf einem eigenen Hammerwerk unter dem Prellhammer zu Platten geschlagen, die Platten verwandelt der Rohrschmid in Röhre, welche sodann auf der Bohrmühle ausgebohrt und auf der Schleifmühle polirt werden. Die Röhre zu Commißgewehren erhält nun der Rohrfeiler, der sie mit der Schlichtfeile polirt, die Schwanzschraube verfertigt, Haften und Richtkorn aufsetzt. Der Schloßmacher bearbeitet die Theile des Schlosses bis zum Härten und Poliren, der Messing- und Zeugfeiler verfertigt den Beschlag, der Schäfter den Schaft, der Stecher gravirt den Namen des Landesherrn auf den Lauf, und der Equipeur setzt alle diese Theile zusammen. Die Kürasse werden unter dem Prellhammer schon aus dem Groben gearbeitet, hierauf dem Kürasschmid übergeben, der sie weiter ausbildet, worauf Schleifer und Polirer die letzte Hand daran legt.

Gewerbe heißt a) jedes in der Absicht, dadurch Unterhalt zu gewinnen, betriebene Geschäft. Alle Gewerbe lassen sich daher sehr natürlich unter folgende Abtheilungen bringen: 1. **Landwirthschaft.** Pflanzenbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei. 2. **Bergbau.** Gewinnung und Verarbeitung der Mineralien. 3. **Handwerke.** 4. **Handlung.** 5. **Künste** aller Art. 6. **Wissenschaft** aller Art. 7. **Privatbedienungen.** Gesinde, Knechte und Mägde. 8. **Öffentliche Bedienungen.** Minister, Heerführer, Richter, Lehrer u. s. w. b) Bezeichnet man dadurch oft, im engern Sinn, nur die Eine Art von Gewerbe, nämlich die **Handwerke**, und spricht alsdann von **Gewerbrecht** und **Gewerbsamkeit**, welches letztere Wort aber nur einen grammatischen Sinn hat.

Gewerbsteuer, Industriesteuer, Arbeitssteuer, ist die Abgabe, welche vom Arbeitslohne entrichtet wird; unter Arbeitslohn aber ist nicht bloß das Einkommen zu verstehen, was die Betreibung der eigentlichen Gewerbe verschafft, sondern auch dasjenige, was auf irgend eine andere Weise durch Anwendung geistiger oder körperlicher Productivkraft erworben wird, also auch die Besoldung der Staatsbeamten, der Verdienst der Ärzte, Sachwalter ꝛc. Nur derjenige Theil des Arbeitslohns, welcher den zum nothwendigen Bedarf des Arbeiters erfoderlichen Betrag übersteigt, kann einer Besteurung unterworfen werden; dieser Bedarf aber ist bei den einzelnen Arbeitern nach ihrem Stand und Verhältnissen höchst verschieden, denn was für den einen Arbeiter Luxus seyn würde, ist für den andern nothwendiges Bedürfniß. Auch rührt das größere Einkommen, das mit manchen Gewerben verbunden ist, nicht so sehr von dem höhern Arbeitslohne als vielmehr von dem Gewinnste her, welchen die im Gewerbe angelegten Kapitale verschaffen. Die Gewerbsteuer muß daher, soll sie nicht drückend, der Industrie nachtheilig und verderblich werden, so angelegt seyn, daß sie 1. das nothdürftigste Auskommen

gar nicht antastet; 2. von denen, die nicht viel über dies nothdürftigste Auskommen verdienen, nur einen sehr kleinen Antheil nimmt; 3. in kleinen Portionen und gerade zu der Zeit, wann der Arbeiter einen Überschuß über seinen Bedarf hat, erhoben wird; 4. nach dem Maßstabe der Gleichheit und zwar so vertheilt ist, daß sie eher nach einem zu niedrigen, als nach einem zu hohen Fuß des wahrscheinlichen Verdienstes berechnet wird; 5. nicht die besondern Anstrengungen des Fleißes, sondern nur den ganz gewöhnlichen Verdienst besteuert. — In den wenigsten Ländern finden wir Beispiele von reinen Gewerbsteuern, gewöhnlich treffen die unter dieser Benennung vorkommenden Abgaben neben dem Arbeitslohne zugleich die Kapitalrente, hin und wieder sogar auch die Grundrente; zu dergleichen gemischten Steuern ist auch diejenige zu zählen, welche in verschiedenen Ländern unter dem Namen Patentsteuer eingeführt worden. KM.

Gewicht ist ein Körper von bestimmter Schwere, womit die Schwere anderer Körper geprüft wird, so daß das Gewicht und die Sache, welche man wiegt, von gleicher Schwere sind. Gewöhnlich ist auf jedem Gewicht seine Schwere durch Zahlen ausgedrückt und angedeutet. Die Gewichte müssen in jedem Staate unter der Aufsicht der Polizei stehen, welche dieselben genau richtet, verfertigen läßt und stempelt. Kein anderes darf alsdann gebraucht werden. Man hat in vielen Ländern wegen Verschiedenheit der Gewerbe, wiewohl ohne Noth, mancherlei Gewichte eingeführt, als: 1. bei Berg- und Hüttenwerken gebraucht man das gemeine große Centnergewicht, wonach die Materialien eingekauft, die Mineralien und Erze gewogen werden; das Probirgewicht, das Grängewicht, das Markgewicht und zu den Münzen das Pfenniggewicht oder den Richtpfennig. 2. Im gemeinen Leben wiegt man mit Gewichten nach Centnern, Pfunden, Lothen und Quentlein. 3. Ist noch überdies zu bemerken, das Gold-, Silber-, Apotheker- und Fleischer- (Metzger- oder Schlächter-) Gewicht. Die Gewichte sind zuweilen von Stein, und diese sind wegen ihrer leichten Abnutzung die schlechtesten, insgemein aber von Metall, und im letztern Falle am besten von Messing, weil die bleiernen sich leicht abstoßen und die eisernen nach und nach durch den Rost leichter werden.

Gewiß und Gewißheit sind von Wissen benannt, indem dadurch der dem Wissen, als einer besondern Art des Fürwahrhaltens, eigenthümliche Grad der Überzeugung (die Evidenz des Wissens) angedeutet werden soll. Wer nämlich etwas zu wissen behauptet, legt sich dadurch eine Erkenntniß bei, an deren Wahrheit weder er selbst zweifelt, noch andere zweifeln sollen, also eine durchaus wahre und allgemein gültige Erkenntniß. Daher werden auch die Ausdrücke wahr und gewiß, Wahrheit und Gewißheit, oft mit einander verbunden. Im Fall man aber einer Erkenntniß diesen Anspruch auf durchgängige Wahrheit und allgemeine Gültigkeit nicht zutraut, ohne sie doch schlechthin als falsch und ungültig zu verwerfen, erklärt man sie bloß für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß. Denn da die bloße Wahrscheinlichkeit das Bewußtseyn der Möglichkeit des Gegentheils nicht ausschließt, so ist für den, der etwas nur für wahrscheinlich hält, immer ungewiß, ob die Sache sich so verhalte, wie er sich dieselbe vorstellt. Daher behaupten auch diejenigen, welche die Gewißheit der menschlichen Erkenntniß überhaupt bezweifeln (die Skeptiker), daß man seinen Beifall zurückhalten müsse, mithin

entweder gar nicht urtheilen, oder höchstens seine Urtheile nur für wahrscheinliche Meinungen ausgeben dürfe. Denn das Meinen unterscheidet sich eben dadurch vom Wissen, daß jenes sich nur für wahrscheinlich, mithin auch für ungewiß, dieses hingen für wahr, mithin auch für gewiß ausgibt. Die Frage nun, ob die menschliche Erkenntniß überhaupt der Gewißheit fähig sey oder nicht, kann hier nicht beantwortet werden, da ihre Beantwortung eine tief eindringende Untersuchung über das menschliche Erkenntnißvermögen, dessen Gesetze und Schranken voraussetzt. (Vergleiche die Artikel: Erkenntniß und Gränze des menschlichen Geistes.) So viel aber ist doch einleuchtend, daß der gesunde Menschenverstand und das unverdorbene sittliche Gefühl gewisse Erkenntnisse als unbezweifelbare, mithin völlig gewisse Wahrheiten anerkennt. So wird kein Vernünftiger daran zweifeln, daß zweimal zwei vier ist, daß die Sonne die Erde erleuchtet, daß Morden, Rauben, Lügen u. s. w. unerlaubte Handlungen sind, und daß der Mensch eine höhere Bestimmung hat, als bloß hier auf der Erde gleich Pflanzen und Thieren sich zu ernähren und fortzupflanzen. Wir bemerken nur noch den Unterschied zwischen der unmittelbaren und mittelbaren Gewißheit. Diese entsteht durch Beweise, in welchen ein Satz die Gültigkeit des andern vermittelt. Jene hingegen ruht auf und in sich selbst, und ist daher auch die Grundlage der mittelbaren Gewißheit. Denn wenn es gar nichts unmittelbar Gewisses gäbe, so würden alle Beweise ins Unendliche fortlaufen oder keinen Anfangspunkt haben, mithin gleichsam haltungslos in der Luft schweben. D.

Gewissen ist das Vermögen des Menschen, über das Verhältniß seiner Handlungen und seines sittlichen Zustandes zu dem Sittengesetze (welches der religiöse Mensch als Gottes Gesetz betrachtet) zu urtheilen. Vor dem Handeln äußert es sich durch Warnung und Ermunterung, nach dem Handeln durch Beifall und Tadel, und hierauf gründet sich die Unterscheidung zwischen dem vorhergehenden und dem nachfolgenden Gewissen. Auch unterscheidet man ein schlafendes, wachendes und erwecktes Gewissen, je nachdem die Beurtheilung der Handlungen nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetz entweder ganz unterlassen wird, oder anfängt, oder stets und ununterbrochen fortdauert. Dem, der seine Handlungen mit möglichster Sorgfalt und Genauigkeit nach ihrem Verhältnisse zu dem Gesetze beurtheilt, und daher streng gegen sich selbst ist, wird ein enges Gewissen oder Gewissenhaftigkeit, dem hingegen, der es mit dieser Beurtheilung nicht genau nimmt, und manches, was das Gesetz verbietet, leichtsinnig sich erlaubt, wird ein weites Gewissen zugeschrieben. Oft braucht man das Wort Gewissen auch von dem den Menschen begleitenden Bewußtseyn erfüllter oder verletzter Pflicht, und in diesem Sinne wird das Wort genommen, wenn man von einem guten und einem bösen Gewissen redet. Das gute Gewissen wirkt Seelenwohl, Freudigkeit des Herzens, und im Unglück Hoffnung und Muth; das böse Gewissen wirkt Unruhe und Vorwürfe (welche Gewissensbisse genannt werden, wenn sie mit peinlichen Schmerzen verknüpft sind), und wird zu der Zeit des Unglücks oft der Grund der Verzagtheit und der Verzweiflung. Das Gewissen und die Wirkungen desselben sind der sicherste Beweis von der sittlichen Bestimmung des Menschen. N.

Gewissensfall ist ein solcher Fall, über welchen das Gewissen nicht mit Bestimmtheit und Klarheit entscheidet, so daß es zweifelhaft bleibt, was recht und was unrecht sey, und man thun oder

lassen soll. Hat die Schwierigkeit der Entscheidung ihren Grund in der Collision der Pflichten, so wird der Gewissensfall Collisionsfall genannt. Der Theil der Moral, welcher sich mit den Untersuchungen über die Gewissens- und Collisionsfälle beschäftigt, heißt Casuistik. (Vergl. d. Art.)

Gewissensfreiheit und Gewissenszwang. Die Gewissensfreiheit besteht in dem ungestörten Besitz des Rechtes, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln. Da das Gewissen fodert, daß man seine religiösen Überzeugungen nicht verläugne, und doch den Menschen oft angesonnen worden ist, einen Glauben, den sie nicht zu dem ihrigen machen konnten, zu bekennen, und Religionsgebräuche, welche sie mißbilligten, auszuüben, so wird das Wort Gewissensfreiheit namentlich von dem ungestörten Besitze des Rechts, seinen Glauben zu bekennen und auszuüben, gebraucht. Die Gewissensfreiheit in diesem engern Sinne heißt auch Glaubensfreiheit. Das Gegentheil der Gewissensfreiheit ist der Gewissenszwang, welcher demnach, wenn das Wort im weitern Sinne genommen wird, in der Beschränkung des Rechts, seinem Gewissen gemäß zu reden und zu handeln, und, wenn man das Wort im engern Sinne nimmt, in der Beschränkung des Bekenntnisses und der Ausübung der Religion besteht. N.

Gewitter nennen wir die furchtbarschöne Naturerscheinung, welche sich ereignet, wenn Wolken, deren electrisches Gleichgewicht unter sich oder mit der Erde gestört ist, sich ihrer Electricität durch einen von Donnerschlägen begleiteten Blitz zu wiederholtenmalen entledigen. Gewöhnlich sind Stürme und Regengüsse damit verbunden. Erstere entstehen durch die plötzliche Abkühlung der Luft, und vielleicht auch von dem durch den Regen herabfallenden Wasser, woraus sich Luft und Dünste entwickeln; über die letztern stellt Saussure folgende Hypothese auf. Durch die Electricität werden die Dünste in den Wolken in blasenförmiger Gestalt erhalten; indem sich nun durch den Blitz die Wolke ihrer Electricität entladet, zerplatzen die Dunstbläschen und fallen in Regen herab. Woher es aber komme, daß überall im Norden die Gewitter eigentlich nur im Sommer Statt finden, und während des Winters eine Seltenheit sind, da es doch in dieser Jahreszeit eben so stark electrische Wolken gibt, davon ist die wahrscheinliche Ursache, daß Kälte besser isolirt als Wärme, und daß also in kalter Luft nicht leicht ein Blitz entstehen kann. Aus gleichem Grunde ereignen sich vielleicht, wie solches die allgemeine Wahrnehmung lehrt, die Gewitter häufiger Nachmittags, Abends und Nachts, als Morgens, da um letztere Tageszeit die Luft am wenigsten erwärmt zu seyn pflegt. (Vergl. Blitz und Donner.)

Gewohnheitsrecht. Das bei einem Volke geltende Recht kann überhaupt entweder geschriebenes oder Gewohnheitsrecht seyn. Das erstere beruht, seiner Form und seinem Inhalte nach, auf einer ausdrücklichen Erklärung des Gesetzgebers. Das letztere gründet sich darauf, daß bisher gewisse Rechtsnormen in vorkommenden Fällen beobachtet worden sind, und der Gesetzgeber entweder im Allgemeinen oder in Beziehung auf einen gewissen Gegenstand erklärt hat, daß die bisher beobachteten Grundsätze die Stelle des Gesetzes vertreten sollen. O.

Gewürze sind diejenigen vegetabilischen Producte, die in ihrer Mischung vorzüglich ätherisches Öl enthalten, wodurch sie fähig werden, am meisten die Verdauung zu unterstützen, zu welchem End-

zwecke sie auch im gemeinen Leben sehr häufig angewendet werden, wiewohl sie einen noch mannichfaltigeren Nutzen als Heilmittel gewähren. Die Blüthen und Saamen mehrerer Pflanzen, vorzüglich solcher, die in den heißen Ländern wachsen, sind am gewürzreichsten, daher wir auch vorzüglich Zimmtblüthen, Gewürznelken, Mutternelken, Cardamomen, Pfeffer, verschiedene Arten von Zimmtrinden aus Ostindien als Gewürze erhalten; doch sind auch unsre eignen Länder an gewürzreichen Pflanzen nicht ganz arm; Coriander, Anis, Fenchel, Kümmel, Ingwer u. s. w. gewähren angenehme, den Magen sanft reizende Zusätze zu mannichfaltigen Speisen und Gebäcken. Das Salz, ein mineralisches Product, ist wohl eine Würze, aber kein Gewürz zu nennen, da es weder dem Charakter noch dem Zweck der Gewürze entspricht. ff.

Gewürzinseln oder Molucken heißen im weitern Sinne alle Inseln in dem großen Archipelagus, der sich von Morgen nach Abend zwischen Neu-Guinea und Celebes, von Mitternacht nach Mittag zwischen Gilolo und Timor ausdehnt, und eine Menge bekannter und unbekannter Eilande enthält. Sie sind, wie es scheint, durch Erdbeben und Feuerausbrüche von Neu-Guinea getrennt worden, und man findet noch Vulcane auf einigen derselben, wie z. B. einen sehr verheerenden auf Ternate. Verborgene Klippen, Sandbänke und Untiefen machen die Schifffahrt in diesem Inselmeere sehr gefährlich. Die Hitze ist im Sommer sehr groß, in den Regenmonaten die Luft sehr ungesund. Ureinwohner sind die Haraforas oder Alforen, ein stilles Volk, fast auf allen ostindischen Inseln. Die malayische Sprache ist die herrschende auf den moluckischen Inseln; es gibt aber auch viele Bewohner von sinesischer, japanischer und arabischer Abkunft. Als die Portugiesen im Jahre 1511 unter Antonio de Abreu und Franz Serrao die Molucken entdeckten, waren die Araber hier schon angesiedelt und durch sie war die mohammedanische Religion, die aber sehr mit Heidenthum vermischt blieb, herrschend geworden. Die Einwohner wurden von den Portugiesen, die auf diesen, von dem Sitze der obern Verwaltungsbehörde (Goa) so entfernten, Inseln die empörendsten Gräuel verübten, hart bedrückt, und eben so hart behandelt von den Holländern, die den Ertrag des Bodens für sich benutzten und seit mehr als 150 Jahren darauf bedacht waren, den freien Anbau desselben zu hindern, jedem Versuche, Manufacturen anzulegen, so wie jeder Art von Verbesserung, die dem Volke die Gegenstände, woran es Mangel litt, hätte verschaffen können, sich zu widersetzen. Den Portugiesen blieb die Herrschaft und fast ganz der Alleinhandel mit Gewürzen bis zu Anfang des 17ten Jahrhunderts, wo die Holländer diese einträglichen Besitzungen ihnen entrissen. Die neuen Herrn besaßen sie bis zum Jahr 1796, als die Engländer die holländischen Niederlassungen auf den Molucken sich unterwarfen. Im Frieden von Amiens wurden sie zwar zurückgegeben, aber nach dem wieder ausgebrochenen Seekriege von neuem (am 19ten Febr. 1810) eine leichte Eroberung der Britten. Im pariser Frieden sind sie jedoch an das Königreich der Niederlande zurückgefallen. Die größten Inseln dieses Archipelagus sind: Ceram, Gilolo, Amboina, Timor und Banda. — Im engern Sinne führen den Namen Molucken nur die fünf Inseln Ternate, Tidor, Motil (Motir), Maschian und Baschian, die eigentliche Heimath der Gewürzbäume. Die beiden ersten sind die größten, und noch jetzt wächst auf denselben die beste Art von Muskatnußbäumen und

Gewürznelken. Als aber die Holländer ungefähr 26 Jahre im Besitze der Molucken und des ausschließenden Handels mit Gewürzen gewesen waren, fanden sie es bequemer und vortheilhafter, die Gewürzbäume auf die südlichen Inselgruppen Amboina und Banda zu verpflanzen. Im Jahr 1638 ward mit dem Könige von Ternate, der ihnen unterworfen war, und den übrigen kleinen Inselbeherrschern ein Vertrag geschlossen, worin bestimmt wurde, daß alle Gewürzbäume auf den ihnen zugehörigen Inseln ausgerottet und nie wieder solche gepflanzt werden sollten. Dem Könige und dem Adel zu Ternate und den übrigen Fürsten ward ein Jahrgeld bezahlt, welches, ungeachtet der zweimaligen Erhöhung, im Ganzen noch nicht 18,000 Thaler betrug. Um die Befolgung dieses Vertrages zu sichern, legten die Holländer drei starke Festungen, Oranien, Holland und Wilhelmstadt, auf der Insel Ternate und etwa neun andere auf den übrigen Eilanden an. Jährlich wurden auf diesen Inseln, so weit die Wälder und wilden Thiere durchzudringen erlaubten, die wieder aufgeschossenen Gewürzbäume vertilgt, und um darüber zu wachen und den Schleichhandel mit Gewürzen zu verhüten, bereis'te jährlich der Gouverneur von Amboina mit einem Geschwader von 20 bis 50 Schiffen in einem prachtvollen Aufzuge sein Gouvernement. Aber ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln wuchsen die Gewürzbäume, das eigenthümliche Erzeugniß dieser Eilande, überall, wohin die Gewalt der Holländer nicht dringen konnte, und die Engländer trieben einen beträchtlichen Schleichhandel mit den gedrückten Inselbewohnern. Die Vertilgung der Gewürzbäume und die Störung des Schleichhandels war daher der besondere Zweck der befestigten Niederlassungen auf Ternate und den übrigen eigentlichen Molucken, wo jene Bäume ursprünglich ohne alle Pflege wuchsen. Man fand hier zwar viel Goldstaub, aber die Verwaltungskosten der Niederlassung brachten jährlich einen baaren Verlust von 360,000 Thalern, der freilich durch den unermeßlich reichen Alleinhandel mit Gewürzen vielfältig ersetzt ward. — Die moluckischen Inseln sind übrigens von der Natur sehr kärglich begabt, es fehlt ihnen zum Theil an Wasser, und sie müssen Reiß und andere Lebensbedürfnisse von der Insel Celebes holen. Die Nachtheile des Wassermangels erleichtert zum Theil der häufig wachsende Kokusbaum, dessen Früchte eine reichlich nährende Feuchtigkeit enthalten. — Die Gruppe der Amboinainseln besteht aus elf Eilanden, von welchen Amboina die wichtigste, aber nicht die größte ist, und der Hauptsitz der holländischen Niederlassungen auf den Molucken war. Auf einem Flächenraume von 20 □M. hat sie 24,000 Einwohner. Die Insel wird in die größere und kleinere Halbinsel abgetheilt. Auf der ersten Hälfte, Hitou, haben die Holländer fünf Forts; auf der südlichen kleineren, Leitimor genannt, liegt das Fort Victoria, welches der Sitz des Gouverneurs war. Die Besatzung war 600 Mann stark. Auf der Landenge, welche die Halbinsel verbindet, liegt die Festung Middelburg. Die Insel ist gebirgig mit angenehmen, fruchtbaren Thälern, hat aber ungesunde Luft. Das vorzüglichste Erzeugniß ist der Gewürznelkenbaum, der hier und auf einigen benachbarten Inseln in 4000 Gärten gezogen wird, von welchen jeder 125 Bäume enthält. — Die ostindische Handelsgesellschaft hatte sehr umständliche Vorschriften über den Anbau und die Wartung der Gewürznelkenbäume gegeben, wovon bei harter Strafe nicht abgewichen werden durfte. In neuern Zeiten hat man auch den Muskatnuß=

baum hier angepflanzt, der gut gedeiht. Auch liefern Amboina und die Nachbarinseln Caffee, Zucker, Reiß, Kokusnüsse, Mandeln, Tabak und schöne Holzarten. Unter den übrigen zu dieser Gruppe gehörigen Inseln sind Hanimoa, mit dem Fort Duurstade, und Nussa-Laut (mit 4000 Einwohnern) sehr nelkenreich, und Ceram (mit 6000 Einwohnern) liefert schönes Ebenholz. — Die Gruppe der Banda-Inseln, die südlichsten der Molucken, besteht aus mehr als 40 Eilanden, von welchen aber nur sechs bewohnt sind. Sie haben einen sandigen, zum Theil felsigen und unfruchtbaren Boden. Ihr Haupterzeugniß ist der Muskatnußbaum. Auch liefern sie Sandelholz, Mandeln und Kokosnüsse; aber sie haben weder Getraidebau noch Viehzucht. Unter den 5763 Einwohnern sind 1700 Sklaven in den Pflanzungen. Der holländische Befehlshaber wohnte auf der eigentlich sogenannten Insel Banda oder Poula- (Insel) Neira, die eine gute Rhede hat, und durch die beiden Forts Nassau und Belgica gedeckt wird. Die nur durch eine schmale Straße von jener getrennte Insel Landoir-Banda ist die größte der ganzen Gruppe, und erzeugt die meisten Muskatnüsse, die hier in 34 Gärten wachsen. Die übrigen Inseln sind kleiner, als diese beiden. Auf Poula-Ai, wo gar kein Trinkwasser ist, wachsen die besten Muskatnüsse. Goenong-Api (im malayischen Feuerberg) ist 1940 Fuß über der Meeresfläche erhaben und hat einen furchtbaren Vulkan, dessen häufige Ausbrüche die benachbarten Inseln mit Asche bedecken und den Aufenthalt auf diesen Eilanden noch unangenehmer machen. Die unfruchtbare Insel Rosingin oder Rosagain ist der Aufenthaltsort von Missethätern, welche unter der Aufsicht einiger bewaffneten Wächter Holz hauen und Kalk und Ziegel brennen müssen. Die Castelle auf den Banda-Inseln waren gut befestigt, und um die Annäherung feindlicher Schiffe unter holländischer Flagge zu verhüten, lag rings um die Küste stets ein Geschwader kleiner Schiffe, das jedes fremde Fahrzeug anhielt und untersuchte. Die Besatzung war zahlreich, aber ihr Loos, bei dem herrschenden Mangel an Lebensmitteln, sehr elend. Die Eingebornen waren, nach der Schilderung der Holländer, so grausame,, treulose Menschen, daß die ostindische Gesellschaft um ihrer eigenen Sicherheit willen sich genöthigt sah, sie auszurotten, und eine Colonie nach Banda zu senden. Diese Colonisten aber bestanden aus den schändlichsten Menschen, die sonst nirgends fortkommen konnten, und froh waren, hier zu leben. Die Holländer in Batavia nannten daher Lantoir-Banda gewöhnlich die Zuchthausinsel. Die Gärten, worin die Muskatnußbäume gezogen werden, heißen Perken, und die Eigenthümer derselben Perkeniers. Diese mußten das geerntete Gewürz gegen einen sehr geringen Preis an die holländisch-ostindische Gesellschaft abgeben, welche ihnen dafür ihr Lebensbedürfniß, den Reiß, theuer verkaufte. — Die beste Sorte von Muskatnüssen wird nach Europa gesandt, eine schlechtere, oder die Mittelsorte, in Indien verkauft, und aus der geringsten das köstliche Muskatöl gepreßt. Man rechnet, daß von 500,000 Nelkenbäumen auf den Molucken jährlich im Durchschnitt 600,000 Pfund Nelken gewonnen wurden; davon kamen 350,000 Pfund nach Europa, 150,000 Pfund wurden in Indien verkauft und der überrest ward für Mißjahre aufbewahrt. An Muskatnüssen wurden jährlich gleichfalls 600,000 Pf. und 170,000 Pfund Blüthe geerntet, wovon nach Europa 230,000 Pf. Nüsse und 100,000 Pf. Blüthe kamen. Das übrige ward für den Nothfall aufbewahrt, oder auch, wenn reichliche

Ernten die Vorräthe zu sehr häuften, ganz vernichtet. Schon seit mehrern Jahren aber wurde, sowohl wegen der Nachlässigkeit, womit man das Einsammeln betrieb, als wegen der Verwüstungen, die ein heftiger Orkan im Jahre 1778 anrichtete, weniger gewonnen, und im Jahre 1796 wurden auf den Banda-Inseln nur 163,236 Pf. Nüsse und 47,770 Pf. Muskatblüthe geerntet. R.

Gewürznelken. Die Gewürznelken oder Gewürznäglein, dieses durch ganz Europa bekannte und geachtete Gewürz, sind die noch ungeöffneten Blüthen oder Blüthenknospen eines Baums, der auf einem 4 bis 6 Fuß hohen Stamm eine schöne pyramidalische Krone treibt. Die Blätter stehen einander gegenüber, sind langgestielt, eiformig und den Lorbeerblättern ähnlich. Im Maimonat sprossen die röthlichen Blüthen büschelweise an den Enden der Zweige hervor. Ihre Blumenkrone hat vier Blätter, der Kelch ist viermal getheilt und offen; die vielen Staubgefäße sind in vier Haufen gesondert; die Frucht ist eine Beere, unten zweifächerig, und ein- bis zweisaamig. Zur Zeit der Reife hat sie die Gestalt und Größe der Olive, nach Thunberg aber wird sie so groß wie ein Hühnerei, von Farbe schwärzroth, und besteht aus einer dünnen Bedeckung, welche einen der Länge nach zweitheiligen Kern einschließt. Die Früchte dienen zur Fortpflanzung des Baums, haben einen schwachen, den Gewürznelken ähnlichen Geruch und einen gleichen, aber lieblichern Geschmack, der etwas zusammenziehend ist. Man nennt sie Mutternelken. Die unaufgebrochenen Blüthenknospen werden darum in diesem Zustand abgenommen, weil sie, wie dies auch mit andern Blüthen der Fall ist, dann die meiste Kraft haben. Wenn sie gepflückt sind, trocknet man sie im Rauche, wodurch sie braunroth werden, und bringt sie dann an die Sonne. Frisch ist ihr Geschmack unleidlich brennend. Sie enthalten $\frac{1}{5}$ bis $\frac{1}{6}$ ihres Gewichts wasserhelles ätherisches Öl, welches im Wasser größtentheils untersinkt, und einen heftigen Geruch und höchst brennenden Geschmack hat. Der Gewürznelkenbaum wird in feuchtem Boden auf Amboina, Oma, Honimoa und Nussalanta gezogen, wo er auch ursprünglich einheimisch ist. Er soll aber auch auf Ternate, Marigeren, Tidor und Neuguinea wild zu finden seyn. Als die Holländer in Ostindien noch so mächtig waren, daß sie alle übrigen Nationen gleichsam verdrängten, rotteten sie die wildwachsenden Gewürznelkenbäume aus und pflanzten sie nur auf den oben genannten Inseln an. (S. Gewürzinseln.) Sie wollten sich dadurch den Alleinhandel dieses Gewürzes verschaffen, allein die Franzosen wußten einige Bäume oder Saamen zu erlangen, und legten damit Pflanzungen auf Isle de France, Bourbon und Cayenne an.

Gezwungen ist alles dasjenige, wobei der Grund der Modification nicht in der Natur der Sache selbst liegt, sondern eine fremde, der Sache nicht natürliche Kraft wirksam war. So nennen wir ein gezwungenes Lächeln ein solches, das der Lage der Person nicht angemessen, sondern durch eine dieser Lage fremde Rücksicht hervorgebracht worden ist. In den Künsten muß das Gezwungene allemal eine unangenehme Wirkung hervorbringen, weil die Gegenstände dadurch unsere Vorstellungen und Erfahrungen über die natürlichen Folgen und Wirkungen beleidigen, und weil die besondern Absichten des Künstlers zu deutlich daraus hervorleuchten, Absichten, die er nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur nicht erreichen konnte. Es findet daher eine Disharmonie zwischen Ursache und Wirkung Statt.

Ghiberti (Lorenzo), ein berühmter Bildhauer, geboren 1378 zu Florenz. Seine Vorfahren hatten sich besonders mit der Goldschmiedekunst, in der die Florentiner sehr berühmt waren, beschäftigt. Er lernte schon früh von seinem Stiefvater Bartoluccio, einem geschickten Goldschmid, das Zeichnen, Modelliren, und die Kunst, in Metall zu gießen. Nachher genoß er wahrscheinlich Zeichenunterricht von Starnina. Er hatte zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts der Pest wegen Florenz verlassen, und mahlte 1401 ein Frescogemählde zu Rimini in dem Palast des Fürsten Pandolfo Malatesta, als die Prioren der Handelschaft zu Florenz alle Künstler auffoderten, zur Ausführung eines der bronznen Thore, die noch heut die Taufcapelle des heiligen Johannes schmücken, zu concurriren. Es kam nicht nur darauf an, Andreas von Pisa, der die vorhandnen drei Pforten 1339 und 1340 vollendet hatte, sondern auch alle lebenden Künstler, unter denen sehr berühmte und geschickte Meister waren, zu übertreffen. Die Opferung Isaaks in vergoldeter Bronze war als Probearbeit aufgegeben worden. Unter den Bewerbern erklärten die Richter für die vorzüglichsten Brunelleschi, Donatello und Ghiberti, aber die beiden erstern traten freiwillig zurück, indem sie Ghiberti den Vorzug vor ihnen einräumten. Nach einundzwanzigjähriger Arbeit brachte hierauf Ghiberti das eine, und auf den Wunsch der Prioren nach fast eben so langer Arbeit, noch ein zweites Thor zu Stande, von denen Michel-Angelo sagte, daß sie den Eingang des Paradieses zu schmücken werth seyen. Während dieser vierzig Jahre vollendete Ghiberti noch andere bronzene Arbeiten, nämlich einen Johannes den Täufer für die Kirche Or San Michele, zwei Basreliefs für die Taufcapelle des Doms von Siena, eine Statue des Matthäus und des heil. Stephanus, ebenfalls für die Kirche Or San Michele, und den Reliquienkasten des heil. Zenobius, Bischofs von Florenz, für die Kirche Santa Maria del Fiore. Alle diese Werke sind noch vorhanden, und lassen Ghiberti's Fortschritte wahrnehmen. Klebt seinen ersten Arbeiten noch eine gewisse Trockenheit aus Giotto's Schule an, so erscheinen die spätern nach dem Vorbilde der Griechen, von immer markigerm und festerm Styl, und der Reliquienkasten des Zenobius, so wie die zweite Pforte gehören noch heut zu den schönsten Kunsterzeugnissen des neuern Italiens. Auch in der Glasmahlerei hat Ghiberti treffliche Arbeiten geliefert, namentlich für die oben angeführten Kirchen Or San Michele und Santa Maria del Fiore. überdies ist von ihm ein Werk über die Bildhauerkunst vorhanden, von dem uns Cicognara ein Bruchstück mitgetheilt hat. Er starb um das J. 1455.

Gianni (Francesco), Dichter und Improvisatore, geb. im Kirchenstaate 1760, lernte als Knabe das Schneiderhandwerk, wo er auf seiner Arbeitsbank Tasso, Ariost und andre Dichter las. Bei einem vortrefflichen Gedächtniß und einer lebhaften Einbildungskraft bildete ihn die Natur zum Improvisatore. Als solcher versuchte er sich zuerst in Genua. Hierauf begab er sich voll Begeisterung für die Freiheit, welche Italien von Bonaparte, dem Gründer der cisalpinischen Republik, erwartete, 1796 nach Mailand, und wurde Mitglied des gesetzgebenden Raths. In dieser Lage erwarb er, der schon als Dichter bezauberte, sich solchen Beifall, daß man ihn in Kupfer stechen ließ. Das Spartanische in seiner Gesichtsbildung entsprach ganz seinem glühenden Republikanismus. Die Russen sperrten ihn in Cattaro ein. Nach seiner Befreiung (1800) ging er nach Pa=

ris, wo ihn Bonaparte mit einer Pension von 6000 Fr. zum kaiserlichen Improvisatore ernannte. In den Gesellschaften, die der Staatsrath Corvetto jedesmal bei der Nachricht von einem Siege des Helden Frankreichs bei sich versammelte, improvisirte Gianni mit dem glänzendsten Beifall über das erste beste Bulletin, das man ihm vorlegte. Mehrere dieser Gesänge wurden mit der französischen Übersetzung gedruckt. Im J. 1811 begleitete er Madame Brignole nach Genua. Die Huldigungen, durch die er seine Beschützerin feierte, sind eben sowohl Beweise seiner Dankbarkeit als seines Talents. Man findet sie, nebst einigen improvisirten Liebesgesängen, in Gianni's Saluti del Mattino e della Sera. (Ins Franz. übers. Paris 1813.) Nach Bonaparte's Fall behielt Gianni seine Pension. Seit dem Tode der Frau von Brignole, die bei der Erzherzogin Marie Luise im Jan. 1815 starb, hat er nur Sonette frommen Inhalts gedichtet. Der auf jeden dichterischen Ruf so eifersüchtige Monti sagt von ihm: Natura ha fatto di tutto per formarne un gran poeta (die Natur that Alles, um aus ihm einen großen Dichter zu bilden); doch setzt er boshaft hinzu, Gianni habe ihre Absicht nicht erfüllt. Außer vielen Gemeinplätzen und Erinnerungen, findet man in den Sammlungen der zarten, erotischen, heroischen und republikanischen Gesänge dieses Dichters (Mailand 1807, 5 Bdchen) mehrere Züge und Stanzen, die der berühmtesten Dichter Italiens würdig sind.

Gibbon (Edward), der dritte große Geschichtschreiber der Engländer, wurde den 8ten Mai 1737 zu Putney in Surrey geboren. Er erfuhr in seiner Kindheit alle Übel, die aus einer kränklichen Constitution entspringen, und nur die zärtliche Sorgfalt seiner unverheiratheten Tante, Catharina Porten, erhielt ihn der Welt. Nachdem er zuerst von einem Hauslehrer unterrichtet worden, besuchte er im J. 1749 die Westminsterschule, und ging von hier 1752 auf das Magdalenen-Collegium zu Oxford. Hier fielen ihm die Schriften des Jesuiten Parson in die Hände, die ihn so anzogen, daß er ein ganzes Jahr auf theologische Untersuchungen wandte, und im Sommer 1753 zur catholischen Religion übertrat. Tief gekränkt durch dieses Ereigniß, schickte ihn sein Vater, ein angesehener Gutsbesitzer, nach Lausanne zu einem aufgeklärten reformirten Geistlichen, Namens Pevillard, der ihn bewog, 1754 wieder zur protestantischen Kirche zurückzukehren und zu Lausanne zu communiciren. Sein Aufenthalt an diesem Orte dauerte bis zum J. 1758, und war ihm in jeder Rücksicht von dem entschiedensten Nutzen. Seine Gesundheit befestigte sich vollkommen, und von dem Augenblick an machte er die schnellsten und bewundernswürdigsten Fortschritte. Besonders beschäftigte ihn das Studium der französischen und lateinischen Classiker und der Geschichte, zu welcher Wissenschaft er früh eine große Neigung gefaßt hatte. Zugleich öffnete sich sein Herz der Liebe; die Tochter des Pfarrers Curchod fesselte ihn durch Schönheit und Geistesbildung, und er würde sie geheirathet haben, wenn er die Einwilligung seines Vaters hätte erlangen können. Seine Geliebte wurde später die Gattin des berühmten Necker. Der junge Gibbon fand in dem väterlichen Hause den liebevollsten Empfang. Sein Vater wünschte, daß er sich der Ökonomie oder der Rechtsgelehrsamkeit widmen, oder eine Stelle als Legationssecretär bei dem damals bevorstehenden Friedenscongreß annehmen möchte; allein seine Lieblingsneigung blieb das Studiren. Im Jahr

1759 erschien in französischer, und später auch in englischer Sprache, sein Essai sur l'étude de la littérature. Als aber bald darauf die Furcht vor einer feindlichen Invasion die Aushebung einer Nationalarmee veranlaßte, unterbrach Gibbon seine Studien und übernahm eine Hauptmannsstelle bei derselben. Nach ihrer Entlassung legte er sich mit neuer Munterkeit, mit neuen Erfahrungen mancherlei Art und mit verstärkter Gesundheit wieder auf die Wissenschaften. Er machte nun eine Reise nach Frankreich, und ging über Lausanne nach Italien. Hier war es, wo am 15ten October 1764, als er in Nachdenken versunken auf den Trümmern des Capitols saß, während die Mönche im ehemaligen Tempel des Jupiters die Vesper sangen, ein plötzlicher Gedanke an die vorige Herrlichkeit dieser weltbeherrschenden Stadt und ihre jetzige Versunkenheit seine Seele durchleuchtete und in sein Innerstes drang. Damals fühlte er sich zu dem Entschluß begeistert, die Geschichte des Untergangs des römischen Reichs zu beschreiben. Nachdem er noch Neapel gesehen, kam er im Juni 1765 nach England zurück. Er diente noch eine kurze Zeit als Obristlieutenant in der Nationalmiliz, gab indeß, der Zerstreuungen des Soldatenstandes müde, und zu den sanfteren Beschäftigungen mit den Wissenschaften mächtig hingezogen, diese Stelle bald wieder auf. Zunächst schrieb er die Geschichte der Schweiz, vernichtete sie aber, ungeachtet Hume's Beifall, da sie ihm bald selbst nicht genügte. Seit dem J. 1768 begann er, durch Sammlung der Materialien seine römische Geschichte vorzubereiten. Schon durch seine jugendlichen Studien mit einem reichen Vorrath dahin einschlagender Kenntnisse ausgerüstet, vermehrte er ihn noch durch unermüdete Lectüre. Nach dem Tode seines Vaters (1770) wählte er London zum Wohnort, und begann nun sein treffliches Werk, welches nach seinem anfänglichen Plan mit dem dritten Bande, der bis zum Untergange des westlichen römischen Reichs geht, endigen sollte, nachher aber bis zum Untergang des morgenländischen Kaiserthums von ihm fortgesetzt wurde. Da ihm aber der Aufenthalt in der Hauptstadt zu kostspielig wurde, verließ er dieselbe, und begab sich zu seinem Freunde Deyverdun nach Lausanne. Hier vollendete er im Juni 1787 den sechsten und letzten Band dieser Geschichte, und reis'te darauf nach England, um die letzten Bände selbst dem Druck zu übergeben. Sie führt den Titel: History of the decline and fall of the roman empire, 6 Voll. 4. Umfassende, tiefe und vielseitige Gelehrsamkeit, eine eben so genaue als geistreiche Critik, ein Vortrag, der das Interesse nie sinken läßt, nicht selten tiefe, oft große und fast immer richtige Ansichten, anziehende Reflexionen, die Kunst, an die Thatsachen große Ideen zu knüpfen, welche den Leser zum Nachdenken reizen, diese Eigenschaften sichern Gibbons Werke einen dauernden Werth. Dagegen aber ist es auch nicht tadellos. Gibbon war von lebhafter Phantasie aber kaltem Charakter; er bewunderte leicht die materielle Größe, hatte aber weniger Sinn für die moralische. Daher preis't und bewundert er die Gräuelthaten Tamerlans und der Tataren, während er die heldenmüthige Selbstaufopferung der christlichen Märtyrer herabwürdigt. Seine Grundsätze in der Moral, Politik, Staatsökonomie u. s. w. waren nicht fest genug, um bei seinem Werk ein einziges Ziel stets unverwandt im Auge zu behalten, und daher fehlen ihm jene Eingebungen und Wahrheiten höherer Art, die eine allgemeine und unwandelbare Gültigkeit haben. — Nach beendigtem Druck kehrte Gibbon wieder nach seinem geliebten

Aufenthalt bei Lausanne zurück, wo er in ungestörter philosophischer Ruhe lebte. Als aber die französische Revolution ihren Einfluß auch auf die Schweiz zu erstrecken anfing, machte er im Jahr 1793 abermals eine Reise nach England, und starb den 16ten Januar 1794 zu London. Außer ein Paar kleinen Schriften besitzen wir von Gibbon noch seine Selbstbiographie in 2 Bänden. Matthisson gibt in seinen Briefen folgende interessante Schilderung von Gibbon: Sein Äußeres hat viel Auffallendes. Er ist groß und von starkem Gliederbau, dabei etwas unbehülflich in seinen Bewegungen. Sein Gesicht ist eine der sogenannten physiognomischen Erscheinungen, wegen des unrichtigen Verhältnisses der einzelnen Theile zum Ganzen. Die Augen sind so klein, daß sie mit der hohen und prächtig gewölbten Stirn den härtesten Contrast machen. Die etwas stumpfe Nase verschwindet fast zwischen den stark hervorspringenden Backen, und die weit herabhängende Unterkehle macht das an sich schon sehr längliche Oval des Gesichts noch frappanter. Ungeachtet dieser Unregelmäßigkeit hat Gibbons Physiognomie einen außerordentlichen Ausdruck von Würde, und kündigt beim ersten Blick den tiefen und scharfsinnigen Denker an. Nichts geht über das geistvolle Feuer seiner Augen. Gibbon hat ganz den Ton und die Manieren eines abgeschliffenen Weltmanns, ist kalthöflich, spricht das Französische mit Eleganz und hat (ein Phänomen bei einem Engländer) fast die Aussprache eines pariser Gelehrten. Er hört sich mit Wohlgefallen und redet langsam, weil er jede Phrase sorgfältig zu prüfen scheint, ehe er sie ausspricht. Mit immer gleicher Miene unterhielt er sich von angenehmen und unangenehmen Dingen, von frohen und tragischen Begebenheiten, und sein Gesicht verzog sich, so lange wir beisammen waren, ungeachtet er veranlaßt wurde, eine drollige Geschichte zu erzählen, nicht ein einzigesmal zum Lächeln. In seinem Hause herrscht die strengste Pünktlichkeit und Ordnung. Seine Leute müssen die Geschäfte beinahe zur bestimmten Minute verrichten, oder sie laufen Gefahr, verabschiedet zu werden. Er gibt ihnen aber auch selbst das Beispiel. Sein Tag ist eingetheilt wie der Tag des angelsächsischen Königs Alfred. Mit dem Glockenschlage geht er an die Arbeit, zu Tische und in Gesellschaft, und bleibt in keiner von ihm abhängigen Lebenslage eine Minute länger als die festgesetzte Tagesordnung es gestattet. Ein Friseur wurde verabschiedet, weil er einige Minuten nach sieben Uhr kam. Sein Nachfolger stellte sich, um mehrerer Sicherheit willen, einige Minuten vor sieben Uhr ein, und hatte gleiches Schicksal. Nur der dritte, der mit dem Glockenschlag in die Hausthür trat, wurde beibehalten. Mit der englischen, französischen, spanischen und italienischen Literatur ist er bekannt, mit der deutschen nicht.

Gibellinen, s. Welfen.

Gibichenstein, ein Dorf an der Saale, eine kleine halbe Stunde nördlich von Halle, von 72 Feuerstätten und 400 Einwohnern. Es ist jetzt der Sitz eines königlichen Beamten, der, seitdem die Zölle und Forsteinkünfte von der Pachtung getrennt sind, nur noch 25,666 Thlr. jährlichen Pacht an die Regierung in Merseburg entrichtet. In frühern Zeiten, als jene Einkünfte noch zum Amte geschlagen waren, gab das letztere 72,000 Thlr. Pacht. Die Lage des Orts ist sehr angenehm, und die Ruinen der alten Burg erinnern an die dunkeln Zeiten des Mittelalters. Ja, es hat Schriftsteller gegeben, die, weil nach einer alten Sage römische Münzen

aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in der Nähe des alten Schlosses ausgegraben seyn sollen, die Anlegung der alten Feste dem Drusus Germanicus zuschreiben. Allein jene Angabe ist höchst unbestimmt und unsicher. Der Zug des Drusus Germanicus von der Weser bis an die Elbe dauerte zu kurze Zeit, und geschah offenbar in einer viel nördlichern Richtung, als daß die Gegend von Halle den Römern hätte bekannt werden können. Auch als Tiberius seinen Zug die Elbe hinauf bis in das Land der Hermunduren vornahm, kann er in diese Gegend nicht gekommen seyn; denn die Römer entfernten sich von den Ufern der Elbe nur wenig. Hermunduren aber waren, nach Tacitus, im Besitz der Salzquellen an der Saale, und führten mit den Catten, ihren westlichen Nachbarn, um das Jahr 59 einen blutigen Krieg um den Besitz jener Quellen. Jahrhunderte vergingen unter beständigen Kriegen und Raubzügen der Nationen; die östlichen und nördlichen Völker drängten nach dem Westen und Süden. Die Hermunduren, später die Thüringer genannt, von den Sachsen und Franken überwältigt, mußten endlich im sechsten Jahrhundert den letztern ihr Gebiet abtreten. Die Sieger aber begnügten sich mit den thüringischen Landen, die westlich von der Saale lagen; die östlichen überließen sie gegen Zins den Sorben, als neuen Ankömmlingen aus Osten. Von diesen rühren die meisten Alterthümer her, die in der Gegend von Gibichenstein gefunden werden, und von denen der jetzige königliche Beamte, einer der größten und gebildetsten Landwirthe in den preußischen Staaten, eine sehenswerthe Sammlung besitzt. Die Sorben wurden in dem Laufe der Zeiten so mächtig, daß sie den Eroberungsplanen des großen Carls lange widerstanden. Nachdem er sie endlich besiegt, legte er zu Sirtave (Schartau) an der Elbe und bei Halle Gränzfestungen an. Die Sorben hatten die Länder, welche sie bewohnten, in Gauen (Pagi) abgetheilt. Die Gegend um Halle hieß der Pagus Neleticus, welcher Name sich noch in Neglitz, einem Dorfe am Petersberg, erhalten hat. Nördlicher war der Pagus Budzicus, wovon Pazez, zwischen Calbe und Aken, abstammt. Die Carolinger setzten Gaugrafen über die eroberten Lande; unter diesen verwalteten die Grafen von Wettin, unbekannten Herkommens, wenigstens erweislich nicht von Wittekind abstammend, die Gegenden um Halle. Einer derselben soll die Burg Gibichenstein angelegt haben. Aber genannt wird der Ort zuerst unter Heinrich dem Vogler, der, nachdem er den Staat der Sorben zerstört, eine Menge Burgen gegen die östlichen Völker anlegen ließ, und auf denselben Castellane, Hausleute und Thurmwächter bestellte. Sein Sohn Otto I. schenkte der Kirche zu Magdeburg im Jahr 961 den Zehnten zu Gibichenstein, und 965 den ganzen Neglitzer Gau, mit ausdrücklicher Benennung von Gibichenstein. Diese Burg blieb im Mittelalter wegen ihrer festen Lage ein Staatsgefängniß, auf welchem unter andern Kaiser Heinrich IV. zu Ende des elften Jahrhunderts den Landgrafen Ludwig von Thüringen zwei Jahre lang verwahren ließ. Da dieser nun entkommen war, so ward ausgebreitet, er habe durch einen Sprung in die Saale sich gerettet. Das Fenster wird in den Ruinen noch gezeigt. Man findet die Geschichte unglaublich, weil die Saale nicht unmittelbar an dem Schlosse wegfließt. Allein die Ufer der Flüsse verändern sich oft bei Menschengedenken, und in sieben bis achthundert Jahren kann also leicht das Bette der Saale sich mehr nordwärts gedrängt haben. Indessen ist die Höhe des Fensters über

dem Spiegel der Saale (120 Fuß) doch zu bedeutend, als daß man jenen Sprung zugeben könnte. Die Erzbischöfe von Magdeburg hielten seit dem elften Jahrhundert Hof in Giebichenstein. Auch hatten sie dort Burggrafen, unter denen ein Geschlecht von Giebichenstein vorkommt. Im funfzehnten Jahrhundert verlegten die Erzbischöfe aber ihren Hof auf die neu erbaute Moritzburg in Halle. Ihre Burggrafen nannten sich nun Burghauptleute. Als Kaiser Carl V. 1547 auf der Residenz in Halle sich aufhielt, gefiel ihm die Gegend um Giebichenstein so sehr, daß er auf dem der Burg gegenüber liegenden Tannenberge große Mittagstafel gab. Gänzlich zerstört ward die alte Burg durch die Schweden unter Banner im dreißigjährigen Kriege 1636. ur.

Gibraltar. Das felsige, mehr als 1200 Fuß über der Meeresfläche erhabene Vorgebirge Gibraltar, von Mitternacht nach Mittag eine halbe Meile lang, an der breitesten Stelle nicht eine halbe englische Meile breit, überall steil, hin und wieder senkrecht steil, durch Natur und Kunst eine unüberwindliche Festung der Engländer, liegt an der südlichsten Spitze des spanischen Königreichs Andalusien, unter dem 36° 7′ N. B. Den Namen hat es aus den corrumpirten arabischen Wörtern Gibel al Tarif (Tarifs Gipfel oder Felsen), da Tarif Abenzaca, Feldherr des Califen Walid, zur Zeit des Einbruchs der Araber in Spanien 714, bei diesem unter den Völkern des Alterthums unter dem Namen Calpe bekannten Felsen zuerst landete, und die an seinem Fuße gelegene Stadt Heraklea eroberte, welche ihren Namen unstreitig der mythologischen Sage von den Säulen des Hercules verdankt, die dieser Heros der alten Welt auf diesem und dem gegenüber liegenden afrikanischen Vorgebirge Ceuta als Denkmal seiner an jener Meerenge beendigten Abenteuer aufgestellt haben soll. Von dem Berge und der Festung Gibraltar ist die westlich neben jenem gelegene Stadt und Bay, so wie die Afrika von Europa scheidende Meerenge oder Straße benannt worden. 1302 entriß Ferdinand II., König von Castilien, Gibraltar den Arabern. 1333 eroberten diese es wieder. 1462 belagerte es abermals Heinrich IV. von Castilien, und eroberte es nach muthiger Gegenwehr für immer von den Ungläubigen. Das sogenannte Castel an der Nordseite des Berges und nach maurischer Bauart vormals mit dreifacher Mauer umgeben, von welcher aber nur noch die oberste Mauer stehen geblieben ist, zum Schutz der Stadt gegen das Belagerungsgeschütz von der Landseite her, steht noch da als redendes Denkmal aus den Zeiten der Araber. Die Stelle der untersten Mauer erfüllt die große Batterie, zum Schutz des nach Norden gerichteten Landthores. Von der zweiten Mauer sind nur noch die Fundamente sichtbar; ihren Platz haben Privatwaarenhäuser eingenommen. Erst Carl IV. ließ von dem deutschen Ingenieur Speckel die altmaurischen Festungswerke der neueuropäischen Befestigungsart gemäß abändern. Im spanischen Erbfolgekrieg mußten die Spanier diese Festung den 4ten August 1704 dem brittischen Admiral Rook und dem Prinzen Georg von Darmstadt, kaiserl. Feldmarschalllieutenant und Vicekönig von Catalonien, übergeben, welche unerwartet, im Mai desselben Jahres, vor Gibraltar erschienen, als ihr Angriff auf Barcelona von dem Vicekönig Don Francesco de Velasco zurückgewiesen worden war. Philipp von Anjou, zum spanischen König als 5ter dieses Namens gekrönt, ließ vom 12ten Oct. 1704 an Gibraltar mit 10,000 Mann unter dem Marschall de Villadarias von der Landseite angreifen, wo

die Festung durch einen schmalen sandigen Erdstrich mit dem Continent zusammenhängt, von den Engländern aber so mit Batterien besetzt worden, daß die Spanier diesen Theil derselben porta de fuego (Feuerthor) benannten. Während dessen schloß der Admiral Pointis Gibraltar mit 24 Schiffen von der Seeseite ein. Fast schon auf das Äußerste gebracht, erhielt es noch zeitigen Succurs durch die englisch-holländische Flotte unter Admiral Leake. Vom 10ten März 1704 an, wo derselbe Admiral die Festung abermals von der Seeseite entsetzte, das Landbelagerungscorps aber vom Marschall von Tessé commandirt ward, begnügte man sich, Gibraltar bloß zu blokiren, bis 1714 der utrechter Friede und zwei Jahre darauf ein besonderer Vertrag (1716) den Engländern dessen Besitz garantirte. Von nun an unterließ das handelsklugе und reiche England nichts, wodurch Gibraltar, das Bollwerk seines mittelländischen Handels, besonders als es Malta noch nicht besaß, unüberwindlich zu machen sey. Da aber mit der Furchtbarkeit des Platzes das Interesse Spaniens, denselben wieder zu bekommen, sich vergrößerte, so wurde den 7ten März 1727 eine Belagerung begonnen, welche die Ankunft des Admirals Treger mit elf Kriegsschiffen vereitelte. Früher, auf dem Congreß zu Cambray, hatte man denselben Zweck, doch ebenfalls vergeblich, in der Güte zu erreichen gesucht. Spanien bot nunmehr zwei Millionen Pf. Sterling für die Wiedereinräumung des Platzes, allein umsonst, es mußte sich vielmehr im Tractat von Sevilla 1729 abermals aller Ansprüche begeben. Doch unterließ es nicht, alle Einfuhr in die Festung streng zu verbieten, auch dieselbe durch die immer mehr verstärkten Linien von St. Roch und Algezira mit den Forts St. Barbara und St. Felipe gänzlich von dem festen Lande abzuschneiden. Um so leichter war es aber, Einwohner und Garnison von der Seeseite her zu verproviantiren, als in dem Felsen selbst ein süßer Brunnen quillt, und in den felsigen Grotten der Regen sich zu dem reinsten Trinkwasser läutert und sammelt. Kühe, Schafe und Ziegen finden unter dem südlichen Himmel an den Felsenritzen immer grünende Nahrung, und überdies ist jedes Fleckchen fruchtbares Land mit den mannichfaltigsten, theils wild wachsenden, theils gepflanzten Fruchtbäumen jenes ergiebigen Clima's bestaudet. Bei dem 1779 zwischen England und Spanien ausgebrochenen Kriege erneuerte dieses zum letztenmal seine Angriffe gegen Gibraltar. Die Generallieutenants Abarca und Sotomayor schlossen es zu Lande, Don Barcelo zur See ein. Im Januar 1780 entsetzte es Admiral Rodney. Doch schon am 12ten April 1780 war ein neuer Entsatz, durch den Admiral Darby bewirkt, dringend nöthig. Am 18ten Juni 1782, wo der Herzog von Crillon mit einem französischen Hülfscorps eintraf, wurden die Anstrengungen der Belagerer erneut und verdoppelt. Am 13ten September desselben Jahres wurden die sogenannten schwimmenden Batterien vernichtet. (S. den Art. **Elliot**.) Nach der Ankunft des Admirals Howe, welcher den Platz wieder mit allen Bedürfnissen versah, waren die Alliirten genöthigt, die Belagerung in eine Blokade zu verwandeln. Der Friede 1783 versicherte England abermals dieser Festung, deren Belagerung von 1779 bis 1782 den kriegführenden Mächten über 74 Millionen Thaler gekostet haben soll. Seitdem ist Gibraltar in allen englisch-spanischen, zum Theil auch französischen Kriegen höchstens nur von der Landseite blokirt worden.

Gicht, s. den Art. **Arthritisch**.

Giebel oder Fronton ist einer derjenigen Theile, welche einem

Gebäude zur Verzierung gegeben werden. Der Giebel ist eine über die Vorlagen eines Gebäudes in schräger Richtung hinausgehende Mauer, die an allen drei Seiten Einfassungen von Gesimsen bekommen muß. Das Hauptgesims ist die Grundlinie desselben; die Seiten bekommen die Glieder des Kranzes zur Verzierung. Giebel über Fenstern und Thüren sind ein Auswuchs des schon gesunkenen Geschmacks in der Baukunst. Sie geben, zumal dicht neben einander, dem Gebäude ein krauses, eckiges, überladenes und unangenehmes Ansehn. Die natürlichste Form des Giebels ist die dreieckige; runde Dächer lassen auch eine runde Form zu, aber ausgeschweifte und in ihrer Form unterbrochene Giebel sind durchaus zu verwerfen. Die Giebel der Alten sind sehr niedrig; Vitruv gibt zur Höhe des Giebelfeldes den neunten Theil der Breite desselben an. Die Höhe des Kranzes dazu gerechnet, beträgt die Höhe des ganzen Giebels etwa den fünften Theil seiner Breite. Es finden sich aber Beispiele, daß sie beträchtlich niedriger waren. Die Griechen und Römer verzierten nur Tempel mit Giebeln. Das erste Wohngebäude mit einem Giebel erbaute Julius Cäsar. War das Giebelfeld groß, so füllten es die Alten mit einem Basrelief aus; Inschriften, oder wohl gar Fenster, wie die Neuern in den Giebeln anbringen, finden sich bei den Alten durchaus nie.

Gift, jede Substanz, die schon in sehr geringer Menge Zufälle in dem Körper der Thiere sowohl als der Menschen hervorbringen kann, welche der Gesundheit und dem Leben derselben Gefahr bringen. Uneigentlich nennt man daher auch überhaupt Alles, was sehr schädlich auf organische Körper wirkt, ein Gift für dieselben. Die Einwirkung der Gifte auf den Körper geschieht theils durch Aufnahme in das Innere desselben durch den Mund in die Verdauungswege, in den Magen und Darmcanal, oder vermittelst des Athemholens in die Lungen, wohin z. B. die giftigen Luftarten und Dämpfe gelangen, theils durch die Einsaugung der Haut. Manche Gifte wirken mehr chemisch, die organische Faser zerstörend, ätzend, die Form und den Zusammenhang der Theile verletzend, heftig reizend, schnell Entzündung und den Brand erregend. Hierher gehören die meisten Gifte aus dem Mineralreiche: 1. mehrere Metallkalke und deren Verbindungen mit Säuren, z. B. der Arsenik, eines der fürchterlichsten und zerstörendsten Gifte, welches schon in der Quantität von wenigen Granen tödtliche Zufälle hervorbringt. Auch von dem Kupfer sind mehrere Zubereitungen giftig, z. B. der Grünspan, mehrere Farben davon, auch die in kupfernen Gefäßen gekochten sauern oder sehr gesalzenen Flüssigkeiten, Speisen oder Getränke. Mehrere Präparate von Quecksilber, als der ätzende Sublimat, der weiße und rothe Präcipitat u. a. m., auch einige vom Spießglanz gebräuchliche Zubereitungen sind hieher zu rechnen. 2. Starke Mineralsäuern, wenn sie unverdünnt in den Körper kommen, z. B. die concentrirte Schwefelsäure, oder das sogenannte Vitriolöl, die Salpetersäure, oder das sogenannte Scheidewasser, die Salzsäure. 3. Einige Pflanzen, welche einen sehr scharfen und ätzenden Stoff bei sich haben, z. B. von den bei uns einheimischen die Wolfsmilch (Euphorbium Esula), der Kellerhals (Daphne Mezereum) u. a. m. 4. Aus dem Thierreiche die Canthariden oder sogenannten spanischen Fliegen. (S. Fliege.) Die Wirkung aller dieser Gifte äußert sich schnell; wenn sie in den Magen gekommen sind, entsteht heftige Übelkeit, unaufhörliches Würgen und Brechen mit den

quälendsten Schmerzen im Magen und in den Gedärmen, als wenn viele Messer darin herumschnitten; bald kommt Entzündung, und, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird, der Brand hinzu. Andere Gifte wirken mehr durch schnell vorübergehende Reizung der Empfindungs- und Bewegungskraft des Organismus, und bald darauf folgende gänzliche Vernichtung derselben. Dies sind die sogenannten betäubenden Gifte, worunter die meisten aus dem Pflanzenreiche sind. Sie äußern ihre Wirkung durch Übelkeit, heftige Kopfschmerzen, Schwindel, Dunkelheit oder Flimmern vor den Augen, gewaltsame und unwillkürliche Bewegungen der Glieder und des ganzen Körpers, Verzerren der Gesichtsmuskeln, Angst, Verlust des Bewußtseyns u. s. w., endlich kommt Schlagfluß noch dazu. Hieher gehört das Opium, der Schierling (Conium maculatum), das Bilsenkraut (Hyoscyamus), die Belladonna (Atropa Belladonna). Auch in den bittern Mandelkernen steckt ein ähnliches, schnell das Leben vernichtendes Gift, das seine Wirkung äußert, wenn sie in Menge genossen werden, oder wenn das concentrirte destillirte Öl in den Magen kommt. Gift steckt auch in den Blättern des Kirschlorbeers, und unter den Producten des Thierreichs wird es in der berliner Blausäure gefunden. Unter den Pflanzen gibt es mehrere, welche beide Wirkungen vereinigen, und mittelst eines eigenen scharfen Stoffes reizend und, vermöge des ihnen zukommenden narcotischen Stoffes, betäubend wirken. Hieher gehören z. B. der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), das Eisenhütchen (Aconitum Napellus) u. a. m. Andere Gifte wirken dadurch, daß sie die zum Leben nöthigen Verrichtungen mancher Organe plötzlich oder allmählig unterdrücken. Hieher gehören alle die schädlichen Luft- und Gasarten, welche nicht zum Athemholen taugen, erstickende Dämpfe, z. B. das Kohlenstoffgas (die fixe Luft) in Kellern, worin gährendes Bier liegt, Schwefeldämpfe, Kohlendämpfe, durch das Athmen und die Ausdünstung vieler Menschen in einem verschlossenen Raume verdorbene Luft, große Menge starker Blumengerüche in verschlossenen Zimmern u. a. m. Verschiedene Präparate vom Blei, als Bleizucker, Bleiweiß, Mennig, Wein mit Bleiglätte oder Bleizucker versüßt u. dgl. m. sind in diese Classe zu rechnen, indem sie allmählig die Lebensthätigkeit der einsaugenden Gefäße in dem Darmcanal unterdrücken, sie zusammenziehen und verengern, Kolikschmerzen erregen, und endlich die Einsaugung des Nahrungsstoffes verhindern, wodurch Auszehrung entsteht. Endlich gibt es noch Gifte, welche durch ihre Einwirkung auf den Körper solche Unordnungen und Tumulte in demselben verursachen, daß daraus lebensgefährliche Krankheiten entstehen. Hieher können diejenigen thierischen Gifte gerechnet werden, welche als contagiöse Krankheitsgifte jedesmal die bestimmte Krankheit hervorbringen, deren Product sie selbst sind; z. B. das Wuthgift, das venerische Gift u. a. m. — G e g e n g i f t heißt jede auf den organischen Körper angebrachte Wirkung oder Substanz, welche die schädliche Wirkung eines Giftes vernichten soll, insbesondere aber jedes einem bestimmten Gift entgegenwirkende Heilmittel. Die Gegengifte sind eben so verschieden, als es im Allgemeinen die Gifte sind. Sie sollen theils den Körper gegen die Einwirkung des Giftes schützen, theils das letztere so umändern, daß es seine schädliche Wirkung verliert, theils die schon geäußerten nachtheiligen Wirkungen wieder aufheben. So wendet man überhaupt gegen die ätzenden und scharfen Gifte schleimige und fette Mittel an, z. B. Öl, fette Milch und

dergl., um die Wände des Magens und der Gedärme gegen die zerstörende Wirkung des Giftes zu schützen. Gegen die metallischen Gifte dienen noch außerdem Seifen und Schwefelleberauflösung, um durch die Verbindung mit dem Laugensalze und dem Schwefel die ätzende Schärfe jener Metallgifte zu vermindern. Gegen die concentrirten Mineralsäuern dienen besonders auch Öl, Laugensalze und Seife. Gegen Canthariden dienen schleimige, ölige Mittel mit Kampfer. Gegen die betäubenden Gifte wirken vorzüglich die schwächern vegetabilischen Säuern, Essig, saure Weine; die Wirkung des Gifts der Blausäure, der bittern Mandeln, der Blätter des Kirschlorbeers vernichtet das Laugensalz, auch eine Eisenauflösung. Gegen Opium wirkt besonders der Caffee, auch der Wein und der Kampfer u. s. w. Unter den contagiösen Giften haben wir gegen die wenigsten ein bestimmtes Gegengift. Wir müssen uns begnügen, bloß gegen die von denselben erregten Krankheiten zu handeln, wenn wir den Körper nicht gegen die Einwirkung derselben schützen können. Gegen die Wirkung giftiger Bisse oder Stiche z. B. reiben wir fette Öle ein, gegen die vom venerischen Gift erregte Krankheit wirkt das Quecksilber specifisch. Ehemals glaubte man durch Schwitzen alle schädlichen Stoffe aus dem Körper heraustreiben zu können, daher man sich eine Zusammensetzung von vielerlei Schwitzmitteln als das beste und allgemeinste Gegengift dachte. Hiervon rühren die Alexipharmaca der Alten, der sonst so berühmte Mithridat, Theriak u. a. dergl. her, welche aber nichts weiter bewirkten, als was sie vermöge ihrer sonderbaren Mischung konnten, nämlich erhöhte Thätigkeit der Systeme der Nerven und Adern, und daher erfolgenden Schweiß, wodurch sie bei den contagiösen Krankheiten meistens mehr Schaden als Nutzen stifteten. H.

Giganten, drachenfüßige Riesen, welche Gäa, im Zorn über die Einkerkerung der Titanen in den Tartarus, aus dem Blute des entmannten Uranus gebar und zum Kampfe gegen den Jupiter aufregte. Auf den phlegräischen Feldern stürzten sie aus der Erde hervor und begannen den Kampf gegen die himmlischen Götter. Sie thürmten die Gebirge Ossa, Pelion, Öta, Rhodope und andere auf einander, und bestürmten von dieser Höhe mit Felsenstücken und Feuerbränden den Olymp. Wenn erstere ins Meer fielen, bildeten sie Inseln; fielen sie aufs Land, Berge. Aber die Götter widerstanden dem Angriff der Frevelnden und errangen den Sieg. Hercules — denn ohne den Beistand eines Sterblichen konnten die Götter nicht siegen — tödtete und verwundete mehrere, unter diesen den Alcyoneus. Mercur erlegte den Hippolytus, Vulcan und Hekate den Clitias, Minerva den Pallas, Jupiter selbst erschlug mehrere mit seinen Blitzen, Neptun stürzte einen Theil der Insel Cos auf den Polybatus, Minerva die Insel Sicilien auf den Enceladus. — Nach Einigen wurden auf alle Giganten Inseln oder Berge gestürzt, aus denen sie Feuer spien, nach Andern wurden sie in den Tartarus verschlossen und daselbst mit dem Uranus bewacht. — Nach spätern Erzählungen soll das Geschrei des Esels Silens, nach Andern das Blasen des Triton auf seiner Seemuschel sie in die Flucht gejagt haben.

Gil (Pater), Franziscaner, gewesener Historiograph von Spanien, eins der bedeutendsten Mitglieder der Junta von Sevilla, geb. zu Avacena in der Sierra Morena, im Königreiche Sevilla, trat jung in den Franziscanerorden, zeichnete sich durch Kenntnisse und

Predigertalente aus, ging als Provinzial seines Ordens nach Rom, um die Ernennung eines Generals der Minoriten zu besorgen, mußte nach seiner Rückkehr, da ihm sein stolzer und heftiger Charakter Feinde gemacht, das Provinzialat niederlegen, und lebte hierauf am Hofe, wo er als Prediger und Gelehrter in großem Ansehn stand. Zum Historiographen des Königreichs ernannt, beschäftigte er sich in dem Hause seines Gönners, des Marquis von Villa Franca, mit der Berichtigung und Fortsetzung des Geschichtswerks von Mariana, ward aber auf den bloßen Verdacht der Theilnahme an einer Schmähschrift, die den Fürsten de la Paz und die Königin angriff, verhaftet und in das Zuchthaus nach Sevilla gebracht. Nach zwei Jahren setzte ihn der Fürst de la Paz als unschuldig wieder in Freiheit. Indeß wies er ihm sein Kloster in Sevilla, unter Aufsicht der Obern, zur Wohnung an. Der Pater Gil verließ es erst im Jahr 1808 nach dem Einfalle der Franzosen. Über 60 Jahr alt, trat er jetzt an die Spitze der Insurrection. Als Mitglied und Generalsecretär der souveränen Junta zu Sevilla bewies er unter allen Umständen Geschicklichkeit und Muth. Seinem Charakter und dem unermüdeten Eifer, durch welchen er seinen Mitbürgern und dem General Castannos Vertrauen einzuflößen wußte, dankt man großentheils die Erfolge bei Baylen (s. d.). Auch bewirkte er die Annahme und kräftige Ausführung des von Dumouriez für Spanien entworfenen und ihm mitgetheilten Plans des kleinen Kriegs der Partidas de Guerillas, wodurch man die überlegene Taktik der Franzosen unschädlich machen wollte. Eben so klug wußte er für Spanien politische Verbindungen mit andern europäischen Staaten anzuknüpfen. Seine Sendung an den Hof zu Palermo brachte der spanischen Sache wesentlichen Vortheil. Als er nach Cadix, wo sich der Sitz der Regierung befand, zurückgekehrt war, ward er von allen öffentlichen Geschäften entfernt, weil er, wie man glaubt, nach der Präsidentschaft strebte. Seitdem hat dieser allgemein geachtete Mann in der Einsamkeit den Wissenschaften gelebt.

Gilbert (Nicolas-Joseph-Laurens), ein junger feuriger französischer Dichter, geboren zu Fontenoy-le-Chateau bei Nancy, im J. 1751. Ein Sturz vom Pferde machte ihn wahnsinnig. In einem Anfall der Krankheit verschluckte er einen Schlüssel und starb daran den 12ten November 1780 im Hotel-Dieu, 29 Jahre alt. Man hat von ihm Oden und Satiren und ein Werk, das bei den Preisen der französischen Akademie concurrirte, unter dem Titel: Le génie aux prises avec la fortune, ou le poët malheureux. Seine Oden über das jüngste Gericht und die Schlacht von Quessant verrathen Energie und enthalten sehr schöne Verse. Seine Satire unter dem Titel: Le dix-huitième siecle und eine andere mit der Aufschrift: Mon apologie, sind mit den höchsten Schönheiten geziert. Auch hat Gilbert den ersten Gesang von dem Tod Abels übersetzt. Im J. 1802 sind seine Werke zu Paris in zwei Bändchen herausgekommen. Eine frühere Ausgabe in einem Bande erschien 1786.

Gilde, gleichbedeutend mit **Gülde**, **Gilte**, **Zunft**, **Einung**, **Innung**, **Gaffelamt**, **Gaffel**, **Amt**, **Zeche**, **Brüderschaft**, **Amtsgilde**, bedeutet öffentlich bestätigte Gesellschaften von Handwerksgenossen, welche mit einer Ordnung und Lade versehen, und mit Ausschließung anderer ein gewisses Handwerk zu treiben berechtigt sind. Allein zu dem Begriffe von einer Gilde oder

Zunft gehört es durchaus nicht, daß nur gerade Handwerksgenossen einerlei Art in Verbindung mit einander stehen, sondern auch Handwerker von ganz verschiedener Art können zusammen eine Gilde ausmachen, wie dies auch wirklich der Fall ist, z. B. mit den Feuerarbeitern, Lederarbeitern ꝛc. Hingegen aber folgt aus dem Begriffe Gilde oder Zunft schon von selbst, daß derselben überhaupt alle diejenigen Rechte zustehen müssen, welche eine jede erlaubte Gesellschaft im Staate ordentlicher Weise genießt. Auf diesem Grundsatze beruht das Recht der Gilden oder Zünfte: 1. gewisse Gilde- oder Zunftartikel, oder Handwerksordnungen zum Besten der Gilde verabreden zu dürfen und darüber Gildebriefe zu besitzen, d. i. eine schriftliche Bestätigung oder ein Privilegium der Landesobrigkeit, so einem Handwerk ertheilt ist, worin zugleich dessen Rechte, Freiheiten und Schranken enthalten sind, nebst dem, was dessen Meister eigentlich verfertigen und treiben können. 2. Einzelnen Mitgliedern und Personen zur Erhaltung einer guten Ordnung die Aufsicht über bestimmte Gilden- oder Innungsgeschäfte zu übertragen und bei Prozessen, welche die Gilde betreffen, einen Syndicus zu bestellen. 3. Zusammenkünfte (oder Morgensprachen, weil sie ehedem des Morgens mit Aufgang der Sonne Statt fanden,) zu halten, wenn es das Beste der Gilde erfodert. Endlich 4. ein gewisses gemeinschaftliches Vermögen zu besitzen und zur Bestreitung der Kosten, welche die Erhaltung und das Beste der Innung erfodern, gewisse Abgaben zu bestimmen, welche die Gilde oder Zunftgenossen entrichten müssen, und die nebst andern Gildesachen in einer gemeinschaftlichen Lade, Gildelade, pflegen aufbewahrt zu werden. An einigen Orten macht man jedoch einen Unterschied zwischen Gilde und Zunft, z. B. in der Mark Brandenburg scheint der Ausdruck Gilde anständiger zu seyn als Zunft, Innung, Gewerk, und eine geehrtere Innung oder Gesellschaft zu bedeuten. Daher nennen sich auch die Kaufleute Kaufmannsgilde, Kramerinnung ꝛc., um sich von andern geringern Zünften und Handwerkern dadurch zu unterscheiden. Indessen hält man die Benennung Gilde an andern Orten für gering, ertheilt sie den gemeinen Handwerken, und belegt die übrigen mit dem Namen Amt oder Ämter. Über den Vortheil oder Nachtheil, den die Gilden der gemeinen Wohlfahrt bringen sollen, ist viel gestritten worden, und man hat sie in neuern Zeiten, wo die Patente für Gewerbe eingeführt wurden, vollends ganz vertilgen wollen. Zu läugnen ist es nicht, daß die Gilden mit ihrem Gildenzwange großen Unfug gemacht, und viele Mißbräuche gehabt und zum Theil noch haben, die man mit Strenge abschaffen, dagegen aber das Gute beibehalten muß, das die Gilden in Ansehung der Vollkommenheit und Güte der Arbeiten, der Ordnung und des bessern Fortkommens der Arbeiter selbst ꝛc. für sich haben. Die Entstehung der Gilden fällt ins 12te Jahrhundert, und den ersten diplomatisch gewissen Gildebrief haben die Gewandschneider und Krämer zu Hamburg 1152 vom Herzoge Heinrich dem Löwen erhalten. X.

Gillies (Dr. John), wurde 1750 zu Brechin in der Grafschaft Angus in Schottland geboren. Er studirte zu Glasgow, und legte sich hier mit glücklichem Erfolg auf griechische Literatur und das Studium der Moral; außerdem ließ er sich die Cultur seiner Muttersprache sehr angelegen seyn. Nach Beendigung seiner Studien auf der Universität wurde er Führer des jetzigen Generals Hope, eines der jüngern Söhne des Grafen Hopetoun. Mit die-

sem brachte er einige Jahre in Deutschland zu, und besuchte in dessen Gesellschaft auch die berühmtesten Städte Frankreichs und Italiens. Seine gelehrten Arbeiten sind, außer einem trefflichen schon in seiner Jugend geschriebenen Aufsatz, betitelt: Defense of the study of classical Literature, besonders folgende: 1. History of ancient Greece, its colonies and conquests u. s. w., das selbst Goldsmiths griechische Geschichte weit übertrifft, wiewohl der deutsche Übersetzer zu manchen Berichtigungen Gelegenheit gefunden hat. 2. View of the reign of Frederik II. of Prussia, with a parallel between that prince and Philipp II. of Macedon, eine Schrift, welche durch den Tod Friedrichs, dessen Hof der Verfasser besucht hatte, veranlaßt wurde, und wegen der scharfsinnigen, glücklich durchgeführten Parallele jener beiden merkwürdigen Männer alle Aufmerksamkeit verdient. 3. Übersetzungen des Lysias, Isokrates und der Politik und Ethik des Aristoteles, nebst einer Analyse der Werke desselben. Nach den letzten Nachrichten lebte Gillies vorzüglich in London. Seine Einkünfte bestehen theils in einer Pension, welche ihm der Graf Hopetoun gibt, theils in dem Honorar, welches seine literarischen Arbeiten abwerfen, und endlich in 200 Pf., welche er als Historiograph von Schottland erhält, zu welcher Würde er nach dem Tode Robertsons erhoben wurde. Er spricht französisch und deutsch mit Fertigkeit, und schätzt die deutsche Literatur.

Gil=Polo (Gaspar), ein berühmter spanischer Dichter, geboren zu Valencia, wo er die schönen Wissenschaften und die Rechte studirte, blühte gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts. Er verdankt seinen Ruhm seiner trefflichen Diana enamorada, einem Schäferroman, der eine Fortsetzung der Diana von Montemayor ist. Cervantes, als er die Bibliothek des Don Quixote mustert, sondert die Diana des Gil=Polo von den zum Scheiterhaufen verurtheilten Büchern ab, und ertheilt ihr die ehrenvollsten Lobsprüche. Sie ist fast in alle Sprachen Europa's übersetzt.

Gimle, nach der skandinavischen Mythologie, ein gegen Mittag am Ende des Himmels gelegener Wohnplatz, die herrlichste unter allen himmlischen Regionen, noch glänzender als die Sonne. Sie wird fortdauern, wenn Himmel und Erde vergehen, und die Guten und Gerechten werden darin wohnen durch alle Zeiten.

Ginguené (Pierre Louis), ein ausgezeichneter franz. Literator in der neuern Zeit, war zu Rennes in der Bretagne 1748 geboren, und stammte aus einer alten, aber verarmten Familie. Frühzeitig eignete er sich ältere und lebende Sprachen mit großer Leichtigkeit an, auch zeigte er lebhaften Sinn für Mahlerei, vorzüglich aber entschied er sich, fast noch Kind, für Dichtkunst und Musik. Zu Paris, wohin er sich im zweiten Drittel des vergangenen Jahrhunderts begab, mußte er zwar, durch seine Vermögensumstände gedrungen, seine Zeit zwischen Arbeiten in einem der Bureau's des Contrôle général und seinen Studien theilen, allein er wußte beiden Anfoderungen genügend zu entsprechen. Pünktlichkeit und Gewandtheit in der Geschäftsführung und eine eben so geläufige als zierliche Handschrift empfahlen ihn denen, welche von Amts wegen nur diesen Theil seiner Verdienste zu beachten hatten, eben so sehr, als ein von ihm im Almanac des Muses anonym eingerücktes Gedicht: Confession de Zulmé, Aufsehen erregte. Dessen ungeachtet warf er sich gegen alle Erwartung in ganz heterogene Studien. Die Tiefen der französischen Sprache waren es, die er in ihren allgemeinen und besondern

Grammatikern und ältern Dichtern, vorzüglich im Rabelais und Malherbe, ergründete. Beide Schriftsteller — vorzüglich der letztere, den er sowohl in metrischer Hinsicht als auch als Sänger großer Männer und Thaten noch über Jean Baptiste Rousseau erhob — wurden seine Lieblinge, und es war ihm ein vorzüglich angenehmes Geschäft, die verblichenen oder doch vergessenen Schönheiten beider Dichter in allem Reiz ihrer Jugend dem Publicum wieder vorzuführen. Bald darauf begannen die Kämpfe zwischen Glucks und Piccini's Anhängern, denen Ginguené bei seiner Liebe für Musik nicht unthätig zuzuschauen vermochte. Er entschied sich bald für Piccini und die ganze italienische Musik, und trat mit desto größerer Festigkeit in den Kampf, da er Piccini's persönlicher Freund geworden war. Auf ihm allein beruhten die ganzen Hoffnungen seiner Partei, während an der Spitze der andern zwei nicht nur durch musikalische Bildung, sondern auch als Denker und Schriftsteller ausgezeichnete Männer, Arnaud und Suard, standen. Muthig begegnete er in einer kleinen Schrift (Mélophile à l'homme de lettres, chargé de la rédaction des articles de l'Opéra dans le Mercure de France, Par. 1783, 8.) dem Angriffe der Gegner, und noch lange nachher schrieb er eine feine, nicht unbedeutende Schrift über Piccini (Notice sur la vie et les ouvrages de Nic. Piccini, Par. 1800, 8.), in welcher er bei aller Vorliebe für diesen Componisten doch auch Gluck als ein Mann von Geschmack und Einsicht beurtheilte, wenn er ihm auch nicht immer volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Indessen wollte das Publicum nicht Partei nehmen, sondern theilte seinen Beifall zwischen Gluck und der italienischen Musik gleichmäßig, und so legte sich der Streit von selbst. Ein Gedicht auf den Tod des Prinzen Leopold von Braunschweig (Léopold, poeme, Par. 1787, 8.) und eine Denkschrift auf Ludwig XII. (Eloge de Louis XII, père du peuple, Par. 1788, 8.), beide durch Preisaufgaben der französischen Akademie veranlaßt, entsprachen den Bestrebungen ihres Verfassers nicht, und fanden bloß ehrenvolle Erwähnung. Größere Aufmerksamkeit erregte seine Beurtheilung der Confessionen Rousseau's (Lettres sur les conf. de J. J. Rousseau, Par. 1791, 8. engl. übers. Lond. 1792, 12.), in welcher er durch die strenge Unparteilichkeit, mit welcher er dessen Leben durchmusterte, mehr zu seiner Vertheidigung beitrug, als es der entschiedenste Lobredner würde gethan haben. Eben jetzt führte ihn die Revolution, an welcher er als warmer Freund der Freiheit thätigen Antheil nahm, in größere Kreise des literarischen und amtlichen Wirkens. Ohne seinen frühern Studien untreu zu werden, deren ununterbrochene Pflege seine literarischen Beiträge zum Moniteur und Mercure de France (in d. J. 1790 — 1792), die Bearbeitung des zur Encyclopédie méthodique gehörigen Dictionnaire de Musique (in Gesellschaft mit Framery P. I. II. Par. 1791 u. 1815, 4.) und sein Antheil an der Nouvelle Grammaire raisonnée (Par. an 3. 1795, 8.) beurkundeten, gesellte er sich durch seine Theilnahme an der Feuille villageoise (1791 und 1792 in Gesellschaft mit Grouvelle, 1793 — 95 allein), und durch die Herausgabe der von ihm gestifteten Décade philosophique, littéraire et politique (1794 bis Sept. 1807, 54 Bände, seit 1805 unter dem Titel Revue) zu den verständigern und ruhigern Sprechern über die Ereignisse des Tags. Die Decade, welche früher eben so wenig für Robespierre als später für Bonaparte in die Posaune stieß, war das einzige französische Journal,

welches sich durch die ganze Revolution hindurch erhielt, ohne je ihren Charakter und Werth zu verläugnen. Nicht minder thätig zeigte er sich in seinen amtlichen Verhältnissen als Directeur général de l'instruction publique, und (nach Niederlegung dieser Stelle im Februar 1798) als Gesandter der Republik am Hofe zu Turin. Bei seiner Rückkehr von diesem Posten wurde er zum Mitglied des Tribunats ernannt. Da er es aber für seine Pflicht hielt, sich einigen Maßregeln der Regierung zu widersetzen, so war er einer von den Tribunen, die der Senat im J. 1802 ausschloß. Ganz seinen Privatstudien wiedergegeben, unternahm er jezt das verdienstvolle Werk, welchem er den größten Theil seines Ruhms verdankt (Histoire littéraire d'Italie, auf 9 Bände angelegt, wovon Th. 1—6 zu Paris 1811—1813, 8. erschienen und Th. 7, bereits zum Druck fertig, und Th. 8, wozu Materialien vorhanden sind, von Boissonade herausgegeben werden sollen). Wenn Tiraboschi bei seinen Forschungen mehr das Einzelne, als das Allgemeine im Auge hatte, so suchte Ginguené im Gegentheil darzustellen, welchen Gang die Literatur überhaupt von dem Zeitalter Constantins an bis auf das 18te Jahrhundert herab in Italien genommen habe. Er erzählt aus den Quellen, und urtheilt meist mit Unbefangenheit. Weder die Gedanken noch der Styl haben etwas Blendendes, aber man folgt dem Verfasser mit Vergnügen, und wird angezogen durch den anspruchlosen gesunden Verstand, der in dem ganzen Werke herrscht, durch die treffende Charakteristik des Einzelnen und durch eine edle Sprache, welche ungeachtet einer gewissen Monotonie der Wendungen sich den Gegenständen gehörig anpaßt. Der Umfang dieses Werkes, wie groß er auch war, vermochte ihn indessen nicht an anderweitigen Beschäftigungen zu verhindern. Außer seinen Arbeiten als Mitglied des Instituts, dessen Sitzungen er unausgesetzt besuchte, schrieb er seine meist italienischen Vorbildern nachgebildeten Fabeln (Par. 1810 und 1814, 18.), übersetzte Catulls Hochzeit der Thetis und des Peleus in franz. Verse (Par. 1812, 16.), und nahm an der Biographie universelle und am 13. u. 14. Theil der Histoire littéraire de la France thätigen Antheil. Eine glückliche Unabhängigkeit, angenehme häusliche Verhältnisse und die volle Achtung der Besten seiner Nation erheiterten den Abend seines Lebens. Er starb zu Paris am 16ten November 1816. Er war auch Mitglied der celtischen und turiner Akademien, und der Athenäen zu Niort und Vaucluse, und hat außer den bereits erwähnten Schriften und einigen kleinern Brochuren noch Chamforts (Par. an 3. 1795, IV. 8.) und Lebruns (Par. 1811, IV. 8.) Werke herausgegeben, und den Text zur 14.—25. Lieferung der Tableaux de la Revolution franç. verfertigt. Der Catalog seiner hinterlassenen Bibliothek hat wegen der überreichen Sammlungen für die italienische Literatur einen bleibenden Werth. Diese Bibliothek, welche zu Anfang 1818 öffentlich versteigert werden sollte, ist an einen uns noch unbekannten Bücherliebhaber im Ganzen verkauft worden. As.

Giordano (Luca), ein berühmter Mahler, geboren zu Neapel im J. 1632, war ein Schüler Espagnolets, und vereinigte sich mit Peter von Cortona, dem er bei seinen großen Arbeiten half. Paul Veronese war das Vorbild, dem er sich vorzugsweise anschloß. Dessen ungeachtet ahmte er die berühmtesten Mahler mit einer solchen Vollkommenheit nach, daß selbst Kenner dadurch getäuscht wurden. Man hatte ihm den Namen Luca fa presto (Lucas, eile dich)

gegeben, entweder weil sein Vater ihn mit diesen Worten anzutreiben pflegte, oder wegen der unglaublichen Schnelligkeit, mit welcher er mahlte. Sein Geist war an Erfindung reich, sein Colorit sanft und harmonisch und sein Pinsel frei und fest; mit der Perspective war er gründlich vertraut. Carl II. von Spanien berief ihn zu sich, um das Escurial zu zieren. Giordano war von einem heitern Temperament und belustigte den Hof mit seinen Einfällen. Die Königin sprach einmal mit ihm von seiner Frau, und äußerte den Wunsch, sie zu kennen. Der Mahler verfertigte auf der Stelle ein Bild von ihr und zeigte es der Fürstin, welche darüber so entzückt war, daß sie ihr Perlenhalsband abnahm und es ihm zum Geschenk für seine Frau übergab. Der König zeigte ihm ein Gemählde von Bassano, und äußerte sein Mißvergnügen, das Gegenstück nicht auch zu besitzen. Wenige Tage darauf zeigte Giordano dem Könige ein Gemählde, daß dieser für ein Werk Bassano's ansah, und so lange dafür hielt, bis jener darthat, daß er es selbst verfertigt habe. Außer diesen beiden Gemählden mahlte er, um die Weise dieses Mahlers nachzuahmen, noch zwei andere, die man in der Carthause St. Martin zu Neapel findet; auch sieht man in derselben Kirche ein Gemählde, worin er dem Chevalier Massimo Stanzioni nachgeahmt hat. Giordano's Talent war von der Art, daß er nach Gefallen die berühmtesten Meister nachahmte, und man ihn den Proteus in seiner Kunst nennen kann. Nach dem Tode Carls II. ging er in sein Vaterland zurück und starb daselbst im J. 1704. Seine vorzüglichsten Stücke sind im Escurial, in Madrid, Florenz und Rom. Die Zahl seiner Werke ist zu groß, als daß ihm zu einem sorgfältigen Studium Zeit geblieben wäre. Der Kenner entdeckt daher fast in allen Incorrectheiten, und nur wenige sind tadellos.

Giornovichi (eigentlich Jarnowick), der Lieblingsschüler des berühmten Lolli, war von italienischen Ältern zu Paris geboren, und einer der größten Virtuosen auf der Violine. Zehn Jahre hindurch war Jarnowicks Methode die allgemein herrschende. Genauigkeit, Reinheit und Eleganz charakterisirten diesen fertigen Violinisten, dagegen aber fehlte ihm ein kräftiger Ton, ein gefühlvolles Gemüth, ein glänzendes Staccato. Nachdem gebieterische Umstände ihn genöthigt hatten, Frankreich zu verlassen, trat er 1782 als erster Violinist in die Capelle des Kronprinzen von Preußen. Der Capellmeister Wolf lernte ihn in Berlin kennen, und spricht in seinen Reisen von dem Enthusiasmus, welchen dieser Virtuose erregte, so oft er sich hören ließ. Schon im J. 1783 verließ er Berlin, weil er mit dem berühmten Stuport (welchen er sogar auf den Degen herausfoderte) in beständigem Streit lebte, besuchte Petersburg, Wien u. s. w., und war 1793 in London. Von 1798 bis 1802 lebte er in Hamburg, ging von da nach Berlin und von da wieder nach Petersburg, wo er im November 1804, als er eben Billard spielte, vom Schlage getroffen starb. In Paris sind sieben Symphonien und neun Concerto's von ihm in Stich erschienen. Von Charakter war Jarnowick sehr heftig und reizbar, und dem Spiel und andern Leidenschaften ohne Gränzen ergeben.

Giotto. Dieser berühmte Mahler wurde, nach Vasari 1276, nach Baldinucci 1265 geboren. Der Sohn eines Bauern in dem Dorfe Vespignano, war er bestimmt, das Vieh zu hüten. Da Cimabue ihn einst beobachtet hatte, wie er eins von seinen Schafen auf einer Steinplatte zeichnete, bat er seinen Vater, ihm den Sohn

zu überlassen, und nahm ihn mit nach Florenz, wo er ihn in der Mahlerei unterrichtete. Seine äußerst glücklichen Anlagen, besonders die ihm eigenthümliche Grazie, entwickelten sich so schnell, daß er in kurzem seinen Meister und alle mitlebenden Mahler übertraf. Die Kunst verdankt ihm viel wegen seines natürlicheren Faltenwurfs, wegen des Ausdrucks, der Weichheit und Grazie in seinen Bildern, hauptsächlich aber, weil er sich zuerst an Verkürzungen wagte, durch welches alles er sich den Namen eines Schülers der Natur erwarb. Zu seinen vorzüglichsten Werken gehört die berühmte Navicella in Rom, in Florenz einige Frescogemählde, unter denen die von Michel Angelo und Mengs so bewunderte Grablegung der Jungfrau sich befindet. Dieser außerordentliche Mann beschränkte sich aber nicht auf die Mahlerei allein, sondern trieb mit gleichem Glück die Mosaik, Bildhauer- und Baukunst, und war zugleich ein ausgezeichneter Miniatür- und Porträtmahler. Er starb im J. 1336, und hinterließ eine Menge Schüler.

Girande, Girandel, ist ein Springbrunnen, aus welchem durch viele Öffnungen Wasserstrahlen in die Höhe steigen und wegen der darin eingeschlossenen Luft ein heftiges Rauschen und Brausen verursachen. Auch nennt man Girande, Feuergarbe (Caisse de fusées), ein großes Feuerwerk, aus welchem eine Menge Racketen auf einmal emporsteigen und ihr Feuer in abwechselnden Richtungen ausströmen.

Girardon (François), Bildhauer und Architekt, war im J. 1628 zu Troyes in Champagne geboren und hatte Laurent Maziere zum Lehrer. Nachdem er sich unter François Anguier vervollkommnet hatte, erlangte er einen solchen Ruf, daß Ludwig XIV. ihn mit einer Pension von 1000 Thalern nach Rom schickte, um die Meisterwerke alter und neuer Zeit zu studiren. Nach seiner Rückkehr schmückte er in Paris die königlichen Schlösser mit seinen Arbeiten in Marmor und Bronze. Nach Le Bruns Tode übertrug ihm Ludwig XIV. das Amt eines Oberaufsehers aller Bildhauerwerke. Nur der berühmte Pujet war mit dieser Wahl unzufrieden, und ging, um nicht von ihm abhängig zu seyn, nach Marseille. Diese beiden Nebenbuhler waren einer des andern würdig. Pujet gab seinen Figuren mehr Ausdruck, Girardon mehr Anmuth. Auch zeichnen sich seine Werke durch Correctheit der Zeichnung und Schönheit in der Anordnung aus. Die vorzüglichsten sind: das prächtige Mausoleum des Cardinals Richelieu, sonst in der Kirche der Sorbonne, jetzt in dem Museum des Petits-Augustins; die reitende Statue Ludwigs XIV., welche sein Meisterstück war, und am 12ten August 1792 umgeworfen wurde; endlich in den Gärten von Versailles die Entführung der Proserpina von Pluto und die herrlichen Gruppen, welche die Bosquets der Apollobäder u. s. w. zieren. Da Girardon zu beschäftigt war, um seinen Marmor selbst bearbeiten zu können, überließ er diesen wesentlichen Theil der Bildhauerei Künstlern, die zwar geschickt, aber doch nicht von den Talenten ihres Meisters waren. Er starb zu Paris den 1sten September 1715. Seine Gattin, Catharina du Chemin, erwarb sich einen Namen als Blumenmahlerin.

Giro, eigentlich ein Kreis, Kreislauf, eine mehrmals geschehene Indossirung (Übertragung) eines Wechselbriefs, daher ein solcher von einem Inhaber auf einen andern indossirter Wechsel ein girirter Wechselbrief, die Handlung der Übertragung aber giriren

heißt; gleichwie jene Person, die einen girirten Wechselbrief an eine andere indossirt hat, der Girant, derjenige aber, an welchen ein solches Indossement gerichtet ist, der Girat genannt wird. Ein ausgefülltes Giro wird dadurch bewirkt, daß der Girat in dem Giro mit Beifügung der Datums benannt ist, und der Trassat (der Bezogene) mit der Bezahlung an ihn oder dessen Ordre angewiesen wird. Ein Giro in blanco, oder ein unausgefülltes Giro ist ein solches, wo über dem Namen des Giranten ein leerer Raum gelassen ist, damit der Girat das Giro selbst ausfüllen kann. Der Girat hat dabei den Vortheil, daß er nicht mit in die Reihe der Giranten tritt, und er mithin von der den Giranten stillschweigend obliegenden Garantie des Wechsels befreit bleibt. Da indeß auch mancher Unterschleif durch Giri der Art möglich gemacht wird, so sind sie in vielen Wechselordnungen verboten.

Girobank heißt diejenige Gattung der Depositenbanken (s. d. Art.), bei welchen edles Metall in Stangen oder gemünzt hinterlegt, und über die dargebrachte Summe dem Hinterleger ein Credit auf die Bücher der Bank eröffnet wird. Diese Bankanstalten setzen keine Noten in Umlauf, wie die Zettelbanken thun, sondern es wird einem Jeden, der darin edles Metall niedergelegt hat, im Hauptbuche der Bank die eingelegte Summe, nach Bankgeld berechnet, auf ein eigenes Blatt (Folium) angezeichnet; hat er dann an einen Dritten Zahlungen zu leisten, so braucht er nur eine Anweisung zu geben, die zu zahlende Summe von seinem Blatt abzuschreiben und auf dem Blatte des Empfängers zuzuschreiben. Es versteht sich von selbst, daß die Bank für die empfangenen Summen keine Zinsen zahlen kann, denn der Eigenthümer kann ja darüber zu jeder Zeit eben so verfügen, als ob er die Summen selbst verwahrte; die Bank leistet demselben dadurch einen wichtigen Dienst, daß sie sein Münzmetall sicher verwahrt und ihn der Mühe überhebt, seine Zahlungen selbst zu machen. Eine Bank dieser Art kann aber nur den Handelsleuten ihres Orts dienen, da nur auf mündliche Anweisungen Summen überschrieben werden können, indem die schriftliche zu große Gefahr des Betrugs veranlassen würde. — Ihren Namen verdanken diese Banken dem italienischen Worte Giro, welches Kreis bedeutet, weil die Fonds der Bank fast immer innerhalb eines bestimmten Kreises von Eigenern bleiben, aus dem sie nicht heraustreten. Die bedeutendsten Anstalten dieser Art befinden sich in Hamburg und Amsterdam. K. M.

Girodet, der eigenthümlichste, vielseitigste und wissenschaftlichste der neuern französischen Mahler, ist der trefflichste von Regnaults Schülern. Er ist in Paris 1769 geboren. Sein Streben ist echt und groß, und nicht in den Schranken einer Manier befangen. Schon in früher Jugend studirte er in Rom. Man erkennt in seinen Werken eine entschiedne Neigung zu plastischer Vollendung und antikem Styl, doch waltet dabei Leben und Natur mit schöner Eigenthümlichkeit in allen seinen Gemählden; er macht es wie die alten Italiener, die das Antike im romantischen Geist und Sinn zu erreichen suchten. Seine Zeichnung ist höchst richtig und von strenger Bestimmtheit, sein Colorit reich und transparent, doch still harmonisch, fern von Buntheit. Er arbeitet mit eben so ernster Sorgsamkeit als Genialität, es steht alles gediegen da. Er liebt die Lichteffecte, aber sie gehen bei ihm aus dem Geist des Bildes hervor. Eines von Girodets schönsten Gemählden ist sein Endymion, den er noch in

Italien mahlte. Sein Hippokrates hat eine wundersam schöne Beleuchtung; sein Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt, ist ein idyllisches, liebliches Werk; sein Ossian hat Schönheiten der Zeichnung, aber dieser Gegenstand ist in der Erfindung verfehlt. Sehr berühmt ist dagegen die große Sündfluthsscene dieses Meisters, ein Hauch von Buonarotti's Riesengeist weht darin. Ein rein schönes und ewig rührendes Kunstwerk ist hingegen Girodets Atala nach der bekannten Erzählung Chateaubriands. Er mahlte ferner Napoleon, wie er die Schlüssel der Stadt Wien empfängt. Die Porträts dieses Meisters sind vortrefflich, voll Kraft und Wahrheit. Er selbst ist allgemein geschätzt und geliebt; Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Strenge gegen sich und Milde gegen andere, tiefer Kunstsinn und warmes Gefühl, sind die Hauptzüge von Girodets Charakter. Im Jahre 1817 wurde er Ritter des St. Michaelordens. Er arbeitet jetzt an einem sehr großen Gemählde, den heiligen Ludwig in Ägypten darstellend. Wl.

Girondisten (les Girondins), die Partei der Republikaner edlerer Gesinnung in der zweiten französischen Nationalversammlung, (1791—1793) der gesetzgebenden, merkwürdig wegen der großen Talente ihrer vorzüglichsten Stimmführer und wegen ihres sechsmonatlichen für sie unglücklich endenden Kampfs mit dem sogenannten Berge in der Nationalconvention. Man nennt sie Girondepartei, weil die Häupter derselben, Guadet, Gensonné und Vergniaux, an die sich noch zwanzig andere anschlossen, aus dem Departement der Gironde waren. An ihrer Spitze stand der kühne, feurige Guadet, einer der ausgezeichnetsten Redner des Convents. Er war Advocat in Bordeaux, als er, 32 Jahr alt, zum Deputirten der gesetzgebenden Versammlung gewählt wurde. Dies geschah im Jahre 1791, zu einer Zeit, wo der König, nach seiner Rückkehr von Varennes, schon wie ein Gefangener in seinem eigenen Palast gehalten wurde, und das republikanische System bereits in Paris und den Provinzen — am meisten in den Seehandelsstädten — die besten Köpfe, vorzüglich die Ehrgeizigen und die Ränkemacher, doch auch viele gut Republikanischgesinnte für sich eingenommen, und die öffentliche Meinung auf die Nothwendigkeit hingelenkt hatte, an die Stelle des verächtlich gewordenen Thrones eine republikanische Regierungsform zu setzen. — Schon vor ihrer Abreise nach Paris schworen in ihrem Club zu Bordeaux die im Departement der Gironde gewählten Deputirten, der stürmische Guadet am entschlossensten, die letzte Wurzel des Königthums auszurotten, und eine Republik zu gründen. Darum schlossen sich Guadet und seine Freunde in Paris nicht an den Club der Feuillants an, welcher das constitutionelle Königthum vertheidigte, sondern an die Jacobiner, unter welchen bereits die wildesten Demagogen (die Cordeliers), Danton, Robespierre, Brissot, Petion, Sieyes u. A. theils aus Fanatismus, theils von verwegenem Übermuth getrieben, den Haß des Volks gegen den König zum gänzlichen Umsturz der Monarchie aufzuregen begonnen hatten. Guadet machte durch seine stürmische Rednerkraft den größten Eindruck. Er wandte sich vorzüglich gegen die Ausgewanderten, die Priester, den Hof und die Minister. So setzten er und Gensonné den 2ten Januar 1792 das Anklagedecret gegen die Brüder des Königs durch. Indeß gab es auch gemäßigte Girondisten, die wenigstens nicht offen zu den Königsfeinden gehörten. Aus diesen wählte Ludwig seine Minister,

Roland, Servan, Clavière und Dumouriez; allein die übrigen schritten mit um so größerer Heftigkeit auf der Bahn der Revolution fort; und der Angriff auf die Tuilerien am 20sten Juni 1792 wurde als ihr Werk angesehen. Allein durch die ochlokratischen Plane der Faction Danton besonnener gemacht, fingen sie Ende Juli 1792 an, sich den Constitutionellen mehr zu nähern, und selbst mit dem Hofe zu unterhandeln. Da sie aber ihre Foderungen verworfen sahen, nahmen sie ihr altes System wieder an; doch hatten sie keinen Antheil an dem 10ten August, der ganz das Werk der Faction Dantons war. Sie glaubten, der Augenblick, eine Republik zu errichten, sey noch nicht gekommen, und schlugen sogar vor, dem Dauphin einen Gouverneur zu geben. Nach dem 10ten August wurden Guadet und andere Girondisten die wirksamsten Mitglieder der Regierungscommission, wo sie nicht nur keine Gewaltthat begingen, sondern selbst Geächtete in Schuz nahmen. Allein bald mußten sie der übermächtigen Partei Dantons weichen, welcher die pariser Stadtgemeinde auf seiner Seite hatte, und unter ihren Augen das Morden der Gefangenen am 2ten September geschehen lassen. Doch erhob sich ihre republikanische Begeisterung aufs neue, als die Heere der Verbündeten in Frankreich eindrangen. Damals verlangte Guadet, die kleine Stadt Longwi sollte der Erde gleich gemacht werden, weil sie sich vom Feinde hatte nehmen lassen. Noch größer war sein Muth, mit dem er sich der Faction Orleans widersetzte, und auf die Bestrafung der Verbrechen im September drang. Allein die Girondisten, welche jezt durch den berühmten Condorcet eine neue Constitution entwerfen ließen, konnten bei ihren Grundsätzen weder auf den Beistand der Constitutionellen noch der Royalisten rechnen; und die Ochlokraten warfen ihnen ihre früheren Verbindungen mit dem Hofe vor; am heftigsten griffen die frechern Jacobiner (die Anarchisten) und die Cordeliers (die Maratisten), vor allen andern die Girondisten, Guadet an, weil sie ihn am meisten fürchteten. Dies that vorzüglich Robespierre. Allein der Redner von der Garonne schlug mit der Kraft seines Talents den Günstling des Pöbels leicht zu Boden, so daß selbst seine Feinde den Sieger bewundern mußten. Am kühnsten erhob sich Guadet, als er Danton und Robespierre'n anklagte, daß sie die Stützen einer weit gefährlichern Partei wären. Zugleich ließen die Girondisten, um ihre Feinde zu widerlegen, die Todesstrafe gegen jeden aussprechen, der die Bourbons wieder auf den Thron riefe; hierauf schlugen sie die Todesstrafe gegen die Emigrirten, und den Haftbefehl gegen den Herzog von Orleans vor. — In dem Prozeß des Königs stimmten Guadet, Gensonné und Vergniaux für den Tod, nachdem ihr Vorschlag, daß man wegen der Verurtheilung das Volk befragen solle, verworfen worden war. Nach dem Ausspruch des Todesurtheils verlangte Guadet mit großem Nachdruck den Aufschub der Vollziehung, und bewirkte den vierten Namenaufruf in jenem unglücklichen Prozesse. Indeß konnten sie ihre Feinde nicht entwaffnen. Vielmehr beging die Thalpartei, wie man die Girondisten nannte, weil sie auf den Bänken des Erdplatzes saßen, die Unvorsichtigkeit, gegen Marat (20sten April) eine Anklage zu decretiren. Er ward vom Revolutionstribunale losgesprochen, und der Berg hielt sich durch dieses Beispiel für berechtigt, auch seiner Seits die Girondistenhäupter vor das Revolutionstribunal zu ziehn. Da aber die Ochlokraten und Anarchisten (Marat, Pache, Hebert, Chaumette,

Chabot u. A.) sahen, daß sie den Girondisten nicht die Stimmenmehrheit in der Versammlung entreißen würden, so bedienten sie sich der Pariser Sectionen, welche mit aufrührerischem Geschrei vor dem Convent erschienen, und die Verurtheilung der Girondisten foderten; doch Guadet siegte diesmal noch. Selbst als die ganze Pariser Stadtgemeinde die Foderung wiederholte, triumphirte der unerschrockene Republikaner. Nun bewaffneten jene den Pöbel der Vorstädte St. Antoine u. a. Am 31sten Mai 1793 ward das Zeichen mit der Sturmglocke gegeben. An der Spitze eines bewaffneten Haufens umgab Henriot, der Commandant der Pariser Nationalgarde, den Convent, während Hassenfratz, von einer Schaar sogenannter Bittenden begleitet, vor die Schranken trat, und von ihrem Mordgeschrei unterstützt, die Achtserklärung der 22 Girondisten verlangte. In diesem entscheidenden Augenblicke erhob sich Guadet abermals auf die Rednerbühne, und seine Partei trug auch diesmal noch den Sieg davon. Allein der Aufstand dauerte fort am 1sten und 2ten Juni, die Anarchisten, von einem unsinnigen Pöbel unterstützt, siegten, eine Liste von 34 von der Girondepartei ward geächtet und zur Erscheinung vor dem Revolutionstribunal verurtheilt. Die meisten der Angeklagten suchten sich durch die Flucht in die westlichen Departements, welche sie hofften, gegen den Convent insurgiren zu können, zu retten. Dieser, unter dem Schutz des Schreckens, der an der Tagesordnung war, schritt aber unaufhaltsam in seinen Maßregeln fort. Die Zahl der Proscribirten wurde auf 53 erweitert; 66 andere, die gegen die Beschlüsse vom 1sten und 2ten Juni protestirt hatten, wurden aus dem Convent gestoßen und auch in Verhaft gebracht. Es folgten nun schnell Hinrichtungen auf Hinrichtungen. In Paris fiel zuerst Gorsas unter dem Beil der Guillotine (7ten October 1793); dann am 31sten October Brissot, Gensonné, Vergniaud, Sillery und siebzehn Andere. Wenige retteten sich (unter diesen war Louvet, der seine Begebenheiten während seiner Proscription auf eine höchst anziehende Weise unter dem einfachen Titel: Quelques notices pour l'histoire [deutsch von Archenholz und von C. F. Cramer] dem Publicum mittheilte). Roland, Lidon, Clavière, Petion, Buzot, Condorcet u. A. gaben sich selbst den Tod. Wir widmen mehreren dieser Männer besondere Artikel. In diesen Zeitpunkt fällt auch Charlotte Corday's, der begeisterten Anhängerin der Girondisten und insbesondere Barbaroux, Ermordung Marats. Allein alle gegen den Convent genommenen Maßregeln reizten nur den Berg zu größerer Wuth und Consequenz. Er gebar das Schreckenssystem und Robespierre's Dictatur. Man vergl. über vieles hier im Allgemeinen Erzählte die besondern Artikel, und über den Fortgang der französischen Revolution den Art. Frankreich. K.

Girtanner (Christoph), geboren im J. 1760 zu St. Gallen, studirte in Göttingen die Medicin, machte von da aus verschiedene Reisen nach Frankreich, England, Schottland, in verschiedene Gegenden Deutschlands und die Schweiz, privatisirte nach seiner Rückkunft in Göttingen, und starb daselbst den 17ten Mai 1800. Er war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller im medicinischen und politischen Fache, und sehr geschickt, fremde Ideen zu verarbeiten. Unter den Deutschen war er einer der ersten, die den Werth der antiphlogistischen Chemie einsahen, und sie durch Schriften verbreiteten. Weniger Werth haben seine Darstellungen des Brownschen und des Dar-

winschen Systems der practischen Heilkunde und sein Buch über Kinderkrankheiten. Kants naturhistorische Ansichten und Sätze sammelte und erläuterte er sehr gut. Über die französische Revolution hat er viel drucken lassen. Seine erschienene Geschichte derselben, so wie sein politisches Journal, deren Hauptcharakter Anhänglichkeit an die Sache der Deutschen und des Königthums ist, werden noch gelesen und nachgeschlagen werden, wenn die Scurrilitäten jacobinischer Pamphlets gegen ihn längst vergessen seyn werden.

Gis, s. Ton, Tonart.

Giseke (Nicolas Dieterich), war 1724 zu Günz in Niederungarn geboren, verlor seinen Vater Paul Giseke (eigentlich Koszechk) bald nach seiner Geburt und ward in Hamburg erzogen, wohin seine Mutter zu Anverwandten zog. Von trefflichen Lehrern in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet, erwarb er sich zugleich durch seine gefälligen Sitten unter andern die Gunst von Brockes und Hagedorn. Im J. 1745 ging er auf die Universität Leipzig, wo er sich mit Eifer den theologischen Wissenschaften widmete, seine Nebenstunden aber der Dichtkunst schenkte. Die Verfasser der bremischen Beiträge wurden seine Freunde. Nachdem er 1748 Leipzig verlassen und einige Jahre in Hannover und Braunschweig die Erziehung einiger Jünglinge besorgt hatte, ward er 1753 Prediger in Trautenstein im Fürstenthum Blankenburg, erhielt nach J. A. Cramers Tode die Oberhofpredigerstelle in Quedlinburg und ward im J. 1760 von dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zum Superintendenten ernannt. Hier starb er in der Blüthe seiner Jahre am 23sten Febr. 1765. Bedenkt man, daß Giseke in die Zeit des erst aufblühenden deutschen Geschmacks fiel, so muß man seine poetischen Arbeiten, deren reine und fließende Versification sich besonders empfiehlt, schätzbar und alles Lobes werth finden. Er erscheint als ein anmuthiger und lehrreicher Dichter, der in der erzählenden und didaktischen Gattung am glücklichsten gearbeitet hat. Nicht Feuer und Scharfsinn noch Gedrungenheit, aber ein sanfter Fluß der Gedanken und Worte, gefällige Moral, edle Einfalt und kunstlose Leichtigkeit im Ausdruck sind das eigenthümliche Gepräge seiner Lehrgedichte, in denen ein frommes Herz redet, und sich in Gefühle der Religion, der Freundschaft und reinsten Liebe ergießt. Von Begeisterung ist selten, von Witz und Laune nie eine Spur zu finden. Klopstock hat ihm im zweiten Liede seines Wingolf ein Denkmal gesetzt, auch eine besondere Ode an ihn gerichtet.

Giustiniani (Vincent Joseph Philipp), Prinz von Bassano und Corbara, Municipalrath in Rom, geb. den 2ten Nov. 1762. Die 1798 entstandene römische Republik schickte ihn mit der Nachricht von ihrer Entstehung an das französische Directorium. Seitdem nahm er an allen Veränderungen in Rom einen wichtigen Antheil, indem er stets auf der Seite der siegenden Partei stand. Bei der Vereinigung Roms mit Frankreich ward er 1812 für den Senat erwählt. Seit 1814 ist er päpstlicher Statthalter in einer Provinz des Kirchenstaats, und gehört zu den römischen Baronen, die im Oct. 1816 ihren grundherrlichen Lehnsrechten entsagt haben. Über die unter dem Namen der Giustinianischen bisher bekannte Gemähldesammlung s. den folgenden Art.

Giustinianische Gemähldesammlung. Diese treffliche Sammlung befindet sich jetzt in Berlin; der König von Preußen kaufte sie im Jahre 1815 in Paris, und sie wird nun hoffentlich mit

einer Auswahl der vorzüglichsten Kunstschätze, die sich in den königlichen Schlössern befinden, vereinet, bald aufgestellt werden, und so eine sehr interessante Gallerie bilden. — Das fürstliche Haus Giustiniani in Rom stammt von einem schon von Alters her berühmten Hause in Genua. Der Sammler dieser Kunstwerke führte den Titel eines Marchese, und lebte am Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderts. Zwei Jahrhunderte lang war diese Gallerie die Zierde eines der größten Paläste Roms, den derselbe Sammler auf einem Theil der Ruinen von den berühmten Thermen des Nero erbauete. Der größte Theil der Gemählde dieser Gallerie ist von Meistern, die zur Zeit des Sammlers lebten, und von denen viele, die sich diesem Haus verpflichtet fühlten, ihre besten Werke gleich für die Familie Giustiniani bestimmten. Dies macht diese Sammlung auch besonders merkwürdig für die Geschichte der Kunst, denn in jener Zeit flammte der alte Kunstgeist zum letztenmale kräftig auf, obgleich auf andere Weise wie früher, und leuchtete noch in ein ganzes Jahrhundert hinein, aus dessen Lauf wir auch bedeutende Kunstwerke hier finden, da die spätern Prinzen Giustiniani ihre Sammlung noch vermehrten. Man zählt auf 170 Gemählde; im Jahre 1807, wo diese Sammlung nach Paris kam, war sie noch vollständiger, aber manches herrliche Gemählde derselben wurde einzeln verkauft, ehe sie mehrere Jahre später von dem Prinzen Giustiniani an Bonnemaison im Ganzen verkauft wurde. — Aus der frühesten Periode bemerken wir besonders ein Gemählde des Domenico Corradi Ghirlandajo, die Wahrheit vorstellend als eine nur mit zartem Flor bekleidete Gestalt, mit einem spiegelblanken Schild und einem Palmzweig in den Händen. Den Hintergrund bildet eine Landschaft, worin mit kleinen Figuren Paradies und Hölle angedeutet ist, und die Hauptfigur auf einem Wagen von vier weißen Einhörnern gezogen wird. Das Ganze hat das phantastisch Bedeutungsvolle, das mehrern Werken jener frühen Zeit eigen ist. Der Pinsel ist etwas trocken, aber die Behandlung des Nackten schön, der Blick klar und rührend. Ferner sind aus dieser kindlich frommen Kunstepoche sehr bemerkenswerth: drei Madonnen von Francesco Francia, eine Judith von Mantegna (diese Darstellung hatte sich der hohe Meister recht eigentlich zum Studium gewählt, wie seine vielfachen Entwürfe bezeugen, die alle von schöner Eigenthümlichkeit und Hoheit des Gedankens sind) der beweinte Christus von Luca Signorelli, ein jugendlicher Christuskopf, der fälschlich für einen Leonardo da Vinci ausgegeben wird, da er wohl aus Perugino's Schule ist, und zwei Madonnen des Innocentius von Imola, in denen noch die Anspruchlosigkeit und süße Einfalt der alten Zeit herrscht, obgleich der Meister schon einer spätern angehört. — Von den vier Hauptschulen sind folgende Gemählde besonders bemerkenswerth. Aus der Florentinischen: der Raub des Ganymed von Michel Angelo Buonarotti, groß gedacht und erfunden, obschon im verjüngten Maßstab; der Ganymed hat alle die kühnen Verkürzungen und die kraftvolle Bewegung, die diesen Meister bezeichnen, welcher allem Großen verwandt war, der Grazie aber fremd blieb. Dies Gemählde ist so zart und sorgfältig ausgeführt, daß Viele behaupten, es sey nur nach der Zeichnung des Meisters von Marcellino Venusti gemahlt. Eine heilige Familie von Fra Bartolomeo della Porta, ein tiefgedachtes, feurig vollendetes Bild. Mehrere köstliche Gemählde von

Andrea del Sarto. Venus und Amor von Daniel di Volterra. — Aus der Römisch-raphaelischen Schule ist besonders ein herrliches Gemählde aus Raphaels späterer Zeit hier; Manche behaupten, es sey nach Raphaels Zeichnung von Francesco Penni gemahlt, doch die vollendet hohe Schönheit in Form und Ausdruck verräth den Meister selbst. Es ist ein Johannes der Evangelist, auf einem Thron von Wolken sitzend, in hoher Begeisterung will er eben die göttliche Offenbarung auf eine Tafel schreiben, die er mit der Linken hält, der Adler ruht zu seinen Füßen. Seine blaue Tunika und sein weitflatterndes violettes Gewand sind so mit weißen Lichtern gehöht, daß sie in den Farben der Morgenröthe zu schillern scheinen. Es liegt etwas namenlos Großes in dieser festen freien Stirne, diesem ernsten dunkeln Auge, diesem sanft wohlwollenden Mund. Wie herrlich ist das rechte Bein gezeichnet, dessen verkürzter Fuß ganz aus dem Bild herauszutreten scheint! Eine Wiederholung dieses Gemähldes befindet sich im Museum zu Marseille. Es war sonst höchst interessant, als Gegenstück zu diesem Gemählde denselben Gegenstand in gleicher Größe von Dominichino zu sehen, aber leider ist dies treffliche Bild nicht mehr bei der Sammlung. Johannes war gleichfalls sitzend dargestellt, aber auf der Erde, und zwei Engelsknaben trugen ihm Buch und Feder. Es war eins der schönsten Werke Dominichino's. Ferner ist aus dieser Schule eine Vermählung der heiligen Catharina von Giulio Romano, ein ausgezeichnet schönes Bild, worin die schwarzen Töne nicht so vorherrschen, wie oft bei diesem Meister, das Colorit ist heiter und harmonisch, die Köpfe sind von der schönsten Vollendung. So ist auch von diesem Meister die herrliche Copie des Porträts Julius II. nach Raphael, auf welcher bekanntlich Giulio Romano die Ringe anders mahlen mußte als auf dem Original, um sie unterscheiden zu können. — Aus der lombardischen Schule bemerken wir besonders einen Christuskopf von Correggio, zwei kleine Gemählde seines Schülers Rondani, eine Magdalena und eine Ruhe der heiligen Familie, beide sind flüchtig aber sehr lieblich gemahlt; das zweite ist eine freie Nachahmung von Correggio's Zingarella. — Die Arbeiten dieses Meisters, der Correggio's Grazie und Helldunkel mit Parmegianino's Eleganz vereint, sind äußerst selten. Ein Studium von Engelsköpfen von Parmegianino, zwei heilige Familien von Camillo Procaccini, ein Besuch der heiligen Elisabeth bei der Jungfrau, von Pellegrini Tibaldi, und ein Hieronymus von Dosso Dossi, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Aus der venetianischen Schule nennen wir vorzüglich die Herodias von Giorgione, ein außerordentlich gut erhaltenes Bild, welches sich durch Ausdruck, Harmonie und ein herrliches Spiel von Licht und Schatten auszeichnet. Die Ehebrecherin vor Christo, von Sebastiano del Piombo, oder wie Einige behaupten, von Pordenone; ein Bild voll Geist, Adel, Anmuth, Wahrheit und Leben, von der höchsten Schönheit des Colorits und der Ausführung, eine der größten Zierden der Sammlung. Alles ist eigenthümlich darin, die Charaktere sind wunderbar individuell aufgefaßt. Der Kopf des Erlösers ist rein menschlich schön, voll Sanftmuth und Milde, der Gegensatz derselben zu der Heuchelei und Verstocktheit der Pharisäer und der Zerknirschung der schönen reuigen Verbrecherin ist glücklich und mit seltner Kraft dargestellt. Zugleich findet man in diesem Gemählde die Porträts der vorzüglichsten venetianischen

Künstler; der israelitische Richter ist Sebastiano del Piombo, der Kopf mit dem schwarzen Bart Palmavecchio, und der Krieger über dem Kopf der Frau ist Giorgione. Eine Venus und eine Badende von Tizian, eine heil. Agnes von Paul Veronese (für Albano ausgegeben), mehrere schöne Bildnisse von Tintoretto, eine Carita von Turchi und eine Kreuzesabnahme von Paolo Veronese, beweisen nebst mehrern andern schätzbaren Gemählden, wie reich diese Sammlung von venetianischen Meistern ist. Von diesen ist auch mehreres neu hinzugekommen. Doch die seltensten Schätze dieser Gallerie treffen wir nun unter den Werken der Eklektiker und der Naturalisten. Zuerst bemerken wir das herrliche Gemählde von Lodovico Carracci, Christus, der wunderbarer Weise fünftausend Mann mit fünf Broten und zwei Fischen speis't. Der Künstler wählte den Augenblick, wo das Volk freudig das Wunder erwartet; Jesus, stehend unter der Menge, wendet sich zu seinen Jüngern, wovon einer die Brote hält, und segnet die Fische, welche ihm ein Knabe reicht. Es sind zehn Hauptfiguren, ihr Charakter ist groß, das Ganze hat Hoheit und Würde; durch die sinnige Vertheilung und Verbindung der Hauptfiguren bewirken sie eine Abstufung der Flächen der weiten Landschaft, die mit einer zahllosen Menge Volkes bedeckt ist. Der große Meister, dessen Hauptvorzug sinnige Klarheit und Würde ist, mahlte dieses Bild, als er aus Tintoretto's Schule kam, und vereinte darin venetianische Farbenglut mit den großen und richtigen Formen der Florentiner. Zwei kleinere Gemählde desselben Meisters, eine Madonna und eine Venus mit dem Amor, beweisen, wie sehr er auch Correggio's Styl studirte. Von dem kühnen kräftigen Agostino Carracci ist ein Christus mit dem Zinsgroschen hier, und ein todter Christus zwischen zwei Engeln; die wundersame Verkürzung dieser Gestalt, der Ausdruck und die Farbengebung sind im größten Styl. Von Annibal Carracci ist eine Skizze hier, Jesus am Kreuz, die an Charakterkraft, Wissenschaftlichkeit und Anmuth zu den seltensten Meisterwerken gehört. Unter mehreren schönen Werken dieses Meisters bemerken wir noch eine herrliche große Landschaft aus der Gegend von Neapel bei Sonnenuntergang; die Frische der Farben, die Großheit der Composition und die geistvolle Behandlung machen sie zu einem echt classischen Werk. So ist auch von Dominichino eine schöne waldige Gebirgsgegend hier; diese Landschaften großer italienischer Geschichtsmahler sind um so merkwürdiger, da viele Gallerien sie ganz entbehren, und da ihr Styl so groß, ihre Behandluag so kräftig und leicht, ihr Ton in seiner dunkeln Bläue so ernst und still, so romantisch und eigenthümlich ist, daß sie wahre Vorbilder fur alle Zeiten bleiben. Besonders merkwürdig ist noch aus dieser Schule ein wundervoll schönes Gemählde des Guido Reni, eines seiner größten Meisterwerke. Es stellt die beiden Eremiten vor, den heiligen Paulus und den heiligen Antonius, die in der thebanischen Wüste sich zusammen unterreden. Die beiden frommen Greise tragen das Gepräge ihrer strengen Lebensart. Ein kahler Felsen bildet den Hintergrund, aber von oben fällt der Glanz einer himmlischen Glorie herein, in deren Mitte man die Madonna mit dem Jesuskind, von Engeln begleitet, sieht. Das Ganze ist im größten Styl gedacht und ausgeführt, einfach und edel, wahr und kräftig sind die beiden Anachoreten, höchst lieblich ist die obere Glorie, alles leicht und höchst genial behandelt. Von Albani finden wir in dieser Samm-

lung sehr merkwürdige Gemählde aus der Zeit, wo er eben die Schule der Carracci verließ, und daher noch deren größern Styl mit seinem natürlichen Zartgefühl und lieblichen Pinsel verband, auch noch in Lebensgröße mahlte. So ist hier ein Abendmahl nach einer Zeichnung von Carracci, und eine Folgereihe trefflicher Gemählde, alles halbe Figuren, Christus, Maria, Johannes Baptista, und die Apostel Petrus, Andreas, Bartholomäus, Simon und Judas Thaddeus vorstellend. In derselben Größe und Art mahlte Dominichino gleichfalls nach Zeichnungen des Annibal Carracci, den Johannes, Thomas und Jacobus. Das Studium dieser Köpfe ist ungemein lehrreich und interessant. Von Annibal Caracci selbst sind die Apostel Philippus, Matthäus, Jacobus der kleinere, und Paulus. — Doch nun kommen wir zu dem ersten Meister unter den Naturalisten, von welchem keine Gallerie schönere Werke besitzt als diese, dem Michel Angelo Amerigi da Caravaggio. Zuerst bewundert man sein Altarblatt, die Ungläubigkeit des heiligen Thomas; die kühne Kraft, herrliche Farbengebung, und tief durchdachte Gegeneinanderstellung von Licht und Schatten, die dem Caravaggio eigen sind, bemerken wir hier sowohl als in seinem hier befindlichen heiligen Matthäus und seinem Christus am Ölberge. Doch in ihrer vollsten Originalität zeigt sich seine verwegne Flammenkraft in zwei kühn und groß gedachten allegorischen Gemählden. Auf dem einen ist die sinnliche Liebe unter dem Bilde eines funfzehnjährigen Jünglings dargestellt; er ist ganz unbekleidet, boshafte Schadenfreude blitzt aus seinen Augen, treulos ist sein Lächeln, er hat Geierflügel, und hält Bogen und Pfeile; neben einem Ruhebett hat er Panzer, Bücher, Lorbeerzweige, musikalische und mathematische Instrumente unter die Füße geworfen, so wie einen Sternenglobus, Krone und Scepter. Der wilden Leidenschaft ist nichts heilig. Das Seitenstück stellt den Sieg der himmlischen Liebe über die irdische vor. Ein gesundheitblühender Jüngling mit einem Panzer bedeckt, mit großen Flügeln und flammendem Schwert, hat die sinnliche Liebe zu Boden geworfen, und ihre vergifteten Pfeile zerbrochen. Adel und Schönheit ist hier auf das herrlichste mit kräftiger Behandlung vereint. Außerdem gehört noch ein köstliches weibliches Brustbild von diesem Meister hierher, so wie einige Gemählde des Guercino und Lanfranco, und ein treffliches Stück des Gherardo della Notte, die Befreiung Petrus aus dem Gefängniß. An Meistern anderer Schulen ist die Sammlung nicht sehr reich, wir bemerken nur fünf recht schöne Gemählde von Poussin, eine große Landschaft von Claude Lorrain, eine Fußwaschung von Carl von Mander, eine Carita von Lambiasi (einem genueser Künstler, der in Spanien starb) und eine treffliche Landschaft von Swanevelt. Es ist höchst erfreulich, diese reiche Sammlung nun für immer in Deutschland zu wissen.

Glacis heißt beim Festungsbau die gelinde Abdachung der äußersten Brustwehr an dem bedeckten Wege einer Festung, welche sich in das Feld verliert und den Graben von außen her verdeckt, eine Feldbrustwehr.

Gladiatoren waren die Fechter, welche zu Rom in den öffentlichen Kampfspielen mit einander zum Vergnügen des römischen Volks auf Leben und Tod kämpfen mußten. Anfänglich waren es Gefangene, Sklaven oder verurtheilte Verbrecher; in der Folge aber

fochten auch freigeborne Männer auf dem Kampfplatz, entweder um Lohn oder aus Neigung. Die eigentlichen Gladiatoren, die aus den niedrigsten Leuten bestanden, hatten eigene Schulen, in denen sie unterrichtet wurden. Die Vorsteher dieser Schulen kauften die Gladiatoren als ihr Eigenthum und unterhielten sie. Von ihnen miethete sie derjenige, der dem Volke ein Gladiatorspiel geben wollte. Ein Vorspiel, in welchem sie mit hölzernen Waffen fochten, eröffnete dies, bis sie auf ein gegebenes Zeichen ihre ordentlichen Waffen nahmen, und paarweis den eigentlichen Kampf begannen. Blieb der Besiegte nicht auf der Stelle todt, so entschied das Volk über sein Schicksal. Wollte es seinen Tod, so hob es den Daumen in die Höhe, die entgegengesetzte Bewegung zeigte an, daß er gerettet werden sollte. Gewöhnlich litten sie den Tod mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit; oft bot sich der Überwundene freiwillig dem letzten Stoß dar. Wollte er aber an das Volk appelliren, so hob er zum Zeichen die Hand in die Höhe. Wenn ein Gladiator todt war, so schleppten ihn dazu bestellte Knechte mit eisernen Haken aus dem Theater durch die Todtenpforte in die Todtenkammer. Der Sieger bekam eine Palme, auch wohl eine Palmenkrone. Mehrmalige Sieger wurden vom Fechten freigesprochen und bekamen zum Zeichen dieser Freiheit einen Stab oder ein hölzernes Schwert.

Glarus oder Glaris, ein Canton der Schweiz, s. Schweiz.

Glas ist der Name eines Kunsterzeugnisses, welches durch das Schmelzen in der Glühhitze von Kieselerde, Laugensalz und Metalloxyden erhalten wird, und äußerst durchsichtig ist. Der Name Glas ist altdeutsch, und hängt mit gleißen, dem englischen glisten, glesum, dem Bernstein der Ästyer, und selbst mit glacies und Glanz zusammen. Die Kunst des Glasmachens hat ein sehr altes Datum. Ungemein wahrscheinlich ist die Nachricht, welche uns Plinius von der Erfindung derselben unter den Phöniciern gibt. Es sollen nämlich Kaufleute, die mit Salpeter handelten, da sie nach einer Landung nichts hatten, worauf sie ihre Kessel stellten, dazu sich großer Stücken Salpeter bedient haben. Durch die Gewalt des Feuers schmolz dieser mit dem Sande des Bodens zusammen, und so entstand das erste Glas. Gefärbtes Glas müssen die Ägypter äußerst geschickt zu bereiten gewußt haben, wie wir noch jetzt an den Mumien sehen, deren Zierrathen von dieser Masse sind. Da die Alten die Mineralsäuern nicht kannten, welche wir jetzt zur Bearbeitung metallischer Oxyde anwenden, so ist es sehr schwer, sich sowohl von diesem ägyptischen Glase, als auch von dem, welches zu der musivischen Arbeit verwandt wurde, eine ganz deutliche Vorstellung zu machen. Der berühmte Klaproth hat etwas von dem grünen Glase in der alten Mosaik untersucht, und außer Kiesel vorzüglich Kupfer- und Bleioxyde nebst Alaun und Kalk, auch oxydirtes Eisen darin gefunden. Die Römer hatten schon eigene Glashütten: sie machten Geschirre und mancherlei Geräthe aus Glas, und im Herculanum findet man nicht allein manche Glaswaaren, sondern selbst Tafeln von Glas, von denen man, jedoch irrig, geglaubt hat, daß sie zu Fensterscheiben gedient hätten. Gegenwärtig ist besonders in England die Glasmacherkunst auf einen hohen Grad der Vollendung gekommen, und wir halten es für sehr wichtig, die neuesten Nachrichten davon mitzutheilen. Die englischen Glashütten sind gemeiniglich große Kegel von 60 bis 100 Fuß Höhe und 50 bis 80 Fuß im Durchmesser. Der Ofen ist in der Mitte über einem großen Gewölbe aufgeführt, welches

mit dem Ofen durch eine Öffnung in Verbindung steht. Die Öffnung ist mit einem eisernen Roste bedeckt, auf welchem das Feuer angemacht, und durch den Luftzug aus dem Gewölbe unterhalten wird. Die Hauptsache kommt in einer Glashütte auf die Schmelztiegel an. Man nimmt dazu eine eigene Art von Thon aus Staurbridge, den man fein mahlen, durchsieben, dann anfeuchten, und zu einem dicken Teig verarbeiten läßt. Auch nimmt man bisweilen alte Schmelztiegel, die man zu einem feinen Pulver zermalmen, und mit rohem Thon wieder vermischen läßt. Auch eigene Töpfe zu Flaschen und zum Flintglase macht man von 40 Zoll Durchmesser und Tiefe. Sie haben eine Dicke von 2 bis 4 Zoll, und werden zum Flintglase bedeckt. Ehe sie in den Ofen gebracht werden, müssen sie mehrere Tage lang in der Weißglühhitze stehen. Zu Flaschen nimmt man die gröbsten Stoffe: Flußsand, unreines Natrum und Kali, als Abgang der Seife und Asche. Das berühmte englische Kronglas fodert zu seiner Bereitung einen Reverberirofen, worin die Stoffe verkalkt werden, einen andern, worin sie verglas't werden, und einen dritten, worin das Glas so erhitzt wird, daß es biegsam und fähig wird, verschiedene Gestalten anzunehmen. Zum Kronglas nimmt man zwei Theile Kelp- oder Tangasche und einen Theil feinen weißen Sand. Diese bringt man wohlgemischt in einen Reverberirofen und läßt sie verkalken. Um diese sogenannte Fritte zu erhalten, sind verschiedene Anstalten nöthig, denn das Salz in der Tangasche fließt sehr leicht mit den Ziegeln zusammen. Daher haben Einige vorgeschlagen, eine eiserne Platte auf dem Boden des Ofens anzubringen, damit nicht mit dem Salze auch das Kali der Tangasche verloren gehe. Ist die Fritte hinlänglich verkalkt, so bringt man sie in Töpfen, mit dem achten Theil zerstoßnen Glases in den Schmelzofen, wo nun ungefähr 10 bis 12 Stunden erfodert werden, um die Fritte vollkommen zu schmelzen. Dann wird das Glas flüssig, wie es noch ist, mit einer eisernen Röhre aufgenommen und auf einer eisernen Platte geblasen. Was das bekannte Flintglas betrifft, so machte man dies sonst aus verkalkten, kleingemahlenen Flintensteinen, denen man noch Perlasche, oder ein besonderes Alkali mit etwas Arsenik beimischte. Gegenwärtig nimmt man ganz feinen weißen Sand, dessen einzelne Körner möglich durchsichtig seyn müssen. Da dieser oft mit Thon gemischt ist, so muß der letztere rein ausgewaschen werden, ehe man den Sand in den Calcinirofen bringt. Dann nimmt man Bleiglätte, die als starker Fluß die Dichtigkeit des Glases vermehrt, es dehnbarer macht und es also hindert, so leicht zu springen, und entweder Kali oder Natrum; besser aber ist jenes, weil es dem Glase gar keine Farbe mittheilt, da Natrum eine grünlich-blaue Schattirung giebt. Ferner wird Salpeter erfodert, welcher die vollständigere Verkalkung der Bleyglätte befördert. Dann etwas Arsenik, aber nie zu viel, weil sonst das Glas weiße undurchsichtige Flecken bekommt. Endlich ist ein sehr wichtiger Bestandtheil das schwarze Mangan- oder Braunsteinoxyd. Dieses zerstört die Farben im Glase, welche das Eisen, dem Sande beigemischt, hervorbringt. Indessen bringt zu viel Mangan eine schwärzliche Schattirung hervor und ist der vollkommenen Durchsichtigkeit nachtheilig. So unentbehrlich das Glas jetzt in Künsten, Gewerben und selbst in Wissenschaften ist, so äußerst wichtig sind seine physischen Eigenschaften. Eine derselben ist, daß es auch in bedeutender Hitze seine Durchsichtigkeit behält und sehr wenig ausgedehnt wird; daher paßt es besonders zu Uhrpendeln. Auch seine große Biegsamkeit in bedeutender

Hitze ist sehr merkwürdig. Es läßt sich dann leicht in alle Formen bringen und zu feinen Fäden spinnen. Endlich ist es fähig, auch verschiedene Farben anzunehmen, die man ihm mit metallischen Oxyden gibt. Geschnitten wird es mit Diamanten, auch mit einem heißen Eisen, doch ist die letztere Manier immer etwas unsicher.

Glasfenster. Man verstand lange die Bereitung des Glases, ohne darum Glasfenster zu haben. Die Häuser der Morgenländer hatten gewöhnlich auf der Vorderseite gar keine Fenster, auf der Seite des Hofes waren dieselben entweder mit Vorhängen oder mit einem beweglichen Gitterwerk versehen; im Winter aber überzog man sie mit geöltem Papier. Die Chinesen bedienten sich zu ihren Fenstern sehr feiner mit einem glänzenden Lack überzogener Stoffe, in der Folge aber der geschliffenen Austerschalen. Auch verstehen sie die Hörner der Thiere zu großen und dünnen Platten zu verarbeiten, womit sie ihre Fenster versehen. Bei den Römern vertrat der lapis specularis die Stelle des Glases, welcher nach der Beschreibung nichts anders, als das blättrige Marien- oder Frauenglas war. Indeß ließen vornehme Personen zu Rom die Öffnungen ihrer Badstuben auch mit dünn geschliffnen Agaten und Marmor versehen. Daraus, daß man in der Villa von Pompeji, welcher Ort zu des Titus Zeiten durch ein Erdbeben versank, Bruchstücke von Glastafeln gefunden, hat man auf den schon damals eingeführten Gebrauch des Glases zu Fensterscheiben schließen wollen, sichere Nachrichten aber finden wir erst bei Gregor von Tours, woraus erhellt, daß im dritten Jahrhundert nach Chr. die Kirchen Fenster von gefärbtem Glase erhielten. In Frankreich bediente man sich anfangs statt des Glases des Marienglases, des weißgesottenenen Horns, in Öl getränkter Papiere und dünn geschabter Leder. Die ältesten noch vorhandenen Glasfenster daselbst sind aus dem zwölften Jahrhundert, und befinden sich in der Kirche zu St. Denis; sie scheinen noch von dem vorigen Gebäude des Tempels aufbewahrt zu seyn, welches der Abt Suger, ein Günstling Ludwigs des Dicken, vor 1140 aufführen ließ. Suger ließ sogar viele Sapphire zu Pulver stoßen und unter das Glas mischen, um ihnen die Lasurfarbe zu geben. Um das Jahr 1458 rechnete es Äneas Sylvius noch zur größten Pracht, die er in Wien fand, daß die meisten Häuser Glasfenster hatten. Felibien sagt, daß man zu seiner Zeit, d. i. gegen 1490, in Italien runde Glasscheiben in die Fenster einzusetzen gewohnt gewesen sey. Dagegen hatten in Frankreich im sechszehnten Jahrhundert zwar alle Kirchen, aber noch wenig Wohnhäuser Glasfenster.

Glasgalle ist eine auf der flüssigen Glasmasse wie ein Fett oder Schaum obenauf schwimmende Materie. Sie wird Axungia oder Sal vitri, von den Franzosen aber fiel oder suif de verre genannt, ist meistens alkalisch, daher sie auch an der Luft feucht wird, oder wohl gar fließt, und wird besonders zum Silberlöthen gebraucht, denn sie nimmt einen starken Grad von Feuer an, bringt schwerflüssige Substanzen leicht in Fluß, und erhält sie auch lange in diesem Zustande. Die Töpfer bedienen sich ihrer auch zur Glasur.

Glasgow, eine große Handelsstadt und Universität in Schottland, am Clyde-Fluß, in 55° 52′ N. B. und 4° 15′ W. L. Die Volksmenge dieser Stadt beträgt nach den neuesten Untersuchungen 120,000 Seelen. Die Stadt ist sehr alt, denn schon im Jahr 560 soll hier ein Bisthum errichtet worden seyn. Die Kathedrale ist

aber erst 1123 gebaut. Die Universität wurde im Jahre 1450 von König Jacob II. und dem Bischof Turnbull gestiftet, und ist in neuern Zeiten durch die Vermächtnisse von John Anderson und William Hunter sehr erweitert worden. Andersons Vermächtniß bezog sich auf die Unterstützung von 81 bedürftigen Jünglingen, die nicht allein auf seine Kosten zu Gelehrten, sondern auch zu Kaufleuten, Landwirthen und Künstlern gebildet werden sollten. William Hunter, nicht weit von Glasgow geboren und auf dieser Universität erzogen, vermachte sein herrliches Museum an die Universität. Man schätzt den Werth dieses Vermächtnisses auf 150,000 Pf. Sterling. Es enthält diese Sammlung nicht allein alle Arten von Naturalien, anatomische Präparate und Münzen aller Art, sondern auch seine ganze Bücher- und Handschriftensammlung und eine Menge Originalgemählde der ersten Meister. Das Ganze ist in einem prächtigen und geschmackvollen Gebäude, welches ausdrücklich zu dem Ende errichtet worden, aufgeführt. Die Zahl der Studenten auf dieser Universität betrug 1814 mehr als 1400, worunter über 300 Mediciner waren. Außerdem ist noch in Glasgow ein großes Seminar, worin 520 junge Leute unterwiesen werden. Ein großes königliches Krankenhaus hat in dem letzten Jahr 1267 Kranke aufgenommen und kostete jährlich über 3000 Pf. Sterling. Ein treffliches Irrenhaus ward 1810 von einem gewissen Stark erbaut. Auch die Börsenhalle, das Theater, die Sternwarte, die Reitschule, das Magdalenenspital und das öffentliche Gefängniß sind prachtvolle Gebäude, alle seit den letzten 14 Jahren von demselben Baumeister Stark nach großen Mustern der Antike aufgeführt. Unter andern ist das öffentliche Gefängniß mit einer Säulenhalle verziert, die ganz wie das Parthenion in Athen gebaut ist. Man findet in Glasgow eine Bildsäule vom König Wilhelm III. zu Pferde aus Bronze, eine marmorne von Pitt, eine von Bronze, die John Moore, der bei Coruña in Spanien fiel und ein Glasgower von Geburt war, errichtet worden. Auch das Andenken des unsterblichen Nelson ehrten die Einwohner von Glasgow durch Errichtung eines Obelisk von 142 Fuß Höhe. In Glasgow ward 1811 das erste Dampfboot von Heinrich Bell erbaut. Glasgow hat eine dem Handel äußerst günstige Lage. In der Nähe der reichen Steinkohlengruben steht es durch den Clyde mit dem atlantischen Meer, und mit der Nordsee durch den Clyde-Canal und den Fluß Forth in Verbindung. In der Mitte des 18ten Jahrhunderts war Glasgow der vorzüglichste Stapelplatz für den amerikanischen Tabak, der von hier durch ganz Europa verfahren wurde. In neueren Zeiten hat man sich besonders auf Baumwollenmanufacturen gelegt. In und um die Stadt her sind allein 52 Baumwollenmühlen, die zusammen ein Kapital von einer Million Pf. Sterling gekostet haben. Hierzu kommen mehrere große Spinnereien und 18 Manufacturen für Baumwollengewebe mit 2800 Weberstühlen, 18 Calicodruckereien und 39 Glättmaschinen, die durch Dämpfe in Bewegung gesetzt werden. Auch 9 Eisengießereien sind in Glasgow, so wie eine Menge anderer Manufakturen. Es kommen jährlich 40,000 Orthofte Rohzucker, über 200 Orthofte Rum, 54,000 Säcke Caffee und über 30,000 Säcke Baumwolle nach Glasgow, welche von da, zum Theil verarbeitet, ausgeführt werden. Welch ein lebhafter Vertrieb in dieser Stadt ist, kann man schon daraus abnehmen, daß die Einnahme des Postamtes in einem Jahre zwischen 30 und 40,000 Pf. Sterling beträgt.

Glasmahlerei. Diese, wie Morisoli aus einer Stelle des Seneca und Vopiscus Firmius zu erweisen sucht, und wie ein aufgefundenes Bruchstück der Art, welches in Buonarotti's Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro etc. beurtheilt wird, vielleicht wirklich beweis't, schon den Alten bekannt gewesene Kunst wurde ehedem angewandt, um die Glasscheiben an Kirchen und an andern öffentlichen Gebäuden mit Mahlereien zu verzieren, welches in Vereinigung mit dem ganzen Style der gothischen Kirchen ein heiliges Halbdunkel über sie verbreitete. Die Farben zu diesen Mahlereien waren mineralisch oder bestanden aus gefärbtem und fein geriebenem Glase, und wurden entweder auf gewöhnliches durchsichtiges oder auf weißgefärbtes Glas aufgetragen und im Schmelzofen eingebrannt. In den neuern Zeiten findet man die ersten Spuren dieser Kunst gegen das Ende des zehnten oder zu Anfang des elften Jahrhunderts, wo sie sich wahrscheinlich wieder aus der Zusammenfügung mancherlei gefärbter Gläser entwickelte. Albrecht Dürer erwarb sich große Verdienste um sie; und M. Claude, Francese genannt, soll sie 1530 zuerst nach Italien gebracht haben. Seitdem gab es in Frankreich, Italien und Deutschland verschiedene Künstler in der Glasmahlerei, unter denen Wolfgang Baumgärtner (gest. 1761), und Jouffroy Jervaise mit Auszeichnung genannt werden. Letzterer soll in seiner Auferstehung Christi in einer Capelle zu London alles übertroffen haben, was je in dieser Art geleistet worden.

Glasporzellan, auch nach dem Erfinder Reaumursches Porzellan, ist Glas, am besten gemeines grünes Glas, welches man in einer irdenen Kapsel, ganz und gar mit einer Mischung von feinem Sande und zart geriebenem Gypse oder auch nur mit einem von beiden, selbst auch nur mit Kalk oder Kreide umgeben, dem Feuer des Töpferofens so lange, als gemeine Töpfergefäße brennen müssen, ausgesetzt, und dadurch in eine milchweiße, mehr oder weniger ins Bläuliche fallende porzellanartige Masse verwandelt hat.

Glasschleifen. Diese Operation geschieht, indem man durch Hülfe gewisser, nach verschiedenen Modellen wohlgerundeten, messingenen oder kupfernen Schüsseln und vermittelst des Sandes, Tripels und fein geriebenen Schmirgels, den man auf die Schärfe eines an einer Spille befestigten kupfernen Rädchens streicht, allerhand Figuren, Wappen, Schriften u. dgl. ins Glas schneidet, und was durchscheinen oder glänzen soll, mit einem bleiernen Rade polirt. Man vermuthet, daß das Glasschleifen im zwölften oder dreizehnten Jahrhundert aufgekommen sey, als man anfing, Brillen zu machen, zu denen geschliffene Gläser nöthig waren.

Glastropfen oder Glasthräne. Wenn man einen flüssigen Glastropfen in kaltes Wasser fallen läßt, so nimmt er die Gestalt eines ovalrunden Körpers an, der sich in einen langen dünnen Schwanz endigt, und heißt in seinem festen Zustande Glasthräne. Diese festen Glastropfen haben die merkwürdige, aus ihrer Structur erklärbare Eigenschaft, daß sich der ovalrunde Theil mit dem Hammer schlagen und abschleifen läßt, ohne zu zerbrechen; da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen dünnen Staub zerspringt.

Glasur ist jeder glasartige Überzug auf irdenen Gefäßen, um ihnen dadurch einen Glanz zu geben, und zu verhindern, daß sie von den hineingegossenen Flüssigkeiten nicht durchdrungen werden. Man kann dazu alle leichtflüssigen Mineralien nehmen, welche im Feuer

verglasen, als Thon, Bolus, Schlacken, Glas, Glätte, Saflor, Neapolitanischgelb, Zinnasche, Spießglas, Bleiglas, Ochererde, Kupferocher, Eisensafran; mit Kupferasche wird sie grün, mit Mennige gelb, mit Schmalte und Braunstein violenblau gefärbt. Alles dies wird fein unter einander gerieben, zu Glase geschmolzen, in Kuchen gegossen und dann zum Glasuren verbraucht. Auch aus einer Mischung von feinem Sande, Bleiasche, Holzasche und Küchensalz, welches alles man in einem Kessel zergehen läßt, kann man eine gute Glasur bereiten. Die Glasur aus Bleiglätte kann unter gewissen Umständen sehr schädlich werden, und ist um so mehr zu vermeiden, da man in neuern Zeiten mehrere Zusammensetzungen völlig bleifreier Glasuren erfunden hat. Ungebrannte Waaren werden mit Thonwasser befeuchtet, und dann nur mit dem Glasurpulver bestreut, welches man die trockene Glasur nennt; gebrannte Waaren aber werden mit nasser Glasur überzogen, indem man das Gefäß entweder in die Glasurmasse eintaucht, oder die Glasur mit einem Pinsel anspritzt.

Glätte, Glette oder **Bleiglätte** ist ein zu Schlacken calcinirtes Blei. Es ist entweder natürlich, welches man in der Erde, jedoch nur selten findet, oder künstlich, welches durchs Feuer bereitet wird, wenn man Gold und Silber durch Blei reinigt. Wird die Glätte durch starkes Feuer goldgelb und röthlich, so heißt sie **Goldglätte**, wird sie aber bleichgelb oder weiß, so heißt sie **Silberglätte**. Man braucht sie in der Heilkunde äußerlich zum Abheilen und Kühlen; aber ein strafbarer Mißbrauch ist es, sich ihrer zur Verfälschung der Weine zu bedienen, da sie innerlich ein unfehlbares und langsam wirkendes Gift ist, und zugleich sehr schmerzhafte Zufälle, besonders die sogenannte Bleicolik verursacht.

Glatteis entsteht, wenn nach heftigem Froste Thauwetter mit einem gelinden Regen oder sogenanntem Naßniedergehen eintritt, und besteht in einer dünnen glatten Eisrinde, welche das Steinpflaster und überhaupt jeden Weg überzieht. Die Entstehung dieses Phänomens hat folgenden Grund. Die atmosphärische Luft nimmt, wenn das Thauwetter eintritt, die durch Winde herbeigeführte Wärme zuerst an, das Steinpflaster und der hartgefrorne Erdboden dagegen erst später. Während also die Luft schon über dem Gefrierpunkt erwärmt ist und den Regen in Tropfen herabfallen läßt, ist der Erdboden noch so kalt, daß das Wasser, welches mit ihm in Berührung kommt, seinen Wärmstoff an ihn verliert und zu Eis wird. Ist dagegen die erwärmte Luft erst einige Zeit über die noch starrende Erde hingestrichen, so setzt sie allmählich so viel Wärmestoff an dieselbe ab, daß sie ebenfalls aufthaut, und dann kann kein Glatteis mehr entstehen.

Glaube ist ein solches Fürwahrhalten, welches auf subjectiv zureichenden, d. h. auf solchen Gründen beruht, die nicht in der Erfahrung, in der Kenntniß des Objects, sondern in Bedürfnissen der menschlichen Vernunft gegeben sind, die den Menschen nöthigen, auch das Übersinnliche, auch das, was nicht in der Erfahrung erscheint, für wahr zu halten. Wesentlich ist der Glaube von dem **Meinen** wie von dem **Wissen** verschieden; denn das Meinen ist ein Fürwahrhalten ohne zureichende Gründe, das Wissen aber ist ein Fürwahrhalten aus zureichenden Gründen, welche auf der Erfahrung, auf dem Zeugnisse der Sinne beruhen. Ich **meine**, daß der Comet der Verkündiger des Unglücks oder des Kriegs sey, ich **weiß**, daß eine Stadt Namens Paris existirt, und ich **glaube**, daß Gott die Welt regiert

und daß die menschliche Seele unsterblich ist. Treffend hat ein heil. Schriftsteller, der Verfasser des Briefs an die Hebräer, (Kap. XI, V. V.) den Glauben auf folgende Weise beschrieben: Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht dessen, was man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Die eigentliche Sphäre des Glaubens ist die Religion. Durch die Sinne können wir uns weder von dem Daseyn Gottes und dem Walten der Vorsehung, noch von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele überzeugen, die Religion ist kein Gegenstand der Erfahrung. Die Bedürfnisse der Vernunft aber, das Bedürfniß, einen Erklärungsgrund von dem Daseyn und der weisen Einrichtung der Welt zu finden, und das Bedürfniß der zuversichtlichen Erwartung des Sieges des Guten und eines vollkommnern Zustandes der Dinge, nöthigt den Menschen, den religiösen Ideen Realität zuzuschreiben, nöthigt ihn, Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit im Glauben zu umfassen. Darum wird die religiöse Überzeugung vorzugsweise Glaube genannt und ihm der Unglaube, d. h. die Denk- und Sinnesart dessen entgegengesetzt, der nur das, was sich auf das Zeugniß der Sinne gründet, für wahr hält und die übersinnlichen Ideen der Gottheit, der Vorsehung und der Unsterblichkeit als Wahn und Selbsttäuschung betrachtet. Zuweilen wird das Wort Glaube noch objectiv von dem, was geglaubt wird, gebraucht, und in diesem Sinne nimmt man dies Wort, wenn man von dem christlichen Glauben oder von dem Glauben dieser oder jener kirchlichen Gesellschaft redet. N.

Glaubenseid heißt das Bekenntniß, welches alle Geistliche in der catholischen Kirche bei der Übernahme ihrer Ämter und auch weltliche Personen, welche von andern Religionspartreien zu dieser Kirche übergehen, feierlich ablegen und eidlich bekräftigen müssen. Die Formel dieses Eides ist in den Ländern, welche die Lehrsätze der tridentinischen Kirchenversammlung ohne Einschränkung angenommen haben, ganz dieselbe, wie sie Papst Pius IV. nach den Beschlüssen dieses Conciliums abgefaßt und vorgeschrieben hat, und, weil sie besonders zur Anerkennung der Hoheitsrechte des Papstes und zur Unterwürfigkeit gegen ihn verpflichtet, seitdem ein vorzügliches Mittel gewesen, das in der Folge der Reformation durch eine freiere Politik der Fürsten gesunkene Ansehn des Papstes durch Bindung der Gewissen an die Hierarchie aufrecht zu erhalten. Die besondern Freiheiten der gallicanischen Kirche verhinderten in Frankreich gleich anfangs die Annahme der hierarchischen Grundsätze des tridentinischen Conciliums, daher auch der Glaubenseid für die französischen Priester eigenthümliche Modificationen erhielt. Mit dem bei der Revolution von der französischen Geistlichkeit gefoderten Constitutions- oder Bürgereide vertrug er sich aber durchaus nicht, und während die constitutionellen Priester ihm untreu wurden, entzogen sich viele andere strenger denkende dieser Collision des Gewissens durch Auswanderung oder Niederlegung ihrer geistlichen Ämter. Die belgischen und lüttiger Geistlichen halfen sich auf Bescheid des jetzigen Papstes Pius VII. dadurch, daß sie den Bürgereid zwar zurücknahmen, aber schwuren nichts zu thun, was gegen die französische Constitution wäre, und das Concordat vom 15ten Juli 1801 traf auch in diesem Punkte einen Mittelweg, bei dem die neufranzösischen Priester mit ihrem Gewissen bestehen zu können glaubten.

Glaubensnorm ist die Vorschrift oder Regel des Glaubens, die einem Volke oder den Gliedern einer Kirche gegeben wird, damit

alle sich daran halten und darnach richten können. Fast jede Religionspartei hat gewisse öffentlich autorisirte Bücher (s. den Art. Symbolische Bücher), in denen ihr Glaubensbekenntniß enthalten ist, und die ihr für folgende Zeiten zur Glaubensnorm dienen. Nach der mehrern oder mindern Übereinstimmung mit dieser Norm pflegt man die Rechtgläubigkeit der Gemeindeglieder zu messen, und je mehr die Theologen ehedem an dem Buchstaben der öffentlichen Bekenntnißschriften hingen, desto leichter war es, in den Verdacht des Irrglaubens und der Ketzerei zu kommen. Indeß hat der Geist der Zeiten und die fortschreitende Philosophie sich durch dergleichen Stereotypen der religiösen Überzeugung nicht binden lassen und es ist mehr als einmal in der protestantischen Kirche selbst behauptet worden, daß sie, wie jede andere menschliche Satzung, von Zeit zu Zeit einer Revision und Verbesserung unterworfen werden müßten, weil sie den Gemüthern sonst bei gesteigerten Einsichten und veränderten Begriffen einen mit dem Geiste des Protestantismus ganz unverträglichen Glaubenszwang auflegen würden. Ob nun gleich die symbolischen Bücher der Protestanten noch in ihrem öffentlichen Ansehen stehen und officiell kein Schritt geschehen ist, etwas an ihnen abzuändern, so dürfen sich die protestantischen Länder doch keinesweges darüber beschweren, daß ihnen je etwas als Glaubensgegenstand aufgezwungen worden wäre, was wider die Überzeugungen eines echten Protestanten ist. Dagegen wurde die Freiheit der Gewissen in den Ländern, wo die catholische Kirche herrscht, durch Edicte, geheime Machinationen und öffentliche Gewaltthätigkeiten oftmals sehr gefährdet, und man kann allerdings behaupten, daß, so lange die Inquisition bestand, in Spanien und Portugal und unter Ludwig XIV. in Frankreich der intoleranteste Glaubenszwang Statt gefunden habe. Die Könige wollten, auf Antrieb des catholischen Klerus, alle ihre Unterthanen, auch die Nichtcatholischen, ohne Rücksicht auf ihre widerstrebende Überzeugung, zur Annahme des catholischen Glaubens zwingen. In Ungarn, Böhmen und Österreich hat es vor Joseph II. ebenfalls nicht an Versuchen dieser Art gefehlt und die Protestanten haben es in diesen Staaten durch mannichfaltige Bedrückungen fühlen müssen, daß sie sich nicht zwingen lassen wollten. Jetzt sind alle diese Verhältnisse milder geworden, und wenn es auch noch Länder gibt, wo eine Kirche vorzugsweise die herrschende ist und andere nur geduldet werden; so kennt doch das neunzehnte Jahrhundert kein Beispiel eines directen obrigkeitlichen Zwanges in Sachen des Glaubens und der religiösen Überzeugung. Die Wiedereinführung der Inquisition in Spanien unter Ferdinand VII. und manche vom Papst Pius VII. getroffenen Einrichtungen erwecken jedoch die nicht ungerechte Besorgniß, daß das durch den guten Geist der Zeit verscheuchte Gespenst der religiösen Verfolgungswuth uns noch eine, wenn auch nur kurze friedenstörende Erscheinung machen dürfte, und erinnern an Voltaire's gewichtige Worte:

Mais si le fanatisme était encor le maître,
Que les bûchers éteints seraient prompts à renaître! E.

Glauber (Joh. Rud.), ein deutscher Arzt, der aber seine Lebenszeit in Amsterdam zubrachte, wo er im J. 1668 in hohem Alter starb, hat sich, seines Glaubens an Metallverwandlung ungeachtet, um die Chemie sehr verdient gemacht. Ihm verdankt man die bessere

Einrichtung der Öfen, die Abkürzung mehrerer chemischen Arbeiten, die Bereitung des rauchenden Salpetergeistes durch Vitriolöl, und das, nach seinem Namen genannte, Glaubersalz (eigentlich Sodavitriolsalz) das er zufällig fand, als er Kochsalz vermittelst der Vitriolsäure zersetzte, um die rauchende Salzsäure zu destilliren. Das Rückbleibsel dieser Destillation war eine feste Salzmasse, die ein crystallinisches Ansehen hatte. Wegen seiner schätzbaren Eigenschaften nannte man es anfänglich Wundersalz. Es wird hie und da in der Natur gefunden, größtentheils aber durch die Kunst verfertigt, und ist ein Mittelsalz, das aus 56 Theilen Wasser, 19 Theilen Vitriolsäure und 25 Theilen mineralisches Alkali besteht, in großen plattgedrückten, sechsseitigen Säulen anschießt und einen bittern kältenden Geschmack hat. In trockner Luft zerfällt es zu einem mehlweißen Pulver mit 56 von 100 Verlust am Gewicht, doch mit Beibehaltung seiner Kraft, die vielmehr um die Hälfte verstärkt ist. In dieser Gestalt kann man es im Sommer, mit Wasser angefeuchtet, zur Abkühlung des Getränks benutzen.

Glaucus, ein Fischer aus Anthedon in Böotien, der nicht lange vor Äschylus unter die Volksgötter aufgenommen und dem als Meergott auch die Gabe der Prophezeiung beigelegt wurde; daher Apollonius ihn schon den Argonauten am mysischen Gestade weissagen läßt. Ovid beschreibt ihn folgendermaßen:

> Jetzo erschien mir zuerst sein Bart von dunkeler Grüne,
> Und dies hangende Haar, das lang die Welle durchfeget,
> Auch die bläulichen Arme, zugleich die gewaltigen Schultern,
> Und die Schenkel, gekrümmt zum flossigen Schweife des Fisches.

Glayre (Moritz), war einer der Directoren der helvetischen Republik, geb. im J. 1743 zu Lausanne, wo er seine erste Bildung empfing. Glückliche Umstände machten ihn dem Könige von Polen, Stanislaus August, bekannt, welcher ihn bei seiner Thronbesteigung 1764, als Cabinetssecretär zu sich berief. Glayre gewann den Beifall des Königs, der ihn 1768 als Gesandtschaftssecretär nach Petersburg schickte und wenige Monate nachher zum Minister bei der Kaiserin ernannte; — in jener Zeit, wo man in Wien, Berlin und Petersburg die allmählige Vernichtung Polens vorbereitete. Nach seiner Rückkehr ward er von dem Könige zum wirklichen geheimen Cabinetsrath ernannt. Zwanzig Jahre diente er in diesem Posten dem König und der Nation, welche auf dem Reichstage vom J. 1771 ihm das polnische Indigenat ertheilte. Aber schon im folgenden Jahre ward die Republik eines Theils ihrer Provinzen beraubt. Glayre rieth dem König, eine Krone niederzulegen, die er nicht ohne Schmach länger tragen könne; aber die Drohungen der Unterjocher hinderten diesen Schritt, und Glayre vermochte nicht, sich von seinem gütigen und unglücklichen Gebieter loszureißen. Als aber Catharina und Joseph in Mohilow zusammentreffen wollten und Stanislaus, allen Vorstellungen Glayre's entgegen, ebenfalls dahin zu gehen beschloß, erbat und erhielt er die Erlaubniß, sein Vaterland besuchen zu dürfen. Hier verheirathete er sich im Jahr 1788. Auf die Einladung des Königs übernahm er zwar die Stelle seines Ministers in Paris, aber nach Beendigung der Geschäfte kehrte er zu seiner Familie zurück. Unterdeß fing die französische Revolution an, auch Helvetiens Ruhe zu stören. Glayre glaubte nicht, daß sie das Waadtland ergreifen wür-

dc. Aber als ein franz. Heer unter Menard an den Gränzen der Waadt erschien, und das franz. Directorium die Insurgenten unter Frankreichs Schutz stellte, sah er die Revolution unaufhaltsam ausbrechen. Da beschloß er, sich ihren anarchischen Ausschweifungen entgegenzustellen, und den Einfluß der Demagogen des Vereinigungsclubs zu hindern, übrigens aber die Befreiung seines heimathlichen Cantons von der Unterthanenschaft aufrecht zu erhalten. Er rieth daher den 7ten Januar 1798, daß die Obrigkeit von Lausanne die Beschwerden des waadtländischen Volks von sich aus der Regierung von Bern übergeben solle. Das Waadtland erklärte sich darauf für souverain, und nahm einstweilen die neuhelvetische Verfassung an. Im April 1798 hatte sich endlich die gesetzgebende Versammlung Helvetiens in Aarau constituirt. Man wählte das Directorium, und Glayre ward zum Mitgliede desselben ernannt. Aber in dem Getümmel erbitterter Parteien und unter der treulosen Politik des damaligen Frankreichs konnte Glayre's stille Bürgertugend nichts ausrichten. Er hoffte, durch gemäßigte Maßregeln die Gemüther zu lenken, die von den heftigsten Leidenschaften bewegt waren; mußte sich aber, theils wegen Kränklichkeit, theils aus Mißmuth, sich zuletzt von allen Parteien verkannt zu sehen, von den Geschäften zurückziehn. Er ward hierauf noch zweimal in die vollziehende Gewalt der Republik gerufen, als Mitglied des Vollziehungsausschusses und als Mitglied des Vollziehungsrathes. Im Oct. 1800 sandte ihn die Regierung nach Paris, um die Neutralität der Schweiz auszuwirken; allein er arbeitete ohne Erfolg. Endlich schrieb er noch, als die Frage zu entscheiden war, ob die Schweiz fortan ein eigner Staat oder ein Verband mehrerer seyn solle, seine Lettres sur l'Helvétie, worin er die Vortheile des Einheitssystems darthat. Da er aber auch hier seine Wünsche fürs Vaterland vereitelt sah, zog er für immer den Staatsgeschäften die schöne Einsamkeit seines Gutes zu Romainmotier vor, und nahm nach Wiedereinführung des Föderalismus von allen ihm angebotenen Ämtern nur die Repräsentation des Kreises an, in welchem seine Besitzungen liegen.

Gleichen (Ernst (oder nach Andern Ludwig) Graf von) aus einem ehedem sehr berühmten, jetzt aber erloschenen deutschen Geschlechte, folgte dem heiligen Kreuze nach Palästina, focht wider die Türken und fiel in Gefangenschaft. Eines Tages, so erzählt die Sage, erblickte ihn auf einem Spaziergang, als der Unglückliche am Wege arbeitete, die Tochter des Sultans, und von Mitleid und Liebe gerührt, versprach sie, ihn zu befreien und sein Schicksal zu theilen, wenn er sie zum Weibe nehmen und mit ihr entfliehen wolle. Vergebens wendete er ihr ein, daß er daheim Weib und Kinder habe. Die an die Sitte ihres Volks gewöhnte Fürstin findet darin kein Hinderniß ihrer Liebe. Sie entfliehen, gehen zu Schiffe und erreichen glücklich Venedig. Hier vernimmt der Graf, daß seine Gemahlin und seine Kinder leben und mit Sehnsucht seiner harren; er eilt nach Rom und erhält vom Papst, nachdem die Türkin die Taufe empfangen, die Erlaubniß, beide Gemahlinnen behalten zu dürfen, mit denen er fortan in glücklicher Eintracht lebte; denn auch seine frühere Gattin willigte drein, das Herz ihres Gemahls mit derjenigen zu theilen, ohne deren Hülfe er auf immer für sie verloren gewesen wäre. Historische Untersuchungen über diese Geschichte findet man in Galetti's thüringischer Geschichte und in einer kleinen Schrift des gelehrten Prälaten Placidus Muth. Das Grabmal des Grafen, auf welchem

er mit beiden Gemahlinnen abgebildet ist, befand sich in der ehemaligen Benedictinerkirche auf dem Petersberge zu Erfurt und ist jetzt in Gotha.

Gleicher, s. Äquator.

Gleichgewicht ist der Ruhestand, welcher erfolgt, wenn zwei oder mehrere Kräfte dergestalt entgegenwirken, daß jede Bewegung dadurch aufgehoben wird. Die Lehre von dem Gleichgewichte der Kräfte, welche auf feste Körper wirken, wird die Statik, die aber vom Gleichgewichte der auf Flüssigkeiten wirkenden Kräfte die Hydrostatik genannt.

Gleichgewicht kommt auch in den bildenden Künsten vor, da dieselben, um der Naturwahrheit willen, eine beständige Rücksicht auf die Gesetze der Physik und Mathematik nehmen müssen. Leonardo da Vinci in seiner Abhandlung über die Mahlerei theilt dieses Gleichgewicht in das einfache und das zusammengesetzte ein, und versteht unter jenem das Gleichgewicht einer Figur, in so fern es bloß durch die eigne Stellung oder Bewegung derselben, unter diesem aber das, welches durch eine fremde Schwere oder Last bewirkt wird, z. B. bei dem, der mit einem andern ringt, etwas trägt oder hebt. Es kann keine Frage seyn, ob der Künstler hiebei mit der größten mathematischen Genauigkeit den jedesmaligen Schwerpunkt aufsuchen müsse. Man gebraucht aber den Ausdruck Gleichgewicht in Beziehung auf bildende Künste auch noch in einer andern Bedeutung, und versteht darunter eine solche Zusammensetzung, in welcher jede Seite des Tableau's ungefähr gleich viel Figuren oder Masse enthält, so daß nicht die eine etwa überfüllt, die andere leer wäre. Es springt in die Augen, daß der Grund dieser Anfoderung nicht in einer hier nöthigen Beobachtung der Gesetze der Physik und Mathematik liegen könne, sondern bloß ästhetisch sey, und in dem Wohlgefallen liege, welches das Auge an jeder Symmetrie hat. So nöthig es nun aber auch ist, auf diese Rücksicht zu nehmen, so nöthig ist es von der andern Seite, es nicht damit zu übertreiben; denn man kann dadurch in Monotonie, Steifheit und Peinlichkeit verfallen. Mengs verlangt deßhalb mit gutem Grund, daß jede solche Vertheilung natürlich scheine, und nie affectirt sey. dd.

Gleichgewicht der Staaten, politisches Gleichgewicht, ist die Idee der höhern Staatskunst, daß die nach Außen strebende Macht eines jeden Staates von den übrigen so gemäßigt werde, daß keine Bedrückung oder Beschränkung irgend eines andern daraus erfolge. Es besteht also in der Verbindung mehrerer Mächte zur Abwendung solcher Gefahren, die ihnen von der Vergrößerungssucht einzelner Nachbarn bereitet werden könnten. Sie widersetzen sich daher jedem Umsichgreifen eines andern Staats, das die Unabhängigkeit und Sicherheit des einen Volks beabsichtigt, dadurch aber die der übrigen gefährdet. Die Staaten haben ein natürliches Recht, die Idee eines solchen Gleichgewichts unaufhörlich geltend zu machen; denn nichts kann unbestrittener seyn, als die Verbindlichkeit der Regierung, sich von außen Sicherheit zu verschaffen, weil ohne diese kein politisches Daseyn, kein Staatenleben überhaupt denkbar ist. Man sieht leicht ein, daß die Idee eines politischen Gleichgewichts, ohne einen wirklichen Staatenverein, der die Gewähr des rechtmäßigen Besitzstandes Aller nach völkerrechtlichen Grundsätzen übernimmt, nicht ausgeführt werden kann. Die Despoten, welche in Asien und Afrika herrschen, können durch einen solchen Verein weder geschützt, noch in denselben aufgenommen werden, weil sie überhaupt kein Gesetz anerkennen, son=

dern Gewalt und Wille über alles Recht erheben. Sie regieren nicht über Völker, sie sind Sklaventreiber, Räuberhäuptlinge und Kriegsbefehlshaber. Sie gehorchen keinem Gesetze, keinem Vertrage, sondern allein der physischen Nothwendigkeit. Darum mußten Tippo Saheb bekriegt, und der Kaiser von Candy entthront werden. Es ist daher höchst auffallend, wenn die europäischen Seemächte wechselsweise die afrikanischen Raubstaaten nicht bloß schützen, sondern sogar durch ihre Consuln den auslaufenden Corsaren Geleitsbriefe ertheilen lassen. Man könnte fragen, ob die amerikanischen Freistaaten mit in das politische Gleichgewicht von Europa gehören. Zwar stehen sie mit allen europäischen Staaten in Verhältnissen; aber die Trennung durch den atlantischen Ocean macht ihre Vergrößerung nur denen bedenklich, die durch ihre Besitzungen an sie gränzen. In diesem Falle sind nur zwei, Großbritannien und, wie es noch scheint, Spanien. Indeß könnte die Ausbreitung der Seemacht jener glücklichen Freistaaten allerdings noch anderen Reichen Europens nachtheilig werden, wenn sie sich, wie es vor einiger Zeit den Anschein hatte, auf Inseln europäischer Gewässer ansiedelten, und von dort aus die Sicherheit der Nachbarn bedrohten, d. h. dieselben aus ihrem wohlerworbenen Besitzstande, der auch die Rechte des Handels in sich faßt, zu verdrängen suchten. Es wäre aber ein Widerspruch und eine wirkliche Verletzung des Gleichgewichts, wenn man es so weit ausdehnen wollte, daß keinem Staate von dem andern gestattet würde, sich auf rechtmäßige Weise, innerhalb seines natürlichen Kraftgebiets, zu verstärken, durch Handel und Gewerbe die Völker glücklicher und reicher zu machen, und so auf alle Weise seine geistigen und physischen Kräfte durch seinen innern Haushalt zu entwickeln. Das Gleichgewicht der Staaten ist vielmehr eine sittliche Idee. Es soll Jeder so stark und kräftig, so reich und glücklich seyn, als er es in seiner Lage werden kann; aber dasselbe Recht haben auch seine Nachbarn, und die sichtbaren Gränzen aller unter sich bestimmt allein der durch Verträge geordnete Besitzstand eines Jeden. Der diplomatische Verkehr der Staaten unter einander darf also nur innerhalb dieser Rechtssphäre die Machtsphäre eines Jeden beobachten und bewachen. Die Idee des politischen Gleichgewichts spricht den gesunden Menschenverstand so sehr an, daß sie nothwendig entstehen mußte, sobald nur mehrere Staaten sich selbst als moralische Personen erkannten, und mit einander in rechtliche Verhältnisse traten. Beides setzt aber voraus, daß die Civilisation schon bedeutende Fortschritte gemacht habe. Es ist daher grundfalsch, wenn man gesagt hat, daß das politische Gleichgewicht eine Entdeckung sey, die die italienischen Freistaaten erst im 15ten Jahrh. gemacht hätten, um sich den Eroberungsangriffen Königs Carl VIII. von Frankreich zu entziehen. Woher anders entstand der peloponesische Krieg, als weil die übrigen Staaten Griechenlands die drückende Obergewalt Athens nicht länger dulden wollten? Eben so wußte Athen selbst es sehr wohl, daß Sparta und Theben nie zu mächtig werden dürften, wenn seine eigene Sicherheit nicht gefährdet werden sollte. Demosthenes entwickelte in seinen Reden, besonders für Megalopolis, so feine Gedanken über diesen Gegenstand, wie sie nur der größte Politiker neuerer Zeiten vortragen könnte; und Polybius, der im Fache der Staatswissenschaft eben so groß ist als in der Geschichtschreibung, lobt ausdrücklich das Benehmen des Königs Hiero von Syrakus, da er den Carthagern in dem Kriege der Hülfsvölker Beistand leistete. „Man muß, setzt er

hinzu, nie die geringen Anfänge der Vergrößerung der Nachbarn gering achten, und nimmer zugeben, daß die Macht eines Staates so sehr wachse, daß man einst einen gerechten Krieg nicht mit gleichen Kräften führen könnte." Unter den Nachfolgern Alexanders war es jedoch mehr der Kampf gegenseitiger Eifersucht, welcher ein gleiches Machtverhältniß ordnete, als die Idee eines politischen Gleichgewichts. Als später die Herrschaft der Römer Alles unterjochte, als im Anfang des Mittelalters die nordischen Völker mit dem römischen Reiche auch den gesellschaftlichen Verein zerstörten, da ging diese wohlthätige Idee völlig unter. Auch Carls des Großen Eroberungsplane und die Isolirung der Staaten unter sich, so wie die Kreuzzüge, ließen dieselbe im späteren Mittelalter nicht wieder aufkommen. Nur im Kleinen findet man diese Idee in den Kriegen befolgt, die die christlichen Könige der pyrenäischen Halbinsel theils unter sich, theils mit dem maurischen Hofe zu Cordova führten. Aber lebhafter, obgleich nicht mit angemessener sittlicher Größe, erwachte der Gedanke an das politische Gleichgewicht in den Freistaaten Italiens. Die Kämpfe zwischen Genua und Venedig, von denen jenes sich mit den byzantinischen Kaisern verband, dieses sich sogar an die erobernden Osmanen anschloß, hatten ursprünglich keinen andern Zweck, als dem Übergewicht der einen oder der andern Macht entgegen zu arbeiten; aber weil sie größtentheils nur diese beiden Staaten beschäftigten, und bloß aus gegenseitiger Eifersucht wegen Macht- und Handelsvortheil hervorgingen, so endigten sie mit dem Untergang der schwächern, der Republik von Genua. Als hierauf Carl VIII. von Frankreich Italien angriff, um seine Ansprüche auf Neapel geltend zu machen, da regte sich in allen Staaten das lebhafte Gefühl der Nothwendigkeit, dieser Übermacht entgegen zu arbeiten. R o b e r t s o n rechnet von dieser Zeit an die Ausbildung der Idee des politischen Gleichgewichts; und in der That kann man so viel zugeben, daß, da damals erst die Staaten in engere Berührung mit einander kamen, die Mächte von Deutschland und Spanien gegen die wachsende Macht Frankreichs auf ihrer Hut zu seyn anfingen. Noch mehr war dies der Fall, als die R e f o r m a t i o n mit der Staatskunst zugleich auch die A n s i c h t e n v o m V ö l k e r r e c h t e aufklärte; in den Kriegen Franz I. und Carls V. bemerkt man bloß die Absicht eines Jeden, auf Kosten des Andern selbst mächtiger zu werden. Es war die Idee des politischen Gleichgewichts, welche im 17ten Jahrh. die Fürsten Europens zu einem allgemeinen Kampf gegen die Anmaßungen des Hauses Österreich bewaffnete, die den unsterblichen Gustav Adolph für die Rechte der reinern Religion sowohl als zum Schutz der bedrängten deutschen Fürsten auf den Boden Deutschlands rief. Weil aber die deutschen Fürsten selbst unter sich weder einig waren, noch einen großen Mann aus i h r e r Mitte an ihre Spitze stellen konnten, so übernahmen f r e m d e Mächte die Mühe, den politischen Zustand von Deutschland nach i h r e m Bedürfnisse zu ordnen. Dadurch wurde f ü r Deutschland selbst kein Gleichgewicht, sondern eine Vielherrschaft, wohl aber i n Deutschland der Angelpunkt des e u r o p ä i s c h e n Gleichgewichts gegründet. Seitdem blieb der westphälische Friede der Polarstern des diplomatischen Staatsschiffs von Europa bis in die neueste Zeit. Übrigens war die Politik, die ihn dictirte, nicht umsichtig; sie vermied bloß die Scylla von Österreich, und gerieth in die Charybdis von Frankreich. Der treffliche große Churfürst, F r i e d r i c h W i l h e l m v o n B r a n d e n b u r g, der treue Bundesgenosse Hollands ge-

gen Frankreich, und der Sieger bei Fehrbellin, war allein viel zu schwach, um Ludwigs XIV. Vergrößerungsplane beschränken zu können. Die Schwäche Leopolds I., der Catholicismus Carls II. und Jacobs II. in England, und die erbärmliche spanische Regierung unter Carl II., dies alles begünstigte den Untergang der Idee des politischen Gleichgewichtes zum größten Nachtheil aller, besonders der östlichen Nachbarn Frankreichs. Nur Wilhelm III. von England faßte sie wieder auf; doch im utrechter Frieden kehrte alles zu einer Zweiherrschaft in Europa zurück, deren England mit Frankreich sich anmaßte. Darauf entwickelte sich seit 1740 durch Friedrich II. eine ähnliche in Deutschland, als Preußen Österreich gegenüber trat. Indeß ging aus der gegenseitigen Berührung dieser deutschen und jener europäischen Zweiherrschaft, in welche nach Schwedens Sinken Rußland mit eintrat, zuletzt eine Fünfherrschaft für Europa hervor, in welcher Preußen zuerst für die Erhaltung des Besitzstandes, als Princips des europäischen Gleichgewichts, kämpfte, und dadurch eine europäische Macht wurde. Der siebenjährige Krieg (der alle kommende Geschlechter überzeugen wird, daß das Vorhaben, einen einzelnen Staat zu unterdrücken, wenn dieser nur moralische Kraft genug, und einen solchen Helden, als der große König, an der Spitze hat, an den Urhebern eines so völkerrechtswidrigen Beginnens sich selbst rächt), hat Preußens Stellung unter den ersten Mächten Europens so sicher gegründet, daß auch die größten Unfälle der neueren Zeiten nur dazu dienen konnten, diesen Staat herrlicher als je zu erheben. Wäre nur sein Ruhm nicht durch die Theilung von Polen befleckt worden! Zwar hatten den ersten Gedanken daran Kauniß und Catharina; indeß konnte er nur durch Friedrichs Zutritt, bei der unbegreiflichen Gleichgültigkeit Frankreichs und Großbritanniens, ausgeführt werden. Auf solche Weise wurde das politische Gleichgewicht von Europa aufs neue umgestürzt, und selbst die Idee desselben — das Recht — vernichtet. Diese unglückliche Theilung, deren Unrecht durch die zweite und dritte Theilung, denen unläugbare Treulosigkeit Preußens voranging, noch verstärkt wurde, mußte selbst dem größten Eroberer unsrer Tage zum Vorwande dienen, die ganze Idee vom Gleichgewicht der Staaten zum Gegenstand des Spottes zu machen. Wirklich schien es eine Zeit lang, als wenn das sogenannte große Reich alle übrigen verschlingen würde; und ohne die standhafteste Consequenz Großbritanniens, ohne die heldenmüthige Ausdauer der Spanier, und die in der Geschichte einzigen Begebenheiten in Rußland, und endlich ohne Preußens riesenmäßige Anstrengungen wäre das Gleichgewicht der europäischen Staaten nur noch ein schöner Traum besserer Zeiten. Natürlich entsteht die Frage, ob denn jetzt, seit dem allgemeinen Frieden, das politische Gleichgewicht wieder vollkommen hergestellt, und ob wirklich der heilige Bund nur ein religiöser Ausdruck für jenen Grundsatz sey? Eine unparteiische Überlegung des Verhältnisses der Staaten gegen einander hindert uns, diese Frage bejahend zu beantworten. Es ist merkwürdig, daß England bis jetzt seinen Beitritt zum heiligen Bunde verweigert hat. Sollte man wohl sich bewußt seyn, dem Grundsatz des Gleichgewichts entgegen zu handeln? Zwar versichern große, und, wie es scheint, redliche Politiker Großbritanniens, daß diesem Staate nichts daran liegen könne, sich auf Kosten anderer zu bereichern oder zu vergrößern, weil die brittische Staatskunst vorzugsweise eine sittliche sey. Indeß fürchten wir sehr, daß diese nur zu patriotische

Meinung durch allgemein bekannte Thatsachen widerlegt werde. Wir wollen die Errichtung des Königreichs Hannover, die Einverleibung alter und reicher preußischer Provinzen mit diesem neuen Staate nicht einmal in Anschlag bringen; wir wollen nur an die unerträglichen Bedrückungen des Seehandels und an die Unterjochung der tapfern portugiesischen Nation erinnern, deren Versuche, dies Joch abzuschütteln, von dem brittischen Statthalter mit den grausamsten Hinrichtungen bestraft worden sind. Was den erhabenen Urheber des heiligen Bundes betrifft, so läßt sich von seinen persönlichen Tugenden am wenigsten Beeinträchtigung der Nachbarstaaten fürchten. Aber ist es in der Politik wohl räthlich, der Persönlichkeit eines Regenten allein zu vertrauen? Ist nicht das östliche, an sich colossale, Reich durch die neueren Friedensschlüsse zu einer solchen Größe angewachsen, daß kaum das ganze verbündete Europa gleiche Streitkräfte ihm entgegensetzen kann? Preußen, sein nächster Nachbar, so hoch verdient um Europens Befreiung und Ruhe, ist weit entfernt, die nöthigen physischen Kräfte wieder erlangt zu haben, um in der politischen Wagschale den Ausschlag geben zu können. Gleichsam, um der preußischen Regierung, deren moralische Kraft so oft erprobt ist, das schwerste Problem vorzulegen, hat man ihr die fremdartigsten Nationen und die entlegensten Länder, beide durch kein gemeinschaftliches Band gehalten, zugetheilt. Man hat gerade solche Völker dem preußischen Scepter unterworfen, die in feindseliger Stimmung und durch frühere Vorgänge erbittert, schwerlich, so lange das jetzige Geschlecht dauert, wahre Anhänglichkeit an die Regierung haben können. Um von den andern Staaten zu reden, so sind freilich Sardinien und die Niederlande, als angenommene Vormauern oder Bollwerke gegen Frankreich, mit reichlichem Länderzuwachs ausgestattet; aber Dänemark und Sachsen haben Ursach, sich bitter zu beklagen, daß in Rücksicht ihrer allein das Eroberungsrecht geltend gemacht worden ist, während andere Staaten die von einem Eroberer ihnen zugeworfene Beute behielten! Die Zukunft muß entscheiden, ob das sittliche Grundwesen des politischen Gleichgewichts deutlicher als bisher anerkannt und ausgesprochen, und dasselbe auch durch die That über die Convenienzpolitik der Mächtigen unter sich erhoben werden wird.

Gleichheit ist das Verhältniß der Einerleiheit zweier Dinge in Ansehung der Größe. Da nun die Größe theils eine sinnliche (anschauliche und empfindbare), theils eine bloß denkbare (intelligible) ist, so ist auch die Gleichheit von dieser doppelten Art. Die Gleichheit vernünftiger und freier Wesen als solcher ist daher bloß denkbar, indem die Größe solcher Wesen nicht in die Sinne fällt. Wenn aber vernünftige und freie Wesen als solche gleich genannt werden, so ist dies vornehmlich von ihrem ursprünglichen Rechte zu verstehen. Man nennt daher diese Gleichheit die ursprünglich-rechtliche, oder auch wohl die natürliche, wiefern sie in der Natur vernünftiger und freier Wesen, als ursprünglich berechtigter Subjecte, gegründet ist. Man könnte sie auch die Gleichheit des ursprünglichen Rechts nennen, mit welcher die Ungleichheit der erworbenen Rechte sehr wohl zusammen bestehen kann. Denn wenn jedes vernünftige und freie Wesen, dergleichen der Mensch ist, ursprünglich das Recht hat, von seinen Kräften jeden Gebrauch zu machen, der kein anderes vernünftiges und freies Wesen verletzt, so kann es nicht fehlen, daß derjenige, welcher seine Kräfte mehr an-

strengt oder vom Glücke mehr begünstigt wird, als ein Anderer, auch mehr Eigenthum erwerbe, als dieser. Im Staate soll nun die Gleichheit des ursprünglichen Rechts keineswegs aufgehoben, sondern vielmehr durch das Gesetz sanctionirt werden. Das Gesetz soll nämlich nach der Foderung der Vernunft 1. jeden im Staate gebornen Menschen als einen Freien anerkennen, weil es widersinnig ist, daß ein schon vermöge seiner vernünftigen Natur freies Wesen durch sein Verhältniß zu andern Wesen seiner Art unfrei werden solle; eben darum soll es aber auch 2. jedem freigebornen Menschen gleichen Anspruch auf die Erwerbung aller der Rechte ertheilen, die nur vernünftiger Weise in einem Staat erworben werden können, und jeden auf gleiche Weise bei seinen wohlerworbenen Rechten schützen. Daher verbindet sich die Idee der Gleichheit nothwendig mit der Idee der Freiheit, sobald jene Idee recht verstanden wird. Die Gleichheitsmänner in der französischen Revolutionszeit aber mißdeuteten jene Idee ganz und gar, indem sie dieselbe auch auf die empirischen Rechtsverhältnisse der Bürger ausdehnen, und selbst die Ungleichheit des Eigenthums aufheben wollten. Diese läßt sich aber durch kein Gesetz völlig aufheben. Denn selbst, wenn man in einem gewissen Zeitpunkte eine völlige Vermögensgleichheit bewerkstelligen könnte, so würde schon im nächsten Augenblick eine neue Ungleichheit anheben, da Jeder von dem ihm angewiesenen gleichen Vermögen einen ungleichen Gebrauch machen, und es auf ganz verschiedene Weise benutzen würde. Dadurch würde sich dann das Vermögen des Einen vermehren, während das des Andern sich vermindern würde. Man vergl. übrigens den Art. Freiheit. D.

Gleichniß gehört zu jenen Arten der Gedankenbezeichnung, wo eine Vorstellung durch eine andere, statt ihrer gesetzten, vorgestellt wird, und zwar namentlich zur Metapher oder Übertragung eines eigenthümlichen Begriffs in einen uneigenthümlichen, aber ähnlichen, eines Bildes in ein Gegenbild. Jede solche Übertragung setzt eine Vergleichung voraus, deren Wesen darin besteht, daß sie ein Bild und ein Gegenbild, beide als verschieden, aber ähnlich aufstellt. Der Unterschied zwischen Metapher und Vergleichung ist dieser, daß in der Metapher das Hauptbild in dem Gegenbild untergeht, sich darin verliert, in der Vergleichung aber beide neben einander bestehen, und das Gegenbild nur dient, das Hauptbild mehr hervorzuheben oder zu versinnlichen. Ein Beispiel wird dies deutlich machen. Wenn das schöne Incarnat jungfräulicher Wangen unter dem Gegenbilde der Rosen vorgestellt wird, so setzt die Metapher das Gegenbild ohne Weiteres an die Stelle des Hauptbildes, die Rose an die Stelle des Incarnats; damit aber doch das Gegenbild als solches charakterisirt werde, so behält sie von dem Hauptbilde noch etwas zurück, die Wangen nämlich: die Rosen ihrer Wangen blühen. Nicht gleich kurz und rasch verfährt die Vergleichung, welche sich so ausdrücken würde: ein schönes Incarnat überzieht die Wangen der Jungfrau, wie ein sanftes Roth die blühende Rose, oder: ähnlich dem sanften Roth der blühenden Rose. Man erkennt schon aus diesem Beispiel, daß die Vergleichung einen viel ruhigern Zustand erfodert, als die Metapher, welche alle Wie, Gleichsam als, Also u. s. w. rasch überspringt, und mehr schnell andeutet, was sie meint, als ausführlich sagt. Der Metapher und Vergleichung bedient sich die Poesie häufig als Mittel des Ausdrucks, je nachdem sie viel auf einmal in die Seele bringen,

oder diese bei Einem Gegenstande länger will verweilen lassen. Weiter ausgeführt, geben beide aber auch eigne poetische Kunstwerke; aus der Metapher entsteht die Allegorie, aus der Vergleichung das Gleichniß. Wie die Allegorie eine fortgesetzte Metapher, so ist das Gleichniß eine fortgesetzte Vergleichung. In der Allegorie wird eine Reihe von Begriffen dargestellt, der Hauptbegriff unter einem Bilde (z. B. List unter dem Bilde des Fuchses Reinecke), die Nebenbegriffe unter anschaulichen Vorstellungen, die alle von jenem Bilde hergenommen seyn müssen. Bei der Vergleichung, wo die Ähnlichkeit des Hauptbildes und des Gegenbildes sehr groß ist, wird eine größere Ausführlichkeit der beiden Bilder nothwendig, und die ganze obwaltende Summe von Ähnlichkeiten zwischen beiden dargestellt. Beispiele anzuführen würde unnöthig seyn, da man deren im neuen Testament eine Menge findet, wie man sie anderwärts kaum schöner antreffen wird. dd.

Gleichung nennt man in der Arithmetik die Zusammenstellung zweier gleichen Größen; z. B. $a + b = c - d$ oder $5 + 9 = 20 - 6$.

Gleim (Johann Wilhelm Ludwig), wurde den 2ten April 1719 zu Ermsleben, einem halberstädtischen Städtchen, geboren, und studirte von 1738 bis 40 zu Halle die Rechtswissenschaften. Gleichheit des Studiums und lebendige Neigung zu den schönen Wissenschaften verbanden ihn hier mit Uz. Beide lasen gemeinschaftlich die trefflichsten Werke der Alten und Neuen, belehrten sich durch gegenseitige Mittheilung darüber, und übten sich zugleich in eigenen poetischen Arbeiten. Götz, der zu derselben Zeit in Halle Theologie studirte, und ein früh verstorbener Freund, Rudnick aus Danzig, der großen Scharfsinn im Studium der Philosophie und schönen Literatur zeigte, schlossen sich an sie an; und so widmete sich hier ein kleiner Verein freudig aufstrebender Jünglinge der Musenkunst, während in Leipzig Gärtner, Schlegel, Cramer, Klopstock, Rabener, Gellert u. A. in gleichen Bestrebungen ihre Kräfte entwickelten. Als Gleim seine Studien in Halle geendigt hatte, ging er nach Berlin als Stabssecretär des Prinzen Wilhelm von Schwedt, eines Sohnes des Markgrafen Albrecht. Nach dessen Tode vor Prag kam er als Privatsecretär in die Dienste des Fürsten Leopold von Dessau. Ein glücklicher Umstand brachte ihn nach Magdeburg. Von hier kehrte er nach Berlin zurück, um eine ihm zugesicherte Postinspectorstelle anzutreten, welche er aber gleichwohl nicht erhielt. Dagegen wurde er 1747 Secretär des Domcapitels zu Halberstadt, und in der Folge des nicht weit von dieser Stadt gelegenen Stiftes Walbeck. Eine lange Reihe von einigen funfzig Jahren bekleidete er diese Stelle, die ihm Muße genug ließ, seinem Hange zur Dichtkunst ungestört zu folgen, bis er, nachdem in der letzten Zeit dem Greise das Licht der Augen erloschen war, den 18ten Februar 1803 in einem Alter von beinahe 84 Jahren sanft verschied. Wir verdanken seinem Neffen, dem Domvicar Körte in Halberstadt, eine Lebensbeschreibung des Dichters, die ihn in seinem äußern und innern Leben auf eine würdige Weise darstellt. (Halberstadt 1811.) — Der Grundzug von Gleims Charakter, sagt ein trefflicher Beurtheiler seiner Verdienste, war treue deutsche Liebe, bewundernder, sich allem Vortrefflichen hingebender, und durch keine besondere, allemal eigennützige Virtuosität gestörter Enthusiasmus, und der Trieb Freude zu verbreiten, das Gute zu befördern in seinem Kreise. Wenn die strengen Kunstrichter Ursache hatten über Nachlässigkeit und Weitschweifigkeit in der Form der

meisten Gleimischen Werke Klage zu führen, so war der Grund, weil Gleim überhaupt weniger auf kalte Bewunderung seiner Virtuosität und künstlerischen Natur, als auf Anerkennung seines Gemüths Anspruch machte, und selbst als Greis mit wahrer Kindlichkeit bei jüngern Freunden nicht, gleich manchen andern Meistern, künstlich darnach forschte, in wie fern er durch seine Schriften gefalle, sondern vielmehr geradezu anfragte, ob man Ihn, nämlich die in seinen Schriften angekündigte Persönlichkeit, ein wenig lieb hätte. Diese völlige Subjectivität und deutsche Gemüthlichkeit Gleims, dieses liebende und liebegebietende Wesen, welches auch in den spätesten Jahren sein Freundschaftsgefühl immer in voller Jugendfrische erhielt, und ihn selbst mit einem Theile seiner früher an das Objective der Wissenschaft und Kunst hingegebenen, mithin für das Individuelle kälter gewordenen Freunde unzufrieden machte, konnte nun zwar, wie alle Liebe, zur Genialität in der Poesie führen, mehr aber zur lyrischen Poesie, als zur darstellenden, und selbst in der ersten Gattung mehr zum Interessanten, als zu der reinen Kunstform. Nur wo Gleims Liebe feurig werden konnte, für hohe Gegenstände, z. B. für Religion, wie im Halladat, erscheint er uns als ein wahrhaft großer Dichter, als ein Meister in kurzem und gedrängtem Gesange, oder wie in einem Theile seiner Kriegslieder „wenn von Friedrichs Preise ihm die trunknere Lippe trieft.“ Bei minder hohen Gegenständen, und in den Verhältnissen des herzlichen Umgangs hingegen macht ihn diese seine Liebe schwatzhaft und weitschweifig. — Gleims sämmtliche Werke, erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilh. Körte, erschien zu Halberstadt 1811 — 1813 in 7 Bändchen. M. u. dd.

Gletscher. In allen höheren Gegenden, wo sich die Gebirge über die Schneelinie erheben, sind ihre Gipfel und Seitenflächen mit ewigem Schnee bedeckt. Hier bildet der Schnee einen Überzug, der etwas fester als der gewöhnliche Schnee ist, ohne eigentliches Eis zu seyn. An den Seiten der Berge ist mehr Eis als auf den Gipfeln; doch nennt man dies noch nicht eigentliche Gletscher, sondern diese dehnen sich von den Abhängen der Berge bis in die Thäler und weit unter die Schneelinie hinunter. Sie sind also eigentlich große Eisfelder zwischen den Alpen selbst, oft von ganz horizontaler Ausdehnung, gewöhnlich aber etwas schräge. Das wahre Gletschereis ist gänzlich von dem Meer- und Flußeis unterschieden. Es legt sich nicht schichtenweise an, sondern besteht aus lauter kleinen zusammengefrornen Schneekörnern, und ist daher bei aller seiner Klarheit und bei seiner oft spiegelglatten Oberfläche, dennoch völlig undurchsichtig, zerspringt auch nicht strahlenförmig, wie das Meereis, sondern hat einen körnigen und knorrigen Bruch. Dabei sind die Gletscher immer voller Spalten und Schrunden, und in diesen Rissen sieht das Gletschereis oben grünlich und in der Tiefe bläulich aus. Wesentlich gehören ferner zu der Natur der Gletscher ihre Ränder, die man in Savoyen Moraines de glaciers, in Island aber Jökelsgiärde nennt. Diese Ränder bestehen aus schlammiger Erde, welche oft schichtenweise mehrere Klaftern hoch über einander liegt, im Sommer einem unergründlichen Sumpfe gleicht, und durchaus keine Vegetation zeigt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese scheußlichen Moränen durch das Schmelzen des niedern Gletschereises entstehen. Offenbar erfolgt dies im Sommer, und wenn es nicht geschähe, so

müßten die jährlichen Anhäufungen des im Winter frierenden Schnees diesem endlich eine gränzenlose Dicke geben. Aber es schieben sich auch die großen Eisfelder, wenn im heißen Sommer ihre Ränder schmelzen, weiter in die Thäler hinunter, und erkälten auf eine Zeit lang die Luft in den letztern außerordentlich, bis sie endlich, zum Theil wenigstens, durch die größere Wärme geschmolzen werden. Aber in Norwegen, wo die Sonne weniger Kraft hat, bemerkt man in der Gegend des Sulitelma herabgeglittene Gletscher, welche die Temperatur fortdauernd so sehr erkälten, daß die Schneegränze schon bis auf 3100 Schuh über der Meeresfläche steht. Dies Herabgleiten der Gletscher, welches durch die Schneelawinen im Sommer befördert wird, muß natürlich stärker oder schwächer seyn, nachdem die Ebene des Eisfeldes einen stärkeren oder kleineren Winkel mit dem Horizonte machte. Ganz zuverlässig kann man sich davon überzeugen, wenn man die veränderte Lage großer beweglicher Felsblöcke um die Gletscher her bemerkt, denn diese werden von dem Eise sichtbar fortgeschoben, und man hat am Grindelwald in der Schweiz gesehen, daß solche Steine in einem Jahre 25 Fuß weit fortgeschoben wurden. So sieht man auch in den Moränen oft Rollsteine von bedeutendem Umfang, die von einer ganz andern Gebirgsart sind, als die in den Thälern. Sie mußten daher aus den höhern Regionen der Gebirge abgelös't und herabgedrängt seyn. Man sieht also, daß, wie in manchen Gegenden, und bei heißen Sommern sich die Gletscher vermindern können, sie sich doch auch Jahre lang oft so vermehren, daß sie die Thäler fast unwirthbar machen. Zu ihrer Vermehrung trägt besonders häufiger Wechsel von Thauwetter und Frost bei; zu ihrer Verminderung die Gebirgsströme, welche oft unter ihnen fortgehn, so daß der Gletscher Eisgewölbe über den Strömen bildet. Diese Ströme findet man auch in der Tiefe der großen Spalten, welche dadurch für den Wanderer noch fürchterlicher werden. Zu der Veränderung der Gletscher tragen auch die Lawinen viel bei, welche in den helvetischen Alpen größtentheils Staub- oder Pulverlawinen genannt werden, weil sie aus frisch gefallenem Schnee bestehen, den der Wind mit sich fortreißt, und stäubend in die Tiefe stürzt. Es kommen aber auch, besonders in den norwegischen Alpenthälern, Grund- und Schlackenlawinen vor, welche Steine und Erde mit sich führen, und die Moränen der Gletscher vermehren. In Tyrol, in der Schweiz, in Piemont und Savoyen sind so viele Gletscher, daß man berechnet hat, wenn sie alle verbunden würden, so würden sie ein Eisfeld von 70 geographischen Quadratmeilen ausmachen. Es gibt einzelne Gletscher, vorzüglich in Savoyen, von mehr als drei deutschen Meilen lang, einer halben Meile breit, und zwanzig bis hundert Klaftern dick. Einer der berühmtesten ist das Mer de Glace im Chamounythal, etwa 5700 Schuh über der Meeresfläche. In Frankreich bei Beaume, und in den Karpathen bei Oselitz gibt es unterirdische Gletscher, die in großen Höhlen gebildet sind und niemals aufthauen, weil die Sonne nicht auf sie wirken kann. Aus dieser Darstellung ergibt sich, daß in der großen Andeskette keine Gletscher vorkommen können, weil zwischen den Wendekreisen die Temperatur das ganze Jahr sich nicht verändert.

Gliedermann, Gliederpuppe nennt man die mit beweglichen Gliedmaßen versehene Puppe, deren sich die bildenden Künstler als eines Modells bedienen, um das Gewand richtig anord-

nen und legen zu können (s. Gewand). Vasari nennt als Erfinder derselben den Baccio della Porta, einen Mahler, der im Orden der Dominicaner den Namen Bartolomeo di San Marco erhielt. Er wurde 1468 zu Savignano geboren, unterrichtete Raphael in der Farbenmischung, wie dieser ihn in der Perspective, und starb 1517. dd.

Glimmer heißt eine Gattung von Thonerde, die eine rauchähnliche Farbe, wiewohl in verschiedenen Abstufungen, hat, und zum Theil Silber- oder Golderz zeigt; manche Arten sind braun und schwärzlich. Auf dem Bruch ist er mehrentheils glattblätterig, mehr oder weniger durchscheinend, und wird ungeformt sowohl als crystallisirt gefunden. Er ist eines von den uranfänglichen und allgemein verbreitetsten Fossilien. — Glimmerschiefer ist eine von den gemengten Gebirgsarten, in welchen die Stoffe ursprünglich in einander gewachsen sind. Seine Gemengstoffe bestehen eigentlich bloß aus Quarz mit vorwaltendem Glimmer in schiefrigem Gefüge. Man findet ihn in Ganggebirgen; er enthält nicht selten Erz und Alaun.

Glissicato bedeutet in der Musik einen sanft hingleitenden Vortrag. Dieser wird durch mehr gebundene und gleichartige als punktirte und stakkirte Noten oder Sforzato's und weitläuftige Sprünge befördert. Bei geigenartigen Instrumenten, die vor andern, im Allgemeinen wie auch hier, viel voraus haben, drückt sich das Glissicato eben so leicht als schön durch eine kleine Entfernung des Bogens vom Stege aus.

Globositen sind gewundene einfächerige versteinerte Schnecken, welche fast kugelrund, in der Mitte dickbauchig und mit einer weiten Öffnung versehen sind.

Globus heißt eigentlich jeder runde Körper; in der Geographie und Astronomie aber versteht man darunter diejenige künstliche Kugel, welche an zwei Polen innerhalb eines Cirkels (welcher den Meridian oder Mittagskreis vorstellt) sich bewegt, und auf deren Fläche die vornehmsten Örter der Erde oder die Sterne verzeichnet sind; im erstern Fall nennt man eine solche Kugel Erdglobus, im letztern Himmelsglobus. Außerdem sind auf beiden die vornehmsten Kreise, welche man auf der Erde und am Himmel zieht, angedeutet. Anaximander von Milet, ein Schüler des Thales, der um die 50ste Olympiade blühte, soll den ersten Erdglobus erfunden haben. Daß Ptolemäus schon eine künstliche Erdkugel mit dem universalen Meridian hatte, sehen wir aus seinem Almagest. Auch verfertigten die Alten schon Himmelskugeln. Unter den Neuern haben sich mehrere durch die Verfertigung großer und künstlicher Globen ausgezeichnet. Der Venetianer Coronelli († 1718) brachte mit Hülfe des Claudius Molinet und anderer pariser Künstler für Ludwig XIV. im J. 1683 die größte Erdkugel zu Stande, welche zwölf pariser Schuh im Durchmesser hat. Derselbe Künstler verfertigte auch eine Himmelskugel von gleicher Größe. Funk in Leipzig gab im J. 1780 Modelle der Erdkugel heraus, die bei einem gehörigen Gebrauch mit den Globen einerlei Dienste thun und ungleich wohlfeiler sind. In Deutschland eröffnete übrigens Ludwig Andreä zu Nürnberg die erste Officin von Himmels- und Erdkugeln in mäßigen Preisen; welchem Endersch zu Elbingen und die Homannische Officin nachfolgten. Unter den neuern machen die von Bode besorgten Globen, welche zu Nürnberg seit 1792 verfertigt werden, und in

der Weigel- und Schneiderschen Buchhandlung daselbst zu bestellen sind, an Genauigkeit, Vollständigkeit und Schönheit des Stichs allen übrigen den Vorzug streitig.

Glocken entstanden in Italien nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln des Orients, wo sie zu religiösen Gebräuchen dienten, indem man die Götter dadurch zu ehren oder auch sie herbeizurufen meinte. Der Glocken hingegen bediente man sich, die Gemeinden zu versammeln, welche man, ehe ihr Gebrauch aufkam, durch Laufer zusammenrufen ließ. Nachher schlug man Bretter zusammen, um das Volk zum Gottesdienste einzuladen, daher man diese Bretter die heiligen Bretter nannte. Paulinus, Bischof zu Nola in Campanien, soll um das J. 400 nach Chr. Geb. zuerst den Gebrauch der Kirchenglocken eingeführt haben, und daher sollen sich auch die lateinischen Namen der Glocke campana und nola schreiben. Im 6ten Jahrhundert bediente man sich der Glocken schon in den Klöstern; sie hingen auf dem Kirchdach in einem Gestelle. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts hatten mehrere Stadtgemeinden Glocken auf ihren Kirchen. Um 550 wurde ihr Gebrauch in Frankreich eingeführt. Papst Sabinian († 605) verordnete zuerst, daß alle Stunden durch Glockenanschläge angezeigt würden, um die horas canonicas, d. i. die Sing- und Betstunden besser abwarten zu können. In England gab man das Zeichen zum Gottesdienst mit Glocken. Im Morgenland wurde ihr Gebrauch im 9ten Jahrhundert eingeführt, in der Schweiz 1020; wann in Deutschland, ist ungewiß. Im 11ten Jahrhundert bekam der Dom zu Augsburg zwei Glockenthürme. Es scheint, man habe eine besondere Ehre darein gesetzt, große Glocken zu haben. In Moskau war ehedem eine Glocke, Iwan Welike genannt, deren Höhe verschiedentlich auf 18, 19, auch 23 Schuh, die Dicke auf 2 und der Umfang auf 64 Schuh angegeben wird. Der Klöppel wog 10,000 Pfund, und diese ganze Glocke 4400 Centner. Ein Brand im Jahre 1701 vernichtete die Glocke; eine andere aber, die W. Coxe im J. 1787 sah und maß, schätzte derselbe auf 4320 Centner. Noch eine andere Glocke in Moskau wiegt 356 Centner. Auf den pariser Dom kam im J. 1680 eine Glocke, die 25 Schuh im Umfang hatte, und 310 Centner wog. In Wien wurde 1711 eine Glocke gegossen, die 354 Centner und deren zehnthalb Schuh langer Klöppel 8 Centner wog. Aber die größte Glocke in den österreichischen Staaten ist zu Olmütz in Mähren in dem mittlern Domthurme, sie wiegt 358 Centner. Die erfurter große Glocke, die J. von Campen goß und Dr. J. von Lappen mit dem Namen Susanna taufte, wiegt 275 Centner, hat über 24 französische Fuß im Umfang, und einen 4 Fuß langen Klöppel, der 11 Centner wiegt.

Glockenspeise, Glockengut, ein sehr sprödes, aber stark klingendes, bleichgelbes, auch zuweilen ganz weißliches Metall, aus Zinn, Kupfer und Wismuth gemischt. Es wird hauptsächlich zu Glocken, Canonen, Mörsern u. s. w. gebraucht.

Glockenspiel, s. Carillon.

Glogau, zum Unterschied von Klein-Glogau, in dem schlesischen Fürstenthum Oppeln, Groß-Glogau genannt, eine beträchtliche Festung an der Oder, ist der Sitz der Collegien. Man rechnet 878 Häuser und 12,000 Einwohner, worunter 1900 Juden. Auf dem dasigen Schlosse residirten ehedem die Herzoge von Glogau aus dem alten Königsgeschlecht der Piasten. Als im J. 1476 die

Herzoge von Glogau ausgestorben waren, und das Fürstenthum an die Krone Böhmen fiel, wurde hieher ein kaiserlicher Commandant gelegt, der zugleich den militärischen Oberbefehl in Schlesien führte. So blieb es, bis Friedrich II. am 9ten Mai 1741 Glogau eroberte, das ihm auch nach dem Friedensschlusse von 1742, so wie ganz Niederschlesien, verblieb. Seitdem wurde es noch stärker befestigt. In dem Brande 1758 verlor es das beste Drittheil seiner Häuser; eine noch härtere Prüfung stand ihm in den letzten französischen Kriegen bevor. Am 2ten December 1806 übergab der preußische General v. Reinhard die Festung an den General Vandamme und den wirtembergischen General v. Seckendorf, nachdem erst Tages vorher die Batterien ihr Feuer geöffnet hatten. Von dieser Zeit an blieb sie treuloser Weise in französischen Händen bis zum 15ten April 1814.

Glosse nennt man die Erklärung eines unbekannten oder dunkeln, besonders eines veralteten Worts, daher **Glossator**, der Erklärer solcher Wörter, und **Glossarium**, eine Sammlung solcher Erklärungen. In der Dichtkunst benennt man eine eigne Gattung von Gedichten **Glossen**, die aus der spanischen und portugiesischen Poesie auch in die unsrige übergegangen ist. Das Gedicht fängt mit einem Thema in zwei, drei, vier oder mehr Versen an, welche in eben so viel Strophen weiter ausgeführt werden, und von denen am Schluß jeder folgenden Strophe der Reihe nach einer immer wieder erscheint. A. W. und Fr. Schlegel, welche diese zierliche und kunstreiche Gattung bei uns zuerst versucht haben, nennen sie auch Variationen.

Glover (Richard). Dieser berühmte Dichter, im J. 1712 zu London geboren, und in der Schule zu Cheam in Surrey erzogen, verrieth früh schon Anlagen zur Poesie. Sechzehn Jahre alt, schrieb er ein Gedicht auf Newton. Er widmete sich den Handelsgeschäften, und erwarb sich die dazu erfoderlichen Kenntnisse in ihrem ganzen Umfange. Dessen ungeachtet verließ ihn seine Neigung zu den schönen Wissenschaften nicht. Im J. 1737 gab er seinen **Leonidas** heraus, dem Range nach das zweite Heldengedicht der Engländer, von welchem uns Ebert eine Übersetzung und Beurtheilung geliefert hat, dem wir aber nur einen sehr mittelmäßigen poetischen Werth beilegen können. In England fand es einen außerordentlichen Beifall, wozu aber die Umstände viel beitrugen. Zwei Jahre darauf erschien sein Gedicht: London or the progress of commerce, das, nebst seiner Ballade: Admiral Hosier's ghost, einen nicht unbeträchtlichen Einfluß auf die Handelsbegebenheiten der damaligen Zeit hatte, indem darin der Nation das Unrecht fühlbar gemacht wurde, welches Spanien dem englischen Commerz zufügte. Im J. 1753 erschien sein Trauerspiel **Boadicea**, welches einigemal mit Beifall aufgeführt wurde, und 1761 gab er seine **Medea** heraus, ein nach Art der griechischen Dramen mit Chören versehenes Trauerspiel, auf das er später noch eine Fortsetzung folgen ließ. Nach dem Regierungsantritt Georgs III. wurde er zum Parlamentsgliede für die Stadt Weymouth gewählt, und in dieser Eigenschaft zeichnete er sich bei mehr als einer Gelegenheit durch seine kraftvolle und überzeugende Beredsamkeit aus. Im J. 1770 vollendete er seine Umarbeitung des Leonidas. Er wurde jetzt häufig in Geschäften der londoner Kaufmannschaft gebraucht, die ein unbedingtes Zutrauen zu seiner Redlichkeit hegte. In den letzten Jahren seines Lebens arbei-

tete er an einem neuen epischen Gedicht, Atheniad, das gewissermaßen als Fortsetzung des Leonidas angesehen werden kann, aber nicht die letzte Vollendung erhalten hat, und 1788 von seiner Tochter, Mrs. Halsat, herausgegeben worden ist. Er starb den 25sten November 1785. Noch erschienen nach seinem Tode als Auszug aus seinem Tagebuch Memoirs of a celebrated literary and political character (London, 1814), worin er mit großer Wahrheitsliebe, aber nicht ohne Strenge und Bitterkeit, von den Ereignissen und manchen Personen seiner Zeit spricht, und aus welchen man hat beweisen wollen, daß er der Verfasser der Juniusbriefe sey, was jedoch von sehr scharfsinnigen Kritikern bezweifelt wird.

Gluck (Ritter Christoph), dieses große musikalische Genie war in der Oberpfalz auf der böhmischen Gränze im J. 1714 geboren. In seiner Jugend lernte er die Musik zu Prag, und zeichnete sich durch seine Geschicklichkeit auf mehrern Instrumenten, namentlich auf dem Violoncell, aus. Er ging hierauf siebzehn Jahre alt nach Italien, studirte die Composition unter dem Capellmeister J. B. San Martini, und ließ seine erste Oper, Artaxerxes, in Mailand aufführen. Im J. 1742 war er zu Venedig, wo er die Oper Demetrius gab. Im J. 1745 ging er nach England; hier componirte er die Oper: der Sturz der Giganten, und lieferte in den folgenden achtzehn Jahren noch über 40 dramatische Compositionen, die italienische Gattung verlassend, in welcher, wie Arnauld sagt, die Oper ein Concert ist, welchem das Drama nur zum Vorwande dient. Er schuf sich ein dramatisches System, in welchem alles verknüpft ist, die Musik sich nie von den Situationen entfernt und das Interesse aus der vollkommenen Übereinstimmung aller Theile des Drama und der Musik hervorgeht. Nach diesem System componirte er zu Wien von 1762 bis 1764 seine Opern Helena und Paris, Orpheus, und im Jahr 1765 jenes berühmte Drama zur Vermählungsfeier Kaisers Joseph II., in welchem die Erzherzogin Amalie den Apollo, die Erzherzoginnen Elisabeth, Josephine und Charlotte aber die drei Grazien vorstellten. Der Bailli Du Rollet, der im J. 1772 Gluck in Wien kennen gelernt hatte, engagirte ihn, für das pariser Theater die Iphigenie in Aulis zu componiren. Zwei Jahre darauf kam Gluck nach Paris, und trotz aller Cabalen gelang es ihm durch die Protection der Königin Maria Antoinette, welche seine Schülerin gewesen war, seine Oper zur Aufführung zu bringen. Am 19ten April 1774 wurde die gepriesene Iphigenia zum erstenmale gegeben. Sie erregte die lebhafteste Sensation von Anfang bis zu Ende (schon die Ouverture mußte wiederholt werden, ein unerhörter Fall in den Jahrbüchern der Oper) und gab der alten französischen Musik, welche durch Duni, Philidor, Monsigny und Gretry von dem Theatre comique bereits verdrängt war, den letzten Todesstreich. Allein, wenn Gluck ohne Mühe über Lulli und Rameau triumphirte, so fand er in Piccini doch einen furchtbaren Gegner. Seine Rivalität mit letzterm, der bald nach ihm in Frankreich angekommen war, gab zu den lebhaftesten Streitigkeiten Anlaß, die noch bis jetzt nicht gänzlich ruhen. Der Iphigenia folgten nach Alceste, Armida, Iphigenia in Tauris und Echo und Narcissus. Der Abbé Arnaud hat diese Werke sehr scharfsinnig analysirt, und die durch sie bewirkte Revolution in der Musik aus einander gesetzt. Im Allgemeinen dürfen wir wohl urtheilen, daß sie nie übertroffen, im Pathetischen wohl nie werden erreicht werden. Gegen das Ende seiner Tage

zog sich Gluck nach Wien zurück, wo er im J. 1782 von dem Großfürsten Paul und dessen Gemahlin besucht wurde. Er starb daselbst an einem Schlagfluß den 17ten November 1787 mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens. Seine Nichte, Maria Anna von Gluck, geboren zu Wien im J. 1759, war eine der trefflichsten Sängerinnen (wiewohl ihr Oheim sie einst in ihrem eilften Jahre in einer üblen Laune aufgegeben hatte), starb aber zum Verluste der Kunst schon in ihrem 17ten Jahre zu Wien 1776.

Glück bedeutet eigentlich den Zufall, wiefern er auf das Wohlseyn der Menschen Einfluß hat. Im Allgemeinen begreift man auch das Unglück darunter; im Besondern aber nennt man den Zufall Glück, wenn er einen günstigen oder heilsamen, Unglück, wenn er einen ungünstigen oder schädlichen Einfluß auf das menschliche Wohlseyn hat. Aber was ist der Zufall selbst, den man mit so verschiedenen Namen bezeichnet? Ist er nicht ein bloßes Phantom? Allerdings, wenn darunter ein blindes Ungefähr verstanden werden soll. Denn die Vernunft kann nicht zugeben, daß in der Welt irgend etwas von ungefähr geschehe, wenn wir auch die Ursachen nicht kennen, durch welche das Geschehende in der Zeitreihe bestimmt ist. Würde es also nicht besser seyn, zu sagen, das Glück sey nichts anders als das Schicksal, welches alle menschlichen Angelegenheiten beherrscht? — Aber was ist denn das Schicksal? — Auch nur ein Wort, hinter dem wir unsere Unwissenheit verbergen. Denn wenn darunter eine blinde Nothwendigkeit verstanden werden soll, so ist diese eben so ein Phantom, als das blinde Ungefähr. Statt dieser blinden Undinge wird es also vernünftiger seyn, etwas Sehendes anzunehmen, das uns bald als Zufall (Ungefähr), bald als Schicksal (Nothwendigkeit) erscheint, indem es im Verborgenen den gesetzmäßigen Lauf der Natur und die Angelegenheiten der Menschenwelt ordnet. Dieses Sehende (Vernünftige, Intelligente) nennt die Sprache Fürsehung, Vorsehung, Gottheit. Denn dieses höchste oder ursprüngliche Wesen ist es eigentlich, auf dessen unbegreifliches Wirken und Walten alle jene Ausdrücke hindeuten. Daher hatten auch die Alten dem Glück als einer Gottheit (Tyche von den Griechen, Fortuna von den Römern genannt) Altäre und Tempel erbaut.

Glückseligkeit bedeutet wörtlich eine Seligkeit, die vom Glück abhängt. Da man nun unter Glück etwas versteht, was der Mensch gar nicht in seiner Gewalt hat, so gibt es eigentlich auch keine Glückseligkeitslehre, d. h. keine Anweisung, zur Glückseligkeit zu gelangen. Denn man kann nur zu demjenigen Anweisung geben, was ganz oder größtentheils in menschlicher Gewalt steht. Eben darum streben die Eudämonisten, d. h. die Moralisten, welche die Moral als eine Glückseligkeitslehre behandeln, nach einem chimärischen Ziele. Wohl aber gibt es eine Seligkeitslehre. Denn die Seligkeit besteht in der innern Ruhe und Zufriedenheit des Gemüths (der Seele, von der sie auch ihren Namen hat). Diesem Ziel aber kann man sich wenigstens annähern, wenn man es auch nicht in seiner ganzen Vollständigkeit erreiche. Und die Moral soll eben lehren, wie man sich ihr nähere. Wer also nach Glückseligkeit strebt, trachtet nach irdischen Gütern, und vornehmlich nach Reichthum, weil dieser ihm die Mittel zur Befriedigung seiner anderweiten Wünsche darbietet; wer aber nach Seligkeit strebt, trachtet nach einem himmlischen Gute, und ist zufrieden, wenn ihm das

Glück auch nur wenig von seinen Gaben beschieden hat. Es ist indessen im gemeinen Redegebrauche nicht ungewöhnlich, Glückseligkeit und Seligkeit mit einander zu verwechseln; und diese Verwechslung ist auch in die Systeme der Moralisten übergegangen. Daher haben die Eudämonisten der bessern Art von ihrer Glückseligkeit (Eudämonie) eine solche Schilderung gemacht, als wenn sie die Seligkeit im Sinne gehabt hätten; und eben darum findet man auch in den Schriften derselben, selbst Epikurs, eine Menge trefflicher moralischer Vorschriften. D.

Glühen bezeichnet den Zustand gewisser Körper, in welchem sie vermittelst einer starken Erhitzung leuchten. Es lassen sich zwei Arten glühender Körper unterscheiden, nämlich solche, die durch das Glühen förmlich zersezt werden, wie Holzkohlen, Schwamm u. s. w., und solche, die ihre vorige Beschaffenheit beibehalten, wie z. B. das Eisen. Die erste Art ist ein förmliches Verbrennen, wobei jedoch kein Gas in Flammengestalt aus dem Körper aufsteigt, die zweite hingegen ist eine bloße Erhitzung. Von den Metallen gelangen viele eher zum Schmelzen als zum Glühen, z. B. Blei, Zinn; hingegen das Eisen glüht lange, bevor es schmilzt. Es lassen sich sehr deutlich drei Perioden des Glühens unterscheiden. Eisen wird ungefähr beim 770. Grad der Hitze nach Fahrenheit braunroth, welches der Anfang des Glühens ist, bei verstärktem Feuer wird es rothglühend oder feuerfarbig, und bei ungefähr 1000 Grad Fahrenheit weißglühend, wobei es ein helles fast weißes Licht verbreitet. Beim allmähligen Erkalten geht das Glühen in derselben Stufenfolge rückwärts. Man nimmt bei diesen stufenweisen Übergängen alle Lichtfarben wahr. Die Dynamisten schließen hieraus, daß die Wärmematerie beim Glühen die Körper wirklich afficire, und nicht bloß ihre Poren durchdringe, wie die Atomisten lehren.

Glykonische Verse bestehen aus einem Spondäus, einem Choriambus und einem Jambus oder Pyrrhichius.

— — | — ◡ ◡ — | ◡ —

Horaz bedient sich derselben nie allein, sondern immer mit Versen gemischt, die in der Mitte zwei Choriamben haben, und zwar entweder abwechselnd mit diesen, oder jedesmal zum Schluß einer vierzeiligen Strophe, deren drei erste Verse eben doppelte Choriamben haben.

Glühwurm. In Deutschland ist nur ein Insect, das Johanneswürmchen, Lampyris noctiluca, wegen des phosphorischen Lichtes bekannt, das es im Dunkeln verbreitet; im Ganzen aber kennt man acht Arten Insecten, welche die gleiche Eigenschaft haben. Von den Johanniswürmchen sehen die Weibchen den Männchen so wenig gleich, daß man nur durch die Begattung erkannt hat, wie sie zu einer Art gehören. Ist der Glühwurm vollkommen ausgewachsen, so hat er eine Länge von ungefähr ¾ Zoll; oben ist er dunkelbraun, und unten gelblich weiß. Ruht das Thier, so ist der kleine schwarze Kopf unter dem Brustkasten verborgen. Die Fühler sind fadenförmig, und bestehen aus elf Gliedern. Das Männchen sieht man selten, das Weibchen oft genug, vornämlich an schattigen, feuchten und grasreichen Orten. Das schöne, bläuliche Licht kommt aus den drei letzten Ringen des Bauchs. Hier strömt es aus einer gelblichen Substanz hervor, welche in zwei kleinen Säcken unter den Ringen

eingeschlossen ist. Man will auch bemerkt haben, daß eine merkliche Vermehrung der Wärme mit dem Leuchten verbunden ist; denn das Thermometer, an diese leuchtenden Punkte gehalten, stieg um 6 bis 8 Grad Fahr. Bringt man jene Säckchen unter Wasser, so leuchten sie wohl 48 Stunden lang ununterbrochen fort. Nur zur Zeit der Begattung findet man diese Erscheinung, die sowohl nach dieser Zeit, als auch mit dem Tode sogleich aufhört. In Südamerika gibt es einen Springkäfer, Elater noctilucus, der so stark im Finstern leuchtet, daß die Karaiben sich desselben statt der Laternen bedienen. Das Licht kommt auch hier aus einer teigartigen Masse, die in zwei Säckchen unter dem Brustschilde enthalten ist. Noch berühmter haben sich die Laternenträger gemacht, von denen die surinamsche Art, Fulgosa laternaria, eine sehr große hornige Blase vor der Stirn trägt, die einen starken Schein im Finstern verbreitet. Auch die Feuerassel, Scolopendra electrica, gehört hierher, die zwar vorzüglich in feuchtem Erdreich lebt, aber auch häufig auf Blumen kriecht, und vielleicht die Ursache des blauen Lichtes ist, welches man im Finstern bei manchen Blumen bemerkt.

Gmelin. Drei Gelehrte dieses Namens haben sich besonders um die Naturlehre große Verdienste erworben. Johann Georg Gmelin, Professor der Botanik und Chemie in Tübingen, wo er am 12ten Juni 1709 geboren war und bis 1727 studirte, reis'te hierauf mit seinen Lehrern Bilfinger und Duvernoi nach Petersburg. Nachdem er der dortigen Akademie der Wissenschaften eine geraume Zeit Dienste geleistet hatte, wurde er 1731 ordentlicher Professor der Chemie und Naturgeschichte. Auf kaiserlichen Befehl und Kosten reis'te er 1733 nach Sibirien, um das Land zu untersuchen, und kam erst 1743 von dieser beschwerlichen, aber den Wissenschaften höchst nützlichen Reise zurück. Auf erhaltene Erlaubniß reis'te er 1747 in sein Vaterland zurück, verlangte dann seine Entlassung, trat 1749 in Tübingen die oben genannte Professur an, und starb daselbst den 20sten Mai 1755. Mit der Chemie, wozu er bei seinem Vater, einem geschickten Apotheker, die beste Gelegenheit hatte, und der Naturgeschichte ward er sehr früh bekannt, und durch fortgesetztes Studium erwarb er sich den Ruhm eines der größten Kräuterkenner seiner Zeit. Seine Flora Sibirica und seine Reisebeschreibung sind seine Hauptwerke. — Philipp Friedrich Gmelin, Bruder des Vorigen, geboren zu Tübingen den 19ten August 1721, studirte daselbst die Medicin, besuchte dann mehrere deutsche, holländische und englische Akademien, hielt seit 1744 in Tübingen Privatvorlesungen und ward zugleich Stadtphysikus. Seit 1750 war er außerordentlicher Professor der Medicin, nach seines Bruders Tode 1755 ordentlicher Professor der Botanik und Chemie, und den 9ten Mai 1768 starb er. In der Chemie und Botanik besaß er ausgezeichnete Kenntnisse, und war darin, wie in der Naturgeschichte überhaupt, ein sehr nützlicher Lehrer. Er hat mehrere botanische und medicinische Werke geschrieben. — Samuel Gottlieb Gmelin, ein Neffe der Vorigen, war 1744 zu Tübingen geboren, wo er Medicin studirte und 1763 Doctor wurde. Er reis'te darauf nach Holland und Frankreich, und bekam 1767 einen Ruf als Professor an die Akademie zu Petersburg. Gleich das folgende Jahr trat er auf kaiserlichen Befehl mit Pallas, Güldenstedt und Lepechin eine naturhistorische Reise durch Rußland an. Vorzüglich bereis'te er 1769 die westliche Seite des Don, und brachte den Winter in Astrachan zu,

untersuchte 1770 und 1771 die persischen Provinzen an der südlichen und südwestlichen Seite des caspischen Meeres, kam 1772 wieder in Astrachan an, bereis'te hierauf die Gegenden an der Wolga und 1773 die gefährliche Ostseite des caspischen Meeres, wurde aber auf der Rückreise 1774 von dem Chan der Chaitaken in Verhaft genommen, wo er am 27sten Juli an der Ruhr starb. Seine Witwe erhielt von der russischen Kaiserin 2000 Rubel. Seine wichtigsten Schriften sind seine Historia fucorum, und seine Reisen durch Rußland zu Untersuchung der drei Naturreiche.

Gnade, nach dem allgemeingültigen Begriff, das unverdiente Wohlwollen des Höhern gegen den Niedern, ist im theologischen System die Gesinnung, mit der Gott uns seine Wohlthaten zukommen läßt, und zwar im engeren Sinne, die Geneigtheit und Wirksamkeit Gottes zur Besserung und Beseligung der Menschen. Vor dem 5ten Jahrhundert hatte man sich wenig mit der christlichen Lehre von der Gnade und ihren Wirkungen beschäftigt, sie war von den griechischen Kirchenvätern nur gelegentlich angedeutet worden. Auf Veranlassung einer freien Äußerung des Britten Pelagius, welche dem Beistande der göttlichen Gnade bei der Besserung des menschlichen Herzens zu wenig, den eigenen Kräften des Menschen zum Guten zu viel Antheil einzuräumen schienen, übernahm Augustinus die genauere Erörterung dieser Lehre mit einem Eifer, der in Leidenschaftlichkeit ausartete und ihn zu harten Behauptungen verleitete. Er sagt, der Mensch, von Natur verderbt und zu allem Guten untüchtig, könne durchaus nichts für seine Besserung thun, er sey für sich nicht fähig, das Gute zu wollen, alles müsse durch eine innerliche Einwirkung der Gnade auf sein Gemüth geschehen. Dabei kam er, um folgerecht zu seyn, auf den empörenden Gedanken, Gott habe nach seiner Willkür einige Menschen zur Besserung und Seligkeit, andere eben so unwiderruflich zum ewigen Verderben vorherbestimmt, und zufolge dieses Rathschlusses wären die ungetauft gestorbenen Kinder überhaupt und auch die einmal nicht zur Seligkeit erwählten unter den vor ihrem Tode getauften, wenn sie gleich noch keine wirkliche Sünde begangen hätten, ohne Rettung verdammt; aber auf Erden wisse man weder, welche unter den Christen die Erwählten, noch welche die Verworfnen wären, und solle sich dem unerforschlichen Gerichte Gottes ganz überlassen. Aus dieser Behauptung Augustins und dem Mißverstande einiger biblischen Stellen entstand der kirchliche Lehrsatz von der Gnadenwahl oder Prädestination. der seit dem 5ten Jahrhundert bis über die Zeiten der Reformation hinaus ein Gegenstand angestrengter Untersuchungen und hitziger Streitigkeiten der christlichen Kirchenlehrer war. Die Mehrzahl derer, die sich Rechtgläubige oder Catholische nannten, traten dem Augustinus bei, und verketzerten mit ihm die Pelagianer, ohne genauer zu prüfen, in wie fern seine Meinung Grund in der Bibel hatte, die er selbst nicht einmal in der Ursprache zu lesen verstand. Aber auch Gelehrte späterer Zeiten, die ihn hierin übersahen, wurden durch seinen philosophischen Scharfsinn, durch seine Gewandtheit, alles zum Vortheil seiner Meinung auszulegen, durch seine hinreißende Beredsamkeit und strenge Consequenz geblendet, so daß man ihn mit Recht den Anführer der langen Reihe abendländischer Theologen nennen kann, die als strenge Prädestinatianer durch hartnäckiges Beharren bei der Augustinischen Lehre von einer unbedingten Gnadenwahl eben so viel Verwirrung in die

Moral als Unfrieden in die Kirche gebracht haben. Manche besonders Gallische Theologen fanden indeß, daß Augustin in Absicht dieser Lehre zu weit gegangen sey, und schlugen nach dem Vorgange des Abts Cassianus zu Marseille, der schon in einem um 420 geschriebenen Buche die Wirkungen der Gnade und des freien Willens zur Besserung des Menschen auf eine mildere und schriftmäßigere Weise zu vereinigen gesucht hatte, einen Mittelweg ein, indem sie die Vorherbestimmung Gottes über die Besserung und Seligkeit der Menschen eine durch die Empfänglichkeit und das eigene Verhalten der Menschen selbst bedingte nannten. Sie zogen sich hierdurch den Namen Semipelagianer — halbe Pelagianer — zu, ohne jedoch von der catholischen Kirche geradezu für Ketzer erklärt zu werden, da diese den Streit über die Prädestination der Hauptsache nach so gut wie unausgemacht ließ. Daher kam es auch, daß sich in der Folgezeit das sonderbare Schauspiel einer allmähligen Verwandlung der Rollen darbot. Wegen der immer mehr zunehmenden Unwissenheit des Klerus gerieth der Augustinische Lehrbegriff von der unbedingten und particulären Gnadenwahl, ungeachtet der großen Ehrfurcht vor diesem Heiligen, in Vergessenheit, und dabei war es der scholastischen Theologie des Mittelalters leicht, ihn so zu verkehren und zu modificiren, daß er mit dem Pelagianischen verträglich erschien. Schon 848 wurde Gottschalk, ein aus Fulda flüchtig gewordener Mönch, wegen seiner Anhänglichkeit an den Augustinischen Lehrsatz, von der Synode zu Mainz verketzert und zu lebenslänglichem Gefängniß verdammt. Noch auffallender aber war diese Veränderung bei der Disputation, die der strengcatholische D. Eck mit Luthers Freund Carlstadt 1519 zu Leipzig hielt. Der letztere vertheidigte die Augustinische Meinung von der göttlichen Gnade, während Eck ihm die Ansichten des heil. Thomas von Aquinum entgegenstellte, die aufs mildeste semipelagianisch zu nennen waren. Indeß blieben die Lutheraner den Catholiken in dieser Lehre immer noch näher, als die Reformirten, unter denen besonders Calvin und Beza ganz zu jenen harten Grundsätzen Augustins zurückkehrten, und eine unbedingte göttliche Vorherbestimmung über die Seligkeit gewisser Menschen und über die Verdammniß anderer zur Glaubenslehre der reformirten Kirche machten. Die Evangelisch-Lutherischen hingegen nahmen in ihrer Eintrachtsformel an, daß Gott alle Menschen zur Seligkeit bestimmt habe, aber vorher wisse, welche unter ihnen sich derselben unwürdig machen würden, daß daher die Gnadenwahl nur die wirklich guten Menschen angehe und die Ursache ihrer Seligkeit sey. In der catholischen Kirche war inzwischen immer noch nichts Festes über diesen Lehrsatz ausgemacht. Dies zeigte sich bei den Händeln der eifersüchtigen Dominicaner und Jesuiten, von denen letztere wegen ihrer mildern Begriffe von der Gnadenwahl und der Kraft des freien Willens von den erstern des Pelagianismus beschuldigt wurden. Dieses Schicksal traf vorzüglich 1588 den Jesuiten Ludwig Molina, von dem daher die Molinistischen Streitigkeiten in den Niederlanden ihren Namen haben. Im 17ten Jahrhundert entstanden ebenfalls in den Niederlanden wegen Uneinigkeit über die Lehre von der Prädestination zwei neue Parteien, nämlich unter den Protestanten die Arminianer oder Remonstranten, die eine allgemeine und bedingte göttliche Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit gegen die streng-calvinistischen Reformirten behaupteten, und sich 1610 förmlich von ihnen trennten; unter den Catholiken hingegen die

Jansenisten, die zufolge des vom Bischof Jansen († 1638) erneuerten Augustinischen Lehrbegriffs, im Widerspruch mit der damals unter dem Einflusse der gemäßigter denkenden Jesuiten stehenden catholischen Kirche, eine zwiefache und absolute Vorherbestimmung Gottes über die Seligkeit und Verdammniß der Menschen annahmen. Seit dieser Zeit hat man über diesen Gegenstand zwar immer verschieden in der christlichen Kirche gedacht, jedoch ist seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkbar gewesen, daß eine richtigere Bibelauslegung und das jeden Fatalismus verabscheuende menschliche Gefühl endlich alle abweichende Meinungen über die Gnadenwahl zu der echt-christlichen Überzeugung vereinigt, Gott schließe keinen, der sich ernstlich bessert, absolut von der durch Christum erworbenen Seligkeit aus, und es komme daher nur auf den Glauben und sittlichen Werth der Menschen an, ob sie unter die Erwählten oder unter die Verworfenen gehören sollten. E.

Gneis, eine dem Granit verwandte Gebirgsart mit ursprünglich in einander gewachsenen Stoffen. Gemeiniglich aber ist er geschichtet und sogar bisweilen blättrig. Außer Quarz, Feldspath und Glimmer enthält er noch eine eigene Steinart, deren Grunderde Thon- und Bittererde ist. Mancher sieht gold- und silberglänzend, der meiste aber grau, grauschwarz, gelblich, weißlich, bräunlich und grün aus. Er bricht in Ganggebirgen und enthält ergiebige Erzgänge. Man kann den Gneis als Bruchstein trefflich zu Gebäuden, zumal im Wasser, gebrauchen.

Gneisenau (Graf Neidhart von), königlich preußischer General der Infanterie, ward 1760 in Schilda bei der Durchreise seiner Mutter, einer Offiziersfrau, geboren, und nach dem frühen Tode seiner Ältern bei seiner Großmutter in Würzburg erzogen. Ein Sohn des Kriegs bezeigte er schon früh Lust zum Soldatenstande. Wißbegierig erlernte er als Knabe und Jüngling das für seine künftige Bestimmung Nöthige, vernachlässigte aber die andern Wissenschaften, besonders Physik und Ökonomie, keineswegs. Als zwanzigjähriger Jüngling ging er mit den anspachschen Truppen nach Amerika. Da Anspach preußisch wurde, trat auch er in preußische Dienste. Sein Regiment stand in Schlesien. Die Muße des Garnisondienstes wandte er zum Studiren der Militärwissenschaften an, wobei ihm die Bibliothek und die Kenntnisse eines benachbarten Edelmanns trefflich zu Statten kamen. Er galt bald für den gelehrtesten Offizier beim Regiment, ein Ruhm, den er jedoch selbst durch die scherzhafte Äußerung einigermaßen geschmälert hat, daß er der einzige gewesen, der den Pythagoreischen Lehrsatz hätte beweisen können. Im J. 1796 heirathete er seine jetzige Gemahlin, aus welcher Ehe ihm sieben Kinder geboren wurden. Gegen 1802 war er Hauptmann unter der schlesischen Füselierbrigade. Im Feldzug 1806 wurden seine Talente bemerkt; sein Monarch sandte ihn als Oberstlieutenant im April 1807, von Königsberg aus, dem bedrängten Colberg zu Hülfe. Er übernahm dort, an der Stelle des alten ganz unfähigen Generals Lucadou, den Posten als Commandant, beugte den Folgen der fehlervollen Maßregeln seines Vorgängers durch ein kräftiges und kluges Benehmen vor, schlug durch zweckmäßige Anstalten alle wüthenden Angriffe des Feindes zurück, und hielt, trotz eines fürchterlichen Bombardements, die kleine Festung, welche viele schwache Punkte hat, bis zum tilsiter Frieden. Er war während der Belagerung Obrist geworden, nach derselben erzielt er

scheinbar seinen Abschied und schien mißvergnügt nach England zu gehen, während er in der That als geheimer Gesandter seines Hofes dort war. Im Jahr 1810 kam er zurück, und arbeitete eine Zeitlang im Ministerium. 1813 ward er Generalmajor und Generalquartiermeister, und leitete in dieser Qualität den ausgezeichneten Rückzug von Lützen bis Breslau so meisterhaft, daß der verfolgende Feind in verschiedenen Gefechten 40 Canonen verlor, ohne den Verbündeten eine einzige abgenommen zu haben. Während des Waffenstillstandes beschäftigte ihn die Ausbildung der Landwehr. Er wurde während desselben an der Stelle des verstorbenen Scharnhorst Chef des Generalstabes. In dem zweiten Feldzug (nach dem Waffenstillstande) war er beständig bei dem Feldmarschall Blücher; die Vernichtung des Macdonaldschen Corps an der Katzbach, der Übergang bei Wartenburg über die Elbe, und der glückliche Erfolg der Schlacht bei Möckern (Leipzig) am 16ten Oct. waren großentheils Werke seiner Rathschläge. Er ward Generallieutenant. Im Jahr 1814 nahm er an den Siegen bei Brienne und Paris, so wie an der Schlacht bei Montmirail beträchtlichen Antheil; seine Meinung gab in dem Kriegsrath, wo man über das plötzliche Vordringen nach der Hauptstadt berathschlagte, den Ausschlag. Nach dem pariser Frieden ernannte ihn sein dankbarer König zum General der Infanterie, erhob ihn in den Grafenstand, und gestattete ihm, sich eine Domaine von 10,000 Thaler jährlicher Einkünfte auszuwählen. Im J. 1815 war er es, der die bei Ligny überwundene preußische Armee nach wenigen Stunden wieder in den Stand setzte, eine Schlacht liefern zu können, und der durch die rasch angeordnete Verfolgung der bei Belle-Alliance (Waterloo) geschlagenen französischen Armee diesen Sieg zu einem der glänzendsten in der neuern Geschichte machte; er folgte dem Feinde auf dem Fuße bis Paris, und nahm als Minister an dem dortigen Friedensschlusse Theil. Hierauf ward ihm das Gouvernement der Rheinprovinzen übertragen. Im Frühjahr 1816 fühlte er sich theils wegen seiner Gesundheit, theils wegen politischer Gründe bewogen, seinen Abschied zu fodern. Sein Monarch, welcher einsah, daß Gneisenau dem Staat unersetzlich sey, gewährte ihm in den huldvollsten Ausdrücken die Erlaubniß, während des Friedens mit ganzem Gehalt nach seinem eignen Willen leben zu können, behielt sich aber vor, denselben im Falle eines Kriegs wieder anzustellen. Gneisenau begab sich hierauf in die böhmischen Bäder, und sodann auf seine Güter (Großerdmannsdorf, zwischen Hirschberg und Schmiedeberg) in Schlesien. Mit genauer Kenntniß dessen, was dem Heerführer nöthig ist, verbindet Gneisenau einen bewunderungswürdigen militärischen Blick, eine rasche Übersicht, und einen durchdringenden Scharfsinn. Schnell weiß er sich, auch in der bedrängtesten Lage, zu fassen, und selbst seine raschesten Entschlüsse tragen das Gepräge der Bestimmtheit, Zweckmäßigkeit und Ruhe. Nie hat man ihn auf dem Schlachtfelde verlegen gesehen. Mit diesen kriegerischen Eigenschaften, die den großen Feldherrn beurkunden, vereinigt er die liebenswürdigste Bescheidenheit, und seine Tugenden als Hausvater, seine Talente eines guten Gesellschafters zwingen denen, die ihn als Feldherrn verehren, Achtung für ihn als Menschen ab. Im 3ten Bande der Zeitgenossen (dem X. Hefte) findet sich eine umständliche Biographie G n e i s e n a u ' s, auf die wir hier verweisen.

P—r.

Gnidus oder Knidos, eine Stadt der kleinasiatischen Landschaft Karien, war ein Lieblingsort der Venus, welche davon den Beinamen der knidischen Göttin erhalten hat. Die Göttin hatte daselbst drei Tempel. Der eine, den ihr wahrscheinlich die lacedämonischen Dorier erbaut hatten, hieß der Tempel der Venus Doris; ein zweiter war ihr unter dem Namen der Venus Akräa geheiligt; der dritte, der Tempel der knidischen Venus, oder, wie die Einwohner ihn nannten, der Venus Euploa (der schiffenden), verwahrte eins der größten Meisterstücke der Kunst, die marmorne Bildsäule der Göttin von Praxiteles. (S. Praxiteles.)

Gnom. Diesen Namen hat die neuere Mythologie den Geistern beigelegt, welche die Dichter im Schooße der Erde bei den Schätzen der Tiefe wohnen und sie bewachen lassen, Erdgeister, Berggeister, Bergmännchen. Sie können die mannichfaltigsten Gestalten annehmen, und bald schön, bald häßlich seyn. Doch ist die letzte Gestalt die ihnen eigenthümlichste; nur ihre Weiber, die Gnomiden, sind ursprünglich schön. Rübezahl hat unter ihnen allen durch Musäus Volksmährchen die größte Berühmtheit erlangt. Die gemeine Sprache begreift die Gnomen nebst ihren Collegen in der Luft, im Walde und in der See unter dem alten gemeinen Namen Kobolde. Das eigentliche Vaterland dieser dichterischen Wesen ist der Orient und das geheime Reich der cabbalistischen Phantasien. Nach den Erzählungen des Talmud war ein solcher Erdgeist, in der Gestalt eines Wurms von der Größe eines Gerstenkorns, dem Salomo bei Erbauung seines prächtigen Tempels vorzüglich dadurch behülflich, daß er ihm die großen Felsenplatten spaltete und in Tafeln verwandelte, ohne Jemandes Beihülfe. Freilich hatte es dem Salomo viel List und Mühe gekostet, sich seiner zu bemächtigen. In unsere europäischen Gegenden und Köpfe sind diese wunderlichen Spukgestalten mit der Cultur der Pythagoräisch-cabbalistischen Philosophie, seit Raymundus Lullus von der Mitte des funfzehnten bis Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch Picus von Mirandola, Paracelsus, Cardanus, Jordanus und Brunus eingeführt, und selbst von einsichtsvollen Männern, Marsilius Ficinus, Reuchlin u. A. empfohlen und unterstützt worden.

Gnome. Dies der griechischen Sprache angehörige Wort bezeichnet eine zuerst bei den ältesten Völkern des Orients gebräuchliche Art kurzer, sinnreich, oft bildlich ausgedrückter Sprüche, welche irgend eine Bemerkung, eine Erfahrung, eine Regel, einen Grundsatz enthalten. Die sogenannten Sprüche Salomons sind im Grunde nichts als eine Gnomologie; mehr als die Hälfte vom Sirach gehört auch dahin. Viele solche von Jesu ausgesprochene Gnomen enthalten die Evangelien, besonders die Bergpredigt von Matthäus. Jedes Volk legt die Resultate seiner ersten Erfahrungen, Beobachtungen und Entdeckungen in der moralischen Welt in solche sinnvolle, abgerundete Sprüche nieder. Auch von einem unserer Vorfahren, Odin, hat die Sämundische Edda treffliche Sprüche dieser Art aufbewahrt. Die Griechen haben in dieser Gattung ihren Theognis und Phocylides aufzuweisen. Jeder solcher Spruch ist ein kurzes Resultat einer oder mehrerer Erfahrungen, vollendet in wenig Worten, ganz gemacht, das Herz zu treffen, den Geist anzuregen und sich tief in das Gedächtniß einzudrücken. Die arabischen Gnomen waren, wie viele unserer vaterländischen, in Reime gefaßt; die hebräischen machten sich durch ihren Parallelismus angenehm; in

allen Sprachen ist kräftige oder räthselhafte Kürze ihr Eigenthum.

Gnomonik, die Wissenschaft, welche Sonnenuhren verfertigen lehrt. (S. Sonnenuhr.)

Gnosis, ein griechischer Ausdruck, der Kenntniß, höhere Einsicht bedeutet, war vorzugsweise der Name einer Religionsphilosophie, welche die Phantasien und Abenteuerlichkeiten der orientalischen Religionssysteme mit den Ideen und der Consequenz griechischer Philosophen vereinigte und sich einen Einfluß auf das Christenthum anmaßte, der die practische Richtung ihrer Theorien bestimmte. Unstreitig gab es schon zu den Zeiten der Apostel eingebildete Weise, die sich einer höhern Einsicht von dem Ursprunge der Welt und dem Übel in der Welt rühmten, als der menschliche Verstand, so lange er im Gleichgewichte bleibt, statthaft oder überhaupt nur möglich finden kann. Simon, der Magier, dessen Lucas in der Apostelgeschichte Erwähnung thut, war der erste unter ihnen. Schon in seinen Lehrsätzen sind Spuren der Ideen zu entdecken, welche allen Lehrern und Freunden der Gnosis gemein waren, und das unverkennbare Gepräge ihres orientalischen, insonderheit persischen und chaldäischen Ursprungs an sich tragen. Sie lassen sich auf folgende Grundzüge zurückführen. Gott, die höchste Intelligenz, wohnt in der Fülle des Lichts, und ist der Urquell alles Guten; die Materie, die rohe chaotische Masse des Stoffes aller Dinge, ist ewig wie Gott, und der Urquell alles Bösen. Aus beiden Principien sind vor aller Zeit Wesen hervorgegangen, die Äonen genannt, und als gottähnliche Geister bezeichnet werden. Die Welt und das Menschengeschlecht wurden von einem Äon, dem Demiurg, oder wie spätere gnostische Systeme sagen, von mehrern Äonen und Engeln aus der Materie geschaffen. Den Körper und die sinnliche Seele des Menschen (sensorium, Psyche) machten die Äonen aus diesem Stoffe; daher das Böse im Menschen. Gott gab dem Menschen die vernünftige Seele, daher der beständige Kampf der Vernunft mit der Sinnlichkeit. Die sogenannten Götter der Menschen, wie z. B. Jehova, der Juden Gott, sind nur solche Äonen oder Weltkörper, unter deren Herrschaft die Menschen immer schlechter und unglücklicher wurden. Um das Reich der Weltschöpfer zu zerstören und die Menschen von der Macht der Materie zu befreien, sandte Gott den erhabensten aller Äonen, für den erst Simon, und nach ihm der berühmteste unter seinen Schülern, Menander, ein Samariter, welcher gegen das Ende des ersten Jahrhunderts zu Antiochien in Syrien eine eigene Secte stiftete, sich selbst ausgab. Simon und Menander waren nicht Christen, sondern Feinde des Christenthums; der Jude Cerinthus, den der Evangelist Johannes noch gekannt zu haben scheint, vermengte diese Phantasien mit den Lehren des Christenthums, und behauptete, jener erhabenste Äon, den Gott zur Rettung der Menschen gesandt habe, sey Christus, der sich in Gestalt einer Taube auf den Juden Jesus herabgelassen, durch ihn die christliche Lehre verkündigt, jedoch noch vor der Kreuzigung Jesu wieder von ihm getrennt habe, und erst bei der Auferstehung der Todten zur Gründung eines tausendjährigen Reichs der vollkommensten irdischen Glückseligkeit aufs neue mit Jesu vereinigen werde. Diese Grundideen des Gnosticismus wurden im zweiten Jahrhundert unter der Regierung Hadrians und der beiden Antonine von den christlichen Religionsphilosophen, die vorzugsweise unter dem

Namen Gnostiker bekannt sind, noch mehr sublimirt, erweitert und ausgeführt. Saturninus, ein Syrer, redet von einem unbekannten höchsten Gott, der viele Engel und Kräfte erzeugt habe; sieben dieser Äonen wären die Weltschöpfer gewesen, und bald von Gott abgefallen; einer derselben, der Judengott, habe die Menschen zum Bösen verführt, daher der Unterschied zwischen guten und bösen Menschen entstanden sey. Auch Saturninus nennt Christum den von Gott gesandten Retter und den Sohn Gottes, eigenthümlich ist ihm aber die Behauptung, daß Christus nicht wirklich geboren worden sey, auch keinen wahrhaften, menschlichen, sondern nur einen Scheinkörper an sich gehabt habe, weßhalb seine Anhänger und mehrere andere spätere gnostische Parteien, die hierin mit ihm übereinstimmten, Doketen und Phantasiasten genannt wurden. Übrigens läugnete Saturninus ganz consequent die Auferstehung der Leiber, und nahm nur eine Rückkehr der Seelen guter Menschen in das Wesen der Gottheit an. Seine Secte zeichnete sich durch Strenge der Sitten aus, verwarf das Fleischessen und den Ehestand. Sein Zeitgenosse, Basilides, ein Alexandriner, unterscheidet sich von ihm durch eine den ägyptischen Priestern nachgebildete noch geheimnißvollere Sprache, er nennt sieben vollkommene vom höchsten Gott erzeugte Äonen, den Verstand, das Wort, die Klugheit, die Weisheit, die Macht, den Frieden und die Gerechtigkeit, welche mit Gott selbst die vollkommene Acht ausmachen; jeder derselben baute seinen eigenen Himmel, und zeugte neue Himmel und Ordnungen von Engeln, und diese wieder neue, deren Vollkommenheit in absteigender Linie immer mehr abnimmt. So entstanden 365 Himmel und Ordnungen von Engeln, deren gemeinschaftlichen Herrn und Vorsteher Basilides als einen guten aber unvollkommenen Geist bezeichnet, und Abraxas nennt. Dieser Name mit griechischen Buchstaben geschrieben, drückt durch die Zahlenbedeutung derselben diese heilige Zahl aus, und die Basilidianer schnitten ihn in Edelsteinen, denen sie geheime zauberische Kräfte beilegten. In Gemeinschaft mit Abraxas, fährt Basilides fort, haben die Engel der niedrigsten Ordnung aus der Materie unsere Welt gebaut, die Regierung der Völker unter sich getheilt und den Gottesdienst an sich zu ziehen gesucht, sind aber, da der vornehmste unter ihnen, der Judengott, sich auch die übrigen Völker unterwerfen wollte, in einen Streit gerathen, der den Verfall und das Elend des menschlichen Geschlechts zur Folge hatte. Darum sandte Gott seinen erstgebornen Sohn, den Äon Verstand oder Christus, um die Herrschaft der Weltregierer zu zerstören. Der Judengott regte aber die Nation wider ihn auf, daß sie ihn umbrachte; doch wurde Christus nicht wirklich, sondern entweder der Mensch Jesus, mit dem er sich vereinigt hatte, oder Simon von Cyrene gekreuzigt. Christus ging wieder zu Gott, und alle Seelen, die seiner Lehre gehorchen, kommen eben dahin, die unvollkommenen aber müssen, bis sie von aller Unreinigkeit befreit sind, durch die Körper anderer Menschen und Thiere wandern. Der geheimnißvolle Anstrich und das Spielende dieser Theorie des Basilides verschafften ihm viele Anhänger; sein Sohn Isidor pflanzte seine Secte fort, die sich erst im 4ten Jahrhundert gänzlich verlor. Das System des Alexandriners Karpokrates, der gleichfalls unter Adrians Regierung blühte, unterscheidet sich von den eben dargestellten nur darin, daß er Christum für einen bloßen Menschen hielt, dessen reinere und stärkere Seele

sich nur dessen, was sie vor ihrer Vereinigung mit dem Körper bei Gott gesehen hatte, richtig zu erinnern gewußt habe. Die christlichen Kirchenlehrer Clemens von Alexandrien, Irenäus, Eusebius und Epiphanius, aus denen überhaupt alle Nachrichten über die Gnostiker geschöpft sind, sagen den moralischen Grundsätzen des Karpokrates viel Schlimmes nach; nach ihnen hat er allen Unterschied guter und böser Handlungen aufgehoben und eine uneingeschränkte Freiheit in der Befriedigung sinnlicher Triebe gelehrt. Und allerdings übten seine Anhänger die abscheulichsten Laster aus, und waren vorzüglich an den empörenden Verleumdungen Schuld, welche den Christen dieses Jahrhunderts von den heidnischen Schriftstellern im Allgemeinen aufgebürdet wurden. Des Karpokrates berühmtester Schüler war Prodikus, der jedoch fälschlich als Urheber der Adamitischen Secte angegeben wird (vergl. den Artikel Adam). Die Secte der Karpokratianer fand in Ägypten und Italien, besonders aber auf den Inseln, viel Beifall, verlor sich aber schon im Anfange des 3ten Jahrhunderts. Das vollständigste und sinnreichste aller gnostischen Systeme hat Valentinus, ein gelehrter und beredter Alexandriner, ebenfalls im 2ten Jahrhundert gebaut. In das Licht, oder die Fülle, welche alle Gnostiker zur Wohnung des höchsten Gottes machten, setzt er funfzehn männliche und eben so viel weibliche Äonen, die er durch Vermählungen mit einander nach und nach erzeugen läßt. Der höchste Gott, der Ungeborne, der Urvater, den er auch die Tiefe nennt, ist der erste dieser Äonen, das denkende Stillschweigen sein Weib, der Verstand und die Wahrheit sind ihre Kinder, diese erzeugten mit einander das Wort und das Leben (im Griechischen weiblich) und diese den Menschen und die Gemeinde. Diese achte machen die erste Classe jener 30 Äonen aus. Die zweite Classe von fünf Paaren, an deren Ende der Eingeborne, und die dritte von sechs Paaren, an deren Spitze der Tröster steht, stammen auf gleiche Weise von Menschen und der Gemeinde ab und bestehen wie die erste aus personificirten Begriffen. Die Beamten dieses himmlischen Staats sind vier andere männliche Äonen. Horus, der die Gränzen des Lichtraums bewacht; Christus und der heilige Geist, welche die übrigen Äonen in ihren Pflichten unterweisen, und Jesus, den alle Äonen des Lichtraums gemeinschaftlich erzeugt und wie der ganze Olymp die Pandora mit ihren Gaben herrlich ausgestattet haben. Der letzte weibliche Äon dritter Classe, die Weisheit, beneidete den Verstand um seine Wissenschaft und gebar in der Hitze ihrer ungebändigten Leidenschaft einen weiblichen, ungestalteten Äon, Achamoth oder Enthymesis (Beherzigung, Überlegung) welche in die Finsterniß der Materie fiel und von Christo aus Mitleid gestaltet wurde. Achamoth sehnte sich nach dem verlornen himmlischen Lichte; Furcht, Angst, Traurigkeit und Lachen wechselten bei ihr ab; ihre unbefriedigte Sehnsucht brachte die Seele der Welt und andere Seelen hervor, aus ihren Thränen entstand das Wasser, aus ihrem Lachen die hellere Materie, die dichtere aus ihrer Traurigkeit. Christus erbarmte sich der Abgefallenen und sandte ihr Jesum, der ihr Wissenschaft mittheilte und sie von ihren Schmerzen befreite. Nach dieser glücklichen Veränderung gebar sie drei Substanzen, eine materielle, eine geistige und eine seelenartige (wie oben die sinnliche Seele). Aus der letztern gestaltete sich der Demiurg oder Weltschöpfer, welcher, wie beim Basilides, die Himmel mit ih-

ren Engeln aus der seelenartigen Substanz baute und den obersten dieser Himmel zu seinem Sitze wählte. Aus der materiellen Substanz wurden unter Einfluß von Achamoths Furcht die Thiere, unter Einfluß ihrer Traurigkeit die bösen Geister, deren Fürst der Weltbeherrscher ist, und unter Einfluß ihrer Angst die mit Feuer vermischten Elemente der Welt. Der Mensch ist aus allen drei Substanzen gebaut. Der Retter der Menschen, Christus, hatte, als er auf Erden erschien, einen sichtbaren Körper aus feinerem Stoffe und war nur aus der geistigen und seelenartigen Substanz zusammengesetzt. Bei seiner Taufe vereinigte sich der Äon Jesus mit ihm und belehrte die Menschen. Seine Schicksale und Wohlthaten beschreibt Valentinus eben so wie Saturninus, das Eigne aber hat er, daß, wenn zuletzt alles Geistige von der Materie befreit seyn würde, Achamoth sich im göttlichen Lichtraum mit Jesu vereinigen, und die guten Seelen zu sich ziehen, der Himmel des Demiurgs die sinnlicheren aufnehmen und die Welt im Feuer untergehen werde. Die Partei des Valentinus, welche sich gegen die Mitte des 2ten Jahrhunderts zu Rom, und besonders auf der Insel Cypern erhob, zeichnete sich durch strenge Sitten aus, wurde die zahlreichste unter allen gnostischen Secten und dauerte bis in das 4te Jahrhundert fort. Marcion von Sinope und Cerdo, ein Syrer, bildeten mit Hinweglassung vieles Abenteuerlichen der früheren gnostischen Systeme ein wohlgeordnetes Lehrgebäude, dessen Hauptmerkmal die Verwerfung des alten Testaments und die Einmischung jüdischer Ideen in das Christenthum ist. Marcion unterscheidet zwei höchste Grundwesen, den wahren Gott und den Teufel; der wahre Gott hat auch nach ihm viele Geister erzeugt, unter ihnen auch den Weltschöpfer, welcher der gerechte Gott und Gesetzgeber der Juden sey. Dieser hat Christum durch die Propheten verheißen lassen; der Jesus aber, der wirklich erschienen und der wahre Erlöser ist, war der Sohn des wahren guten Gottes, und nicht jener jüdische Messias. Dieser eigenthümliche Lehrsatz Marcions veranlaßte seine Abtrennung von der alt-catholischen Kirche, in der Tertullian besonders die Würde des alten Testaments glücklich gegen ihn verfocht. Die Partei der Marcioniten wurde indeß sehr ansehnlich, sie hatte bis zum Anfange des 5ten Jahrhunderts in Italien, Syrien, Arabien und Ägypten zahlreiche Gemeinden und eigne Bischöfe, auch behauptete sie den Ruhm unsträflicher Sitten, indem sie nach der Vorschrift ihres Stifters das Fleischessen, das Weintrinken und den Ehestand vermied, um mit der Materie so wenig als möglich gemein zu haben. Zweifelhaft ist es aber, daß Marcion und Cerdo auch die Stifter der Secte gewesen seyn sollen, die gegen das Ende des 2ten Jahrhunderts unter dem Namen Ophiten oder Schlangenbrüder (s. d. Art.) entstand und wegen der Ähnlichkeit ihrer Theogonie mit der Valentinischen unter die Gnostiker gerechnet wurde. In derselben Periode trat auch der durch seine Harmonie der vier Evangelien und seine Rede gegen die Griechen oder Heiden schon vorher berühmte Tatianus aus Assyrien zum Gnosticismus über, und stiftete eine Secte, deren Anhänger nach einem seiner Schüler Severianer, wegen ihrer harten Diät Enkratiten (Enthaltsame), Hydroparastaten (Wassertrinker), und weil sie dem Besitze ihrer Güter entsagten, Apotaktiten genannt wurden. Auch Bardesanes, ein Syrer, und der Afrikaner Hermogenes, welche unter der Regierung des Kaisers Commodus vom Lehrbegriff des Christenthums abwichen und Secten stifteten, streifen wegen ihrer

Hypothesen über die Ursachen des Bösen in der Welt an den Gnosticismus an. Überhaupt war es bei dem philosophischen Streben jenes Zeitalters, bei der Sucht nach dem Wunderbaren, welche die damals in hohem Grade verweichlichten Völker des römischen Reichs ergriffen hatte, und bei der Mode, sich tieferer Einsichten in die Geheimnisse der Natur und Gottheit zu rühmen, nicht zu verwundern, daß eine Religionsphilosophie, welche sich die glänzendsten Partien der Platonischen aneignete, und der Einbildungskraft eben so sehr als dem Dünkel geheimer Weisheit Nahrung gab, einen so ausgebreiteten Beifall fand. Auch Gutgesinnte nahm sie durch die Strenge ihrer Sittenlehre und ihre Seelenheilkunde für sich ein; die Gnostiker waren die Pietisten des 3ten und 4ten Jahrhunderts. Die catholische Kirche, die ihre Lehren verketzerte, ließ doch dem Wandel der Marcionitischen und Tatianischen Gnostiker Gerechtigkeit wiederfahren, und nahm selbst von ihren Irrlehren Veranlassung, die Regel des rechten Glaubens fester zu bestimmen. Seit dem 5ten Jahrhundert gab es keine gnostischen Secten mehr, aber von den Grundzügen ihrer Emanationslehre erscheint maches in spätern Philosophien wieder, die mit ihnen aus gleichen Quellen schöpften. Platons lebendige Darstellung hatte den Ideen der Gottheit etwas Substantielles gegeben, das die Gnostiker auf ihre Äonen übertrugen, und Leibnitzens Effulgurationen (Ausstrahlungen) Gottes, Ploucquets reale Repräsentationen (Vorstellungen) Gottes, St. Martins Bilder und Spiegel und dergl. sind wie jene Äonen ein Beweis, daß die Versuche des menschlichen Verstandes, den Act der Schöpfung und des Entstehens unvollkommnerer Wesen aus den vollkommensten zu erklären, immer auf ähnliche Resultate hinausliefen. Die Naturphilosophen könnten die Gnostiker unsrer Zeit genannt werden, wenn sie gestehen wollten, daß ihr Identitätssystem ihnen unter den Händen in einen Dualismus zerfällt, welcher der gnostischen Theorie vom Abfall nicht unähnlich ist. E.

Goa liegt an der Westküste von Dekan in Vorderindien, da, wo jetzt die westlichen Besitzungen der Maratten und der Britten am nördlichen Ende von Kanara an einander gränzen, auf einer Insel, welche bei den Eingebornen ehedem Tissuari hieß, und von einem arabischen Volksstamme bewohnt wurde, als der große Albuquerque im Jahre 1510 die Stadt mit den Halbinseln Bardes und Salsete unterwarf. Der Fluß Mandova, unter den Indiern fast so hoch geehrt, als der Ganges, scheidet die Inseln vom festen Lande, und zwei Meerarme umfassen sie auf den andern Seiten. Sie hat einen der besten und geräumigsten Häfen Indiens, und war seit 1559 der Sitz des Oberbefehlshabers der portugiesischen Besitzungen in dem indischen Meere und des Erzbischofs und Primas von Indien. Während der Regenzeit vom Juni bis gegen den October bringen die Landfluthen so viel Schlamm mit, daß der Hafen verschlämmt und die Schifffahrt gehindert wird. Der Hafen, welcher aber nur den Portugiesen offen stand, ist durch Thürme und Castelle beschützt. Gleich bei dem Eingange, an der Spitze der Halbinsel Bardes, liegt die starke Festung Aguada, deren Geschütz das Wasser bestreicht, und hinter dem Canale, oberhalb jener Halbinsel, das Königscastell, das gleichfalls das Wasser beherrscht. Außer diesen Festungen gibt es noch zwei starke Forts, die nahe am Canale liegen. An jenen Hafen gränzt der Hafen Murmugon, welcher durch einen andern Canal gebildet wird, der Goa und die Halbinsel Salsete scheidet; er nimmt die aus Europa kommenden Schiffe auf, wenn der andere verschlämmt ist. Die Stadt hat Mangel an süßem

Wasser, das vom festen Lande hingebracht und verkauft wird. Die Luft ist ungesund. Zu der Zeit, als die Portugiesen in Indien herrschten, konnte keine Stadt in diesen Gegenden mit Goa verglichen werden, und wenige in Europa waren schöner und besser gebaut. Die noch vorhandenen öffentlichen Gebäude sind stumme Zeugen ihrer verschwundenen Herrlichkeit. Außer dem Vicekönige, unter dessen Befehlen alles stand, was die Portugiesen in Indien vom Vorgebirge der guten Hoffnung bis Macao in Sina besaßen, hatten hier die Verwaltungsbehörden ihren Sitz. Die Macht des Glaubensgerichts, das auch in Goa seinen Sitz hatte, war ehedem sehr ausgedehnt, und erstreckte sich über alle Portugiesen in Indien und die eingebornen Christen, allein ausgenommen den Vicekönig, den Erzbischof und dessen Vicar. In neuern Zeiten aber ward die Gewalt der Inquisition sehr beschränkt; ja 1815 erfolgte ihre gänzliche Aufhebung und die öffentliche Verbrennung ihrer Papiere. Als die Macht der Portugiesen immer tiefer sank, und der größte Theil ihrer reichen Besitzungen in der Gewalt der Holländer und der Engländer war, da gerieth auch der Mittelpunkt ihrer Herrschaft immer mehr in Verfall. Die Verödung der Stadt nahm zu, als im Anfange des vorigen Jahrhunderts eine Seuche ausbrach, und ihnen so großen Abscheu gegen ihren Wohnort einflößte, daß sich die meisten auf dem Lande niederließen. Die gebornen Portugiesen machen die geringste Zahl der Einwohner aus, die Mestizen die größte. Der große Handel ist in den Händen der Christen, der kleine wird von Juden und Banianen getrieben, deren Anzahl beträchtlich ist. Bloß der Zwischenhandel an den Küsten von Indien und nach Sina ist noch bedeutend. Drei bis vier Schiffe waren in neuern Zeiten jährlich hinreichend, die Waaren, welche die Portugiesen aus den übrigen Factoreien und durch die nach Canton fahrenden Schiffe erhielten, nach Europa zu bringen. Der Betrag des Ganzen stieg selten höher, als auf anderthalb Millionen Gulden jährlich, nicht gerechnet den Ertrag des ausschließenden Handels, den die Krone mit Zucker, Schnupftabak, Pfeffer, Salpeter, Perlen und Sandelholz trieb. Der ganze Gewinn aber, den die Niederlassung brachte, ward von den Kosten aufgezehrt, welche die Verwaltungsbehörden und die Unterhaltung der Festungswerke und der Besatzung nothwendig machten. Seit 1807 war Goa in der Gewalt der Engländer, ist aber nach dem allgemeinen Frieden den Portugiesen zurückgegeben worden. R.

Gobelin (Gilles), war ein Färber zu Paris unter der Regierung Franz I. Er wohnte in der Vorstadt St. Marceau, wo sein Haus und der kleine Fluß, welcher vorbeifließt, noch heute seinen Namen führen, und erfand, wie man sagt, das Geheimniß, das schöne Scharlach zu färben, welches nach ihm Gobelinscharlach heißt. Von ihm haben auch die berühmten Gobelintapeten ihren Namen, für deren Erfinder er gehalten wird, mit welchem Recht ist zweifelhaft. Indeß, wenn er auch der erste Verfertiger dieser gewirkten Tapeten gewesen ist, die sonst in Frankreich Mode waren und es wieder geworden sind, so ist doch anzunehmen, daß die Erfindung erst unter Heinrich IV. zu größerer Vollkommenheit gebracht worden.

Godoi, s. **Alcudia**.

Gökingk (Leopold Friedrich Günther von), wurde den 13ten Julius 1748 zu Grüningen im Halberstädtischen geboren, besuchte um das J. 1760 das königliche Pädagogium zu Halle, wo er sich mit

seinem Freunde und Landsmann, G. A. Bürger, gemeinschaftlich in der Dichtkunst versuchte, und studirte sodann auf der dortigen Universität die Rechte. Nach Vollendung seiner akademischen Studien wurde er Referendarius bei der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, in der Folge Kanzleidirector zu Ellrich im Hohensteinischen, im J. 1786 Kriegs- und Domainenrath bei der Kammer zu Magdeburg, 1788 königl. Commissär und Land- und Steuerrath zu Wernigerode, 1793 geheimer Finanzrath im südpreußischen Departement des Generaldirectoriums zu Berlin, darauf Geheimerath des Fürsten von Oranien-Fulda zu Fulda. Friedrich Wilhelm II. hatte ihn 1789 in den Adelstand erhoben, und seit der Zeit schreibt er sich L. F. G. von Gökingk auf Daldorf und Günthersdorf. Auch ist er herzogl. curländischer Legationsrath. Wir haben von ihm sehr berühmte Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. in Liedern, Sinngedichten und der Epistel, welche letztern besonders der Beifall des Publicums gekrönt hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflectirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundenen und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden" (zuerst 1777, dann 1779), für deren Zärtlichkeit man in Deutschland fast ein allgemeines Interesse faßte, den meisten Ruhm, so daß selbst der strengrichtende Wieland die poetische Briefstellerin, die hier unter dem Namen Nantchen erscheint, die deutsche Sappho nannte. Seine Gedichte sind zu Frankfurt von 1780—82 in 3 Bänden, und ebendaselbst ist 1784 der 1ste Band seiner prosaischen Schriften erschienen.

Golconda, eine über 1710 Quadratmeilen große Landschaft in Ostindien, auf der Halbinsel diesseit des Ganges, zwischen den Flüssen Burda und Kistna, meistens von dem Marattenstaat umgeben, mit ungefähr 6½ Million Einwohnern, ist berühmt durch ihre ergiebigen Diamantgruben. Sie steht unter einem Fürsten, welcher König oder Nizam von Golconda, oder auch Subah von Decan genannt wird. Seine Residenz, Hyderabad am Flusse Musi, ist zugleich die jetzige Hauptstadt des Landes. Die vormalige war Golconda, eine auf einem steilen Felsen gelegene starke Festung. Der Nizam ward sonst von den Maratten zu einem regelmäßigen Tribut genöthigt, allein jetzt ist er unter dem Namen eines Bundsgenossen von den Engländern abhängig.

Gold. Die trefflichen Eigenschaften, besonders der prächtige und dauernde Glanz dieses edeln Metalls, haben demselben von jeher einen sehr hohen Werth in den Augen der Menschen gegeben. Es gehört zu den Elementen oder einfachen Stoffen. Im Feuer schmilzt es, so bald es glüht, und sieht im Flusse grün aus. Im gewöhnlichen Feuer verändert es sich nicht, verglas't aber und verflüchtigt sich zum Theil unter dem Brennspiegel. Das durch die Hitze des Brennpunkts entstehende Glas hat eine violette Farbe, und ist eine verglas'te Goldhalbsäure. Der electrische Funke säubert das Gold. In Säure lös't es sich schwer auf; die Salpetersäure lös't es nur auf, wenn sie roth oder mit salpetersaurem Gas vermischt ist. Übersaure, so wie salpetersaure Kochsalzsäure lösen das Gold auf und aus beiden entsteht das Goldsalz, welches gelblich, ätzend ist, und sich crystallisirt. Das Ammoniak schlägt das Gold mit gelber Farbe nieder, und bildet das Knallgold, das bei einer großen Entzündbar-

keit furchtbare Explosionen bewirkt. Verbindet man eine Goldauflösung mit einer Auflösung des kochsalzgesäuerten Zinns im Wasser, so entsteht ein pupurrother Niederschlag, der unter dem Namen Cassius-Purpur oder mineralischer Purpur bekannt ist. Das Gold amalgamirt sich leicht mit dem Quecksilber. In Ansehung des Gewichts übertrifft es, die Platina ausgenommen, alle übrigen Körper. Setzt man die Schwere des Wassers auf 1000, so beträgt die Schwere des Goldes nach Blumenbach 19,257, nach Scherer 19,640. Das amerikanische Gold sieht bleicher aus als das europäische. Sein Glanz leidet nicht durch Rost. Von allen Metallen besitzt das Gold die größte Dehnbarkeit. Mit einer Unze Gold kann man einen 444 Stunden langen Silberfaden so durchaus überziehen, daß man selbst durchs Mikroscop nichts vom Silber entdeckt, vielmehr bleibt es, wenn man das Silber durch Scheidewasser auflös't, als eine hohle undurchsichtige Röhre zurück. Ein einziger Gran Gold läßt sich zu so dünnen Blättchen schlagen, daß man damit eine Fläche von 1400 Quadratzoll bedecken kann. Von der Zähigkeit des Goldes zeugt der Umstand, daß ein Drath dieses Metalls von $\frac{3}{10}$ Linien Dicke, und 2 Fuß Länge ein Gewicht von 16 Pfund trägt, ohne zu zerreißen. Wegen dieser Geschmeidigkeit und Weiche besitzt es aber auch nur wenig Klang und Elasticität, durch anhaltendes Hämmern kann man es jedoch dergestalt härten, daß es selbst zu Uhrfedern gebraucht werden könnte. Das Gold wird, wie alle übrigen Metalle in der Erde erzeugt, und ist nächst dem Eisen und Braunsteine wahrscheinlich am weitesten in der Natur verbreitet. Nur wenig findet sich vererzt, das meiste gediegen und zwar letzteres entweder sichtbar oder verlarvt. Dieses gediegene Gold zeigt sich unverdeckt in seiner metallischen Gestalt, und kommt in verschiedenen Formen, in derben Stücken, in Blättchen und Crystallen vor. Häufig ist es schon so rein, daß es gar keiner Läuterung bedarf. Dergleichen wird Jungferngold genannt. Meistens ist es aber in Stein und Erzarten enthalten, doch gediegen und so, daß man es deutlich erblickt. In diesem Falle muß es von den fremdartigen Mineralien geschieden werden. Es findet sich zuweilen in beträchtlichen Massen; so entdeckte man vor etwa vierzig Jahren in Brasilien einen gediegenen Goldklumpen von 2560 Pfund, der weit über eine Million Thaler am Werth betrug. Dasjenige, welches man in verschiedenen Flüssen unter dem Sand gemengt findet, besteht nur aus sehr kleinen Theilchen. Es heißt Flußgold, und wird durch das Waschen erhalten. Auf der Goldküste von Guinea sammeln die Eingebornen in beträchtlicher Menge Goldstaub, d. h. feine Goldtheilchen, und verkaufen ihn an die Europäer. Verlarvtes Gold heißt dasjenige, welches sich in Steinen und Erzen zwar gediegen, aber doch versteckt befindet, und nur durch mühsame und kostbare Operationen aus denselben geschieden werden kann. Lohnt der Gewinn diese Arbeit, so nennt man dergleichen Mineralien Golderze. Wahrscheinlich ließe sich in allen Ländern der Erde Gold entdecken, aber nicht allenthalben würde es der Mühe werth seyn, es aufzusuchen und zu scheiden. Südamerika, namentlich Brasilien, Mexiko und Peru geben das meiste Gold. Die Gruben von Potosi lieferten binnen zwanzig Jahren über 100 Millionen an reinem Gold. Daß Afrika reich an Gold seyn müsse, sieht man daraus, daß die Flüsse so viel davon enthalten. Diese spülen es in ihrem Laufe über die Gebirge aus seinen Lagerstätten, und führen es in ihrem Sande mit sich fort. Asien enthält viel Gold. Arabien, Per-

sien, China, Japan, Indien ziehen jährlich beträchtliche Quantitäten aus ihren Gebirgen, und wer weiß wie reich die ungeheure Gebirgskette Mittelasiens an diesem Producte ist; Europa enthält Gold in mehreren Ländern. Ungarn ist am meisten damit gesegnet; Portugal und Spanien haben bisher ihre Bergwerke vernachlässigt, da sie von Amerika reichlich versorgt wurden. In Deutschland wird im Salzburgischen, in Tyrol und auf dem Harze Gold gewonnen, mehrere andre Provinzen, z. B. Böhmen, Sachsen, haben auch etwas, aber es ist nicht beträchtlich. Der fünfte Welttheil ist in dieser Hinsicht noch nicht untersucht. Das reinste Gold, welches von allem Silber oder jedem andern Metalle befreit ist, heißt 24karatig. Eine Mark Gold enthält nämlich 24 Karat, und ein Karat 12 Gran. Um es zu verarbeiten, mischt man ihm mehr oder weniger Kupfer oder Silber bei, jenes nennt man die rothe, dieses die weiße Legirung. Das zu Galanteriearbeiten verarbeitete sogenannte französische Gold ist 6karatig, d. h. $\frac{1}{4}$ Gold und $\frac{3}{4}$ Legirung. Der Werth des feinsten Goldes gegen den Werth des feinsten Silbers ist nicht allenthalben gleich. In Deutschland wird ein Loth Gold ungefähr mit 15 Loth Silber aufgewogen.

Goldmacherkunst s. Alchymie.

Goldenes Vließ, s. Jason und Argonauten. Orden des goldnen Vließes, s. Österreich und Spanien.

Goldene Zahl, s. Calender.

Goldoni (Carlo), der fruchtbarste unter den dramatischen Dichtern Italiens, wurde 1707 geboren. Er fühlte sich von Kindheit auf unwiderstehlich zum Theater hingezogen, und schrieb schon in seinem achten Jahre einen Entwurf zu einer Commedia dell' arte (s. Italienisches Theater). Anfangs versuchte er sich in der Jurisprudenz und ward selbst immatriculirter Advocat, daher er sich auch nachher beständig Avvocato nannte. Allein dieses Fach gefiel ihm eben so wenig als das medicinische, mit welchem er sich auf Verlangen seines Vaters eine Zeit lang beschäftigte. Sein innerer Beruf zur Bühne siegte endlich über alle Versuche, ihn von derselben abwendig zu machen. Nachdem er mit abwechselndem Glück Advocat, Theaterdichter, Schauspieler, Arzt, Secretär und Director einer Schaubühne gewesen war, mit umherziehenden Schauspielergesellschaften die vornehmsten Städte Italiens gesehen, und beinahe 200 Stücke geschrieben hatte (im J. 1750 allein schrieb er deren sechzehn), nahm er 1761 eine Einladung nach Paris an. Hier wurde er italienischer Lehrer der Tante Ludwigs XV., und verfertigte verschiedne kleine Stücke, die auf dem Hoftheater zu Fontainebleau aufgeführt wurden. Er erlernte die französische Sprache in solcher Vollkommenheit, daß er nicht bloß sein Leben, sondern selbst einige Lustspiele darin schreiben konnte, worunter Le Bourru bienfaisant zu seinen besten Stücken gehört. Seine letzten Jahre waren sehr gedrückt. Durch Abschaffung der Pensionen der Civilliste in den ersten Jahren der Revolution verlor er seine jährliche Einnahme von 4000 Livres zu einer Zeit, wo er wegen seines hohen Alters außer Stande war, sich durch seine gewohnte Thätigkeit Erwerbsquellen zu eröffnen. Im J. 1792 gab ihm zwar der Nationalconvent seine Pension zum Theil wieder; allein er genoß sie nicht lange, denn er starb schon im Anfange des folgenden Jahrs. Seine Memoiren sind wegen einer Menge Anekdoten und Charaktergemählde, und wegen des naiven und herzlichen Tons, der darin herrscht, höchst anziehend. Als dramatischer

Dichter hat Goldoni unstreitig bedeutende Verdienste. Er erschien als Reiniger des Lustspiels, und fand so viel Beifall, daß er um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fast ausschließend im Besitz der komischen Bühne war. An theatralischer Einsicht fehlt es ihm gewiß nicht, wohl aber an Gehalt, an Tiefe der Charakteristik und an Neuheit und Reichthum der Erfindung, um sich auf die Dauer zu behaupten. Seine Sittengemählde sind wahr, aber zu wenig aus dem Gebiete der Alltäglichkeit hinausgespielt; er hat das Leben von der Oberfläche abgeschöpft, und da wenig Fortrückung in seinen Dramen ist, und Alles sich immer auf demselben Punkte herumdreht, so vermehrt dies noch den Eindruck von Leerheit und Langerweile, als dem herrschenden geselligen Zustande. Die Masken hätte er gern gänzlich abgeschafft; und doch konnte er keinen Ersatz dafür aus seinen Mitteln anbieten. Die von Goldoni revidirte Originalausgabe seiner sämmtlichen Werke ist 1788 bis 1794 bei Zatta in Venedig erschienen, und besteht aus 40 Octavbänden. Der Diener zweier Herren, der Schwätzer, der Lügner und einige andre seiner Stücke haben in Bearbeitungen auch auf der deutschen Bühne gefallen.

Goldschläger nennt man einen Künstler, der das Gold in möglichst dünne Blättchen, zum Behuf des Vergoldens und zu andern Zwecken, verwandelt. Das hierzu erfoderliche Gold muß rein seyn: daher bedient man sich gemeiniglich des Dukatengoldes, welches mit Borax in einem Tiegel geschmolzen, und dann in den sogenannten Zahneinguß oder ein starkes viereckiges Eisen eingegossen wird. Die nun entstandnen Goldzähne oder vierkantigen Prismen werden dann auf die Ziehmaschine oder das Ziehwerk gebracht, wo sie durch starke eiserne Walzen durchgepreßt und dergestalt in immer dünnere Blätter verwandelt werden. Es muß aber das Gold zu diesem Ende jedesmal vorher geglüht werden. Die Blätter oder die Bänder, die auf solche Weise entstanden sind, werden auf dem Amboß noch ebener geschlagen und dann mit der Scheere in kleinere Platten geschnitten, die gewöhnlich einen Zoll ins Gevierte halten und sechs und einen halben Gran wiegen. Damit diese noch weiter ausgedehnt werden, so legt man sie in die Quetschform, welche ein Buch ist von drei Quadratzoll und 150 Blättern alten Pergaments. In dieses Buch eingelegt bringt man die Goldplatten auf einen marmornen Amboß, worauf sie mit dem Werkhammer so lange geschlagen werden, bis sie zwei Quadratzoll ausgedehnt worden. Dann sind die Blätter ungefähr so dick wie Papier: sie werden nun in einer eisernen Schachtel wieder geglüht, und in eine zweite größere Quetschform gebracht, wo sie bis auf vier und einen halben Zoll ausgedehnt werden. Jetzt zerschneidet der Künstler die Goldblätter in zwei gleiche Theile, so daß aus 150 Blättern 300 entstehen. Sie müssen nun alle genau abgewogen werden, ehe sie in die dritte oder Dünnquetsche kommen, wo sie von neuem auf drei Zoll ausgedehnt werden. Dann theilt der Goldschläger jedes Blatt kreuzweise und erhält hierdurch von jedem vier kleine Blätter, deren jedes 1½ Quadratzoll groß ist. Überhaupt hat er nun 1200 Goldblättchen erhalten. Diese bringt er in die sogenannte Hautform. Dies sind Bücher, die aus Rindsdärmen bestehen. Man zieht nämlich die äußere Haut der Gedärme ab und legt sie, während sie noch feucht sind, mit ihren weichen Seiten auf einander, die nun bald zusammenkleben. Dann werden sie in einer Form gestreckt, das Fett und die Unreinlichkeiten abgeschabt, zwischen weichem Papier geschlagen, damit alles Fett sich in das Papier

ziehe, mit Aufgüssen von starken Gewürzen durchnäßt, endlich getrocknet und gepreßt. Vor dem Gebrauch werden sie mit Gypspulver abgerieben, damit das Gold nicht sich an die Häute hänge. Zwischen diesen Häuten schlägt man dann die Goldblätter so lange, bis sie die nöthige Dünne haben. Sie werden hierauf mit der Werkzange in vier Theile zerrissen und von neuem so lange geschlagen, bis sie, gegen das Licht gehalten, grün durchschimmern. Endlich werden diese Blättchen durch die sogenannte Spannzange befestigt und mit der Werkzange ein Blatt nach dem andern abgezogen und auf ein Kissen gelegt, worauf sie dann mit dem sogenannten Karren oder zwei scharfen stählernen Klingen, die durch Schrauben zusammengehalten sind, zerschnitten und zum Verkauf zwischen Blätter rothes Papier gelegt werden. Sind sie aus dem feinsten Golde gemacht und etwas über 2½ Zoll im Quadrat, so beträgt die Dicke eines solchen Blättchens den 240000sten Theil einer Linie und es wiegt den 21000sten Theil eines Lothes.

Goldsmith (Lewis), ein in England geborner Jude und Notar, bekannt durch mehrere Schriften über die geheime Geschichte der neuesten Zeit, besonders durch die Histoire secrète du Cabinet de St. Cloud, 1810, 6te Ausg. 1811, wo unsinnige Lügen mit pikanten Anekdoten gemischt sind. Ähnlichen Charakter haben sein revolutionärer Plutarch und seine Geheimen Memoiren Talleyrands; Schriften, welche in Deutschland vor der Schlacht bei Jena in Umlauf waren, und mehrere Buchhändler in Todesgefahr brachten und zur Flucht nöthigten. Goldsmith machte mehrere Reisen mit Lord Milton und war einer der eifrigsten Anhänger der franz. Revolution. Damals mußte er wegen seiner Schrift: „Crimes des Cabinets" 1801 England verlassen und lebte mit Frau und Tochter eine Zeit lang zu Paris unter Buonaparte. Hier gab er, unter der Leitung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und der Polizei, den Argus englisch heraus oder Londres revu à Paris; allein die Minister nahmen ihm dieses Geschäft bald ab, weil er leichtsinnig von ihrer Politik sprach. Auch stand er damals mit Barrère, dem Herausgeber des Mémorial anti-britannique, in Verbindung. Im J. 1804 und den folgenden sandte man ihn nach Deutschland, um die Geschäftsführer der brittischen Regierung und deren Geheimnisse zu erforschen, wozu man in dem brittischen Journale de Statesman vielen Stoff fand. Insbesondere hatte ihm Buonaparte aufgetragen, sich durch Bestechung die Mittheilung der Amts- und der vertraulichen Schreiben der brittischen Regierung an ihre Minister im Auslande zu verschaffen, weßhalb er sogar das Siegel der brittischen Regierung nachmachen ließ. Im J. 1809 kehrte er nach England zurück, wo er sein Journal Antigallican schrieb, aber deßhalb verhaftet wurde und Caution stellen mußte. Auch ist er Verfasser des Exposé de la conduite de la France envers l'Amérique, prouvée par plusieurs cas décidés au conseil des prises, Paris 1809; ferner einer Denkschrift in englischer Sprache über Carnot, mit dessen Leben und Reden in der Nat. Convention und im Tribunate, 1814 — eines Recueil des manifestes, discours, proclamations, décrets etc. de Buonaparte, 1811 und des Procès de Buonaparte, ou Adresse à tous les Souverains, suivie des proclamations, lettres, écrits, enfin de tous les débats sur-

venus en Angleterre touchant la destination de Napoléon, ins Franz. übersetzt 1816.

Goldsmith (Oliver), war den 29sten November 1728 zu Pallas in der irländischen Grafschaft Longford geboren. Sein Vater, ein redlicher aber armer Landgeistlicher von der bischöflichen Kirche, konnte nicht viel für die Erziehung seines Sohnes aufwenden, und bestimmte ihn für die Handlung. Schon in seinem siebenten Jahr aber zeigte sich seine vorherrschende Neigung zur Poesie. Dadurch zog er die Aufmerksamkeit seines Oheims auf sich, der ihn dem Unterrichte des Schulhalters zu Elphim übergab. Hier entschied ein witziger Einfall sein Glück. Er tanzte einst, und ward von dem dazu aufspielenden jungen Menschen wegen seiner auffallenden Häßlichkeit mit dem Äsop verglichen; Alles lachte über den passenden Einfall, als plötzlich Oliver inne hielt, und mit zwei aus dem Stegreif gemachten Versen:

O höret an, was dort mein Herold singt:
Der Affe spielet und Aesopus springt!

den Spott auf den Urheber zurückwarf. Einige anwesende Verwandte, angesehene Geistliche, beschlossen, ihn auf gemeinschaftliche Kosten auf die Universität zu schicken. Nachdem er die Schule zu Athlone und Edgeworthtown besucht hatte, ging er 1744 nach Dublin, wo ihn die schonungslose Strenge seines Lehrers zu dem Entschluß bewog, in der Fremde sein Glück zu versuchen. Er wollte nach Cork und ging mit Einem Schilling in der Tasche zum Thor hinaus, allein der Hunger ließ ihn bald genug seinen Vorsatz aufgeben. Er wandte sich zu seinem ältesten Bruder, der ihn mit dem erzürnten Lehrer aussöhnte. Er wurde 1749 Bachelor. Um diese Zeit starb sein Vater. Seine Verwandten bemühten sich vergebens, ihm in der bischöflichen Kirche eine Anstellung zu verschaffen; seine Jugendstreiche hatten ihn in ein nachtheiliges Licht gestellt; auch hegte er selbst ganz entgegengesetzte Neigungen. Nachdem er ein Jahr lang Hofmeister in einem benachbarten guten Hause gewesen, widerstand er seiner Neigung zu reisen nicht länger. Er wollte von Cork nach Amerika fahren, aber auch dieser Plan scheiterte, und nach sechs Wochen kehrte er von allem entblößt zu seiner eben nicht erfreuten Mutter zurück. Er erlangte indeß Vergebung, und ward, seinem Wunsche gemäß, 1752 nach Edinburg geschickt, um dort Medicin zu studiren. An regelmäßigen Fleiß konnte er sich auch hier nicht gewöhnen; er litt oft an Kränklichkeit, öfter an Geldmangel. Hierauf ging er nach Leyden, und studirte daselbst ein Jahr lang, besonders Chemie. Aber sein stets nach neuen Genüssen und neuen Beschäftigungen begieriger Geist zog ihn in allerlei Gesellschaften, wo er sich mit Leidenschaft dem Spiel ergab. Als er einst eine große gewonnene Summe wieder verloren hatte, entschloß er sich, Holland zu verlassen, auf der Rückkehr nach Irland aber noch einige der nächst gelegenen Länder zu besuchen. Ein Freund schoß ihm das dazu nöthige Geld vor, das Goldsmith, statt damit zu reisen, dazu anwandte, seinem Onkel Blumenzwiebeln zu kaufen. Nichts desto weniger machte er sich auf, Europa zu Fuß zu durchwandern. Man sagt, daß er theils in den Klöstern durch seine Fertigkeit im Disputiren, theils durch sein Flötenspiel in den Dörfern sich Aufnahme und Unterhalt zu verschaffen gewußt habe. So durchpilgerte er Flandern, einen Theil von Frankreich und Deutschland, und betrat die Schweiz, wo die Schönheiten

der Natur die Blüthe seiner dichterischen Anlagen aufschlossen, und er einen Theil seines Wanderers schrieb. Zu Genf ward er der Führer eines jungen Engländers, der mit einem großen Vermögen sich auf Reisen bilden wollte. Aber des schmutzigen Geizes seines Zöglings bald müde, verließ er ihn wieder, und ging nach Padua, wo er sechs Monate blieb, und Doctor der Arzneikunde ward. Der Tod seines Onkels rief ihn in sein Vaterland zurück. Er landete zu Dover, als eben 1756 der Krieg ausbrach, und sah sich bald in der drückendsten Dürftigkeit. Unter einem erdichteten Namen gelang es ihm nach vieler Mühe als Gehülfe bei einer kleinen Schule angestellt zu werden. Dieser elenden Lage bald überdrüssig, machte er sich davon, und versuchte vergeblich als Apothekergehülfe fortzukommen, bis endlich ein Chemiker, vielleicht aus Mitleid, ihn in sein Laboratorium aufnahm, und einen überaus nützlichen Gehülfen in ihm fand. Er ernährte sich jetzt theils als Arzt, theils als Schriftsteller, und lebte zwar kärglich, aber unabhängig und fröhlich, als ihm ein Freund den Vorschlag machte, die Aufsicht über eine Schule, der sein Vater vorstand, während dessen Krankheit zu übernehmen, wogegen derselbe sich verbindlich machte, ihn einigen indischen Directoren zu empfehlen, und ihm eine Stelle als Arzt bei der ostindischen Compagnie zu verschaffen. Goldsmith nahm den Antrag an, und erhielt wirklich im J. 1758 eine vollständige Bestallung als Arzt bei einer ostindischen Factorei. Aber dieses glänzende Glück hatte sich ihm kaum dargeboten, als er es aus Abscheu vor einem geregelten Amtsleben auch schon wieder aufgab. Damals lernte er Griffith, den Herausgeber des Monthly Review, kennen, und ward von demselben eingeladen, Mitarbeiter zu werden, wofür er Wohnung, Tisch und ein gutes Gehalt haben sollte. In dieser Verbindung lebte Goldsmith acht Monate, worauf er sich von Griffith trennte, und sein Enquiry of the present state of taste and literature in Europe 1759 herausgab. Er bewohnte damals in der äußersten Dürftigkeit ein armseliges Stübchen im dritten Stockwerke, bezog aber bald eine anständigere Wohnung, und schrieb seinen Vicar of Wakefield. Während derselben Zeit schrieb er, um seine täglichen Bedürfnisse zu bestreiten, die Letters on english History und den Citizen of the world, der anfangs in einer Reihe von Briefen in dem Charakter eines chinesischen Philosophen in dem Lodger erschien. Schon früher hatte er ein Lady's Magazine und ein Wochenblatt The Bee geschrieben. Die besten jener zerstreuten Stücke sind 1765 unter dem Titel Essays zusammen erschienen. Um das Jahr 1764 lebte er auf einem sehr anständigen Fuß. Der Beifall, womit seine dichterischen Werke aufgenommen wurden, reizte ihn an, auch für das Theater zu arbeiten; er schrieb The good-natured man, und machte mit diesem und einigen andern Stücken bedeutendes Glück. Im J. 1769 erschien sein Gedicht The deserted village. In dieselbe Zeit fällt seine History of England und seine Roman History. Auf Verwendung seiner Freunde, die ihm auch eine äußere Auszeichnung wünschten, ward er zum Professor der alten Geschichte bei der englischen Mahlerakademie ernannt. Im J. 1770 machte er eine Reise nach Paris, schrieb darauf noch seine History of the earth and animated nature, welche 1774 erschien, nächstdem seine scherzhaften Gedichte The Haunch of Venison und Retaliation, und war mit dem Plane zu einem allgemeinen Wörterbuch der Künste und

Wissenschaften beschäftigt, als ein frühzeitiger Tod seine Thätigkeit endigte. Er starb den 4ten April 1774 an einem Nervenfieber. Sammeln wir die zerstreuten Züge seines Charakters unter Einen Blick, so erscheinen uns vorherrschend ein mehr hell als tiefblickender Verstand; eine eben so lebhaft auffassende als schöpferische Phantasie; ein reges zartes Gefühl: daher bey wissenschaftlichen Gegenständen mehr eine helle Ansicht, als eine tiefe Einsicht, mehr ein Auffassen der interessantesten Seiten, als aller zur Sache gehörigen, aber ein helles, leichtes, schönes Darstellen des hell, leicht und schön Angeschauten und Aufgefaßten; — in der Dichtkunst Lebendigkeit, Wahrheit, Gemüth und Laune; — im Weltleben ein edler Ehrgeiz durch geistige Vorzüge, dessen einseitiges Streben eine Gleichgültigkeit gegen äußern Rang und Glanz, sogar gegen alle Anständigkeit und Anmuth der äußern Verhältnisse hervorbringt, die überall Tadel verdient; nächstdem die liebenswürdigsten Züge eines innigen und thätigen Wohlwollens und einer herzlichen Sehnsucht nach Vaterland und Freundschaft; dabei aber ein trauriger Mangel an practischen Maximen, und daher kein festes, bestimmtes Handeln, keine Weltklugheit, daher so manche Verlegenheit, so manche wirkliche Vergehungen, und — wenn der Tod ein übel ist — ein zu frühes Erdulden desselben. Seine Freunde errichteten ihm ein Denkmal in der Westminsterabtei, zwischen Gay und dem Herzoge von Argyle, in dem sogenannten Poets-Corner mit einer von Johnson verfaßten Inschrift.

Golgatha, s. Calvarienberg.

Gomarus, Gomaristen, s. Reformirte Kirche.

Gonfaloniere hieß das Oberhaupt der ehemaligen Republik Lucca; auf deutsch so viel als Bannerherr. Er ward aus dem Adel gewählt, und verwaltete sein Amt nicht länger als zwei Monate, ohne andere Vortheile davon zu haben, als die Ehre und freie Tafel. Erst nach sechs Jahren konnte dieselbe Person wieder gewählt werden. — **Gonfaloniere des päpstlichen Stuhls** war ein Titel der Herzoge von Parma.

Goniometrie. Unter dieser Benennung begreift man alle Sätze und Aufgaben in der Geometrie, die die Vergleichung der Winkel durch die von ihnen abhängigen Linien erheischt. Es wird daher auch die Goniometrie zuweilen als ein Theil der Trigonometrie angesehen.

Gonsalva (Hernandez y Aquilar) von Cordova, mit dem Beinamen **der große Feldherr** (el gran Capitan), war zu Montilla bei Cordova im J. 1443 geboren. Schon als funfzehnjähriger Jüngling focht er unter seinem Vater Don Diego gegen die Mauren von Granada. König Heinrich IV. von Castilien vertraute ihm zum Lohn für seine Tapferkeit eine Compagnie Bewaffneter, mit welcher er bis vor die Thore Malaga's Schrecken verbreitete und 1460 den Sieg bei Las Yeguas entschied. Gonsalva ward auf dem Schlachtfelde von dem Könige selbst mit dem Ritterschwert umgürtet. Von 1458 — 1467 diente er mit Auszeichnung gegen die Mauren, bei der Einnahme von Gibraltar und im Kriege von Catalonien. Stets blieb er Heinrich IV. gegen seinen aufrührerischen Bruder Don Alfons getreu. Als nach Heinrichs Tode Ferdinand und Isabelle 1474 den Thron bestiegen hatten, der König von Portugal ihn aber ihnen streitig machte, half Gonsalva den Sieg bei Toro 1476 erkämpfen. Er wurde dafür mit Auszeichnungen überhäuft und erhielt, als die

Vertreibung der Mauren aus Granada beschlossen worden, das Commando des rechten Flügels des spanischen Heers. In diesem achtjährigen blutigen Kriege führte er die gefährlichsten und schwierigsten Unternehmungen aus. Er nahm mit Sturm Setenil, Conil, Castama u. s. w. Illora eroberte er mit einer einzigen Compagnie Bogenschützen. Velez-Malaga, Malaga, Baeza waren Zeugen seiner Tapferkeit. Die tapfersten Mauren, die sich ihm zum Zweikampf darstellten, erlagen seinem Schwert. Als endlich Granada sich auf Bedingungen, die er abgeschlossen hatte, ergab, trug er beim Einzuge der Sieger die Fahne Castiliens. Ein noch größerer Schauplatz öffnete sich seinem Heldenmuth in Neapel, wohin ihn Ferdinand mit 5600 Mann seinem Vetter gegen die Franzosen zu Hülfe schickte. Seine Siege und Heldenthaten aufzuzählen, durch die er sich hier verherrlichte und den Beinamen il gran Capitano erwarb, würde zu weitläuftig seyn. Erst nachdem er den Thron Friedrichs gesichert und dem Papste Alexander VI. Ostia von den Franzosen zurückerobert hatte, kehrte er nach Spanien wieder, wo er nach kurzer Ruhe gegen die aufrührerischen Mauren in den Alpuxarras focht, als durch die Thronbesteigung Ludwigs XII. in Frankreich der Krieg um Neapel aufs neue begann. Gonsalva ging 1500 abermals mit einem Corps von 4300 Mann dahin ab, anscheinend zum Beistande der Venetianer gegen die Türken. Er befreite auch zuvörderst Zante und Cephalonien von den Ungläubigen und gab sie den Venetianern zurück, die ihn dafür mit reichen Geschenken und mit dem Titel eines venetianischen Nobile belohnten. Hierauf landete er auf Sicilien und erklärte dem Könige von Neapel, daß er gekommen sey, denjenigen Theil des Königreichs zu besetzen, der vermöge des mit Ludwig XII. geschlossnen Vertrags an Spanien kommen solle. König Friedrich, der sich so plötzlich von zwei Feinden bedrängt sah, rettete sich durch die Flucht. Die Franzosen unter dem Herzoge von Nemours zogen in Neapel ein, während Gonsalva zu Tropea landete, Calabrien besetzte, und sie auffoderte, nach dem Vertrage die Provinzen Basilicata und Capitanata zu räumen. Die Franzosen, welche diese Landschaften zu ihrem Antheil (Abruzzo) rechneten, weigerten sich und so kam es zum Kriege zwischen den Franzosen und Spaniern, der mit abwechselndem Glück bis zur berühmten Schlacht bei Semiana (1502) geführt wurde. Die Franzosen unterlagen und Gonsalva gewann durch diesen Sieg beide Calabrien. Einen noch größern Sieg erfocht er 1503 bei Cerignola, in dessen Folge sich Abruzzo und Apulien unterwarfen und Gonsalva in die Hauptstadt Neapel einzog. Um die Eroberung des Reichs zu vollenden, rückte er jetzt vor Gaeta. Da er aber einsah, daß diese Eroberung höchst schwierig und langwierig seyn würde, übergab er den Befehl an Don Piedro Navarro und rückte selbst dem Feinde entgegen. Er schlug den Marquis von Mantua. Da er aber hörte, daß die Franzosen am linken Ufer des Garigliano in einer festen Stellung lagerten, zog er auf dem rechten Ufer dorthin. Vergebens versuchten beide Heere mehrere Tage den Übergang über den Fluß. Gonsalva's Lage, der nur 8000 Mann gegen 30,000 hatte, wurde wegen des Mangels an Lebensmitteln noch kritischer. Er beschloß, eine entscheidende Schlacht zu liefern. Sein Sieg war vollkommen und hatte den Fall von Gaeta zur Folge. Jetzt war der Besitz Neapels gesichert. Ferdinand verlieh dem Sieger das Herzogthum Sesa und ernannte ihn zum Vicekönig mit unbeschränkter Gewalt. Seine Leutseligkeit, Gerechtig-

keit und edelmüthige Gesinnung erwarben ihm bald die Liebe des Volks. Aber eben dadurch und überhaupt durch sein Glück hatte er sich auch mächtige Feinde zugezogen, die es bei Ferdinand dahin brachten, daß er anfangs in seiner Macht beschränkt, zuletzt aber von seinem Posten abgerufen wurde. Ferdinand kam selbst nach Neapel und nahm ihn mit sich nach Spanien zurück, wo er ihn zum Großmeister des Ordens des heiligen Jacob machte. Gonsalva, mißvergnügt, seinen Einfluß verloren zu haben, verband sich mit dem Connetabel von Castilien gegen den König, der jedoch dem Ausbruch eines Aufstandes durch kluge Maßregeln zuvorkam. Gonsalva begab sich hierauf auf seine Güter in Granada. Der Zwist mit dem Könige, der die höchste Schonung und Vorsicht gegen den alten Helden ausübte, dauerte noch eine Zeit lang fort. Endlich versöhnten sich beide und Gonsalva war im Begriff, wieder an die Spitze des Heers zu treten, als er 1515 zu Granada starb.

Gonzaga. Bei dem Verfall der kaiserlichen Macht in Italien im 11ten Jahrhunderte bemächtigten sich in Mantua die ersten Familien der Regierung, unter denen die Häuser Bonacolsi und Passerini lange die mächtigsten waren, als sich das Haus Gonzaga über alle erhob. Dem Schwanken seines Vaterlandes zwischen mehrern mächtigen Familien machte endlich (16. August 1328) Lodovico Gonzaga ein Ende, indem er sich Mantua's mit einem Heer von 800 Fußgängern und 500 Reitern bemächtigte, das damalige Oberhaupt der Stadt, Passerini de Bonacossa, ermordete und alle Anhänger seiner Gegenpartei vertrieb. Er brachte die errungene Herrschaft auf seine Nachkommen, unter denen Johann Franz von Gonzaga 1432 die Stadt mit ihrem Gebiet unter dem Titel eines Marquisats (Markgrafschaft) vom Kaiser Sigismund zu Lehn bekam. Gleich darauf bildete sich das Haus Gonzaga durch die drei Söhne seines Nachfolgers Ludwigs III.: Friedrich, Johann und Rudolph, in drei Linien. Von Friedrich stammten die Markgrafen von Mantua ab, die 1530 unter Friedrich II. von Carl V. zu Herzogen erhoben wurden, und bis 1627 fortdauerten; von Johann Franz stammten die Herzoge von Castigliano und Solferino, deren Fürstenthümer der Kaiser 1692 einzog. Eine neue Linie des Hauses Gonzaga bildete sich, als Ferdinand, Bruder Friedrichs II., Guastalla zu seinem Antheil bekam; diese Linie erlosch 1746. Berühmte Krieger und Cardinäle, eine Reihe von Regenten, welche die Künste beschützten, gingen aus dieser Familie hervor, die Deutschland zwei Kaiserinnen und Polen eine Königin gab, und von der jetzt nur noch zwei Abkömmlinge aus einer Seitenlinie (Vescovati) zu Mantua im Privatstand leben. Die merkwürdigsten Glieder dieser Familie sind: Ludwig Gonzaga, der Erste, der unter dem Titel eines Capitano die Herrschaft von Mantua führte. Er starb 1360 im 93sten Jahre, und hinterließ drei Söhne, Filippino, einen ausgezeichneten Helden, durch welchen sein Vater eigentlich zur Herrschaft gelangte. Er starb 1358 ohne Erben, und sein zweiter Bruder Guido oder Guy wurde 1360 der zweite Capitano von Mantua, der jüngste aber, Petrino oder Feldrino, Stammvater der Grafen von Novellara, welche Linie mit Camillo Gonzaga 1728 erlosch. Guido hatte zwei Söhne, Ugolino und Ludwig. Von diesem letztern stammt Franz Gonzaga, der dritte Capitano von Mantua und ein wackerer Kriegsheld. Gleich berühmt durch seine Kriegsthaten wurde

sein Sohn Johann Franz, der seinem Vater 1407 als Capitano folgte, und von Kaiser Sigismund, um den er sich sehr verdient gemacht, 1433 zum Markgrafen von Mantua ernannt ward, in welcher Würde ihm drei seiner Nachkommen folgten, zunächst sein ältester Sohn Ludwig III., genannt der Türke (geboren 1414, gest. 1478), welcher den Vater noch an Kriegsruhm übertraf, sodann sein Enkel Friedrich I. (gest. 1484) und dessen Sohn Franz II. (gest. 1519). Friedrich II., ein Sohn von Franz II., wurde von Carl V. am 25. März 1530 durch eine Urkunde zum Herzog von Mantua erhoben und mit der Markgrafschaft Montferrat belehnt. Diese Würde erbte auf seine Nachkommen fort. Der nächste Herzog nach seinem Tode 1540 war sein Sohn Franz III., welchem, da er 1550 ohne Nachkommen starb, sein zweiter Bruder Wilhelm folgte (geb. 1536, gest. 1587). Ihm folgte sein Sohn Vincent I., der in den ungarischen Kriegen gegen die Türken sich sehr auszeichnete. Bei seinem Tode (1612) hinterließ er drei Söhne, Franz IV. (gest. 1612), Ferdinand IV., den Cardinal (gest. 1626), und Vincent II. (gest. 1627), die sich einander schnell in der Regierung folgten, und sämmtlich ohne männliche Nachkommen starben. Mit ihnen war die regierende Linie ausgestorben. Der nächste Erbe in der Abstammung wäre der Herzog von Nevers, Carl I. von Gonzaga gewesen; aber im Hinterhalt stand auch der Herzog von Guastalla, Ferdinand II., mit Ansprüchen auf die ganze Erbschaft, und der Herzog Carl Emanuel von Savoyen mit Ansprüchen auf Montferrat. Die Rechte des Hauses von Nevers waren ziemlich klar, denn der Herzog Ludwig von Nevers, Vater von Carl I., war ein Großvater-Bruder von Herzog Franz II., und hatte, als er nach Frankreich ging, auf die Succession nicht Verzicht gethan. Frankreich, Venedig und der Papst unterstützten ihn, denn alle drei wünschten, endlich ein Ende der spanisch-österreichischen Übermacht zu sehen, und dieser Fall konnte entscheiden. Spanien und Österreich unterstützten hingegen den grundlosen Anspruch des Herzogs von Savoyen, woraus sich der mantuanische Erbfolgekrieg entspann, der endlich nach Richelieu's Wunsche beendigt wurde, denn der Kaiser mußte den Herzog Carl von Nevers mit Mantua und Montferrat belehnen. 1631 gelangte er zum ruhigen Besitze, und ihm folgte 1637 sein Enkel Carl III. (Carl II. war 1631 bereits bei Lebzeiten seines Vaters gestorben), während dessen Regierung das Fürstenthum endlich seine völlige Unabhängigkeit erhielt (gest. 1665). Allein sein Sohn und Nachfolger Carl IV. nahm in Mantua wieder französische Garnison ein, und erklärte sich im spanischen Successionskrieg für Frankreich. Deßhalb erklärte Kaiser Joseph I. ihn in die Reichsacht, in welcher er 1708 zu Padua starb. Österreich blieb im Besitze seines Landes, und Montferrat wurde an Savoyen überlassen. Viele aus dieser berühmten Dynastie haben sich als Helden ausgezeichnet, andre zeichneten sich durch Liebe für Künste, Wissenschaften und Alterthümer aus. Ludwig Gonzaga schickte Pietro Crema mit Briefen und Gold überhäuft an Petrarca nach Frankreich, um ihn zu bewegen, zu ihm zu kommen. Ein Luigi Gonzaga, der ums Jahr 1549 starb, war selbst Dichter, Cesare errichtete 1565 die Akademie degl' Invaghiti, und mehrere legten Gallerien von Gemählden und Antiken an. Giulio Romano eröffnete unter ihnen eine ausgebreitete Mahlerschule, und viele berühmte Künstler fanden Unterstützung und

Ehre. Auch viele Frauen aus dieser Familie haben sich in gleicher Hinsicht ausgezeichnet. Barba Gonzaga beredete ihren Gemahl, Herzog Eberhard von Wirtemberg, zur Stiftung der Universität Tübingen. Isabelle von Gonzaga, Gemahlin des Herzogs von Urbino, nannte Sansovino die Mutter der Wissenschaften; von Lucretia von Gonzaga, der unglücklichen Gemahlin von Paolo Manfrone, hat man eine Sammlung Briefe (1552. 8. die jedoch Haym dem Hortensio Landi zuschreibt). Unter denen, die sich durch Einfluß auf die Staatsbegebenheiten einen Namen gemacht, zeichnet sich aus Louise Marie, Tochter Herzogs Carl, vermählt an die Könige von Polen Wladislaus und Kasimir, gest. 1667. Ihre Schwester Anna, Gemahlin des pfälzischen Prinzen Eduard, spielte eine Zeit lang am französischen Hofe eine bedeutende Rolle, und hatte auf wichtige Begebenheiten einen großen Einfluß. Sie starb zu Paris 1684, und aus ihrem Nachlaß erschienen die interessanten Mémoires d'Anne de Gonzagues, London und Paris, 1786, 8.

Göpel wird eine gewisse Maschine genannt, womit große Lasten Erz und taubes Gestein aus tiefen Schachten gezogen werden. Sie besteht aus einem großen Wellbaum oder Spindel mit einem hölzernen Korbe und großen Drilling von zwei Scheiben mit am Rande eingesetzten Hölzern, auf welchen ein Seil, oder eine eiserne Kette gewickelt ist, die sich auf- und abwickeln läßt, mit dem einen Ende in die Grube hinein- und mit dem andern herausgeht. Mit den Seilen sind hölzerne Kasten oder Tonnen, stark mit Eisen beschlagen, durch Quenzelketten verbunden, und mit einer Vorrichtung versehen, welche solche an der im Treibeschachte angebrachten Leitung auf- und niederbewegen läßt.

Gorani (Joseph Graf von), ein bekannter politischer Schriftsteller von heftigem Charakter, geb. 1740 zu Mailand, aus einer alten Familie, von der die Straße, in welcher sie wohnte, den Namen führte. Dieser in seiner Jugend wissenschaftlich gebildete Mann gehörte zu einem literarischen Club, das Caffeehaus genannt, der mit Voltaire, Diderot, d'Alembert und dem Baron Holbach in Briefwechsel stand. Er gab unter dem Titel Le Café eine Zeitschrift über Gegenstände der bürgerlichen Verwaltung heraus. Der Club versammelte sich gewöhnlich bei dem Grafen Verri, dem Verfasser der römischen Nächte. Mitglieder desselben waren Lambertinghi, der Abbé Paul Frisi, und der Graf Beccaria, der hier sein berühmtes Werk über Verbrechen und Strafen entwarf. Joseph Baretti bestritt die Zeitschrift jenes Clubs in einer eigenen periodischen Schrift: Frusta letteraria (die Geißel). Der Club vertheidigte die Sache der französischen Revolution; Gorani am eifrigsten. In den Werken seines reiferen Alters über Philosophie, Staats-Oeconomie und öffentliche Erziehung athmet ein demokratischer Geist. Dieser Art sind auch seine geheimen Memoiren über Italien, (Mémoires secrets et critiques sur les cours d'Italie, 3 Vol. Paris 1793;) vorzüglich über Neapel, (vgl. des Herrn von Fontanes scharfe Beurtheilung derselben im Mémorial 1797,) eine Abhandlung über den Despotismus, und seine Untersuchung über die Wissenschaft der Regierung. Seine Grundsätze über Freiheit und Gleichheit, über die Rechte des Volks und über die Aufhebung der Geburtsunterscheidungen veranlaßten, daß er aus der Liste des mailändischen Adels gestrichen und seine Güter eingezogen wurden, wofür man ihm von

der andern Seite den Titel eines französischen Bürgers durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung ertheilte. Gorani begab sich 1792 nach Frankreich, von hier 1794 nach Genf, wo er auch in der Folge im Verborgenen gelebt hat.

Gordischer Knoten, s. Alexander und Gordius.

Gordius wurde aus dem Stande eines Landmanns auf den Thron von Phrygien erhoben. Als nämlich im Lande eine Empörung ausgebrochen war und die Bewohner das Orakel wegen eines neuen Königs befragten, bestimmte dasselbe denjenigen, der auf dem Rückweg ihnen auf einem Wagen begegnen würde, um den Tempel des Jupiter zu besuchen. Dies war Gordius, welcher aus Dankbarkeit seinen Wagen dem Jupiter weihte, und an der Deichsel desselben einen so künstlichen Knoten befestigte, daß das Orakel demjenigen die Herrschaft der Welt versprach, der ihn auflösen würde. Als Alexander nach der Stadt Gordium kam, und die Unmöglichkeit sah, den Knoten aufzulösen, zerhieb er ihn mit dem Schwerte, um nicht das Orakel zu verlieren.

Gordon (Lord Georg), geb. 1750, ein Sohn des Herzogs von Gordon und ein höchst abenteuerlicher Mann. Da das Volk in England und Schottland im Jahre 1780 sehr unzufrieden mit den Freiheiten war, welche man den Catholiken eingeräumt hatte, fing Gordon an, den Andächtigen zu spielen, brachte eine von einer zahllosen Menge Menschen unterschriebene Bittschrift zusammen, und wollte damit das Parlament zur Unterdrückung der catholischen Religion zwingen. Allein es blieb nicht bloß bei einem schriftlichen Gesuche; der Pöbel ward unruhig, beging in London und andern Städten des Reichs die größten Ausschweifungen, wüthete besonders gegen die Besitzungen der Catholiken, und konnte nur mit der größten Mühe von der königlichen Leibwache zur Ruhe gebracht werden. Gordon wurde als Hauptanstifter dieser Unruhen gefänglich eingezogen, aber im Jahre 1781 wieder frei gelassen. Der Arrest hatte ihn jedoch nicht klüger gemacht, er verfiel in neue Träumereien und Albernheiten, wurde deßwegen vom Hofe entfernt, und ließ sich, nachdem es ihm bei keiner christlichen Partei mehr glücken wollte, 1787 zu Birmingham unter die Juden aufnehmen. Wegen eines Criminalprozesses, in welchen er verwickelt war, wurde er bald darauf nach London zur Haft gebracht, und bezeigte darin gegen seine ehemahligen christlichen Mitbrüder den lebhaftesten Widerwillen. Das Gericht erkannte ihm fünfjährige Gefangenschaft und noch überdies eine ansehnliche Geldbuße zu. Gordon ertrug alles mit der größten Gelassenheit, schrieb Pasquille auf die Königin von Frankreich, den König von England ꝛc. (er war nicht ohne Witz) und kehrte nach überstandenen Leiden zu seinen neuen Glaubensgenossen zurück, nachdem er vergebens versucht hatte, durch eine 1789 dem französischen National-Convent, dem er zur errungenen Freiheit Glück wünschte, übergebene Bittschrift, worin er dessen Verwendung erbat, seiner Gefangenschaft früher entledigt zu werden. Er starb den 1sten November 1793.

Gorgias, von Leontium in Sicilien gebürtig, lebte um die 70ste Olympiade und war einer der größten Sophisten und Redner des Alterthums. Empedokles war sein Lehrer in der Philosophie und Magie. Als er von seiner Vaterstadt nach Athen gesandt worden, um die Athener um Beistand zu bitten, entzückte er seine Zuhörer durch seine kunstreiche Rede in dem Maße, daß sie nicht nur

alles bewilligten, sondern auch ihn einluden, sich bey ihnen niederzulassen. Scharenweise strömten ihm Schüler zu; die Tage, an denen er öffentlich auftrat, nannte man Festtage. Bei den pythischen Spielen beschloß man, ihm eine goldene Bildsäule zu errichten, und dieser einmüthige Beschluß ward in seiner Gegenwart im Tempel des Apollo vollzogen. Aber Gorgias überlebte diesen glühenden Eifer, womit ihm alles Huldigung und Bewunderung zollte. Man fing an zu fühlen, daß das Pomphafte seiner Schreibart nur dazu beitrug, die Dürftigkeit seiner Gedanken noch deutlicher zu verrathen. Er starb in einem Alter von 107 oder 108 Jahren. Als Philosoph baute Gorgias seine Sophistik auf die skeptischen Lehrsätze des Melissus und Zeno, ging aber darin weiter als jene, indem er den Skepticismus ins gemeine Leben hineinzog, die Anwendung desselben auf das Practische zeigte, und auf eine den Geist verwirrende Weise Tugend und Laster in gleichem Licht erscheinen ließ. In seinem Buche von der Natur suchte er folgende drei Sätze zu beweisen: Es sey nichts vorhanden; wäre auch etwas vorhanden, so wäre es doch nicht erkennbar; wäre es endlich auch erkennbar, so wäre die Erkenntniß doch nicht mittheilbar. Wir besitzen unter seinem Namen noch zwei Declamationen, die aber von so geringem Werth sind, daß sie ihm mit Recht abgesprochen werden. Man findet sie in Henricus Stephanus und Aldus Ausgaben des Isokrates, und in des Erstern griechischen Rednern; auch in Reiske's Sammlung der griechischen Redner.

Gorgonen, drei Töchter des **Phorkys** oder **Gorgo** (eines Sohns des Typhon und der Echidna) und der **Ceto**, welche **Euryale**, **Stheno** und **Medusa** hießen. Die ersten beiden waren unsterblich und mit ewiger Jugend geschmückt; Medusa allein, häufig vorzugsweise die Gorgo (Gorgone) genannt, gehörte zu den Sterblichen. Sie wohnten im äußersten Westen am Ocean, in der Nachbarschaft der Nacht und der Hesperiden, nach Andern auch auf den gorgadischen Inseln im äthiopischen Meere. Sie werden geflügelt und um Haupt und Hüften mit Schlangen gegürtet abgebildet. Jeder, den ihr Blick traf, wurde in Stein verwandelt. Perseus erlegte die jüngste von ihnen, die Medusa, deren schreckliches Haupt auf dem Schilde der Minerva sich befindet.

Görlitz, eine preußische Stadt in der Provinz Schlesien, im oberlausitzer Kreise, dritten Militärabtheilung, an dem linken Ufer der Neiße gelegen, mit 8700 Einwohnern und 1098 Häusern. Sie hat eine sehr große, schöne Hauptkirche mit einer trefflichen Orgel, ein Gymnasium, verschiedene bedeutende Bibliotheken, auch beträchtliche (wenn gleich nicht in dem blühenden Zustande, wie sonst befindliche) Tuchmanufacturen — man rechnet jährlich auf 10,000 Stück Tuch, welche hier gefertigt wurden, so wie denn auch die Ausfuhr aller Tücher und Leinwande im Jahr 1796 gegen 280,000 Thaler betrug — nicht minder Leinwand-, Band- und Ledermanufacturen, auch starken Leinwandhandel. In der Nähe dieser Stadt ist der berühmte Berg, **Landskrone** (1304 par. Fuß hoch), welcher eine treffliche Aussicht gewährt. Vor dem Nicolaithor ist auf einem Berge, bei der kleinen Kirche zum heiligen Kreuz, das **heilige Grab**, welches Georg Emmerich, ein Bürgermeister der Stadt, nach dem Modell des heiligen Grabes zu Jerusalem, wo er um das Jahr 1456 gewesen war, 1476 erbauen ließ.

Görres, (**Joseph**), ein geborner Coblenzer. In seinem Le-

ben spiegelt sich die Zeit, so wie in allen volksthümlichen Naturen, und man kann das Leben eines solchen Mannes nicht darstellen, ohne des Lebens der Zeit zu gedenken. Im Jahre 1789 waren wir alle unerfahrne Knaben, die von weitem hörten, was sich in Paris und in Frankreich bewegte. Als 1792 die deutschen Truppen gegen Frankreich zogen, und wir die preußischen Regimenter in geschlossener Ordnung hinziehen sahen, zweifelten wir nicht an dem Erfolge, und glaubten festiglich an den Sieg der Deutschen über die Franzosen, wie bei Roßbach. Als aber der Feldzug in Champagne strenge über das Manifest des Herzogs von Braunschweig gerichtet, als die Franzosen schnell nach Mainz gingen und diese Festung in wenigen Tagen nahmen, da sahen wir, daß die Dinge sich anders verhielten, wie wir bis dahin geglaubt. Bald gewann das höhere Interesse der Menschheit den Sieg über das Gefühl der Landsmannschaft, und wir waren jung genug, den Proklamationen Custine's und Dumouriez zu glauben, in denen klar zu lesen, daß sie sich nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Könige, gegen den Adel und die Priester bewaffnet; daß sie nichts wollten, wie die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, die Gleichheit der Abgaben und die Abschaffung der Zehnten; ferner allgemeine Maße und Gewichte und eine allgemeine Brüderschaft für alle Völker der Erde, so daß in Zukunft kein Krieg mehr seyn sollte, und Niemand ein Eroberer, sondern vielmehr jeder im Schatten des Baumes, den er gepflanzt, dessen Früchte genießen, und ohne etwas davon an adelige Zwingherren abzugeben, die stets gewohnt, da zu ernten, wo sie nicht gesäet. In diese Periode fällt es, wo Görres als 16jähriger Jüngling nach Mainz ging und dort die Männer Gottes im Club besuchte. Allein bald überwarf er sich mit dem Bürger Blau und andern Clubisten, und hielt im Wirthshause, wo er wohnte, Reden, die stark besucht wurden, wahrscheinlich weil sie besser waren, als die im Club. — Das Drama der Revolution ging indeß immer weiter, und man sah, wie ohnmächtig die veralteten Kräfte gewesen, die sich mit dieser Naturbegebenheit in den Kampf gewagt. Bonaparte siegte in Italien in 9 Monaten in 67 Schlachten, Übergängen und Gefechten. Er stiftete den neuen Freistaat, die cisalpinische Republik. Hoche, Sieger in Deutschland, wollte die cisrhenanische stiften. Görres ging mit einer Deputation nach Paris. Allein der schnelle Tod von Hoche vereitelte den ganzen Plan mit der cisrhenanischen Republik. Indeß wurde denn doch das linke Rheinufer mit Frankreich assimilirt, die Freiheitsbäume wurden gepflanzt, die Zehnten abgeschafft, die Klöster aufgehoben und die adeligen Güter zu den Steuern gezogen. Görres, der die Schlechtigkeit des Directoriums in der Nähe gesehen, mochte damals wohl schon aus dem Irrthume kommen, in dem wir andern noch blieben, die immer noch an die Republik glaubten und der Meinung waren, daß in Paris alles so sey, wie es am Rheine erschien. Am Ende ging uns ein Licht auf, wie es eigentlich mit der Republik beschaffen gewesen, als Bonaparte kam und die große Erbschaft der Revolution als Universalerbe in seine Tasche und in die Taschen seiner Brüder steckte. Indem man nun von französischer Seite viel Schlechtigkeit und eine große Helle des Verstandes sah, und von deutscher Seite viel Gutmüthigkeit und eben so viel Mattigkeit, konnte man nicht anders, als sich von beiden wegwenden und sein Gemüth gegen die Wissenschaften richten, in welchen zu gleicher Zeit Freiheit und Licht

wohnten. In dieser Periode ging Görres nach Heidelberg und lebte dort als Privatlehrer eine romantische Zeit. Brentano, Arnim und mehrere Freunde waren damals in Heidelberg versammelt, und das Studium der alten Lieder und der alten Zeit war wieder erwacht. Görres gab sich diesem ganz hin. Es herrschte zugleich in Heidelberg eine erfreuende und erfrischende Polemik mit dem alten Voß und mit dem Dänen Baggesen, die sich den Romantikern und den Sonetten allen Ernstes widersetzten. Görres kehrte nach Coblenz zurück, wurde bei der dortigen Schule angestellt und legte sich auf die Naturphilosophie und aufs Persische. Schon in Heidelberg hatte er über die asiatischen Mythen gelesen. — Als in Saragossa's Feldern die Morgenröthe eines neuen Tages aufging, zogen ihn die Weltgeschicke aufs neue an, da es schien, als wenn Bonaparte's Stern seinen Bogen durchlaufen habe, und in die niedersteigenden Zeichen getreten. Als Moskau's Flammen den angebrochenen Tag einer neuen Zeit verkündet, da war Görres einer der Ersten, welche diesen Tag erkannten, indeß viele Andere noch im Bonapartischen Aberglauben befangen blieben, sich seine Schlechtigkeit zwar nicht verbergend, allein doch immer der Meinung, daß er der Einzige sey, der das Regieren verstehe — und nicht wissend, was nach ihm kommen sollte. Mit der leipziger Schlacht war Bonaparte's Macht auch in der Meinung vernichtet, und auf dem rechten Rheinufer stand das Volk in seinem Landsturm ohne Rückhalt gegen ihn auf. Später auf dem linken. Görres war der Erste. Sich eben von einem Lazarethsfieber erholend, das er sich beim Besuchen eines französischen Hospitals zugezogen, in welchem das menschliche Elend nach der Schlacht von Leipzig so gränzenlos gehäuft war, gab er mit der Mitte Januars (1814) den rheinischen Merkur heraus. Gruner war General-Gouverneur in Coblenz, und stand mit Görres in freundschaftlichen Verhältnissen. Alle Nachrichten, die von der Armee ans General-Gouvernement kamen, wurden diesem gleich mitgetheilt, und der Merkur war eine der bestunterrichteten Zeitungen, welche sich zugleich durch Kühnheit und durch Großartigkeit der Gesinnung und Ansicht vor allen hervorthat. Die große Bewegung, die damals in Deutschland herrschte, und das Neue und Reizende der freien Sprache in den Zeitungen, denen die Zunge nun auf einmal gelös't war, nachdem sie 10 Jahre lang geschwiegen, machte, daß alle diese geschriebenen Zeitungen ungemein gelesen wurden. Die deutschen Blätter, die Brockhaus herausgab, gingen im Anfange bis zu 9000 Expl., und der Merkur, obgleich oft so sehr im großen Style geschrieben, daß viele Leser ihm nicht folgen konnten, ging bis über 3000 Expl. Die Franzosen, welche wohl fühlten, welche Wirkung er hervorbringe, nannten ihn la cinquième Puissance. Als bei der langen Abwesenheit des Staatskanzlers in Paris in Berlin eine Art Rückwirkung gegen die Bewegung der Zeit erfolgte, und Görres in einem großen Aufsatze, unter dem Titel: Rückwirkung in Berlin, die Schmalzische Geschichte darstellte, wurde mit Anfang 1816 der Merkur verboten, und einige Monate später auch Görres von der Stelle entfernt, die er beim General-Gouvernement gehabt (er war Director des öffentlichen Unterrichts), und ihm sein Gehalt entzogen. — Görres lebte nun wieder als Privatmann, und da sein Freund, der General Gneisenau, auch Coblenz verließ, und sich dort sehr unangenehme Spannungen zwischen den einrückenden preußischen Behörden und den Einge-

bornen ergaben, so ging er mit seiner Frau und seinen Kindern nach Heidelberg, und lebte dort in den Schätzen der alten Zeit, die von Rom zurückgekommen. Im Jahre 1817 kam er nach Coblenz zurück. Als die große Hungersnoth eintrat, trat er wieder ins öffentliche Leben und stellte sich an die Spitze der Hülfsvereine. Als die Hungersnoth gelindert, zog er sich wieder zurück. Die Art, wie er hier wirkte, vermehrte das große Ansehen, das er unter den Eingebornen genießt. Bei der Übergabe der merkwürdigen Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an den König, in der Audienz bei dem Fürsten Staatskanzler am 12. Jan. 1818 war er der Sprecher der 18 Abgeordneten, der die Wünsche und Hoffnungen der Bewohner des Landes dem Fürsten vortrug. (S. den im Druck erschienenen Bericht von dieser Audienz.) Görres gehört zu den Naturen, die sich jedesmal einer Idee ganz hingeben, und die jedesmal von dem bewegt werden, was die Zeit bewegt. Der Geist der Zeit regt sich in ihnen, so wie der Wind, dessen Säuseln man zwar in den Gipfeln der Bäume hört und dessen Richtung man sieht, den man aber im Flachen nicht wahrnimmt. Flache Naturen sind daher immer der Meinung, daß solches alles nachahmend geschehe, finden auch hierin einige Unstetigkeit und einige Inconsequenz. Die Berliner haben sich die Mühe genommen, eine Schrift unter dem Titel: die Roth- und Schwarzmänteler, herauszugeben, in welcher sie Auszüge aus Görres Schriften von 1797 — 1800 gaben. Von dem, was Görres damals geschrieben, kann er wie Schiller in der Vorrede zu seinen Gedichten sagen: „Ich habe mich so, wie alle meine Kunstgenossen vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet. Ich wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Ich freue mich, daß mir das Vergangene vorüber ist, und in so fern ich sie überwunden habe, mag ich auch meine Schwächen nicht bereuen." Ein Knabe, der sich im 12ten Jahre nicht mit jedem Hunde balgt, und ein Jüngling, der im zwanzigsten kein Republikaner ist, wird sicher ein Lump oder ein wohlgezogener Philister, der, wenn er im funfzigsten Jahre einen Orden bekommt, jeden Tag zwei Stunden unter den Linden spazieren geht, und dann gegen Jedermann ungemein schmunzelnd höflich ist. Jedes Alter trägt seine besondern Blüthen und Früchte, und wer im zwanzigsten Jahre die Republik für die beste Regierungsform gehalten, hält zwanzig Jahre später das Königthum dafür, so wie Möser. Die Vergangenheit hatte sich 1789 an der Gegenwart hart versündigt, daß sie, in alten Formen beharrend, nicht mit der Gesellschaft fortgeschritten war. — Wie ohnmächtig die Vergangenheit geworden, das sah man in dem Kampfe, den sie mit der Gegenwart begann, und so wie der Feldzug in Champagne ein strenges Gericht über das Manifest des Herzogs von Braunschweig hielt, so hielt die ganze Revolution ein strenges Gericht über die Vergangenheit, die sich in alten Formen gegen sie auflehnte und überall geschlagen wurde. Als nun die Gegenwart anfing, sich auf ihre eigene Hand zu setzen, und ganz von der Vergangenheit zu scheiden, hielt das Schicksal auch über diese Gericht, und zeigte, daß eine völlige Gleichheit der fruchtbarste Boden für die Anarchie und für die Despotie sey. Früher trösteten wir uns leicht über die Unordnungen der Revolution; man übersteht sie, so dachten wir und endlich führt die Unordnung zur Ordnung (le désordre amenera l'ordre). Hierüber öffnete uns Bonaparte die Augen, der

sich in dieser Hinsicht große Verdienste um unsere Beurtheilung politischer Begebenheiten erworben. Die Gegenwart darf sich nie von ihrer Vergangenheit scheiden, sonst wird sie ruchlos, wie der einzeln lebende Mensch. Allein die Vergangenheit muß sich mit ihren Institutionen auch der Entwickelung der Gesellschaft nachbilden, und sie bringt die Gegenwart in Aufruhr, wenn sie sie mit alten Einrichtungen plagt, die aus einer Zeit stammen, wo die Gesellschaft ganz anders eingerichtet war. Nach der Erfindung des Schießpulvers und nach Einführung der stehenden Heere und der stehenden Steuern konnten die Einrichtungen des Lehnswesens und die Befreiungen des Adels nicht anders als drückend für die Gesellschaft seyn, da sie aus einem ganz andern Zustande derselben hervorgegangen, der längst vorüber war. Das Auflehnen der Gegenwart gegen die Vergangenheit, das unter dem Namen der französischen Revolution bekannt ist, hätte nie Statt gefunden, wenn Ludwig XVI. den Muth gehabt, im Jahr 1779 eine genaue Statistik von allem Grundeigenthume Frankreichs aufnehmen zu lassen, und dann eine völlig gleiche Vertheilung der Grundsteuer nach dieser Statistik angeordnet. Da das Königthum dieses unterließ, so schaffte die Gegenwart sich selbst ihr Recht, und da ging es dann so her, wie es gegangen hat, da jeder ein schlechter und parteiischer Richter in seiner eignen Sache ist, auch die Gegenwart. — Wir konnten diese Darstellung dessen, was sich begeben, füglich an den Namen eines Mannes knüpfen, in dem sich die Bewegung der Zeit so klar abgespiegelt, und die, indem er, bei einer ihm natürlichen Gleichgültigkeit gegen das Geld, sich stets von allem eigenen Vortheile fern gehalten, immer ein reines und getreues Bild dieser Bewegung gegeben. Denn was die letzte Zeit mitunter so schielend machte, das war der persönliche Eigennutz derer, die sich der Sache des Volks annahmen, und die es bald dahin brachten, daß der Ausdruck: se mettre dans la Révolution, so viel hieß als: se mettre dans les Commerces. Görres ist vielfach für einen Jacobiner gehalten worden, allein seine Feinde haben es ihm lassen müssen, daß, wenn er einer gewesen, er immer ein uneigennütziger gewesen, und daß er nie das Seine gesucht, als worin ihn viele von denen übertroffen, die nach ihrer Angabe dreißig Jahre dem Staate gedient. Bg.

Gorschi, persische Reiter, die beständig im Felde unter Zelten liegen und ein von den übrigen Persern verschiedenes, durch seine Tapferkeit berühmtes Volk ausmachen. Sie werden von dem Schach gebraucht, wenn er eine Execution an einem vornehmen Beamten vollziehen lassen will.

Görz (Freiherr Georg Heinrich v.), aus der alten Familie derer von Schlitz, genannt von Görz, stand als geheimer Rath und Hofmarschall in den Diensten des Herzogs Christian August von Holstein, erschien zu Stralsund bei Carl XII., als dieser aus der Türkei zurückgekehrt war, und gefiel als ein unternehmender, kenntnißreicher Mann dem Könige so wohl, daß dieser ihn in seine Staatsdienste nahm und bald an die Spitze der Geschäfte stellte. Je verzweifelter die Lage Schwedens schien, desto umfassender waren Görzens Plane, es zu retten, und desto rastloser seine Thätigkeit. (S. Carl XII.) Sein Streben war, alle nur denkbaren Hülfsquellen zu öffnen, um durch thätige Fortsetzung des Krieges einen erträglichen Frieden zu erhalten. Wer konnte es in der damaligen

Lage tadeln, wenn statt der Münze Münzzeichen gemacht wurden, die zu seiner Zeit redlich wieder eingelös't werden sollten? Friede und nicht Krieg war Görzens Plan, dies zeigen auch seine mit Rußland eingeleiteten Unterhandlungen wegen des Friedens, die bereits einem glücklichen Ende nahe waren, als Carl durch die neueröffneten Hülfsquellen und glücklichen Hoffnungen muthiger in Norwegen von neuem einbrach. Kaum aber war Carl vor Friedrichshall (11. December 1718) gefallen, als die lange verhaltene Wuth gegen ihn, den alles geltenden Ausländer, losbrach. Man verhaftete ihn, klagte ihn an, er habe dem König Carl seine Unterthanen, den Senat, alle Collegien verhaßt gemacht, ihn zu gewagten und verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem letzten unglücklichen Zuge nach Norwegen, habe schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt, aller angebornen und erlangten Würden verlustig, auf dem gewöhnlichen Richtplatz enthauptet zu werden, und dieses Urtheil ward den 28sten Februar 1719 an ihm vollzogen. Er verfertigte sich selbst die Grabschrift: Mors regis, fides in regem, est mors mea (des Königs Tod, Treue gegen den König, ist mein Tod), und ging mit der Standhaftigkeit eines Helden dem Tode entgegen.

Görz (Johann Eustach Graf von). Dieser ausgezeichnete Staatsmann ward geboren den 5ten April 1737 in der jetzt hessischen Herrschaft Schlitz. Er empfing den ersten unvollkommnen Unterricht im väterlichen Hause, besuchte mit seinem 13ten Jahre das Carolinum zu Braunschweig, kehrte von da auf anderthalb Jahre in die Heimath zurück und bildete sich dann zu Leiden und Straßburg, auf welcher letztern Universität Schöpflin sein Lehrer in der Staatengeschichte, dem Staatsrechte u. s. w. war. Er wurde zunächst in Weimar angestellt, trat aber schon 1756 als Kammerjunker und Regierungsrath, später Hofrath, in gothaische Dienste. Hier lebte er in dem trefflichen Cirkel der Herzogin Louise, folgte aber 1761 der schon 1759 von der Herzogin Amalia von Weimar an ihn ergangenen Einladung, die Erziehung ihrer beiden Söhne, des jetzigen Großherzogs Carl Augusts und Constantins, zu übernehmen. Nicht ohne Bedenklichkeit und Mißtrauen in seine eignen Kräfte trat der zweiundzwanzigjährige Jüngling dieses schwierige Geschäft an, das er vierzehn Jahre lang mit dem glücklichsten Erfolg fortführte. Nachdem er seine Zöglinge auch nach Jena, und auf einer siebenmonatlichen Reise nach Carlsruhe, wo der Erbprinz mit der Prinzessin Louise sich verlobte, und nach Paris begleitet hatte, ward er 1775, drei Monate vor dem Regierungsantritt Carl Augusts, ehrenvoll mit einer lebenslänglichen Pension von 1500 Thalern entlassen. Er blieb indeß in Weimar, begleitete den Herzog zu seiner Vermählung nach Carlsruhe, ward auf kurze Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin und lebte ohne Amt, als sich ihm 1778 plötzlich eine höhere Laufbahn öffnete. Friedrich II., der ihn kennen und schätzen gelernt hatte, wählte ihn zu seinem geheimen Agenten in München und Zweibrücken, um nach des Churfürsten von Bayern Maximilian Josephs zu Ende des Jahres 1777 erfolgtem Tode zu verhindern, daß der Nachfolger und dessen Agnaten gegen Österreich in die Theilung Bayerns einwilligten. Der Auftrag war eben so schwierig als gefährlich, dennoch nahm ihn Görtz an. Da der Churfürst von der Pfalz bereits eingewilligt hatte, wandte er sich sogleich an den Her-

zog von Zweibrücken und hinderte eben noch dessen Beitritt zu dem Vertrage mit Österreich. Friedrich erhob ihn zum Lohn für diesen großen Dienst noch in Zweibrücken zum wirklichen Staatsminister und Grand-Maitre de la Garderobe. Kaum war Görtz nach Berlin zurückgekehrt, als der König ihn zu seinem Gesandten am petersburger Hofe ernannte. In dieser Eigenschaft verlebte er sechs Jahre in Petersburg und nur mit Mühe bewirkte er 1785 seine Abberufung. Friedrich II. starb; um dieselbe Zeit brachen die Unruhen der Patriotenpartei in Holland aus. Görtz ward von Friedrich Wilhelm II. zur Beilegung derselben dahin gesandt, scheiterte jedoch in dieser Angelegenheit, wie er vorausgesehen hatte, theils an den entgegenwirkenden Ränken des versailler Hofes, theils an dem steigenden Uebermuth der Patrioten, dem eine kräftige Sprache entgegenzusetzen ihm ausdrücklich untersagt war. Er hatte dadurch unverschuldet in dem Vertrauen seines Königs verloren und blieb ein Jahr ohne Anstellung. Aber im August 1788 ward er zum Reichstagsgesandten in Regensburg ernannt und diesen Posten bekleidete er mit Ehre und Auszeichnung bis 1806. Er hatte in dieser Zeit auch dem Rastadter Friedenscongresse und der zur Vollziehung des Lüneviller Friedens in Regensburg zusammengetretenen außerordentlichen Reichsdeputation beigewohnt, und sich dabei um seinen Monarchen und einzelne deutsche Fürsten verdient gemacht. Nach dem unglücklichen tilsiter Frieden aber nahm er seinen Abschied, den ihm der König in den huldvollsten und verbindlichsten Ausdrücken gewährt, und begab sich nach Regensburg, dort seine letzten Tage zu verleben.

Gosen, Gosi, russische Hoffactore oder Kaufleute, die bloß für den Hof handeln, besonders nach Deutschland, der Türkei, Persien und China.

Goslar, eine Stadt von 1000 Häusern mit 8800 Einwohnern, liegt am Fuße des nördlichen Harzgebirges in Niedersachsen an der Gose, einem Nebenflusse der Oker. Die Stadt bildet ein sehr unregelmäßiges Ganzes. Das Kaiserhaus, ein Überbleibsel des ehemaligen Königshofes der alten deutschen Könige, ist jetzt ein Magazin. Die Einwohner treiben Korn- und Fruchthandel, und das hier gebraute Bier, die Gose, ist sehr berühmt und wird weit verfahren. Auf dem Rammelsberge bei der Stadt wird Bergbau getrieben, und man findet Vitriolhöfe, Rollenbleifabriken, Draht- und Hammerschmieden, Messingwerke, Ochergruben in der Nähe. Ehemals war Goslar eine freie Reichsstadt, die auf dem Reichstag die 7te Stelle auf der rheinischen Bank, und bei dem niedersächsischen Kreise die 2te unter den Reichsstädten einnahm. Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 25sten Februar 1803 wurden 24 Reichsstädte erblichen Oberherren zuerkannt; und Goslar kam, so wie Mühlhausen und Nordhausen, an Preußen, von welchem es, zufolge des tilsiter Friedens, an das neue Königreich Westphalen abgetreten wurde, in welchem es zu dem Departement der Oker gehörte, bis es in Folge der Siege über Frankreich im Jahr 1813 wieder an Preußen zurückfiel, das es später wieder an Hannover abtrat.

Gossec (François Joseph), ein berühmter französischer Componist, wurde 1733 zu Vergnies, einem Dorfe in Hennegau, geboren. In seinem siebenten Jahre ging er nach Antwerpen und blieb acht Jahre Chorknabe an der Domkirche dieser Stadt. Gossec hat

sich ganz durch sich selbst gebildet und keinen andern Lehrer gehabt als die Natur. Das Studium der Partituren der größten Meister hat nachher sein Talent vollkommen ausgebildet. Gleich dem großen Haydn, hat er es beklagt, daß er nicht Italien und die verschiedenen Schulen dieses Landes besuchen können. Im Jahre 1751 kam er nach Paris, wo er das Orchester des Herrn de la Popelinière unter dem großen Rameau leitete. Nachher trat er in derselben Eigenschaft in das Orchester des Prinzen Condé, für den er mehrere Opern componirte. Im J. 1770 stiftete er das berühmt gewordene Liebhaberconcert, in welchem der Chevalier de St. Georges die erste Violine spielte. Im J. 1773 übernahm er das Concert spirituel gemeinschaftlich mit Gaviniés und Le Duc, bis es ihm 1777 durch eine Intrigue entzogen ward. Im J. 1784 wurde er Vorsteher der Gesangschule, welche der Baron von Breteuil errichtet hatte. Zur Zeit der Revolution wurde er Musikmeister der Nationalgarde, und 1795 bei der Organisation des Conservatoriums, nebst Mehul und Cherubini, Oberaufseher dieser Anstalt und Professor der Composition. Catel, sein vorzüglichster Schüler, ward zu gleicher Zeit als Professor der Harmonie angestellt. Gossecs Schüler haben größtentheils den ersten Preis davon getragen. Der berühmteste unter denselben ist gegenwärtig der junge Gasse, erster Violinist bei dem Theater von Neapel. Gossec hat unter mehrern patriotischen Gegenständen die Hymne der Vernunft und die zum Fest des höchsten Wesens, die Apotheose Voltaire's und die Todtenfeier Mirabeau's, componirt. Buonaparte gab ihm das Kreuz der Ehrenlegion. Für die Oper hat Gossec vieles componirt. Sein bestes Werk ist Sabinus 1773. Im Kirchenstyl hat er vorzüglich viel geleistet. Man schätzt noch seine Todtenmesse 1760 und sein Oratorium de la nativité. Er schrieb 1804 die méthode de chant du conservatoire; und Beiträge mit D bezeichnet zu Catels Principes élémentaires de musique, suivis des solfèges, 1800, ein Werk, an dem auch Cherubini, Méhul, Langlé, Lesueur und Rigel Theil haben.

Gosselin (Pascal François Joseph), ein im Fache der alten Geographie ausgezeichneter Gelehrter, geboren zu Lille den 6ten Dec. 1751, ist Conservateur administrateur der k. Bibliothek, Mitglied der Akademie der Inschriften und Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Auf seinen Reisen in Frankreich, der Schweiz, Italien, Spanien und den Niederlanden (1772—1780) erforschte er die Angaben der römischen Itinerarien. Seit 1784 bis 1792 war er Mitglied des Handelscollegiums. Seine 1789 gekrönte Preisschrift, eine Vergleichung des Strabo und Ptolemäus in Hinsicht ihrer Verdienste um die Erdkunde, öffnete ihm die Akademie. Im J. 1794 setzte ihn, auf des Volksrepäsentanten Calon Vorschlag, der Wohlfahrtsausschuß „in Requisition," um mit im Kriegsdepartement zu arbeiten, und die Commission des öffentlichen Unterrichts befahl 1796 den Druck seiner im Kriegsdepot niedergelegten geographischen Untersuchungen. Er ward Mitglied des Instituts, und 1799 an Barthelemy's Stelle Aufseher des Münzcabinets, der geschnittenen Steine und der Antiken. Im J. 1801 wählte ihn die Regierung als Mitarbeiter an der franz. Übersetzung des Strabo, in welcher die mit G bezeichneten Anmerkungen ihn zum Verfasser haben. Seit 1804 Mitglied der Ehrenlegion ernannte ihn der König 1814 zum Officier derselben und 1816 zu einem der ersten Redactoren des Journal des savants. Seit 30 Jahren hat er eine Sammlung von rö-

mischen Silbermünzen angelegt, welche die reichste nach der des Königs ist. Auch sammelt er griechische Münzen in Beziehung auf die Münzkunst von den ersten Versuchen bis zur höchsten Ausbildung der Kunst bei den Griechen, die erste Sammlung dieser Art, die man kennt. Unter seinen Werken zeichnen sich aus: Géographie des Grecs analysée, Paris 1790, und sein Hauptwerk: Recherches sur la Géographie systématique et positive des Anciens, 4 Vol. 4, 1798—1813, mit einem Atlas. Noch ist er, nebst dem Abbé Tersan, Verfasser der Description des médailles du Cabinet de M. d'Ennery, 1788.

Gotha, ein sächsisches Herzogthum auf der Nordseite des thüringer Waldes von der Gera, Nessa, Werra, Unstrut und Ilm durchströmt, erzeugt gute Sandsteine, Getraide, Flachs, Obst, Pferde und Wildpret. Der Inselberg und Schneekopf sind seine bedeutendsten Berge. Die Besitzungen des Herzogs von Sachsen-Gotha bestehen in dem Herzogthum Gotha und dem größten Theile des Fürstenthums Altenburg und betragen zusammen 52 □M. mit 170,000 Einw., wovon auf Gotha 25 □M. mit 82,000 Einw. kommen. Die Einkünfte können gegen 1 Mill. Thaler betragen. Die Einwohner verdanken unter einer milden und väterlichen Regierung ihren Wohlstand besonders dem Ackerbau, der Viehzucht und den beträchtlichen Holznutzungen im thüringer Walde. Nachdem Churfürst Joh. Friedrich aus der Ernestinischen Linie in der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg von Kaiser Carl V. gefangen, der Churwürde beraubt und selbige der Albertinischen Linie zugetheilt worden, erhielt dieser Fürst, vermöge der wittenberger Capitulation von 1547 und des Vertrags zu Naumburg von 1554 mehrere Ämter, Schlösser und Städte, größtentheils im südlichen Thüringen zum Erbtheil. Er hinterließ drei Söhne, von denen der mittlere, ebenfalls Johann Friedrich mit Namen, der erste war, der seinen Sitz in der Stadt Gotha nahm. Hier auf dem Schlosse Grimmenstein entwarf er gemeinschaftlich mit Wilhelm von Grumbach die auf die Wiedererlangung der Churwürde gerichteten Plane, welche die Vollziehung der Reichsexecution gegen den Herzog und dessen lebenslängliche Gefangenschaft in den österreichischen Staaten zur Folge hatten. (Vergl. Grumbach.) Dieses unglücklichen Fürsten Söhne und die Söhne seines Bruders Johann Wilhelms, welcher seinem Hause in Gemeinschaft mit seinen Brüdern durch Erbverbrüderung die Erbfolge in die gräflich hennebergischen Lande eröffnet hatte, bildete durch Theilungen vier Linien, welche in Coburg, Eisenach, Altenburg und Weimar residirten. Die beiden erstern Linien erloschen mit ihren Stiftern, und ihre Länder fielen im Jahr 1638 an Altenburg und Weimar. Damals theilten die drei, von der zahlreichen Nachkommenschaft des Herzogs Johann von der weimarischen Linie noch übrigen Prinzen, Wilhelm, Albert und Ernst, ihre sämmtlichen Länder, und Ernst erhielt denjenigen Theil, in welchem Gotha der Hauptort war, und welchen er im Jahre 1672 nach dem Aussterben der altenburgischen Linie in der Person des jungen Herzogs Friedrich Wilhelm III. noch beträchtlich vermehrte; denn als nächster Agnat nahm er nach den Grundsätzen des sächsischen Privatrechts sämmtliche altenburgische Lande in Anspruch und nöthigte die weimarische Linie, welche gleiche Rechte zu haben behauptete, gegen einige Abtretungen zu einem Vergleich. So ward Herzog Ernst I., mit dem Beinamen der Fromme, Stifter des gothaischen Gesammthauses. Zwar hatte er verordnet, daß seine

Lande nicht getheilt, sondern gemeinschaftlich von seinen sieben Söhnen regiert werden sollten; allein nach seinem 1665 erfolgten Tode theilten diese dennoch das Land, und so entstanden sieben Zweige des gothaischen Gesammthauses: Gotha, Coburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen und Saalfeld, von denen aber Coburg, Eisenberg und Römhild in ihren Stiftern wieder ausstarben. Bei dieser Theilung nun erhielt Herzogs Ernst ältester Sohn Friedrich I., das Herzogthum Gotha und den größten Theil von Altenburg. Er ist auf diese Weise der Stifter des heutigen Particularhauses Gotha und führte das Recht der Erstgeburt unter seinen Nachkommen ein. Nach seinem 1691 erfolgten Tode regierte sein Sohn Friedrich II. bis 1732 und nach diesem dessen Sohn Friedrich III. bis 1772, der auch unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges den Wohlstand seines Landes zu erhalten wußte. Ihm folgte der weise, gerechte und menschenfreundliche Herzog Ernst II. (s. d. Art.) bis 1804. Jetzt regiert sein Sohn, Herzog (Emil Leopold) August, geb. den 23sten Nov. 1772 und zum zweitenmal vermählt den 24sten April 1802 mit Caroline Amalie, Tochter Wilhelms IX., Churfürsten von Hessen, geb. den 11ten Juli 1771. Seine erste Gemahlin war Louise Charlotte, Herzogs Friedrich Franz zu Meklenburg-Schwerin Tochter. Aus dieser ersten Ehe ward am 21sten Dec. 1800 eine Prinzessin geboren, die im J. 1817 mit dem Herzoge von Sachsen-Coburg vermählt wurde.

Gotha, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Gotha, liegt an einer Anhöhe an der Leine in einer schönen Gegend und zählt ungefähr 12,000 Einwohner. Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören das Schloß Friedenstein mit seinen angenehmen Anlagen, das treffliche Münzcabinet, eines der vollständigsten in Europa, nebst einer schönen numismatischen Bibliothek, die Kunst- und Naturalienkammer und die herzogliche Bibliothek, die sehr reich an Manuscripten ist. Bei Gotha liegt die von Herzog Ernst II. erbaute Sternwarte, für welche dieser edle Fürst ein Capital von 40,000 Thalern aussetzte. Dies Institut gehörte unter des berühmten Obersten von Zach Aufsicht zu den vorzüglichsten dieser Art in Deutschland.

Göthe (Johann Wolfgang von), wurde geboren den 28sten August 1749 zu Frankfurt a. M., wo sein Vater, Doctor der Rechte und kaiserlicher Rath, in angesehenen Verhältnissen, und obschon ohne öffentliches Amt, in nicht ungünstigem Glückszustande lebte. Wenn es wahr ist, daß wir Deutschen oft undankbar gegen unsre großen Geister, besonders gegen unsre großen Dichter seyen, so ist Göthe einer von denen, der sich am wenigsten über diesen Undank dürfte zu beschweren haben. Enthusiastische Verehrung empfing ihn, als sein erstes Werk im Publicum erschien, und jetzt, nach vierzig Jahren, ist diese weit entfernt, lauer geworden zu seyn. Geliebt von Vielen, bewundert von Allen, vergöttert sogar von Einigen, ward er freilich von Einzelnen auch beneidet, angefeindet und mit Schmähungen verfolgt, aber theilte damit nur das Loos der ausgezeichneten Menschen aller Zeiten und Völker. Um sich ein richtiges Urtheil über ihn zu bilden, muß man sich zuvörderst dessen erinnern, was seine Poesie und seine Laune seit dem achten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts geliefert und geleistet haben. Lyrische Gedichte der verschiedensten Art, naive, sentimentale und witzige oder schäkernde Epigramme; Lieder der leichteren fröhlichen Gattung, andere, die einem Herzen

voll Gefühl entsprossen; noch andere, die den sinnigen Ernst unter leichter Hülle verbergen; Elegien im Sinne der Alten und Neuen; Oden, die man wenigstens zum Theil den erhabensten zuzählen muß; Romanzen und Balladen, bald lieblich heiter, bald schaurig, bald furchtbar, außerdem noch eine Menge lyrischer Gedichte, die kaum unter die gangbaren Titel einer Poetik würden zu bringen seyn; Idyllen voll zarter Anmuth und Innigkeit des Gefühls; drei Romane, jeden von anderem Ton, Geist und Styl: Werther sentimental-lyrisch, Wilhelm Meister naiv-episch, die Wahlverwandtschaften tragisch; Tragödien, in deren jeder ein anderer Geist weht, und deren jede von der andern so verschieden ist, daß man kaum denselben Meister und Urheber vermuthen sollte: Götz von Berlichingen voll treuherziger altdeutscher Einfalt, aber auch altdeutscher Kraft und Kernhaftigkeit, eine Shakspearische Composition, etwas wild wie die des deutschen Reichs, aber voll Einheit wie die Riesenmassen des straßburgischen Münsters; Egmont, mehr den Süden athmend, daß er bei aller Wahrheit und Naturtreue selbst ins Phantastische überspielt; Clavigo in seiner bürgerlichen Sphäre ans französische tragische Theater erinnernd; Iphigenia, voll griechischer Idealität, Tasso voll italienischer Milde und Wärme, beide voll Zartheit und Anmuth, und doch nicht von Kraft und Würde leer; Eugenie mit ihrer Politur, der Großkophtha, diese psychologische Entfaltung, und Faust, gegen den keine Nation etwas Gleiches stellen kann: wie verriethen diese wohl durch sich einen und denselben Meister! Nicht minder verschieden sind die Lustspiele und Dramen: die Mitschuldigen, die Laune des Verliebten, der französischen komischen Bühne getreu, Stella, mit ihrer Gluth des Südens, die Geschwister mit ihrer deutschen Innigkeit, Erwin und Elmire mit ihrer romantischen Schwärmerei, der Jahrmarkt von Plundersweilern, der Triumph der Empfindsamkeit mit ihrer barocken Laune und doch wunderbaren Kraft der Wahrheit, im komischen das, was im Tragischen Faust; wer fände auch hier wohl eine Familienähnlichkeit aus? Vergesse man aber ja nicht, die Singspiele und Dramolets mit in Anschlag zu bringen, die phantastische Lila, die seltsame Claudine von Villa Bella, die idyllische Jery und Bätely, Künstlers Erdwallen und Apotheose, so anspruchslos und doch so gehaltvoll und tief, Paläophron und Neoterpe, Was wir bringen u. a. m. Des Dramatischen ist, wie man sieht, am meisten gegeben, und dennoch findet man ihn als Epiker nicht unbedeutender, mag man nun seine schon genannten drei Romane, oder sein Homerisch-plastisches Epos Hermann und Dorothea oder das Fragment der Achilleis, oder seinen in Homerischem Geist nachgebildeten Reinecke Fuchs, oder sein Fragment eines romantischen Epos, die Weissagungen, oder seine kleineren poetischen Erzählungen und Schildereien, z. B. Hans Sachsens Sendung, so ganz in Geist und Manier des wackern Meistersängers, betrachten. Damit aber kein Feld der Poesie von ihm unangebauet bliebe, stellt er als didaktischer Dichter sich durch seine Episteln dem Horaz an die Seite. So viel und so vielerlei lieferte Göthe als Dichter; was hat er aber nicht auch als Kunstfreund und Kunstkenner, früher in einzelnen zerstreuten Aufsätzen, unter denen der über deutsche Baukunst in Herders fliegenden Blättern über deutsche Art und Kunst Auszeichnung verdient, späterhin in den Propyläen, in Programmen der jenaischen Literaturzeitung, in Recensionen für dieselbe (z. B. der Gedichte von Voß, Grübel, Hebel u. a.), in dem Anhang zur Übersetzung der Biographie

Benvenuto Cellini's, Rameau's Neffen von Diderot, in Winckelmann und seinem Jahrhundert, in seinen Briefen aus Italien, und in Gemeinschaft mit Meyer, unter dem Namen der weimarischen Kunstfreunde (W. K. F.) geliefert! Aber auch in ganz heterogen scheinenden Gebieten treffen wir ihn. Er schrieb ein treffliches Werk über die Metamorphose der Pflanzen, und zwei beherzigenswerthe über Optik und Farbenlehre. Daß er über einen juridischen Gegenstand schrieb, wird von dem Doctor der Rechte nicht befremden, wohl befremden aber könnten seine Briefe über die Offenbarung und andere theologische Gegenstände, die man füglich ungenannt lassen könnte, wenn nicht in der letzteren Zeit auch Göthe's religiöse Ansichten wären in Anspruch genommen, und der Hang einer neuern ästhetischen Schule zum Catholicismus als von ihm ausgehend wäre betrachtet worden. Es drängt sich aber hier überhaupt die Betrachtung auf, daß Göthe fast mit Allem, was er leistete, und nicht selten auch mit dem, was er war, einen großen, bedeutenden Einfluß auf die Literatur und Cultur seines Zeitalters gewann, und so gewissermaßen unter den Deutschen als der Centralpunkt zu betrachten ist, von welchem aus seit vier Decennien die verschiedene Gestaltung unsers ästhetischen und sittlichen Wesens ihre Richtung genommen hat. Seine frühesten, der herkömmlichen Regeln damals geltender Kunsttheorien spottenden, Producte führten eine Genieperiode herbei, die man nach einem Schauspiel des gleichzeitigen Klinger die Sturm- und Drangperiode genannt hat, und wohl mit Recht als einen Sturm auf den damaligen deutschen Parnaß und seine französische Verzäunung betrachten mag. Werther führte die empfindsame Periode, Götz den Tumult der Ritterschauspiele und Romane herbei, und stellte Shakspeare als Muster für unsre dramatischen Dichter hin. Die Ästhetik wurde in jener Zeit durchaus revolutionär, und man frage nicht, ob es die Sitten nicht auch wurden, denn man denke nur an die, denen Werther die Pistole in die Hand gab, woran freilich der Dichter sehr unschuldig war, an die Epidemie der Empfindelei, an die Derbheit des Tons und die Freiheit der Sitten, nachdem Göthe durch Laune, Satire und komischen Witz seine früheren Einflüsse selbst weggelacht, gescherzt und gespottet hatte. Wie durch einen Zauberschlag verwandelt, erschien er auf einmal im neunten Jahrzehend, denn seine Iphigenia, sein Tasso treten einher in der höhern Glorie griechischer Idealität, die selbst in seinem, obschon dem Shakspeare näheren, Egmont nicht zu verkennen ist. Im Faust, der alles in sich vereinigt, was Göthe's Genie Großes und Herrliches vermag, hatte er den Gipfel seiner Vollendung erreicht. Es darf nicht verwundern, von diesen Werken keine schnelle Wirkung zu sehen; aber sie blieb nicht aus, und wurzelte tief, denn in Ästhetik und Sitten fing man nachher an, auf Idealität zu dringen; der Schmetterling brach aus der Raupe hervor. Wie Wilhelm Meister im letzten Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts wirkte, ist uns allen noch im Gedächtniß. Nicht bloß Künstlerromane fogten in großer Anzahl, sondern Künstlerleben galt als das eigentlich wahre, als das einzig würdige Leben. Kunst ist der Gipfel des Lebens, sie lehrt ein idealisches Leben im wirklichen Leben: dieses Princip trat immer deutlicher und lauter hervor, und eine Ästhetik entstand, wie sie die Vorzeit zwar geahnet, nie aber noch ausgebildet hatte. Die Ästhetik erschien in der größten denkbaren Würde als Vollenderin des Lebens und der Philosophie. Die Moral erhielt eine bloß untergeord-

nete Rolle, die Religion aber, eine Zeit lang der Moral nur dienstbar, erhob sich über sie, indem sie mit der Kunst sich nicht bloß verschwisterte, sondern Eins ward. Mit der Ästhetik ergriff man demnach auch die Religion, ja man konnte nicht religiös seyn, ohne ästhetisch zu seyn, und eine schöne Seele sich nur in dieser ästhetisch-religiösen Innerlichkeit bewähren. So hat Göthe unter uns gewirkt, und so wirkt er noch. Es ist keine Frage, ein Geist, der solche Wirkungen hervorzubringen fähig war, muß ein ungewöhnlich seltener, ausgezeichneter Geist seyn. Bisweilen wohl mag es gelingen, daß durch Gunst der Zeit ein nur mäßig begabter Mann über die Häupter der Andern emporragt; die Zeit aber ändert sich, und er erscheint dann, was er ist. Nicht also bei Göthe, der nicht bloß von der Zeit empfing, sondern ihr auch reichlich gab. Zu Hunderten liegen die Nachahmungen Göthischer Werke im Grabe der Vergessenheit beisammen, die Muster Göthe's aber kennt, lies't, bewundert man noch heute und erfreut sich ihrer wie zur Zeit des ersten Erscheinens; die Perioden, in welchen Götz, Werther, Meister u. a. eigentlich Mode waren, sind vorüber, allein Götz, Werther, Meister haben dadurch nicht verloren. Beweises genug, daß sie nicht allein durch den zweideutigen Reiz der Neuheit entzücken, sondern durch innern tiefen Gehalt, durch eigne Vortrefflichkeit, durch das, was allen gebildeten Zeiten und Völkern gilt, und was auch nach Jahrtausenden noch sich neu und jung erhält. Fragen wir aber, wie Göthe ausgestattet mit den Naturgaben, die wir an ihren Wirkungen erkennen, eben solche Richtung nahm, so antwortet uns darauf nichts besser, als seine Bildungsgeschichte. Lies't man sein von ihm selbst beschriebenes Leben, so findet man, daß des Vaters Liebe für Kunst und Literatur, eine würdige häusliche Umgebung, so wie die Vaterstadt mit ihren Denkmälern und Sehenswürdigkeiten, das rege Leben der jährlich wiederkehrenden Messen, die imponirende Pracht einer Kaiserkrönung, das alles anregend und begeisternd schon auf das Gemüth des Knaben wirkte, der durch schnelles Ergreifen, Verarbeiten und Festhalten sehr bald dem Unterricht, über dessen Art, so wie über die Masse seiner Lectüre man ihn selbst hören muß, entwuchs. Das Heer von Kinderkrankheiten diente nicht wenig, ihm diese Masse verarbeiten zu helfen, indem es den Hang des Knaben zum Nachdenken vermehrte. Dieser zeigte sich auch in religiöser Hinsicht und brachte ihn auf den Gedanken, sich dem Gott der Natur auf eine eigene Weise zu nähern, die zwar sonderbar genug, aber nicht eben unpoetisch war. Unter solchen Umständen hatte er 1756 sein achtes Jahr angetreten, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der seine weitere Ausbildung auf mannichfaltige Weise förderte, besonders als einige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten. Der Königs-Lieutenant, Graf von Thorane, nahm seine Wohnung im Hause von Göthe's Ältern und beschäftigte als Kunstfreund bald die sämmtlichen Frankfurter Mahler und Seekaz von Darmstadt für sich. Da er alle diese Männer von seiner frühesten Jugend an gekannt, und sie oft in ihren Werkstätten besucht hatte, auch der Graf ihn gern um sich leiden mochte, so war er bei den Aufgaben, Berathschlagungen, Bestellungen und Ablieferungen gegenwärtig, und eröffnete auch wohl, wenn Skizzen und Entwürfe eingereicht wurden, seine Meinung. Unter andern verfertigte er einen umständlichen Aufsatz, worin er zwölf Bilder beschrieb, welche die Geschichte Josephs darstellen sollten; einige davon wurden ausgeführt. Übte er auf diese Weise Kunst-

sinn und Kunsturtheil, so war es ferner kein geringer Vortheil für ihn, das Französische practisch zu erlernen, und mittelst desselben (da man ein französisches Theater in F. errichtet hatte) wieder zu einer Dramaturgie auf einem Wege zu gelangen, der für ihn ersprießlicher war, als jeder andre. Man muß wieder bei ihm selbst lesen, wie er dazu kam, den ganzen dramaturgischen Plunder jener Zeit entschieden von sich zu werfen. Endlich kam der Friede heran, und Göthe, der angehende Jüngling, machte immer schnellere Fortschritte in seiner Bildung. Zeichnung, Musik, Untersuchung natürlicher Gegenstände, die Anfangsgründe der Jurisprudenz und Sprachkunde beschäftigten ihn abwechselnd. Zum Behuf der letztern ersann er ein eignes Mittel, er erfand nämlich einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die sich in eben so vielen Sprachen Nachricht von ihren Zuständen und Empfindungen mittheilten. Das gebrauchte Judendeutsch des Jüngsten führte ihn auf die Erlernung des Hebräischen, worin er es zwar nicht sonderlich weit brachte, das aber den Vortheil hatte, daß, bei aller sonstigen Zerstreuung, sein Geist und seine Gefühle sich in den morgenländischen Gegenden des ersten Buchs Mosis auf einem Punkt zu einer stillen Wirkung versammelten. Er ging daher bald an ein Ausmahlen biblischer, nur im Umriß angegebener Charaktere und Begebenheiten, und die Geschichte Josephs war sein erstes großes poetisches Werk. Erfahrung, die ihm freilich jetzt noch abgeben mußte, fand er indeß Gelegenheit, theils im Umgange mit mehreren bedeutenden Männern, theils in Besorgung mancher Geschäfte für seinen Vater sich zu erwerben. Konnte nun noch irgend Etwas Poesie in das Leben des jungen Dichters bringen, so war es die Liebe, die, wie bei jeder unverdorbnen Jugend, eine geistige Wendung nahm. Leider sollte die Rosenzeit dieser unschuldigen Liebe schnell vorübergehen, ja durch Nebenumstände auf eine höchst unangenehme Weise enden; allein der Eindruck derselben ist dem Dichter geblieben, und hat nicht unbedeutend auf seine Schilderungen der Weiblichkeit gewirkt. Besonders scheint ihm die Gestalt der Geliebten bei Egmonts Clärchen vorgeschwebt zu haben, und im Faust hat er sie bis auf den Namen verherrlicht und verewigt — Gretchen. Der Sturm der ersten Leidenschaft brach mit aller Heftigkeit in ihm los, und raubte ihm Schlaf, Ruhe und Gesundheit. Eins indeß hatte er nach seiner Wiedergenesung doch gewonnen, höhere Selbstständigkeit. Mit größerem Eifer bereitete er sich nun auf die Akademie vor, ohne jedoch Poesie und Kunst zu vernachlässigen. Nach dem Plane seines Vaters ging er nach Leipzig, wo Gottsched noch lebte, Ernesti aber und Gellert seine Blicke vorzüglich auf sich zogen. Bald war aber hier von einem Studienplan nicht die Rede. Mit der Philosophie hatte er schon früher, da er sich mit der Geschichte derselben beschäftigt hatte, nicht einig werden können, jetzt kam es ihm in der Logik wunderlich vor, daß er die Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtet, so aus einander zerren, vereinzeln und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr eben so viel zu wissen, als der Lehrer selbst, und es schien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Mit den juristischen Collegien ging es bald eben so, und so gewann er schon damals die Ansicht, die er nachher in einer Scene des Faust so meisterhaft geschildert hat. Selbst die Poesie würde ihm, wegen großer Widersprüche in den Geschmacksurtheilen, verleidet worden seyn, wenn er dieser

anders als mit sich hätte entsagen können. Die damalige literarische Epoche entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch. Im Theoretischen der Poesie tappte man noch gar sehr im Finstern, und hielt sich meist an Nebendingen, im Practischen sah es schon besser aus, denn der deutsche Frei- und Frohsinn regte sich, und geniale Werke entsprangen. Um die Deutschen aus der wässerigen weitschweifigen Epoche herauszuretten, sahen sie kein andres Mittel, als Bestimmtheit, Präcision und Kürze (wobei die Muster Englands, welche jetzt statt der französischen galten, nicht wenig beitrugen). Göthe lernte unter solchen Umständen das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne sich jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen, und wie dieses zu erreichen sey. Bei der großen Beschränktheit seines Zustandes aber sah er sich genöthigt, wenn er zu seinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, verlangte, in seinen eignen Busen zu greifen. Foderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn berührte, und ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. Und so begann diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, dasjenige nämlich, was ihn erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowohl seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im Innern deßhalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war Niemanden nöthiger als ihm, den seine Natur immerfort aus einem Extrem ins andere warf. Alles, was daher von ihm bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche seine Biographie vollständig macht. In jener Zeit entstand auf solche Weise die Laune des Verliebten, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird. Allein früher schon hatte ihn eine tiefe, bedeutende, drangvolle Welt angesprochen. Bei seiner Geschichte mit Gretchen, und an den Folgen derselben hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminirt ist, Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseyns: im Äußern alles reinlich und anständig genug, im Innern oft desto müster. Um sich hierüber Luft zu verschaffen, entwarf er mehrere Schauspiele, und schrieb die Expositionen von den meisten. Die Mitschuldigen sind das einzig fertig gewordene. Unter jenen ernsten, für einen jungen Menschen fürchterlichen Erfahrungen entwickelte sich aber in ihm auch ein verwegener Humor, der sich dem Augenblick überlegen fühlt; nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Stoffe, die einem solchen Humor angemessen gewesen wären, ergriff und behandelte er jedoch erst später. Immer erschienen ihm die Angelegenheiten des Herzens als die wichtigsten, und er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit, und über das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Bei alle diesem wurde die Kunst nicht hintangesetzt, und derselbe Mann, der bereits auf Winckelmann einen nicht unbedeutenden Einfluß gehabt, hatte ihn auch auf Göthe — Öser. Durch ihn wurde Göthe zur Kunstgeschichte angeleitet. D'Argenville, Caylus, Christ, Lippert, besonders aber

Winckelmann, wurden emsig studirt, und die Sammlungen von Huber, Kreuchauf, Winkler und Richter übten das Verständniß im Anschauen, welches nachher in Dresden, wohin Göthe ausdrücklich deßhalb reis'te, auf eine noch vollkommnere Weise geschah. Übrigens versuchte sich Göthe auch im Kupferstechen, zog sich aber durch das unvorsichtige Einathmen der schädlichen Dünste dabei und manche diätetische Unbesonnenheit eine gefährliche Krankheit zu, von welcher er kaum genesen, als er 1768 Leipzig verließ, wo er zwar sein Studium der Rechte versäumt, sich aber in dem begründet hatte, worin er in der Folge so sehr sich auszeichnen, und die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte. Diese gestörte Gesundheit aber, die auch im älterlichen Hause nicht so bald wieder hergestellt wurde, sollte nicht ohne bedeutende Folgen bleiben, welche vornehmlich durch ein Fräulein von Klettenberg herbeigeführt wurden, dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse der schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet. Das religiöse Verhältniß zu dieser frommen, zarten Seele führte Göthen zunächst auf das Studium der mystisch-chemisch-alchemischen Werke von Welling, Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, Helmont, Starkey, der Aurea catena Homeri, zuletzt aber auch der Werke von Boerhave, und zu eigenen chemischen Versuchen. Das Interesse, welches ihm die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, zeigte sich aber auf eine noch wichtigere Weise, indem er bei Lesung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie auf die Idee gerieth, sich auch eine eigne Religion zu bilden. Der neue Platonismus lag zum Grunde; das Hermetische, Mystische und Cabbalistische gab auch seinen Beitrag her, und so erbaute er sich eine Welt, die seltsam genug aussah. Nach diesem allen ist es nun gar nicht zu verwundern, wenn er in Straßburg, wohin er, um seine juristischen Studien zu beendigen und zu promoviren, gegangen war, der Jurisprudenz wieder nicht sehr getreu blieb, sondern Chemie und Anatomie studirte, und selbst das Clinicum mit besuchte. Aber auch für die Kunst sollte sein Aufenthalt in Straßburg nicht unfruchtbar bleiben, denn bei Gelegenheit der Ankunft der neuvermählten Königin Marie Antoinette sah er die Raphaelschen Tapeten, und die Wundererscheinung des Münsters hatte er täglich. Natürlich, daß diese ihn anders ansprach, als gewöhnliche Köpfe. Das bedeutendste Ereigniß aber, das die wichtigsten Folgen für ihn haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder, der sich damals schon durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt hatte. Durch Herder fing er an, in den höhern Sinn der italienischen Schule einzudringen, und ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite und in einem ganz andern Sinne bekannt, als vorher, und zwar in einem solchen, der ihm mehr zusagte. Außerdem ist eine merkwürdige Wirkung von Göthe's Aufenthalt in Straßburg diese, daß er eben hier an der Gränze von Frankreich alles französischen Wesens bar und ledig wurde. Dagegen hatte ihn schon seit langer Zeit Shakspeare zu höheren, freieren und eben so wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet, und immer gewaltiger beherrscht. — Nach seiner Promotion am 6ten August 1771 hielt sich Göthe nur noch kurze Zeit im Elsaß auf, und kam, nachdem er aus dem Antikensaal zu Mannheim noch Eindrücke mitgenommen, die in der Folge sehr wirksam wurden, gesund und froh ins Vaterhaus zurück. Bald fand sich auch hier ein Kreis von Gleichgesinnten um ihn, wozu man auch

Herdern rechnen mag, der in Bückeburg angestellt wurde. Eine Zeit lang trennte sich Göthe aus diesem Kreise, indem er nach Wetzlar ging, wo ihm nichts von großer Bedeutung begegnete, wenn man die Anlässe zu Werther abrechnet, den er hier in seiner eignen Liebe zu einer Verlobten und dem Schicksal des jungen Jerusalem fand. Nach seiner Rückkunft nach Frankfurt gab er ungenannt einige kleine Flugschriften heraus, auch erschienen mehrere seiner kleinen Gedichte in Almanachen und Journalen; allein die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland lenkte er auf sich, als sein Götz (1773) und sein Werther (1774) erschienen. Unter denen, deren Aufmerksamkeit der Genius des Dichters auf sich gezogen hatte, befand sich auch der damalige Erbprinz von Weimar, und auf einer Reise, die dieser durch Frankfurt machte, vermittelte der Herr von Knebel die Bekanntschaft zwischen beiden, welche für Göthe's Leben und Wirken so entscheidend geworden ist. Denn als der Erbprinz die Regierung angetreten hatte, lud er Göthen an seinen Hof ein. Dieser folgte dem Ruf, ward 1776 weimarischer Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimeraths-Collegium, und 1779 wirklicher geheimer Rath. Im selbigen Jahre machte er in Gesellschaft seines Fürsten eine zweite Reise nach der Schweiz. 1782 wurde er Kammerpräsident und geadelt. 1786 machte er eine Reise nach Italien, wo er zwei Jahre blieb, alle Gegenden, auch Sicilien, besuchte, am längsten aber in Rom verweilte. Er stieg bis zum Minister, und erhielt 1807 von Alexander den Alexander-Newsky-Orden, von Napoleon das Großkreuz der Ehrenlegion, und lebt jetzt in einem heitern Alter von den Geschäften zurückgezogen, den Studien der Natur und den literarischen Arbeiten. Man halte diese Anzeige nicht für überflüssig, denn bei den künftigen biographischen Bekenntnissen des Dichters wird sich zeigen, daß die Perioden seines äußern Lebens mit den Perioden seines Dichterlebens aufs innigste zusammenhängen. Daß man aber im letzteren mehrere Perioden werde unterscheiden müssen, ist schon aus dem Wenigen ersichtlich, was oben über seine Schriften gesagt ist. Man unterscheidet deren füglich drei, die man, wenn man sie mit eigenen Namen bezeichnen sollte, die sentimentale Kraftperiode, die ideale, und die elegante würde nennen können. Wodurch die erste Periode bei ihm bedingt war, haben wir gesehen. Götz und Werther waren es, welche in dieser Periode theils allgemeines Staunen, theils allgemeine Bewunderung erregten. In beiden hatte er seine liebsten Neigungen befriedigen können, seine mit ihm aufgewachsene Neigung zur deutschen Vorwelt und zu Darstellungen dessen, was als allgemein Menschliches seine Brust in Schmerz und Freude bewegte. Unleugbar hatte der Dichter bei Werther und Götz, wie später bei vielen andern Werken, etwas vor sich, woran er sich hielt, dort das Schicksal des jungen Jerusalem, hier die Selbstbiographie des männlichen Götz, von welcher wir sogar ganze Stellen in Göthe's Drama wiederfinden. Man hat deßhalb die Originalität der Erfindungsgabe bei ihm verdächtig machen zu können geglaubt. Als ob nicht auch der gefundene Stoff noch immer der poetischen Erfindung bedürfe! Diese aber zeigt sich schon im Werther und Götz auf eine merkwürdige Weise. Man kann eben so wenig eine, bis in die feinsten Nebenzüge treffende, ästhetische Charakteristik der Personen verkennen, als eine selbst das Detail beachtende Entfaltung der Begebenheiten, und eine solche Anordnung derselben, daß es scheint, alles sey aus unmittelbarer Anschauung oder Empfindung in Einem

Gusse hingeströmt, mehr ein Naturgewächs als ein Werk der Kunst. Das Eingehen in ein Fremdes bis zur höchsten Selbstverläugnung erscheint bei Göthe begleitet von einer ungemeinen Leichtigkeit, auch fremde Darstellungsarten sich anzueignen. Wer traf den Ton des Volksliedes, wie Er? Wer traf Hans Sachsens Manier so gut? Und kann man im Götz und in etlichen Lustspielen den Shakspeare, in den Vögeln des Aristophanes, in der Iphigenia die griechischen Tragiker, in Hermann und Dorothea den Homer, in den römischen Elegien den Properz und in den Epigrammen von Venedig den Marzial verkennen? Seine Aneignung ist nicht die sklavische des Copisten, sondern die höchstselbstthätige einer sehr erregbaren Phantasie, und bei seiner Nachbildung opfert er nie seine Selbstständigkeit auf. Solch einen poetischen Proteus kündigten nun schon Götz und Werther an, und das Nächstfolgende bestätigte ihn, wenn er gleich darin an die Vollkommenheit der früheren Werke nicht reichte. Man kann hiebei bemerken, daß Göthe's Talent, sich leicht in die Zustände Anderer zu finden, ihr Daseyn mitzufühlen, und mit Gefallen daran Theil zu nehmen, ihn manchen Mißgriff habe thun lassen. So z. B. im Clavigo und späterhin in dem Großkophtha, der übrigens, wenn nicht an Wahrheit der Charaktere, doch an Energie und Frischheit, Leichtigkeit der Bewegung, wirksamen Situationen, Interesse der Handlung, Tiefe des Gefühls und Verwicklung, dem Clavigo weit nachsteht. Indeß das eigentlich Peinigende und manche c a n n i b a l i s c h e Äußerung des Beaumarchais abgerechnet, steht er doch würdiger neben Götz und Werther, als die sentimentalen Nachklänge des leztern, Stella und Erwin und Elmire, nach der ersten Mittheilung nämlich in der Iris. Daß Göthe hier in Gefahr stand, vielleicht vom Beifall des Publicums berauscht, manierirt und nachlässig zu werden, ist unverkennbar. Doch erhält schon jene Mittheilung von Erwin und Elmire etwas Köstliches, das süße, zarte Liedchen nämlich: ein Veilchen auf der Wiese stand, dessen man nicht gedenken kann, ohne an Göthe's Lieder überhaupt erinnert zu werden. Indeß erwarte man nicht, über das Wesen derselben etwas von uns zu hören, denn diese so klaren und doch so tiefen, so zartgefühlten und so leicht hingehauchten ätherischen Wesen, deren süße Zaubergewalt wohl Jeder empfunden hat, bedürfen zu ihrer Anerkennung wohl keiner Entwickelung. Nur dies müssen wir bemerken, in Göthe's Liedern und Romanzen herrschte zuerst wieder der verklungene Volkston. Betrachtet man aber alles von Göthe in dieser Periode Geleistete genauer, so sieht man, es ist alles volksmäßiger, es ist voll D e u t s c h h e i t, für welche Lessing bereits männlich gekämpft hatte, und welche Göthe glücklicher erreichte, als die um jene Zeiten auch auflebenden modernen Barden. Dieses Volksmäßige, diese Deutschheit konnte aber nur als Opposition gegen das Herkömmliche durchgeführt werden; und Niemand war geeigneter dazu, eine Oppositionspartei anzuführen, als eben Göthe. Kein Wunder, wenn sich jezt j e n e r v e r w e g e n e H u m o r, d e r s i c h d e m A u g e n b l i c k ü b e r l e g e n f ü h l t, besonders kräftig meldete. Bekanntlich ging es nicht ohne einigen Cynismus ab, und das Natürlichkeitsprincip wurde ziemlich weit ausgedehnt. Nun verflossen zwölf Jahre, ohne daß man von Göthe viel Neues und Bedeutendes vernommen hätte. Desto größer war aber die Überraschung, als er wieder erschien. Man muß indeß nicht glauben, als ob alle Werke, die um diese Zeit erschienen, auch Werke dieser Periode wären. Beobachtung der Chronologie ist hier sehr nöthig, und wird

zeigen, daß zwischen dieser und der ersten Periode ein Mittelzustand Statt gefunden, in welchem der Dichter durch Ironie sich selbst reinigte, und die streitenden Kräfte seines entzweiten Wesens mildernd zur Harmonie stimmte. In diesen Zwischenzustand gehören unstreitig mehrere komische und satirische Producte, z. B. der Triumph der Empfindsamkeit u. a. Mit ihnen trat er heraus aus der Befangenheit des vorigen Zeitalters, und erhob sich auf einen höhern Standpunkt. Spielend in freundlicher Gemüthlichkeit ergötzte er sich da oft noch an dem Leben und Treiben unter ihm, z. B. im Jahrmarkt zu Plundersweilern, worin er dem Leben die heitere Seite abgewann. Näher und immer näher trat er hiemit dem Gebiet der reinen Schönheit, die ihm den duftigsten ihrer Kränze um die Schläfe schlang, als er die Iphigenia auf ihren Altar niederlegte. Mit Recht nennt A. W. Schlegel sie einen Nachgesang der Griechen. Ohne Nachkünstelung veralteter, uns für immer fremder, Formen ist hier ein von griechischem Geist durchdrungenes Werk. Hier ist kein blendendes, obwohl ein liebliches, Colorit, aber ein milder Zauber der Schönheit über das Ganze ergossen, der bei jeder neuen Betrachtung das Gemüth immer fester anzieht. Erfreulich schließt sich an Iphigenia Tasso an, der jener vielleicht nur als Composition nachsteht, denn nachtheilig bleibt es immer, daß zur Beruhigung die Reflexion aufgefodert wird. Mag nun aber Tasso auch kein Drama im strengen Sinne der Theorie seyn, so bleibt er doch bewundernswürdig als Charaktergemählde, als ein Gedicht über den Dichter und sein Werk, das wir gern mit Müller das für Verständniß der Poesie lehrreichste und tiefsinnigste nennen. Nur Göthe konnte es wagen, diesen Tasso darzustellen, und selbst Göthen konnte es nur in dieser Periode ganz gelingen. Hier aber vereinigte sich auch alles dazu. Am Hofe Amaliens fand er den Stoff zu seinen Umgebungen des Tasso, und lernte eben den Ton treffen, der solchen Umgebungen eignete. Muß man demnach aber nicht fragen: ob nicht Göthe der Hof- und Staatsmann einen wesentlichen Einfluß auf Göthe den Dichter hatte? Uns däucht, gar sehr, und zwar einen sehr günstigen. Schon durch das Zusammengenommene, Gehaltene, das seine Lage erfoderte (die übrigens nicht selten Veranlassung gegeben hat, ihn auch als Menschen sehr zu verkennen oder doch falsch zu beurtheilen), wurde er den Idealen näher zugeführt; denn er konnte unmöglich, wie ein gemeiner Höfling, bloß zu der Leerheit des äußern Anstandes kommen. Nächst diesem seinen Hofleben, und zwar in Weimar, hatte nichts größern Einfluß auf seine Verwandlung als sein Aufenthalt in Italien. Während seiner ersten Periode neigte er sich in der bildenden Kunst besonders auf die Seite der Niederländer, gegen die er auch nachher nie ungerecht geworden ist, so wie er auch nie aufgehört hat, als Dichter von Zeit zu Zeit wenigstens niederländische Scenen zu liefern: allein Italien öffnete ihm das Auge über das Höhere der Kunst, und sein reiches Gemüth, welches zugleich das Hohe und kindlich Liebliche umfaßt, sein zarter und zugleich tiefer Sinn für Natur und Kunst, neigten sich jetzt mit Liebe zu dem Edleren und Höheren hin. An die Stelle seines sonstigen Natürlichkeitsprincips trat jetzt Idealität, aber jene echte, welche die Natur durch die Einbildungskraft in das Reich der Ideen und der reinen Schönheit trägt. Von drei Hauptwerken, die noch in diese Periode fallen, Wilhelm Meister, Faust, und Hermann und Dorothea, trägt das letztere den Stempel dieser Idealität am reinsten ausgeprägt. A. W. Schlegel und W. von Humboldt

haben dieses Epos von allen Seiten so beleuchtet, daß jedes Wort darüber überflüssig scheint; Wilhelm Meister würde ihm ganz an die Seite gesetzt werden können, wenn er nicht unbefriedigend als Ganzes wäre. Was Göthe eigentlich damit gewollt, bleibt immer ungewiß und räthselhaft, und nur dies Eine tritt mit völliger Gewißheit hervor, daß Meister noch kein Meister geworden ist. Vielleicht muß man also annehmen, daß er dies noch werden solle. Und hat nicht Göthe bereits Proben von Meisters Wanderjahren geliefert? Und sollten auf diese nicht die Meisterjahre folgen? Über die Einheit und Ganzheit der Lehrjahre können wir also jetzt eigentlich kein zureichendes Urtheil fällen. Indeß trotz aller verletzten Einheit bleibt Meister eines der vorzüglichsten Götheschen Werke, denn in ihm und im Faust vereinigt sich die ganze Universalität des Götheschen Geistes. Betrachte man den Meister von Seiten der Erfindung oder der Ausführung, der Fülle oder der Entfaltung, der Charakterzeichnung oder der Erzählung, so findet man überall den Meister rein, klar, mild und tief! Und diese Sprache, die wie ein schöner Strom in ruhiger Klarheit und der schönsten Bewegung sich ergießt, dieser Ausdruck, der sich wie ein schöner Körper an die zarte Seele anschmiegt, so einfach ohne nüchtern, so zierlich ohne kostbar, so wahr ohne gesucht, so beredt ohne rhetorisch zu seyn, — wo findet sie ihres Gleichen? Vergleicht man, in Beziehung auf den Dichter, den Meister mit Werther, so sieht man, wie in diesem der Dichter noch mit Leben und Schicksal ringt, im Meister aber sie besiegt hat, und alles Heil in einer harmonischen Bildung fand, die man auch als Tendenz des Meister betrachten muß. Durch seine leidenschaftlose, ruhige, wahrhaft objective Ansicht der Welt und des Lebens hatte sich eine Weltanschauung in ihm gebildet, die, gleich entfernt von einseitiger Beschränktheit als vorgefaßter Meinung, ihn jedes als zweckmäßig an seiner Stelle, das Einzelne im Zusammenwirken mit dem Ganzen, und im menschlichen Leben das Streben und Thun als die Hauptsache betrachten ließ. Nothwendig warf dies auch ein milderes Licht auf jenen dunkeln Punkt im Menschenleben, wo die Fäden desselben an ein unergründliches Schicksal geknüpft sind. Das erhob ihn jetzt zur Idee einer Theodicee, und diese sehen wir im Faust, denn wir müßten uns sehr irren, wenn Faust nicht gerettet werden, der Himmel über die Hölle nicht den Sieg davon tragen sollte. Faust ist demnach kein bloßes Drama, sondern ein philosophisch-, oder will man lieber, religiös-didaktisches Drama. Das Höchste und Tiefste, das Lieblichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie, allseitig wie das Leben selbst, und man fühlt sich dadurch wie von einem Zauber im Innersten ergriffen. Darüber ist auch bei Allen, die überhaupt so etwas zu verstehen und zu fühlen fähig sind, nur Eine Stimme; an die Composition des Ganzen (leider ist es erst eine Hälfte!) haben sich hingegen manche gestoßen. Und gleichwohl ist eben diese eine Vortrefflichkeit mehr, mag man sie nun aus dem Gesichtspunkt der Zeit, in welche das Stück fällt, oder des Sujets betrachten, das ohne phantastische Behandlung nicht bleibt, was es ist. Das Flache und Alltägliche mußte hier eben sowohl als das Würdige und Erhabene seine Stelle finden, und es ist für den Faust ein Glück, was für den Meister ein Unglück hätte werden können, daß beide Perioden des Dichters sich darin berühren. Auch gehört er beiden an. Faust und Werther bestanden in der Seele des Dichters

neben einander. Nachdem sich zu Ende seiner zweiten Periode noch einmal jener dem Augenblick überlegene Humor in den Xenien gezeigt, und er damit eigentlich die Losung zu einer neuen Kraftperiode gegeben hatte, schien die productive Kraft Göthe's allgemach zu versiegen. Und wahr ist es, seitdem er Voltaire's Mahomet und Tancred übersetzt hatte, hat er, wenn man einige Lieder und Romanzen ausnimmt, nichts geliefert, was an die vorige Kraft und Fülle reichte, nichts, worin er nicht befangen in seiner Zeit erschiene. Mit seiner Eugenie war es auf eine Trilogie wie bei Schillers Wallenstein abgesehen, allein Göthe verlor die Lust und es blieb beim ersten Theile. Man darf sie in gewisser Hinsicht das vollendetste Product des Dichters nennen; kein anderes ist so gefeilt, so geglättet. Huber sagte: „freilich marmorglatt, aber auch marmorkalt!" Und sollte das nicht wenigstens zum Theil an der neuen Ästhetik liegen, die den Dichter dabei leitete? Alles ist aufgeboten für die Form, und der metaphysische Idealismus verräth sich schon durch das Personale. Sind es nicht lauter Abstracta? Man sieht deßhalb Göthen wohl hie und da, aber er waltet nicht durch das Ganze, und dieses Werk ist mehr elegant als schön. Ein Gleiches läßt sich von den Wahlverwandtschaften behaupten, welche sich durch wahrhaft meisterhafte Darstellung auszeichnen. Unbillig hat man dem Werke den Vorwurf der Unmoralität gemacht; Eduard soll ja eben so wenig Muster für uns seyn, als ehedem Werther. Fast möchte man sagen, daß sich in Göthe's Werken alle drei Style der griechischen Plastik zeigen, in der ersten Periode der große aber harte, in der zweiten der schöne, in der dritten der elegante. Das schönste, höchst dankenswürdige Geschenk, das Göthe uns in neuester Zeit gemacht hat, ist seine Biographie. Vielfältig zu rühmen wie sie ist, sagen wir nur: diese Offenheit, Wahrheit, Redlichkeit zeigt Göthen wahrhaft groß. Wir haben bisher fast nur von Göthe dem Dichter gesprochen, was aber hat er nicht auch für die bildenden Künste, für Schauspielkunst, für Naturbeobachtung geleistet! Und in Hinsicht auf bildende Künste und Schauspielkunst nicht bloß als Schriftsteller, sondern auch ermunternd, befördernd. Sehr wichtig waren in dieser Hinsicht die ehemaligen weimarischen Kunstausstellungen und das weimarische Theater unter Göthe's unmittelbarer Direction; beide wirkliche Pflanzschulen der Kunst, wie sie nur bei Göthe's Maximen (in manchen erkennt man seinen Vater wieder), und liberaler Gesinnung gedeihen konnten. Und sollte man nicht auch der mannichfaltigen architektonischen und Gartenanlagen in und um Weimar, nicht Weimars selbst als des deutschen Athens, wie man es oft genannt hat, nicht dessen endlich gedenken, was durch Weimar von Jena ausging? Vielfach und erfreulich hat Göthe durch dies alles, bald selbst ausführend, bald anregend, durch Lehre und Beispiel, auf seine Nation gewirkt. Daß er nicht überall das Höchste erreicht und manches verfehlt haben kann, ist sehr natürlich, und kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Ein Anderes aber ist es freilich, ihn im Allgemeinen beurtheilen, und ein Anderes, ein einzelnes Werk von ihm der Kritik unterwerfen, die billig stets den höchsten Maßstab daran legt, und ihre Hochachtung durch Strenge beweis't. dd.

Gothen. Die Gothen (Gothones bei Tacitus, Guttones bei Plinius; nicht aber die Gothini des Tacitus oder Kotini des Dio, welche gallischer Abkunft sind), waren ein germanischer Stamm, der seinen Sitz an der baltischen Küste zwischen der Weichsel und Oder

folglich in Polen oder polnisch Preußen, hatte. Ihre Sprache kommt der alten fränkischen sehr nahe. Wie alle Deutsche, ließen sie ihr gelbes Haar lang wachsen, hatten Bärte und trugen Pelze; gegen die Sitte anderer Deutschen aber hatten sie erbliche Königswürde. Unter dem Namen der Gothen erschienen sie zuerst im Jahre 215; bald darauf spielten sie die wichtigste Rolle in der Weltgeschichte, und erfüllten über ein halbes Jahrtausend hindurch Europa mit dem Ruf ihrer Thaten. Ihre Wohnsitze an der Ostsee, in der Nähe der Oder und Weichsel verlassend, zogen sie südlicher in die Gegenden des schwarzen Meeres; eine Menge anderer Stämme verschmolz in den ihrigen, und so entstand durch immer fortgesetzte Züge und Eroberungen unter Ermanarik um 350 das große gothische Reich, das vom Don, der Europa von Asien trennte, bis zur Theis, die sich an Ungarns Gränze in die Donau ergießt, vom schwarzen Meer bis zur Weichsel und Ostsee sich erstreckte, also Thracien, Mösien (Servien und Bulgarien), Dacien (einen Theil von Ungarn, den Bannat, die Bukowina, Siebenbürgen, Walachei, Moldau bis an den Pruth), große Strecken von Polen, Rußland, Preußen umfaßte, und im Norden slavische, finnische und lettische Stämme in sich aufgenommen hatte. Natürlich kamen hiebei die Gothen von Westen her mit dem großen römischen Reich, von Osten her mit dem byzantinischen Kaiserthume in vielfache Collisionen, und die Geschichte ist voll von Kämpfen, welche dies Volk bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin zu bestehen hatte, und oft glänzend bestand. Zwei Kaiser fielen in den Schlachten mit ihnen, und Rom und Byzanz wurden genöthigt, ihnen Tribut zu zahlen. Sie waren das erste Volk, zu welchem über die Donau um die genannte Zeit das Christenthum drang; Ulfilas, der Bischof der Möso-Gothen (d. h. des in Mösien wohnenden gothischen Stammes), ward schon um das Jahr 360 Erfinder einer deutschen Schreibkunst und Übersetzer des neuen Testaments in die gothische Sprache. Daß dies schon einen bedeutenden Grad von Cultur voraussetze, bedarf keiner Versicherung; allein freilich glichen nicht alle Gothen den mösischen, bei denen durch die Nähe und den Verkehr mit Griechenland die Cultur einen großen Vorsprung gewonnen hatte. Durch innere Revolution entzweite sich gegen das Jahr 369 das große gothische Reich, und theilte sich fortan in zwei Staaten, in das Reich der Ostgothen (Austrogothen, Staat der Grenthunger) am schwarzen Meer, vom Don bis zum Dniper, und in das Reich der Westgothen (Staat der Theruinger) in Dacien, vom Dniper bis zur Donau. Bald folgte der innern Revolution eine äußere, welche die Macht der Gothen in diesen Gegenden stürzte. Um das Jahr 375 drangen die Schwärme der Hunnen, und der von ihnen bezwungenen Alanen aus Asien über den Don herüber, und drängten die Ostgothen nach den Westgothen hin, die nun ihrer Seits bei dem Kaiser Valens um die Erlaubniß baten, in das byzantinische Reich aufgenommen zu werden, und sich in dem verödeten Thracien niederzulassen. Sie erhielten die Erlaubniß; sahen sich aber durch den Druck der kaiserlichen Statthalter bald zur Empörung genöthigt, die nicht ohne schreckliche Scenen endete. Valens selbst wurde im Jahr 378 von ihnen bei Adrianopel völlig geschlagen, und verbrannte auf der Flucht in einer von ihnen angezündeten Bauernhütte. Bedeutende Rollen spielten sie von da an in Constantinopel. Nach mancherlei wechselnden Schicksalen erlangten auch die Ostgothen einen neuen Wohnsitz in Ungarn und Slavonien, jedoch erst nach der Zerstörung

des hunnischen Reiches im Jahr 453. Während der Zeit hatten die Westgothen sich in Griechenland und Italien furchtbar gemacht. Alarich brach mit Heeresmacht im J. 396 unaufhaltbar in Griechenland ein, verheerte den Peloponnes, und ward Präfectus von Illyrien und König der Westgothen. Als solcher zog er zu Anfang des fünften Jahrhunderts nach Italien, wo er den Untergang des römischen Reichs immer näher herbeiführte, denn um den Sieg über Alarich bei Verona (403) zu erfechten, hatte Stilico, der römische Feldherr, alle römischen Truppen vom Rheine wegziehen müssen, und dadurch die sogenannte große Völkerwanderung veranlaßt, in welcher germanische Schwärme von allen Seiten her nach Gallien, Oberitalien, in die Schweiz und Spanien eindrangen. Alarich selbst kehrte bald genug nach Italien zurück, eroberte Rom im Jahr 409, und zum zweitenmal 410. Nach seinem in demselben Jahr erfolgten Tode wendeten die Westgothen ihre Blicke vornehmlich nach dem südlichen Gallien und Spanien, und es gelang ihnen, hier ein neues westgothisches Reich zu gründen (Septimania, Gothia), wovon gegen das Ende des fünften Jahrhunderts die Provence, Languedoc und Catalonien die Hauptttheile waren, Toulouse die Residenz. Um dieselbe Zeit (474) erhielten sie auch geschriebene Gesetze (leges Visigothorum). Die zwischen dem ost- und weströmischen Reich obwaltende Eifersucht war die Ursache, daß kurz hierauf (489) von dem Kaiser Zeno in Constantinopel veranlaßt, auch die Ostgothen unter ihrem König Theuderich nach Italien zogen. Im Jahr 493 wurde dieser Ostgothe zu Ravenna König von Italien, und legte hier den Grund zu einem neuen ostgothischen Reiche, welches nebst Italien auch Rhäzien (einen Theil der Schweiz und Tyrols), Vindelizien (einen Theil von Bayern und Schwaben), Noricum (Salzburg, Steiermark, Kärnthen, Österreich), Dalmazien, Pannonien (Vorderungarn, Slavonien), Dacien jenseit der Donau (Siebenbürgen, Walachei) umfaßte, schon aber im Jahr 554 sein Ende erreichte. Allerdings also sind die Gothen, deren Throne anfangs am Don, am Dniper und an der Donau, nachher in Toulouse, Toledo und Ravenna standen, und deren Beute, wenigstens eine Zeit lang, Athen und Rom geworden waren, ein welthistorisches Volk. Unrecht würde man ihnen thun, wenn man sie für bloße Wilde halten wollte, die ohne alle Kunst und Kenntnisse gewesen wären, da sie ja mit dem ost- und weströmischen Reich lange vor ihren Einbrüchen in Italien in Verbindung gestanden hatten. Theuderich, an dem Hofe zu Constantinopel erzogen, war ein so großer Liebhaber der schönen Künste, daß er eine besondre Würde errichtete, einen comes nitentium rerum (Kunstgraf, Oberaufseher über die Kunstwerke), der auf die Bildsäulen achten mußte, daß sie nicht verletzt oder geraubt würden, und einen öffentlichen Baumeister erwählte, dem die Besorgung und Erhaltung der alten Gebäude aufgetragen war. Nicht nur ließ er zu Rom verschiedene öffentliche Gebäude wieder erneuern, sondern auch andre Städte mit neuen verzieren. Doch haben wir über ihre Cultur nur spärliche Nachrichten. Über die gothische Baukunst s. d. Art. Baukunst.

Gothenburg (**Götheborg**), eine nach holländischer Art gebaute See- und Handelsstadt in Westgothland, an dem Ausfluß der Goth-Elbe in die Nordsee, nach Stockholm die beträchtlichste und wohlhabenste Stadt in ganz Schweden. Hier haben ihren Sitz ein Landeshauptmann und Obercommandant, eine Admiralität und Fortificationsbrigade, ein Manufactur- und Hallgericht und ein Bischof,

unter dessen Aufsicht das Gymnasium nebst seiner wohleingerichteten Bibliothek steht. Die Manufacturen von Segeltuch, Tauwerk, Leder, so wie die Zuckerraffinerien, sind von Bedeutung; außerdem fabricirt man auch seidene Zeuge, Strümpfe, Bänder, Kattun, Seife und Tabak. Die Schleuse von Trolhätta erleichtert durch die Fahrt auf der Gothelbe nach dem Wenersee den Verkehr mit dem innern Lande. In Friedenszeiten besuchen jährlich über 1200 schwedische und andere Fahrzeuge den Hafen, der gut und sicher, aber nur für kleinere Fahrzeuge brauchbar ist; größere landen in einiger Entfernung. Die seit 1731 gestiftete ostindische Compagnie gewährt bedeutende Vortheile, beschränkt sich aber meistens auf den Handel mit China. Ein besonders wichtiger Zweig des dasigen Handels ist die lebhaft getriebene Heringsfischerei. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 20,000. Übrigens hat die Stadt mehrmals, und zuletzt noch 1802 und 1804 durch große Feuersbrünste sehr gelitten.

Gott und Götter. Unter Gott denkt sich die gereifte Vernunft nur das nothwendige von der Welt verschiedene Wesen, dessen unendlicher Verstand und heiliger Wille der Grund von dem Daseyn der Welt und ihrer Einrichtung, und von dem Wirklichwerden des höchsten Gutes ist, dessen Erwartung die Vernunft nicht aufgeben kann, ohne mit sich selbst in Widerstreit zu gerathen. So muß Gott gedacht werden, wenn der Glaube an ihn die Bedürfnisse der Vernunft befriedigen soll. Als ein nothwendiges, d. h. als ein solches Wesen, welches den Grund seines Daseins in sich selbst trägt, muß er gedacht werden, weil nur ein solches Wesen das Daseyn der Welt erklärbar macht; unendlichen Verstand muß man bei ihm voraussetzen, weil nur durch ein Wesen von dieser Beschaffenheit die alle menschliche Einsicht und Fassungskraft übersteigende Welteinrichtung begreiflich wird, und heiligen Willen muß man Gott zuschreiben, weil nur unter dieser Voraussetzung von ihm erwartet werden kann, daß er die vernünftigen Naturen zu höherer sittlicher Reife führen und Glückseligkeit und Leiden nach Maßgabe der Schuld und des Verdienstes austheilen werde. Die Idee Gottes, des Schöpfers der Welt, des Gesetzgebers der vernünftigen Wesen und des Regierers der menschlichen Dinge, ist das Höchste, was die Vernunft erreichen kann, der Grund aller über das Irdische sich erhebenden Hoffnung und das wirksamste Motiv der Pflichterfüllung. Das System, welches die Realität dieser Idee anerkennt, heißt Theismus oder Deismus, das entgegengesetzte Atheismus, und die Lehre derer, welche, wie Spinoza und einige Philosophen aus der neuesten Schule, Gott und Welt identificiren, damit aber im Grunde die das Bedürfniß der Vernunft befriedigende Idee Gottes aufheben, wird Pantheismus genannt. Die achtungswerthesten Philosophen der neuen Zeit, Cartesius, Leibnitz, Wolf, Reimarus und Kant, obgleich der zuletzt genannte Weltweise die vor ihm gewöhnlichen metaphysischen Demonstrationen für das Daseyn Gottes in ihrer Unzulänglichkeit darstellte, haben sich für den Theismus entschieden, und da durch die Schellingische oder Identitätsphilosophie die Idee eines von der Welt verschiedenen, die Welt mit Weisheit und Güte regierenden Gottes gefährdet zu seyn schien, hat jüngst Jacobi in seinem Buche über Gott und die göttlichen Dinge den Theismus, mit Rücksicht auf die abweichenden Vorstellungsarten einiger neuen Philosophen zu vertheidigen gesucht. Die wichtigsten Beweise für das Daseyn Gottes sind der

cosmologische, der physikotheologische und der moralische. Der cosmologische Beweis beruht auf folgenden Momenten: Alles in dem Gebiete der erkennbaren Wirklichkeit erscheint uns als gegründet und bedingt, d. h. alles, was vorhanden ist, hat den Grund seines Daseyns nicht in sich selbst, sondern ist von andern früher vorhandenen Ursachen abhängig. Die Vernunft kann sich nichts Bedingtes ohne eine Bedingung, nichts Gegründetes ohne einen Grund denken: das Gesetz des zureichenden Grundes nöthigt sie, jede Wirkung auf eine Ursache zurückzuführen. Indem nun die Vernunft von einer Erscheinung zu der andern, von einem Grunde zu dem andern zurückgeht, gelangt sie zu der Idee eines Urgrundes, welche gleichsam der Träger aller Dinge sey, zu der Idee eines absoluten und nothwendigen Wesens, d. h. zu der Idee eines Wesens, welches in keiner andern Ursache bedingt und gegründet ist, den Grund seines Daseyns in sich selbst trägt, und als der letzte Grund aller Erscheinungen, als der Punkt, von welchem alle Reihefolgen der Erscheinungen ausgehen, zu betrachten ist. Der physikotheologische Beweis beruht auf der in der Natur wahrnehmbaren Ordnung und Zweckmäßigkeit. Da nämlich, wo Zweckmäßigkeit wahrgenommen wird, muß man ein Handeln nach Ideen voraussetzen und darum annehmen, daß der Grund der Welt, weil in ihren Einrichtungen Plan und Absicht sich offenbaren, in einem nach Ideen, nach der Vorstellung von Mitteln und Zweck handelnden Wesen enthalten sey. Dergleichen Einrichtungen der Natur aber, in denen Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit auf die unverkennbarste Weise sich ankündigten, sind die Axebewegungen der Sonne, die Kreis- und Axebewegungen der Planeten und die dadurch bewirkte Entstehung des Lichts und der Wärme, der Tages- und der Jahreszeiten, die sphärische Figur der Erde, ohne welche alles Land um den Äquator überschwemmt, und alles Land an den Polen dürre seyn würde, das Gleichgewicht der Südsee mit der Nordsee, des stillen Meeres mit dem atlantischen, des festen Landes der neuen Welt mit dem festen Lande der alten Welt, die gleichmäßige Vertheilung der Erde und des Wassers und andere Einrichtungen des Erdplaneten, ferner die wechselseitige Beziehung der geistigen Vermögen des Menschen zu einander, die Harmonie zwischen dem Geistigen und Sinnlichen seines Wesens und die Organisation des menschlichen Leibes, dessen Theile alle mit dem Zwecke der Erhaltung zusammenhängen, die Mittel der naturgemäßen Erhaltung der Lebenden jeder Gattung, das ziemlich gleiche Verhältniß der Geschlechter und eine Menge anderer Erscheinungen, mit deren Erwähnung und näherer Beschreibung sich viele physikotheologische Schriften, unter denen besonders die von Derham, Trembley, Bonnet, Reimarus und Sander gerühmt werden, sich beschäftigen. Diese und andere Erscheinungen nun nöthigen den Menschen, dafern er nicht die in der Natur wahrnehmbare Ordnung und Zweckmäßigkeit auf sich selbst beruhen lassen will, einen Welturheber von unendlicher Macht und Weisheit anzunehmen, da sich, auch bei der Voraussetzung einer ewigen Materie, doch die Entstehung der Formen der Dinge ohne ein Handeln nach Ideen nicht erklären läßt. Die Natur ist der Spiegel und der Abglanz Gottes, und darum führt die Naturbetrachtung den Menschen, der das Verlangen nach dem Höhern und Göttlichen im Herzen trägt, zu Gott, und wenn er auf Erscheinungen trifft, an denen er keine Spuren von Weisheit und Güte entdeckt,

so erwägt er, daß er nur einen kleinen Theil des großen Ganzen übersehe, daß, wenn das gegenwärtige Leben ein Zustand der Tugendübung seyn soll, die vernünftigen Wesen in einem Systeme von Kräften sich befinden müssen, welche ihren Neigungen entgegenwirken und Reizungen zur Sünde enthalten, und daß es vernünftig sey, da, wo man in einem bekannten Theil Ordnung und Zweckmäßigkeit entdeckte, auch in dem unbekannten weise Absichten vorauszusetzen. Wenn ich, denkt er, ein Buch lese, und da, wo ich es verstehe, vernünftiges Urtheil und Zusammenhang finde, so nehme ich an, daß der Verfasser auch in den Stellen, wo ich ihn nicht fasse, mit Nachdenken und Überlegung geschrieben habe. Soll aber die Naturbetrachtung den Menschen zu Gott führen, so muß in seinem Gemüthe schon das Verlangen, ihn zu finden, erwacht seyn, denn eine apodiktische Gewißheit, d. h. eine solche Gewißheit, bei welcher das Gegentheil der angenommenen Überzeugung undenkbar wird, gewährt weder der physikotheologische noch der cosmologische Beweis, und beide Beweise können durch Sophistereien entkräftet werden. Dieses Verlangen nun ist in der sittlichen Natur des Menschen gegründet, und darum setzt ein inniger und lebendiger Glaube an Gottes Daseyn und Regierung voraus, daß die sittlichen Anlagen des Menschen sich entwickelt haben, und er seiner höhern Bedürfnisse sich bewußt geworden sey. Die Darstellung des Zusammenhanges des Glaubens an Gott mit diesen Bedürfnissen des menschlichen Gemüths wird der moralische Beweis für das Daseyn Gottes genannt, welchen besonders Kant und dessen Schüler hervorgehoben und näher entwickelt haben. Es beruht aber dieser Beweis auf folgenden Momenten: der Mensch ist ein sittliches Wesen, und aus seiner sittlichen Natur geht die Idee des höchsten Gutes, d. h. die Idee einer ins Unendliche fortschreitenden sittlichen Vervollkommnung und einer genauen Übereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit hervor. Er kann diese Idee nicht für Wahn und Täuschung erklären, ohne den Glauben an seine sittliche Natur und Bestimmung aufzugeben, und muß, um einig zu seyn mit sich selbst, das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten. Alles um ihn her erliegt der Zerstörung, und die Natur theilt Freude und Glückseligkeit nicht nach dem Maßstabe der Würdigkeit der Empfänger aus. Um daher das Wirklichwerden des höchsten Gutes erwarten zu können, ist er genöthigt, das Daseyn einer von der Natur unterschiedenen Ursache der gesammten Natur anzunehmen, welche den Grund der Erhaltung seines Wesens und eine dereinstige Übereinstimmung zwischen Tugend und Glückseligkeit enthalte. Diese oberste Ursach der Natur muß eine der moralischen Gesetzgebung gemäße Causalität haben, muß das Sittengesetz sich vorstellen (Intelligenz, vernünftiges Wesen seyn) und der Vorstellung dieses Gesetzes gemäß wirken (muß Willen besitzen). Es muß also die oberste Ursache der Natur ein Wesen seyn, welches durch Verstand und Willen die Ursach der Natur ist, und ein solches Wesen wird Gott genannt. Zu der hier entwickelten Idee der Gottheit aber kann nur die gereifte Vernunft sich erheben, und ohne die Dazwischenkunft der Offenbarung würde sie vielleicht nie allgemein Glaube geworden seyn. Ehe der Mensch zu der Idee Gottes sich erhebt, glaubt er an Götter, von deren Wesen und Wirksamkeit die Völker höchst verschiedene Vorstellungen gehegt haben. Die unvollkommensten Götter sind die Fetische, d. h. leblose Körper

oder Thiere, denen der Mensch, weil er sie als Ursache seines Wohles und Wehes betrachtet, Verehrung erweis't. Der Thierdienst der Ägyptier war eine besondere Art des Fetischismus, und noch wird bei vielen afrikanischen Völkern der Fetischendienst gefunden. Auf einer höhern Stufe der Cultur standen die Völker, welche der Sonne und den Gestirnen Einfluß auf die menschlichen Schicksale zuschrieben und diese Himmelskörper verehrten, welche Art des Gottesdienstes Sabäismus genennt wird. Noch weiter waren die Völker fortgeschritten, welche ihre Helden und Könige, die Erfinder nützlicher Künste und merkwürdige Fremdlinge als fortlebend nach dem Tode sich dachten und ihnen übermenschliche Kraft und Einfluß auf ihre Schicksale zuschrieben, oder sich Kräfte der Natur als wirkliche Wesen, als Personen, mit Verstand und Willen begabt, vorstellten; auf welche Weise die Religion der Griechen und Römer entstanden war. Der Glaube an mehrere, die Schicksale der Völker und einzelner Menschen regierende Wesen, welche zwar eine übermenschliche Macht besitzen, doch aber menschlich fühlen und begehren, und nicht frei sind von menschlicher Beschränkung, nennt man Polytheismus. Der Polytheismus ist nichts anders, als Vergötterung der Natur, da hingegen der Theismus über die Natur sich erhebt und über ihr das Göttliche findet. Auch die gebildetsten Völker der alten Welt, die Griechen und die Römer, waren Polytheisten und nur wenige Weise der vorchristlichen Zeit, wie Anaxagoras, Sokrates, Plato, hatten sich zu würdigern Vorstellungen von Gott und seiner Regierung erhoben. Indem der Polytheismus in der ganzen alten Welt herrschte, ward bei einem für unbedeutend gehaltenen, von den gebildeten Nationen des Alterthums wenig gekannten Volke die allgemeine Verbreitung des vernunftgemäßen Glaubens an Gott und seine Regierung verbreitet. Zwar dachten sich die Juden, eben so wie andere Völker der vorchristlichen Zeit, Jehova nur als ein vernünftigsinnliches Wesen von großer Macht und Hoheit, da sie aber nur einen Gott verehrten, so konnten hier die religiösen Vorstellungen weit leichter veredelt und endlich bis zu der, den Bedürfnissen der gereiften Vernunft genügenden, Idee Gottes ausgebildet werden, und darum war der Monotheismus der Juden, ihr Glaube an einen Gott, von so großer Wichtigkeit, daß es höchst glaublich ist, daß Gott selbst für die Erhaltung dieses Glaubens gesorgt habe. Nach einer allmähligen, durch mehrere Jahrhunderte fortlaufenden Vorbereitung gelang es dem großen Stifter des Christenthums, auf den Monotheismus seines Volkes den völlig vernunftgemäßen, alle Bedürfnisse des Verstandes und des Herzens befriedigenden Glauben an Gott und seine Regierung zu gründen, welcher durch die Ausbreitung der Kirche auf einen großen Theil des Menschengeschlechts überging. Aus dem Juden- und Christenthume schöpfte Mohammed seine, wenn auch nicht vollkommen reine, doch weit über die Vorstellungen der polytheistischen Völker erhabenen religiösen Begriffe, und so ward auch durch den Islamismus der Glaube an einen Gott unter einem großen Theile der Menschheit verbreitet. N.

Gotter (Friedrich Wilhelm), wurde den 3. September 1746 zu Gotha geboren, und empfing die sorgfältigste moralische und wissenschaftliche Bildung. Seltene Fähigkeiten zeichneten schon den Knaben aus, der sich zuerst in kleinen dramatischen Stücken in französischer Sprache versuchte, denn diese Sprache hatte einen besondern

Reiz für ihn. Sein Unterricht wurde Privatlehrern anvertraut; er lernte die römischen Schriftsteller, besonders die Dichter kennen; mit den Griechen hingegen befreundete er sich nicht, da er in ihrer Sprache nur unbedeutende Fortschritte machte. Mit dem Italienischen hatte er sich ebenfalls bekannt gemacht.— Im Jahr 1763 bezog er die Universität Göttingen, um die Rechte zu studiren. Aber er wurde dadurch von der Dichtkunst nicht abgezogen. Die Ackermannische Schauspielergesellschaft befand sich damals in Göttingen, und schon hier machte er Bekanntschaft mit Eckhof, errichtete nach dem Weggange dieser Truppe ein Gesellschaftstheater und entwickelte so sein bewundernswürdiges Talent der theatralischen Darstellung. Im Jahr 1766 verließ er Göttingen und trat zu Gotha als zweiter geheimer Archivar in herzogliche Dienste. 1767 begleitete er den Freiherrn von Gemmingen als Legationssecretär nach Wetzlar, folgte aber im nächsten Jahre der Einladung, zwei junge Edelleute auf die Universität Göttingen zu führen. Damals unternahm er mit Boje die Herausgabe des göttingischen Musenalmanachs, und empfahl sich durch verschiedene lyrische Stücke sehr vortheilhaft. Im Jahr 1769 kehrte er wieder nach Gotha zurück, und 1770 ging er auf seinen vorigen Posten nach Wetzlar, wo er zwei Jahre blieb, nach welchen er in Gotha bei der geheimen Kanzlei angestellt wurde. Wetzlar war für die Fortbildung seines Geistes sehr vortheilhaft. Er fand nicht nur die Ackermannsche Gesellschaft daselbst wieder, sondern auch einen Kreis junger Männer, die mit ihm an Cultur und Talent wetteiferten; Göthe und der junge Jerusalem waren darunter. Gotter schloß sich als ein würdiges Mitglied an jenen schönen Verein trefflicher Talente an, durch deren Arbeiten die deutsche Sprache aus der Versunkenheit zu einem neuen Leben emporgehoben wurde. Im Jahr 1774 machte er für seine Gesundheit eine Reise nach Lyon. Hier lernte er das französische Theater, für das er von jeher eine große Vorliebe gehegt hatte, näher kennen, und wurde seitdem immer thätiger für die Bühne. In den nächsten zwölf Jahren nach seiner Rückkehr entstanden seine vorzüglichsten dramatischen Arbeiten. Lessing's, Weiße's und Anderer Vorgang, deren Bemühen die deutsche Schaubühne umwandelte, und die treffliche Schauspielergesellschaft, welche Gotha vor allen Städten Deutschlands damals besaß, befeuerten seine Liebe für die dramatische Kunst. Schon vor Errichtung des Hoftheaters in Gotha hatte er auch hier auf einer Privatbühne sein treffliches Spiel gezeigt, und seine Freunde mit dem Gefühl des Richtigen belebt. Die Anmuth und Vollkommenheit seiner Declamation war unübertrefflich, zumal in versificirten Stücken. Außerdem besaß er das Talent des Improvisirens in einem seltnen Grade, und in kleinen extemporisirten Schauspielen sprach er bisweilen mit einer unbeschreiblichen Leichtigkeit in Versen, die zum Theil vortrefflich und vollkommen gerundet aus seinem Munde kamen. Im Jahr 1780 verheirathete sich Gotter und lebte seitdem, kleine Reisen abgerechnet, beständig in seiner Vaterstadt, wo er den 18ten März 1797, im 53sten Jahre seines Lebens starb. Obgleich Gotter die schöne Literatur der Franzosen, Engländer und Italiener kannte, so sagten seiner vielleicht etwas überverfeinerten Natur doch am meisten die Werke der erstern zu. Sie waren es, nach denen er sich bildete, deren geglättete Eleganz er sich bis herab auf das Mechanische der Poesie, das er ganz in seiner Gewalt hatte, zu eigen machte. Die Stoffe und einzelnen Blüthen seiner Poesien sam-

melte er auf fremdem Boden, behandelte sie aber in der Ausführung mit freier Willkür. Er versuchte sich in jeder Gattung der dramatischen Kunst, im Trauerspiel, Lustspiel, Singspiel und in der Posse. Seine übrigen Poesien im Fache der Epistel, des Liedes, der Erzählung und Elegie zeichnen sich durch den reinen gebildeten Ausdruck zarter und edler Gefühle, schalkhafte Laune und eine gefällige Lebensphilosophie aus. In allen seinen Werken zeigt sich Gotter als einen wahren Meister in der Versification. An Wohlklang, Leichtigkeit und Reinheit der Reime haben es ihm wenige deutsche Dichter gleich, und fast keiner zuvor gethan. Er selbst hat herausgegeben: Gedichte, 2 Bände, 1787 und 88; Singspiele, 1stes Bändchen, 1778; Schauspiele, 1795; und viele einzelne theatralische Arbeiten, meist Übersetzungen. Nach seinem Tode erschien 1802 noch ein dritter Band Gedichte, auch unter dem Titel: Literarischer Nachlaß u. s. w. mit des Verfassers Biographie von Schlichtegroll.

Götterlehre, s. Mythen, Mythologie.

Götterspeise, Ambrosia, war in der Mythologie der Griechen und Römer ein süßer und balsamischer Saft, der in der seligen Insel des Oceanus quoll, und den Göttern zur Erhaltung der Unsterblichkeit, gewöhnlich als Speise, aber auch als Trank und als Salbe diente. Menschen, denen davon mitgetheilt wurde, erhielten dadurch Schönheit, Stärke, Behendigkeit, kurz etwas von Göttlichkeit. Die neuere Botanik bezeichnet mit diesem Namen fünf Gattungen von Gewächsen, welche sich sämmtlich dadurch auszeichnen, daß ihre Blüthen zusammengesetzt und halbgetrennten Geschlechts sind.

Gottesdienst und gottesdienstliche Gebräuche. — Unter dem Gottesdienste, welcher richtiger Gottesverehrung genannt wird, versteht man alle die Handlungen, welche entweder religiöse Gefühle ausdrücken, oder die Hervorbringung derselben bezwecken. Der Ausdruck des religiösen Gefühls durch Worte heißt Gebet, und solche Religionshandlungen, welche entweder durch die Vorschrift eines Religionsstifters, oder durch die Sitte, oder durch die Übereinkunft einer kirchlichen Gesellschaft eingeführt worden sind und regelmäßig wiederholt zu werden pflegen, werden gottesdienstliche und heilige Gebräuche genannt. Der Gottesdienst kann entweder ein besonderer oder ein öffentlicher seyn, und da die Menschen nur zu leicht das Göttliche vergessen, da Vereinigung Vieler zu Einem Zwecke das Gemüth stärker ergreift, und viele Religionshandlungen nur da Statt finden können, wo Viele sich versammeln, so hat ein zweckmäßig eingerichteter öffentlicher Gottesdienst, wo die Rede des Predigers und der Gesang der Gemeinde das religiöse Gefühl auf eine würdige Weise ausspricht und anregt, auch die Musik und die bildenden Künste das Göttliche darstellen, einen hohen Werth. Die Verschiedenheit der Gottesdienste, mit denen uns die Religionsgeschichte bekannt macht, hat ihren hauptsächlichsten Grund in der Verschiedenheit der religiösen Vorstellungen, obgleich auch die Verschiedenheit in den Charakteren der Völker, in ihren Verfassungen und in den Erzeugnissen ihrer Länder und ihres Kunstfleißes, und zufällige Umstände beigetragen haben, dem Cultus jedes Volks ein eigenthümliches Gepräge zu geben. Der unvollkommenste, des Namens kaum werthe Gottesdienst ist der, welcher sich auf äußere Objecte, die als Ursachen

des Wohls und des Wehes betrachtet werden, bezieht, und es drückt dieser Fetischendienst nur Begehren und Verabscheuen, Furcht und Hoffnung aus, und kann auf die Sittlichkeit gar keinen Einfluß äußern. Eine vollkommnere Art des Gottesdienstes ist die, welche auf menschenähnliche Wesen bezogen wird, und da diesen Göttern, so unvollkommen man sie sich auch vorstellen mag, doch moralische Eigenschaften zugeschrieben werden, so kann er nicht ohne allen Einfluß auf die Sitten der Völker bleiben. Es besteht diese Art des Gottesdienstes hauptsächlich in Opfern, Reinigungen, Gelübden und Büßungen, und da man sich die Götter meist als unsichtbar zu denken pflegt, so wird er zunächst auf die Symbole der Götter bezogen, und ist daher mit dem Bilderdienste verbunden. Der edelste und würdigste Gottesdienst aber ist der, welcher sich auf den Glauben an einen allmächtigen und heiligen, über alle menschliche Beschränkung erhabenen Weltregierer gründet, auf den Glauben an Gott und seine Regierung, welchen das Christenthum in der Welt ausgebreitet hat, der Gottesdienst, welcher durch die christliche Kirche in einem großen Theile der Erde eingeführt worden ist. Unverkennbar war der Gottesdienst der Christen im apostolischen Zeitalter ein sittlich-religiöses Institut, ganz darauf berechnet, durch Ermahnung, durch das Vorlesen der heiligen Bücher, durch gemeinschaftlichen Gesang und durch das bei brüderlichen Mählen verordnete Andenken an Jesum Christum den Glauben zu stärken und fromme Gefühle zu nähren. Und ward auch der christliche Religionscultus in der Folgezeit auf mannichfaltige Weise, und namentlich durch die Einmischung von Gebräuchen, welche die zum Christenthum bekehrten heidnischen Völker in die Kirche hinüber brachten, entstellt, so blieb er doch immer unendlich edler und würdiger, als der Cultus der vorchristlichen Welt, und hörte nie auf, wohlthätig auf die Sitten der Völker zu wirken. Durch die Reformation wurden die meisten dieser Mißbräuche verdrängt, die Predigt und der Gesang die Hauptsache bei dem Gottesdienste der Protestanten, und unläugbar ist ein solcher Cultus die trefflichste Schule der Volksbildung, und das wirksamste Mittel, religiöse Kenntniß und Gesinnung unter den Menschen zu erhalten. Daß der protestantische Gottesdienst durch manche Gebräuche bereichert, und mehr noch, als an den meisten Orten der Fall ist, durch die Kunst verschönert werden könnte, läßt sich nicht bezweifeln. Doch darf man diesen Mangel an Ceremonien, und die Seltenheit von Kunstwerken in den protestantischen Kirchen keineswegs so hoch anschlagen, als von denen zu geschehen pflegt, welche in unsern Tagen den Catholicismus auf Kosten des Protestantismus erheben; das Wort bleibt immer die Hauptsache, und wenn nur dafür gesorgt wird, daß es der protestantischen Kirche nicht an ausgezeichneten Kanzelrednern fehlt, und überall gute Gesänge gebraucht werden, so wird ihr Cultus seinen Zweck erreichen. N.

Gottesfriede, Treuga dei (Treuge oder Trewa, von dem deutschen Worte Trew, Treu) hieß im Mittelalter ein Friedensvertrag, welchen die Kirche, als Stellvertreterin der göttlichen Polizeigewalt, gebot. Solche Gottesfrieden traten einige Tage in jeder Woche, die Advents- und Fastenzeit, und die hohen Festtage mit ihren Octaven und Vigilien in Wirksamkeit, wo alle Fehden ruhen mußten. Sie wurden zuerst 1033 in Aquitanien (wo ein Bischof den Befehl dazu vom Himmel erhalten zu haben vorgab), alsdann in Frankreich und Burgund eingeführt; 1038 kamen sie schon

auf dem Reichstage zu Solothurn für Deutschland in Anregung; unter Wilhelm dem Bastard wurden sie in England, 1071 in den Niederlanden eingeführt, und die Geistlichkeit wirkte durch diese Einführung von Zucht gewiß wohlthätig auf den barbarischen Fehdegeist jener Zeit ein.

Gottesgericht, Gottesurtel, s. Ordalien.

Gottfried von Bouillon, geboren um die Mitte des elften Jahrhunderts zu Basy im wallonischen Brabant, zwei Meilen von Nivelle, war der Sohn Eustachs II., Grafen von Boulogne und Lens, und folgte im Jahr 1076 seinem Oheim, Gottfried dem Buckligen, Herzog von Niederlothringen, in dem Herzogthum Bouillon. Er diente mit eben so vieler Treue als Tapferkeit dem Kaiser Heinrich IV. in Deutschland und Italien. Ihm verdankte dieser Monarch einen großen Theil des Sieges über den Herzog Rudolph von Schwaben, und auch bei der Eroberung Roms that er sich heldenmüthig hervor. Der Ruf der Tapferkeit, den seine Thaten ihm erwarben, ließ ihn im Jahr 1095 zu einem der Hauptanführer der Kreuzzüge erwählen welche Papst Urban II. und die übrigen Fürsten der Christenheit zur Eroberung des gelobten Landes ausrüsteten. Im Frühjahre 1096 trat er den Zug in Begleitung seiner Brüder Eustach und Balduin an. Die Griechen widersetzten sich vergebens ihrem Durchmarsch. Gottfried zwang den Kaiser Alexis Comnenus, ihm die Wege nach dem Orient zu öffnen und seine gerechten Besorgnisse zu verbergen. Zufolge der Bündnisse, die er mit diesem Fürsten schloß, sollte er demselben die Plätze des Reichs übergeben, die er den Ungläubigen entreißen würde, wogegen dieser sich verpflichtete, die Armee mit Lebensmitteln und Mannschaft zu versehen. Aber Alexis fürchtete für seine eignen Länder, und unzufrieden, daß die Kreuzfahrer die Umgebungen von Constantinopel geplündert hatten, hielt er keine von seinen Versprechungen. Gottfried belagerte Nicäa, eroberte es, und nahm, indem er seinen Lauf fortsetzte, einen großen Theil der Städte Natoliens ein. Die Armee der Kreuzfahrer bestand damals aus 100,000 Reitern und 500,000 Mann Fußvolk, ungerechnet die Geistlichen, welche im heiligen Enthusiasmus oder aus Überdruß ihre Zellen verlassen hatten, und eine Menge Weiber, die zum Theil in Palästina den Gegenstand ihrer zügellosen Leidenschaften suchten. Am 3ten Juni 1098 ward Antiochia eingenommen. Drei Tage darauf erschien eine ungeheure Armee, welche die in der Stadt eingeschlossenen Kreuzfahrer belagerte. Da sie ohne Lebensmittel waren, sahen sie sich genöthigt, Pferde und Kameele zu schlachten. Aus dieser äußersten Noth wurden sie durch die vermeintliche Entdeckung der heiligen Lanze befreit, die auf die Anzeige eines provençalischen Geistlichen aufgefunden wurde, welcher eine Offenbarung gehabt zu haben vorgab. Diese Begebenheit belebte den Muth der Kreuzfahrer dergestalt, daß sie mit Nachdruck die Türken zurückschlugen und einen glänzenden Sieg über sie erfochten. Im folgenden Jahre am 19ten Juli ward nach einer fünfwöchentlichen Belagerung die Stadt Jerusalem eingenommen. Alle Ungläubigen wurden niedergemetzelt, alles schwamm in Blut, und die Sieger selbst, des Mordens müde, fühlten sich von Entsetzen durchdrungen. Gottfried, dessen Sanftmuth seiner Tapferkeit gleich war, befand sich gewiß unter denen, welche der Wuth Einhalt zu thun suchten. Acht Tage nach der Eroberung Jerusalems erwählten ihn die Häupter des Heeres zum

Könige der Stadt und des Landes; aber der fromme Gottfried wollte nie an dem Orte eine Krone tragen, wo Christus mit Dornen gekrönt worden; eben so lehnte er den Königstitel ab und begnügte sich mit dem Titel eines Herzogs und Sachwalters des heiligen Grabes. Der Sultan von Ägypten, welcher wahrnahm, daß die Christen nach so großen Vortheilen gleichwohl nicht in sein Land eindrangen, und daß von 300,000 Mann, die Antiochia erobert hatten, nur noch 20,000 übrig waren, schickte ein Heer von 400,000 Soldaten gegen sie. Gottfried lieferte ihnen auf den Ebnen von Ascalon eine Schlacht, worin er sie in Unordnung brachte, und 100,000 Mann getödtet haben soll. Dieser Sieg setzte ihn, mit Ausnahme von zwei oder drei Plätzen, in den Besitz des ganzen gelobten Landes. Jetzt dachte Gottfried weniger darauf, seine Staaten zu erweitern, als sie zu erhalten und zu organisiren. Er setzte einen Patriarchen ein, stiftete zwei Domcapitel, eins in der Kirche von St. Sulpice, das andre in der Tempelkirche, und erbaute ein Kloster in dem Thale Josaphat. Darauf gab er seinen neuen Unterthanen ein Gesetzbuch, starb aber schon den 18ten Juli 1100, gerade ein Jahr nach der Eroberung von Jerusalem. Sein Leichnam ward bestattet auf dem Calvarienberge neben dem Grabe des Erlösers. Tasso's schönes Epos preis't auf eine würdige Weise diesen großen Fürsten und Feldherrn, den uns die Geschichte als ein Muster der Frömmigkeit, Tapferkeit und aller Herrschertugenden darstellt.

Gotthardsberg (Sanct), ein hohes Bergthal in der Kette der höchsten Alpengebirge an der Südgränze des Cantons Uri. In der Mitte desselben liegt ein Kapuzinerhospitium nebst einem Spital und Güterlager. Auf diesem Punkte rechnet man die Erhebung über der Meeresfläche auf 6339, oder nach der Weißischen Karte 4566 Fuß. Auf beiden Seiten ragen noch höhere Bergspitzen empor, welche man auf 8557 Fuß schätzt. Die Straße über den Gotthard von der Schweiz nach Italien ist Winter und Sommer zu passiren, und wird ununterbrochen befahren, da hier die Hauptverbindung zwischen beiden Ländern ist; dabei ist sie jedoch weder ohne Beschwerden, noch selbst ohne Gefahr. Schon mehrere Stunden vorher muß man durch das Urnerland an den Abgründen, durch welche die Reuß sich drängt, über mehrere schwindelnde Brücken, namentlich über die Teufelsbrücke und durch das durch den Felsen gebrochene Urnerloch wandern. Noch gefährlicher ist das schnelle und steile Absteigen des St. Gotthards nach Airolo, dem nächsten Orte im Livinerthal. Die Waaren werden auf Saumrossen hinübergeschafft.

Göttingen, eine in einem fruchtbaren und angenehmen Thale in dem Fürstenthume Calenberg, an der Leine gelegene Stadt, die gegenwärtig über 10,000 Einwohner zählt, und zu den schönsten Städten von Niedersachsen gehört. Hier stiftete im Jahr 1734 König Georg II. die berühmte Universität Georgia Augusta, welche am 17ten September 1737 feierlich eingeweiht wurde, und sich bald zu einem der vorzüglichsten gelehrten Institute Europa's erhob. Mit einem ungemessenen Kostenaufwand vereinigte die Regierung die ersten vaterländischen Gelehrten hier, und gründete neben vielen andern zweckmäßigen Anstalten eine Bibliothek, welche für die neuere Literatur die reichste in Deutschland ist, und gegen 200,000 Bände zählt. Im J. 1751 wurde die königliche Societät der Wissenschaften errichtet, und erhielt im Jahr 1770 eine neue und zweckmäßigere

Einrichtung. Sie besteht aus der mathematischen, physikalischen und historischen Classe, hat ordentliche und außerordentliche, einheimische und auswärtige Mitglieder, und hält monatlich eine Sitzung. Die einzelnen Classen setzen abwechselnd einen Preis von 50 Ducaten auf die Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Im J. 1773 ward ein Museum angelegt, welches nebst einer beträchtlichen Münzsammlung die Merkwürdigkeiten des Thier-, Gewächs- und Mineralreichs, auch eine beträchtliche Sammlung von Modellen aller Art, in großer Vollständigkeit enthält. Seit 1734 wird jährlich von jeder der vier Facultäten eine Preisaufgabe für die zu Göttingen Studirenden bekannt gemacht; der Preis besteht in einer 25 Ducaten schweren goldnen Medaille. Außerdem befindet sich hier ein Predigerseminarium, ein theologisches Repetentencollegium und ein Pastoralinstitut, ein chirurgisches, ein Accouchir- und ein Krankenhospital, ein botanischer und ökonomischer Garten, ein anatomisches Theater, ein Krankenhaus und clinisches Institut, ein chemisches Laboratorium, ein physikalischer Instrumentenapparat, ein Observatorium, ferner ein philologisches Seminarium u. s. w. Sonst war die Mittelzahl der Studirenden 800, die sich aber unter der westphälischen Regierung sehr vermindert hatte. — Göttingen hat auch bedeutende Tuch- und Strumpfmanufacturen und Leinwebereien; ferner sind die Mettwürste ein bedeutender Ausfuhrartikel.

Gottlos heißt, der Etymologie nach, ein Mensch, welcher sich von Gott lossagt. Von dem indeß, welcher sich theoretisch von Gott lossagt, welcher nicht an Gott glaubt, pflegt man das Wort nicht leicht zu brauchen, sondern vielmehr von dem, welcher sich practisch von Gott lossagt, von dem Lasterhaften, in wie fern er keine Sanction der Pflichten durch Gott anerkennt, über die göttlichen Gesetze sich frech hinwegsetzt, und ohne Scheu vor Gott selbst die gröbsten Schandthaten und Verbrechen begeht. N.

Gottorp, s. Holstein.

Gottsched (Johann Christoph), war den 2ten Februar 1700 zu Juditenkirch bei Königsberg in Preußen geboren, empfing von seinem Vater, welcher Prediger daselbst war, den ersten Unterricht in Sprachen und Wissenschaften, und bezog schon 1714 die Universität Königsberg. Seine Neigung zog ihn bald von der Theologie, für welche er bestimmt war, zu dem Studium der Philosophie, der schönen Wissenschaften und Sprachen. Er ließ bereits hier einige akademische Abhandlungen philosophischen Inhalts und Gedichte drucken, ward 1723 Magister, und begab sich, um dem Militärzwang zu entgehen, im folgenden Jahre nach Leipzig, wo ihn der königsberger Magistrat mit einem Stipendium unterstützte. Hier gewann er die Zuneigung des berühmten Polyhistors, Johann Burkhard Menke, der ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Er fing an, Vorlesungen über die schönen Wissenschaften zu halten, und bekämpfte darin auf eine beifallswürdige Weise den damaligen verderbten Geschmack und Lohensteinischen Schwulst, wogegen er die Alten und deren vermeintliche Nachfolger, die Franzosen, anpries. Im J. 1726 erwählte ihn die damalige poetische Gesellschaft in Leipzig zu ihrem Senior. Schon im folgenden Jahre bildete er dieselbe in die noch bestehende leipziger deutsche Gesellschaft um, und brachte sie in einen blühenden Zustand. So wenig diese Gesellschaft auch gegenwärtig sich rühmen darf, auf die deutsche Literatur einzuwirken, so bedeutend war doch unläugbar ihr damaliger

Einfluß. Zwar hat sie, wie sie sich wohl einbildete, auch damals weder gute Dichter hervorgebracht, noch den guten Geschmack wirklich gebildet; unstreitig aber verdanken wir es ihren Bemühungen und Untersuchungen, daß die Liebe für unsere vernachlässigte und herabgewürdigte Sprache, und die Begierde, sie rein und zierlich zu schreiben, wieder erwachte. In der Folge entsagte aber Gottsched dieser Gesellschaft, und stiftete eine neue, welche sich die Gesellschaft der freien Künste nannte. Im J. 1728 gab er den ersten Entwurf seiner nachher weiter ausgeführten Redekunst, und 1729 zum erstenmal seine kritische Dichtkunst heraus. Beide Werke unterschieden sich vortheilhaft von den herrschenden Lehrbüchern jener Zeit, in so fern sie nachdrücklich die Verunstaltung der Sprache durch den Gebrauch ausländischer Wörter rügten, und dem in der Poesie herrschend gewordenen Schwulst entgegenarbeiteten. In demselben Jahre besuchte er sein Vaterland, wo er seine nachherige Gattin kennen lernte. Im J. 1730 wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst. Er gab jetzt seine Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit heraus, und fing seine unersprießlichen Bemühungen für die vaterländische Bühne an. Im J. 1734 wurde er ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik, gab als solcher seine Ersten Gründe der Weltweisheit heraus; ward hierauf Decemvir der Universität, der philosophischen Facultät und des großen Fürstencollegiums Senior, wie auch mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied, und starb den 12ten December 1766, im 67sten Jahre seines Alters. In unserer Literatur steht er als ein warnendes Beispiel da, zu welcher Schmach auch ein Schriftsteller von löblichem Bestreben und manchem unläugbaren Verdienst durch Einseitigkeit und Pedantismus herabsinken kann. Durch diese Eigenschaften hat er es verschuldet, daß man gegenwärtig mit seinem Namen nur die Idee eines von Hochmuth aufgeblähten Lehrers des Ungeschmacks und der Afterweisheit verbindet, der für alle ästhetischen Sünden seines Zeitalters nicht genugsam geschmäht und gezüchtigt werden kann. Seine Freunde und Verehrer, die ihn nach seinem ersten Auftreten für den Wiederhersteller der Dichtkunst und den Verkündiger des guten Geschmacks ausgegeben hatten, wurden bald durch Rost, Pyra, Liscov, Bodmer und Andere zum Schweigen gebracht, deren zum Theil gewandtem Witz und gründlichen Demonstrationen Gottsched mit so schwerfälligen Waffen begegnete, daß er einer völligen Niederlage nicht entgehen konnte. So ward noch bei seinen Lebzeiten sein Ansehn fast gänzlich vernichtet, wiewohl die selbstgefällige Überzeugung von seiner Trefflichkeit und Unfehlbarkeit den glücklichen Wahn in ihm nicht untergehen ließ, daß er der kritisch-poetisch-rhetorische Messias der Deutschen sey, und die Nachwelt noch dereinst ihn als solchen anerkennen werde. Was Gottsched Gutes gewirkt, ist eben so wenig zu verkennen, als seine Abgeschmacktheiten und Verkehrtheiten. Verdienstlich war sein Eifer für die Reinheit der deutschen Sprache, deren Genius er wenigstens ahnete, wenn er auch nicht Talent genug besaß, selbst Muster darin zu werden; verdienstlich sind ferner seine Bemühungen um die deutsche Grammatik und die Geschichte der deutschen Literatur. (Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Bände, 1757 und 65. Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, 8 Bände,

1732 — 44. Das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, 12 Bände, 1732 — 64.) Unbrauchbar und keiner Beachtung mehr werth sind seine kritische Dichtkunst und Rhetorik; doch würde er sich auch hier unter seinen Zeitgenossen noch mit Ehren haben behaupten können, hätte er sich nicht einfallen lassen, in sich selbst ein Muster der Dichtkunst aufstellen (Gottscheds Gedichte, herausgegeben von Schwabe, 1736 und 1750), und sich zum Reformator der deutschen Bühne machen zu wollen (Deutsche Schaubühne, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet, 6 Th. 1746 — 50). Nicht zufrieden, die Haupt- und Staatsactionen durch regelmäßige Langweiligkeit zu ersetzen, wollte er auch die Oper und Operette als unnatürlich und widersinnig ausrotten, die Komödie aber dadurch veredeln und reinigen, daß er den Hanswurst, den ergötzlichen Liebling der Menge, von der Bühne vertrieb. Ja er war grausam genug, in Gemeinschaft mit der Schauspieldirectrice Neuber den ehrlichen Gesellen im J. 1737 öffentlich und feierlich zu begraben. Dabei war alles, was er selbst für die Bühne lieferte, über alle Maßen frostig, steif und langweilig. So unersprießliche und verkehrte Bemühungen lieferten ihn in die Hände seiner muthwilligen Gegner, deren Übergewicht über ihn um so entschiedener ward, je mehr der unbeholfene pedantische Mann sich ereiferte und mit dictatorischem Tone sie niederschlagen wollte.

Gottsched (Luise Adelgunde Victorie), Gattin des im vorigen Artikel geschilderten Professors, Tochter des polnischen Leibarztes Kulmus, war den 11ten April 1713 zu Danzig geboren, und verdankte ihrer Mutter die Ausbildung ihrer angebornen Talente. Von dieser empfing sie Unterricht in der deutschen und französischen Sprache. In der Folge ward sie auch mit dem Englischen bekannt, und bildete besonders durch die Lectüre des englischen Zuschauers frühzeitig ihren Witz und Geschmack; eben so erwarb sie sich in der Geographie und Geschichte ausgebreitete Kenntnisse, und im Zeichnen und in der Tonkunst seltene Fertigkeiten. Sie las mit gleichem Eifer die besten Werke der Dichtkunst und Beredsamkeit, und die ernsthaftesten philosophischen Schriften. Mit Gottsched, den sie im Jahr 1729 persönlich kennen lernte, unterhielt sie seitdem einen ununterbrochenen Briefwechsel, und verband sich mit ihm im J. 1735. Sie lernte jetzt auch noch Lateinisch und Griechisch, half ihrem Manne vielfältig bei seinen gelehrten Arbeiten, und trat selbst als Schriftstellerin, besonders als Übersetzerin, auf, ohne darum die geringste ihrer häuslichen Pflichten zu vernachlässigen. Ihre rastlose Thätigkeit aber zerstörte nach und nach ihre Gesundheit, und sie starb zu Leipzig den 26sten Juni 1762, im 49sten Jahr ihres Alters. Mad. Gottsched war eine Frau von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Mit seltenen Kenntnissen und einem männlichen Ernst verband sie alle weiblichen Tugenden, Sanftmuth, Bescheidenheit und das regste Gefühl für Liebe und Freundschaft. Als Schriftstellerin erwarb sie sich mit Recht die Achtung ihrer Zeitgenossen. Die deutsche Sprache behandelte sie geschickter als ihr Mann, den sie an Witz und Verstand bei weitem übertraf. Zwar sind ihre Gedichte von sehr geringem Werth, und ihre Übersetzungen fremder Dichterwerke eben so wenig noch lesbar; dagegen aber gewähren ihre Briefe auch jetzt noch eine interessante Lectüre, und zeigen sie als zärtliche Tochter, tugendhafte Gattin, gute Hausfrau, treue Freundin und Vertraute der Musen allenthalben in dem vortheilhaftesten Lichte.

Götz (Johann Nicolas), einer der angenehmsten und gefälligsten Dichter des 18ten Jahrhunderts, war den 9ten Juli 1721 zu Worms geboren, und bezog 1739 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Hier führte ihn die gleiche Neigung mit Uz und Gleim zusammen, und besonders mit ersterm übte er sich in poetischen Arbeiten. Im J. 1742 ward er Hauslehrer und Hausprediger bei dem Freiherrn von Kalkreuter, Obersten und Commandanten von Emden, kehrte aber, nachdem er noch Holland besucht hatte, in sein Vaterland zurück, da das rauhe Clima Ostfrieslands ihm nicht zusagte. Zwei Jahre darauf berief ihn die verwitwete Gräfin von Strahlenheim zum Schloßprediger nach Forbach in Lothringen, und zugleich zum Hofmeister ihrer Enkel. Diese waren Offiziere bei dem Regimente ihres Oheims, des französischen Feldmarschalls, Grafen von Sparre; er befand sich mit ihnen abwechselnd in Sarlouis, Metz und Straßburg, begleitete sie 1746 auf die Ritterakademie zu Lüneville, und ward 1747 Feldprediger bei dem Regimente Royal-Allemand, welches bald zu Toul, bald zu Nancy stand, und dem er nach Flandern und Brabant, und von da wieder zurück nach dem Elsaß und nach Lothringen folgte. Hierauf ward er Pfarrer zu Hornbach im Zweibrückischen, wo er sich mit einer jungen Witwe verheirathete, 1754 Oberpfarrer und Inspector in Meisenheim, 1761 Pfarrer und Consistorialassessor in Winterburg, und endlich 1766 badendurlachischer Superintendent der evangelisch-lutherischen Kirchen und Schulen der Ämter Winterburg und Sprendlingen, als welcher er den 4ten November 1781 im 61sten Lebensjahre starb. Am vortheilhaftesten zeigt sich Götz in dem scherzhaften und empfindungsvollen Liede, das sinnliche Freuden und Leiden schildert; auch verdient er Beifall in der Ode, Elegie und Idylle, in der poetischen Erzählung und selbst in dem Sinngedicht. Bis auf wenige Ausnahmen empfehlen sich alle durch Feinheit, Leichtigkeit, Zierlichkeit und sanftes Gefühl. Er wetteifert darin mit einem Chaulieu, Dorat und ähnlichen Franzosen, übertrifft diese aber bei weitem an Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit. Dem ausdrücklichen Willen des Dichters gemäß ward sein sämmtlicher poetischer Nachlaß Ramlern übergeben, der ihn unter dem Titel: „Vermischte Gedichte von J. N. Götz," in 3 Bänden herausgab, sich aber wahrscheinlich manche Änderungen erlaubte, die wohl nicht alle eines gleichen Dankes werth sind.

Götze ist jeder Gegenstand göttlicher Verehrung von dem Standpunkte dessen aus betrachtet, der diesen Gegenstand einer solchen Verehrung für unwürdig hält. So nennen wir, die wir an Einen Gott glauben, Alle, welche nicht diesen Einen Gott, sondern entweder irgend eine Creatur oder ein Geschöpf der Phantasie anbeten, Götzendiener, und drücken dadurch zugleich die gewöhnliche Meinung aus, welche wir von dem Gegenstande ihrer Anbetung haben. Selbst nicht göttliche, oder nicht für göttlich gehaltene Dinge nennen wir Götzen, wenn sie das höchste Ziel aller Wünsche und Bestrebungen eines Menschen werden, der ihnen Alles aufopfert, was vernünftige Menschen für das Schätzenswertheste und Beste in sich halten; Gold, Ruhm, Wollust sind solche Götzen. Im engern Sinne bezeichnet man durch Götzen die Bilder der Götter, welche in den Tempeln aufgestellt, und denen Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. Daher kann man die Statuen der heidnischen Gottheiten, welche in den Sammlungen von Alterthümern und Kunstwerken aufbewahrt werden, Götzen nennen, in Rücksicht auf das, was sie in den Tempeln der

Helden waren. Der Mensch muß schon eine hohe Stufe geistiger Bildung erhalten haben, wenn er aufhören soll, sich seinen Gott durch ein Bild sichtbar zu machen. Schon das eine Verbot: du sollst dir kein Bild noch Gleichniß von Gott machen, spricht daher für eine sehr hohe Ausbildung dessen, der es zuerst unternahm, einen Gottesdienst ohne Gottesbild bei einem ganzen Volk einzuführen; es war bekanntlich Moses; und die Geschichte der häufigen Rückfälle seines Volks in die verbotene Bilderanbetung ist ein Beweis, wie schwer es halten müsse, den Menschen bei einer bloß geistigen Gottesverehrung fest zu halten. Wie in der Gottesverehrung überhaupt, so ganz besonders in den Bildern der Götter, oder in den Götzen hat sich die Beschäftigung, der Charakter, die Cultur der verschiedenen Völker auf das deutlichste ausgedrückt. Von dem rohen, nur wenig behauenen Klotz und Stein, z. B. der Cybele, bis zum Jupiter Olympius und der Minerva des Phidias (beide waren colossale Statuen von Elfenbein mit Gold ausgelegt), welch eine wunderbare Reihe von Bildern des Göttlichen. Die abscheulichsten, obscönsten Mißgestalten, die ungeheuersten Zusammensetzungen von Thieren, und selbst von Thier und Mensch behaupteten eben so gut ihre Plätze auf den Altären und in Heiligthümern, als die unübertroffensten Ideale der Phantasie und der Kunst. Leicht zu begreifen ist es, wie gebildete Völker ihre Götter nicht würdiger im Bilde darstellen zu können glaubten, als durch colossale und idealisch schöne Nachahmung der Menschengestalt; desto schwerer aber fällt es, eine genugthuende Erklärung davon zu geben, wie es selbst bei der unvollkommensten Vorstellung von dem Göttlichen möglich gewesen ist, einen würdigen Ausdruck desselben in Caricaturen, und noch mehr in den indischen scheußlichen Schreckgestalten zu finden, die man zum Theil nicht ohne Schauder erblicken kann. N.

Gourmand, ein Schmecker, Leckermaul, ein feiner Epikuräer, welcher den höchsten irdischen Genuß in den Tafelfreuden sucht; in seiner Art ein wahrer Weltweiser, zumal, wenn er es dahin gebracht hat, daß er als ausgelernter Kenner die Delicen der Zunge mit den Seelengenüssen in schöne Wechselwirkung zu setzen versteht. Ein echter Gourmand hat nur Eine Tendenz, d. h. die Zunge möglichst zu ergötzen, ohne dem Magen und andern Gliedern wehe zu thun. Wenig und gut ist ihm daher lieber, als ein trivialer Überfluß, und er verlangt heitere Umgebung zu seinen Tafelfreuden, weil ihm nichts mehr am Herzen liegt, als die feinen Nerven, womit sich die Wonne der Seele und der Kitzel des Gaumens wechselseitig verketten, in bester Spannung zu erhalten, damit die beseligenden Empfindungen in den gehörigen Schwingungen hin und her zittern können. Dahin gehören der Witz des Deserts und die Feinheit der Desertweine zu einander, darum muß die Tischnachbarschaft raffinirt eingerichtet werden u. s. w., wie über dies alles der berühmte Almanac des Gourmands in seinen acht Jahrgängen eine eben so witzige als anmuthige Anweisung gibt. (S. Grimod de la Reyniere.)

Gouvion=St.=Cyr (Graf von), Marschall, Pair von Frankreich und seit 1817 an Clarke's (Duc de Feltre) Stelle Kriegsminister; einer der ersten französischen Taktiker. In einer ansehnlichen Familie geboren, zu Toul um 1760, trat er früh in Kriegsdienste, und zeichnete sich schon 1793 und 1794 als Brigadegeneral bei der Alpenarmee aus. Bei der Rhein= und Moselarmee unter Moreau war er 1797 Divisionsgeneral; hierauf commandirte er unter Massena in

Italien. Als ein Aufstand der Armee 1798 Massena nöthigte, Rom zu verlassen, übernahm Gouvion das Commando, und stellte durch zweckmäßige Maßregeln die Ordnung wieder her. Seine einfache Lebensart in dem Commando war bemerkenswerth. Das Directorium setzte ihn zwar 1799 ab, doch kam er durch den ersten Consul sogleich wieder in Thätigkeit. Gegen Ende des J. 1801 ward er in den Staatsrath für das Kriegsdepartement berufen, erhielt im Mai 1803 von neuem das Commando der französischen Armee in Italien, und stand bis zum Sept. 1805 in den neapolitanischen Staaten, zu welcher Zeit Frankreich den Neutralitätsvertrag mit Neapel abschloß. Im J. 1804 ward er Generaloberster der Kürassiers, und 1805 Großofficier der Ehrenlegion. Zu Ende des Jahrs 1805 commandirte er unter Massena, trug zur Niederlage der Generale Jellachich und Rohan bei, und wurde zu Anfange des J. 1806 zur Einnahme des Königreichs Neapel beordert. Darauf machte er die Feldzüge in Preußen und Polen, war Gouverneur in Warschau, und commandirte sodann eine Division in Spanien, wo er 1808 Roses in Catalonien und 1809 Tarragona nahm, befand sich 1812 bei der Armee in Rußland, wo er an des verwundeten Marschalls Oudinot Stelle den Oberbefehl übernahm und dem Fürsten Wittgenstein gegenüber stand. Noch vor dem Einzug in Moskau ward er Reichsmarschall. Auf dem Rückzuge des Heers konnte Wittgenstein seinen Marsch nicht aufhalten; allein am Fuße verwundet, übergab er den Heerbefehl dem General Legrand. Im J. 1813 befehligte er das 14te französische Armeecorps, mit welchem er nach dem Waffenstillstand im Lager bei Königstein stand, aber bald nach Dresden zurückgeworfen ward. Zu dem Siege Napoleons den 26sten u. 27sten Aug. bei Dresden trug auch er mit bei, so wie er an den Zügen nach Böhmen Theil nahm. Als am 6ten October Napoleon seine Hauptarmee in die Gegend von Leipzig führte, blieb St. Cyr als Gouverneur in Dresden, wo er sich, in der härtesten Lage, mit Milde benahm, und die Stadt den 12ten November an den österreichischen General, Grafen Klenau, durch Capitulation übergab. Da die alliirten Mächte aber dieselbe nicht bestätigten, so ward St. Cyr freigestellt, wieder in die Festung zurück, oder als Gefangener nach Böhmen zu gehen. Er wählte das Letztere, kam nach dem Frieden nach Paris, ward von dem Könige mit Auszeichnung empfangen, und zum Pair von Frankreich und Commandeur des St. Ludwigsordens ernannt. Bei Napoleons Invasion (1815) suchte er vergebens die Besatzung von Orleans dem Könige zu erhalten. Sie trat die weiße Cocarde mit Füßen, und marschirte nach Paris zu Napoleon. Gouvion und General Dupont retteten sich mit Lebensgefahr vor der Wuth der Soldaten. Nach des Königs Rückkehr übernahm er das Kriegsministerium, gab es aber im Sept. 1815 an den Herzog von Feltre ab; doch behielt er den Titel eines Staatsministers, und trat in den Staatsrath. In der Folge ward er Gouverneur von Straßburg, und 1816 Großkreuz des Ludwigsordens. Den 23sten Juni 1817 folgte er Hrn. Dubouchage im Departement der Marine, und bald darauf dem Duc de Feltre als Kriegsminister.

Göze (Johann Melchior), ein durch seine Streitsucht den meisten seiner Zeitgenossen verhaßt gewordener Theologe. Er war 1717 geboren, ward Prediger zu Magdeburg, und 1755 Pastor in Hamburg, welche Stelle er bis an seinen Tod 1786 bekleidete. Er wachte unermüdet über die Reinheit des protestantischen Lehrbegriffs nach dem strengsten Sinne der symbolischen Bücher, und witterte überall

Ketzereien und gefährliche Anschläge gegen das Heil der Kirche. Lessing, Basedow, und selbst Göthe (wegen Werthers Leiden) mußten, nebst vielen Andern, die er für gefährliche Neologen ansah, eine Lanze mit ihm brechen, und sahen sich nicht selten in Gefahr, von dem gewaltigen Geschrei des leidenschaftlichen Mannes überwältigt zu werden. Es fehlte ihm übrigens nicht an gelehrten Kenntnissen, und seine historischen und kritischen Schriften verdienen alle Achtung. Er wollte aber durchaus als Polemiker glänzen, und verlor darüber den wahren Standpunkt aus den Augen, welcher ihm unfehlbar den Beifall seiner Zeitgenossen und die Achtung der Nachwelt verschafft haben würde.

Göze (Johann August Ephraim), der jüngere Bruder des Vorigen, war 1731 geboren, und starb 1793 als Hofdiaconus der Stiftskirche zu Quedlinburg. In seinen frühern Jahren hatte er die Theologie zu seinem Hauptstudium gemacht, ohne jedoch so heftiger Polemiker zu seyn, als sein Bruder. In den verschiedenen Streitigkeiten, welche dieser mit den angesehensten Theologen seiner Zeit führte, ergriff er keine Partei, sondern forschte selbst der Wahrheit nach, und warnte seinen Bruder vor den Ausbrüchen einer unmäßigen Hitze. Bald darauf wurde er durch einige zufällige Versuche mit dem Mikroscop veranlaßt, sich mit allem Eifer den naturhistorischen Wissenschaften zu ergeben, und es glückte ihm, darin solche Fortschritte zu machen, daß er bald zu dem Ruhme gelangte, unter die vorzüglichsten Naturhistoriker Deutschlands gezählt zu werden. Wenn man erwägt, daß er schon über das vierzigste Jahr hinaus war, als er dies Studium anfing, so muß man die ungemeine Thätigkeit und den anhaltenden Fleiß bewundern, wodurch es ihm möglich wurde, diese Wissenschaft nicht nur gründlich zu erlernen, sondern auch darin als geschätzter Schriftsteller aufzutreten. Aber er war ein Mann von seltener Thätigkeit, besonders bemerkte man an ihm außer einer glücklichen Beurtheilungskraft und einem äußerst treuen Gedächtniß, eine ungemeine Lebhaftigkeit des Geistes, bei welcher es ihm unmöglich ward, sich von einer einmal aufgefaßten Idee zu trennen, oder einen angefangenen Plan unvollendet zu lassen. Außer einigen gelehrten Werken, die seinen Ruhm bei der Nachwelt sichern, hat er in einer Reihe von Volksschriften, die unter den Namen des nützlichen Allerlei's, Cornelius, Natur, Menschenleben und Vorsehung bekannt genug sind, unstreitig das meiste dazu beigetragen, daß der Glaube an übernatürliche Ereignisse in der Schöpfung, und verjährte Vorurtheile im Reiche der Natur immer mehr verschwanden.

Gozzi (Graf Carlo), berühmter italienischer Lustspieldichter, war zu Venedig gegen das J. 1718 geboren und widmete sich früh den Studien, ohne Wahl einer künftigen Bestimmung. Der erste Gegenstand seiner Beschäftigungen war die toskanische Sprache, deren Grundwesen und eigenthümlichen Geist er sich vielleicht mehr als irgend ein andrer venetianischer Schriftsteller aneignete. Er machte den ersten Gebrauch davon in burlesken Gedichten, denn sein anfangs ernster Charakter hatte sich zu Scherz und Spott gewendet. Die Zerrüttung, worein seine Familie gerieth, nöthigte ihn, in seinem sechzehnten Jahre Kriegsdienste zu nehmen und nach Dalmatien zu gehen, wo er seine Studien und Plane aus dem Gesicht verlor. Aber er nahm sie mit Eifer wieder vor, als er nach drei Jahren nach Venedig zurückgekehrt war, ungeachtet die Angelegenheiten seiner Familie

ihn mannichfaltig beunruhigten. Er ward Mitglied der seltsamen und bizarren Akademie der Granelleschi, deren Sitzungen vornemlich er erheiterte und würzte. Mit übertriebnem Eifer verfolgte er den schlechten Geschmack. Der Beifall, den Chiari's dramatische Arbeiten fanden, erregte seine Galle gegen diesen matten und zugleich schwülstigen Dichter. Nicht minder war Goldoni ein Gegenstand seiner Angriffe, weil er das ursprünglich italienische Lustspiel durch eine langweilige und schwerfällige den Franzosen abgeborgte Schauspielgattung zu verdrängen suchte. Chiari und Goldoni, vorher selbst mit einander uneins, vereinigten sich zu gemeinschaftlichem Widerstand gegen Gozzi, aber sie waren einem so gewandten, erfindungsreichen, an Witz und Laune unerschöpflichen Gegner nicht gewachsen. Einen gewaltigen Aufruhr erregte Gozzi's Tartana degli influssi per l'anno bisestile 1757, welche er in einer Sitzung der Granelleschi, als deren Wortführer gegen die Feinde der Sprachreinheit und des Geschmacks er sich ansah, vorgelesen und seinem Freunde Farsetti zugeeignet hatte. Dieser ließ sie in Paris drucken und verbreitete sie unerwartet in Venedig. Goldoni trat selbst mit einem großen Gedicht in Terzinen dagegen auf, zog sich indeß dadurch nur neuen Spott von Gozzi zu. Aber diese Streitigkeiten führten zu ernsthaftern Folgen. Gozzi faßte den Gedanken zu einer neuen Gattung von Lustspielen, die nach Willkür rein phantastisch seyn oder sich mit den Pfeilen der Satire waffnen konnten. Sacchi, der trefflichste Harlekin Italiens, und seine in der Commedia dell' arte ausgezeichnete Gesellschaft war durch Goldoni dem Untergange nahe gebracht. Gozzi machte ihre Sache zu der seinigen und schrieb unentgeldlich für sie. Sein erstes Stück, das nur eine Art von Prolog war und im Carneval 1761 gespielt wurde, hatte einen ausnehmenden Erfolg. Statt aus dem bürgerlichen Leben schöpfte Gozzi seinen Stoff aus den Feenmährchen, womit Ammen und Wärterinnen die Kinder zu unterhalten pflegen, und so benutzte er die Liebe der drei Pomeranzen zu einem Prolog bei Eröffnung des Theaters und zu einer unerschöpflichen Quelle von satirischen Streichen gegen die Schauspieler, die nur nachbeten können, was ihnen der Autor vorschreibt, und gegen die Autoren, denen Erfindung, Feuer und Genie fehlt, die immer schreiben wollen, aber immer schlecht schreiben u. s. w. Zu dem Ganzen, das durch drei Acte durchgeführt wurde, machte er nur den Entwurf. Auf ähnliche Weise benutzte er das Mährchen vom Raben zu einem Lustspiel in fünf Acten. Es ist größtentheils ausgeführt und mit ernsthaften, rührenden und selbst pathetischen Scenen gemischt. Turandot, Prinzessin von China, durch Schillers Bearbeitung auch auf unsrer Bühne bekannt, gefiel nicht minder, obgleich sie mehr romantisch als wunderbar und das Wunderbare weniger populär und belustigend ist. Desto mehr erfüllte der König Hirsch, der im Januar 1762 auf die Bühne kam, alle Bedingungen dieser neuen Gattung, die allerdings durch das Talent der Schauspieler ungemein gehoben wurde. Noch sechs Feenmährchen (Fiabe) folgten in diesem und den nächsten Jahren, nämlich die Frau Schlange, Zobeis (die er eine Tragedia fiabesca nannte und deren Stoff und Styl sich zuweilen bis zum Tragischen erheben), das dunkelblaue Ungeheuer, die glücklichen Bettler (Fiaba tragicomica), deren Schauplatz Samarcand ist, das schöngrüne Vögelchen (von allen das kühnste Lustspiel) und der König der Geister. In allen diesen dramati-

sirten Feenmährchen brachte Gozzi neben dem wunderbaren versificirten und ernsthaften Theile die sämmtlichen Masken an und ließ ihnen die freieste Entwickelung. Es sind, sagt A. W. Schlegel, Stücke auf den Effect, wenn es je dergleichen gegeben hat, von kecker Anlage, noch mehr phantastisch als romantisch, wiewohl Gozzi zuerst unter den italienischen Lustspieldichtern Gefühl für Ehre und Liebe zeigt. Die Ausführung ist keineswegs sorgfältig und künstlerisch ausgebildet, sondern nach Art einer Skizze hingeworfen. Er ist bei aller grillenhaften Kühnheit sehr volksmäßig und folgt dem Geschmack seiner Landsleute in robusten Situationen. Die so stark aufgetragne Wunderlichkeit der Maskenrollen diente dem abenteuerlichen Wunderbaren der Feenmährchen vortrefflich zum Gegensatz. Die Willkür der Darstellung ging in dem ernsthaften Theile, wie im beigesellten Scherz, gleich weit über die natürliche Wahrheit hinaus. Gozzi hatte hierin fast zufällig einen Fund gethan, dessen tiefere Bedeutung er vielleicht selbst nicht einsah; die prosaischen aus dem Stegreif spielenden Masken bilden einen trefflichen Gegensatz des poetischen Theils und sind gleichsam ein in die Darstellung selbst hineingelegtes, mehr oder weniger leise angedeutetes Einverständniß der übertreibenden Einseitigkeit desselben in dem Antheil der Phantasie und Empfindung, wodurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Aber aller dieser großen Vorzüge ungeachtet haben Gozzi's Mährchen doch nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und keine bleibenden Spuren hinterlassen. Inzwischen entstanden in der Gesellschaft Sacchi selbst Uneinigkeiten, die Gozzi sich vergeblich bemühte, beizulegen. Mehrere Mitglieder verließen sie. Eine neue erste Schauspielerin, Signora Ricci, die mehr den Namen als das Talent dazu hatte, trat 1771 in die Gesellschaft und gewann Gozzi dergestalt für sich, daß er sie unter seinen besondern Schutz nahm. Um ihr tragische Rollen, die ihr am meisten zusagten, zu verschaffen, unternahm Gozzi neue Arbeiten. Er übersetzte den Fayel von Arnaud, den Graf Essex von Thomas Corneille, den Gustav Vasa von Piron, und bearbeitete nach dem Spanischen die philosophische Prinzessin, den Triumph der Freundschaft (il Cavaliere amico), Doris, die entwaffnete Rache (la Donna vendicativa), den Sturz der Donna Elvira, das öffentliche Geheimniß, die zwei bangen Nächte, die beiden feindlichen Brüder, die Liebesarznei, Ximene Pardo u. s. w. Auch hier hat er meist die italienischen Masken eingewebt, ihre Scenen aber unausgeführt gelassen. Das letztgenannte Stück kam 1786 auf die Bühne und wurde von ihm mit einigen andern zu verschiednen Zeiten gearbeiteten 1791 herausgegeben, nachdem er schon 1772 eine Ausgabe seiner Werke in acht Bänden besorgt hatte. Außer seinen dramatischen Arbeiten enthält diese Ausgabe eine Übersetzung der Satiren des Boileau, ein moralisch-satirisches Gedicht, betitelt Astrazione, ein romantisches Epos in Ottaven, la Marfisa bizzarra betitelt und auch aus dem Sagenkreise Carls des Großen und seiner Ritter gezogen, die Tartana, ein Gedicht in Ottaven unter dem Titel il ratto delle fanciulle castellane, eine Einleitung zu den Schriften der Akademie der Granelleschi, verschiedene satirische und scherzhafte Stücke gegen Chiari und Goldoni, und endlich elf Novellen. Gozzi hat uns von sich selbst Nachrichten gegeben in seinen Memorie inutili della vita di Carlo Gozzi, welche durch die Originalität seines Charak-

ters und seiner Darstellung gleich anziehend sind. Er starb in den ersten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts.

Grabmal, s. Denkmal.

Gracchus (Tiberius Sempronius und Cajus), zwei berühmte Römer, die, indem sie die Republik reorganisiren und das Wohl des Volks fest begründen wollten, Anlaß zu den ersten bürgerlichen Unruhen in Rom gaben, deren Opfer sie selbst wurden. Tiberius Sempronius Gracchus, etwa 9 Jahr älter als sein Bruder, war ein Mann von großen Talenten und schätzbaren Eigenschaften. Er sowohl als sein Bruder erhielten von ihrer vortrefflichen Mutter — frühe verloren sie ihren Vater — Cornelia, Tochter des großen ältern Scipio, der Hannibal besiegte, eine ausgezeichnete Erziehung; in spätern Jahren hatte griechische Philosophie ihren Geist gebildet und veredelt. Ihre Familie gehörte zu den edelsten und vornehmsten Roms. Tiberius hatte sich schon früher als Krieger ausgezeichnet; unter Anführung seines Schwagers, des jüngern Scipio, war er bei der Belagerung Carthago's, und der Erste auf den Mauern der brennenden Stadt. Schon als Jüngling ward er in das Collegium der Augurn aufgenommen, eine Würde, die gewöhnlich nur verdiente Staatsmänner belohnte. Er ward hierauf Quästor des Consuls Mancinus, der damals das kleine, aber tapfere und freiheitliebende Volk der Numantiner in Spanien bekriegte. Hier rettete des jungen Gracchus hohes Ansehen, in dem er selbst bei diesen Feinden Roms stand, durch einen Vertrag, der, ohne weiter schimpflich zu seyn, den Numantinern nur ihre Unabhängigkeit zusicherte, viele Bürger; ja sie gaben dem Quästor seine mit der Bagage verlornen Rechnungen und Papiere mit rührenden Achtungsbezeigungen zurück. Aber der römische Senat cassirte diesen Vertrag und beschloß, um diese treulose Verletzung des Völkerrechts einigermaßen zu rechtfertigen, alle diejenigen, welche ihn geschlossen hatten, den Numantinern auszuliefern; auch ward der jüngere Scipio mit einem neuen Heere abgeschickt, um Numantia wieder anzugreifen. Zwar rettete die große Popularität, deren Gracchus schon damals genoß, ihn von einer so schmählichen Behandlung, und am Ende ward nur Mancinus, den aber die Numantiner ungekränkt entließen, ausgeliefert; aber dieser Vorfall mußte wohl seinem politischen Leben eine bestimmte Richtung geben, nämlich als Gegner des Senats für das Volk zu handeln. Sofort bewarb er sich auch um die Würde eines Volkstribunen, die seine Person, während er sie bekleidete, unverletzlich machte, und ihn in den Stand setzte, seine großen Entwürfe zum Besten des Volks auf gesetzlichem Wege auszuführen; auch säumte er nicht, sobald er zu dieser Stelle (mit großem Beifall des Volks) erwählt war, dieselben auszuführen. Das tiefe Elend des größern Theils des souverainen römischen Volks, das er besonders bei seiner letzten Reise von der Provinz nach der Hauptstadt bemerkt hatte, führte ihn auf den Gedanken, die Anzahl der Grundeigenthümer in Italien zu vermehren, wodurch auf einmal der Armuth des großen Haufens, so wie den meisten Übeln, an denen die Republik krankte, abgeholfen seyn würde. Da die Römer eigentliche Neuerungen nicht liebten, suchte er dies durch die Erneuerung eines alten, schon vor 232 Jahren gegebenen, aber lange vergessenen Gesetzes zu bewirken. Damals hatte nämlich ein Volkstribun, Licinius Stolo, nach heftigen Streitigkeiten das Gesetz durchgetrieben: „daß niemand über 500 Acker (Jugera zu 28,000 Quadrat-Fuß) von dem Gemeinlande (der Staatsdomaine,

Ager publicus) besitzen sollte; das übrige sollte unter die Plebejer gleichmäßig vertheilt werden." Dieses Gesetz also, das nun nach Gracchus das Sempronische, oder vorzugsweise das Ackergesetz genannt wurde, erneuerte er, fügte aber mehrere mildernde Bestimmungen hinzu. So sollten für die aufgeführten Gebäude und andere Verbesserungen die Besitzer entschädigt werden; jeder nicht emancipirte Sohn sollte die Hälfte (150 Jugera) besitzen dürfen (der emancipirte konnte als Bürger und Hausvater das Ganze besitzen). Aber diese Milderungen mußten dennoch sehr unzulänglich scheinen, und der heftigste Widerstand der herrschenden Partei (der Nobiles) konnte erwartet werden. Aber nicht diese allein, auch die besiegten italienischen Völker, die seit ihrer Unterwerfung unter dem Namen „Bundesgenossen des römischen Volkes" durch Geldbeisteuern und Truppencontingente eigentlich die römische Macht so gehoben hatten, wurden durch dieses Gesetz gekränkt; auch sie hatten unter verschiedenen Namen und Titeln manche Strecken des römischen Gemeinlandes an sich gebracht. Es ist wahrscheinlich, daß er mehreren unter ihnen, besonders den Latinern, zur Entschädigung das römische Bürgerrecht (wodurch sie also an den Wohlthaten seines Gesetzes Theil nehmen konnten), allen aber mehr Schutz gegen den Übermuth und die Erpressungen einzelner römischer Magistratspersonen versprach. Ihm entgegenzuwirken gewann der Senat einen der Volkstribunen, den Marcus Octavius, einen jungen, reichen und kühnen Mann: und als Tiber, nachdem er, dem Herkommen gemäß, sein Gesetz neunzehn Tage hindurch öffentlich ausgestellt hatte, es den versammelten Bürgern zum Abstimmen vorlegen wollte, legte dieser dagegen sein Veto ein, wodurch das ganze Unternehmen auf einmal gescheitert schien. Tiber machte zwar jetzt von seiner ganzen Machtfülle Gebrauch, versiegelte die Schatzkammer und verbot allen Magistraten ihre Functionen, aber er sah, daß er damit wenig ausrichtete. Er wagte daher einen neuen und bisher in der römischen Geschichte unerhörten Schritt. In der nächsten Volksversammlung trug er auf die Absetzung des Octavius als eines ungetreuen Volksvorstehers an. Von den 35 Tribus hatten schon siebzehn für die Absetzung gestimmt; jetzt trat Tiber zu Octavius (er war sein Jugendfreund gewesen), und bat und beschwor ihn, das Veto zurückzunehmen. Dieser hieß ihn die Abstimmung fortsetzen, und kaum war durch die nächste Tribus die Majorität für die Absetzung entschieden, so warf sich der wüthende Pöbel — was Octavius unerschütterliche Seele wohl vorausgesehen hatte — auf ihn, da er mit seiner Würde zugleich seine Unverletzlichkeit verloren hatte; und nur durch die Bemühungen Tibers, der alles anwandte, das Volk zur Mäßigung zurückzuführen, durch die Treue eines Sklaven, der sich für ihn aufopferte, und die Anstrengungen der Aristokraten, rettete er sein Leben. Das größte Hinderniß des Gesetzes war nun gehoben, und noch in derselben Volksversammlung ward es vom Volk angenommen, auch sogleich drei Commissarien, die es in Vollzug setzen sollten, in der Person des Tibers selbst, seines jüngern Bruders Cajus, und seines Schwiegervaters Appius Claudius, ernannt. Jetzt aber zeigten sich erst alle Schwierigkeiten, die der Ausführung des Gesetzes im Wege standen, in ihrem vollen Lichte; schon die unumgänglich nöthige Vorarbeit, die Untersuchung, was Gemeinland und Privatacker sey, hatte deren in vollem Maße; die Klagen und Beschwerden aus allen Gegenden Italiens häuften sich, und Tiberius Popularität fing an zu sinken, wobei seine Gegner nicht unthätig

blieben. Indessen kam der August des Jahres 620, wo die Tribunen für das folgende Jahr gewählt wurden, heran, und Gracchus, der indessen durch neue Vorschläge seine Popularität wieder zu heben versucht hatte, bewarb sich von neuem um diese Würde. Da im Gegentheil die Aristokraten alles aufboten, dies zu verhindern, stieg die Gährung in Rom auf das höchste. Ohne zu einer Wahl zu kommen, ging ein Wahltag vorüber. Am folgenden besetzten zahlreiche Volkshaufen das Forum, der Senat versammelte sich in dem nahe gelegenen Tempel der Treue (Fides). Vergebens versuchte Tiber zu dem tobenden Volkshaufen zu reden; um anzudeuten, sein Leben sey in Gefahr, zeigte er auf seinen Kopf. Sofort schrieen seine Feinde, er habe das Diadem gefodert. Grundlos, fast lächerlich war diese Anschuldigung; aber was glaubt die Leidenschaft, oder was ergreift sie wenigstens nicht, wenn von dem verhaßten Feinde die Rede ist? Scipio Nasica, aus einer der vornehmsten Familien, gewesener Consul, großer Grundbesitzer, und daher leidenschaftlicher Aristokrat, erhob sich, von den Consuln fodernd: „daß sie Gewalt brauchen möchten;" und als diese mit weiser Mäßigung es ablehnten, rief er, zur Wuth erhitzt: „wer die Republik lieb hat, folge mir nach," und verließ mit seinen Anhängern in stürmischer Eile die Curie. Der ganze Haufe, mehrentheils Senatoren und gewesene Magistrate, bewaffnet sich mit Stöcken, Keulen und dergl., und thut einen Angriff auf das Volk, das mehr aus Achtung für die hohe Würde dieser Männer, als aus Furcht, ihnen weichend Platz macht; einige wenige setzen sich zur Wehre. So entsteht ein Handgemenge, in welchem Tiber selbst mit 300 seiner Anhänger erschlagen wird. Aber mit diesem ersten Bürgerblute konnte die einmal erregte Gährung unmöglich gestillt werden; sie ward vielmehr um so heftiger. Es bildete sich eine demokratische Faction, als Gegnerin des Senats, die sich ebenfalls mit schonungsloser Heftigkeit zu verfahren berechtigt hielt. Die kühnsten Wortführer derselben drängten sich zum Tribunat, mit Gracchus ehrwürdigem Namen ihre ehrgeizigen Entwürfe bedeckend. So erschütterte der Volkstribun Carbo zwei Jahre nach Tibers Tode durch neue Vorschläge die Ruhe des Staats. Ein anderer Demagog, Fulvius Flaccus — Carbo trat späterhin wieder zu der aristokratischen Partei über — ward selbst Consul, und würde in diesem hohen Posten große Unruhen erregt haben, da er den Bundesgenossen große Versprechungen that, hätte ihm nicht der Senat ein Commando in Gallien gegeben. Auch gab die fortdauernde, obwohl wenig wirksame Ausführung des Sempronischen Gesetzes, das durch Tiberius Tod keinesweges aufgehoben war, den Unruhen immer neue Nahrung. An die Stelle des ermordeten Tiber war ein gewisser Licinius Crassus, Schwiegervater des Cajus Gracchus, erwählt; und als dieser starb, bildeten die schon genannten, Carbo, Fulvius Flaccus und C. Gracchus, die zur Ausführung des Gesetzes bestimmte Commission. So hatten sich die Parteien mit abwechselndem Erfolge bekämpft, als der jüngere Gracchus zehn Jahre nach dem Tode seines Bruders (im Jahr Roms 630) die politische Bühne betrat, indem er sich um das Tribunat bewarb, und es mit den größten Erwartungen des Volks erzielt. Mit vielseitigern und glänzendern Talenten, als sein Bruder, verband er eine stürmische, den Zuhörer fortreißende Beredsamkeit. Als Tribun erneuerte er zuvörderst das Gesetz seines Bruders, und schärfte es vielleicht noch, denn der von Tiber zugestandenen Modificationen geschieht keiner Erwähnung; er rächte sein Andenken, in-

dem er mehrere der heftigsten Gegner desselben aus der Stadt vertrieb. Zugleich setzte er das Gesetz durch, „daß den Dürftigen in Rom ein gewisses Quantum an Getraide monatlich vertheilt werden solle;“ und durch ein anderes Gesetz erleichterte er den Dienst und sicherte den Soldaten außer dem Sold auch Kleidung. Zugleich ließ er mehrere Heerstraßen durch Italien ziehen. Das Volk faßte einen gränzenlosen Enthusiasmus für seinen Liebling, seine Gegner waren geschreckt und betäubt, — so wurde es ihm leicht, die Erneuerung seiner Würde für das folgende Jahr zu erhalten. Sein Versuch, 300 Ritter in den Senat zu bringen, scheiterte, dagegen setzte er das Gesetz durch, „daß den Senatoren die Gerichte genommen, und dem Ritterstand übertragen werden sollten.“ So entstand ein neuer politischer Stand im römischen Staate, der, zwischen Senat und Volk in der Mitte stehend, auf die folgende Geschichte den wichtigsten Einfluß gehabt hat. Der Senat griff jetzt zu einem neuen, aber sichern Mittel, Gracchus zu stürzen. Ein von ihm gewonnener Tribun, Livius Drusus, wußte durch noch größere Versprechungen das Volk von Cajus abwendig zu machen, und sich und dem Senat noch größere Popularität zu verschaffen. Daher geschah es, daß Gracchus das dritte Tribunat nicht erhielt, dagegen einer seiner heftigsten Feinde Opimius zum Consul erwählt ward. Ein Tumult, in welchem ein Lictor des Consuls erschlagen ward, gab dem Senate Gelegenheit, die Consuln zu autorisiren, mit gewaffneter Hand zu verfahren. Der Antrag, den Opimius an das Volk thun wollte, ein Gesetz des Gracchus aufzuheben (es betraf nur eine von ihm decretirte Colonie, aber man betrachtete es als ein Vorspiel der Aufhebung aller von den Gracchen gegebenen Gesetze), gab der Gährung neue Nahrung. Gracchus erschien auf dem Forum; Flaccus hatte seine Anhänger bewaffnet. Da that Opimius mit einer wohlbewaffneten Schaar disciplinirter Krieger einen Angriff auf das Volk. An 300 wurden erschlagen, und Gracchus selbst, von treuen Freunden tapfer vertheidigt, fiel als ein Opfer der Wuth seiner Feinde. Das Ackergesetz ward zwar späterhin wirklich aufgehoben, aber die Achtung für den Senat war dahin, und die einmal erregte Gährung wirkte unaufhaltsam fort.

Gradation, Steigerung, ist in der Redekunst das successive Fortschreiten von einem schwächeren zu einem stärkeren Gedanken, von dem Allgemeinen zu dem Speciellen, wodurch allein die Aufmerksamkeit des Hörers in steter Spannung erhalten werden kann. In den bildenden Künsten zeigt sich die Gradation in der Anordnung, in den Formen, in den Charakteren, in den Ausdrücken, Bewegungen, Falten der Bekleidung und in dem Colorit, da eine bemerkbare Lücke in der Folge der Gegenstände in allen diesen Theilen der Kunst ein unangenehmes Gefühl erweckt. Die Gradation in der Anordnung der Gegenstände ist das, was des Künstlers erste und vorzüglichste Sorgfalt erfodert, um von Stufe zu Stufe das Auge des Beschauers von den untergeordneten Figuren auf die Hauptfigur, und von dieser wieder auf jene zurückzuleiten. Nur durch die richtige Gradation bekommt ein Kunstwerk Einheit und jeder Theil desselben seine volle Bedeutung.

Grade nennt man die gleichen Theile, in welche irgend ein Ganzes abgetheilt wird. In der Mathematik wird jeder Kreis in 360 gleiche Theile oder Grade eingetheilt. Die Größe eines Grades hängt demnach von der Größe des Halbmessers ab, und kann

also nur in Beziehung auf diesen bestimmt werden. Da man die Winkel nach Kreisbogen mißt, welche aus der Spitze von einem Schenkel zum andern beschrieben werden; so gibt man die Größe der Winkel ebenfalls nach Graden an. So hat ein rechter Winkel 90 Grade, d. h. seine beiden Schenkel umfassen den vierten Theil eines aus seiner Spitze beschriebenen Kreises. Jeder Grad wird weiter in 60 Minuten, jede Minute in 60 Secunden und jede Secunde in 60 Tertien getheilt, wozu man sich folgender Zeichen bedient: Grad °, Minute ′, Secunde ″, Tertie ‴. Alle mathematischen und astronomischen Instrumente, mit welchen Winkel gemessen werden, wie das Astrolabium, der Quadrant, Sextant, haben diese Eintheilungen. Denn alle Kreise, welche man in der Vorstellung um die Himmelskugel und um die Erde zieht, z. B. der Äquator, die Mittagskreise, die Ekliptik, die Parallelkreise, die Scheitelkreise, der Horizont u. s. w. werden auf gleiche Weise in Grade, Minuten und Secunden getheilt. Etwas anders ist die Abtheilung in Grade bei physikalischen Instrumenten, z. B. bei Barometern, Thermometern u. s. w., wobei man allemal von einem festen Punct ausgehen muß, z. B. beim Thermometer vom Eispunkt, indem man die Grade über und unter demselben zählt, je nachdem die Kälte größer oder geringer ist, als dieser feste Punkt anzeigt. In der Genealogie bedeutet Grad die Entfernung eines oder mehrerer Descendenten von den gemeinschaftlichen Ältern. In gleichem Grade mit einander verwandt seyn, heißt demnach, von den gemeinschaftlichen Ältern in Ansehung der Abstammung gleich weit entfernt seyn, wie dies mit Geschwistern, ersten, zweiten und dritten Geschwisterkindern u. s. w. der Fall ist. Im Gegentheil sagt man, im ungleichen Grade verwandt seyn, wenn der eine Theil den gemeinschaftlichen Ältern näher ist, als der andere.

Gradiren (Salzwerke) heißt, die unendlich kleinen, in dem Salzwasser oder in der Soole aufgelös'ten, Salztheilchen einander näher bringen (veredeln) oder concentriren und sie von einem Theil ihres überflüssigen Wassers befreien, damit dadurch der Aufwand beim Salzsieden vermindert werde. Dieses läßt sich nun hauptsächlich auf eine dreifache Art bewirken: 1. daß man die Soole durch Beimischung mehrerer Salztheile verstärkt, wie z. B. auf dem bayerschen Salzwerk Armenhalle, dem norwegischen zu Walloe ꝛc.; 2. daß man die in der Soole befindlichen Salztheilchen vermittelst der Kälte (Eisgradirung) nöthigt, näher zusammenzutreten; 3. daß man die wässerigen Theile der Soole verflüchtigt, die Salztheilchen aber zurückhält. Dies letztere Verfahren ist die allgemeinste und wichtigste Gradirungsart, und man betreibt sie auf vierfache Weise: a) daß man die Sole in großen Behältern ganz ruhig, nur der Sonnenwärme ausgesetzt, stehen läßt (**Sonnengradirung**). Gehört nur fürs südliche Europa. b) Daß man die Soole über große schiefliegende, der Luft und Sonnenwärme ausgesetzte Flächen langsam hinfließen läßt (**Pritschen- oder Tafelgradirung, Dachgradirung**). Hollenberg machte diese Pritschengradirung zuerst im Götting. Magaz. Jahrg. I. St. 5. bekannt. Sie ist die unzweckmäßigste unter allen. c) Daß man die Soole aus hochgestellten Behältern durch gehörig dazu eingerichtete und der freien, von Morgen nach Abend oder umgekehrt streichenden Luft ausgesetzte Wände herabtröpfeln läßt (**Tröpfelgradirung** oder die sogenannten **Leckwerke**, die beste unter allen). d) Daß man endlich die Soole in

Pfannen der Hitze des Feuers aussetzt. (Die kostspieligste und unanwendbarste unter allen, wenn die Soole nicht wenigstens neungrädig und das Feuermateriale noch obendrein wohlfeil ist). Die Tröpfelgradirung, als die allgemeinste, geschieht in den von Deutschen erfundenen Gradirhäusern, welches länglich viereckige bedachte und unbedachte, aus Holz erbaute Gebäude sind, deren Giebel nach Mittag und Mitternacht stehen müssen, die im obersten Theile die Sooltropfkasten und an den Seiten derselben die hölzernen Hähne und Rinnen mit Einschnitten versehen haben, aus denen die Soole abtröpfelt, in dem mittlern Theile die Wände, durch welche die Soole fällt, und im untern Theile einen großen Soolbehälter oder Bassin enthalten, in welchem die Soole gesammelt wird. Für den Erfinder der Gradirhäuser hält man einen Arzt aus Langensalza im Königr. Sachsen, Matthäus Meth, der das erste zu Nauheim in der Grafschaft Hanau 1579 mit Wänden aus Stroh, und das andere 1599 zu Kötzschau im Königreich Sachsen erbauet hat. Allein die heutigen Dornwände, die aus Schwarzdorn oder Schlehendorn (Prunus spinosa) und nur im Nothfalle aus Weisdorn (Crataegus Oxyacantha) bestehen müssen, hat Joachim Friedrich, Freiherr von Beust, 1726 auf der Saline Wilhelms Glücksbrunn bei Creutzburg an der Werra zuerst eingeführt. Die Veranstaltung nun, worin das Gradiren der Soole von Anfange an bis zu ihrer Gare oder Grädigkeit (Löthigkeit) zum Versieden gebracht wird, nennt man überhaupt ein Gradirwerk.

X.

Gradmessungen. Als Newton gelehrt, daß wegen des Umschwungs der Erde um ihre Axe diese um den Äquator höher seyn müsse und ihr Durchmesser unterm Äquator um $\frac{1}{230}$ größer sey als ihr Durchmesser unter den Polen, wollten die Franzosen gleich hingehen und dieses durch eine Messung in Frankreich untersuchen. Denn wenn dieses war, so bildete die Erde keine vollkommne Kugel, sondern ein Ellipsoid (eine Pomeranze) und wegen der Abplattung gegen die Pole hin müssen die nördlichen Grade größer seyn als die südlichen. Newton sagte aber, sie möchten dieses unterlassen. Denn der Unterschied zwischen einem Grade bei Dünkirchen und zwischen einem Grade bei Bayonne sey so klein, daß sie mit ihren unvollkommnen Instrumenten solches gar nicht finden könnten, ja sie fänden vielleicht das Gegentheil und brächten dann die Wissenschaft durch fehlerhafte Zahlen in Verwirrung. Allein sie ließen sich nicht abhalten und maßen flugs ein Paar Grade und fanden dann auch gerade das Gegentheil, wie Newton solches vorhergesagt. Sie sagten: aus ihren Messungen folge, daß die Polaraxe größer sey und daß die Erde eher einer Citrone gleiche, als einer Pomeranze. Nachdem vierzig Jahre lang hierüber leere Reden geführt worden, beschloß endlich die Akademie der Wissenschaften den Anfang mit dem Anfange zu machen und einen Grad unterm Äquator und einen in Lappland messen zu lassen. Jetzt fand sich nun, daß der nordische Grad größer sei als der unterm Äquator und daß Newton recht gehabt, als er sagte: daß die Erde abgeplattet sey. Allein es fragte sich nun, wie viel diese Abplattung betrage? Die Theorie gab $\frac{1}{230}$, wenn die Erde in einem völlig flüssigen Zustande war, als sie anfing, sich zu drehen. Allein die Messungen gaben immer andere Resultate, je nachdem man diese oder jene Messung bei der Rechnung zum Grunde legte. Denn nicht allein in Amerika und Lappland waren Gradmessungen gemacht worden, sondern auch in Frankreich, England, Ungarn und Italien. Man

schloß hieraus, daß die Erde kein völlig regelmäßiger Körper sey, sondern daß sie große örtliche Ungleichheiten habe. Obschon dieses möglich ist, so war der Schluß doch zu voreilig; denn die angeführten Ungleichheiten konnten eben so gut von den Fehlern der Messungen herrühren, da man sehr unvollkommne Instrumente gebraucht hatte, und sehr kleine Bogen gemessen. Um für alle Leser völlig verständlich zu seyn, wollen wir kurz anführen, wie bei einer solchen Messung verfahren wird. Wenn die Erde eine Kugel ist, so stehen alle Lothe, die auf der Erde aufgehangen werden, nach dem Mittelpunkt der Kugel. Das Loth, welches unterm Pol steht, gerade nach dem Polarstern (wir wollen der Kürze halber annehmen, daß dieser genau im Pol des Himmels steht, obgleich er etwas von ihm entfernt ist, welches aber auf die folgende Darstellung keinen Einfluß hat) und das Loth, welches auf dem Äquator steht, macht einen Winkel von 90 Grad mit jenem. Indem nun ein Astronom vom Pole nach dem Äquator geht, kann er überall sein Loth aufhängen und wenn er nun nach dem Polarstern sieht, so sieht er, ob sein Loth 1, 2, 3, 4 oder 5 Grad von ihm entfernt ist, — und so kann er mit Hülfe des Polarsterns und seines Lothes 90 Gradsteine einsetzen, die vom Pole bis zum Äquator stehen, und deren jeder vom andern einen Grad entfernt ist, welches auf der Erde 15 deutsche Meilen macht. — Mißt er nun von einem Steine zum andern, so kann er sehen, ob alle Grade gleich groß sind. Das Messen von einem Gradsteine bis zum andern hat geringe Schwierigkeiten, weil man die Entfernung mit Dreiecken mißt. Zuerst mißt man in einer Ebene eine Standlinie von 2 oder 3 Stunden Länge und hat man diese mit aller Genauigkeit mehrmals gemessen, so daß auf 36,000 Fuß nur etwa 1 oder 2 Fuß Fehler gemacht sind, so mißt man die Winkel, welche diese Standlinie mit den benachbarten Kirchthürmen macht, und berechnet davon ihre Entfernung mit Hülfe der Dreieckmeßkunst. Von einem Gradsteine bis zum andern kann man so genau messen, daß auf 6000 Fuß nicht mehr als 1 Fuß gefehlt wird, und da die Entfernung 15 deutsche Meilen oder etwa 350,000 Fuß ist, so fehlt man noch keine 60 Fuß. Allein die Schwierigkeit liegt darin, daß man den Winkel, den das Loth mit dem Polarsterne macht, und der die Polhöhe heißt, bei jedem Gradsteine sehr genau beobachten muß. Man theilt bekanntlich den Grad in 60 Minuten und die Minute in 60 Secunden. Da nun ein Grad auf der Erde 350,000 Fuß groß ist, so ist eine Secunde 97 Fuß groß. Fehlt man also 2 Secunden, so begeht man einen Fehler von 194 Fuß, der dreimal so groß ist als der von 60 Fuß, den man in der Dreieckmessung begangen hat. Dieser Fehler von 194 Fuß bleibt derselbe, man mag einen Bogen von 1 Grad oder von 10 Grad oder von 20 Grad messen. Als die Franzosen ihr neues Maß- und Gewichtsystem auf das Metre bauten, welches der 10millionste Theil vom Äquator bis an den Pol seyn sollte (ungefähr 3 Fuß 1 Zoll), mußten sie die Größe der Erde und die Größe der Abplattung sehr genau kennen. Sie maßen deßwegen in Frankreich nicht einen Bogen von einem Grad, sondern einen Bogen von 10 Grad. Zu gleicher Zeit wurde in Schweden im Jahr 1802 der Grad aufs neue und mit besseren Instrumenten gemessen als Maupertuis vor achtzig Jahren gebraucht hatte, und so war denn die Größe und die Abplattung der Erde zwar noch nicht völlig genau, allein doch nahe genau bekannt. Seit dem Frieden mit England ist die Gradmessung, welche in England unter dem General Roy

gemacht worden, mit der französischen in Verbindung gesetzt, und so ist denn ein Bogen von 20 Grad, der von den balearischen Inseln auf der Küste von Spanien über Frankreich und England bis zu den orcadischen Inseln geht, gemessen worden, und dadurch die Größe der Erde und ihre Abplattung so genau bestimmt worden, als sie sich in Europa bestimmen läßt. Die Abplattung ist nämlich zu $\frac{1}{304}$ gefunden. Bei den Gradmessungen ist noch eine Schwierigkeit, an die man früher nicht gedacht hatte. Das Loth kann durch die Anziehungskraft der Berge etwas von seinem senkrechten Stande abgezogen werden. Mahklyne hat hierüber Versuche angestellt, aus denen hervorging, daß in der Nähe hoher Berge das Loth nicht senkrecht steht. Nun kann man bei der Bestimmung der Polhöhe zwar einen solchen Ort aussuchen, wo keine Berge vorhanden sind, z. B. am flachen Seeufer; allein man ist doch nie sicher, daß das Innere der Erde vollkommen von gleichförmiger Dichtigkeit sey, und daß das Loth auch in den Ebenen bis auf eine Secunde völlig senkrecht stehe. Wenn hierbei nun eine Ungewißheit von 2, 3 oder 4 Secunden Statt findet, so ist es auch deßwegen vortheilhaft, einen großen Bogen zu messen, weil bei einem Bogen von 20 Grad der Einfluß dieses Fehlers auf die Rechnung auch ums Zwanzigfache geringer ist, als bei einem Bogen von nur einem Grade. — In Deutschland kann man keinen Bogen messen, der größer als etwa 7 Grad oder 100 Meilen ist, nämlich von Constanz bis Lübeck. Nachdem also die Engländer und Franzosen 20 Grad gemessen haben, so kann es nur von einem geringen Nutzen seyn, in Deutschland noch einmal 7 Grad zu messen. Auch selbst dann, wenn die Erde ein irregulärer Körper ist, und ihre Figur in Deutschland anders als in England, so müßte man, um diese örtlichen Ungleichheiten zu bestimmen, mit einer großen Sorgfalt verfahren, damit die Fehler der Messung nicht größer wären, als die Ungleichheiten der Erde — und man nicht die Abweichungen der Astronomen von der Wahrheit für Abweichungen der Erde von ihrer regelmäßigen Gestalt halte. Auf jeden Fall wäre zu rathen, daß man mit dem astronomischen Theile der Messung den Anfang mache, da dieser der schwierigere, und man nicht eher mit den Dreiecken beginne und von einer Gradmessung rede, bis man diesen glücklich vollendet habe. G r a d m e s s u n g e i n e s L ä n g e n g r a d e s. Die Längengrade sind unterm Äquator am größten und nehmen nach den Polen immer mehr ab. Auf dem Äquator hat ein Längengrad 15 deutsche Meilen, bei uns nur noch $8\frac{1}{2}$, und so kann man die Größe jedes Grades berechnen, so bald die Figur der Erde bekannt ist. Ist die Figur der Erde aber nicht ganz regelmäßig, so haben auch die Längengrade, auf derselben Breite nicht überall dieselbe Größe, und man hat davon gesprochen, dieses ebenfalls durch eine Gradmessung zu untersuchen. Diese Aufgabe ist in den Dreiecken eben so leicht, wie die Messung eines Breitengrades, aber in dem astronomischen Theile ist sie gerade 15mal so schwierig. Der Längenunterschied zweier Orte wird in Zeit bestimmt, da der Ort, der 15 Grad nach Osten liegt, eine Stunde früher Mittag hat. Eine Stunde ist also 15 Grad oder den Grad zu $8\frac{1}{2}$ Meile gerechnet, $127\frac{1}{2}$ Meile oder etwa 3 Millionen Fuß. Eine Zeitminute ist 50,000 Fuß und eine Zeitsecunde 800 Fuß. Um jede Zeitsecunde, um die man sich in der Übertragung der Länge irrt, irrt man sich um 800 Fuß. Bei einer Entfernung von 127 Meilen die Zeit bis auf 2 oder 3 Secunden sicher mit Raketen oder Blickfeuern zu übertragen,

ist eine in der Astronomie fast unauflösliche Aufgabe, und während man bei den Dreiecken auf einen solchen Bogen nur etwa 200 Fuß Ungewißheit hat, hat man im astronomischen Theile der Messung vielleicht eine Ungewißheit von 2000 Fuß. Es ist daher auch hier das zweckmäßigste, gleich mit dem astronomischen Theile, als dem schwierigsten, anzufangen und vor allem zu versuchen, ob man mit Blickfeuern den Längenunterschied bis auf eine Secunde genau zwischen zwei Orten bestimmen kann, die nur eine Stunde von einander entfernt sind, und deren Längenunterschied man aus einem Dreiecke schon vorher bis auf den hundertsten Theil einer Secunde berechnet hat. Die Gradmessungen gehören in der Geographie zum großen Sonntagsstaat, und daher wird oft nicht mit der Bescheidenheit von ihnen gesprochen, welche der Schwierigkeit der Aufgabe angemessen ist. Bg.

Gräen, Töchter des Phorkys und der Keto. Hesiodus kennt zwei, Pephredo und Enyo, und sagt, daß sie Grauhaarige genannt wurden, weil sie vor der Geburt schon grau waren. Äschylus versetzt sie nebst ihren Schwestern, den Gorgonen, auf die Schreckensflur Kisthene und beschreibt sie als drei scheußliche hochbetagte Jungfrauen, schwanenfarben, einäugig und einzahnig, denen weder Sonne noch Mond leuchtet. (S. Perseus.)

Graf war im ältesten Deutschland eine Art von Unterrichter, wozu das Volk, denn dieses wählte ihn, einen Mann erkor, der in Geschäften grau werden, und daher Grau, Grave hieß, woraus unser heutiges Graf entstand (s. Gau). Man hat behaupten wollen, die Franken hätten Grafen als Nachahmung der Römer eingesetzt, wahrscheinlich weil Graf in Latein schon comes (Begleiter) heißt. Hadrian hatte stets einige Senatoren um sich, die überall mit ihm umherreis'ten, und dies Gefolge hieß Comitatus Caesaris, die vornehmsten darunter Comites. Aus ihnen besetzte der Kaiser verschiedene Stellen an seinem Hofe, und schickte sie als Gouverneurs in Provinzen und Städte. So manches ähnliche nun darin mit den deutschen Grafen ist, so können diese doch den Römern nicht nachgeahmt seyn, weil sie erweislich älter sind als die Comites bei diesen. Ehe die Franken die herrschende Nation wurden, hatte Deutschland schon seine Grafen, bei den Franken erhielten sie nur eine etwas veränderte Bestimmung. Nicht mehr von dem Volk, sondern, wie die Herzoge, von den Königen gewählt und eingesetzt, wurden sie Richter über die Gaue, und übten Regierungsrechte, nicht in eignem, sondern in des Königs Namen. Sie waren königliche Beamte, und man sieht aus der ihnen mitgegebenen Instruction, die uns Markulf aufbewahrt hat, daß ihr Amt in Verwaltung der Justiz, Polizei und königl. Gefälle bestand. Die Grafschaften waren demnach Ämter, und wurden deßhalb auch nicht nach einem Ort oder Bezirk, sondern von dem Namen der Grafen selbst benannt, z. B. die Grafschaft des Maracher u. s. w. Nach den Zeiten der Carolinger blieben Amt und Namen, man fing aber an, verschiedene Classen derselben zu unterscheiden. Vorzüglich zeichneten sich aus die Pfalzgrafen (von Pfalz, Hof), welche bei Hof zu Gericht saßen, und bei denen jeder Rechtshandel, ehe er vor den König kommen konnte, angebracht werden mußte, um zu sehen, ob es nothwendig sey, daß der König darüber entscheide; Markgrafen Gränzvorsteher (von Mark, Gränze); Landgrafen (später als die vorigen, kommen erst im elften Jahrhundert vor) im Gegensatz der vorigen, Beamte des Innenlandes, Burggrafen, die nur über eine Burg und das zugehörige Gebiet

gesetzt waren. Außerdem kommen aber noch vor Centgrafen, wahrscheinlich von der Zahl 100 (centum), weil sie, die selbst unter den Grafen standen, anfänglich (denn späterhin waren sie bedeutender) über so viele Personen gesetzt waren; Dinggrafen, von Ding, Gericht Gerichtshof, also Gerichtsbeamte; Holzgrafen, eine Art von Oberforstmeister, wie die Stallgrafen Oberstallmeister; Lehn-, Salz-, Teich-Grafen erklären sich von selbst; Wicgrafen hatten ihren Namen von Wic (vicus), Dorf. Um widerrechtlichen Anmaßungen oder Unterschleifen dieser Reichsbeamten vorzubeugen, hielten die Könige und Kaiser oft selbst Gericht in den Provinzen, oder schickten Sendgrafen dahin. Carls Capitularien enthalten fast auf allen Blättern genaue Vorschriften, wie diese dabei zu Werke gehen sollen. Allmählig aber wuchs die Macht der Grafen, so wie die der Herzoge, immer mehr (s. Fürsten, Gefolgswesen), und sie fingen an, ihre Ämter erblich zu machen, sich der Gewalt der Kaiser zu entziehen, und die ihnen verliehene Macht nicht als kaiserliche Beamte, sondern als eigenthümliches Recht auszuüben. Da im zwölften Jahrhundert die Gauen als eine politische Eintheilung abkamen, erstreckte sich die Verwaltung der Gerichtsbarkeit der Grafen nur auf die eignen Güter, die sie in ihren Amtssprengeln hatten, und auf die Personen, die ihnen mit der Schutzherrlichkeit und Erbgerichtsbarkeit angehörten. Hatten sie in ihren Sprengeln viele solche Güter und Personen, so entstanden daraus Herrschaften, und mehrere Grafen verwechselten den gräflichen Titel mit dem eines Herrn oder Dynasten, oder nannten sich, wenn sie jenen beibehielten, nicht mehr nach ihrem Sprengel, sondern nach ihren Allodialgütern, nicht mehr z. B. Grafen im Riesgau, sondern Grafen von Öttingen. Dabei blieben aber viele im Besitz gewisser Rechte, die sie ehemals als kaiserliche Beamte in ihren Sprengeln auszuüben hatten, wohin vorzüglich der Wildbann (Jagd- und Forstgerechtigkeit), der Blutbann oder Cent (Recht über Leben und Tod; diese beiden Bänne nannte man die Grafenbänne oder Regalien, weil sie vordem im Namen der Könige ausgeübt wurden), der Zoll und das Geleite gehören. Durch alles dieses wurde der Grund zur Landeshoheit der Grafen gelegt. Als die Vasallen und Beamten diese endlich ganz von den Kaisern ertrotzt und erlistet hatten (s. Fürsten), gab es daher regierende Grafen, Markgrafen, Landgrafen, von denen mehrere späterhin zu herzoglicher, churfürstlicher und königlicher Würde aufstiegen. Die nicht mit Landeshoheit versehenen Grafen gehörten, nachdem eine Organisation des deutschen Reichs zusammengebracht war, zum hohen Adel (von denen viele späterhin auch in den Fürstenstand erhoben wurden), und als Reichsgrafen nahmen sie Theil am Reichstage und hatten Stimmen im Fürstenrath. Sie hatten aber nur Curiat-, nicht Viril-Stimmen, d. h. eine ganze Corporation zählte für eine Stimme. Bis zum westphälischen Frieden gab es zwei Grafenbänke, die der wetterauischen und schwäbischen Grafen, die also für zwei Stimmen zählten; nach jenem Frieden kamen, wegen der Religionsverschiedenheit, noch zwei Grafenbänke, die fränkische und westphälische, hinzu, so daß von da an die Grafen vier Curiatstimmen im Fürstenrathe hatten. dd.

Graff (Anton), königl. sächsischer Hofmahler, geboren zu Winterthur 1736. Aus angeborner Neigung widmete er sich der Mahlerei, vornehmlich aber dem Porträtmahlen, worin Joh. Ulrich

Schellenberg sein Lehrer war, und erwarb sich einen Platz unter den ersten Porträtmahlern seiner Zeit. Nachdem er acht Jahre in Augsburg verlebt und dort seinen Ruf zu gründen angefangen hatte, bekam er 1766 eine Einladung nach Dresden, der er folgte. Hier in einer würdigen Umgebung und einem angemessenen Wirkungskreise bildete er sein Talent vollkommen aus. Zeichnung, Charakter und Colorit sind an seinen Gemählden gleich lobenswerth und befriedigen die strengen Foderungen des Kenners. Die Zahl seiner Porträts und Familiengemählde belief sich schon 1796 auf mehr als elfhundert; darunter ist auch ein eigenhändiges Bildniß des Künstlers selbst, welches im J. 1795 die dresdner Ausstellung zierte, und nachher in den Besitz des Appellationsraths Körner kam. Graff starb zu Dresden im J. 1813.

Graffigny (Frau von), eine geistreiche französische Schriftstellerin, geb. 1694 und gest. 1758. Ihr berühmtestes, fast in alle europäische Sprachen übersetztes Werk, und welches zu den classischen Schriften der Franzosen gerechnet wird, sind die Lettres peruviennes.

Grammatik heißt bei uns der Inbegriff der Regeln, nach welchen eine Sprache richtig geredet und geschrieben wird, die Sprachkunst. Jede Sprache hat ihre eigene Grammatik; alle aber umfaßt die allgemeine oder philosophische Grammatik, welche ohne Rücksicht auf eine vorhandene Sprache, nach den Gesetzen des Denkens und den Bedürfnissen des menschlichen Geistes dabei ein ideales Sprachgebäude aufführt, das von jeder menschlichen Sprache mehr oder weniger, von keiner aber vollständig erreicht wird, noch erreicht werden kann. (Vergl. Sprachlehre). Bei den Alten hatte das Wort Grammatik ursprünglich einen ganz andern, weit umfassendern Sinn. Sie nannten Grammatik den Unterricht, nicht bloß in der Sprachkunde, sondern auch hauptsächlich in der Dichtkunst, Redekunst, Geschichte, und selbst in den ersten Anfangsgründen der Philosophie, in so fern sie bei jenen anwendbar war; daher hießen Grammatiker solche Gelehrte, welche in allen diesen Wissenschaften Unterricht ertheilten. Die Kunst aber, bloß richtig zu reden, zu lesen und zu schreiben, also nur einen Theil der Grammatik, nannten sie Grammatistik, und die Lehrer derselben Grammatisten. Mit dieser Wissenschaft wurde beim Unterricht der Jugend der Anfang gemacht. Unter den griechischen Grammatikern waren die sogenannten Scholiasten die wichtigsten; bei den Römern hießen sie auch Professores, Literati und Literatores.

Gramme, die Einheit des Gewichts in Frankreich, welches die ehemaligen Gros oder Quentchen ersetzt. Es werden daraus durch Multiplication oder Division alle größern oder kleinern Gewichte gemacht. So ist z. B. das Decagramme ein Gewicht von 10 Grammen, so viel als $2\frac{2}{3}$ Quentchen; das Hectogramme ein Gewicht von 100 Grammen, macht $1\frac{1}{3}$ Unze; das Kylogramme oder Kilogramme ein Gewicht von 1000 Grammen, 2 Pfund und fast 6 Quentchen; das Myriagramme ein Gewicht von 10,000 Grammen, beinahe $20\frac{1}{2}$ Pfund; es hieß anfangs Centibar. Das Decigramme ist ein Zehntheil des Grammes, beinahe 2 Grän schwer; Centigramme $\frac{1}{100}$ des Grammes, beinahe $\frac{1}{5}$ Grän; Milligramme, ein Tausendtheil des Grammes, beinahe $\frac{1}{50}$ Grän; es vertritt die Stelle des ehemaligen Karats.

Grammont (Philibert, Graf von), s. Hamilton (Anton Graf).

Gran, ein Goldgewicht, so viel als ein halbes Loth; deßgleichen ein Apothekergewicht, der 60ste Theil eines Quentchens. Grän oder Green, ein kleines Goldgewicht, der dritte Theil eines Grans, oder das Zwölftel eines Karats; beim Silber der 18te Theil eines Loths, oder der 24ste Theil eines Pfenniggewichts; überhaupt der 238ste Theil einer Mark.

Granada, eine Provinz oder ein Königreich in Spanien. (S. Spanien.) Die Hauptstadt gleiches Namens am Flusse Xenil, unter einem sehr angenehmen und gesunden Himmelsstriche, zählt über 50,000 Einwohner. In der prächtigen Domkirche sind die Grabmähler Ferdinands des Catholischen und der Königin Isabelle, welche das Königreich eroberten. Neugranada oder das goldene Castilien, s. Südamerika.

Granat ist eine zum Kieselgeschlechte gehörige Steinart, die ihren Namen vom latein. Worte Granum erhielt, weil sie gewöhnlich in rundlichen Körnern vorkommt. Es gibt zwei Arten desselben, den edlen und gemeinen Granat. Der edle Granat heißt auch Karfunkel, böhmischer, morgenländischer, orientalischer und sirischer Granat, von einer zerstörten Stadt Sirian in Pegu. Er ist gewöhnlich blutcolombin- und dunkelcarmoisinroth, seltener kirschcochenil-, rosenhyacinth- und bräunlichroth. Er kommt crystallisirt vor in rundlichen Körnern, in Säulen und Pyramiden, durchsichtig, aber auch nur an den Kanten durchscheinend und ist viel härter als der Quarz. Man findet ihn zuweilen groß, öfters aber nur von mittler Größe und am gewöhnlichsten klein. Den blutrothen Granat nennt man gewöhnlich böhmischen, den carmoisin- und colombinrothen, die mehr blau in ihrer Mischung haben, allgemein orientalischen Granat, er mag übrigens her seyn, wo er will. Der edle Granat wird vorzüglich gefunden in Äthiopien und Madagascar; in Brasilien, Pegu, Ceylon und Sibirien; in Böhmen um Bilin, in Sachsen um Zöblitz 2c., in Salzburg, Kärnthen, Steyermark, Schlesien, Schweiz 2c. Die reinen schönen durchsichtigen Granaten werden wie andere Edelsteine geschliffen. Auch werden sie mit Diamanten durchbohrt, alsdann facettirt, und als Hals- und Armschmuck getragen. Die ganz kleinen Granaten endlich werden als Ausschuß theils in die Apotheken zum Tariren, theils zu Gartenverzierungen, theils zerstoßen anstatt des Schmirgels zum Schleifen weicherer Steine pfundweise verkauft. Der gemeine Granat hingegen kommt am gewöhnlichsten von oliven-, lauch-, berg-, pistacien- und spargelgrüner und leber-, röthlich- und gelblichbrauner Farbe in Böhmen, Sachsen, Salzburg, Banat, Schweden 2c. vor. Er ist am meisten nur durchscheinend, selten halbdurchsichtig.

Granatbaum, ein in beiden Indien, im Morgenland und in Südeuropa wachsender Baum mit länglichen, schmalen, dicken, glänzend grünen Blättern und sehr schönen hochrothen Blüthen, deren es einfache und gefüllte gibt und derentwegen allein man ihn in nördlichern Gegenden zieht, wo die wohlschmeckenden Früchte desselben, welche Granatäpfel heißen, nicht zur Reife kommen.

Granaten, Granaden, Grenaden, sind mit Kernpulver oder einem andern das Sprengen erzeugenden Satz angefüllte, hohle, eiserne Kugeln mit einer Brandröhre, kleiner als die Bom-

den, übrigens diesen völlig ähnlich, werden aber nicht, wie die Bomben, aus Mörsern, sondern aus Haubitzen geworfen. Ehedem waren auch kleinere einpfündige Granaten üblich, welche mit der Hand geworfen wurden und daher Handgranaten hießen. Von diesen bekamen die Soldaten, welche sie warfen, den Namen Granatier oder Grenadier. Ludwig XIV. brachte sie im J. 1667 zuerst auf. Gegenwärtig, wo das Werfen der Handgranaten nicht mehr üblich ist, haben die Grenadiere diese Bestimmung verloren und sind den übrigen Linientruppen gleich. Sie bilden jetzt den Kern einer Armee, und unterscheiden sich durch erhöhten Sold, das Zeichen der Granate auf einigen Montirungsstücken und durch ihre Mützen, die aber als unbequem und unzweckmäßig gegenwärtig größtentheils auch abgeschafft sind. Sonst fanden sie nur bei der Infanterie Statt, aber bei der französischen Armee sind auch reitende Grenadiere eingeführt, welche theils einzelne Compagnien bei den Regimentern, theils eigne Regimenter (Grenadiers-à-cheval) bilden, und dann zur schweren Cavallerie gehören.

Grandes. Im castilischen Reiche gab es, wie in dem benachbarten Aragon, eine Stufenfolge unter den Edeln des Landes, die theils zum hohen, theils zum niedern Adel gehörten. Jenen bildeten die sogenannten Ricos Hombres (wörtlich: reiche Männer), diesen die Ritter (Cavalleros) und die Edelbürtigen (Hidalgos). In der Entstehungsart der neuchristlichen Staaten, welche im fortdauernden Kampfe gegen die Araber sich bildeten und vergrößerten, war es gegründet, daß der hohe Adel, die Abkömmlinge der Männer, die den ersten Waffenbund zur Befreiung des Vaterlandes geschlossen hatten, einen bedeutenden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten erhielt. Der König war durch sie beschränkt in seiner Gewalt, sie standen ihm als geborne Rathgeber zur Seite und hatten die ersten Ansprüche auf die höchsten Staatsämter. Schon im 13ten Jahrhunderte ward dieser Anspruch denjenigen Adelsgeschlechtern, die sich durch Reichthum und alten Besitz der Fürstengunst vor Andern die Achtung des Volks erworben hatten, gesetzlich zuerkannt, und selbst der Name Grandes kommt um diese Zeit schon in dem Gesetzbuche (Las siete partidas) vor, welches Alphons X. dem castilischen Reiche gab. Jene Auszeichnung gebührte nur den Ersten unter dem hohen Adel, denn viele wurden zu diesem gerechnet, die nicht Grandes hießen; aber keiner ward Grande genannt, der nicht Rico Hombre war, das ist, aus einem angesehenen altadeligen Geschlechte stammte. Grandes hießen theils die Verwandten des königlichen Hauses, theils diejenigen, durch Güterreichthum ausgezeichneten Männer aus dem hohen Lehnadel, welchen der König durch Ertheilung des Banners das Recht gegeben hatte, Kriegsvölker als ihre Söldner zu werben, und dies gab ihnen einen Vorrang vor den Ricos Hombres, der in der Regel auf ihre Nachkommen forterbte. Sie theilten, als Ricos Hombres, alle Vorrechte des hohen Adels; sie besaßen, wie dieser, gewisse Soldgüter (Königslehne, Herrenlehne genannt), für deren Einkünfte sie dem Könige mit einer verhältnißmäßigen Anzahl von Lanzen (deren jede aus einem Ritter mit vier bis fünf gerüsteten Leuten bestand) dienen mußten, und konnten diese Lehne nur in gewissen gesetzlich bestimmten Fällen verlieren; sie waren, da sie dem König im Kriege mit Hab und Leben dienten, frei von Steuern; sie durften, ohne besondern Auftrag des Königs, vor keinen bür-

gerlichen oder peinlichen Richter gefodert werden, und konnten während der Anarchie des Mittelalters sammt ihren Vasallen ungehindert das Reich verlassen und dem vaterländischen Gesetz und der Lehnpflicht sich entziehen, um einem andern Fürsten, selbst gegen ihren vorigen Gebieter, zu dienen, ohne daß es ihnen als Hochverrath zugerechnet ward. Außer diesen allgemeinen Vorrechten des hohen Adels und dem Anspruch auf die ersten Staatswürden, standen den Grandes noch einige Auszeichnungen zu, worunter besonders das Recht gehörte, bei allen öffentlichen Handlungen in Gegenwart des Königs das Haupt zu bedecken; ein altes Vorrecht in Spanien, das aus dem Geiste einer beschränkten Feudal-Monarchie hervorging, aber auch den Adelswürden, den sogenannten Titulos (Betiteiten, d. i. Herzogen, Grafen) zustand. Der König nannte sie: mein Vetter (my primo) während er die übrigen Besitzer hoher Adelswürden nur: mein Verwandter (my pariente) nannte. Auf den Reichstagen saßen sie unmittelbar nach den Prälaten vor den Titulos. Sie hatten freien Zutritt in den Palast und die Gemächer des Königs, und bei feierlichen Handlungen in der königlichen Capelle saßen sie zunächst am Altare. Ihre Gemahlinnen theilten die äußern Vorzüge der männlichen Würde, die Königin stand vor ihnen von ihrem Sitz auf, sie zu empfangen, und es wurden Kissen für sie auf den erhöhten Polstersitz (estrado) gelegt. Seit Ferdinand und Isabella, durch den kraftvollen Ximenez geleitet und unterstützt, die Macht des Lehnadels gebrochen hatten, wurden die alten Vorrechte des hohen Adels geschmälert und am Ende des 15ten Jahrhunderts verlor sich der Name der Ricos Hombres mit ihren Vorrechten. So wenig Ferdinands Nachfolger, Carl V. (in Spanien I.), im Allgemeinen das Streben nach unbeschränkter Königsgewalt aufgab, so fand er doch manche Veranlassungen, die ihn vermochten, einige von den Großen des Reichs sich zu verbinden, und andere für die wichtigen Dienste, welche sie ihm bei der Unterdrückung des Aufstandes der Stadtgemeinden geleistet hatten, zu belohnen. Was alter Gebrauch schon eingeführt und in der Achtung des Volks sich befestigt hatte, ward von ihm auch durch den Namen Grandeza ausgezeichnet, und zu einer besondern Adelswürde erhoben, deren Vorrechte bestimmt wurden, aber meist nur in äußern Auszeichnungen bestanden. Denn die Macht, welche der Lehnadel in frühern Zeiten besessen, sollte er freilich nicht wieder erhalten, und was unter Ferdinand und Isabella schlau begonnen war, sollte standhaft durchgeführt werden, aus dem unabhängigen Lehnadel einen abhängigen Hofadel zu machen. Zu jenen Auszeichnungen gehörte vorzüglich das alte Recht, sich vor dem Könige zu bedecken, das auch diejenigen besaßen, welche die Grandeza nicht erblich, sondern nur auf Lebzeit erhielten. Nicht eher aber durfte der Grande sich bedecken, bis der König es ihm geheißen, obgleich es kein Beispiel gab, daß einem Grande, dessen Geschlecht im Besitze dieses Vorrechts war, nicht wäre befohlen worden, es auszuüben. Die Art, wie der König diesen Befehl ertheilte, bezeichnete einen dreifachen Rangunterschied der Grandes, welcher auf den Besitzstand und den Umfang der Verdienste ihrer Geschlechter gegründet war. Einigen befahl der König, sich zu bedecken, ehe sie ihn angeredet hatten; dies waren die Grandes der ersten Classe; Andere erhielten den Befehl, sobald sie geredet hatten, und sie hörten seine Antwort mit

bedecktem Haupte, die Grandes der zweiten Classe: und wieder Andere empfingen des Königs Befehl erst nach seiner Antwort, die Grandes der dritten Classe. In neuern Zeiten war dieser Rangunterschied zwar veraltet, aber es gab doch noch drei Classen von Grandes, welche freilich nur sehr unwesentlich unterschieden waren. Alle Grandes, von welcher Classe sie auch seyn mochten, genossen bis auf die neueste Staatsveränderung, außer dem angegebenen Vorrechte, noch die Vorzüge, daß sie den Excellenztitel führten, und daß, wenn sie durch den Saal der Garden im königlichen Palaste gingen, mit dem Fuße gepocht ward, um den Schildwachen ein Zeichen zu geben, das Gewehr vor ihnen zu präsentiren. Andere Auszeichnungen hatten sie nicht vor dem übrigen hohen Adel. Sie bildeten keinen besondern Verein, wie ehedem die Herzoge und Pairs in Frankreich, und keine hohe Würde war ihnen ausschließend bestimmt, ausgenommen höchstens die Würde eines Oberstallmeisters, eines Oberkammerherrn und eines Hauptmanns der Hellebardirer-Garde, aber selbst bei der Ernennung zu diesen Hofämtern war des Königs Willkür im Grunde gar nicht beschränkt. Während der kurzen Herrschaft der neuen französischen Dynastie war die alte Grandeswürde aufgehoben, und keine Adelswürde war gültig, die sich nicht auf eine Verleihung oder Bestätigung des neuen Herrschers gründete. R.

Granit. Diese harte Gebirgsart, aus welcher die Urgebirge und überhaupt die größten und höchsten Bergketten bestehen, macht eine Hauptmasse unserer Erdfläche aus. An der Luft verwittert sie mit der Zeit und lös't sich zu einem Sande auf, aus welchem vermittelst bindender Feuchtigkeiten unter gewissen Umständen wiederum neuer Granit gebildet wird. Der Granit gehört zu den gemengten Gebirgsarten und zwar sind die ihn bildenden Stoffe ursprünglich in einander gewachsen; diese sind Quarz, Feldspath und Glimmer, oft auch andere Mineralien. Nach Verschiedenheit seiner Bestandtheile und ihrer Mischung ist auch seine Farbe verschieden. Man unterscheidet mehrere Hauptarten: 1. den eigentlichen Granit, der bloß aus den angegebenen drei Gebirgsarten besteht; 2. Aftergranit, welcher z. B. statt des Glimmers Hornblende enthält; 3. übermengten Granit, in welchem zu den drei eigentlichen Substanzen noch Hornblende gemischt ist; 4. Halbgranit, der nur aus Hornblende und Feldspath, oder auch aus Feldspath und Glimmer besteht.

Granvella (Anton Perrenot, Cardinal von), Minister Carls V. und Philipps II. und einer der geschicktesten Staatsmänner des 16ten Jahrhunderts, war 1517 zu Ornans in der Grafschaft Burgund geboren; studirte mit großem Eifer zu Padua, dann Theologie zu Löwen, und ward darauf von seinem Vater in die Staatsgeschäfte eingeführt. Im Besitz von sieben Sprachen, die er sämmtlich mit Leichtigkeit sprach, mit seltenem Scharfblick und unermüdlicher Geduld ausgestattet, dabei von einnehmender Gestalt und gefälligen Sitten, folgte er ganz seinem Ehrgeiz, dem keine Würde im Staate zu hoch erschien. In seinem dreiundzwanzigsten Jahre zum Bischof von Arras ernannt, begleitete er seinen Vater auf den Reichstag nach Worms und Regensburg, wo beide Unterhändler vergebens bemüht waren, die ausgebrochenen Religionsunruhen zu unterdrücken. Auch dem tridentischen Concilium wohnte er bei und suchte hier die Christenheit für den Krieg gegen Frankreich zu gewinnen. Als nach der Schlacht bei Mühlberg die

Protestanten Frieden begehrten, ward Granvella mit Abfassung der Bedingungen beauftragt; und er täuschte den Landgrafen von Hessen, dem man die Freiheit zugesichert hatte. Zu gleicher Zeit ließ Granvella Costnitz den Protestanten durch Überfall entreißen. Im J. 1550 ward er Staatsrath; er bewahrte die Reichssiegel. Die Unruhen in Deutschland dauerten fort und im J. 1552 wäre der Kaiser von den Protestanten in Inspruck beinahe gefangen worden. Er floh bei Nacht in einer Senfte und Granvella begleitete ihn mit eingelegter Lanze. Der passauer Vertrag, welcher bald darauf Deutschland rettete, machte Granvella's Geschicklichkeit große Ehre. Im J. 1553 unterhandelte er die Vermählung Don Philipps mit Maria von England, welche Spaniens Macht auf den höchsten Gipfel bringen sollte. Zwar wurden diese Absichten durch Maria's kinderlosen Tod vereitelt, indeß hatte Granvella's Eifer ihm die Gunst Philipps II. gewonnen. Den ersten Beweis davon empfing er dadurch, daß Philipp ihm auftrug, die Rede, welche Carl V. bei seiner Abdankung vor den flanderischen Ständen hielt, zu beantworten. Granvella sprach auf eine des großen Gegenstandes vollkommen würdige Art. Der Waffenstillstand von Vaucelles hatte die Ruhe zwischen Frankreich und Spanien auf fünf Jahre hergestellt. Heinrich II. brach ihn und nach anfänglichen Unfällen ward ihm das Glück günstig. Granvella knüpfte daher Unterhandlungen an und unterzeichnete 1559 den Frieden zu Chateau-Cambresis. Philipp verließ sofort die bereits höchst unzufriedenen und mißvergnügten Niederlande und ließ Margaretha von Parma als Statthalterin und Granvella als ihren Minister zurück. Auf diesem Posten mußte ihn der Haß des Volks treffen, das alle strengen Maßregeln ihm zur Last legte, während seine Feinde bei Philipp vorgaben, daß seine Schwäche und Milde die Fortschritte der neuen Lehre befördere. Philipp aber kannte die Talente seines Ministers besser und ernannte ihn zum Erzbischof von Mecheln. Sein Eifer für die Wiederberufung des tridentischen Conciliums und die Unterdrückung des Bajanismus erwarben ihm den Cardinalshut. Granvella's Feinde ließen indeß nicht ab, ihn mit den verhaßtesten Anklagen zu verfolgen, sie wußten auch die schwache Margaretha gegen ihn einzunehmen, und so ertheilte ihm endlich 1564 Philipp den Befehl, in die Franche-Comté zurückzukehren. Nur zu bald erkannte Margaretha ihren Fehler, sich eines so treuen und eifrigen Ministers beraubt zu haben. Sie suchte ihn vergeblich zur Rückkehr zu bewegen. Granvella verlebte jetzt fünf Jahre unter Studien und im Umgang mit Gelehrten. Er wohnte dem Conclave bei, das Pius V. zum Papst erwählte. Im J. 1570 sandte ihn Philipp abermals nach Rom, um mit dem Papst und den Venetianern ein Bündniß gegen die Türken zu schließen. Diese bedrohten Neapel, wohin Granvella als Vicekönig gesandt wurde. Er traf hier unter so schwierigen Verhältnissen nicht nur die zweckmäßigsten Vertheidigungsmaßregeln, sondern gab auch die trefflichsten Verordnungen für den innern Wohlstand, und Neapel durfte von seiner Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit noch größere Vortheile erwarten, als er plötzlich 1575 in den Staatsrath berufen wurde. Philipp, eifersüchtig auf den Ruhm, selbst zu regieren, begnügte sich, Granvella den Titel eines Präsidenten des höchsten Raths von Italien und Castilien zu ertheilen, so daß der Cardinal zwar nicht dem Namen nach, aber in der That erster Minister war. Als solcher unterhandelte

er mit Gewandtheit die Vereinigung Portugals mit Spanien, war Zeuge des von ihm vorausgesehenen Aufstandes der Niederlande und schloß die Verbindung der Infantin Catharina mit dem Herzog von Savoyen, die ein Meisterstück der Politik war, indem Frankreichs Plane auf Mailand dadurch kräftigst entgegengewirkt wurde. So rastlos beschäftigt starb er 1586 an der Schwindsucht. Wie man auch über Granvella urtheilen mag, so muß man ihm doch mehrere von den Eigenschaften, die einem großen Minister nöthig sind, zugestehen. Er war unermüdlich, fest in seinen Entschlüssen, von scharfem Blick, hochgesinnt, untadelhaft in der Verwaltung, gemäßigt selbst gegen seine schwächern Feinde, und stets für Spanien und die Religion thätig.

Gränze des menschlichen Geistes ist bestimmt durch die Gesetze, an welche das gesammte Vermögen des menschlichen Geistes bei seiner Wirksamkeit gebunden ist. Da indessen der menschliche Geist einer ins Unendliche fortschreitenden Vervollkommnung fähig ist, so kann jene Gränze nicht als eine für alle Zeiten unveränderlich bestimmte, sondern nur als eine solche angesehen werden, die für die jedesmalige Form und Sphäre seiner Existenz gültig ist. So hat das Erkenntnißvermögen unsers Geistes in der gegenwärtigen Periode unsers Daseyns allerdings seine Gränze, so daß, wenn wir uns nicht innerhalb dieser Gränze halten wollen, nur eine eingebildete oder angemaßte (transscendente) Erkenntniß daraus entstehen kann. Aber daraus folgt nicht, daß unser Erkenntnißvermögen immer nur innerhalb dieser Gränze wirksam seyn könne. Vielmehr läßt sich mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich diese Gränze immer mehr erweitern werde, wenn auch der menschliche Geist wegen seiner Endlichkeit immerfort irgendwo eine Gränze seiner Wirksamkeit finden muß. Nur der unendliche Geist wird als ein solcher gedacht, dem keine Gränze seiner Wirksamkeit gesetzt ist, ob wir uns gleich eben darum keine Vorstellung von seiner Wirksamkeit machen können.

Graphit ist theils ein Geschlechts-, theils ein Gattungsname. Man bezeichnet damit gewisse Mineralien, welche zu den brennlichen gehören; Graphit, als Geschlecht betrachtet, enthält zwei Gattungen, wovon die eine Kohlenblende, die andere Reißblei genannt wird.

Gras. Mit diesem im gemeinen Leben unbestimmten Worte benennt man in der Botanik ein solches Gewächs, das einen hohlen mit Knoten und Gelenken versehenen Stengel hat, der hier Halm heißt. Die Blätter sind lang, schmal und gestreift, sie sitzen nicht, wie andere Pflanzenblätter, auf Stielen, sondern endigen sich unten in einer Scheide, die den Halm umschließt. Die Blüthen sind klein, meist grünlich von Farbe und haben Spelzen; sie bringen nur einzelne Samenkörner. Die Knoten der Gräser schlagen, wenn sie mit Erde bedeckt werden, wieder Wurzeln, und hierauf gründet sich die künstliche Vermehrung des Getraides, von dem viele Arten zu den Gräsern gehören. Demnach sind die Gräser ein Hauptnahrungsmittel der Menschen und Thiere.

Grassi (Joseph), bis 1816 Professor und Direktor der Mahlerakademie zu Dresden. Er hat sich besonders unter den Porträtmahlern einen vorzüglichen Rang erworben. Meisterhaft schöne Behandlung verbunden mit täuschender Ähnlichkeit zeichnen seine Bilder auf das vortheilhafteste aus. Er verließ Dresden 1816 und ging

nach Rom zurück, wo der König von Sachſen ihm zum Director der ſächſiſchen Kunſtſchule ernannte.

Graſſini (Madame), Kammerſängerin des ehemaligen Kaiſers Napoleon, ſingt einen Contrealt von ſeltener Schönheit mit einer noch ſeltenern Gewandtheit.

Gratians Decret, ſ. Canoniſches Recht.

Gratius, mit dem Beinamen Faliſcus, von ſeiner Vaterſtadt Falerii, war ein Zeitgenoſſe und Freund Ovids, der ihn mit Lob erwähnt. Dies iſt aber auch das einzige Zeugniß über ihn von den Alten. Wir beſitzen von ihm ein am Ende mangelhaftes Gedicht über die Jagd mit Hunden, Cynegeticon, deſſen erſte Entdeckung man dem Sannazar zuſchreibt. Es iſt gewöhnlich mit dem Nemeſian und Calpurnius zuſammen herausgegeben. Die beſten Ausgaben ſind von Kämpfer, Leyden 1728, 4., und von Burmann in den Poetae latini minores, Leyden 1731.

Grattan (Henry), Repräſentant der irländiſchen Hauptſtadt (Dublin) im vereinigten königlich=großbritanniſchen Parlament, der berühmte Verfechter der Rechte und Freiheiten ſeines Vaterlandes in allen wichtigen Angelegenheiten deſſelben, namentlich in der Emancipation (ſ. den Art.) der Catholiken, iſt im J. 1751 zu Dublin geboren, wo ſein Vater, der ein beträchtliches Vermögen beſaß, Beiſitzer des Stadtgerichts war. Schon im Jahr 1772 trat er in das öffentliche Leben als Rechtsanwald ein. Bei ſeinem großen Rednertalent wurde er bald Mitglied des irländiſchen Parlaments, und machte ſich durch ſeinen Eifer für die Unabhängigkeit Irlands ſo bemerkbar, daß man ihm eine Summe von 50,000 Pf. Sterl. für ſeine Dienſte votirte. Man nannte ihn Irlands Fox. Er trug viel dazu bei, daß 1779 der irländiſche Handel frei gegeben wurde, und das irländiſche Parlament 1782 das Recht der eigenen Geſetzgebung wiedererhielt. Im Jahr 1797 zog er ſich eine Zeit lang von den ihm verleideten öffentlichen Geſchäften zurück, trat aber im J. 1800 wieder auf, um ſich der Union (der allgemeinen Vereinigung Irlands mit England und Schottland) zu widerſetzen. Er hatte deßhalb mit Herrn Corry, der für die Union war, ein Duell, in welchem er ihn verwundete. Seit 1810 bis jetzt hat er für die Emancipation mit großer Kraft gekämpft. Im J. 1815 ſprach er im Sinne der Miniſter für den Krieg gegen Buonaparte. Sein Äußeres iſt unanſehnlich. Als Redner vereinigt er mit aller Fülle der Beredſamkeit politiſchen Scharfblick, vielſeitige Kenntniſſe und einen gebildeten Geſchmack. Nach der Union ward er für den Marktflecken Malton in Irland zum Repräſentanten beim königlichen Parlament erwählt, in welchem er ſich an die Oppoſitionspartei angeſchloſſen.

Grau in Grau, Monochromata, (franzöſiſch Camayeu, auch Griſaille, ital. Chiaroscura) ſind eigentlich Mahlereien von einerlei Farbe, dieſe mag ſeyn, welche ſie will, wobei bloß Licht und Schatten beobachtet und in ihren gehörigen Verſchließungen und Abſtufungen nachgeahmt werden. — Camayeu, nennt man auch wohl Darſtellungen von zwei oder drei Farben, wobei keine genauere Nachbildung der Farben der Natur gedenkbar iſt. Man verfiel auf die Grau in Grau Manier, als man den Mangel der Basreliefs durch Mahlerei erſetzen wollte.

Graubünden, das obere Rhätien der Alten, ſonſt unabhängig, iſt ſeit 1798 einer der ſchweizer Cantone. Begränzt iſt es im Nor-

den von Glarus, St. Gallen und dem Vorarlberg; im Osten von Tyrol; im Süden von Veltlin, Mailand und dem Canton Tessino; im Westen vom Canton Uri. Es ist der größte unter den schweizer Cantonen, da sich der Flächeninhalt auf 140 deutsche Q.Meilen erstreckt. Es wird in fünf große Hauptthäler eingetheilt, so wie sich die Nation in drei Bunde abtheilt. Was jene geographische Eintheilung betrifft, so heißt das erste Thal das des hintern Rheins; dies schließt den Rheinwald, das Schamserthal, die Via Mala, und das Domleschthal in sich. Das letztere wird durch den hintern Rhein gebildet, ist das mildeste Land in Graubünden und enthält 22 Dörfer, in denen das Romanische, ein Gemisch aus Latein, Deutsch und Italienisch, gesprochen wird. Das Schamserthal enthält bei 1½ Meile Länge 8—9 treffliche Dörfer. Zwischen diesem und dem Rheinwald ist die fürchterliche Via Mala, welche durch den hintern Rhein gebildet wird. Hier und in dem Rheinwald dauert der Winter wegen der Höhe der Gebirge neun Monate. Hier gehen zwei schreckliche Wege nach Italien, über den Splügen und über den Bernhard. Jenen überstiegen i. J. 1800 die Franzosen unter Macdonald, diesen wagte Le Courbe mit einer bedeutenden Abtheilung des französischen Heeres i. J. 1797 zu betreten. Das zweite Thal ist das des vordern Rheins, welches, von der westlichen Gränze und dem Gotthard her, sich bis nach Chur und Luziensteg erstreckt. Hier sind die interessantesten Punkte: die alte Benedictinerabtei Disseatis, deren literarische Schätze aber nebst den alten Gebäuden die Franzosen i. J. 1799 ihrer Rachsucht opferten, ferner Ilanz (die Stadt), und das alte Chur, wo man noch viel römische Alterthümer und Münzen findet. Das dritte Thal ist Engadin, oder das obere Innthal, welches sich von Südwest nach Nordost erstreckt, zwar keine bedeutende Stadt, aber desto mehr unvergleichliche mahlerische Ansichten enthält. Das vierte Thal wird von der Albula gebildet, die auf dem Julier- und Septimerberge entspringt, und sich bei Thusis in den hintern Rhein ergießt. Endlich das fünfte heißt Brettigau, liegt ganz an der nördlichen Gränze, in der Nähe von Vorarlberg, und Mayenfeld ist die Hauptstadt. Die drei Bunde, in welche sich die Nation theilt, sind der Bund des Hauses Gottes, dessen Hauptstadt Chur, der graue Bund, der sich nach Ilanz hält, und der Bund der 10 Gerichte, welcher Davos als seinen Hauptort ansieht. An diesen drei Orten versammeln sich jährlich im September 63 Abgeordnete der Bunde unter drei Anführern, berathschlagen über das Wohl des Landes und schlichten die Rechtshändel in der letzten Instanz. Was die Religion betrifft, so bekennen sich ungefähr ⅔ der Einwohner zu der helvetisch protestantischen Kirche. Aber die Geistlichen haben ein so schlechtes Einkommen, daß sie sich durchgehends nebenher auf den Handel legen müssen, um leben zu können. Nur eine einzige lateinische Schule ist in Chur. Die Volkszahl schätzt man auf 80,000 Seelen. Von diesen reden etwa 10,000 einen italienischen Dialect, und zwar in Engadin, etwa 28,000 sprechen schweizerisch deutsch und über 36,000, besonders an den Quellen des Rheins, das sogenannte Rumonsche und Ladinische. Diese Sprache ist höchst interessant, weil sie ein Überbleibsel der alten Romana rustica ist. Der Handel der Graubündner ist sehr beschränkt und wird durch die fürchterlichen Engpässe ihrer Gränzen ungemein gehindert. Man führt, hauptsächlich nach Mailand, Vieh, Käse, Steinkohlen und seltene Fossilien aus, muß aber dafür Korn, Salz, Leinwand und Tücher vom Auslande nehmen.

Graun (Carl Heinrich), Capellmeister Friedrichs II., ward 1701 zu Wahrenbruck in Sachsen geboren, woselbst sein Vater Accis-Einnehmer war. Er war von drei Brüdern der jüngste. Sein Vater schickte ihn im Jahr 1713 mit seinem zweiten Bruder Johann Gottlieb in die Kreuzschule nach Dresden. Seine schöne Stimme erwarb ihm kurze Zeit darauf die Stelle als Rathscantor in dieser Stadt. Der Cantor Grundig unterrichtete ihn in der Vocalmusik und der Organist Pezold lehrte ihn das Clavier. Unter andern übte er sich für sich selbst durch das Studium der Cantaten von Kaiser, welche den Titel führen: Die musikalische Landlust. Er lernte sie fast auswendig, und seine Compositionen sind in dem Charakter derselben. Als seine Stimme zum Tenor übergegangen war, fing er an, die Composition unter der Anleitung des Capellmeisters Schmidt in Dresden zu studiren. Während er das Studium des Contrapunkts verfolgte, war er zugleich bemüht, seine Einbildungskraft zu bereichern, und seinen Geschmack als Sänger zu bilden. Dazu dienten ihm die Opern von Lotti und Heinrichen, welche eine erlesene Operistengesellschaft damals in Dresden gab. Im Jahr 1720 verließ er die Kreuzschule, und begann für die Kirche zu componiren. Seine Verbindung mit Pisendel und dem berühmten Lautenspieler Weiß, und die Hülfe des Doctor Löscher, des Architekten Karger und des Ceremonienmeisters und Hofpoeten König waren ihm dabei von dem größten Nutzen; aber besonders war es die Empfehlung des Letztern, welche ihm den Weg zum Glück öffnete, indem sie ihm die durch Hasse's Abgang erledigte Stelle eines Tenoristen zu Braunschweig verschaffte. Graun erhielt eine Rolle in der Oper, welche während des Carnevals gegeben werden sollte, und reis'te zu Neujahr 1725 nach Braunschweig ab. Da die Arien in seiner Rolle, wie Schurmann sie componirt hatte, nicht nach seinem Geschmack waren, verfertigte er eine andere Musik für selbige, und sang sie zur großen Zufriedenheit des Hofes. Dieser Versuch seines Talentes verschaffte ihm den Auftrag, die Oper, welche nächsten Sommer gegeben werden sollte, in Musik zu setzen, und zugleich den Posten eines Vice-Capellmeisters. Unterdeß fuhr er fort, in jeder Oper bald seine eigenen, bald fremde Compositionen zu singen. So verlebte er, allgemein geachtet, mehrere Jahre, bis der Kronprinz von Preußen ihn sich vom Herzog Ferdinand Albrecht erbat, um ihn als Kammersänger bei seiner Capelle zu Reinsberg anzustellen. Graun ging im Jahr 1735 zu seiner neuen Bestimmung ab. Die Beschäftigungen seines neuen Amtes bestanden in der Abfassung von Cantaten für die Concerte des Prinzen, welche er zugleich als Sänger vorzutragen hatte. Als der Prinz 1740 den Thron bestieg, ernannte er ihn zu seinem Capellmeister, und schickte ihn nach Italien, um für die neu zu errichtende Oper die nöthigen Sänger und Sängerinnen zu engagiren. Graun ließ sich auf dieser Reise hören, indem er seine eigenen Compositionen sang, und ward allgemein mit Beifall aufgenommen, selbst von dem berühmten Bernachi. Nach seiner Rückkehr vermehrte der König seinen Gehalt auf 2000 Thaler, und Graun beschäftigte sich seitdem ununterbrochen mit Compositionen für die Oper, bis er am 8ten August 1759 starb. Sein Haupttalent als Sänger bestand in der Ausführung des Adagio, wiewohl er auch kräftige Partien mit Geschmack und Leichtigkeit vortrug. Seine Stimme war ein hoher Tenor, dem es wohl an Nachdruck, aber nicht an Anmuth gebrach.

Der König vergoß Thränen, als er den Tod Grauns zu Dresden erfuhr. Man zählt ihn zu den besten classischen Musikern wegen seiner schönen Erfindung, des Charakters und Ausdrucks seiner Compositionen, seiner schönen Melodie, seiner reinen Harmonie, und der geschickten Anwendung, die er von den Hülfsmitteln des Contrapunkts machte. Die ersten Compositionen, welche man von ihm kennt, sind die Motetten, welche er in Dresden für die Kreuzschule componirte. Später componirte er für den Cantor Reinholdt eine große Menge Kirchenstücke. Die Zahl seiner Werke, die er in Braunschweig, Reinsberg und Berlin verfertigte, ist sehr groß; es sind darunter mehr als dreißig Opern. Seine Musik zu dem Ramlerschen Tod Jesu wird insgemein für sein Meisterwerk angesehen. Der Capellmeister Hiller hat Grauns Leben geschrieben.

Grave zeigt in der Musik eine langsame, ernste Bewegung an. Soll diese in der Ausführung gehörig charakterisirt werden können, so müssen die Tonstücke gewisse dem gemäße Einrichtungen haben; es würden z. B. lange Reihen gleiche Geltung habender Noten, staccirte oder rollende Passagen als Hauptfiguren hier am unrechten Orte stehen, wenigstens müssen, wenn man diese Fälle annehmen, und sich solche in vollstimmigen Tonstücken denken will, andere Stimmen den Charakter des Grave durch abstechende Notengattungen behaupten und fühlbar machen. Punktirte Noten, Bindungen und dgl. scheinen im Grave vorzugsweise zu passen, und müssen hier mit gewissenhafterer Präcision vorgetragen werden, als sonst bei langsamen und sangbaren Sätzen zu geschehen pflegt.

Graveswein, eine gute Sorte Bordeaux-Wein. Es gibt weißen und rothen. Die rothen Gravesweine wachsen, wie die weißen, auf einem mehr oder weniger steinigen Boden. Sie haben wenigen oder gar keinen Göhr, aber viel Blume (bouquet). Man theilt sie in vier Qualitäten ein, deren Preise zwischen 350 und 150 Livres variiren. Am vorzüglichsten ist der Haut-Brion. Zu dem Graves rechnet man auch den schönen St. Emillion, an der Dordogne, nahe bei Libourne; er geht größtentheils nach dem Norden. Sonst verschickte man die Gravesweine fast nach allen Ländern, weil sie sich sehr gut auf langen Seereisen halten.

Graviren heißt Figuren einschneiden, es sey in Holz, Metall oder Stein. Von der Kunst, in Holz zu graviren, wird unter Holzschneidekunst, von der Kunst, in Metall zu graviren, unter Kupferstecherkunst und ihren verschiedenen Arten, wie auch unter Stempelschneidekunst, von der Kunst, in Stein zu graviren endlich, wird unter Steinschneidekunst ausführlicher die Rede seyn.

Gravis, s. Accent.

Gravitation, Schwerkraft oder allgemeine Schwere, nennen wir die in der Körperwelt als allgemein angenommene Erscheinung, daß alle Körper ohne eine äußere Ursache sich einander zu nähern oder selbst in der Entfernung anzuziehen streben. Dies findet nicht nur bei allen auf der Erde befindlichen Körpern, sondern auch bei den Himmelskörpern Statt. Erde und Mond, die Sonne und die umkreisenden Planeten ziehen einander gegenseitig an. Die Gravitation ist der Grund, daß ein frei gelassener Stein gegen die Erde lothrecht hinabfällt, sie ist aber auch der Grund, daß große Gebirgsmassen leichte fallende Körper von ihrer lothrechten Richtung merklich ablenken und zu sich hinziehen. Die Atomisten, nach deren Lehren nur

von außenher eine Kraft auf die an sich feste Materie wirken kann, vermögen die Ursache der Gravitation nicht zu erklären. Nach der dynamistischen Lehrart beruht sie auf den anziehenden Kräften, die der Materie wesentlich angehören, und womit die Körper in allen Entfernungen, und selbst durch den leeren Raum auf einander wirken. Nach diesem Systeme liegt der Grund der allgemeinen Schwere in der Materie selbst, und die allgemeine Erfahrung stimmt damit überein. Schon Anaxagoras kannte sie, und Lucrez lehrt uns, daß sie ein Satz des Epikureischen Systems war. Als man bei den Fortschritten der Astronomie die Gewißheit erlangte, daß die Himmelskörper von kugelähnlicher Gestalt seyen, und nach der Ursache dieser Gestalt forschte, fand man keine andere, als die Schwere, nach welcher die Materie ein Bestreben habe, sich zu vereinigen, und nach einem gemeinschaftlichen Punkte zu drängen. Aber das Gesetz, nach welchem die Gravitation wirkte, entdeckte Newton. Er fand, daß jedes materielle Element alle Körper in geradem Verhältniß und in umgekehrtem der Quadratzahl seiner Entfernung von denselben anziehe. Aus diesem Gesetze lassen sich alle die Erscheinungen herleiten, welche unser Sonnensystem verbindet, nämlich die Bewegungen der Planeten um die Sonne, die Ungleichheiten des Mondlaufes, die Ungleichheit der Cometenbahnen, das Verrücken der Nachtgleichen, die Schwankung der Erdaxe, die Störungen, welche die Planeten durch gegenseitige Einwirkungen auf einander in ihren Bahnen leiden, die abgeplattete Gestalt der Erde, des Jupiters u. s. w.

Grävius (Johann Georg), eigentlich Gräfe, ein berühmter Philolog und Kritiker, war im Jahr 1632 zu Naumburg in Sachsen geboren, studirte in Schulpforte und hierauf zu Leipzig die Rechte, vornehmlich aber Humaniora, ging dann nach Holland, wo er zu Deventer zwei Jahre Gronovs Unterricht genoß, und ward, nachdem er 1656 als Professor der schönen Wissenschaften zu Duisburg und 1658 an Gronovs Stelle zu Deventer angestellt gewesen, im Jahr 1662 auf den Lehrstuhl der Beredsamkeit, Staatskunst und Geschichte nach Utrecht berufen. Hier lehrte er mit Auszeichnung, bildete treffliche Schüler, die aus ganz Europa ihm zuströmten, und starb den 11ten Januar 1703. Aber auch als Schriftsteller erwarb er sich um das griechische und römische Alterthum die entschiedensten Verdienste. Seine Ausgaben des Hesiod, Cicero, Catull, Tibull, Properz, Justin, Sueton, Florus, Cäsar, der Briefe Cicero's u. A. sind noch jetzt sehr geschätzt. Am wichtigsten jedoch sind seine beiden großen Sammlungen, der Thesaurus antiquitatum romanarum, und der nach seinem Tode von Burmann beendigte Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae etc.

Gray (Johanna), war die Enkelin Mariens, der Schwester Heinrichs VIII. und Gemahlin Gilforts, des Sohns Johann Dudley's, Herzogs von Northumberland. Nachdem Maria von König Ludwig XII. Witwe und kinderlos geblieben war, hatte sie sich mit Brandon, Herzog von Suffolk, dem Vater Johannens, vermählt. Der Herzog von Northumberland, welcher dem Herzog von Sommerset in der Gunst Eduards VI. gefolgt war, fürchtete, dieser Fürst möchte in kurzem der Schwäche seiner Korperconstitution unterliegen, und fand kein anderes Mittel, sein Ansehn zu behaupten, als die Prinzessinnen Marie und Elisabeth vom Throne zu entfernen, und Johannen, seine Schwiegertochter, eine einsichtsvolle, liebenswürdige und tugendhafte Fürstin, als Königin proclamiren zu lassen. Edu-

ard VI., ein eifriger Protestant, ging in die Ansichten seines Ministers ein, änderte die von Heinrich VIII. festgesetzte Ordnung in der Thronfolge, und verfügte, daß ihm die Töchter Heinrich Gray's, von denen Johanna die älteste war, in der Regierung folgen sollten. Sie wurde auch wirklich in London als Königin ausgerufen, aber Mariens Anhang und Recht trugen den Sieg davon. Vergebens begab sich Johanna der Würde, die man ihr ertheilt hatte, und die sie nur neun Tage bekleidete; Maria ließ die unglückliche Nebenbuhlerin, nebst Elisabeth, welche nachher regierte, in den Tower von London setzen. Man machte ihr den Prozeß, und ihr Schwiegervater und ihr Gemahl wurden mit ihr im Jahr 1554 enthauptet. Sie starb in einem Alter von 17 Jahren als das schuldlose Opfer der Herrschsucht ihres Schwiegervaters, und war die dritte Königin, die in England ihr Leben auf dem Blutgerüste endete. Sie war eine gelehrte Fürstin, und las selbst den Plato. Die griechische Sprache war ihr so geläufig, daß an dem Morgen ihres Sterbetages sie einen griechischen Brief an ihre Schwester, die Gräfin Pembrock, schrieb. Eine Übersetzung desselben findet sich in Larrey's Geschichte von England.

Gray (Thomas), den die Britten ihren Pindar zu nennen pflegen, ist auch uns Deutschen durch seine schöne Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe, wenigstens in den Übersetzungen von Gotter, Kosegarten und Seume rühmlich bekannt. Er wurde geboren zu London den 26sten December 1716, studirte zu Cambridge, und begab sich hierauf nach London, um mit seinem geliebten West in dem Inn-Temple dem Studium der Rechte obzuliegen. Bald war ihm dieses lästig, und da sein zweiter Jugendfreund, Horazio Walpole, ihn zur Begleitung auf seinen Reisen ins Ausland einlud, nahm er diese Einladung mit Freuden an. Diese Reise ging durch Frankreich und Italien, wo sie beide durch Walpole's Schuld zerfielen. Gray mußte nun seine Reise allein fortsetzen, nicht ohne mancherlei Unbequemlichkeiten, denen seine beschränkten Vermögensumstände ihn aussetzten. 1741 traf er wieder in England ein, wo seine Aussichten nichts weniger als vielversprechend waren. Er wählte seinen Aufenthalt zu Cambridge, wo er sich in alle Arten von Studien vertiefte, denn er war einer von den seltenen Gelehrten, welche lediglich zur Befriedigung ihres eignen geistigen Bedürfnisses studiren. Erst zu einer Zeit gelangte er zu Brot und Ehren, wo er, seiner herannahenden Auflösung halber, auf beides hätte Verzicht leisten können. Er wurde 1768 Professor der neuern Sprachen und Geschichte zu Cambridge, seine Gesundheit war aber schon so geschwächt, daß er sich außer Stand fühlte, ohne Gehülfen, die er salarirte, seinen Posten zu versehen. Er starb den 30sten Juli 1771. Dryden, Collins und Gray gelten für das Triumvirat der brittischen Lyriker. Übertrafen jene ihn an Hoheit, Pathos und Begeisterung, so übertraf er sie wieder weit an Reichthum der Bilder, Gluth des Colorits und Harmonie des Versbaues. Der Gedichte, die er hinterließ, sind wenige; aber jedes trägt das Siegel der Meisterschaft.

Grätz, die Hauptstadt des Herzogthums Steyermark an der Muhr, hat 4600 Häuser, und unter diesen mehrere Paläste. Einwohner zählt man 40,000, von denen an 12,000 durch die Zitz- und Kattunfabriken beschäftigt werden. Der Ort ist sehr wohlhabend, und das Gewerbe wird noch durch jährliche Messen befördert. Unter den wissenschaftlichen Anstalten verdienen eine Sternwarte mit einer Naturaliensammlung, das von dem Erzherzog Johann gestiftete Jo-

hanneum (s. den Art. Johann), so wie eine zahlreiche Bibliothek besonders bemerkt zu werden.

Grazie bezeichnet in den schönen Künsten überhaupt diejenigen Eigenschaften, durch welche ein Gegenstand einen wohlgefälligen Eindruck der sanfteren Art auf uns macht. Wir haben dafür die Wörter Reiz, Anmuth, Lieblichkeit, Liebreiz, Holdseligkeit, als eine Stufenfolge von Ausdrücken verwandter Empfindungen, deren die eine sich über die andere erhebt. Reiz scheint das Allgemeine zu seyn; die übrigen bezeichnen besondere Arten desselben. Nur das Schöne kann reizend seyn, und es wird reizend, wenn es nicht bloß das Vergnügen der Betrachtung erregt, sondern zugleich eine schwärmerische Begierde, sich innig mit ihm zu vereinigen, es seiner Phantasie zu fortdauerndem Genusse zu übergeben. Anmuth und Lieblichkeit sind von Liebreiz und Holdseligkeit dadurch unterschieden, daß jene auch von leblosen und thierischen Wesen, diese bloß von Menschen und höheren Wesen gebraucht werden können; jene ein durch die Auffassung einer Form erregtes angenehmes Lebensgefühl, diese ein höheres, mit der Sittlichkeit nahe verwandtes Gefühl ausdrücken; jene in Werken der Kunst in der Anordnung und Manier, diese im Ausdrucke ihren Grund haben. Liebreiz ist das echte deutsche Wort für Grazie. Er ist nur dem Geschlechte eigen, welches wir das schöne nennen, und auch diesem nur in der Blüthe des Lebens. Liebreiz begleitet bei dem weiblichen Geschlechte den Ausdruck der Liebe, und athmet aus jenen zauberischen Mienen und Bewegungen, in welchen der Ausdruck der Liebe mit dem Ausdruck einer unschuldsvollen Begier, die Liebe zu verbergen, frei und natürlich verknüpft ist. Ihn seinen Werken einzuhauchen, wird dem Künstler nur in dem Moment der reinsten Begeisterung gelingen. Holdseligkeit aber ist nur überirdischen, idealischen weiblichen Gestalten eigen; sie ist der Ausdruck vollendeter Reinheit der Seele, erhabener, allumfassender Liebe und Sympathie gegen niedere Wesen, bei welchen man sich zugleich bestimmt fühlt, sich zutrauensvoll anzunähern und demüthig zurückzuziehn.

Grazien oder Charitinnen, die Göttinnen der Anmuth, der schönen Sitte, von welchen, wie Pindar singt, den Sterblichen alles Schöne und Angenehme kommt, durch welche allein der Mensch weise, schön oder glänzenden Ruhmes ist. Die Dichtungen der Alten davon sind sehr verschieden. Nach Hesiodus und den meisten Dichtern und Mythographen war Jupiter ihr Vater; in Ansehung ihrer mütterlichen Abstammung aber weichen die Angaben sehr von einander ab. Bei Hesiodus heißt die Mutter Eurynome; und mit ihm stimmen die meisten Alten überein. Eben so verschieden werden ihre Anzahl und ihre Namen angegeben. Die Lacedämonier und Athenienser kannten zuerst nur zwei, denen jene die Namen Phaënna (die Schimmernde) und Kleta (die Ruhmvolle), diese aber die Namen Hegemone (die Führerin) und Auro (die Beglückerin) gaben. König Etheokles führte bei den Orchomeniern die Anbetung dreier Grazien ein, und Hesiodus gibt ihnen zuerst die bekannten Namen Aglaja (Glanz), Thalia (die Grünende) und Euphrosyne (Heiterkeit). Homer erwähnt ihrer in der Ilias als Dienerinnen der Juno, in der Odyssee aber als Dienerinnen der Venus, welche sich von ihnen baden und schmücken läßt. Er dachte sie sich als ein zahlreiches Gefolge dieser Göttinnen, bestimmt, die Tage der Unsterblichen zu beglücken. Hesiods Dichtung kommt der Homerischen am nächsten. Ihm waren sie, wie sich schon

aus den Namen seiner Grazien ergibt, ein Bild von der höchsten Anlage zu gefallen, deren Hauptzweck ist, das gesellschaftliche Vergnügen zu befördern, und durch Heiterkeit und Güte zu fesseln. Die spätern Dichter entfernten sich von dieser Vorstellungsart, und machten aus ihnen allegorische Dichtungen. Allenthalben aber erscheinen die Grazien (und eben dies scheint ihren Charakter zu vollenden), nicht als herrschende, sondern als dienende Gottheiten. Nicht sie selber schimmern, aber Venus schimmert durch sie; nicht sie erobern, aber durch sie gewinnt Venus die Herzen. Doch nicht auf das Gebiet der Liebe und gesellschaftlicher Freuden ist ihre Thätigkeit beschränkt; auch geistige Genüsse und Annehmlichkeiten, Musik, Beredsamkeit, Poesie und andere Künste verschönern sie durch ihren Einfluß; auch wird ihnen die Ausübung des Wohlthuns und der Dankbarkeit zugeschrieben. In den ältern Zeiten bildete man die Grazien völlig bekleidet. So waren z. B. ihre goldenen Bildsäulen des Pupalus in Smyrna und die marmornen des Sokrates vor dem Eingange der Acropolis von Athen; eben so im Tempel zu Elis. Eine von ihnen hielt eine Rose, die andere einen Myrtenzweig (Symbole der Schönheit und Liebe), die dritte einen Würfel (das Bild harmloser Jugend) in der Hand. In der Folge bildete man sie auch unbekleidet. Ihr Dienst war in Griechenland sehr ausgebreitet; sie hatten daselbst eine große Anzahl von Tempeln, theils allein, theils mit andern Gottheiten gemeinschaftlich, namentlich mit der Venus, den Musen, dem Amor, Merkur und Apoll. Ihre Feste hießen Charisien und wurden mit Tanz gefeiert. Übrigens schwur man bei den Chariten und weihte ihnen beim Mahle den ersten Becher.

Grécourt (Jean Baptiste Joseph Villart de), wurde im Jahr 1683 zu Tours geboren. Seine Ältern bestimmten ihn, als den jüngsten ihrer Söhne, zum geistlichen Stande. Er studirte in Paris, erhielt 1697 ein Canonicat an der Kirche St. Martin in seiner Vaterstadt, und machte sich zuerst durch einige Predigten bekannt, die mehr satirischen als moralischen Inhalts waren. Aber er entsagte bald diesem Stande, der für seinen unruhigen und lebhaften Geist zu einförmig war, und ging nach Paris, wo er als witziger Kopf Eingang in die besten Häuser fand, und sich unter andern vorzüglich die Gunst des Marschalls d'Estrées zu erwerben wußte. Dieser nahm ihn mit sich nach dem Schlosse Veret in Bretagne, einem Orte, den Grécourt sein irdisches Paradies zu nennen pflegte, weil er hier Alles fand, was seiner Sinnlichkeit schmeicheln konnte. Sein ausschweifender Hang zu Genüssen, sein Leichtsinn und seine zügellose Einbildungskraft hielten ihn von ernsten und anhaltenden Studien ab; seine ganze Beschäftigung bestand darin, Erzählungen, Epigramme und andere kleine Gedichte zu verfertigen, und seinen Freunden mit der ihm eigenthümlichen Anmuth vorzulesen. In dieser Kunst war er ein solcher Meister, daß die ganze Feinheit seiner Poesien sich erst durch seinen Vortrag fühlbar machte. Dieses Talent, seine Lustigkeit und seine Einfälle machten ihn angenehm; aber seine Neigung zur Satire zog ihm auch manchen Feind zu. Er starb zu Tours den 2ten April 1745. Seine sämmtlichen Gedichte sind nach seinem Tode oft gedruckt worden. Sie enthalten außer mehrern mittelmäßigen Fabeln, Epigrammen, Liedern und andern kleinen Gedichten, 91 poetische Erzählungen und ein in lateinischer Sprache abgefaßtes und wider den Jesuiterorden gerichtetes Gedicht Philotanus. Seine Poesien haben ganz den Charakter ihres Verfassers; sie sind

lebhaft und witzig, aber auch unendlich muthwillig und bis zur Unsittlichkeit ausgelassen.

Greenwich, ein Marktflecken in der Grafschaft Kent, am südlichen Ufer der Themse, der vorzüglich wegen des großen Seehospitals und der Sternwarte berühmt ist. Das Hospital ist eines der prachtvollsten Gebäude, fast ganz aus Sandstein aufgeführt, und besteht aus vier abgesonderten viereckigen Höfen, welche die Namen der Regenten führen, unter denen sie erbaut worden. König Carls und der Königin Anna Gebäude liegen nach Norden, König Wilhelms und der Königin Maria Höfe nach Süden. Zwischen den beiden ersteren ist ein großer Zwischenraum, auf welchem die Bildsäule Georgs II. in Marmor steht. In König Carls Gebäude sind die Gemächer des Oberaufsehers und seiner Unterbeamten, auch wohnen hier 300 Kostgänger. In der Königin Anna Gebäude werden 437 Veteranen erhalten. Der Theil, welcher König Wilhelms Namen trägt, ist unstreitig der prächtigste, er ward von dem berühmten Christoph Wren aufgeführt. Hier sind 551, endlich in dem Gebäude der Königin Maria 1092 Betten. Außer den Ringmauern des Hospitals ist noch ein zweistöckiges viereckiges Krankenhaus mit 64 Zimmern, in deren jedem vier Betten sind. Ferner ist in der Nähe des großen Hospitals ein Schulhaus von 146 Fuß Länge, worin 200 arme Matrosenkinder unterrichtet werden. In dem großen Hospital werden etwa 2400 invalide Seeleute unterhalten, die entweder durch Alter, oder durch Wunden, die sie in Gefechten erhalten, unfähig zum Dienst geworden sind. Auch Ausländer haben Ansprüche auf diese Wohlthat, wenn sie zwei Jahre in brittischem Sold gestanden. Die Witwen der Matrosen nimmt man vorzugsweise zu Wärterinnen, deren 144 sind. Davon bekommt jede jährlich 8 Pfd. Lohn, nebst völlig freiem Unterhalt. Die Invaliden erhalten Kleidung, Kost und etwas Taschengeld. Über diese treffliche Anstalt führen die ersten Staatsbeamten von England, die Erzbischöfe, der Lord Kanzler und der Lord Mayor von London die Oberaufsicht. Die Einkünfte der Anstalt werden theils aus wohlthätigen Stiftungen, theils aus Strafgeldern, theils aus den Beiträgen genommen, die jeder Matrose zu 6 Penny monatlich entrichten muß. Die Kosten des Unterhalts eines jeden Invaliden schätzt man auf 27 Pf. 10 Sh. jährlich. Die zweite Merkwürdigkeit in Greenwich ist die herrliche königliche Sternwarte, welche 1675 von Carl II. erbaut worden und durch welche die englischen Geographen und Seefahrer den ersten Meridian ziehn (17° 40′ von Ferro.). Hier haben zum Theil sehr berühmte Astronomen gelebt. Auf Flamstead, den ersten, folgte Halley, auf diesen Bradley, dann Bliß und Maskelyne; der jetzige heißt Pond. Die Bevölkerung von Greenwich beläuft sich auf 17,000 Seelen.

Gregoire (Henri Graf), geb. bei Lüneville 1750, ein in der Geschichte der französischen Revolution und in der Literatur nicht unberühmter Schriftsteller, anfangs Professor im Collegio zu Pont à Mousson, dann Pfarrer zu Enobermesnil, hierauf Deputirter der Geistlichkeit von Nancy bei der General-Ständeversammlung; war einer der ersten Geistlichen, der zum dritten Stande übertrat. Den 8ten Juli 1789 widersetzte er sich der Annäherung der Truppen, welche der König nach Paris beschied. Den 3ten August sprach er für die Herstellung der bürgerlichen Rechte der Juden. Auch war er der erste Geistliche, der den constitutionellen Eid leistete, und wurde zum Bischof von Blois gewählt. Den 18ten Jan. 1791 ward er zum Präsi-

denten eines Vereines der Freunde der Schwarzen ernannt und trug durch seinen Eifer viel bei zur Abschaffung der Negersklaverei. Als die Flucht Ludwigs XVI. die Frage von der Unverletzlichkeit der königlichen Person zur Sprache brachte, erklärte sich Gregoire mit Nachdruck gegen den Monarchen, und verlangte, daß er von einem Convente gerichtet werde. Als Conventsmitglied betrat er den 22sten September 1792 die Rednerbühne, und verlangte die Abschaffung des Königthums, welche schon Collot d'Herbois vorgeschlagen hatte. Auch schlug er in einer Rede am 15ten Nov. vor, daß Ludwigs Prozeß sofort seinen Anfang nehme. Hierauf zum Präsidenten des Convents ernannt, ließ er die Vereinigung Savoyens mit Frankreich erklären, und ward nebst drei andern Conventsmitgliedern in jene Provinz geschickt, um sie als Departement des Mont Blanc zu organisiren. Während seiner Abwesenheit ward Ludwig verurtheilt, daher hat Gregoire nicht mit votirt. Allein er und seine Collegen überschickten eine schriftliche Erklärung, daß Ludwig ohne Appellation an das Volk verurtheilt werde. Doch hatte er bereits am 15ten November die Abschaffung der Todesstrafe vorgeschlagen und dies ausdrücklich auch für Ludwig XVI. verlangt, im Fall er schuldig befunden würde. — Späterhin weigerte er sich, dem Beispiele Gobels, constitutionellen Bischofs von Paris, zu folgen, welcher am 7ten November 1793 vor den Schranken erschien, und die catholische Religion nebst den bischöflichen Amtsverrichtungen abschwur. Er war selbst kühn genug, das Benehmen desselben zu mißbilligen. Seitdem beschäftigte er sich mit Berichten über den Ackerbau, arbeitete im J. 1794 viel in dem Ausschusse für den öffentlichen Unterricht, und erklärte sich über den unersetzlichen Schaden, den der Terrorismus den Künsten und Wissenschaften zugefügt habe. Auch sprach er öfter für die Freiheit des Gottesdienstes. Um die constitutionelle catholische Kirche wieder herzustellen, bildete er im Anfange des J. 1795 den Ausschuß der vereinigten Bischöfe, errichtete Presbyterien und Synoden, schrieb Hirtenbriefe u. s. w. Im J. 1797 den 15ten Aug. veranstaltete er ein Nationalconcilium der constitutionellen Bischöfe in Paris, dessen Mitglieder den Eid des Hasses des Königthums ablegten. Das Concilium ward den 12ten Nov. beschlossen, und Gregoire fuhr fort, das bischöfliche System gegen das Papalsystem überall zu verbreiten. Im J. 1800 leitete er ein ähnliches Concilium zu Bourges, und den 29sten Juni 1801 eröffnete er ein zweites Nationalconcilium in Paris mit einer Schutzrede für die Philosophie. Seine Arbeiten für diesen Zweck findet man in den Actes du Concile. Nach dem Abschluß des Concordats entsagte er seinem bischöflichen Sitze, behauptete aber die Rechtmäßigkeit seines Titels gegen den Papst. — Im September 1795 trat er in den Rath der Fünfhundert, und nach dem 18ten Brumaire kam er von neuem in den gesetzgebenden Körper. Im Februar 1800 wurde er zum Präsidenten ernannt, und den 23sten December 1801 auf die wiederholte Präsentation des gesetzgebenden Körpers zum Mitgliede des Erhaltungssenats gewählt. Buonaparte ernannte ihn zum Reichsgrafen und zum Commandanten der Ehrenlegion. Allein durch seine neue Ausgabe der Ruines de Port royal 1809 fiel er bei dem Kaiser in Ungnade. Vor der Revolution war er Mitglied der Akademie von Metz, und wurde es nachher von dem Nationalinstitute und der pariser Gesellschaft des Ackerbaues. Ihm verdankt Frankreich die Errichtung des Bureau's der Längenmessungen und des Conservatoriums der Künste und Handwerke. Eben so

machte er sich um die Wissenschaften verdient. Er ist Verfasser mehrerer Schriften, von denen die meisten ins Englische übersetzt sind. Im Jahr 1803 machte er eine Reise nach England und Deutschland. Im J. 1814 war er einer der ersten, welche für Napoleons Thronentsetzung stimmten, und verlangte, daß die Abschaffung des Sklavenhandels in die Constitutionsacte aufgenommen werde. Im J. 1815 unterzeichnete er in der Liste des Instituts die von Buonaparte gegebene Additionalconstitution mit Nein. Bei der neuen Bildung des Instituts im J. 1816 ward er nicht als Mitglied der Akademie beibehalten. Als Schriftsteller hat Gregoire Wärme und Einbildungskraft, aber wenig Kritik und Methode; auch spricht er oft und gern von sich selbst. Sein Hauptwerk ist die Histoire des sectes réligieuses. Sie wurde 1810 verboten und erschien 1814, 2 B. Im J. 1773 schrieb er eine von der Akademie zu Nancy gekrönte Preisschrift; Eloge de la poésie, im J. 1789 das von der Akademie von Metz gekrönte Essai sur la régénération physique morale et politique des Juifs. Interessant sind seine Trois Rapports sur les destructions opérées par le vandalisme 1794 u. m. a. sur les inscriptions des monuments publiques, sur la bibliographie, sur l'ordre de Malte u. s. w. Sehr selten ist sein Essai historique et patriotique sur les arbres de la liberté 1794. Inhaltreich sind: de la Littérature des Nègres 1808, de la Domesticité chez les peuples anciens et modernes, 1814. Seine Schrift: De la constitution françoise (die des Senats) en 1814, erlebte vier Auflagen. Im Jahr 1818 schrieb er über das neue Concordat Ludwigs XVIII. mit Pius VII eine interessante Kritik.

Gregor der Große, s. Päpste.

Gregor VII., ehe er zum Pontificate gelangte, **Hildebrand** genannt, war einer der merkwürdigsten Päpste. Seine Jugendgeschichte ist wenig bekannt, selbst das Jahr und der Ort seiner Geburt sind zweifelhaft, indem Einige Siena, Andere Saone im Toskanischen und noch andere Rom als seinen Geburtsort nennen. So viel indeß ist gewiß, daß er seine Kindheit in Rom verlebte, als ein junger Mann eine Reise nach Frankreich machte, und hier mit dem Kloster zu Clugny in Verbindung kam, um das Jahr 1045 nach Rom zurückkehrte, und hier eine Laufbahn sich eröffnete, welche ihn zu einem großen Ziel führen sollte. Bekannter und zugleich merkwürdiger wird seine Geschichte von der Zeit an, wo er sich wieder in dem Kloster zu Clugny eine Zeit lang eingeschlossen hatte, und hier dem Papst Leo IX., nachdem er auf einer zu Worms gehaltenen Synode zum Pontificat ernannt worden war, auf seiner Reise durch Frankreich nach Rom bekannt ward. Er begleitete ihn nach Rom, und spielte von dieser Zeit an, obgleich im Verborgenen, eine bedeutende Rolle, indem er, vermöge der Herrschaft, welche große Geister über gewöhnliche Menschen ausüben, die Schritte dieses und mehrerer nachfolgenden Päpste leitete. Erst nach dem Tode Alexanders II. im Jahr 1073 gefiel es dem Cardinal Hildebrand, den päpstlichen Stuhl zu besteigen, auf welchen er sich, wenn es sein Wille gewesen wäre, weit früher hätte schwingen können. Was er längst schon durch mehrere Maßregeln, zu denen er den vorhergehenden Päpsten gerathen hatte, vorzubereiten bemüht gewesen, das suchte er nun selbst mit dem rastlosesten Eifer auszuführen. Es war sein Entwurf, dem römischen Stuhl nicht bloß die höchste Gewalt in der Kirche und über die Kirche zu verschaffen, und die ganze Fülle der geistlichen Gewalt in die

Hände des Papstes zu bringen, sondern auch die Kirche von der Gewalt des Staats gänzlich unabhängig zu machen, und den Königen und Fürsten den Einfluß abzuschneiden, den sie bisher noch in mannichfaltigen Beziehungen zu behaupten gewußt hatten. Er wollte gleichsam eine Theokratie stiften, in welcher der Papst der Statthalter Gottes, der höchste Regent in politischen eben sowohl als in kirchlichen Angelegenheiten seyn sollte. Das meiste für die Ausführung seines Plans versprach er sich von der Aufhebung der Laieninvestitur, an welchem Rechte der Fürsten, die Bischöfe zu belehnen, die ganze Gewalt hing, welche die Fürsten noch über den Klerus ihrer Länder ausübten. Daher ließ er im Jahr 1075, zum Erstaunen der ganzen Welt, das merkwürdige Decret ausgehen, worin allen Geistlichen bei Strafe des Verlustes ihrer Ämter verboten ward, die Investitur über irgend ein kirchliches Amt aus der Hand eines Laien zu empfangen, und zugleich allen Laien bei Strafe des Bannes verboten ward, einem Geistlichen die Investitur zu ertheilen. Leicht konnte Gregor vorhersehen, daß die Fürsten und namentlich der Kaiser nicht bereit seyn würden, das bisher behauptete Investiturrecht auf das erste Wort aufzuopfern. Daher beschloß er, mit dem Kaiser Heinrich IV. zu brechen, und hoffte, der Streit werde sich so wenden, daß der Kaiser genöthigt werden würde, durch die Aufopferung dieses Rechtes den Frieden zu erkaufen. An Gelegenheit zum Kriege mit dem Kaiser konnte es dem Papste nicht fehlen, da sich der Kaiser, durch jugendlichen Leichtsinn und böse Rathgeber irre geleitet, während der kurzen Zeit seiner Selbstregierung über alle göttlichen und menschlichen Gesetze hinweggesetzt hatte. Auch konnte ihm dieser Krieg eben nicht gefährlich dünken, da der Kaiser viele und mächtige Feinde im Reiche hatte. Noch im Jahr 1075 sprach der Papst das Suspensionsurtheil über mehrere deutsche Bischöfe, welche ihre Ämter von dem Kaiser gekauft hatten, und den förmlichen Bann über 5 kaiserliche Räthe aus, welche diesen schändlichen Handel getrieben haben sollten, und da der Kaiser diese Räthe nicht entließ, und jener Bischöfe sich annahm, machte der Papst im Jahr 1076 ein neues Decret bekannt, in welchem dem Kaiser angekündigt ward, daß er in Rom erscheinen, und sich wegen der gegen ihn erhobenen Klagen verantworten solle. Der unbedachtsame Kaiser versammelte unverzüglich eine Synode zu Worms, und ließ das Absetzungsurtheil gegen den Papst aussprechen, wodurch denn dieser bewogen ward, auch seiner Seits zum Äußersten zu schreiten, den Kaiser in den Bann zu thun, und alle seine Unterthanen und Vasallen von dem Eide der Treue zu entbinden. Bald sah der Kaiser ganz Oberdeutschland gegen sich aufstehen, zu eben der Zeit, da die Sachsen in Niederdeutschland den Krieg gegen ihn erneuerten, und als die zu Oppenheim versammelten Fürsten den Schluß faßten, daß zu einer andern Kaiserwahl geschritten werden sollte, ergab er sich ihnen fast auf Discretion, und mußte sich vorschreiben lassen, daß er den Papst, den sie selbst ersuchen würden, in das Reich zu kommen, als Richter über sich erkennen, seine excommunicirten Räthe entlassen, und sich als suspendirt von der Regierung betrachten wolle. Betäubt von diesem Schlage, fiel Heinrich auf den Gedanken, nach Rom zu eilen, und hier von dem Papste die Lossprechung von dem Banne zu erbetteln. Mitten im Winter, fast ohne Gefolge, reis'te der Kaiser nach Rom, und der Papst traute kaum seinen Augen, als er ihn so tief gesunken sah. Zu Canossa, in dem Gebiete der Markgräfin Mathildis, traf der Kaiser den

Papst, welcher darauf drang, daß sich der Kaiser einer kirchlichen Buße unterziehen müsse, und ihn deßhalb drei Tage lang in dem Aufzuge eines Büßenden in dem Hofe zu Canossa warten ließ. Bald aber bereuete der Kaiser diesen Schritt, und es sammelten sich wieder mehrere seiner Freunde um ihn, und nach einem mit abwechselndem Glücke geführten Kriege trug er den Sieg über den ihm entgegengesetzten Gegenkaiser, Rudolph von Schwaben, davon. Nun ließ er den Papst auf einer Synode zu Brixen absetzen und einen Gegenpapst wählen, eilte nach Italien, drang in Rom ein, und inthronisirte den Gegenpapst. Gregor, welcher in die Engelsburg flüchtete, und hier drei Jahre lang wie im Gefängnisse lebte, trug sein Unglück mit Würde und Standhaftigkeit, und konnte durch nichts bewogen werden, die Rechte der Kirche zu verletzen. Endlich befreite ihn Robert, Herzog der Normänner, die Römer aber nöthigten ihn, weil Roberts Soldaten die Stadt geplündert und verheert hatten, Rom zu verlassen, und er ging daher nach Salerno zu den Normännern, wo er im J. 1085 starb. Außerdem ist von Gregor zu bemerken, daß er den Cölibat der Geistlichen allgemein einführte, so weit er ihn erzwingen konnte, weil er entweder an eine größere Heiligkeit des ehelosen Standes glaubte, oder den Klerus auch hiedurch unabhängiger machen wollte, und die Markgräfin von Taskana, Mathildis, bestimmte, ihre fast königlichen Besitzungen dem römischen Stuhle zu legiren. Kein Papst ist mehr gepriesen, aber auch keiner mehr getadelt worden, als Gregor VII. Die meisten protestantischen Geschichtschreiber haben ihm unersättliche Herrschsucht und gränzenlosen Ehrgeiz vorgeworfen. Betrachtet man aber das Ganze seines Lebens und die Größe seines Geistes, lies't man seine Briefe, in denen die edelsten Gesinnungen ausgedrückt sind, und erwägt, wie streng er, nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst war, so ist es nicht glaublich, daß ein bloßes kleinliches Streben nach eigener Größe der Zweck seines Lebens gewesen sey. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß er, wenigstens bei seinem Hauptentwurf, ein höheres Ziel vor Augen hatte, und mit redlicher, wenn auch irriger Überzeugung, für die Sache Gottes und Christi, für die Sache der Religion und der Kirche, zu wirken glaubte. (Vergl. Hildebrand, als Papst Gregorius VII. und sein Zeitalter von Johann Voigt, 1815, 8.) N.

Gregor (Mac=), aus einer alten schottischen Familie, einer der kühnsten Anführer der spanisch=amerikanischen Insurgenten, diente als Capitain bei der brittischen Armee in Spanien mit Auszeichnung, ward Oberster und erhielt einen spanischen Ritterorden; allein er entzweite sich mit seinen Obern, verließ 1811 die englische Armee, ging nach Caraccas, wo er sich mit einer Eingebornen vermählte und diente in der Reiterei von Venezuela. Als Miranda durch Capitulation gefangen wurde, begab er sich nach Carthagena, landete hierauf im Juli 1816, nebst Bolivar (s. d. Art.) an der Küste von Venezuela, trug zur Eroberung von Barcelona (in Südamerika) bei, und erfocht mehrere Vortheile über die königlichen Truppen im J. 1816. Im Mai 1817 unternahm er an der Spitze von 500 Abenteurern aus allen Nationen, die er in den vereinigten Staaten versammelt hatte, einen Zug nach Florida, und bemächtigte sich der Insel Amelia, verließ sie aber und an seine Stelle trat der Commodore Aury, der die Insel räumte, als nordamerikanische Truppen im December 1817 von der Insel Besitz nahmen. Mac=Gregor hielt sich noch eine

kurze Zeit in Venezuela auf und kehrte hierauf im Jan. 1818 nach England zurück. Dieser tapfere, für die Sache der freien Amerikaner begeisterte Mann voll ritterlichen Muths, der das Schwerste wagt, besitzt ausgebreitete Kenntnisse und ist ein erfahrner Krieger.

Gregorianischer Calender, s. Calender.

Greif, ein bekanntes Wunderthier des Alterthums, das nach der gewöhnlichen Sage Leib, Füße und Krallen eines Löwen, Kopf und Flügel eines Adlers, Ohren des Pferdes, und statt der Mähne einen Kamm von Fischflossen hatte; der Rücken war befiedert. Älian besetzt den Rücken mit schwarzen, die Brust mit rothen und die Flügel mit weißen Federn; Ktesias gibt ihm blaue, glänzende Nackenfedern, einen Adlerschnabel und feurige Augen. Spätere Schriftsteller setzen noch manches hinzu. Nach dem Verfasser des Buchs: De rerum natura, ist er größer, als ein Adler, hat an den Vorderfüßen große Adlersklauen, an den Hinterfüßen Löwenklauen, legt in sein Nest einen Achat; aus den Klauen macht man Trinkgefäße. Er ist so stark, sagt Ktesias, daß er im Kampf mit allen Thieren Sieger bleibt, den Löwen und Elephanten ausgenommen. Man gab Indien für sein Vaterland aus, und glaubte, daß er auf hohen Bergen niste; nie erwachsen, wohl aber jung gefangen und gezähmt werden könne; daß er das Gold der Gebirge bewahre, und sein Nest davon mache, oder nach andern Angaben, daß er die fürchte, welche Gold suchen, und seine Jungen gegen sie vertheidige. Über die Entstehung der Idee von diesem fabelhaften Vogel ist viel gemuthmaßt worden; namentlich hat der Graf von Veltheim in seiner Abhandlung von den goldgrabenden Ameisen und Greifen der Alten, und Böttiger in seinen Vasengemählden sehr viel Sinnreiches darüber gesagt. Letzterer erklärt mit vieler Wahrscheinlichkeit diese und ähnliche Ungeheuer bloß als Erzeugnisse der indischen Tapetenwirkerei, da sich die Indier von den ältesten Zeiten her an seltsamen Zusammensetzungen ihrer heiligen Thiere ergötzen. Die Griechen, welche an dem Hofe des persischen Königs dergleichen Tapeten erblickten, hielten die darauf abgebildeten Thiere für wirkliche Geschöpfe des wunderreichen Indiens, und verbreiteten die Sage davon. Auf ähnliche Art entstanden auch die nachherigen Arabesken, Grotesken u. s. w., mit denen jene also einerlei Ursprung hätten.

Greifenfeld (Peter, Graf von), hieß eigentlich Schumacher, und war der Sohn eines Weinhändlers zu Copenhagen. Durch außerordentliche Talente stieg er unter König Friedrich III. von Dänemark zum Cabinetssecretär, seit 1670 aber überließ ihm Christian V. die ganze Leitung der Regierungsgeschäfte, erhob ihn zum Grafen von Greifenfeld, Großkanzler und Ritter vom Elephantenorden. Der eben so rechtschaffene als kluge Minister machte sich um die Staatsverwaltung auf vielfache Weise verdient, und erlangte auch im Ausland ein so großes Ansehen, daß Kaiser Leopold I. ihn 1674 zum Reichsgrafen erhob, Frankreich ihm die Cardinalswürde, und Friedrich Wilhelm von Brandenburg die Insel Rügen als ein Reichsfürstenthum anbot. Auf dieser größten Höhe hatte man seinen Sturz bereitet. Unvermuthet ward er im März 1676 verhaftet, und der König, den die Faction einiger Großen bis zur Erbitterung getrieben hatte, ließ den unschuldigen Mann das Schaffot besteigen. Seine Todesstrafe ward in lebenslängliche Gefangenschaft verwandelt, und dauerte dreiundzwanzig Jahre, ungeachtet der König selbst sei-

nen Werth einsah und einst, bei Endigung einer wichtigen Deliberation, zu seinen geheimen Räthen sagte: Jetzt versteht mein ganzer geheimer Rath nicht so viel, als ehedem ein einziger Greifenfeld. — Er starb den 12ten März 1699 zu Drontheim.

Greifswalde, eine als Universität und als Handelsplatz wichtige Stadt in Vorpommern, nur eine Stunde von der Ostsee entfernt. Sie zählt etwa 4000 Einwohner. Die Universität ward 1456 von Herzog Wratislaw gestiftet, hat über 35,000 Thaler jährl. Einkünfte und eine ansehnliche Bibliothek.

Grell. Dieses Wort wird in der Mahlerei auf den Ton der Farbe, auf die Farbe selbst und auf Licht und Schatten angewendet. Ein greller Farbenton ist derjenige, der sich nicht durch einen sanften Übergang in den ihm zunächst stehenden verliert und mit demselben verschmilzt; eine grelle Farbe ist eine schreiende, unharmonische, der gebrochenen entgegengesetzte Farbe; ein grelles Licht, ein greller Schatten entsteht dann, wenn sie in großen Massen zu plötzlich mit einander abwechseln.

Grenada und Grenadillen, s. Antillen.

Grenville (Thomas), ein englischer Staatsmann, zweiter Sohn des George Grenville, der von 1773 bis 1775 Staatsminister war, und jüngerer Bruder des verstorbenen Marquis von Buckingham, trat um das J. 1784 in das öffentliche Leben ein, als ein Anhänger von Fox und der Opposition, worüber er mit seinen Verwandten zerfiel. Doch konnten die Freunde des berühmten Fox erst im J. 1790 seine Wahl zum Parlamentsgliede durchsetzen. Bei der Parlamentswahl 1796 söhnte er sich mit seiner Familie aus, und ward von der Stadt Buckingham gewählt. Als der König von Preußen die Sache der Coalition gegen Frankreich im März 1794 verließ, sollte er als außerordentlicher Gesandter nach Berlin gehen, um das preußische Cabinet wieder in die Allianz zu ziehn. Bei der Überfahrt nach Holland im Winter 1795 litt er Schiffbruch, und rettete sich mit Lebensgefahr auf dem Eise, drei engl. Meilen bis an die Küste. Seine Sendung war vergeblich; denn der Abbé Sieyes hatte bereits die Bestätigung des Vertrags zwischen Preußen und der französischen Republik in Berlin erlangt. Nach Lord Sidney's Tode 1800 ward Thom. Grenville zum Oberst-Aufseher der Gewässer und Wälder südwärts vom Trent ernannt.

Grenville (William Windham, Lord), berühmter englischer Staatsmann, und seit 1791 Pair, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. den 25sten Oct. 1759, wurde in Eton und Oxford erzogen, wo er sich durch seine Neigung für die alte classische Literatur auszeichnete. Durch seinen Vetter Pitt zum General-Zahlmeister des Heers und bald darauf zum Parlamentsgliede gewählt, trat er, an der Seite des Ministers, in die Reihe der ersten brittischen Staatsredner ein. Im J. 1789 ward er, doch nicht für lange Zeit, zum Sprecher des Unterhauses ernannt. Im Mai 1791 übertrug der König ihm das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, nachdem er früher schon im Departement des Innern gearbeitet hatte. Beim Ausbruche der französischen Revolution wollte er anfangs in die innern Angelegenheiten Frankreichs sich nicht mischen, sondern eine strenge Neutralität behaupten; allein die Politik der französischen Republikaner war für die Ruhe der monarchischen Staaten zu feindselig. Daher antwortete er im Dec.

1792 und Januar 1793 auf verschiedene Noten Chauvelins, der als französischer Minister anerkannt seyn wollte, daß England fortfahren würde, die Maßregeln, welche die Zeitumstände nothwendig machten, zu verfolgen, und daß man ihn in keinem öffentlichen Charakter anerkennen könne. Eben so kündigte er ihm an, Se. großbritannische Majestät würden nie zugeben, daß diejenigen, welche sich eines Verbrechens gegen Ludwig XVI. schuldig machten, je einen Zufluchtsort in Großbritannien fänden. Den 17ten Juni nahm er sich lebhaft in dem Hause der Pairs der Vertheidigung des Lords Aukland, Botschafters in Holland, an, dem man Schuld gab, durch sein Benehmen die Kriegserklärung Frankreichs an England und Holland veranlaßt zu haben. Im J. 1794 vertheidigte er mit Nachdruck das Benehmen des Ministeriums, und sprach den 17ten Febr. über die Nothwendigkeit des Kriegs gegen Frankreich; den 30sten April für die mit Preußen abgeschlossene Allianz; den 5ten Mai über die Errichtung von französischen Emigrantencorps; den 22sten deff. Mon. über die einstweilige Aufhebung der Habeas-Corpusacte, die er als unerlaßlich zu Verhütung innerer Unruhen, welche England bedrohten, darstellte. Wegen des Benehmens, das England bei den damals eröffneten Unterhandlungen zu Lille zu beobachten hätte, wurde im Juni 1795 ein Staatsrath zu London gehalten, dem Grenville beiwohnte, und wo er der Meinung war, ernstlich an den Frieden zu denken; doch gewann seine Meinung nicht die Oberhand. Er war damals von allen Ministern derjenige, welcher bei der Oppositionspartei in der größten Gunst stand. Im J. 1799 sprach er für die Vereinigung Irlands mit England, und brachte die merkwürdige Fremden-Bill in Vorschlag. Als hierauf zu Ende des Jahrs der erste Consul an den König von England geschrieben hatte, um Friedensvorschläge zu thun, antwortete Lord Grenville, daß der König mit seinen Alliirten den Frieden auf sichre Grundlagen zu schließen bereit sey, daß aber, ohne jedoch Frankreich über die Form seiner Regierung etwas vorschreiben zu wollen, die Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon die beste Bürgschaft der friedlichen Gesinnung Frankreichs seyn würde. Grenville war der Meinung, daß Buonaparte den Frieden nicht aufrichtig wolle. Den 5ten Febr. 1801 nahm er seine Entlassung bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten. Kurz darauf widersetzte er sich im Oberhause der Bildung eines Ausschusses zur Untersuchung des Zustandes der Nation, welchen Lord Darnley in Vorschlag gebracht hatte, und rechtfertigte das vorige Ministerium. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im November 1802 sprach er lebhaft gegen das Ministerium, das den Frieden mit Frankreich geschlossen hatte, „Frankreichs Macht werde Englands Daseyn bedrohen; man müsse kräftige Maßregeln ergreifen, für welche aber die gegenwärtigen Minister sich nicht eigneten, sondern allein der Mann (auf Pitt deutend), den England als seinen Retter ansehe und erwarte.“ Er beklagte sich, daß man in dem Vertrage von Amiens die treuesten Alliirten Englands, den Statthalter und den König von Sardinien, aufgeopfert habe. Im März 1805 übergab er dem Oberhause die Bittschrift der irländischen Catholiken, und unterstützt ihr Gesuch. Nach Pitts Tode 1806 ward er zum Premierminister und Kanzler der Schatzkammer ernannt, welche Stellen aber im März 1807 an seiner Statt Canning und Perceval erhielten. Er trat jetzt zur Opposition. Doch hat er im März 1817 die Minister in der

einstweiligen Aufhebung der Habeas-Corpusacte unterstützt. Seine Gegner tadeln an ihm, daß er in seinen Reden manchmal mehr die Leidenschaft als die Vernunft sprechen lasse. Gedruckt sind mehrere, z. B. über die Regentschaftsbill 1789, 1801, und ein Brief an den Grafen Fingal, 1810. Auch gab er die Briefe des Grafen Chatam an seinen Neffen Thomas Pitt in Cambridge, nachher Lord Camelford, 1804 heraus. Lord Grenville vermählte sich 1792 mit Anna Pitt, der einzigen Tochter des Lord Camelford. Im J. 1810 erwählte ihn die Universität Oxford zu ihrem Kanzler.

Gresset (Jean Baptiste Louis), St. Michaelsritter, Historiograph des St. Lazarusordens und Mitglied der Academie française, war 1709 zu Amiens geboren, trat in seinem 16ten Jahr in den Jesuiterorden, und verließ ihn zehn Jahre nachher wegen des Aufsehens, welches sein Gedicht Vert-Vert machte. Angekündigt in Paris durch die Stimme des Rufs, wußte er denselben zu behaupten und zu vermehren, und ward im J. 1748 in die französische Akademie aufgenommen. Er lebte zu Amiens, wo er eine Finanzstelle verwaltete, und eine reiche Frau geheirathet hatte. Die ländliche Natur, aus der er fast alle seine Bilder entlehnte, wurde sein Lieblingsaufenthalt. Glücklich pries er, wie Horaz, ein genügsames und unbekanntes Leben im Schooße der mütterlichen Natur. Nach dem Tode Ludwigs XV. kam er nach Paris, und wurde gewählt, um Ludwig XVI. im Namen der Akademie zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Hof und Stadt wünschten den Mann zu sehen, der sie so trefflich geschildert hätte. Aber die Meinung, welche seine ersten Hervorbringungen erweckt hatten, wurde ungemein geschwächt durch seinen Discours, worin er einen frühern von Suard beantwortete. Seine Gemählde schienen nicht natürlich, sondern Caricaturen. Man suchte vergebens, den Druck des Werks zu hintertreiben. Nach seiner Rückkehr nach Amiens ließ er es vielmehr neu auflegen, mit einem aus Prosa und Versen gemischten Briefe vermehrt, worin er seiner Feder einen noch freiern Lauf verstattet. Er überlebte seine Rückkehr in sein Vaterland nicht lange, und starb den 16ten Juni 1777, ohne Kinder zu hinterlassen. Die Annehmlichkeit seines Umgangs, die Unwandelbarkeit seiner Grundsätze, die Redlichkeit seines Charakters gewannen ihm ausgezeichnete Freunde und die Gunst des Hofes. Ludwig XVI. erhob ihn im J. 1775 in den Adelstand. Sein Vert-Vert ist ein durch Witz, Leichtigkeit und Anmuth ausgezeichnetes Werk, dessen Werth um so größer erscheint, als der Stoff selbst wenig Hülfsmittel darbot. „Dieses Gedicht," sagt d'Alembert, „würde unter den Händen eines Andern eine fade und abgeschmackte Posse geworden seyn, und in dem Bezirk des Klosters, wo es erzeugt wurde, sein Grab gefunden haben. Gresset besaß in seiner Eingezogenheit die Kunst, das rechte Maß des Scherzes zu treffen, das einen so unbedeutenden Gegenstand in den Augen der feinen Welt anziehend machen konnte." Er hatte es noch mit einem Gesange, l'ouvroir des nones überschrieben, vermehrt, welcher, wie man sagt, Züge seines Talents enthielt; aber er verbrannte ihn in seiner letzten Krankheit. Auf Vert-Vert folgte La Chartreuse. Diese Epistel verräth einen originellen Charakter, eine milde Philosophie; man findet darin Harmonie, und eine an Üppigkeit gränzende Fülle des Ausdrucks. Von geringem Werth sind seine Epistel an den

Pater Bougeant und Les Ombres. Kräftiger und sorgfältiger gearbeitet ist seine Epistel an seine Schwester über seine Genesung. Gresset wollte von der leichten Poesie sich zur Tragödie erheben, aber sein Eduard III., der 1740 gespielt wurde, ist nicht wieder auf dem Theater erschienen. Die Intrigue ist kalt und der Styl ist noch kälter. In dem Sidney, der im J. 1745 aufgeführt wurde, ist die Intrigue schwach und die Verknüpfung gemein; doch finden sich schöne Verse darin. Le Méchant, der 1747 mit großem Erfolg gegeben wurde, ist wegen der Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit und schönen Versification, wegen der Lebendigkeit und Fülle des Witzes und der Wahrheit der Charaktere eine der besten französischen Komödien. Sie wäre vollkommen, wenn eine gleiche Fülle des Komischen diese schönen Eigenschaften krönte. Unbedeutender sind seine Oden, seine Übersetzung der Eklogen Virgils und sein Discours sur l'Harmonie. Unter seinen Papieren haben sich unter andern zwei bis jetzt noch ungedruckte Gedichte gefunden: Le Gazetin und Le Parrain magnifique. Alles zusammengenommen ist Gresset vielleicht der originellste französische Dichter seines Zeitalters, der, obgleich später als Voltaire, doch diesen nirgend nachgeahmt hat. Die besten Ausgaben seiner Werke sind von Fayelle (Paris 1803, 3 Bände, 18., und von Renouard, 1811, 3 Bde., 8.). M.

Gretry (André Ernest Modeste), berühmter französischer Componist, war geboren zu Lüttich den 11ten Februar 1741. Sein Gefühl für den musikalischen Rhythmus äußerte sich schon mit dem vierten Jahr und hätte ihm fast das Leben gekostet. Er war allein; das Wallen siedenden Wassers in einem eisernen Topf fesselte seine Aufmerksamkeit; er fing an, nach diesem trommelähnlichen Geräusch zu tanzen; darauf wollte er auch sehen, wie sich dieses periodische Wogen in dem Gefäß bilde, und goß es in ein sehr glühendes Steinkohlenfeuer aus. Die Explosion war so heftig, daß er, vom Dampf betäubt, und fast am ganzen Körper verbrannt zur Erde fiel. Dieses Ereigniß zog ihm eine langwierige Krankheit zu, und schwächte seine Augen für immer. Im J. 1759 verließ Gretry sein Vaterland, um sich zu Rom in der Musik zu vervollkommnen. Er genoß hier den Unterricht mehrerer Lehrer, aber Casali ist der einzige, den er anerkennt. Er hatte schon zu Rom einige italienische Scenen und einige Symphonien hören lassen, als er von den Unternehmern des Theaters Alberti beauftragt wurde, zwei Intermezzo's in Musik zu setzen. Sein erster Schritt auf dieser Laufbahn sollte mit einem glücklichen Erfolge bezeichnet seyn; er gewann einen Beifall, der ihm ein glückliches Vorzeichen für die Zukunft ward. Am schmeichelhaftesten war ihm das Urtheil Piccini's, der öffentlich sein Werk gebilligt hatte, besonders, weil es nicht dem gewöhnlichen Wege folgte. Wohl aufgenommen und verehrt in der Hauptstadt Italiens, setzte Gretry daselbst seine Arbeiten und Studien fort, als Melon, Mitglied der französischen Gesandtschaft zu Rom, ihm eine Partitur von Rose et Colas zeigte, welche den Wunsch in ihm erweckte, sich in Paris bekannt zu machen. Auf dem Wege nach Frankreich verweilte er zu Genf. Er ließ sich bei Voltaire einführen, von dem er wohl aufgenommen ward; und wagte es, denselben um ein Gedicht zu bitten. Voltaire sagte es ihm zu, und schickte es ihm nach Paris. Es kam jedoch nicht zur Aufführung. Gretry verließ Genf nicht, ohne sich vorher bekannt gemacht

zu haben. Er setzte die Oper Isabelle und Gertrude in Musik, welche in Paris gegeben worden war, und deren Musik etwas schwach geschienen. Der Beifall, den die seinige erhielt, bestimmte ihn, nach Paris zu gehen, um dort ein Theater und Schauspieler zu finden, die seiner würdiger wären. Länger als zwei Jahre hatte er, wie so viele Andre, jene hundertköpfige Hyder zu bekämpfen, die einem bescheidenen, verständigen, sie zu besiegen ausgerüsteten Künstler nur zu oft in den Weg tritt. Nach vielen leeren Versprechungen und getäuschten Hoffnungen erhielt er von Marmontel den Huron, dessen Text und Musik in sechs Wochen vollendet wurde, und dessen Aufführung im J. 1769 den entschiedensten Erfolg hatte. Mit noch größerm Enthusiasmus ward bald darauf der Lucile, eine Komödie in einem Act, aufgenommen. Er widmete sich von nun an ausschließlich dem Theater, und schrieb im Laufe der Zeit gegen vierzig Opern, von denen le Tableau parlant, Zémire et Azor, l'Ami de la maison, la fausse Magie, le Jugement de Midas, l'Amant jaloux, les Evénemens imprevus, Colinette à la cour, la Caravane, Richard Cour-de-Lion, Anacréon chez Policrate noch jetzt mit Beifall gegeben werden. Gretry hat wie Pergolesi die Declamation zum Typus des musikalischen Ausdrucks genommen, und die Fehler, die er zuweilen gegen die Harmonie begangen hat, sind diesem Bestreben zuzuschreiben und mit Bewußtseyn von ihm begangen worden. Im J. 1790 gab er seine Mémoires ou Essai sur la musique heraus. Der erste Band enthält das künstlerische Leben des Verfassers. Er starb im J. 1813 zu Paris.

Greuze, ein geistreicher franz. Mahler, geboren zu Tournus bei Macon im J. 1726. Nachdem er zu Rom studirt und die Werke der größten Meister kennen gelernt hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, und erwarb sich durch sein herrliches Talent eben so viele Bewunderer als Neider. Originell in der Wahl seiner Gegenstände und in der Composition, ist er es eben so sehr in Colorit und Zeichnung. Charakteristisch ist der moralische Zweck, auf den alle seine Gemählde hindeuten. Vorwerfen kann man ihm vielleicht etwas Affectation und Theatralisches; auch ist die Nachlässigkeit, mit der er absichtlich seine Draperien behandelte, mit Recht zu tadeln. Seine Köpfe und halben Figuren haben sowohl in Colorit und Beleuchtung, als in geistreicher lebendiger Zeichnung einen hohen Grad der Wahrheit. Er hat deren eine große Anzahl geliefert: viele davon sind gestochen und zieren die Zimmer der Reichen und Armen. Sein Gemählde: La petite fille au chien, gilt für sein Meisterwerk. Er starb zu Paris 1805, 79 Jahre alt, und hinterließ zwei Töchter, deren eine, Anna, das Talent ihres Vaters geerbt hat.

Griechenland. Die Namen Griechen und Griechenland waren bei den Eingebornen nicht einheimisch, sondern entstanden in Italien, wahrscheinlich durch die aus Epirus dahin gewanderten pelasgischen Colonien, welche, indem sie sich nach Gräcus, dem Sohne ihres Stammvaters Thessalus, Griechen nannten, Veranlassung gaben, daß dieser Name auf alle die Völker übergetragen wurde, welche einerlei Sprache mit ihnen redeten. Bei den Eingebornen selbst hatte Griechenland in den frühern Zeiten, z. B. bei Homer, keinen allgemeinen Namen; nachher bekam es den Namen Hellas, und nach der Eroberung durch die Römer den Namen Achaja, unter dem

jedoch Macedonien und Epirus nicht mit begriffen waren. Die griechischen Nationen aber waren so weit zerstreut, daß es dadurch schwierig wird, genau zu bestimmen, was zu Griechenland gehöre und was nicht. Bald nahm man Griechenland nur im engeren Sinne, wie es auf drei Seiten vom mittelländischen Meer umflossen, im Norden durch die kambunischen Gebirge von Macedonien geschieden, etwa 2000 Quadratmeilen enthält; bald in einem weitern Sinne, der Macedonien und Epirus mit einschließt, das Hämusgebirge, das ionische und ägeische Meer ihm zu Gränzen gibt und die Inseln dieser Meere mit aufnimmt. Demnach bestand Griechenland theils aus festem Lande, theils aus Inselgruppen. Das feste Land theilt man in Nordgriechenland, Mittelgriechenland oder Hellas im engern Sinne und den Peloponnes. I. Nordgriechenland umfaßt a) Thessalien (jetzt Janiah), eines der größten und fruchtbarsten aller griechischen Länder, von dem Peneos bewässert, der, durch das reizende Thal Tempe fließend, in den thermaischen Busen sich ergoß. Die gefeierten Berge Olympus, Ossa und Pindus erhoben sich hier, und unter den Städten sind Larissa, Pharsalus und Magnesia berühmt. b) Epirus (jetzt Albanien), nächst Thessalien die größte Landschaft Griechenlands. Hier war das uralte Zeusorakel in Dodona, Hauptstadt Ambrakia. c) Macedonien (jetzt Macedonia oder Filiba Vilajeti) erst seit Philipp und Alexander zu Griechenland gerechnet, machte gleichsam ein Mittelglied zwischen Griechenland und Thracien, dem Nordlande im Sinne der Griechen, welchem Macedonien selbst früher beigerechnet wurde. II. Mittelgriechenland oder Hellas (jetzt Livadien) enthielt acht Landschaften: a) Acarnanien, mit dem Hauptort Argos-Amphilochicum, hatte rohe und kriegerische Einwohner, keine bedeutenden Flüsse und Berge. b) Ätolien, mit den Flüssen Achelous und Euenus, und den Städten Kalydon und Thermus. Gebirgig und uncultivirt. c) Doris oder Doris Tetrapolis (ehemals Dryopis), mit den Städten Pindus, Erineus, Bajon und Kytinion. d) Lokris, mit dem berühmten Paß von Thermopylä, von drei Völkerstämmen bewohnt, den opuntischen, epiknemidischen und ozolischen Lokriern. Hier waren die Städte Opus, Naupaktos, Amphissa und Thronion. e) Phocis, vom Cephissus bewässert. Hier erhob sich der Parnassus, unter welchem Delphi, berühmt durch Apollons Orakel, lag. Außerdem sind Krissa und Anticyra hier zu bemerken. f) Böotien, zwar voll dicker, neblichter Luft, aber trefflicher Viehweiden, außer vielen kleineren Flüssen, von dem Asopus und Ismenus durchströmt und reich bewässert, zählte viele blühende Städte, Thebä, Oropus, Platää, Leuktra, Thespiä, Chäronea, Koronea, Orchomenos u. a. Berühmt sind hier die Berge Helicon und Cithäron. g) Attica, eine schmale Landzunge, felsig, trocken, meist unfruchtbar, eben deßhalb aber der früheste und nachmals der schönste Sitz hellenischer Cultur. Hier hatte Athen die Gesetzgeber, Helden, Dichter und Künstler, die noch jetzt die Bewunderung der gebildeten Welt sind. Unter den übrigen Ortschaften Attica's zeichneten sich Marathon, Eleusis, Rhamnus und Laurion aus. h) Megaris mit der Stadt Megara, die kleinste aller griechischen Landschaften. III. Die Halbinsel des Peloponnes (Morea), zu welcher durch Megaris der corinthische Isthmus führt, umfaßte acht Landschaften: a) das Gebiet von Corinth, mit der gleichnamigen, früher Ephyre

genannten Stadt, berühmt durch Handel und Reichthum. b) Das kleine Gebiet von Sikyon, mit der alten Stadt gleiches Namens. c) Achaja, zuerst Ägialos, dann Jonia genannt, hatte in seiner Ausdehnung längs des corinthischen Meerbusens bis zum Flusse Melas zwölf Städte, unter denen Dyme, Patrå und Pellene die beträchtlichsten waren. d) Elis von dem Alpheos, der mehrere kleinere Flüsse aufnimmt, durchströmt, erstreckte sich von Achaja südwestlich an der Meeresküste hin. Vor Elis und Kyllene ist hier Olympia wegen der hier gefeierten Spiele berühmt. e) Messenia, mit dem Flusse Pamisus, unterhalb Elis an der Meeresküste bis zur Landspitze hinreichend, mit der Stadt Messene und den Gränzfestungen Ithome und Ira. f) Laconia, Laconica, Lacedämon, ein Gebirgsland, vom Eurotas durchströmt, wird von dem messenischen, laconischen und argolischen Meerbusen von drei Seiten bespült. Berühmt ist seine Hauptstadt Sparta und unter seinen Bergen der Taygetos. g) Argolis, mit den Städten Argos, Mycenä, Epidaurus, Trözene, Nemea, Lerna und Tiryns, von dem Inachos bewässert, bildet eine kleine Halbinsel zwischen der laconischen und atticanischen. h) Arcadien, in der Mitte der Halbinsel gelegen, reich an Flüssen, Quellen und Triften, und vom Alpheus durchströmt, mit den Städten Mantinea, Tegea, Megalopolis und den Bergen Kyllene, Erymanthus, Stymphalus und Mänalus. — Die zu Griechenland gehörigen Inseln lagen I. im ionischen Meere, an der West- und Südseite des festen Landes. 1. Corcyra (Corfu), 2. Cephalenia, 3. Asteris, 4. Ithaca (Val de Compare), 5. Zakynthos (Zante), 6. Cythera (Cerigo), 7. die Inselgruppe des argolischen Meerbusens, 8. die Pelopsinseln beim Gebiet von Trözen, unweit derselben Sphäria, Calauria (Poro), 9. Ägina, 10. Salamis (Coluri), und mehrere umherliegende, 11. Creta (Candia). II. Im ägeischen Meere an der Süd- und Nordseite des festen Landes im sogenannten Archipelagus lagen: 1. Carpathos (Scarpento), 2. Rhodus, 3. Cyprus, 4. die Cykladen, d. i. Delos umliegende Inseln, die westlichen, und 5. die Sporaden, d. i. zerstreut liegende, die östlichen des Archipelagus. Zu den Cykladen gehören Delos (Sdilli), Rhenäa, Mikonos, Tenos (Tine), Andros, Gyaros, Keos (Zia), Syros, Kythnos (Thermia), Seriphos, Siphnos, Kimolis (Argentiere), Melos (Milo), Thera (Santorin), Jos, wo Homer begraben seyn soll; Naxos, früher Dia, Paros (Pario), und etliche kleinere. Zu den Sporaden gehörten Kos (Standio, Stingo), Pharmakusä, Patmos (Palmo, Palmosa), Samos, Chios (Scio), mit mehreren kleinern umliegenden Inseln, Lesbos (Metaline), wo die umliegenden kleinern Inseln Hekatonnysoi, d. i. hundert Inseln, heißen, Tenedos (Bokthscha Adassi), Lemnos (Stalimene), Imbros (Lembro), Samothrake, Thasos; und der Küste Griechenlands näher Skyros, Euböa (Negroponte). In Ansehung der physischen Beschaffenheit waren die einzelnen Theile Griechenlands sehr von einander verschieden. Macedonien war in seinem Innern rauh, waldig und arm, und erzeugte nur in den Küstengegenden Wein, Öl und Baumfrüchte; eben so Epirus. Dagegen war Thessalien ein fruchtbares, schön bewässertes Thal, das treffliche Pferde lieferte; Böotien, eben so fruchlbar, war reich an schönen Rinderheerden. Der Boden von Locris war nur mittelmäßig; desto fruchtbarer war Doris, und noch mehr Phocis, welches guten Wein, schönes Öl und Krapp in

Fülle hervorbrachte. Ätoliens rauhe Gebirge ließen weder Viehzucht noch Ackerbau gedeihen. Acarnanien, die Seeküste von Attica und das bergige Megaris waren eben so wenig ergiebig, als Achaja. Argolis hatte einen fruchtbaren Boden, und in Laconien, Messenien und Elis blühten Ackerbau und Viehzucht; Arcadien war ein gebirgiges Hirtenland. Die griechischen Inseln waren, unter einem glücklichen Himmel, größtentheils mit Wein, Obst und Feldfrüchten reichlich ausgestattet. Diese Verschiedenheit des Bodens mußte auch eine Verschiedenheit in der Lebensart der Bewohner erzeugen, welche ihrer Lage gemäß sich vom Ackerbau, oder Handel, oder Krieg, oder Schifffahrt nährten. Die Geschichte der Griechen läßt sich in drei Hauptperioden theilen; in die Periode ihres Anfangs, ihrer Blüthe und ihres Verfalls. Die erste erstreckt sich von dem frühesten Ursprung der Griechen um das Jahr 1800 vor Chr. Geb. bis auf Lykurg, 845 vor Chr. Geb., die zweite reicht von da bis zu ihrer völligen Unterjochung durch die Römer, 146 vor Chr. Geb., die dritte Periode endlich zeigt uns die Griechen als ein überwundenes Volk, in immer zunehmendem Verfall, bis sie endlich gegen das J. 300 nach Chr. Geb. fast ganz verschwinden. Die Pelasger waren die erste unter I n a c h u s, wie die Sage lautet, nach Griechenland einwandernde Völkerschaft. Ohne alle Cultur wohnten sie in Höhlen und nährten sich von wilden Baumfrüchten, oft auch von dem Fleisch überwundener Feinde, bis Phoroneus, welcher als König von Argos genannt wird, um das J. 1800 vor Chr. Geb. ihnen einige Bildung zu geben anfing. Zugleich suchten mit ihm Pelasgus in Arcadien und Ägialeus in Achaja ihre wilden Landsleute zu cultiviren. Mehrere kleine Reiche entstanden, z. B. Sparta, Athen. Von den drei Brüdern Achäus, Pelasgus und Phthius, welche Colonien aus Arcadien nach Thessalien führten, so wie von Pelasgus Söhnen, Thessalus und Grácus, und von Andern erhielten einzelne Völkerstämme der ehemaligen Wilden besondere Namen. Eine große Veränderung bewirkte die Deukalionische Fluth um das Jahr 1514 vor Chr. Geb. und die Ankunft eines neuen Völkerstammes aus Asien, der Hellenen. Diese breiteten sich in Griechenland aus, vertrieben die Pelasger oder vermischten sich mit ihnen. Ihr Name ward allgemeiner Name der Griechen. Mit ihnen erhob sich Griechenland schon mehr aus dem Stande der Wildheit, und noch schneller wurde dieser durch die bald erfolgenden Einwanderungen phönicischer und ägyptischer Colonien verdrängt. Ungefähr sechzig Jahre nach der Deukalionischen Fluth ließ sich der Phönicier Kadmus in Theben nieder und brachte die Kenntniß der Buchstabenschrift dahin. Ceres aus Sicilien und Triptolemus aus Eleusis lehrten den Ackerbau und Bacchus pflanzte den Weinstock. Nach Argos kam der ägyptische Flüchtling Danaus, nach Attica Cecrops. Jetzt begann das Zeitalter der Heroen, zu denen Hercules, Jason, Pirithous und Theseus gehörten, und jener alten Natursänger und Weisen, wie Thamyris, Amphion, Orpheus, Linus, Musäus, Chiron u. A. m. Ein kriegerischer Geist beseelte die ganze Nation und ward Ursach, daß jede einzelne Fehde alle Helden Griechenlands unter die Waffen rief. Dahin gehören die Kriege gegen Theben und bald nachher der trojanische Krieg u. d. J. 1200 v. Chr., dessen Folgen eine Hauptepoche in der Geschichte Griechenlands herbeiführten. Dieser langwierige und blutige Kampf hatte viele Reiche ihrer Fürsten beraubt; daraus entstand eine allgemeine

Verwirrung, in welcher es den Herakliden, 80 Jahre nach Troja's Eroberung, gelang, sich des ganzen Peloponnes zu bemächtigen und die Jonier und Achäer daraus zu vertreiben. Diese wandten sich nach Attica. Da sie aber hier nicht Raum genug fanden, führte Neleus um das J. 1044 eine ionische Colonie nach Kleinasien, wo schon früher eine äolische aus dem Peloponnes angelangt war, und achtzig Jahre nachher eine dorische sich niederließ. In andern Staaten bildeten sich Republiken, z. B. in Phocis, in Theben, in den asiatischen Colonien, endlich auch in Athen u. s. w., so daß in den nächsten 400 Jahren das ganze südliche Griechenland meistens mit Republiken sich anfüllte. Wohlstand und treffliches Clima machten indeß die asiatischen Colonien zur Mutter der Cultur; von hier gingen Künste und Wissenschaften aus. Hier war das Vaterland der Gesänge Homers und Hesiods; hier blühten Handel, Schifffahrt und Gesetzgebung. Doch blieb Griechenland noch bei der alten Einfalt der Sitten und unbekannt mit dem Luxus, dem keine fremde Unterstützung die Hand bot. Wenn daher in einem Staate sich die Einwohner zu sehr anhäuften, nahm man zu Colonien seine Zuflucht; so wurden im siebenten und achten Jahrhundert die mächtigen Colonien von Rhegium, Syrakus, Sybaris, Croton, Tarent, Gela, Locris und Messana in Sicilien und Unteritalien errichtet. Die verschiedenen kleinen von einander unabhängigen Staaten Griechenlands aber bedurften eines gemeinschaftlichen Bandes, das sie zusammenhielt. Dieses fand sich in dem Tempel zu Delphi, in dem Amphiktyonengericht und in den feierlichen Kampfspielen, unter denen besonders die olympischen sich auszeichneten, deren letzte und Haupterneuerung 776 Jahre vor Chr. Geb. geschah, und welche zugleich den Griechen zur Zeitrechnung dienten. Von dieser Zeit an erhoben sich vor den übrigen Staaten durch Macht und Ansehn S p a r t a und A t h e n; das erstere noch früher als das letztere. Bis zum persischen Kriege hatte Griechenland schon eine bedeutende Stufe der Ausbildung erlangt. Außer der Dichtkunst finden wir um das Jahr 600 v. Chr. Geb. auch die Anfänge der Philosophie, und zwar ebenfalls früher in Jonien und Unteritalien, als im eigentlichen Griechenland. Auch die Bildhauerkunst und Mahlerei kamen in Flor. Die mächtigen Colonien Massilia in Gallien und Agrigent in Sicilien entstanden; Athen breitete seinen Handel immer mehr aus, und legte besonders in Thracien ansehnliche Handelsplätze an. In Kleinasien aber waren die griechischen Colonien unter die Herrschaft des lydischen Crösus und bald nachher auch des Cyrus gekommen, und selbst Altgriechenland wurde von Persiens übermüthigen Beherrschern, Darius und Xerxes, mit gleicher Knechtschaft bedroht. Da aber erwachte der Heldenmuth der freiheitliebenden Griechen und zeigte sich in seinem herrlichsten Glanze. Athen und Sparta, mit einander verbunden, widerstanden fast ganz allein den ungeheuern Heeren der Perser, und die Schlachten bei Marathon, Thermopylä und Platää, so wie die Seetreffen bei Artemisium, Salamis und Mycale lehrten die Perser, daß Griechenland nie zu ihren Eroberungen gehören werde. Dieser glorreiche Kampf bereicherte es mit einer unermeßlichen Beute und führte die höchste Stufe der Macht und des Wohlstandes herbei. Vor allen andern griechischen Staaten aber erreichte Athen die höchste Blüthe und das entschiedenste Übergewicht. Das Obercommando, welches bisher Sparta geführt hatte, kam an Athen, dessen Feldherr Cimon die Perser zum Frieden und zur An-

erkennung der Freiheit der Kleinasiaten zwang. Zugleich war Athen der Mittelpunkt der Künste und Wissenschaften. Jetzt brach der peloponnesische Krieg aus, veranlaßt durch Athens übermäßigen Stolz, den Sparta nicht länger ertragen konnte. Dieser verderbliche Krieg, der Griechenlands Inneres verheerte, demüthigte Athen, bis Thrasybul es wieder befreite; dagegen mußte sich Sparta auf kurze Zeit unter Thebens allgewaltigen Epaminondas und Pelopidas beugen. Aller dieser Unruhen ungeachtet blieb die Cultur in Griechenland noch im Steigen. Jetzt blühten neben den Dichtern Künstler, Staatsmänner und Philosophen: der Handel war im größten Flor, und Sitten und Lebensart waren aufs höchste verfeinert. Nun aber trat die unglückliche Periode ein, wo mit dem Ende der politischen Freiheit Griechenlands auch die Cultur desselben zu sinken anfing, ohne daß sie sich je wieder auf die ehemalige Stufe emporheben konnte. Im Norden von Griechenland hatte sich ein mächtiger erobernder Staat gebildet, dessen Beherrscher Philipp, unter Epaminondas und Pelopidas zum Feldherrn gebildet, Tapferkeit mit schlauer Politik verband. Die Uneinigkeit unter den griechischen Staaten bot ihm Gelegenheit, seine herrschsüchtigen Plane auszuführen, und die Schlacht bei Chäronea gab Macedonien die Oberherrschaft über ganz Griechenland. Vergebens hoffte dasselbe, nach seinem Tode sich wieder frei zu machen. Thebens schreckliche Zerstörung foderte Unterwerfung unter den mächtigen Genius des jungen Alexander. Während er als erster Feldherr der Griechen über die Perser die glänzendsten Siege erfocht, veranlaßte eine falsche Nachricht von seinem Tode einen nochmaligen Versuch, die Freiheit wieder zu gewinnen, den jedoch Antipater vereitelte. Eben so unglücklich endigte der lamische Krieg nach dem Tode Alexanders. Griechenland war jetzt fast zu einer macedonischen Provinz herabgesunken und hatte nur noch einen Schein von Freiheit. Verweichlichender Luxus hatte die alte Tapferkeit und Energie verzehrt. Endlich schlossen die meisten Staaten des südlichen Griechenlands, Sparta und Ätolien ausgenommen, den berühmten achäischen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit gegen Macedonien. Als dieser Bund sich aber mit Sparta entzweite, suchte er Macedoniens Hülfe und war durch dieselbe siegreich. Allein diese Freundschaft ward bald für Griechenland verderblich, denn sie verwickelte dasselbe in die Händel Philipps mit den Römern, welche zwar anfänglich großmüthig genug waren, die Freiheit der griechischen Städte zu bestätigen, während sie in dem Kriege gegen Antiochus Ätolien und bald darauf auch Macedonien in eine römische Provinz verwandelten; allein später fingen sie an, den achäischen Bund unter sich zu entzweien, und mischten sich mit Gewalt in die innern Streitigkeiten der Griechen und zwangen diese endlich zu dem letzten schwachen Versuch, ihre Freiheit mit den Waffen zu behaupten. Der Ausgang eines so ungleichen Kampfes konnte nicht lange unentschieden seyn: die Eroberung Corinths unterwarf die Griechen der römischen Herrschaft. Während dieses ganzen Zeitraums von der Schlacht bei Chäronea bis zur Eroberung Corinths blühten noch immer Künste und Wissenschaften unter den Griechen; ja die Kunst feierte erst unter Alexander ihr goldenes Zeitalter. Indessen waren doch die griechischen Colonien in einem noch blühendern Zustand als das Mutterland, besonders ward jetzt Alexandria in Ägypten der Sitz der Gelehrsamkeit. Da sie ebenfalls nach und nach unter die Botmäßigkeit der

Römer kamen, wurden auch sie, wie das Mutterland, die Lehrer ihrer Überwinder, der Römer, zu denen sie in großer Anzahl nach Italien hinüberwanderten. Unter August endlich verloren die Griechen auch den Schatten ihrer bisherigen Freiheit und hörten auf, ein selbstständiges Volk zu seyn, obgleich ihre Sprache, Sitten, Gebräuche, Wissenschaften, Künste und Geschmack überall im römischen Reiche sich ausbreiteten. Der Charakter der Nation war jetzt so tief gesunken, daß die Römer einen Griechen in der Regel als das feilste und nichtswürdigste Geschöpf verachteten. Asiatischer Luxus hatte sie ganz verdorben; das ehemalige Gefühl von Freiheit und Selbstständigkeit war erstorben und niedriger Sklavensinn an seine Stille getreten. Die Nation ward immer ausschweifender, ärmer, verächtlicher, unbedeutender, und zu Aurelians Zeiten, gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts, war kaum noch eine Spur von derselben vorhanden, da zugleich die barbarischen Völker jetzt anfingen, ihre verheerenden Verwüstungen auch in Griechenland auszubreiten. Von den Sitten und der Denkweise der Griechen hat man im Allgemeinen folgende Schilderung entworfen. Die Hauptzüge in dem Charakter derselben waren von jeher eine gewisse Einfalt und Größe. Von seinem frühesten Daseyn an war der Grieche sein eigner Lehrer, und wenn er von andern lernte, geschah es mit Freiheit und Selbstständigkeit. Das große Vorbild seiner Empfindungen war die Natur, die in seinem Vaterland alle Reize in sich vereinigte. Der noch ungebildete Grieche war männlich und stolz, thätig und unternehmend, eben so ausschweifend in seinem Hasse wie in seiner Liebe. Er schätzte und übte Gastfreundschaft gegen Fremde und Landsleute. Diese Grundlage des Charakters der Griechen hatte auf ihre religiösen, politischen, sittlichen und philosophischen Meinungen einen großen Einfluß. Griechenlands Götter waren nicht wie in Asien in ein heiliges Dunkel gestellt; sie waren in ihren Fehlern und Tugenden menschlich, standen aber höher als die Menschen. Sie gingen mit denselben vertraut um; Gutes und Böses kam aus ihren Händen; alle körperlichen und geistigen Gaben waren ihr Geschenk. Eben so menschlich, als die alten Götter Griechenlands, war auch die Moral der ältesten Griechen. Sie befahl, die Götter durch genaue Beobachtung der Gebräuche zu ehren, die Gastfreundschaft heilig zu halten, selbst Mörder zu schonen, wenn sie zu den Göttern ihre Zuflucht nahmen, das Blut des Verwandten an dessen Mörder zu rächen. Gegen den Feind war List und Rache erlaubt. Kein Gesetz befahl die Keuschheit. Nur die Gewalt des Vaters, Ehegatten oder Bruders beschützte die Ehre des weiblichen Geschlechts, welches daher auch in beständiger Abhängigkeit lebte. Verlorne Unschuld wurde zwar streng bestraft, aber der Verführer freute sich seines Sieges ohne das Gefühl eines begangenen Unrechts, und brachte den Göttern eben sowohl Opfer und Geschenke, als ob er die rühmlichste Handlung begangen hätte. Die Sicherheit des häuslichen Lebens beruhte einzig auf dem Hausvater. Aus diesen Grundzügen der ältesten Sitten der Griechen entsprang in der Folge die Eigenthümlichkeit ihrer religiösen Gesinnungen, ihre Liebe zur Freiheit und Thätigkeit, ihre Vorliebe für Schönheit, ihr Großsinn und die Einfalt in ihrem häuslichen und bürgerlichen Leben. Die Religion der Griechen war zwar, besonders in den ältesten Zeiten, voller Aberglauben, doch nicht in dem Grade wie die Religion der Römer; so kannte z. B. der Grieche das Augural-

wesen nicht. Er neigte sich, wie allenthalben, so auch in der Religion, mehr zur Fröhlichkeit, und diente den Göttern weniger durch Gesinnungen als durch äußere Ceremonien. Auf die Sittenlehre, den Glauben und den Unterricht des Geistes hatte die Religion wenig Einfluß. Nur den Glauben an die Götter und eine Fortdauer nach dem Tode foderte sie, ferner Enthaltung von den gröbsten Verbrechen und Beobachtung der vorgeschriebenen Gebräuche. Gute Sitten und wahre Religiosität zu befördern, wirkten anfangs bei den Griechen die Einfalt ihrer Lebensart und gewisse dunkle Vorstellungen von einer alles regierenden, das Gute liebenden und belohnenden, das Böse aber hassenden und bestrafenden Gottheit, späterhin aber eine durch Dichtkunst und Philosophie erzeugte Aufklärung, welche von den Gebildetern sich auch dem großen Haufen mittheilte. Man hatte in der schönsten Blüthe der griechischen Cultur sehr geläuterte Begriffe von einer einzigen Gottheit, ihrer Allwissenheit, Allgegenwart, Heiligkeit, Güte, Gerechtigkeit und von einer würdigen Verehrung derselben durch Tugend und Reinheit des Herzens. Eben so lauter war die Sittenlehre einzelner Griechen. Man trug sie anfangs in sinnreichen Sprüchen vor; dahin gehören die bekannten Sprüche der sogenannten sieben Weisen. Nachher traten Sokrates und dessen Nachfolger auf und verbreiteten gereinigte Grundsätze. Die Freiheitsliebe der Griechen hatte ihren Grund in dem glücklichen Schicksale, von jeher ohne Druck und ohne Furcht vor andern Völkern gelebt zu haben, verbunden mit einer angebornen Lebhaftigkeit des Geistes. Sie war es, welche kleine Heere unüberwindlich machte und einen Timoleon, Solon und Lykurg Kronen entsagen ließ. Die Freiheit der Griechen war ein Werk der Natur und Folge ihrer ersten patriarchalischen Lebensart. Die ersten Könige wurden als Hausväter betrachtet, denen man freiwillig und zu seinem eigenen Vortheil gehorchte. Wichtige Angelegenheiten entschied die Volksversammlung. In seinem Hause war Jeder Herr, Abgaben wurden nicht bezahlt. Als aber die Könige ihre Gewalt mehr und mehr ausdehnten, war man darauf bedacht, ihre Würde ganz abzuschaffen, und es entstanden Freistaaten, die sich mehr oder weniger zur Aristokratie oder Demokratie hinneigten, oder auch aus beiden gemischt waren; die Bürger liebten den Staat, weil nicht Willkür, sondern weise Gesetze ihn regierten. Diese edle Liebe für das freie Vaterland war es, welche Leonidas dem Perserkönige sagen ließ, er wolle lieber sterben, als über Griechenland herrschen, welche den Solon, Themistokles, Demosthenes, Phozion begeisterte, daß sie, ungeachtet des Undanks ihrer Landsleute, lieber dem Staat und den Gesetzen, als ihrem eignen Vortheil dienen mochten. Von der Thätigkeit der Griechen zeugt der Anbau ihres nicht sehr fruchtbaren Landes, das durch den Fleiß seiner Bewohner viele Millionen nährte. Gleichen Eifer nehmen wir in den Colonien wahr; allenthalben blühten Handel, Schifffahrt und Gewerbe; Kenntnisse aller Art wurden eingesammelt; der Geist der Erfindung war rastlos geschäftig; man lernte die Freuden eines geselligen, aber auch allmählig eines geräuschvollen und üppigen Lebens kennen. Aus eben dieser Quelle der Thätigkeit entsprang auch die Liebe zu wahrhaft großen Handlungen und Unternehmungen, wovon die griechische Geschichte so viele außerordentliche Beispiele aufstellt. Noch ein charakteristischer Zug des Griechen war sein Sinn für Schönheit, sowohl geistige als körperliche. Dieser

Sinn, durch die Natur geweckt und gebildet, schuf aus sich selbst ein Ideal von Schönheit, das ihm zum Maßstab ward für alle Erzeugnisse der Kunst, und dessen Wahrheit sich ewig bewähren wird. Er ging über auf alle seine Umgebungen, und ist in edler Einfachheit Allem aufgeprägt, was von ihm ausging. Er machte die Griechen zu Lehrern aller Zeiten und Geschlechter.

Griechische Arzneikunde, s. Arzneikunst und Griechische Literatur, auch Apothekerkunst.

Griechische Kirche heißt derjenige Theil der Christenheit, welcher in seinen Glaubenslehren, Gebräuchen und kirchlichen Einrichtungen der im ehemaligen griechischen Kaiserthume gegründeten, und vom 5ten Jahrhundert an unter den Patriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem eigenthümlich ausgebildeten Ansicht und Ausübung des Christenthums folgt. Die im 3ten und 4ten Jahrhundert durch allgemeine Kirchenversammlungen und fleißigen Verkehr der Gemeinden mit einander erst mühsam zur Übereinstimmung gebrachte Christenheit trug gleichwohl wegen ihrer, den ganzen Orient und Occident des römischen Reichs umfassenden Ausdehnung und der Verschiedenheit der ihr zugehörigen Völker an Sprache, Denkart und Sitten schon den Keim einer künftigen Scheidung in sich. Die Gründung des neuen Roms in Constantinopel, die politische Trennung des römischen Kaiserthums in das orientalische oder griechische und occidentalische oder lateinische, die auf den Kirchenversammlungen zu Constantinopel 381 und zu Chalcedon 451 durchgesetzte Erhebung des Bischofs zu Constantinopel zum zweiten Patriarchen der Christenheit nach dem römischen, die Eifersucht des letztern gegen die anwachsende Macht des erstern, dies alles waren Umstände, bei denen es nur der Zweideutigkeit des vom griechischen Kaiser Zeno 482 promulgirten, und den Lateinern wegen des Scheines einer Abweichung von den Beschlüssen der chalcedonischen Kirchenversammlung anstößigen Edicts, bekannt unter dem Namen des Henotikon, bedurfte, um eine förmliche Spaltung in der christlichen Kirche herbeizuführen. Der Patriarch Felix II. zu Rom sprach über die Patriarchen zu Constantinopel und Alexandrien, welche die vornehmsten Werkzeuge des Henotikons gewesen waren, 484 den Bannfluch aus, und hob dadurch die Kirchengemeinschaft sämmtlicher morgenländischen, diesen Patriarchen anhängigen Gemeinden mit den abendländischen auf. Zwar vermochte der römische Patriarch Hormisdas bei veränderten Gesinnungen des kaiserlichen Hofes 519 die Wiedervereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen zu erzwingen; allein diese ohnehin nicht ernstlich gemeinte und nur lose angeknüpfte Verbindung wurde durch Hartnäckigkeit von beiden Seiten und römische Bannflüche gegen die Bilderstürmer unter den Griechen 733 und gegen den Patriarchen Photius zu Constantinopel 862 wieder aufgelös't. Die Vermehrung des griechischen Kirchengebiets durch neubekehrte Völker, z. B. die Bulgaren, erweckte um diese Zeit die Eifersucht des Papstes aufs neue, und er verfuhr um so übermüthiger gegen die Griechen, da er sich von der Oberherrschaft der griechischen Kaiser losgemacht, und an dem neuen fränkisch-römischen Kaiserthum einen sichern Schutz gegen sie hatte. Photius dagegen machte den Lateinern die Willkür zum Vorwurfe, mit der sie einen schriftwidrigen Zusatz in das Symbolum vom Ausgange des heiligen Geistes eingeschaltet, und manchen Gebrauch der alten rechtgläubigen Kirche geändert hätten, z. B. daß sie

den Priestern die Ehe verboten, das Chrisma wiederholten und Sonnabends als am jüdischen Sabbath fasteten; besonders aber beschwerte er sich mit Recht über die Anmaßung des Papstes, der sich zum Oberherrn über die ganze Christenheit aufwerfen, und auch die griechischen Patriarchen als seine Untergebenen behandeln wollte. Die zweimal vom Papst errungene Absetzung dieses Patriarchen stellte dennoch die Kirchengemeinschaft der Griechen mit den Lateinern nicht völlig wieder her, und da der constantinopolitanische Patriarch Michael Cerularius 1054 die Lateiner, außer den von Photius gerügten Punkten, auch wegen des Gebrauchs ungesäuerter Brote beim Abendmahl, wegen des Genusses vom Blut erstickter Thiere und der Sittenlosigkeit des lateinischen Klerus überhaupt aufs neue verketzerte, Papst Leo IX. ihn dagegen auf die übermüthigste Weise excommunicirte, so kam es zu einer völligen Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen. Stolz, Rechthaberei und hierarchischer Eigennutz vereitelten seit dieser Zeit alle Versuche, welche theils die Päpste, um den Orient in ihr Kirchengebiet zu ziehen, theils die von Kreuzfahrern und Mohammedanern gleich bedrängten griechischen Kaiser, um sich des Beistandes abendländischer Fürsten zu versichern, zur Vereinigung der getrennten Kirchen machten. Keine von beiden wollte in den oben berührten streitigen Punkten der andern nachgeben. Während der Catholicismus sich nun durch das hierarchische System Gregors VII., und durch die scholastische Philosophie immer vollkommener und eigenthümlicher ausbildete, blieb die griechische Kirche bei dem von Johannes dem Damascener schon 730 geordneten Lehrbegriffe und ihrer alten Kirchenverfassung stehen. Die Eroberung von Constantinopel durch französische Kreuzfahrer und Venetianer 1204, und die harten Bedrückungen, welche die Griechen von diesen Lateinern und den päpstlichen Legaten erdulden mußten, konnten ihre Erbitterung nur vermehren, und obgleich der griechische Kaiser Michael II. Paläologus, der 1261 Constantinopel wieder erobert hatte, den Primat des Papstes anerkennen wollte, und durch seine Gesandten und einige seiner Creaturen aus dem griechischen Klerus das Schisma auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 abschwören ließ, auch 1277 zur Befestigung des Vereins mit den Lateinern eine Synode zu Constantinopel gehalten ward: so widersetzte sich doch die Masse des griechischen Klerus diesem Schritte; und da Papst Martin IV. 1281 selbst den Kaiser Michael aus politischen Beweggründen in den Bann gethan, stellten die 1283 und 1285 zu Constantinopel von den griechischen Bischöfen gehaltenen Synoden ihre alte Lehre und die völlige Absonderung von den Lateinern wieder her. Den letzten Versuch machte endlich der von den Türken aufs äußerste bedrängte griechische Kaiser Johannes VII. Paläologus nebst seinem Patriarchen Joseph auf der 1438 erst zu Ferrara, und im folgenden Jahre zu Florenz unter dem Vorsitz des Papstes Eugen IV. gehaltenen Kirchenversammlung; allein die daselbst getroffene Vereinigung hatte eher das Ansehen einer Unterwerfung der Griechen unter den römischen Stuhl, und wurde von dem griechischen Klerus und Volke durchaus verworfen, so daß es in der That bei der noch jetzt fortwährenden Trennung beider Kirchen blieb. Die Einmischung der griechischen Kaiser, welche immer das meiste Interesse bei diesen Vereinigungsversuchen gehabt hatten, hörte mit dem Sturz ihres Kaiserthums und der Eroberung von Constantinopel durch die Türken 1453 von selbst auf, und die Bemühungen

der Römisch-Catholischen, sich die griechische Kirche zu unterwerfen, konnten seitdem nur den Erfolg haben, einzelne Gemeinden in Italien, wohin sich viele Griechen vor den Türken geflüchtet hatten, in Ungarn, Gallizien, Polen und Litthauen unter die Hoheit des Papstes zu bringen, welche jetzt unter dem Namen unirte Griechen bekannt sind. Zum Gebiete der griechischen Kirche gehörten bis in das 7te Jahrhundert außer Ostillyrien, dem eigentlichen Griechenlande mit Morea und dem Archipelagus, Kleinasien, Syrien mit Palästina, Arabien, Ägypten und zahlreiche Gemeinden in Mesopotamien und Persien; allein durch die Eroberungen Mohammeds und seiner Nachfolger verlor sie seit 630 fast alle ihre Provinzen in Asien und Afrika, und selbst in Europa wurde die Zahl ihrer Anhänger durch die Invasion der Türken im 15ten Jahrhundert beträchtlich vermindert. Auf der andern Seite fielen ihr jedoch mehrere slavische Völkerschaften, und besonders die Russen zu, welche der Großfürst Wladimir der Heilige 988 zur Annahme des griechisch-christlichen Glaubens nöthigte. Dieser Nation verdankt die griechische Kirche auch das symbolische Buch, welches nebst den Canons der ersten und zweiten nicänischen, der ersten, zweiten und dritten constantinopolitanischen, der ephesischen und chalcedonischen allgemeinen Kirchenversammlung, und der 692 zu Constantinopel gehaltenen Trullanischen Synode für die griechischen Christen allein Autorität in Glaubenssachen hat. Nachdem der gelehrte Patriarch Cyrillus Lascaris zu Constantinopel die in seinem Glaubensbekenntniß merkbare Annäherung an den Protestantismus 1629 mit dem Leben gebüßt hatte, wurde 1642 von Peter Mogilas, Metropoliten zu Kiow, eine Darstellung des Glaubens der Russen in griechischer Sprache abgefaßt, unter dem stolzeren Titel: Orthodoxes Glaubensbekenntniß der catholischen und apostolischen Kirche Christi von sämmtlichen Patriarchen der griechischen Kirche, zu denen seit 1589 der fünfte Patriarch zu Moskau hinzugekommen war, 1643 unterzeichnet und sanctionirt, 1662 griechisch und lateinisch mit einer Vorrede des Patriarchen Nektarius von Jerusalem in Holland gedruckt, 1696 vom letzten russischen Patriarchen Adrianus zu Moskau, und 1722 auf Befehl Peters des Großen von der heiligen Synode herausgegeben, nachdem es vorher 1672 auf einer Synode zu Jerusalem und 1721 in dem von Theophanes Procopowicz abgefaßten geistlichen Reglement Peters des Großen für das allgemein gültige symbolische Buch der griechischen Kirche erklärt worden war. Diese Kirche erkennt in demselben, wie die catholische, eine doppelte Quelle des Glaubens, Bibel und Tradition, an, unter welcher letztern sie solche Lehren versteht, die die Apostel bloß mündlich vorgetragen, und die griechischen Kirchenväter, besonders Johannes von Damask, wie auch die sieben genannten allgemeinen Kirchenversammlungen bestätigt haben. Die übrigen noch in der römisch-catholischen Kirche gültigen Kirchenversammlungen erkennt sie nicht an, untersagt es auch den Patriarchen und Synoden, neue Dogmen aufzustellen; ihre Dogmen gibt sie aber für durchaus gültig und so nothwendig aus, daß man sie ohne Verlust der Seligkeit nicht abläugnen könne. Ganz eigenthümlich ist ihr die Lehre, daß der heilige Geist nur vom Vater ausgehe, wodurch sie von den Catholiken und Protestanten, welche übereinstimmend ein Ausgehen des heiligen Geistes vom Vater und vom Sohn annehmen, abweicht. Sie zählt wie die Catho-

liken, sieben Sacramente: Taufe, Chrisma, Abendmahl mit vorhergehender Ohrenbeichte, Buße, Priesterthum, Ehe und heiliges Öl, hat aber dabei das Eigene, daß sie 1. bei der Taufe das dreimalige Eintauchen des ganzen Körpers ins Wasser, mögen nun Kinder oder erwachsene Proselyten getauft werden, zur völligen Reinigung von der Erbsünde für nothwendig hält, und das Chrisma (Firmung) als die Vollendung der Taufe gleich mit dieser Ceremonie verbindet; 2. beim heiligen Abendmahle zwar die Transsubstantiation, auch die catholische Ansicht des Meßopfers annimmt, aber doch vorschreibt, daß das Brot gesäuert, der Wein nach orientalischer Weise mit Wasser vermischt, und beide Gestalten jedermann, auch den Kindern, noch ehe sich recht wissen, was Sünde ist, in dem Maße gereicht werde, daß der Communicant das Brot gebrochen in einem mit dem consecrirten Weine gefüllten Löffel erhält; 3. bei dem Priesterthum allen Geistlichen, ausgenommen den Klostergeistlichen und der aus ihnen zu wählenden höhern Geistlichkeit bis zum Bischof herab, die Ehe mit einer Jungfrau gebietet, mit einer Witwe aber und eine zweite Ehe untersagt, und daher verwitwete Geistliche ihre Pfarrämter nicht beibehalten, sondern in ein Kloster gehen läßt, wo sie Hieromonachi heißen. Nur selten verstatten die Bischöfe einem Witwer, sein Pfarramt beizubehalten, und von dem Grundsatze, daß sich für die höhere Geistlichkeit die Ehe überhaupt, und für die niedrige wenigstens die zweite Ehe nicht schicke, gibt es keine Ausnahme. Die Ehe der Laien hält die griechische Kirche nicht für unauflöslich, und verstattet häufig Ehescheidungen, aber mit den verbotenen Graden der Verwandtschaft, besonders der geistlichen Verwandtschaft zwischen Pathen und Gevattern, nimmt sie es eben so genau, wie die catholische Kirche, und erlaubt auch den Laien die vierte Ehe nicht. Von dieser letztern Kirche unterscheidet sie sich auch dadurch, daß sie mit dem heiligen Öle nicht nur Sterbende, sondern auch Kranke, überhaupt zur Wiederherstellung der Gesundheit, zur Vergebung der Sünden und zur Heiligung der Seele salben läßt, daß sie das Fegfeuer nicht annimmt, auch von Prädestination, überverdienstlichen Werken, Indulgenzen und Ablaß nichts weiß, und weder den Primat des Papstes, noch irgend einen sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden anerkennt. Ferner duldet sie keine geschnitzte, ausgehauene oder gegossene Bilder heiliger Personen und Gegenstände, sondern die Bilder Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, welche in Kirchen und Privathäusern Gegenstände der religiösen Verehrung seyn sollen, dürfen nur platt gemahlt und allenfalls mit Edelsteinen künstlich ausgelegt seyn; in russischen Kirchen findet man jedoch plastische Kunstwerke an Altären. In der Anrufung der Heiligen und besonders der Mutter Gottes sind die Griechen eben so eifrig, wie die Catholiken, auch Reliquien, Gräber und Kreuze sind den Griechen heilig, und dem Bekreuzen im Namen Jesu messen sie eine zauberische segensreiche Kraft bei. Von den Bußübungen gilt unter ihnen vornehmlich das Fasten, bei dem nur Früchte, Kräuter, Brot und Fische zu essen erlaubt sind. Sie fasten Mittwochs und Freitags in jeder Woche, und halten überdies noch vier große jährliche Fasten, nämlich vierzig Tage vor Ostern, von Pfingsten bis zum Tage Petri und Pauli, Muttergottesfasten vom 1sten bis 15ten August, Apostels Philippusfasten vom 15ten bis 26sten

November, außerdem noch am Tage der Enthauptung Johannis und Kreuzerhöhung. Der Gottesdienst der griechischen Kirche bleibt fast ganz beim äußern Ceremoniell stehen; Predigten und Catechesen machen den geringsten Theil davon aus, und im 17ten Jahrhundert unter dem Czar Alexei war das Predigen in Rußland sogar scharf verboten, damit nicht neue Lehren dadurch verbreitet würden. In der Türkei predigen meist nur die höhern Geistlichen, weil diese allein im Besitz einiger Bildung sind. Jede Gemeinde hat ihr bestimmtes Chor von Sängern, welche Hymnen und Psalmen singen, die Gemeinden selbst aber singen nicht wie bei uns aus Gesangbüchern, und die Instrumentalmusik ist ganz vom griechischen Gottesdienst ausgeschlossen. Die Liturgie besteht übrigens außer der Messe, welche als die Hauptsache betrachtet wird, im Vorlesen von Schriftstellen, Gebeten und Heiligenlegenden, und im Hersagen von Glaubensbekenntnissen oder Sprüchen, welche der Liturg oder Priester anfängt und das Volk im Chor fortsetzt und beendigt. Die Klöster folgen mehrentheils der strengen Regel des heiligen Basilius. Der griechische Abt heißt Higumenos, die Äbtissin Higumene. Der Abt eines griechischen Klosters, unter dessen Aufsicht mehrere andere stehen, heißt Archimandrit, und hat den Rang gleich nach den Bischöfen. Die niedere Geistlichkeit in der griechischen Kirche besteht übrigens aus Liturgen, als: Vorlesern, Sängern, Hypodiaconen und Diaconen, und aus Priestern, als: Popen und Protopopen oder Erzpriestern, welches die ersten Geistlichen an Haupt- und Kathedralkirchen sind. Weiter als zum Protopopen können es Liturgen und Priester nicht bringen, denn die Bischöfe werden aus den Klostergeistlichen gewählt, und aus den Bischöfen die Erzbischöfe, Metropoliten und Patriarchen. In Rußland gibt es überhaupt 31 bischöfliche Diöcesen; mit welchen die erzbischöfliche Würde verbunden werden soll, hängt von der Willkür des Kaisers ab. Petersburg mit Nowgorod, Kiow mit Galiz, Kasan mit Swijaschk und Tobolsk mit ganz Sibirien sind die fixirten Sitze der vier Metropoliten des russischen Reichs. Die Patriarchenwürde von Moskau, welche der Patriarch Nikon († 1681) angeblich gemißbraucht hatte, hob Peter der Große auf, indem er unter die nach Adrians Tode 1702 zur Wahl eines neuen Patriarchen versammelten Bischöfe mit den Worten trat: „ich bin euer Patriarch" und 1721 das ganze Kirchenregiment seines Reichs einem Collegium von Bischöfen und weltlichen Räthen unterwarf, welches die heilige Synode, erst zu Moskau jetzt zu Petersburg, ist. Unter dieser Synode stehen jetzt außer den Metropoliten, 11 Erzbischöfe, 19 Bischöfe, 12,500 Pfarrkirchen und 425 Klöster, von denen 58 mit Klosterschulen zur Bildung der Geistlichkeit verbunden und zur bessern Erreichung dieses Zweckes mit 300,000 Rubel jährlichem Zuschusse vom Staate unterstützt sind. Die griechische Kirche unter türkischer Hoheit ist, so viel es der Druck, unter dem sie lebt, erlaubt, ganz der ältesten Verfassung getreu geblieben. Die Würden der Patriarchen zu Constantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem bestehen noch, doch nur der erste hat das alte Ansehen der ehemaligen Erzbischöfe von Constantinopel, führt als ökumenischer Patriarch auf der aus den vier Patriarchen, einer Anzahl Metropoliten und Bischöfen, und zwölf vornehmen weltlichen Griechen gebildeten heiligen Synode zu Constantinopel den Vorsitz, übt durch sie im ganzen türkischen Reiche die obere geistliche Gerichtsbarkeit über die

Griechen aus; und wird auch von den nicht unirten Griechen in Galizien, in der Bukowina, in Slavonien und den sieben Inseln als das Oberhaupt der griechischen Kirche anerkannt. Die übrigen drei Patriarchen haben, da sich in ihren Sprengeln fast Alles zum Mohammedanismus bekennt, einen sehr geringen Wirkungskreis, (der zu Alexandrien hat nur zwei Kirchen zu Cairo unter sich,) und leben daher meist von der Gnade des constantinopolitanischen. Dieser hat beträchtliche Einkünfte, muß aber beinahe die Hälfte davon als Tribut an den Großherrn abgeben, der die Griechen zwar mit Mäßigung, aber doch immer sehr niederhält. Sie dürfen keine neuen Kirchen bauen, müssen die Erlaubniß, alte auszubessern, theuer bezahlen, dürfen keine Thürme und Glocken an ihren Kirchen führen, auch die türkische Kleidung nicht tragen, meist nur bei Nacht den Gottesdienst halten, auf Morea nur des Nachts Messe lesen, und müssen übrigens nicht nur Wegzölle entrichten, von denen die Türken frei sind, sondern auch vom 15ten Jahr an männiglich eine starke Kopfsteuer, unter dem Titel: Loskäufung vom Kopfabschneiden, an den Großherrn bezahlen, wovon nur das weibliche Geschlecht frei ist. Kein Wunder, daß unter den Griechen in der Türkei eine alte Weissagung im Umlauf ist, von Rußland werde einst Hülfe und Rettung für sie kommen. Sollte dieß je geschehen, und der Eifer, mit dem die russische Regierung sich der Volksaufklärung annimmt, anhaltend und mit glücklichem Erfolg begleitet seyn, so könnte die griechische Kirche vielleicht auch noch aus den allgemeinen Fortschritten der Geistesbildung in Europa, von denen sie bis jetzt wenig Notiz genommen hat, manchen Vortheil ziehen und Veränderungen erfahren, die ihren Cultus belehrender und erbaulicher, und ihre Bekenner gesitteter machen würden. Aber lange hat die starke Anhänglichkeit dieser Kirche am Alten, ihre Bigotterie und die Rohheit ihrer meisten Bekenner jedem Verbesserungsversuch im Wege gestanden. Solche Versuche haben zur Entstehung einiger Secten in der griechischen Kirche Anlaß gegeben, welche die tolerante russische Regierung jetzt ungekränkt ihren Cultus ausüben läßt. Schon im 14ten Jahrhundert sonderte sich die Partei der Strigolniken nur aus Haß gegen die Geistlichkeit ab, wurde aber, weil sie sonst nichts Eigenthümliches hatte, bald wieder zerstreut. Dasselbe thaten mit mehr Erfolg um 1666 die Roskolniken, d. h. Abtrünnigen, die sich selbst Staro-werzi, d. h. Altgläubige oder Isbraniki, d. h. Auserwählte, nennen, weil sie die um diese Zeit von dem Patriarchen Nikon unternommenen liturgischen Neuerungen nicht genehmigten. Diese nach und nach in zwanzig verschiedene Parteien zerfallene Secte bildete keineswegs eine geschlossene kirchliche Gesellschaft mit eignen Symbolen und Gebräuchen, sondern einzelne von einander unabhängige Gemeinden, welche sich durch Beibehaltung der unveränderten slavonischen Agende und Liturgie und der alten Kreuzesbezeichnung von der griechischen Mutterkirche unterscheiden, selbst geweihte Geistliche haben und durch frühere Verfolgungen gedrängt, größtentheils in die östlichen Provinzen des russischen Reichs gewichen sind. Noch jetzt gehören die meisten donischen und asiatischen Kosaken zu dieser Secte, die in Sibirien am zahlreichsten ist. Die einzelnen Parteien derselben halten mehr oder weniger an den, den Roskolniken überhaupt zugeschriebenen, Eigenheiten, daß sie den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke für sündlich erklären, noch strenger als die orthodoxe Kirche fasten, den Eid verweigern und aus ähnlichen fanatischen

Gründen, wie sonst die Wiedertäufer, zu Empörungen gegen die Obrigkeit geneigt sind. Pugatschew, selbst ein Roskolnik, fand bei seiner Empörung unter ihnen den meisten Anhang. Jetzt haben sie viel von diesen und andern Schwärmereien in Rücksicht der Ehe, der Kleidung, des Priesterstandes und Märtyrerthums nachgelassen und scheinen sich allmählig wieder unter die Orthodoxen zu verlieren. Vertriebene Roskolniken, welche sich unter Anführung eines Ältesten Philipp Pustoswiät in Litthauen und Ostpreußen niederließen, waren die Philipponen, die noch jetzt in Neuostpreußen einige von der preußischen Regierung geduldete Gemeinden bilden. Sie weichen darin von der griechischen Kirche ab, daß sie statt der Popen Älteste haben, von denen sie keine Absolution annehmen, Firmung und Ehe für keine Sacramente und die Trauung für unnöthig halten, den Eid und die Kriegsdienste verweigern und die alten Agenden und Kreuzeszeichen unverändert lassen. Weiter vom Glauben der griechischen Kirche entfernen sich die Duchoporzy, eine auf den Steppen jenseits des Dons angesiedelte Secte, die die Trinitätslehre verwirft und nur die Evangelien annimmt, keine Kirchen und Priester hat und den Eid, wie die Kriegsdienste für unerlaubt hält. Antitrinitarier ähnlicher Art sind die unpopischen Russen oder sogenannten russischen Juden im Gouvernement Archangel und Catharinoslaw, von denen man nur weiß, daß sie weder Christum noch die Heiligen verehren, selbst die Taufe verwerfen und weder Priester noch Kirchen haben. Über die alten, von der griechischen Kirche ausgegangenen, schismatischen und ketzerischen Religionsparteien in Asien und Afrika s. die Art. Copten, Habesch, Jacobiten, Nestorianer, Maroniten, Armenier. E.

Griechische Kunst, s. Bildhauerkunst und Mahlerei.

Griechische Literatur. In ein kaum erhellbares Dunkel verlieren sich, aus leicht begreiflichen Gründen, die Anfänge der griechischen Literatur, d. h. der Bildung der Griechen durch Werke der Sprache und Schrift. Schon der Umstand der spät entstandenen eigentlichen Schriftstellerei unter den Griechen bezeugt, daß die Cultur der Griechen durch Literatur erst späterhin befördert wurde. Gab es aber gleich in frühern Zeiten keine eigentliche Literatur in Griechenland, so mangelte es doch keineswegs an Instituten, die deren Stelle vertraten, und von denen auch das ausging, was man nicht mit Unrecht literarische Bildung nennen kann, wofern man sich nur von dem Vorurtheil entwöhnt hat, daß in geschriebenen Buchstaben allein das Palladium der Menschheit bestehe. Die erste Periode griechischer Cultur, welche wir bis zum Einfall der Herakliden und Dorier in den Peloponnes, und den dadurch bewirkten bedeutenden Veränderungen, also bis 80 Jahre nach dem trojanischen Kriege setzen, und mit dem Namen der vorhomerischen Periode bezeichnen können, ermangelt also der Literatur gänzlich; es fragt sich aber, ob auch aller literarischen Bildung. Es ist frech, und verräth Unwissenheit und Mangel an historisch-literarischem Sinn, jene Frage durchaus verneinen zu wollen; denn auch dem Falschen, was aus dieser Periode erzählt wird, liegt noch Wahres zum Grunde, das man nur richtig verstehen muß. Unter den literarischen Culturbeförderern dieser Periode hat man drei Classen zu unterscheiden: 1. solche, von denen man keine Schriften kennt, die aber als Erfinder, Dichter, Weise genannt werden: Amphion, Demodokos, Melampus, Olen,

Phemios, Prometheus; 2. solche, denen man nicht mehr vorhandene Schriften fälschlich beilegt: Abaris, Aristeas, Cheiron, Epimenides, Eumolpos, Korinnos, Linos, Palamedes; 3. solche, von denen man noch Schriften hat, die ihnen aber in spätern Zeiten untergeschoben sind: Dares, Diktys, Horapollon, Musäos, Orpheus, die Urheber der sibyllinischen Orakel. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob und wie viel Echtes sich in diesen untergeschobenen Schriften finde, genug, daß schon der Gedanke des Unterschiebens selbst ein früher vorhanden Gewesenes bezeugt. Und wie wäre es auch möglich gewesen, daß die folgende Periode wie aus dem Nichts, ohne alle Vorbereitung, hervorgegangen wäre! Fassen wir nun alles zusammen, was gewesen seyn mußte, wenn das Folgende sollte werden können; so ergibt sich aus den mancherlei Sagen von der vorhomerischen Periode, daß es in ihr Institute gab, welche durch Religion, Poesie, Orakel, Mysterien, zur Entwilderung der Nation, zur Beförderung der Cultur, wohl meist auf orientalische Weise, und vielleicht vom Orient selbst ausgegangen, nicht unkräftig wirkten, daß diese Institute vornehmlich in den nördlichen Theilen von Griechenland, Thracien, Macedonien ihren Sitz hatten, und daß sie meistens priesterliche Institute waren. Bemerken muß man hiebei, daß die Cultur in Griechenland weder auf einmal gedieh, noch bei allen Stämmen zugleich sich zeigte, daß Griechen nur im Verfolg der Zeit zu Griechen wurden, und einzelne Stämme sich hierin früher als andere hervorthaten. Etwa achtzig Jahre nach dem trojanischen Kriege begann in den Gränzen Griechenlands ein neues Drängen und Umherziehen, ein Theil der Einwohner wanderte aus dem Mutterlande nach den Inseln und Kleinasien aus, eine Verpflanzung, welche für den griechischen Genius äußerst heilsam war, denn auf dieser hafenreichen Küste und den benachbarten Inseln, von der Natur zu Handel und Betriebsamkeit bestimmt, fand man nicht nur ein ruhigeres Leben, sondern auch größere Mittel zur Cultur, durch welche in diesem Clima eine neue Lebensweise entstand. Die Alten legten den Colonien in Jonien und Kleinasien den Charakter der Üppigkeit und des Lebensgenusses bei; ein süßes Nichtsthun war Hauptzug in der Lebensweise der glückseligen Bewohner dieser Gegenden. Annehmlichkeit und Vergnügen waren die Hauptzwecke ihres Lebens. Sanfte Umrisse, blaues Meer, reiner Himmel, schmeichelnde Luft, die feinsten Früchte und schmackhaftesten Kräuter im Überfluß, alle Erfodernisse des Luxus, erfreuende Thäler und wechselnde Berge sagten ungemein jener schönen Sinnlichkeit zu, und blieben nicht ohne Einwirkung auf den Geist. Dichtkunst und Philosophie, Mahlerei und Bildhauerei erreichten hier ihre schönste Blüthe; man mochte aber große und heldenmüthige Thaten lieber erzählen, als ausführen. In der Nähe der Hauptscenen des ersten wirklichen National-Unternehmens der Griechen, des trojanischen Krieges, war es wohl kein Wunder, wenn die Theilnahme daran hier größer, die Phantasie davon mächtiger aufgeregt wurde, und so fand hier die Poesie einen Stoff, durch dessen Darstellung sie selbst einen Charakter annehmen mußte, ganz verschieden von dem in der vorigen Periode. Bei allen Nationen blühte mit dem Heldenthum zugleich die Poesie auf; hier folgte den Heroen der erzählende Sänger, und es bildete sich das Epos. Wir nennen deßhalb diese zweite Periode das epische Zeitalter der Griechen. Der Sänger (Aödos) erscheint

nun getrennt von dem Priester, jedoch als hochgeehrte Person, vornehmlich auch darum, weil die Erinnerung der Helden in seinem Gesange lebte, und Poesie die Aufbewahrerin aller Kenntniß von der Vorzeit war, so lange man noch keine Sagenschreibung hatte. Das Epos kann seiner Natur nach nicht anders als historisch (im weitern Sinne) seyn. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, wenn sich förmliche Sängerschulen bildeten, denn an der Phantasie des ersten Dichters entzündete sich die Phantasie anderer, und man glaubte vielleicht Poesie lernen zu können, wie man andere Künste lernte, ein Glaube, zu welchem unstreitig die Priesterschulen nicht wenig beitrugen, nach denen die Sängerschulen sich wohl bilden mochten. Sänger gab es aber in eigentlichster Bedeutung, denn die Sage wurde gesungen, und der erzählende Dichter begleitete selbst seine Töne mit einem Instrument. Bei keiner wichtigen Angelegenheit fehlten die Sänger, die man unter besonderem Einfluß der Götter dachte, vornehmlich der gesangliebenden Musen, die das Jetzige, Vergangene und Zukünftige kennen. So stand der Sänger mit dem Seher auf dem Gipfel der Menschheit. Aus mehreren aber, welche jenes Zeitalter unstreitig hatte, ragt wie ein Riese der einzige Homeros hervor, unter dessen Namen wir noch zwei große epische Gedichte, Ilias und Odyssee, ein komisches episches Gedicht, die Batrachomyomachie (Frosch- und Mäusekrieg), mehrere Hymnen und Epigrammen besitzen. Nach seinem Namen nennt man eine ionische Sängerschule die Homeriden, welche wahrscheinlich, anfangs zu Chios, eine besondere Rhapsodenfamilie bildeten, bei denen sich die alte Homerische und epische Weise, Geist und Klang der Homerischen Poesie erhielt. Vieles, was man dem Homer zuschreibt, dürfte wohl ihnen angehören, und eine ähnliche Bewandtniß mag es mit dem, dem Homer auch zugeschriebenen epischen Kyklos haben, welcher uns auf die Kykliker (Cycliker) hinweis't, deren Gedichte jedoch bedeutend von dem ionischen Epos abzuweichen anfingen, indem in ihnen mehr und mehr das historische Element statt des poetischen überwog. Man versteht hierunter Kyklos den Sagen- und Fabelkreis nicht bloß der trojanischen Begebenheiten; die kyklische Poesie schlang sich um den ganzen Mythenstamm, und man kann unterscheiden: 1. einen kosmogonischen, 2. genealogischen, und 3. Heroen-Kyklos, in welchem sich zwei Perioden unterscheiden lassen, a) der Heroen vor, und b) nach dem Argonautenzuge. In die erste Classe gehören die Titanen- und Gigantenschlachten, in die andere die Theo- und Heroogonien. In die dritte Classe gehören zur ersten Periode die Europia, mehrere Herakleia und Dionysiaka, mehrere Thebaiden, die Ödipodeia u. a. Von Stammessagen vornehmlich Ägimios, Minyas, Kampf der Lapithen und Kentauren bei den Doriern; Phoronis, Danais bei den Argivern; Theseis, Amazonika bei den Attikern, und endlich mehrere Argonautika. Aus der zweiten Periode wählte diese Poesie sich vornehmlich den trojanischen Krieg selbst aus; einige Dichter behandelten die Ursache, andere die Folge desselben. Unter den erstern sind die dem Stasinos zugeschriebenen kyprischen Gedichte besonders berühmt, unter den letzteren des Lesches kleine Ilias, des Arktinos Äthiopis und Ilions Zerstörung, des trözenischen Augias u. a. Nostoi, d. i. Rückkehr der Helden von Troja; den ganzen Kreis aber scheint geschlossen zu haben die Telegonie des Eugammon von Kyrene. Die Naupaktika und Eoen handelten von den Heroi-

nen. Die frühesten dieser kyklischen Dichter traten gegen die ersten Olympiaden auf. An eine Bezeichnung der Bildungsstufen ihrer Poesie ist darum nicht zu denken, weil wir uns überhaupt nur mit sehr allgemeinen Nachrichten über sie begnügen müssen. Was wir aber von ihnen wissen, berechtigt uns zu dem Schlusse, daß wohl zwischen diesen historischen Dichtern und den ionischen Sängerschulen etwas möge mitten inne gelegen haben, welches gleichsam den Übergang bezeichnet. Auch finden wir dies in der That in einer Sängerschule, die sich wahrscheinlich gegen 890 vor Chr. Geb. im europäischen Griechenland bildete, in der böotisch-askräischen Sängerschule, die ihren Namen von Askra in Böotien hat, dem Aufenthaltsorte des Hesiodos, der an der Spitze derselben stand, und durch den vielleicht die Poesie aus Kleinasien, denn er stammte aus Kumä in Äolien, wieder in das griechische Mutterland einwanderte. Auch seine Werke wurden anfangs durch Rhapsoden fortgepflanzt, späterhin erst künstlich zusammengesetzt und zum Theil mit fremden Stücken vermehrt, weßhalb denn auch die Echtheit in ihrer jetzigen Gestalt so zweifelhaft ist, als bei Homer. Von sechzehn Werken, die ihm Joh. Tzetzes zuschreibt, sind auf uns gekommen die Theogonie, der Schild des Herakles (Bruchstück aus einem größern Gedicht) und Werke und Tage, ein didaktisches Gedicht über die Landwirthschaft, Tagewahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit, Erziehung u. s. w. Durch den Inhalt und den Geist aller dieser Werke, besonders der Homerischen und Hesiodischen, welche ein kanonisches Ansehn erhielten, und gewissermaßen die Grundlagen der Jugendbildung ausmachten, erhielt der Charakter der Griechen jene bestimmte Richtung, die ihn nachher so sehr auszeichnete, und die sich am deutlichsten in ihrer Religion zu erkennen gibt, welche bei dem Mangel einer nöthigen Autorität, besonders einer Priestercaste, so zwanglos, und eben dadurch so phantasiereich wurde. Die Mystik der ersten Periode war dadurch meistens verdrängt worden, und in dem neuen griechischen Göttergeschlechte (denn daß ein neues Göttersystem entstanden war, kann nicht bezweifelt werden) sah man nichts als die Blüthe der Menschheit. Schöne Sinnlichkeit wurde daher der Charakter auch der griechischen Religion, bei welcher keine andere Moral Statt finden konnte, als eine solche, die das Leben zwar genießen, aber mit Weisheit genießen lehrt. Poesie war bisher die einzige Lehrerin und Erzieherin der griechischen Welt gewesen, und sie blieb es auch ferner noch, als sie eine andere Richtung nahm. Dies geschah in der dritten Periode, dem Zeitalter der Lyriker und der apologischen Poesie und Philosophie, mit welchem allmählig größere historische Gewißheit anhebt. Um den Anfang der Zeitrechnung der Olympiaden (776 v. Chr. Geb.) entstand eine wahre Ebbe und Fluth von Verfassungen in den kleinen griechischen Staaten. Nach abwechselnder Herrschaft kämpfender Parteien, die sich mit gegenseitigem Haß lange verfolgten, erhoben sich endlich Republiken von demokratischer Verfassung, und Nationalzusammenkünfte bei heiligen Spielen vereinigten diese in gewissem Sinn zu einem Ganzen. Der in solcher Zeit herrschende Geist begünstigte vornehmlich die lyrische Poesie, welche in Griechenland jetzt zur Kunst wurde, und bis auf den Einfall der Perser den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreichte. Nächst den Göttern, die an ihren Festen mit Hymnen gefeiert wurden, war das Vaterland mit seinen Helden ein Hauptgegenstand die-

ser Poesie. Die äußern Umstände scheinen nicht wenig auf den Charakter derselben gewirkt zu haben. Die Gemüthskräfte waren durch die Verhältnisse des Vaterlandes mehr aufgeregt; durch die häufigen Kriege und Kämpfe, Liebe des Vaterlandes und der Freiheit, Haß der Feinde und Tyrannen erzeugte sich die heroische Ode. Das Leben aber wurde doch zugleich mehr von seiner trüben Seite angesehen und schmerzlicher empfunden; daher mehr Einmischung von Sentimentalität in der Elegie; von der andern Seite aber auch rüstige Gegenwirkung durch Spott in dem Jambus (Satire): in allem kräftiger Anreiz zum Selbstdenken, Forschen und Herbeischaffen eines erwünschten Zustandes. Die goldene Zeit ist vorbei, die ein Geschenk der Götter war, jene, die der Mensch in der Zukunft ersehnt, soll das Werk einer freien Kraft seyn. Mit dem Gefühl hievon wird die Menschheit mündig, und in den Zustand versetzt, in welchem Philosophie ihr zum Bedürfniß wird, die denn auch immer mehr und mehr sich entwickelt. Zuerst sprach sie sich jetzt in Sentenzen und Gnomen, in Fabeln, mitunter auch im dogmatischen Lehrvortrag aus. Bei dem Genusse von Ruhe umfaßte die lyrische Poesie aber auch die Freuden der Erde, den Genuß des Lebens und die daraus entspringenden Gefühle, wobei sich jener feine Sinn, jenes Zartgefühl immer deutlicher aussprachen, durch welche das Leben reizender, der Genuß desselben veredelt wurden, und die Darstellungen davon eine eigenthümliche Grazie erhielten, so wie sie bei der herrschenden Moral durch eine eigne Naivetät sich auszeichneten. Von denen, welche durch dieses alles, so wie durch Ausbildung der Musik und durch Erfindung verschiedener Formen dieser lyrischen Poesie, sich ausgezeichnet haben, hat uns die Geschichte folgende Namen erhalten: Archilochus von Paros, Erfinder des Jambos; Tyrtäus aus Milet, Sänger der Kriegslieder; Kallinos aus Ephesus, Erfinder des elegischen Sylbenmaßes: Alkman der Lydier; Arion aus Methymna, welcher den Dithyrambos ausbildete; Terpander aus Antissa, Erfinder des Barbiton; die zärtliche Sappho aus Mitylene, ihr Landsmann Alkäos, beider Zeitgenossin Erinna; Mimnermos aus Kolophon, der Flötenspieler; Stesichoros aus Himera; Ibykos aus Rhegium, Erfinder der Sambuka; Anakreon aus Teos; Simonides aus Keos; Hipponax aus Ephesus; Timokreon aus Rhodus, Lasos aus Hermione; Korinna aus Tanagra, die Freundin und Lehrerin Pindars. Diese heißen vorzugsweise Lyriker; als Gnomiker werden genannt Solon, Theognis, Phokylides, Pythagoras; als Fabeldichter Äsopos. Mehrere gehörten der Zeitrechnung nach in die folgende Periode, des Zusammenhanges wegen stehen sie am füglichsten hier. Betrachtet man die Philosophie dieses Zeitalters, so findet man sie vorzüglich auf das Practische gerichtet, weil von diesem alles ausgeht und auf dieses alles hinweis't. Es mußte demnach früher eine Philosophie des Lebens als des Wissens geben, Philosophie mußte eher eine Weisheitslehre als Wissenslehre seyn. In diesem Sinne muß man die sogenannten sieben Weisen Griechenlands (Periander, statt dessen Andre Epimenides von Creta oder Myson nennen, Pittakos, Thales, Solon, Bias, Chilon und Kleobulos) betrachten, von denen sechs ihren Namen nicht durch Speculation, sondern durch reifere Erfahrung, durch ihre daraus entsprungene Lebensweisheit, ihre Weltklugheit und Berathung, ihre practische Geschicklichkeit und Fertigkeit in Geschäften des Staats, Gewerben und Künsten verdienen.

Ihre Sprüche sind practische Lebensregeln durch Handeln erzeugt, oft nur Ausdruck des gegenwärtigen Gefühls. Weil aber Wissen doch die Basis der Weisheit ist, so mußte man bei weiterm Forschen doch auch auf das Wissen kommen, und so ging denn auch die theoretische Philosophie wenigstens nicht ganz leer aus. Thales wurde der Stifter der ionischen Philosophie. Hier stehen wir nun aber an dem bedeutendsten Gränzpunkte der literarischen Bildungsgeschichte Griechenlands, wo die Poesie aufhört, der Inbegriff alles Wissenswürdigen, die einzige Lehrerin und Erzieherin zu seyn. Bisher hatte sie zugleich auch das Amt der Geschichte, der Philosophie und Religion verwaltet; was man auf die Nachwelt zu bringen, was man von Lebensweisheit und Kenntnissen mitzutheilen, was man von Religion einzuflößen hatte, geschah in ihrer gemessenen Rede, die sich eben darum, weil sie gemessen war, dem Gedächtniß tiefer und fester einprägte. Dies sollte fortan anders werden. Das Leben des Staatsbürgers mußte auch auf die Sprache einen bedeutenden Einfluß haben. Öffentliche Verhandlungen, an denen er Theil nahm, nöthigten ihn, die Sprache des gemeinen Lebens für den öffentlichen Vortrag geschickter zu machen. Dieses, und die nun in Griechenland bekannter werdende Buchstabenschrift, nebst dem eingeführten Gebrauch des ägyptischen Papyrus, bereiteten die Bildung der Prosa vor. Alles dieses hatte aber wesentlichen Einfluß auf den Zustand der Wissenschaften; aus der epischen Poesie ging nun allmählig die Geschichte, aus der poetischen Lebensweisheit die speculative Philosophie hervor. Die bisherige Einheit in der Ansicht geht dadurch verloren, wir müssen nothwendig den Blick nach verschiedenen Seiten kehren, und in unserer Darstellung von nun an den einzelnen Wissenschaften folgen. Es versteht sich übrigens fast von selbst, daß diese Trennung des Erkennens und Wissens mehrere andere nach sich ziehen mußte, denn der reflectirende Verstand und die räsonnirende Vernunft, welche jetzt statt der Einbildungskraft in Thätigkeit gesetzt wurden, entdeckten immer mehr der Untersuchung Bedürftiges, und so traten jeder dieser Hauptwissenschaften mehrere Neben- und Hülfswissenschaften zur Seite, wodurch der Baum des Erkenntnisses in immer mehrere Zweige ausschlug. Jeder reizte die Forschbegier, und überall ward ein wissenschaftliches Streben rege. Deßhalb könnte man die vierte nun folgende Periode die der Wissenschaftlichkeit nennen. Sie erstreckt sich bis ans Ende aller griechischen Literatur, zertheilt sich aber nach Maßgabe des verschiedenen Geistes, der sich darin offenbart, und des Vorwaltens dieser oder jener Wissenschaft, in mehrere Epochen. Wir rechnen die erste von Solon bis Alexander 594—336 vor Chr. Geb. In der Philosophie zeigt sich hier zuerst ein physisch-speculativer Geist, denn sie ging wohl zunächst von Religion aus; alle Religion aber beruht auf Vorstellungen von der Gottheit, welche in so früher Zeit von der Natur nicht unterschieden wurde. Da nun die Religionsbegriffe nichts enthielten, als Dichtungen von der Entstehung der vornehmsten Naturtheile, d. i. der Gottheiten, so wurde nothwendig die älteste Philosophie Naturphilosophie, in welcher der menschliche Geist die bisher beobachteten Sinnenerscheinungen weiter zu zergliedern, befriedigender zu erklären, und als ein Ganzes zu umfassen strebte. Natürlich ist es, daß sich, aus Mangel an hinreichenden Beobachtungen und Versuchen in der Naturerkenntniß, in das Geschäft des reflectirenden Verstandes und der

räsonnirenden Vernunft öfters die dichtende Einbildungskraft mischte, wodurch denn diese philosophisch-physischen Speculationen mit poetischen Ideen durchwebt erscheinen. So zeigt sich die ionische Philosophie, deren Stifter Thales, die italische, deren Stifter Pythagoras, und die älteste und spätere eleatische Philosophie. Zu der ionischen Schule gehörten Pherecydes, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras, Diogenes aus Creta, Anaxarchos und Archelaos; die vornehmsten Pythagoräer waren Alkmäon, Timäos von Lokris, Ocellus Lukanus, Epicharmos, Theages, Archytas, Philolaos und Eudoxos; zu der ältesten eleatischen Schule gehören Xenophanes, Parmenides, Heraklit und Leukipp; zu der späteren Empedokles, Demokrit, Zeno, Melissos und Diagoras. Ungefähr bis um die 90ste Olympiade waren die Philosophen und ihre Schulen durch alle griechischen Städte zerstreut gewesen; um diese Zeit wurde Athen ihr Hauptsitz, und dies trug nicht wenig dazu bei, der Philosophie einen andern Geist einzuhauchen, indem hier die Sophisten die Lehrer derselben wurden. Gorgias aus Leontium in Sicilien, Protagoras aus Abdera, Hippias aus Elis, Prodikos aus Keos, Thrasimachos und Tisias sind die berühmtesten, deren Namen auf uns gekommen sind. Ihr Name schon bezeichnet sie als Männer der Wissenschaft, und wirklich waren sie die Encyclopädisten ihrer Zeit, welche die Gedanken und Erfindungen der vorigen Zeitalter gesammelt und mit den ihrigen bereichert hatten. Besondere Verdienste hatten sie um Rhetorik und Politik, diese zwei in demokratischen Verfassungen so ungemein wichtigen Wissenschaften; allein hiemit nicht zufrieden, trugen sie auch Naturwissenschaft, Mathematik, Theorie der schönen Künste und Philosophie vor. In der letztern nun scheint es ihnen eben nicht um Wahrheit, sondern nur um Glanz zu thun gewesen zu seyn, und zu diesem Zweck bildeten sie vornehmlich die Sophistik und Eristik aus, d. i. Beweis- und Disputirkunst, welche man auch nachher Dialectik genannt hat, wobei es ihnen darauf ankam, alles zu beweisen. Hiezu ersannen sie eigene Trugschlüsse, welche nach ihnen noch jetzt Sophistereien heißen, und suchten den Gegner durch mancherlei Mittel zu verwirren. Daß dies der Philosophie selbst nur Nachtheil bringen konnte, springt in die Augen; allein es ist auch von der andern Seite gewiß, daß das Schwankende, Unsichere, Willkürliche und Widersprechende in den Behauptungen ihrer Vorgänger sehr dazu geeignet war, den Gedanken zu erzeugen, als sey die Philosophie überhaupt nur ein Luxus der Geister. Man wird sagen, daß aber doch nur ein frivoles Zeitalter einen solchen Gedanken erzeugen konnte, und man hat Recht. Desto glücklicher aber war es, daß eben in diesem Zeitalter Sokrates auftrat, nicht nur ein kräftiger Bekämpfer dieser Sophisten, sondern der Philosophie selbst eine neue Bahn anweisend. Man hat von ihm gerühmt, er habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgezogen, und man hat es von ihm mit Recht gerühmt, indem Er es war, welcher der Philosophie wieder eine practische Richtung gab, die sich von der früher dagewesenen dadurch unterschied, daß nicht mehr bloße Erfahrungen an einander gereiht wurden, sondern daß man die Natur und Verhältnisse des Menschen, den Zweck und die beste Einrichtung seines Lebens im Zusammenhange zu untersuchen anfing und die Speculation, statt auf Physik und Metaphysik, wie bisher, hauptsächlich auf Psychologie und Moral lenkte. Sokrates hatte viele

Schüler, von denen einige seine Ideen in seiner Manier schriftlich darstellten, Kebes, Äschines, Xenophon, andere mit mehr oder weniger Abweichung von seinen Ideen und seiner Manier Stifter eigner philosophischer Schulen wurden. Es gingen nämlich aus der Sokratischen folgende vier Schulen hervor: 1. die kyreneische, deren Stifter Aristippos von Kyrene war; 2. die megarische, elische, eretrische unter Euklides, Phädon und Menedemos; 3. die akademische, deren Stifter Platon, und 4. die kynische (cynische), deren Stifter Antisthenes war. Platon war unstreitig das umfassendste und glänzendste Genie, dessen ahnungsvoller Geist am tiefsten drang. Nicht bloß in der Schule des Sokrates, sondern auch auf Reisen gebildet, vereinigte er die philosophischen Kenntnisse der früheren griechischen Philosophen mit denen der ägyptischen Priester und der Beredsamkeit und Kunst der Sophisten. Inniges Gefühl für das Überirdische, zarter moralischer Sinn, feiner, scharf und tiefblickender Verstand blicken aus seinen Darstellungen hervor, die mit allen Grazien des Vortrags geschmückt, und durch eine blühende Einbildungskraft belebt sind. Die Sokratische (erotematisch-heuristische) Methode wurde bei seinem poetischen Talent zu wahrhaft dramatischer Darstellung erhöht, und der philosophische Dialog von ihm zum ästhetischen Kunstwerk ausgebildet. Während die Philosophie so bedeutende Fortschritte machte, blieb auch die Geschichte nicht zurück, sondern näherte sich ebenfalls mit starken Schritten dem Gipfel der Vollendung. In dem Zeitraume von 550—500 vor Chr. Geb. entstand zuerst Sagenschreibung (Logographie) in ungebundener Rede, und als die ältesten Sagenschreiber kennt man Kadmos, Dionysios und Hekatäos von Milet, den Argiver Akusilaos, Hellanikos aus Mitylene, und Pherekydes aus Leros. Nach ihnen erschien Herodotos aus Halikarnaß, der Homer für die Geschichte, welcher in seinem 27sten Jahre sich aufmachte, die wichtigsten Länder der damals bekannten Erde zu bereisen, um sie selbst und die Sitten ihrer Bewohner kennen zu lernen, die Sagen von der Vergangenheit aus den Quellen zu schöpfen und selbst zu prüfen. Mit einer Einfachheit und Treuherzigkeit, die ihm unsere Liebe, mit einer Wahrheitsliebe, die ihm unsere Achtung gewinnt, erzählt er das Gehörte wieder, auf eine Art, die nach Plan und Ausführung so oft an Homer erinnert, daß wir natürlich finden, die neun Bücher seiner Geschichte mit den Namen der neun Musen bezeichnet zu sehen. Sein Beispiel reizte den Thukydides zum Wetteifer, und seine acht Bücher von der Geschichte des peloponnesischen Kriegs zeigen uns den ersten philosophischen Historiker als Muster für alle folgenden. Wird er durch zusammengedrängte Gedankenfülle oft dunkel, so herrscht hingegen in Xenophon die heiterste Klarheit, und er wurde das Muster ruhiger, ungekünstelter Geschichtsdarstellung. Wie Sterne der ersten Größe glänzen vornehmlich diese drei Historiker in dieser Periode hervor, in welcher außerdem noch genannt zu werden verdienen Ctesias, Philistos, Theopompos, Ephoros, welche letzteren jedoch durch rhetorisirende Manier sich bereits von der echten Geschichtsdarstellung entfernten. In der Poesie entwickelte sich während dieser Periode eine ganz neue Gattung; aus den Lustbarkeiten der Dankfeste nämlich, welche das Landvolk nach der Weinlese dem Freudengeber mit wildem Gesang und Geberdentanz feierte, entstanden, vorzüglich in Attica, die Schauspiele. Sinnreiche Dorfvirtuosen gaben den allmählig

ernsthafteren Chorgesängen oder Dithyramben beim Bocksopfer Mannichfaltigkeit und rohe Kunst, indem ein Zwischenredner Volksfabeln erzählte, und der Chor das ewige Lob des Bachos durch Sittenlehren, wie die Erzählung sie darbot, abwechselte. Ihr Lohn, wenn sie gefielen, war ein Bock. Andere bildeten aus dem Groben die leichtfertigeren Reigen außer dem Opfer, mit den Schalksstreichen des Festes und allem, was Lachen erregte, untermischt. Bald wurden diese Spiele des Kelterfestes auch an andern Tagen wiederholt. Nach einigen Vorgängern gab Solons Zeitgenoß, Thespis, der seine Schauspieler gleich Kelterern, mit Weinhefen, oder eigentlich mit Trebermost, schminkte, an den Scheidewegen und in Dörfern, auf beweglichen Bühnen, bald ernsthaftere Geschichten mit feierlichen Chören, bald lustigere mit Reigen, worin Satyrn und andere Spaßmacher Gelächter erregten. Ihre Vorstellungen hießen Tragödien, d. i. Bocksopfergesänge; Trygödien, Kelter- und Mostgesänge; Komödien, Lustreigen, und Satyrhandlungen (Drama satyricum). Endlich erhuben sich diese Spiele veredelt in prachtvoller Zurüstung auf Schaubühnen der Städte, und unterschieden sich immer mehr durch eigenen Ton und Sittlichkeit. Statt eines Zwischenredners, der die Geschichte aus dem Kopfe vortrug, stellte Äschylos zuerst handelnde Personen auf, die je zwei nach erlernten Rollen sich besprachen, und wurde der eigentliche Schöpfer der dramatischen Kunst. Schnell erhob sich auch diese zum Gipfel der Vollendung, die Tragödie durch Äschylos, Sophokles, Euripides, die Komödie durch Kratinos, Eupolis, Krates, vornehmlich aber Aristophanes. Unter der Regierung der dreißig Tyrannen wurde die Licenz der Komödie, lebende Personen dem Gelächter Preis zu geben, beschränkt, und dadurch bildete sich allmählig die mittlere Komödie aus, wo der Chor abgeschafft wurde, und mit den allgemeinern Charakterschilderungen auch die Charaktermasken aufkamen. Aristophanes und Alexis zeichneten sich hierin aus. Neben diesen Gattungen bildeten sich als eine eigene die Mimen des Sophron aus Syrakus, dramatisirte Dialogen in rhythmischer Prosa. Übrigens gehören der Zeitfolge nach mehrere Gnomiker und Lyriker in diese Periode; mehrere Philosophen erschienen als didactische Dichter, Xenophanes, Parmenides, Empedokles, und als Epiker waren berühmt Pisander und Panyasis durch ihre Herakleen, und Antimachos durch seine Thebais. Das Epos wurde aber immer historischer, und verlor an schöner poetischen Gestaltung. Neben die Poesie trat in dieser Periode als eine ernstere Schwester die Beredsamkeit, welche bei der republikanischen Staatsform Bedürfniß war, und bei der Tendenz des griechischen Geistes zur Schönheit ebenfalls kunstmäßig ausgebildet wurde. Antiphon, Gorgias, Andokides, Lysias, Isokrates, Isäos, Demosthenes, Äschines werden als Meister dieser Kunst gepriesen, für welche ebenfalls eigene Schulen gestiftet wurden. Von mehreren dieser Redner besitzen wir noch die bewunderten Meisterstücke. Wie nahe die Rhetorik daran war, selbst über die Poesie zu siegen, zeigt sich in Euripides, und es ist keine Frage, daß sie auch auf Platon und Thukydides bedeutenden Einfluß hatte. Als Neben- und Hülfswissenschaften bildeten sich für die Philosophie die Mathematik, für die Geschichte die Geographie aus. Die Astronomie verdankt der ionischen, die Arithmetik der italischen, die Geometrie der akademischen Schule manche Entdeckung. Als Mathematiker waren berühmt

Theodoros von Kyrene, Meton, Euktemon, Archytas von Tarent, Eudoxos von Knidos. Die Geographie wurde vornehmlich durch Entdeckungsreisen bereichert, welche der Handel veranlaßte, und in dieser Hinsicht verdienen Erwähnung: Hanno's Fahrt um die Westküste von Afrika, des Skylax Periplus, Beschreibung der Küsten des Mittelmeers, und des Pytheas von Massilien Entdeckungen im nordwestlichen Europa. Die Naturforschung fiel ebenfalls den Philosophen anheim, die Arzneikunst aber, von den Asklepiaden bisher in Tempeln geübt, bildete sich als ein abgesonderter Zweig davon aus, und Hippokrates wurde der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin. Der Tag nach einem Sieg ist auch noch ein schöner Tag. Dies gilt von der nun folgenden Periode, welche man im Allgemeinen die alexandrinische nennen, und als die systematisirende oder kritische charakterisiren könnte. Zwar hörte auch jetzt Athen nicht auf, seinen alten Ruhm zu behaupten, Alexandrien aber wurde doch eigentlich die tonangebende Stadt. Hierdurch mußte nothwendig der Geist der griechischen Literatur eine andere Richtung nehmen, und es springt besonders in die Augen, daß bei dem Gebrauch einer ungeheuern Bibliothek die eigentliche Gelehrsamkeit und Polyhistorie über das frühere freie Geistesstreben siegen mußte, welches jedoch nicht sogleich erstickt werden konnte. Philosophie. Die Sokratische Philosophie erzeugt noch einige neue Zweige in der stoischen Schule, deren Stifter Zenon aus Cittium von Cyprus war, und der Epikurischen, von Epikuros aus Gargettus in Attica gestiftet. Nach ihnen erschien Platons scharfsinniger und gelehrter Schüler Aristoteles als Stifter der peripatetischen Schule, welche durch Erweiterung des Gebietes der Philosophie und systematischen Geist sich auszeichnet. Er trennte Logik und Rhetorik, Moral und Politik, Physik und Metaphysik (welchen letzteren Namen er veranlaßte), fügte mehrere angewandte philosophische Wissenschaften hinzu, Ökonomik, Pädagogik, Poetik, Physiognomik, erfand die philosophischen Kunstausdrücke, und gab durch dies alles der Philosophie die Gestalt, welche sich Jahrtausende herab erhalten hat. Auf seinem Wege in Forschung der Philosophie und Naturgeschichte schritt sein Schüler Theophrastos fort. Je dogmatischer die Philosophie aber durch Aristoteles wurde, desto mehr war den philosophischen Forschern Behutsamkeit nöthig, und der Geist des Zweifelns war ein sehr heilsamer Geist. Er zeigte sich vornehmlich in dem Skepticismus, der von Pyrrhon aus Elis ausging. Ein wenigstens ähnlicher Geist lebte auch in der mittleren und neueren Akademie, von Arkesilaos und Karneades gestiftet. Mathematik und Astronomie machten die bedeutendsten Fortschritte in den Schulen zu Alexandria, Rhodus und Pergamus; und wem sind die Namen Euklides, Archimedes, Eratosthenes und Hipparchos unbekannt? Der Geschichte gaben die Züge und Thaten Alexanders Stoff genug, allein im Ganzen gewann sie doch nur an äußerem Umfang, nicht an innerem Gehalt, denn ein Streben nach dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ward nun in ihr herrschend. Desto erfreulicher ist gegen das Ende dieser Periode die Erscheinung des Polybios aus Megalopolis, den man als Urheber der pragmatischen Geschichtsdarstellung zu betrachten hat, wodurch die Universalgeschichte einen philosophischen Geist und würdigen Zweck erhielt. Vielfache Bereicherung erhielt die Geographie, welche Eratosthenes wissenschaftlich begründete, und

Hipparchos mit der Mathematik noch mehr in Verbindung setzte. An Länder- und Völkerkunde gewann man durch die Nachrichten des Nearchos und Agatharchides, und die Chronologie erhielt einen bedeutenden Gewinn durch die parischen Marmor. In Hinsicht auf Poesie kommen manche merkwürdige Veränderungen vor. In Athen ging, nicht ohne Einwirkung politischer Ursachen, aus der mittlern Komödie die **neue** hervor, welche sich dadurch, daß sie die sittliche Menschennatur zum Gegenstande ihrer Darstellungen nahm, dem modernen Schauspiel nähert. Unter den zwei und dreißig Dichtern dieser Gattung zeichneten sich besonders Menander, Philemon und Diphilos aus. Aus den Mimen gingen die Idyllen hervor, in deren Dichtung, nach dem Vorgang des Stesichoros, Sikelidas, Asklepiades u. A. besonders Theokritos, Bion und Moschos sich auszeichneten. Auch die übrigen Dichtungsarten blieben nicht unbearbeitet, allein alle diese Arbeiten, so wie die Kritik über Poesie und schöne Kunst, weisen uns auf Alexandrien hin, und deßhalb schweigen wir hier von ihnen. Vielleicht ist es auch überhaupt gut, diesen ohnehin langen Artikel eben hier abzubrechen. Am Ende dieser Periode hörten ja die Griechen auf, selbstständig zu seyn, und das weltherrschende Rom gewann auch hier seinen Einfluß. Man sehe deßhalb die Fortsetzung des hier Abgebrochenen unter den Artikeln **Alexandrinisches Zeitalter** und **Römische Literatur.** dd.

Griechische Sprache und Schrift. Nicht von jeher wurde in Griechenland gesprochen, was wir griechische Sprache nennen, denn Griechenland war früher von Pelasgern als von Hellenen oder Griechen bewohnt. Die alte Sprache der Pelasger kannte man aber schon zur Zeit Herodots nicht mehr, der diese **fremde** Sprache von der **hellenischen** als verschieden angibt, und hinzufügt, es sey wahrscheinlich, daß die Hellenen ihre ursprüngliche Sprache immer behalten haben (I, 57). Woher aber diese stamme, darüber sind die Meinungen getheilt, denn Einige wollen sie aus dem Persischen, Andere aus dem Scythischen ableiten; zwei Meinungen, welche sich jedoch durch genealogische Gründe vielleicht vereinigen ließen. Außer Griechenland wurde sie in einem großen Theile von Kleinasien, dem südlichen Italien und Sicilien gesprochen, und in andern Gegenden, wohin sich griechische Colonien verbreitet hatten. Bei der Menge hellenischer Völkerschaften eines Hauptstammes läßt sich erwarten, daß es verschiedene **Mundarten** (Dialecte) müsse gegeben haben. Deren Kenntniß ist bei der griechischen Sprache um so nothwendiger, da die Schriftsteller dieser Nation die Eigenheiten der verschiedenen Mundarten im Gebrauch einzelner Buchstaben, Wörter, Wortformen, Wendungen und Ausdrücke in die Schriftstellersprache übertrugen, und zwar nicht bloß, um dadurch einen Sprechenden näher zu charakterisiren, sondern auch, wenn sie in eigener Person schrieben. Gewöhnlich nimmt man, nach den vier Hauptstämmen der Griechen, vier Hauptdialecte an, den **äolischen**, **dorischen**, **ionischen** und **attischen**, außer diesen aber noch mehrere Nebendialecte. Selbst die vier Hauptdialecte aber lassen sich am Ende auf zwei zurückführen, den **hellenisch-dorischen** und den **ionisch-attischen**. Jener war der älteste, wie denn überhaupt durch das Dorische das Alte bezeichnet wurde. Die älteste dorische Mundart zeigt sich jedoch im äolischen Dialecte, aus welchem auch die lateinische Sprache abgeleitet

wird. Der dorische Dialect war hart und rauh, der ionische der weichste. Der äolische Dialect wurde gesprochen diesseits des Isthmus (außer in Megara, Attica und Doris), in den äolischen Colonien Kleinasiens, und auf einigen nördlichen Inseln des ägeischen Meeres; der dorische im Peloponnes, den dorischen Vierstädten, den dorischen Colonien Kleinasiens, Unteritalien (Tarent), Sicilien (Syrakus, Agrigent), am reinsten von den Messeniern; der ionische in den ionischen Colonien Kleinasiens, und auf den Inseln des Archipelagus; der attische in Attica. In jedem dieser Dialecte hat man bedeutende Schriftsteller und Schriften. Zum ionischen Dialect gehören zum Theil die Werke der ältesten Dichter, Homers, Hesiods, Theognis u. s. w., rein findet man ihn in Prosaikern, besonders Herodot und Hippokrates, im dorischen Dialecte sangen Pindar, Theokrit, Bion und Moschus; von dorischer Prosa ist nur wenig übrig, meist mathematischen und philosophischen Inhalts, im äolischen Dialecte haben wir die Fragmente des Alkäos und der Sappho. Als Athen die Oberherrschaft in Griechenland erhalten, und sich zum Mittelpunkt aller literarischen Cultur erhoben hatte, wurde mit den attischen Meisterwerken eines Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Thukydides, Xenophon, Platon, Isokrates, Demosthenes u. A., auch der attische Dialekt der allgemeine der Büchersprache. Grammatiker unterschieden nachher das Echtattische, wie es sich in jenen Meistern des Atticismus findet, von dem Attischen des gemeinen Lebens, und nannten dies den gemein griechischen oder hellenischen Dialect, und selbst die spätern attischen Schriftsteller nach jener schönsten Blüthenzeit der Literatur Gemeingriechen oder Hellenen. Zu diesen gehören Aristoteles, Theophrastos, Apollodoros, Polybios, Plutarchos und die übrigen spätern, unter denen doch manche echtattisch schrieben, wie Lukianos, Älianos und Arrianos. Außer den Dramatikern hielten sich aber die übrigen Dichter keinesweges ausschließlich an den attischen Dialect, die Dramatiker selbst nahmen in ihren Chören, weil diese zu der ältesten Liturgie der Griechen gehörten, um des Feierlichen willen etwas vom Dorischen auf, und die übrigen Dichter blieben bei der Homerischen Sprache. Man muß demnach annehmen, daß die Griechen mit ihren verschiedenen Mundarten bekannter waren, als wir mit den unsrigen, wozu vielleicht die allgemeine Lectüre des Homer, der Gebrauch eines religiösen Rituals und der häufige Verkehr derselben unter einander vornehmlich wirkten. Wahrscheinlich aber hatten sich die Dialecte in der frühesten Zeit noch nicht so von einander geschieden, wie es späterhin geschah, und daraus muß man sich die Eigenthümlichkeiten der Sprache Homers und Hesiods erklären. „Im Homer und Hesiod," sagt Matthiä, „kommen Wortformen und Ausdrücke vor, die von den Grammatikern für äolisch, dorisch, attisch oder gar für Eigenheiten eines örtlichen Dialects ausgegeben werden. Allein schwerlich waren sie dieses schon zur Zeit jener Dichter, die sich eine solche Mischung wohl eben so wenig würden erlaubt haben, als sich jetzt ein Dichter erlauben würde, niedersächsische und oberdeutsche Provinzialismen unter einander zu mischen. Die Sprache Homers scheint vielmehr ganz die Sprache der damaligen Jonier zu seyn. Von diesen im Homer gebräuchlichen Wortformen blieben aber nicht alle im ionischen Dialect, sondern einige erhielten sich nur im äolisch dorischen, andere bloß im attischen Dialect. Die Grammatiker nennten nur im Homer attisch, äolisch, dorisch u. s. w., was dieses zu ihrer Zeit war." Die Zeit, wann die Veränderungen in den Haupt-

dialecten erfolgten, läßt sich nicht bestimmen; es geht aber aus allem diesem hervor, daß man, um die griechische Sprache gründlich zu erlernen, den Gang der Bildung derselben historisch verfolgen, und keine einseitige Grammatik zum Grunde legen, sondern sich über alle abweichenden Formen der Dialecte verbreiten müsse; eine Mühe, welche diese an classischen Mustern jeder Art so reiche, und eben deßhalb so ausgebildete, biegsame, ausdrucksvolle, im Klange so liebliche, in der Bewegung so harmonische, in ihren grammatischen Formen und ganzem Bau so philosophische Sprache verdient und reichlich lohnt. Wann man angefangen habe, diese Sprache durch Schrift zu bezeichnen, darüber hat man sich lange nicht vereinigen können. Der gewöhnlichen Meinung zufolge brachte der Phönicier Kadmos die Buchstabenschrift zu den Griechen. Das Kadmeische Alphabet bestand aber nur aus 16 Buchstaben; im trojanischen Kriege soll Palamedes noch vier (Θ Ξ Φ X), und eben so viel nachher Simonides aus Keos (Z H Ψ Ω) erfunden haben. Daß die bezeichneten acht Buchstaben neuer sind, ist theils aus Nachrichten, theils aus den ältesten Inschriften gewiß. Weil die Jonier diese Buchstaben zuerst aufnahmen, und von diesen die Attiker, so nannte man das Alphabet mit 24 Buchstaben das ionische. Die Figuren der ältesten phönicischen und griechischen Buchstaben weichen übrigens sehr von den jetzt gebräuchlichen hebräischen und griechischen ab. Es hat indeß nicht an solchen gefehlt, welche behaupteten, daß noch vor den Zeiten des Kadmus unter den Pelasgern schon die Schreibekunst existirt habe. Diese, den Alten schon nicht unbekannte, jedoch durch keinen einzigen Schriftsteller von Gewicht bestätigte Meinung hat in neuern Zeiten nicht unbedeutende Anhänger gefunden. Dagegen traten aber auch andere auf, welche die Schreibekunst in Griechenland ungleich jünger machten. Der erste, der die Aufmerksamkeit auf diese Seite lenkte, war der Engländer Wood in seinem Essay on the original Genius of Homer. Es ist allerdings von großer Wichtigkeit für die Beurtheilung Homers und zur Entscheidung über vorhomerische Poesie und Schriften, zu wissen, ob zu Homers Zeiten Schreibekunst existirte oder nicht. Woods Meinung ist, daß man wohl die Zeit, da in Griechenland der Gebrauch der Buchstabenschrift allgemein wurde, und den Anfang prosaischer Schriften beinahe in eine Periode setzen könne, ungefähr 554 Jahre vor Chr. Geb., und eben so lange nach Homer. Zu Homers Zeit wurden alle Kenntnisse, Religion und Gesetze bloß durch das Gedächtniß erhalten, und eben deßhalb in Verse gebracht, bis mit der Schrift auch Prosa eingeführt wurde. Die Einwendung von mehreren angeblich ältern Aufschriften in Tempeln hat Wolf entkräftet, welcher in seinen Prolegomenen zu Homer die Streitfrage genauer bestimmend in zwei verwandelte: 1. Wann wurden die Griechen überhaupt mit der Kunst zu schreiben bekannt, und 2. wann wurde sie bei ihnen allgemein? Bei Untersuchung der letztern Frage mußte bestimmt werden, wann bequemere Materialien zum Schreiben verbreitet wurden, und in welchem Jahrhundert die Griechen die sogenannte Schriftstellerei aufnahmen. Wolf beweis't nicht bloß, daß Homer von dem, was er sang, nichts geschrieben habe, indem man erst nach ihm zum Schreiben sich der Thierhäute, und erst gegen des Psammetichus Zeit des ägyptischen Papyrus bedient habe, sondern auch, daß von der Mitte des 6ten Jahrhunderts vor Chr. Geb, diese Gesänge nirgends schriftlich existirt haben. Zu bemerken ist übrigens, daß die Griechen anfänglich die Zeilen horizontal, und von der Rechten zur Linken, dann Bustrophedon (s. d. Art.) endlich allein von der Linken zur Rechten schrieben.

Griechisches Feuer, s. Feuer.

Griesbach (Johann Jacob), gest. den 24. März 1812 als geheimer Kirchenrath und erster Professor der Theologie zu Jena, hat sich theils um die Kritik des neuen Testaments, theils um die Bildung vieler tausend Jünglinge die bleibendsten Verdienste erworben. Zu Butzbach im Hessendarmstädtischen den 4ten Januar 1745 geboren, kam er als zartes Kind nach Frankfurt am Main, wo sein Vater 1777 als Prediger und Consistorialrath starb. Auf dem frankfurter Gymnasium erhielt er seine erste Bildung, und bezog 1762 die Universität Tübingen, wo er außer Bauers Privatunterricht, Reuß, Cotta, und Sartorius hörte. Im Jahr 1764 ging er nach Halle, wo Segner, Meyer, J. P. Eberhard, Stiebritz, Schulze, vor allen aber Semler ihm die Weihe für das akademische Leben gaben. Auf den Rath des Letztern hörte er noch ein Jahr in Leipzig theils bei Ernesti, Morus, Schröckh, Gellert, theils bei Reiske alles, was der Hermeneutik und Bibelpolyglotte dienen konnte. Christliche Kirchen- und Religionsgeschichte wurde das Ziel seiner Studien, wobei ihn Ernesti mit Rath und Büchern unterstützte. Nach Halle zurückgekehrt, begann er große Vorstudien zur Kritik des neuen Testaments und für die Dogmengeschichte, und schrieb unter Semler seine zwei ersten Probeschriften über die historische Glaubwürdigkeit in den Dogmen, die aus dem Papst Leo dem Großen ihre Bestätigungen erhalten. Fest entschlossen, sich ganz der Kritik des neutestamentlichen Textes zu widmen, unternahm er 1769 und 70 eine gelehrte Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Den darauf folgenden Winter widmete er in seiner Vaterstadt der Bearbeitung des gewonnenen Stoffes, und trat 1771 in Halle durch die berühmte Abhandlung von den Recensionen der Evangelien vom Origines zuerst als akademischer Lehrer mit so vielem Beifall auf, daß er schon zwei Jahre darauf von Berlin aus zum Professor ernannt wurde. Mit unermüdlichem Fleiße verfolgte er jetzt den Gedanken einer neuen Ausgabe des Neuen Testaments. Die Vorsicht bewog Griesbach, der nach Danovs Tode den Ruf zu einer ordentlichen Professur der Theologie in Jena erhalten hatte, zuvörderst nur mit seiner Synopsis der Evangelien die Stimmung zu prüfen. Bald aber folgte die erste Ausgabe des ganzen Testaments. Das Eigenthümliche der Griesbachischen Textbearbeitung, welche sich bekanntlich von allen frühern unterscheidet, ist, daß bei ihr nicht bloß von aufgenommenen und verworfenen Lesarten die Rede ist, sondern auch die verschiedenen Grade der Wahrscheinlichkeit, wie sie nach Autorität und nach innern Gründen sich ergeben, bestimmt, und durch leicht verständliche Zeichen unter dem Text aufgeführt werden. Zu bedauern ist, daß er die vollständige Ausgabe, die 1796 begann, und zu Halle und London zugleich erschien, nicht so vollenden konnte, wie er es gedacht hatte. Er war indeß bis an seinen Tod unablässig damit beschäftigt, und erlebte wenigstens die Freude, die bei Göschen herausgekommene Prachtausgabe vollendet zu sehen. Neben der Kirchengeschichte und Exegese, und den dazu gehörigen Hülfswissenschaften stiftete er auch durch seine populäre Dogmatik um so bleibendern Nutzen, als er darin, ein geübter, selbst überzeugter Sachwalter des alten Glaubenssystems, der Neuerungssucht mit weiser Mäßigung Schranken zu setzen wußte.

Grimm, (Friedrich Melchior, Baron von), der als ein geistreicher, mit mannichfaltigen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, einen

langen Zeitraum hindurch in Paris glänzte, und mit den ausgezeichnetsten Personen des vorigen Jahrhunderts in Verbindung stand, war den 29sten December 1723 zu Regensburg geboren, und starb als kaiserlich-russischer Staatsrath den 19ten December 1807 zu Gotha. Obwohl seine Ältern arm waren und in der Dunkelheit lebten, gaben sie ihrem Sohne dennoch eine anständige und sorgfältige Erziehung, welche derselbe so wohl benutzte, daß er mit dieser einzigen Ausstattung sich einen Rang in der Gesellschaft zu erwerben wußte. Nachdem er seine Studien beendigt, und in Deutschland für sein Trauerspiel Banise Spott und Tadel in reichem Maß eingeerntet hatte, begleitete er die Söhne des Grafen von Schömburg, Cabinetsministers des Königs von Polen, nach Paris, und fuhr daselbst fort, sich mit Eifer den Wissenschaften zu widmen. Er war Vorleser des Herzogs von Sachsen-Gotha und befand sich in sehr beschränkter Lage, als J. J. Rousseau sein Freund ward. Beide begegneten sich in der entschiedensten Neigung zur Musik. Rousseau führte ihn bei Diderot, dem Baron Hollbach, der Frau von Epinay u. a. durch Geist und Geburt ausgezeichneten Personen ein und es gelang ihm allenthalben, sich in Gunst zu setzen und als eine der ersten Zierden der guten Gesellschaft betrachtet zu werden. Der Graf Friesen machte ihn zu seinem Secretär mit einem anständigen Gehalt. Grimm kam jezt noch mehr in die vornehmsten Gesellschaften und suchte sich besonders den Frauen zu empfehlen. Er verschmähte sogar die Schminke nicht und zog sich dadurch den Spottnamen Tyran le blanc zu. Als die Ankunft der italienischen Bouffons in Paris alle Kenner und Freunde der Musik in zwei Parteien spaltete, erklärte sich Grimm auf das entschiedenste für sie, und stand an der Spitze des Coin de la reine, während die Freunde Rameau's und der französischen Musik den Coin du roi bildeten. Grimm schrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Broschüre voll Geist, Salz und Geschmack, unter dem Titel: Le petit prophète de Boemishbroda, und als die Gegner darauf zu antworten versuchten, schlug er sie durch seine Lettre sur la musique française völlig aus dem Felde. Aber dieser Brief gab ein so gewaltiges Ärgerniß, daß anfangs von Verbannung und Bastille die Rede war, bis endlich die Wuth sich legte, und dem Verfasser statt dessen der Beifall aller Freunde der neuen Musik und der italienischen Truppe zu Theil ward. Die Verbindungen Grimms mit den Unternehmern der Encyclopädie, seine Verhältnisse mit den Großen Frankreichs, seine Kenntnisse so wie die Geschmeidigkeit seines Geistes öffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn. Nach des Grafen Friesen Tode ward er Secretär des Herzogs von Orleans. Damals fing er an, seine literarischen Bulletins für mehrere deutsche Fürsten, namentlich für den Herzog von Gotha, zu schreiben, welche unter dem Namen feuilles de Grimm vielleicht in zwanzig Abschriften circulirten, und welche von allen neuen, nur einigermaßen wichtigen Erscheinungen der französischen Literatur die geistreichsten Analysen enthielten. Friedrich der Große, Gustav III. und die Kaiserin von Rußland gaben ihm die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Hochachtung. Im Jahr 1776 ernannte ihn der Herzog von Gotha zu seinem bevollmächtigten Minister am französischen Hofe; damals ward er Baron, denn von Geburt war er ein Bürgerlicher. Er stand seinem neuen Amte wie ein Mann von Geist vor, ohne seine literarische Correspondenz zu unterbrechen, oder sonst seine Gewohnheiten zu ändern. Als die Stürme der Revolution e-

den fremden Ministern unmöglich machten, in Paris zu bleiben, begab sich Grimm nach Gotha, und nahm das ehrenvolle Asyl an, das der Herzog ihm anbot. Im J. 1795 ernannte ihn die russische Kaiserin zu ihrem bevollmächtigten Minister am niedersächsischen Kreise. Diese erhabene Monarchin erhielt ihm ihre Gunst bis an ihren Tod, und stand in ununterbrochenem Briefwechsel mit ihm. Auf seinem Pulte lag immer ein für sie bestimmtes Cahier, in dem er alles aufzeichnete, was ihm merkwürdig für sie schien; oft kamen Couriere von Petersburg bei ihm an, die er erst nach Wochen wieder abzufertigen das Recht hatte. Auch unter Paul I. verwaltete Grimm seinen Posten, bis eine schmerzhafte Krankheit ihm ein Auge raubte, und ihn nöthigte, sich von allen Geschäften zurückzuziehen. Er wählte aufs neue Gotha zu seinem Aufenthalt, und verlebte hier seine letzten Jahre, stets seinen theuern Studien treu, stets, so viel ihm die Kräfte gestatteten, mit Kunst und Wissenschaft beschäftigt. Außer den genannten Schriften gab er eine lateinische Dissertation über die Geschichte Maximilians I., Briefe über die deutsche Literatur und einige andere heraus. Sein sämmtlicher sehr ansehnlicher literarischer Nachlaß aber ist von dem russischen Hof in Empfang genommen worden. Es finden sich darunter Memoiren über die Geschichte seiner Zeit von höchstem Interesse, deren Nichtbekanntmachung ein wahrhafter Verlust ist. Dagegen ist nach seinem Tode anfangs ein einzelner Abschnitt aus den erwähnten literarischen Bulletins unter dem Titel: Correspondance littéraire, später aber auch die übrigen (zusammen 16 Bände) erschienen, ein Werk, das die anziehendsten Details über einen wichtigen Zeitraum der französ. gelehrten und gebildeten Welt und ihre innern Verhältnisse und Beziehungen enthält. Barbier hat noch ein Supplément à la Correspondance herausgegeben, das Grimms übrige französische Schriften enthält.

Grimod de la Reynière (Alex. Balthas. Laurent) der witzigste Epikuräer des neueren Frankreich, Mitglied der Arkadier in Rom und mehrerer gelehrten Gesellschaften, ist geboren zu Paris den 20sten November 1758. Sein Vater war Generalpächter. An den Händen mißgestaltet, weiß er äußerst geschickt mit falschen Fingern zu zeichnen, zu schreiben und Speisen zu zerlegen. Bis 1786 war er Advocat, allein eine sehr bitter abgefaßte Schrift zog ihm Verweisung zu. Seitdem lebt er in völliger Unabhängigkeit ganz der Literatur, in gelehrten Clubs, im Foyer der Schauspielhäuser und im Caffeehause du Caveau. Erschien dieser Sonderling in den glänzenden Cirkeln seiner Ältern, so zeigte er sich linkisch und blöde, und machte sich in tiefen Bücklingen über den Rangstolz der vornehmen Welt lustig. Damals gab er ein fast berühmt gewordenes großes Gastmahl, wozu Niemand kam, der nicht bewies, daß er ein Bürgerlicher sey. Ein andermal lud er sehr vornehme Leute zu sich ein, wo jeder in einem schwarz ausgeschlagenen Saale seinen Sarg hinter sich hatte. Auch trieb er eine Zeit lang einen Kramhandel im Hause seines Vaters. Seine Eßlust ist so groß, wie nur die des Apicius und Vitellius gewesen seyn kann. Die Revolution durchlebte er friedlich. In den ersten Jahren der Regierung Buonaparte's ward er durch seinen witzigen Almanac des Gourmands in ganz Europa berühmt, den er Cambacérès Koche widmete (von 1803 bis mit 1812, 8 Bde. 18.). Für die Emporkömmlinge, die nicht wissen, wie sie ihrem Vermögen Ehre machen sollen, schrieb er 1808 le Manuel des Amphytrions. Sein Eifer für die Beförderung der Wissenschaft des Gaumens, wie

sie Montaigne nannte, ließ ihn einen Jury von Feinschmeckern (dégustateurs) errichten, der monatlich im Rocher de Cancale eine Sitzung bei einer ausgewählten Tafel hielt, wo ernste Kampfrichter und liebenswürdige Actricen mit schwarzen und weißen Kugeln über ein saftvolles Salmi oder ein feines Blancmanger so feierlich abstimmten, wie nur einst der römische Senat in der bekannten Turbot-Sitzung. Seit 1814 lebt Grimod auf dem Lande, allein mit den Wissenschaften in Verbindung. Man hat noch mehrere Schriften von ihm, deren Verzeichnung aber nicht hieher gehört.

Griphi nannten die Griechen im Allgemeinen alles das, was wir unter Räthsel, Logogriphen, Akrostichen u. s. w. verstehen. Eigentlich bedeutet das Wort Griphus ein Netz; und man benannte damit die nach der Abendmahlzeit zum Scherz aufgeworfenen Fragen und Aufgaben, weil ihre Auflösung die Gäste oft in Verlegenheit setzte. Wer sie nicht beantworten konnte, unterwarf sich einer Strafe, die in einem mit Salz vermischten Getränke bestand, welches in einem Zuge ausgetrunken werden mußte; dagegen bekam derjenige einen Kranz zur Belohnung, der die Auflösung gefunden hatte.

Grisaille, s. Grau in Grau.

Grobe Mennoniten, s. Wiedertäufer.

Grönland, ein unter dänischer Landeshoheit stehendes Polarland, welches sonst zu Europa gerechnet wurde. Jetzt rechnet man es zu Amerika, ohne zu wissen, ob es mit diesem zusammenhängt, oder ob es eine Insel ist, in welchem leztern Fall die Baffinsbay nicht eine bloße Einbucht im festen Lande, sondern ein Durchgang nach dem Polarmeer seyn würde, was auch die reißenden Strömungen anzudeuten scheinen. So weit man es jetzt kennt, erstreckt es sich von 59° 30′ bis 78° N. B. Nach Süden zu verengt es sich in ein Vorgebirge, Lach Faremell. Von da erstreckt sich die westliche Küste nordwärts bis zur Davisstraße und zur Baffinsbay. Grönland, durch eine durch die Mitte des Landes von Süden nach Norden laufende Gebirgskette in zwei Theile getheilt, war schon vor 800 Jahren, von Dänemark und Norwegen aus, durch zwei Colonien bevölkert worden, wovon die eine die West-, die andere die Ostküste inne hatte. Zu Lande bestand zwischen ihnen, der Gebirge wegen, keine Verbindung, sondern bloß zur See. Die westliche Colonie besteht nach mancherlei Schicksalen noch jetzt und zählt mit Einschluß der Eskimo's gegen 20,000 Seelen, dagegen ist das Schicksal der östlichen Colonie, welche im J. 1406 aus 190 Dörfern bestand und einen residirenden Bischof, zwölf Kirchspiele und zwei Klöster hatte, seit jener Zeit in Dunkel gehüllt. Damals hatte sich nämlich das Eis an der Küste dergestalt vermehrt, daß alle Mühe, sie zu erreichen, vergeblich war. Der letzte im J. 1786 durch den Capitain von Löwenörn in Auftrag der dänischen Regierung gemachte Versuch, sich über das Schicksal jener Gegenden Aufklärung zu verschaffen, schlug ebenfalls fehl. Nur so viel weiß man, daß um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Colonie noch bestand, obgleich sie schon damals seit 150 Jahren von der ganzen übrigen Welt getrennt gewesen war. Gegenwärtig (1818) wo alle Schiffernachrichten sich dahin vereinigen, daß das Eis am Nordpol sich vermindere und eine von England ausgerüstete Expedition sogar die kühne Hoffnung hegt, bis an den Nordpol vorzudringen, dürfen wir auch über Grönland den wichtigsten Aufschlüssen entgegensehen. Schon in der Mitte des 14ten Jahrhunderts war durch die fürchterliche Pest, welche man den schwarzen Tod nennt, die Gemeinschaft

zwischen Norwegen, Island und Grönland unterbrochen worden. Die Unternehmungen der Königin Elisabeth durch Forbisher und Davis trugen nur wenig zur nähern Kenntniß dieser Küsten bei. Erst als die dänische Regierung im J. 1721 einen Prediger, Haas Egede, dergestalt unterstützte, daß er mit zwei Fahrzeugen im 64° 5′ landen und am Baalsfluß die erste europäische Niederlassung „Gute Hoffnung" gründen konnte, erhielten wir bestimmtere Nachrichten von Grönland. Egede fand daselbst einen Schlag Menschen, der wahrscheinlich von Westen her über die Davisstraße gekommen, und den Eskimo's in Labrador dem Stamm und der Sprache nach verwandt war. Wenige Jahre nachher wagte die Brüder-Unität, auf Antrieb des Grafen von Zinzendorf, Niederlassungen und Missionen auf diesen unwirthbaren Küsten anzulegen. Es gibt jetzt auf der Westküste von Grönland 20 Pflanzorte, von denen der südlichste Lichtenau heißt, und unter dem 60° 34′ N. B. liegt. Gleich über ihm liegt der zweite Pflanzort, Julianens Hoffnung, in dessen Nähe man noch die Trümmer einer alten isländischen oder norwegischen Kirche sieht. Dann folgen immer nördlicher, Friedrichs Hoffnung, Lichtenfels, Gute Hoffnung, Neu Herrenhut, Zuckerhut, Holsteinburg, Egedesminde, Christians Hoffnung, Jacobshaven, Omenack und Upernamick im 72° 32′ N. B., die nördlichste Niederlassung, welche aber jetzt, von Europäern verlassen, bloß noch von Grönländern bewohnt wird. Der Statthalter von Südgrönland hat seinen Sitz in Gute Hoffnung, und der von Nordgrönland in Guthaven auf der Disko-Insel, 70° N. B. Auf der ganzen Küste sind fünf protestantische Kirchen, worin das Evangelium grönländisch und dänisch gepredigt wird. Die mährischen Brüder haben drei Gemeinhäuser, in Lichtenau, Lichtenfels und Neuherrenhut. Die ursprünglichen Einwohner, von den ältesten isländischen und norwegischen Schriftstellern Skrellinger genannt, gehören unbedenklich zu dem Völkerstamm der Eskimo's, die sich über den ganzen Norden von Amerika bis an die westliche Küste verbreitet haben. Sie zeichnen sich durch ihre kleine Statur, durch schwarze, lange, straffe Haare, durch schwarze Augen, ungewöhnlich große Köpfe, dünne Beine und durch eine braungelbliche, fast olivengrüne Farbe des Körpers aus. Die letztere ist indeß die Folge, theils von dem Schmutz, worin sie leben, theils von ihren Nahrungsmitteln und Gewohnheiten, beständig mit Speck und Thran umzugehen. Die Weiber, von Jugend auf zum Lasttragen angehalten, bekommen dadurch so breite Schultern, daß sie, auch ihres Anzugs wegen, alles weibliche Ansehn verlieren. Sie kleiden sich gleichmäßig in Rennthier- oder Seehundsfelle: davon ist das kurze Gewand, davon die Beinkleider, die Strümpfe und Stiefeln beider Geschlechter. Bei großer Kälte tragen sie noch unter diesem Gewande ein Hemde von Vogelhäuten, besonders der Eidergans, des Seerabens und des Papagaytauchers. Im Winter leben sie in Häusern von Steinen erbaut, mit zwei Fuß dicken Wänden, deren Dach von Rasen ist, und in die man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Selten sind Fenster in dieser Wohnung, die allemal aus den Därmen der Wallfische und Seehunde gemacht werden. Das ganze Haus ist nie über sechs Fuß hoch, 12 Fuß breit und eben so lang. Es besteht nur aus einem Zimmer, an dessen einer Wand eine Bank, mit Robbenfell überzogen, zugleich als Tisch und Bette dient. Unaufhörlich dampft hier eine Thranlampe und die Hitze, durch die starke Ausdünstung der Bewohner noch vermehrt, ist für einen Europäer ganz unerträglich. Dazu

kommt der scheußliche Gestank von dem Unrath und dem Schlachtvieh, dessen Abgänge bei großer Kälte in den Zimmern liegen bleiben: dazu die ungeheure Menge Ungeziefer und der Schmutz, wovon ihre Kleider und ihre Körper starren. Wenn der Schnee schmilzt, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai der Fall zu seyn pflegt, so sinkt gewöhnlich das Dach des Hauses ein, und der Grönländer schlägt nun seine Sommerwohnung in einem Zelte auf, welches von Robbenfell bedeckt, mit einem Vorhang von Wallfischdärmen versehen und im Innern eben so eingerichtet ist, als das Winterhaus. Ihre Geräthe und Werkzeuge sind einfach, aber sehr zweckmäßig. Sie bestehen in Pfeil und Bogen, in Lanzen, Wurfspießen und Harpunen. Ihre Kähne sind von Brettern, mit Fischbein zusammengefügt und mit Robbenfell überzogen. Diese wissen sie selbst bei stürmischer See vortrefflich und sicher zu behandeln. Auch fahren sie über die gefrorne See 6—8 Meilen weit vom Lande in Schlitten mit Hunden bespannt. Die Schnelligkeit dieser Thiere ist so groß, daß sie 14 deutsche Meilen in 9 — 10 Stunden zurücklegen können. Die Sprache dieser Völkerschaft ist dieselbe, welche von den Eskimo's und an der Hudsonsbay geredet wird. Spuren derselben finden sich bis an die Nordwestküste von Amerika und bis zum Nutkasund. Bewundernswürdig ist in dieser Sprache die Mannichfaltigkeit der Formen, sowohl für die Verben, als auch für die Pronomen. Dem gröbsten Aberglauben ergeben, verehren die Grönländer Zauberer, die ihre Priester und Ärzte zugleich sind. Vom höchsten Wesen haben sie höchst rohe und unvollkommene Begriffe. Das Clima ist in diesem Lande natürlich äußerst unfreundlich. Die Nordostwinde bringen oft im Winter eine solche Kälte hervor, daß das Fahrenheitische Thermometer 48° unter den Gefrierpunkt sinkt. Dagegen sind die Westwinde, die über die Davisstraße herwehen, immer feucht und mit Thauwetter verbunden. Was die Gebirgsarten betrifft, so ist feinkörniger Granit mit Gneus, Glimmerschiefer, Hornblende und Weißstein die Grundlage aller Berge und Felsen. Eingesprengt oder eingebettet sind interessante und seltene Fossile: eine Menge magnetischer Eisenstein, Gadolinit, Cirkon, Allanit, Schörl, Turmalin, die schönsten Granaten, Sodaliten, Dichroiten und Hypersthene von der schönsten himmelblauen Farbe. Unter den baumartigen Gewächsen können wir nur Ebereschen, Birken, Wachholder und Zwergweiden nennen. Von Beeren sind nur Preißel- und Sumpfbeeren vorhanden. Überhaupt läßt sich die Zahl der blühenden vollkommneren Gewächse kaum auf 200 bringen, dafür aber sind die unvollkommneren Land- und Seegewächse unzählig. Das Thierreich liefert an Säugethieren den Polarfuchs, den weißen Hasen, das Rennthier, den weißen Bär, das Wallroß, mehrere Robben und das Narwall. Vorzüglich wichtig ist der grönländische Wallfisch, der in großer Menge und von außerordentlichem Umfang vorkommt. Unter den Vögeln sind besonders die Möwen, Taucher, Sturmvögel, Pelikane, Rothgänse, Eidergänse, Papagaytaucher, Lummer und die grönländische Taube die wichtigsten. Landvögel kommen sehr wenig vor. Unter den Fischen verdienen besonders die Alpenforelle, die Polarforelle, der Kabliau, Dorsch und Schellfisch genannt zu werden. Von Insecten ist eine Art Musquito's im Sommer die beschwerlichste. Die Ausfuhr von Grönland besteht in Fischbein, Thran, Robbenfellen, Fuchsbälgen, den Bälgen von weißen Bären und Rennthieren, Eiderdunen und Narwallhörnern. Dafür aber muß Mehl und Brot, Thee und Caffee, Bier und Gemüse, ferner Pulver und Blei, alle

Eisenwaaren, Leinwand und Baumwolle, Tücher und Glaswaaren eingeführt werden; und doch rechnet man, daß noch Vortheil bei diesem Handel ist: denn der Werth der grönländischen Erzeugnisse, die jährlich nach Copenhagen gehen, wird auf 85,000, dagegen die Einfuhr in Grönland auf 65,000 Rthlr. berechnet.

Grönlandsfahrer heißen die Schiffer, welche von Europa aus auf den Wallfischfang nach Grönland fahren, worunter sie jedoch nicht die bewohnte Westseite Grönlands, (welche sie die Straße Davis nennen,) sondern die über Lappland zwischen dem 75sten und 80sten Grad liegenden Inseln Spitzbergen, nebst der gegenüber gelegenen Ostseite von Grönland verstehen.

Gronov, der Name mehrerer berühmten Kritiker und Philologen. Johann Friedrich Gronov war im J. 1611 zu Hamburg geboren, besuchte Leipzig und Jena, studirte zu Altdorf die Rechte, hielt sich darauf einige Zeit in Holland und England auf, bereis'te Frankreich und Italien, ward sodann Professor der Geschichte und Beredsamkeit zu Deventer, und ging 1658 nach des berühmten Daniel Heinsius Tode an dessen Stelle nach Leyden, wo er 1671 starb. Seine Gelehrsamkeit setzte ihn in den Rang der ersten Alterthumsforscher; zugleich verband er mit seinen ausgebreiteten Kenntnissen unermüdeten Fleiß und liebenswürdige Leutseligkeit. Seine Ausgaben des Livius, Statius, Justin, Tacitus, Gellius, Phädrus, Seneca, Sallust, Plinius, Plautus u. a., so wie seine Observationes sind voll der scharfsinnigsten und richtigsten Bemerkungen und Verbesserungen; sein Commentarius de sestertiis zeigt die gründlichste Kenntniß der römischen Sprache und Alterthümer, und seine Ausgabe von Hugo Grotius Buche de jure belli et pacis wird wegen der hinzugefügten Anmerkungen mit Recht geschätzt. — Sein Sohn Jacob Gronov war 1645 zu Deventer geboren, studirte hier und zu Leyden, hielt sich dann einige Monate zu Oxford und Cambridge auf und kam nach Leyden zurück, wo er 1670 eine Ausgabe des Polybius erscheinen ließ, die solchen Beifall fand, daß er einen Ruf nach Deventer bekam. Er schlug ihn aber aus, um seine Reisen fortzusetzen, ging nach Paris, kehrte aber wegen des Todes seines Vaters nochmals nach Leyden zurück und bereis'te sodann Spanien und Italien, wo der Großherzog von Toskana ihm eine Lehrstelle in Pisa übertrug, die er jedoch 1679 wieder verließ, und dagegen Professor der schönen Wissenschaften zu Leyden und 1702 Geograph der Universität ward. Er starb daselbst 1716. Er war ebenfalls ein gelehrter und fleißiger Kritiker, gab den Tacitus, Polybius, Herodot, Pomponius Mela, Cicero, Ammianus Marcellinus u. a. heraus, und sammelte den schätzbaren Thesaurus antiquitatum graecarum (13 B. Fol.), allein er gab in diesen Werken auch manche Blößen, und ließ es sich in seinem Dünkel beikommen, Männer von den entschiedensten Verdiensten, wie Henricus Stephanus, Spanheim, Vossius, Salmasius, Bochart, Grävius anzugreifen und zu schmähen, wodurch er sich selbst am meisten schaden mußte. — Sein Sohn Abraham Gronov, zu Leyden 1694 geboren, hat sich durch seine Ausgaben des Justin, des Pomponius Mela, Tacitus und Claud. Älian auch als einen guten Philologen gezeigt, und starb daselbst als Universitätsbibliothekar im Jahr 1775.

Gros, Schüler von David, ist unstreitig der größte Bataillenmaler unserer Zeit. Sein Kunststreben nahm eine ganz verschiedene Richtung von der seines Meisters. Er ist ein ausgezeichnet guter

Colorist, alles ist lebendig, genial, glühend und kraftvoll in seinen Werken, doch Anmuth und Würde mangeln bisweilen; seine Gemählde bestechen sehr, die Zeichnung ist so kühn, die Farbe so frisch und glänzend, doch den höhern Einklang, das tiefe geistige Leben vermißt man oft darin. Erst machte sich Gros durch sprechend ähnliche Porträts bekannt, bald ging er aber zu dem ihm eigenthümlichern Fach großer und reicher Compositionen über, wobei er sich Paul Veronese scheint zum Vorbild gewählt zu haben. Sein erstes berühmtes und gekröntes Werk dieser Art war das 1804 ausgestellte Gemählde: die Pestkranken zu Jaffa. Das Furchtbare dieses Gegenstandes ist zwar dabei in grelles Licht gestellt, aber durch treffliche Wirkung und glückliche Gedanken auch wieder gemildert. Drei hohe Arkaden wölben sich hier über dem Schauplatz im Hospital zu Jaffa, wo das Pestelend gegen die Siegerpracht contrastirt. In goldgestickter Uniform, mit Tressenhut und rothem Federbusch, umgürtet mit einem purpurnen Kasimirshawl, an seiner Hüfte Carls des Großen Schwert mit Rubinen und Sapphiren geschmückt, steht Napoleon vor einem Kranken, dessen Wunde er befühlt. Desgenettes steht, ihn zurückhaltend, hinter ihm. Eine Gruppe von Kranken drängt sich mit rührender Zuversicht um ihn her. Um diese Hauptgruppe her ist alles mit Linderung der Wunden und Herbeischaffung der Lebensmittel beschäftigt. Der erste Plan ist in schauerlichem Dunkel gehalten, ein Wundarzt sinkt sterbend über die Todten; viele Sterbende kämpfen mit den fürchterlichsten Schmerzen, dumpfe Verzweiflung spricht aus ihren entflammten Augen. Andere Kranke strecken mit unermeßlicher Sehnsucht die matten Hände nach den Erfrischungen aus, welche Neger und Muselmänner in vollen Körben herbeitragen. Auf dem Plan der Hauptgruppe wird ein Kranker von einem Muselmann aufrecht erhalten und von einem andern verbunden. Farbenreicheres läßt sich nichts ersinnen, als das Costum dieses alten Arztes: über dem dunkelblauen Stirnbund wölbt sich ein purpurgestickter gelber Shawl, purpurne Ärmel, mit weißem Stoff ausgeschlagen, sehen unter dem grünen Kaftan hervor, an goldner Kette hängt die Tabakstasche von Purpur und Gold. So ist hier überall die Fülle orientalischer Pracht neben Blöße und Elend gestellt. Die Umgebungen sind sehr reich, die hochgezackten Mauern, die zierlich bunten Arabesken an den Wänden, der Säulengang, durch dessen Öffnungen man Bastionen, Meer und Schiffe erblickt, die Ringmauer des Hospitals, über welche die Stadt und ein hoher Thurm hervorschaut, dahinter üppig grüne Bäume und ein dunstbeladener Himmel; im fernsten Hintergrunde das geschäftige Leben französischer Krieger mit Gruppen von Türken und Kameelen gemischt, alles erquickt den von den Leidensgegenständen ermüdeten Blick und führt ihn zuletzt auf den hellen Mittelpunkt des Ganzen zurück. Dies Gemählde erregte allgemeines Aufsehen, die Regierung kaufte es und Gros bekam eine neue Aufgabe: die Schlacht bei Abukir. Er entwarf dieses überaus große und reiche Gemählde, dessen nähere Beschreibung uns hier zu weit führen würde, in vollem Feuer erster Begeisterung, und vollendete es in ungefähr vierzehn Monaten. Die Schlacht von Eylau, welche Gros mahlte, ist von ungemeiner Wirkung, doch ist vieles darin übertrieben und der gute Geschmack muß die Darstellung so vieler Verstümmelten mißbilligen. Im J. 1814 stellte Gros ein Gemählde aus, den Besuch von Franz I. und Carl V. in der Abtei St. Dénis darstellend, welches allgemein be-

wundert wurde; es ist für die Sakristey dieser Kirche bestimmt. Die Abreise des Königs in der Nacht des 20sten März 1815 ist der Gegenstand des neuesten Werkes von Gros, welches er 1817 ausstellte. Man tadelt die darin herrschende Verwirrung und das Unedle der Hauptgestalt, eine Gruppe Nationalgardisten ist ausdrucksvoll, der Lichteffect auf dem zweiten Plan und die Gestalt eines alten Dieners sind trefflich. Gros ist Mitglied des Instituts und der Ehrenlegion und Professor der Schule der Mahler- und Bildhauerkunst. Wl.

Groschen, eine bekannte Silbermünze, die ihren Namen von grossus, dick, erhielt; man nannte sie dicke Münze im Gegensatz der dünnen Blechmünzen. Die ältesten bis jetzt bekannten Groschen sind diejenigen, welche unter Ludwig IX., Philipp dem Kühnen und Carl IX. zu Tours geprägt, und daher Tournosen oder Tournosgroschen genannt wurden. Die kleinen Gröschlein aber wurden zuerst 1578 geschlagen.

Groß heißt jedes Ding, dem eine gewisse Größe zukommt. Die Größe aber wird einem Dinge entweder an und für sich betrachtet, oder im Verhältniß zu einem andern, das als kleiner erscheint, beigelegt. Die Größe der letztern Art sollte man Großheit nennen, weil ihr die Kleinheit entgegensteht. Groß in dieser Bedeutung heißt dann dasjenige, was in Ansehung seiner Größe den gewöhnlichen Maßstab der Dinge überschreitet, so daß andere Dinge in Vergleichung mit ihm als klein erscheinen. Scheint sich die Größe eines Dinges bis zum Unendlichen zu erweitern, so heißt es erhaben, weil es sich über alles erhebt, was im Augenblick der Vorstellung mit ihm verglichen wird, z. B. ein hohes, bis in die Wolken sich aufthürmendes Gebirge, das Weltmeer, der Sternenhimmel u. s. w. Die Größe, in Beziehung auf den Menschen, ist entweder körperlich oder geistig, und in der letzten Hinsicht entweder intellectuel oder moralisch. So wie nun die Größe des Geistes in den Augen der Vernunft mehr Werth hat, als die des Körpers, so wird die Größe des Verstandes (der Erkenntnißkraft oder des Talents überhaupt) von der des Herzens (der Willenskraft oder der Gesinnung) überwogen, wenn man auf die wahre Bestimmung des Menschen reflectirt. Man findet aber oft bei Menschen von sehr großen Talenten eine Kleinheit der Gesinnung, die ans Schlechte und Nichtswürdige gränzt. Die Geschichtsschreiber haben gewöhnlich nur auf jene Größe Rücksicht genommen, und daher oft das Beiwort des Großen an Menschen verschwendet, die, nach dem Maßstabe der Vernunft gemessen, vielmehr den Beinamen des Kleinen führen sollten. D.

Großadmiral ist in England eine der neun höchsten Reichswürden, welche jedoch mit Prinz Georg von Dänemark ausgestorben, und seitdem nicht wieder besetzt worden ist, sondern durch Commissarien, oder vielmehr durch das Admiralitätsgericht repräsentirt wird; in Frankreich war es unter Napoleon ebenfalls eine der acht großen Reichswürden. — Großfürst war vormals der Titel der russischen Regenten; auch schrieb sich König Kasimir von Polen im Jahr 1457 einen Großfürsten in Litthauen, in Reußen und Preußen. Gegenwärtig werden in Rußland die Thronfolger und Brüder des Kaisers Großfürsten genannt. Seit 1765 hat Siebenbürgen den Titel eines Großfürstenthums. — Großherr ist der Titel des türkischen Kaisers, weil er über mehrere kleine Herren gebietet, (Großsultan.) —

Großherzog war sonst der Titel der Beherrscher von Toskana; im Rheinbund führten ihn mehrere Fürsten, und nach dessen Auflösung haben ihn noch einige angenommen; er ist mit königlichem Range verbunden. — Großhundert sind 120 Stück, so wie Großtausend 1200 Stück. — Großkreuz bei Ritterorden ist die erste Classe der Ritter, welche unmittelbar auf den Großmeister, das Oberhaupt des Ordens, folgt. — Großvezier, s. Vezier.

Großaventurhandel, Aventura grossa, Seeversicherungs- oder Assecuranzhandel. Die Waaren, welche als Gegenstände des europäischen Großhandels nach entfernten Weltgegenden versandt werden, müssen dort noch durch viele Hände gehen, ehe sie an den letzten Verbraucher gelangen; hierdurch wird der Preis derselben für diesen gar sehr erhöht; es ist daher natürlich, daß Jemand, der diese Waaren in Europa kauft, mit denselben in fremde Gegenden reis't und sie selbst in die Hände der Verbraucher bringt, dieselben viel wohlfeiler geben kann und doch noch großen Gewinn dabei macht. Nun aber können die mit diesem Handel sich abgebenden Menschen, z. B. Schiffer, Matrosen 2c. dergleichen Geschäfte selten mit eigenem Vermögen machen, sondern sie müssen von Andern entweder die Waaren oder das Geld dazu borgen. Dergleichen Vorschüsse sind aber folgenden besondern Gefahren unterworfen. 1. Die Zeit der Wiederbezahlung ist ungewiß, denn es läßt sich nicht genau bestimmen, wie bald das Schiff und mit ihm der Borgende mit dem gelös'ten Gelde zurückkommen werde. 2. Der Leihende muß die ganze Seegefahr für die Hin- und Herreise tragen. 3. Der Borgende kommt nach Gegenden, die der Leihende nicht kennt und wagt sich in Gefahren, die seinem Leben ein Ende machen und sein Geld und Gut in solche Hände bringen können, aus welchen es schwerlich wieder zu erlangen ist, da die Hand der Gerechtigkeit selten so weit reicht. 4. Die Borgenden sind gewöhnlich Personen geringen Standes und nicht immer ganz zuverlässig. — Aus diesen Gründen werden die für solche Vorschüsse zu bezahlenden Zinsen immer sehr hoch bestimmt und steigen selbst auf ein Drittheil, ja sogar auf die Hälfte des Kapitals. — Der in diesem Wege betriebene Handel führt den Namen Großaventurhandel und einen Vorschuß der Art machen, heißt auf Großaventure geben. Viel Ähnlichkeit mit diesem Geschäft hat die Bodmerei (s. d. Art.). KM.

Groß-Beeren, (Treffen bei) den 23. Aug. 1813. Als nach der Aufkündigung des Waffenstillstandes der Krieg mit Napoleon den 17. Aug. 1813 aufs neue begann, wollte der französische Kaiser drei Blitze zu gleicher Zeit schleudern, auf Breslau, Prag und Berlin. Sie fielen sämmtlich auf ihn zurück, an der Katzbach, bei Culm und Groß-Beeren. Berlin deckten der Landsturm und die Nordarmee, welche unter dem Kronprinzen Carl Johann von Schweden, aus der dritten und vierten preußischen Heerschaar, aus den russischen Heerhaufen unter Woronzow, Winzingerode und Czernitscheff, und aus etwa 22,000 Schweden bestand. Der Feldherr hatte der edlen Fürstin, Prinz Wilhelms Gemahlin, sein Wort gegeben, er werde den Feind nicht nach Berlin kommen lassen. Napoleon aber war des Erfolgs so gewiß, daß die leipziger Zeitung am 23. Aug. den Einmarsch der Franzosen in Berlin schon verkündigte, als sie geschlagen wurden. Das französische, durch Wirtemberger, Bayern, Darmstädter und Sachsen verstärkte Heer bestand aus vier Heermassen unter Oudinot, dem Oberfeldherrn, Victor, Regnier und Ber-

trand, nebst der Reiterei unter Arrighi, und war 80 bis 90,000 M. stark, deren Bestimmung, Berlin zu erobern, der General Girard mit der Besatzung von Magdeburg unterstützte. Allein der Kronprinz machte im verjüngten Maßstabe denselben Operationsplan gegen dieses Heer, den die Verbündeten im Großen gegen die ganze feindliche Macht entworfen hatten. Er bildete nämlich mit seinem Heere einen Bogen von Buchholz, dem äußersten linken Flügel, über Mittenwalde, Klein-Beeren, Heinersdorf, Blankenfelde, Rühlsdorf bis Belitz und Treuenbriezen, dem äußersten rechten Flügel, von wo die Russen in den Bogen einwärts gegen Jüterbogk hin standen, die Preußen aber in die Mitte bis Trebbin vorgeschoben waren. Die preuß. Generale Hirschfeld und Puttlitz beobachteten jenseit Brandenburg Magdeburg. Von beiden Flügeln streiften leichte Truppen bis Wittenberg, Guben und Baruth, wo sie mehrere hundert Gefangene machten. Doch der Feind drang den 22. blind in jenen Bogen ein; Regnier im Mittelpunkte, Bertrand auf dem rechten, Oudinot auf dem linken Flügel. Sie griffen die Preußen bei Trebbin an, welche sich zurückzogen; hierauf stürzte sich Bertrand den 23. auf den General Tauenzien bei Blankenfelde, wurde aber zurückgeworfen. Regnier drang bis Groß-Beeren, dem Schlußstein der Bogenstellung, etwa noch zwei Meilen von Berlin vor. Hier griff ihn aber unerwartet der tapfere Bülow an. Zugleich umging Borstell den rechten feindlichen Flügel. Die Preußen fochten im Angesichte ihrer Hauptstadt mit Heldenmuth. Nachdem eine reitende sächsische Batterie in die Flanke gefaßt und genommen war, drangen sie vor im Sturmschritt. Kein Gewehr ging los der Nässe wegen; man schlug sich mit dem Kolben und dem Bajonnet. Groß-Beeren ward mit Sturm genommen, die Sachsen und der zweite französische Heerhaufe wurden geworfen, und die Reiterei des Herzog von Padua wurde zersprengt. Als nun Oudinot die drei Heerschaaren des Nachhalts vorrücken ließ, stürmte ihnen, so wie sie aus dem Gehölze sich entwickelten, das russische und schwedische Heer entgegen. Der schwedische Oberst Cardell, von einem Reiterangriff unterstützt, nahm das feindliche Geschütz. Da brach Oudinot den Kampf ab, und zog sich an die Elbe nach Wittenberg und Torgau zurück. Er verlor 30 Canonen und über 2000 Gefangene. Noch auf der Flucht nahm der Sieger dem Feinde Gefangene und Geschütz ab. Die Preußen eroberten Jüterbogk, und den 28. Luckau. — Aus Berlin strömten indeß Reiche und Arme in das Lager der Sieger; sie brachten Lebensmittel auf 40 Wagen mit; auch die ärmsten blieben nicht zurück. Ein blutarmes Mütterchen brachte eine Semmel. Alles wetteiferte in der Pflege der Verwundeten. Unterdessen drohte eine neue Gefahr der Königsstadt. General Girard brach aus Magdeburg hervor gegen Berlin. Er wußte nichts von dem Ausgange des Treffens bei Groß-Beeren. Der tapfere Puttlitz mußte sich zurückziehn. Aber schon bei Ziesar trieb General Hirschfeld den Feind zurück. Als hierauf Czernitscheff zu Hirschfeld gestoßen war, schlugen beide am 29. Aug. den General Girard zwischen Belzig und Lübnitz, daß er 8 Canonen und 3,500 Gefangene verlor, und mit den Trümmern seines Heeres kaum nach Magdeburg entrann. So endigte die erste Unternehmung der Franzosen auf Berlin mit einem Verluste von 40 Canonen und mehr als 12,000 M. an Todten und Gefangenen. K.

Großbritannien und Irland heißen gegenwärtig die drei vereinigten Reiche England, Schottland und Irland. Der Name Großbritannien für das vereinigte England und Schottland

kam schon unter Jacob auf, wurde aber erst unter der Königin Anna gewöhnlich. Indem wir wegen des Geographischen auf die Art. England, Schottland und Irland verweisen, gehen wir hier sogleich zu der Geschichte über, auf welche wir einige statistische Nachrichten folgen lassen werden. — England wurde zuerst durch die Römer bekannt, welche es unter dem Namen Britannia zur römischen Provinz machten. (S. Britannien.) Als die Römer, bald nach dem Anfange des fünften Jahrhunderts, überall von den einbrechenden fremden Völkern gedrängt wurden, zogen sie ihre Truppen aus England zurück, und überließen die Britten ihrem Schicksale. Diese, unter der langen Herrschaft der Römer des Kriegs entwöhnt, konnten jetzt den Scoten und Picten nicht widerstehen, und suchten daher Hülfe bei den um die Mündung der Elbe wohnenden Sachsen, welche auch (449) unter ihren Anführern Hengist und Horsa nach England kamen, die Scoten zwar völlig zurücktrieben, aber auch sich selbst in England festzusetzen suchten. Durch immer neue Haufen ihrer Landsleute, besonders der Angeln, verstärkt, zwangen sie die Britten, die sich lange, vorzüglich unter dem König Artur, vertheidigten, ihnen das ganze Land zu überlassen. Die noch übrig gebliebenen Britten mußten sich in die kleine gebirgichte Provinz Cambrien — das heutige Wales — einschränken lassen, oder flohen nach Armorica in Frankreich, welches von ihnen den Namen Bretagne erhielt. Die Angel-Sachsen errichteten nun 7 kleine Staaten, deren Häupter sich Könige nannten, doch blieben diese Staaten in einer gewissen Gemeinschaft, und hielten allgemeine Versammlungen, in welchen die das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten verhandelt und entschieden wurden. Vom J. 598 an wurde die christliche Religion nach und nach unter ihnen eingeführt. Egbert der Große, König von Westsex, vereinigte (827) alle diese Staaten unter dem allgemeinen Namen England, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieses Reichs. Die Normänner, oder wie man sie in England nannte, die Dänen, hatten auf ihren räuberischen Streifzügen zur See auch die englischen Küsten angegriffen, einen Theil des Landes erobert, und die Könige gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut (Dahnegeld) zu zahlen. Alfred der Große weckte den ganz erloschenen Muth seiner Nation aufs neue, überfiel die Dänen und vertrieb sie, bekriegte sie selbst in der Folge zur See und behauptete sich in dem Besitze seines Reichs. Sein früher Tod (900) war ein Verlust für England, das nun wieder von den Dänen angegriffen und (1001) erobert ward. Vierzig Jahre lang behaupteten sich die Dänen unter dem Könige Kanut und seinen Söhnen in England. Als sie es (1041) verlassen mußten, kam der angelsächsische Prinz Eduard der Bekenner wieder auf den englischen Thron. Er veranstaltete eine, noch sehr mangelhafte Sammlung aus den Gesetzen der Sachsen und Dänen, welche das gemeine Recht (common Law) genannt wurde. Nachdem dieser Eduard, der letzte angelsächsische König (1066) ohne Kinder verstorben war, wurde Harald, Graf von Westsex, von der Nation als König anerkannt. Aber Wilhelm, Herzog der Normandie, der nur sehr entfernte Ansprüche auf den englischen Thron hatte, kam bald mit einem trefflichen Heere von 60,000 Mann nach England, und durch das entscheidende Treffen bei Hastings (den 14. Oct.) wurde er Herr des ganzen Landes; er erhielt deßwegen den Beinamen, der Eroberer. Wilhelm ließ anfangs alles unverändert, übergab aber alle wichtigen Ämter seinen Lands-

leuten. Verschiedene Empörungen der mißvergnügten Engländer gaben ihm einen Vorwand, seine Herrschaft mit größerer Strenge auszuüben. Er führte das bis dahin in England ungewöhnliche Lehnrecht und schwere Auflagen ein. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht seines Vasallen eifersüchtig werden mußte: so nahmen von dieser Zeit an die Kriege zwischen Frankreich und England, die beinahe 400 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm starb 1087. Er hatte England mit Klugheit, aber auch mit einem eisernen Scepter regiert. Ihm folgte zuerst sein zweiter Sohn Wilhelm II., der eben so streng regierte, und dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von seinem ältesten Bruder, Robert, den Besitz der Normandie mit Gewalt erzwang, und den Engländern verschiedene ihrer alten Freiheiten wiedergab, übrigens aber seiner Habsucht und Herrschbegierde alles aufopferte. Da er keine männlichen Nachkommen hatte, ließ er seine an den Grafen Gottfried von Anjou vermählte Tochter Mathilde von der Nation als Kronerbin anerkennen, wodurch die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch veranlaßt wurde, daß England hernach beständig von fremden Geschlechtern beherrscht worden ist. Ungeachtet dieser Verfügung wurde nach Heinrichs I. Tode (1135) seiner Schwester Adela Sohn, Stephan, Graf von Blois, von der Nation als König anerkannt, der (1154) den Sohn der vorerwähnten Mathilde, Heinrich II. mit dem Beinamen Plantagenet, Grafen von Anjou, zum Nachfolger hatte. Heinrich II. war einer der mächtigsten Könige Englands; außer der Normandie, seinem mütterlichen Erbtheile, erbte er von seinem Vater Anjou, Maine und Touraine, und erhielt mit seiner Gemahlin, der bekannten Eleonora von Guienne, von welcher Ludwig VII. von Frankreich sich hatte scheiden lassen, Guienne, Poitou und verschiedene andere Landschaften, so daß er fast den vierten Theil von Frankreich, und weit mehr als damals dem Könige von Frankreich unmittelbar gehörte, besaß. Aber eben dieses Verhältniß wurde auch Veranlassung zu öftern Kriegen mit Frankreich. Heinrichs II. lange Regierung — er starb 1189 — war zwar durch seine kriegerischen Unternehmungen glänzend, aber, besonders gegen das Ende, durch Streitigkeiten mit den Geistlichen und die Empörungen seiner Söhne wider ihn, auch sehr unruhig. Heinrichs Nachfolger war sein Sohn, Richard Löwenherz, so benannt wegen seiner außerordentlichen Tapferkeit, durch welche er seinen Namen unter den Sarazenen furchtbar gemacht hatte. Richards Kreuzzug nach Palästina, seine ritterlichen Thaten dabei, und seine Gefangenschaft in Österreich gehören in die besondere Geschichte dieses heldenmüthigen Prinzen. Daß er von der Nation geliebt wurde, beweis't wohl der Umstand, daß man alles aufbot, um das für seine Befreiung gefoderte Lösegeld von 150,000 Mark Silber aufzubringen; man schmolz selbst Kirchengefäße ein, und doch konnte diese Summe nicht sogleich herbeigeschafft werden. Die Wuth der Kreuzzüge, die für alle, welche daran Theil nahmen, nachtheilig wurde, war es besonders für England, denn während Richards Abwesenheit waren daselbst Unruhen und ein neuer verderblicher Krieg mit Frankreich entstanden. Man schreibt Richarden die erste, oder wenigstens erneuerte Einführung der Armbrüste zu, so wie die Stiftung des Ordens vom blauen Hosenbande, während des Kreuzzugs, als einer bloß militärischen Auszeichnung und Belohnung. Ihm folgte (1199) sein Bruder Johann, ein schwacher Regent, der, in einem unglücklichen Kriege

mit Frankreich, die Normandie und andere Länder verlor, in den Streitigkeiten mit dem Papste sich große Demüthigungen gefallen lassen mußte, und von seinen Unterthanen gezwungen wurde, ihnen *den großen Freiheitsbrief* (magna Charta, the great Charter) zu geben (1215). Dieser Freiheitsbrief enthält ein Verzeichniß der Freiheiten des Adels und der Gemeinen überhaupt, und eine völlige Sicherheit der Person und des Eigenthums eines jeden Engländers insbesondere. Er ist immer als ein Grundgesetz angesehen, und von verschiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. Neue Streitigkeiten mit den Großen des Reichs hatten die Folge, daß Johann von ihnen der Regierung entsetzt und nach Schottland zu flüchten genöthiget wurde, wo er (1216) starb. Er hat, weil er aus England vertrieben wurde, in der Geschichte den Namen *Johann ohne Land* erhalten. Sein Sohn Heinrich III. hatte eine lange, aber durch eigene Schuld unruhige Regierung; unter ihm entstand das Unterhaus des Parlaments, oder das Haus der Gemeinen. Unter seinen Nachfolgern war Eduard III. (von 1327—1377) einer der mächtigsten und berühmtesten Könige Englands. Er entzog sich der Oberherrschaft des Papstes, und eroberte einen beträchtlichen Theil Frankreichs, weßwegen er den Titel, König von Frankreich, annahm, den seine Nachfolger beständig fortgeführt haben. Die Eroberungen in Frankreich gingen zum Theil noch bei Eduards Leben, aber fast gänzlich unter seinem Enkel und Nachfolger, Richard II., wieder verloren. Richard, der die Rechte der Nation verletzt hatte, verlor den Thron und im Gefängnisse das Leben (1399). Nun entstanden zwischen den beiden, von Eduard III. abstammenden Familien Lancaster und York wegen der Thronfolge Streitigkeiten, die beinahe ein Jahrhundert hindurch dauerten, und durch die England vieles litt. Diese Unruhen werden in der Geschichte der Streit zwischen der rothen und weißen Rose genannt, weil die Familie Lancaster eine rothe, York aber eine weiße Rose im Wappen führte. Heinrich VII., Graf von Richmond, aus dem Hause Lancaster, behauptete (1485) den englischen Thron, und vereinigte durch seine Heirath mit Elisabeth aus dem Hause York das Interesse beider Familien, deren übrige Mitglieder durch Schlachten, Mord und öffentliche Hinrichtungen ganz aufgerieben worden waren. Nachdem einige von Mißvergnügten erregte Unruhen gedämpft worden waren, gelangte England zu einem ruhigen Zustande, den es lange nicht gekannt hatte, und welchen es Heinrich VII., dem man den Beinamen des englischen Salomo gab, verdankte. Mit Heinrich VII. begann auch die Reihe der englischen Regenten aus dem Hause Tudor — ein Name, den Heinrichs Großvater geführt hatte — die mit Elisabeth wieder endigte. Sein Sohn, Heinrich VIII. unternahm viel, aber fast immer ohne wichtige Folgen. Er hätte in dem großen Streite zwischen Carl V. und Franz I. einen entscheidenden Einfluß haben können, wäre er nicht zu wankelmüthig gewesen, und wäre er nicht immer bloß den Ansichten seines ersten Ministers, des Cardinals Wolsey, gefolgt, den persönliches Interesse von einer Partei zur andern hinzog. Durch den Besitz von Calais war es den Engländern sehr leicht, in Frankreich, so oft sie wollten, zu landen, doch gingen Heinrichs Eroberungen daselbst bald wieder verloren, und nur Calais blieb ihm noch. Die Kirchenverbesserung in Deutschland erregte auch in England Aufsehen, und ungeachtet des strengen Verbots wurden Luthers Schriften doch häufig daselbst gelesen. Heinrich VIII., nicht ohne gelehrte Kenntnisse, besonders

ders in der scholastischen Theologie unterrichtet, unternahm es, die Lehre der römischen Kirche von den sieben Sacramenten in einer eigenen Schrift zu vertheidigen, welche Luther mit Heftigkeit widerlegte, Papst Leo X. aber dadurch ehrte, daß er (1521) durch eine Bulle dem Könige den Beinamen Beschützer des Glaubens gab, ein Titel, den die protestantischen englischen Könige noch jetzt führen. Das Ansehn des Papstes und sein Einfluß war in England bisher sehr groß, und der Betrag der aus diesem Lande jährlich nach Rom fließenden Geldsummen sehr bedeutend gewesen. Alles dieses fiel weg, als König Heinrich (1534) gänzlich mit dem römischen Stuhle brach, weil der Papst, aus Furcht vor dem Kaiser, in die Ehescheidung zwischen Heinrich und seiner Gemahlin Catharina von Aragonien, einer Verwandten Carls V., zu willigen zögerte. Heinrich kündigte dem Papste allen Gehorsam auf, zog nach und nach verschiedene Klöster und Abteien ein, erklärte sich für das Oberhaupt der Kirche, behielt aber doch die Hauptlehren der römischen Kirche bei. Die Reformation fand indessen auch viele Anhänger, und diese Verschiedenheit der Meinungen, so wie das Einziehen der Kirchengüter, veranlaßte mancherlei Unruhen. Heinrich suchte, wie sein Vater schon gethan hatte, die königliche Gewalt zu vergrößern. Unter diesem war der Anfang zu der englischen Seemacht durch Erbauung des ersten großen Kriegsschiffes gemacht worden. Heinrich VIII. vermehrte sie; aber um seine Flotte zu bemannen, mußte er fremde Seeleute von den Schiffen der Hansestädte, besonders Genueser und Venetianer, welche damals die erfahrensten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er errichtete ein Admiralitätsamt, und wies für seine Marine ordentliche Besoldungen an. Nach seinem Tode (1547) folgten ihm seine drei Kinder nach einander in der Regierung. Eduard, ein Prinz von sanftem Charakter und ein großer Freund der Reformation. Unter ihm wurde die anglicanische (bischöfliche) Kirche gegründet. Seine Halbschwester Maria (1553) handelte in einem ganz entgegengesetzten Geiste, und verband sich, um einen auswärtigen sichern Beistand zu haben, durch Heirath mit Philipp II. von Spanien. Diese Verbindung, welche für keinen der beiden Theile die gehofften großen Vortheile gewährte, in England aber viel Mißvergnügen verursachte, hatte bloß die bedeutende Folge, daß England in einen neuen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, in welchem es auch seine letzte Eroberung daselbst, Calais (1558), verlor. Maria starb (1558) gehaßt wegen der Strenge und der häufigen Hinrichtungen, durch welche sie die Reformation in England zu unterdrücken gedachte. Mit frohen Erwartungen des größten Theils der Nation stieg aus dem Kerker, in welchem selbst ihr Leben nicht selten in Gefahr gewesen war, Elisabeth auf den Thron, und erfüllte die Hoffnungen des Volks. Durch Festigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umstände hob sie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe, und gründete seine nachherige Macht. Sie besänftigte mit Klugheit die Parteien und führte die Reformation nach der noch jetzt bestehenden bischöflichen Einrichtung ein, welcher die Puritaner ihre Bemühungen vergeblich entgegensetzten. Sie ermunterte den Kunstfleiß der Nation, beförderte besonders die Wollenmanufacturen, auch durch Aufnahme vieler vom festen Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünstigte den auswärtigen Handel. Um die Liebe der Nation zu gewinnen und die noch vorhandenen Mängel kennen zu lernen, reis'te sie öfters im Lande umher. Dadurch, daß sie die Reformirten in Frank-

reich und die Niederländer gegen Spanien unterstützte, verschaffte sie sich Ansehen im Auslande. Ihre Verhältnisse mit Spanien nöthigten sie, eine größere Seemacht, als ihre Vorgänger, zu unterhalten. Im J. 1603 bestand ihre Flotte aus 42 Schiffen, die mit 8500 Seeleuten bemannt war. Die größten englischen Seeleute dieser Zeit waren Franz Drake, der, zuerst nach Magellan, die Reise um die Erde machte, und Walther Raleigh (auch als Geschichtschreiber und wegen seines spätern traurigen Schicksals bekannt), der die erste englische Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spanien, den Elisabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüstete (1588) vergebens die große Flotte, welcher der Papst zu voreilig den Namen der **unüberwindlichen** gegeben hatte, gegen sie aus. Ohne eine förmliche Seeschlacht wurde mehr als die Hälfte dieser Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet, und der Ruhm und das Ansehn der englischen Marine stieg dadurch desto höher. Ein Flecken in Elisabeths Regierung ist die Hinrichtung der, nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Elisabeth starb (1603) die Reihe der Regenten aus dem Hause Tudor aus (s. d. Art. Elisabeth). Jacob, König von Schottland, aus dem alten schottischen Hause der Stuarte abstammend, Sohn der (1587) enthaupteten Königin Maria, war der einzige nahe Verwandte der Elisabeth (seine Urgroßmutter Margaretha war eine Tochter Heinrichs VII. von England, des Großvaters der Elisabeth), und wurde von ihr, kurz vor ihrem Tode, zur Thronfolge in England bestimmt. Was in den vorhergehenden Zeiten durch blutige Kriege nicht hatte bewirkt werden können, daß Schottland den Königen von England unterworfen würde, das geschah jetzt im entgegengesetzten Falle auf die ruhigste Art; England erhielt einen schottischen König zum Regenten. Jacob I. wurde ohne Widerspruch als König von England anerkannt, aber nicht leicht hat ein Regent die Erwartungen, die man beim Antritt seiner Regierung haben konnte, so wenig erfüllt als er. Er verstand es nicht, aus der Lage der politischen Umstände, besonders bei dem Friedensschlusse mit Spanien (1604), den Vortheil zu ziehen, den er hätte erlangen können. Mehr für den Catheder, als für den Thron geboren, beschäftigte er sich mit theologischen Streitigkeiten und mit Bücherschreiben. Er war, wider den Willen seiner Mutter, in der protestantischen Religion nach den Grundsätzen der in Schottland herrschenden presbyterianischen Kirche erzogen worden, aber als er König von England geworden war, änderte er seine Gesinnung, und begünstigte wie Elisabeth die bischöfliche Kirche, indem er die Presbyterianer (Puritaner) unterdrückte. Dieses Benehmen, verbunden mit seinen Bemühungen, die königliche Gewalt, von welcher er eine zu hohe Meinung hatte, über die Schranken, in denen er sie fand, auszudehnen, und die Freiheiten des Parlaments und der Nation als Anmaßungen zu erklären und zu vernichten, gaben den beiden, anfangs mehr religiösen als politischen Parteien (Hof- und Landpartei) den Ursprung, welche in der Folge als **Tories** und **Whigs**, und später als **Corruption** und **Opposition**, England so oft getheilt haben, und jetzt noch theilen. Unter diesen Umständen geschah fast nichts zum Besten des Landes selbst, noch für die Erlangung auswärtiger Vortheile. Jacob I. konnte selbst keine genauere Vereinigung seiner beiden Reiche, die bloß den Namen **Großbritannien** gemein hatten, so sehr er es auch wünschte, bewirken. England und

Schottland behielten fortwährend jedes seine eigene Verfassung und sein eigenes Parlament. In diesem unsichern Zustande hinterließ Jacob I. (1625) den Thron beider Reiche seinem Sohne Carl I. Dieser, in den despotischen Grundsätzen des Vaters erzogen, selbst von unbeugsamem Geiste, und durch Günstlinge irre geleitet, wollte die königliche Macht noch weiter ausdehnen, und die bischöfliche Kirche allgemein machen; beides mißlang und bereitete seinen Fall vor. Die ganz unnöthigen und nachtheiligen Kriege mit Spanien und Frankreich — der letzte wurde (1629) durch einen Frieden geendigt, in welchem England, das bisher allein im Besitz von Nordamerika gewesen war, Canada an Frankreich abtrat — vermehrten den Unwillen der Nation gegen ihn. Das Parlament widersetzte sich standhaft dem Willen den Königs, eigenmächtig Steuern aufzulegen, und er sahe sich endlich (1641) durch die Umstände genöthigt, dem königlichen Rechte , das Parlament aufzuheben, zu entsagen. Dieser fehlerhafte Schritt brachte ihn seinem Verderben näher. In diesem Parlamente hatte sich Oliver Cromwell, einer der Mißvergnügten, ausgezeichnet. Bald stand er an der Spitze der Armee, die das Parlament den Truppen des Königs entgegenstellte. Carl, überall im Felde geschlagen, von den von ihm früher gereizten Schotten, zu denen er im Unglück seine Zuflucht nahm, für die Summe von 400,000 Pf. Sterling dem Parlamente ausgeliefert, wurde durch ein Blutgericht, das eine Partei in der Armee, die Independenten, Cromwelln an ihrer Spitze, mit Ungestüm verlangte, zum Tode verurtheilt, und am 30sten Januar 1649 öffentlich hingerichtet. Dieses bis dahin ganz beispiellose Verfahren erregte im Auslande auch nicht die geringste politische Bewegung, sondern bloß eine literarische Fehde, besonders von Seiten einiger niederländischen und französischen Schriftsteller, denen der bekannte Dichter Milton, Cromwells geheimer Secretär, antwortete. Nach Carls Tode führte das Parlament die Regierung in England, doch war es Cromwell, der insgeheim alles leitete. Carl II., des hingerichteten Königs Sohn, war, von den Schotten unterstützt, in England eingedrungen, aber, von Cromwell (1651) bei Worcester gänzlich geschlagen, mußte er sich durch kümmerliche Flucht ins Ausland retten. Cromwell richtete bald nachher das Parlament ganz nach seiner Willkür ein, und übernahm die von der Armee ihm übertragene Regierung. Unter dem bescheidenen Titel eines Protectors regierte er mit unumschränkter königlicher Gewalt. Im Auslande gefürchtet, hob er England, besonders dessen Seemacht, auf eine hohe Stufe des Ansehens. Einen zweijährigen Krieg zur See mit den vereinigten Niederländern, der sich durch die Menge der gelieferten Schlachten und den großen Verlust niederländischer Kauffahrteischiffe auszeichnete, endigte er (1654) durch einen vortheilhaften Frieden, in welchem die vereinigten Staaten die Herrschaft der Engländer zur See öffentlich anerkennen mußten. Durch einen eben so glücklichen Krieg entriß er Spanien die Insel Jamaica, und erwarb für England Dünkirchen und Masdyk. Cromwell starb 1658 im höchsten Glanze seines Ansehens. Sein Sohn Richard Cromwell wurde zwar zum Protector ernannt, aber seine Abneigung gegen diese Würde, und die Menge der Partein, die sich erhoben, bewogen ihn, die Regierung bald niederzulegen, und sich in das Privatleben zurückzuziehen. Es entstand nun abermals ein republikanischer, oder eigentlich anarchischer Zustand der Dinge, der sich damit endigte, daß die königliche Partei, von der Armee

unter dem General Monk unterstützt, Carln II. zurückrufte, der auch am 29sten Mai 1660 den väterlichen Thron wieder bestieg. Carl II. that sehr bald alles das, was seinem Vater das Leben gekostet hatte, und selbst noch mehr, ganz ungehindert. Man hatte ihm gleich anfangs so viel Einkünfte ausgesetzt, daß er in dieser Rücksicht unabhängig von der Nation war; aber sein Hang zur Verschwendung verleitete ihn, Dünkirchen und Masdyk, zum großen Nachtheile für England in der Folge, an Frankreich zu verkaufen. Ein ohne hinlänglichen Grund mit den Holländern angefangner Krieg, in dessem Lauf der kühne Admiral Ruyter die englischen Kriegsschiffe auf der Themse bei Chatam verbrannte, wurde durch den Frieden zu Breda (1667) mehr zum Vortheil der Holländer geendigt. Ein zweiter Krieg mit eben dieser Nation, der für den Handel der Engländer sehr nachtheilig war, wurde durch den Frieden zu Westminster (1674) geendigt. Bei der immer mehr zunehmenden Willkür des Königs konnte es nicht an Mißvergnügten fehlen; die schon unter Jacob I. entstandenen Parteien erwachten wieder, und wurden jetzt Tories und Whigs genannt. Den Absichten des Königs, die catholische Religion, zu welcher sein Bruder Jacob sich öffentlich bekannte, wieder einzuführen, setzte das Parlament (1673) die Test-acte, durch welche die Catholiken von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurden, entgegen, so wie den willkürlichen Arrestationen die Habeas Corpus-Acte, oder einen Beschluß, der das Verfahren gegen die Gefangenen genau vorschreibt. Carl handelte größtentheils nach Frankreichs Absichten: in den letzten vier Jahren seines Lebens regierte er ganz unumschränkt und ohne Parlament. Die englische Seemacht, die unter ihm auf 83 Schiffe, und darunter 58 Linienschiffe vermehrt worden war, kam in den letzten Jahren wieder in Verfall. Jacob II., der seinem Bruder (1636) auf dem Throne folgte, und ein trefflicher Seemann war, — von ihm rührt die Erfindung her, die Manövers einer Flotte durch Signale zu commandiren — gab ihr den vorigen Glanz wieder, und vermehrte sie binnen drei Jahren auf 173 Schiffe. Weniger weise und für ihn selbst am nachtheiligsten, waren die übrigen Handlungen Jacobs II. als Regent. Er wollte mit Gewalt die königliche Macht unumschränkt machen und die catholische Religion wieder einführen; aber er fand mächtigen Widerstand. Die Partei der Whigs rufte des Königs Schwiegersohn, Wilhelm von Oranien, Statthalter der vereinigten Niederlande, zu Hülfe. Dieser, von den Niederländern unterstützt, landete (im November 1688) in England, und ohne daß ein Tropfen Blut bei dieser Revolution (wie die englischen Geschichtschreiber diese Begebenheit nennen) vergossen wurde, floh Jacob II. mit seiner Familie nach Frankreich. Wilhelm III. wurde nun, nebst seiner Gemahlin Maria, zum König von England ernannt, doch unter der Bedingung gewisser, durch die Bill of Rights (Erklärung der Rechte des Volks) bestimmten Einschränkungen der königlichen Gewalt. Durch diese Regierungsveränderung wurde die alte Verfassung Englands, die bisher so oft erschüttert worden war, wieder hergestellt, und die Staatsverwaltung erhielt eine dem Wohl des Landes angemeßnere Form. Eine Folge davon war, daß England seit dieser Zeit ein weit größeres Ansehen, als vorher, unter den europäischen Staaten erhielt. Wilhelm blieb auch als König fortwährend Statthalter der vereinigten Niederlande, wodurch die nähere Verbindung beider Länder entstand, die, zum

größern Vortheile Englands, bis in die neuern Zeiten fortgedauert hat. Unter Wilhelm erhielten die bis dahin immer gedrückten Presbyterianer (Puritaner) völlige Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit wurde festgesetzt, und (1694) zu London die Bank von England — dieses Meisterstück der Finanzwissenschaft, und das einzige Institut in England, dessen Inneres vor den Augen des Publicums verborgen ist — mit einem Fond von 1,200,000 Pf. Sterling errichtet. Damals wurde durch ein von der Bank an die Regierung gemachtes Darlehn von 900,000 Pfund der Anfang der fundirten englischen Nationalschuld gemacht. In dem 1689 begonnenen Kriege mit Frankreich, der durch den Frieden zu Ryswick (den 20. September 1696) geendigt wurde, erlitt die französische Flotte bei la Hogue (1692) eine große Niederlage, und seitdem erhielt England eine entschiedene Übermacht zur See. Die englische Flotte bestand bei König Wilhelms Tode (1702) aus 225 Schiffen. Da Wilhelm keine Kinder hinterließ, so wurde die Schwester seiner vor ihm verstorbenen Gemahlin, Anna, Jacobs II. zweite Tochter, Königin. Die Regierung dieser obwohl am Geiste schwachen Königin gehörte unter die glänzendsten Perioden der englischen Geschichte. Der schon von Wilhelm durch die Verbindung mit Österreich eingeleitete Krieg gegen Frankreich wegen der Thronfolge in Spanien (spanischer Successionskrieg) wurde am 15ten Mai 1702 erklärt, und theils zu Lande unter Marlborough — der mit großen Feldherrntalenten eine ungemessene Herrsch- und Habsucht verband — theils zur See, mit vielem Glück geführt. Gibraltar wurde (1705) erobert, und die spanische Seemacht im Laufe dieses Kriegs größtentheils vernichtet. Während dieses Kriegs wurde die längst gewünschte, von verschiedenen der vorhergehenden Könige vergebens versuchte Vereinigung Englands und Schottlands in Ein Königreich, unter dem Namen Großbritannien, (1707) zu Stande gebracht. Beide Nationen erhielten dadurch gleiche Rechte und Freiheiten, und aus beiden ward, mit Aufhebung des bisherigen schottischen, ein gemeinschaftliches Parlament errichtet. Bald nachher wurde die Thronfolge in England, da Anna ihre Kinder alle verloren hatte, mit Ausschließung der mit der Familie der Stuarte näher verwandten catholischen Häuser Savoyen und Orleans, durch eine Parlamentsacte (1708) der verwittweten Churfürstin von Hannover, Sophie, Enkeltochter Jacobs I. und ihren Nachkommen zugesichert. Der Friede zu Utrecht (1713), das Werk der Königin Anna oder vielmehr der sie regierenden Partei, endete den von England mit Glück geführten Krieg wegen der Erbfolge in Spanien. In diesem Frieden erhielt England von Frankreich verschiedene Besitzungen in Nordamerika, von Spanien Gibraltar und Minorka, auch beträchtliche Handelsvortheile durch den Assientotractat. Unter den verschiedenen Ursachen, welche England zu diesem, von Vielen getadelten, Friedensschluß bewogen, war der außerordentliche Aufwand, den der Krieg, besonders durch die an andere Mächte bezahlten Subsidien, verursachte, keine der unerheblichsten. Englands Nationalschuld war durch denselben fast um 50 Millionen Pf. Sterling vermehrt worden. Aber England nahm auch nun den entscheidenden Ton an, den es in allen wichtigen Welthändeln bis auf die neuesten Zeiten geführt hat. Die tiefe Ruhe, welche dieser Friede eine Zeit lang für ganz Europa hervorbrachte, hatte auch für England wohlthätige Folgen. Die Industrie wurde wieder geweckt, und alle Künste des Friedens befördert. Die Sittenlehre

und schöne Literatur wurde von verschiedenen vortrefflichen Köpfen mit glücklichem Erfolge bearbeitet. Anna starb den 12. August 1714. Dem Parlamentsschlusse gemäß bestieg Georg Ludwig, Churfürst von Hannover, Sohn der vorerwähnten Enkelin Jacobs I., unter dem Namen George I. sogleich den englischen Thron. Diese Regierungsveränderung brachte auch einen Wechsel der Parteien hervor; die Whigs traten auf die Seite des Hofs und behielten die Oberhand; gegen die Tories, die Anhänger der Familie Stuart, wurden strenge Maßregeln ergriffen. Beide Parteien dauern, unter veränderten Namen, Corruption (Ministerialpartei) und Opposition, noch jetzt fort. Unter Georg's I. kluger und glücklicher Regierung gewann England an Macht und Ansehen; innere Unruhen wurden bald gedämpft, auswärtige Kriege, die der König scheuete, verhinderte sein in Unterhandlungen großes und äußerst thätiges Talent durch mächtige Allianzen, und sein friedlich gesinnter erster Minister, Robert Walpole, unterstützte ihn dabei. Nicht ungegründet scheint indessen die Behauptung zu seyn, daß die dreizehn friedlichen Jahre seiner Regierung wohl die Mittel hätten verschaffen können, die damalige Nationalschuld, wo nicht ganz abzutragen, doch wenigstens sehr zu vermindern. Aber es geschah in dieser Rücksicht nicht so viel, als hätte gethan werden können, und die durch Georg's Antheil an den auswärtigen Begebenheiten veranlaßten Ausrüstungen der Flotte und Subsidientractate galten für einen zureichenden Grund, die Schuld nicht ganz zu tilgen. Georg I. starb den 22. Juni 1727 zu Osnabrück. Sein Sohn und Nachfolger Georg II. setzte alle Verbindungen seines Vaters und dessen Entwürfe, das Gleichgewicht in Europa zu erhalten, fort. Das friedliche System des noch immer an der Spitze des Ministeriums stehenden Walpole wurde (1739) durch einen Handelskrieg mit Spanien gestört, den die Nation laut verlangte. Ungeachtet der weit überlegenen Streitkräfte Englands wurde dieser Seekrieg in Amerika nicht mit dem Vortheil geführt, den man erwarten konnte. Bald nachher mußte England an dem österreichischen Successionskriege (1740), als Garant der von Carl VI. errichteten pragmatischen Sanction, Antheil nehmen. Anfangs unterstützte England seinen Bundesgenossen, Österreich (die Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia), nur insgeheim und durch Subsidien, aber seit dem Frieden zu Breslau (1742) und nachdem der friedfertige Walpole, als ein Opfer der Parteisucht, seine so lange behauptete Stelle eines ersten Ministers dem Lord Carteret, einem feurigen Manne und heftigen Gegner Frankreichs, hatte überlassen müssen, erklärte sich England öffentlich gegen Frankreich und dessen Alliirte. Es wurde in Deutschland eine Armee (die pragmatische genannt) zusammengezogen, an deren Spitze Georg II. selbst bei Dettingen (den 27sten Juni 1743) focht, und das Schlachtfeld gegen die Franzosen behauptete. Die überlegne englische Flotte schlug die französische (den 22sten Februar 1744) bei Toulon und behielt nachher die Oberhand zur See. Während dieses Kriegs machte der Prinz Eduard, Sohn des Prätendenten und Enkel des vertriebenen Jacobs II., durch Frankreichs Unterstützung zweimal einen Versuch, in Schotland zu landen. Der erste Versuch wurde sogleich vereitelt; besser gelang der zweite (1745) bis zum Treffen bei Culloden (den 27sten April 1746), wo Eduard gänzlich geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Dieses Unternehmen bewirkte, daß die Engländer auf dem festen Lande nicht viel unter-

nehmen konnten, weil sie ihre Truppen nach England zurückrufen mußten. Der Friede zu Aachen (den 18ten October 1748) endigte diesen Krieg. England erhielt, ungeachtet seiner Siege und seiner Überlegenheit, außer dem Versprechen von Frankreich, den Prätendenten nicht weiter zu unterstützen und die Thronfolge des Hauses Hannover in England aufs neue zu garantiren, bloß einige Handelsvortheile, die gegen die große Schuldenlast, welche die Kriegsrüstungen und die an Österreich, Sardinien, Dänemark, Sachsen und andere deutsche Fürsten bezahlten starken Subsidien verursacht hatten, in gar keine Betrachtung kamen. Die seit dem J. 1739 mit Spanien entstandenen Streitigkeiten wurden 1750 durch einen Tractat beigelegt, in welchem England den Assientotractat — die eigentliche Veranlassung derselben — gegen eine Geldentschädigung aufgab. Noch vor dem Anfange jener Kriegsperiode (1740—1744) hatte Anson seine Reise um die Welt vollbracht, und für Handlung und Schifffahrt nützliche Entdeckungen gemacht. Bei der Aussicht auf einen langen Frieden, die jedoch bald wieder verschwand, war man ernstlich darauf bedacht, die bereits auf mehr als 75 Mill. Pf. Sterling angewachsene Nationalschuld wenigstens in Ansehung der Interessen zu vermindern, und setzte die Interessen vieler Capitalien auf 3 pCt. herab. Dies sind die sogenannten consolidirten oder drei Procent Stock. Von den an den Zinsen ersparten 800,000 Pf. St. und einigen andern Zuflüssen wurde ein zur allmähligen Bezahlung der Schuld selbst bestimmter Fond (sinking Fond) errichtet, welcher aber oft zu anderm Gebrauche verwendet worden ist. Grenzstreitigkeiten in Nordamerika, welche durch die vorhergehenden Tractate nicht beseitigt worden waren, veranlaßten (1754) zwischen England und Frankreich einen neuen Krieg, der sich in der Folge auch auf das feste Land verbreitete, wo er unter dem Namen des siebenjährigen bekannt geworden ist. England, dessen Angelegenheiten von 1758 — 1761 der große Pitt (Lord Chatam) leitete, war in diesem Kriege überaus glücklich, entriß den Franzosen, deren Seemacht ungleich schwächer war, viele ihrer auswärtigen Besitzungen, und machte in Ostindien (unter Clive) große Eroberungen. König Georg II. war im Laufe dieses Krieges (1760) gestorben, und hatte seinen Enkel Georg III. zum Nachfolger. Unter ihm wurde der Krieg, zu welchem seit 1762 auch noch ein Krieg mit Spanien gekommen war, durch den Frieden zu Paris (im Februar 1763) geendiget: England behielt einen großen Theil der in beiden Indien gemachten Eroberungen. Noch nie hatte England einen so glücklichen Krieg geführt, deßwegen entstand auch über die am Ende desselben bis auf 143 Millionen Pf. St. angewachsene Nationalschuld kein Murren. Die Zahl der sämmtlichen englischen Kriegsfahrzeuge rechnete man auf 374. Die Besatzung derselben auf 100,000 Mann, und das Geschütz über 14,000 Canonen. — Unruhen im Innern von England, welche durch Streitigkeiten über Preßfreiheit veranlaßt wurden, häufige Veränderungen der Minister, Cooks Entdeckungsreisen, und die mit abwechselndem Glück geführten Kriege in Ostindien sind die Begebenheiten des nächsten zehnjährigen Zeitraums. Wichtiger war der Anfang des Streits mit den Colonien in Nordamerika (1774), welche die Minister unterwürfiger und für England einträglicher als bisher zu machen suchten, aber diesen Zweck durch unkluge und schwankende Maßregeln zu erreichen glaubten. Dieser Streit brach 1775 in einen offenen Krieg aus, an welchem Frank-

reich (1778) und später auch Spanien Antheil nahm. England, für dessen Gegner sich die nordischen Mächte durch die bewaffnete Neutralität (1780) erklärt hatten, griff auch noch die vereinigten Niederlande feindlich an. Die einleuchtende Unmöglichkeit, die nordamerikanischen Colonien zu bezwingen, machte, daß man in England laut den Frieden foderte. Er wurde 1783 zu Versailles geschlossen. Der wichtigste Artikel desselben war, daß England die Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten nordamerikanischen Provinzen anerkannte. Wenn es auch wahr seyn mag, daß England durch diese Trennung seiner Colonien keinen sehr bedeutenden Verlust erlitten, weil es nun nicht mehr die großen Kosten zu ihrer Vertheidigung, wie vorher, aufwenden darf, und sein Handel in gewisser Rücksicht dabei gewinnt: so ist es doch auch eben so wahr, daß dieser neue Freistaat in kurzer Zeit sich so gehoben hat, daß er die Absicht, künftig als Nebenbuhler der englischen Oberherrschaft zur See aufzutreten, deutlich zeigt. Nach diesem Kriege, der die Nationalschuld bis auf 240 Millionen Pf. St. gebracht hatte, genoß England einer zehnjährigen Ruhe von außen. Aber am 1sten Februar 1793 kündigte der Nationalconvent des republikanischen Frankreichs England den Krieg an, zu welchem dieses sich schon vorbereitet hatte. Englands Anstrengungen waren außerordentlich. Es wurden ansehnliche Truppenmassen auf das feste Land geschickt oder daselbst in Sold genommen; die englische Seemacht verbreitete sich über den ganzen Ocean und wirkte in beiden Indien, im Canal, und im mittelländischen Meere; man zahlte Subsidien an Sardinien, Preußen, Hessen-Cassel, Österreich, Portugal, Rußland und die französischen Emigranten; und man verstärkte diese Anstrengungen, als später die Holländer und Spanier auf die Seite der Franzosen traten. Die Resultate des Landkrieges waren für die Coalition meist unglücklich; dagegen gewährte der Seekrieg den Britten allenthalben Gewinn. Die Eroberung von Toulon und Corsica in dem ersten Feldzuge (1793) gab ihren Waffen einen neuen Glanz, nur daß weder das eine, noch das andere behauptet werden konnte. Dagegen wurden von ihnen nach und nach die meisten französischen und holländischen Besitzungen in beiden Indien und in Afrika weggenommen. Howe's Sieg über die brester Flotte (1. Juni 1794), dann die Niederlage der spanischen Flotte bei dem Vorgebirge St. Vincent (14. Febr. 1797) und der holländischen bei Egmont (11. Octbr. 1797) setzten die Britten in den Besitz der Seeherrschaft. Die feindlichen Küsten und Häfen wurden von ihnen blokirt, der feindliche Seehandel allenthalben zerstört, die französische Seemacht äußerst geschwächt und die holländische Flotte sogar nach England abgeführt (1799), nachdem zuvor noch durch den glänzenden Sieg bei Abukir (8. August 1798) die Unternehmung auf Ägypten gelähmt und der Grund zu einer neuen Coalition gelegt worden. Zu gleicher Zeit erhielt Englands Macht in Ostindien einen ungeheuern Zuwachs. Die Britten überwältigten ihren mächtigsten Widersacher daselbst, Tippo Saib, eroberten seine Hauptstadt Seringapatnam, erbeuteten unermeßliche Schätze, und vereinigten den größten Theil des Königreichs Mysore mit ihren Besitzungen. Unterdeß hatten sie durch die Gewaltthätigkeiten, die sie sich gegen die Schifffahrt der Neutralen erlaubten und durch ihre Eingriffe in das Seerecht der Völker das allgemeinste Mißvergnügen erregt. Eine Folge davon war die Nordische Coalition, in der Rußland, Dänemark, Schweden und

Preußen zusammentraten (1800—1801), um die Rechte der Neutralen mit gewaffneter Hand zu vertheidigen. Die englische Regierung ergriff dagegen feindliche Maßregeln. Aber dieser Zwist endigte schnell. Das Haupt des nordischen Bundes, Kaiser Paul, starb (23. März 1801) und Dänemark ward durch die Schlacht von Copenhagen gezwungen (2. April), wieder eine friedliche Haltung anzunehmen. So lös'te sich die Coalition auf; man verglich sich gegenseitig, ohne den Hauptpunkt des Streites zu erledigen und die Preußen räumten das von ihnen besetzte Hannover wieder. Mittlerweile hatte sich Frankreich, seine Siege benutzend, mit allen seinen Feinden auf dem Continent versöhnt; nur England stand ihm trotzig entgegen. Aber die Stimme, welche den Frieden foderte, war so laut und dringend, daß die Regierung sich endlich entschloß, nachzugeben. Die Staatsschuld war auf 451 Millionen Pf. St. gestiegen. Theurung und Abgaben brachten das Volk zur Verzweiflung. Der Zweck des Krieges, die Wiederherstellung der Bourbons, erschien als Unmöglichkeit. So bequemte man sich zu dem Vertrage von Amiens (25. März 1802), der nach solchen Anstrengungen und nach solcher Überlegenheit im Kriege nur geringe Vortheile gewährte. Der ganze Gewinn bestand in der Insel Trinidad, im holländischen Antheil von Ceylon und in dem freien Einlaufen in den Hafen des Caps. Dieser Vertrag war ein Werk des neuen Ministeriums, an dessen Spitze Addington stand. Dasselbe konnte aber den friedlichen Sinn, den es dadurch bewährt hatte, nicht lange behaupten. Die Nation war mit den Friedensbedingungen unzufrieden und Napoleon reizte den brittischen Stolz durch neue Anmaßungen. So kam es abermals zum Kriege (18. Mai 1803). Die Franzosen nahmen Hannover in Besitz, gaben ihrem Sperrsystem gegen England die größte Ausdehnung, schlossen Bundesverträge mit Holland, der italienischen Republik und später mit Spanien, und drohten mit einer Landung auf England. Pitt, der wieder ins Ministerium getreten war, zerstreute die Gefahr der letztern, indem er einen neuen Krieg auf dem festen Lande erregte (1805). Leider führte derselbe Napoleon nur zu neuen Siegen und Eroberungen. Dagegen behaupteten die Britten auf allen Meeren die Herrschaft, und die Schlacht bei Trafalgar (21. Oct. 1806), in der jedoch Nelson fiel, krönte ihren Ruhm. Dem bewunderten Helden folgte Pitt bald im Tode nach (23. Januar 1806). Das neue Ministerium — Grenville, Addington, Fox — war sehr geneigt für den Frieden, aber nach den Eroberungen, die Napoleon in dem preußisch-russischen Kriege gemacht hatte, konnte man sich nicht mit ihm versöhnen, ohne seine Herrschaft über den Continent anzuerkennen. Man richtete daher alles Bestreben darauf, die erworbene Macht zur See zu behaupten und noch zu erweitern. Dadurch erregte man allgemeines Mißvergnügen; das Bombardement von Copenhagen und die Hinwegführung der dänischen Kriegsflotte (Sept. 1807) empörte die ganze Zeitgenossenschaft; die Feinde Englands mehrten sich, selbst Rußland brach alle seine Verbindungen ab. Dennoch wurde die von den Kaisern von Rußland und Frankreich von Erfurt aus an den König erlaßne Einladung zum Frieden verworfen und der Krieg mit erneuerter Thätigkeit fortgesetzt. Eine nach Portugal gesandte englische Armee nöthigte den französischen General Junot und die im Tajo liegende russische Flotte zur Capitulation (30. Aug. und 3. Sept. 1808). Die Spanier, die gegen Frankreich aufgestanden waren, wurden mit

Geld, Munition und Truppen unterstützt, Cayenne, Martinique, St. Domingo und die ionischen Inseln bis auf Corfu und St. Maur wurden erobert, und eine Expedition gegen Seeland und Flandern unternommen, die aber mißlang (1809); wogegen im folgenden Jahre Guadeloupe, St. Martin, St. Eustach, Amboina, Bourbon und Isle de France sich unter die Macht der brittischen Waffen beugten. Bald nachher machte die wiederkehrende Gemüthskrankheit des Königs eine Regentschaft nothwendig, welche das Parlament dem Prinzen von Wales übertrug. — Für den von der englischen Regierung nie aus dem Auge verlornen Gesichtspunkt, daß mit Frankreich nicht Friede gemacht werden könne, es trete denn in seine alten Gränzen zurück und huldige wieder seiner alten Dynastie, eröffnete der Feldzug von 1812 neue Hoffnungen. Bald war England die Seele der Coalition, die sich auf dem Continent bildete; überall hin ergoß es seine Goldströme. Mit ansehnlicher Macht drückte es auf die sinkende Sache der Franzosen in Spanien. Ein neuer Krieg mit den nordamerikanischen Staaten, der aber bald beigelegt wurde, hinderte es nicht, alle seine Kräfte auf die europäischen Angelegenheiten zu verwenden. Die glänzendsten Erfolge krönten so große Anstrengungen. Indem die Verbündeten in Paris einrückten, zog Wellington, nachdem er Spanien von den Franzosen befreit, an der Spitze der vereinigten englisch-spanisch-portugiesischen Macht über die Pyrenäen und drang unaufhaltsam bis Bordeaux und Toulouse vor. Es erfolgten die Entthronung Napoleons, die Wiederherstellung der Bourbons und die Anordnung eines auf die Grundlagen des Rechts gebauten allgemeinen Staatensystems, und der höchste Ruhm, den diese großen Resultate gewährten, ward der englischen Regierung durch ihre unerschütterliche Standhaftigkeit und durch ihre unsäglichen Anstrengungen zu Theil. Sie gab im Frieden alle ihre Eroberungen an Frankreich zurück, mit Ausnahme von Tabago, St. Lucie und Isle de France. Da sie aber zugleich von den holländischen Eroberungen das Vorgebirge der guten Hoffnung, Demerary, Essequebo und Berbice, so wie Helgoland und Malta behielt und die Protection über die ionischen Inseln überkam, so war der Gewinn in Hinsicht auf Landbesitz und politisches Gewicht sehr bedeutend, zumal da zu derselben Zeit sich ihr ostindisches Reich auch noch durch die Eroberung der Besitzungen des Königs von Candy erweiterte, so daß nun ganz Ceylon unter ihrer Botmäßigkeit steht. Auch Hannover erhielt beträchtliche Erweiterungen und mit ihnen die Benennung eines Königreichs. Buonaparte's Rückkehr änderte nichts an diesem mannichfaltigen Erwerb. Die brittischen Waffen erwarben neuen Ruhm in der Schlacht bei Belle Alliance, in deren Folge endlich Buonaparte sich den Händen der Engländer überlieferte. So endigte dieser Staat einen zwanzigjährigen Krieg, den er kräftiger und siegreicher als irgend einen zuvor geführt, indem er die Herrschaft der Meere erworben, die Flotten aller seiner Feinde vernichtet und seine eigne Seemacht zu einer nie gekannten Höhe gebracht hat. Zwar ist die Nationalschuld dabei ebenfalls ungeheuer gestiegen und manche unvermeidlichen Übel zeigten sich im Gefolge eines so unerhörten Kampfs, indeß verspricht der Friede für beides Minderung, und immer wird die Regierungsgeschichte Georgs III. eine der glänzendsten Perioden in Großbritanniens Geschichte ausmachen. — Wir schließen mit der Statistik Großbritanniens. Das brittische Reich enthält überhaupt 106,974

Q. M. mit einer Volksmenge von 61,612,000 Menschen; davon kommen auf Europa 5443 Q. M. mit 17,224,000 Menschen, auf die außereuropäischen Besitzungen 101,552 Q. M. mit 44,388,000 Menschen. Die Engländer sind ein Gemisch von Britten, Sachsen, Dänen und Franzosen aus der Normandie. Das schottische Hochland wird von Abkömmlingen der alten Galen, der ältesten Urbewohner Britanniens, bewohnt. Noch haben sie ihre alten Sitten bewahrt, und ihre Sprache, in der Ossian sang. Ihre mehr mit Engländern vermischten Brüder im Niederlande reden Englisch. In Wales leben die Urenkel der von den Sachsen aus England verdrängten Britten. Die englische Nation ist eigentlich in drei Stände getheilt, in den hohen und den niedern Adel, und die Gemeinen, aber die englischen Gesetze erkennen nur zwei Stände, den Adel, unter welchem bloß der hohe Adel (Nobility) verstanden wird, und die Gemeinen, zu welchen auch der niedere Adel gehört. Die verschiedenen Stufen und Titel des hohen Adels sind: Herzog, Marquis, Graf (Earl), Viscount (Vicomte) und Baron. Alle diese werden Lords, d. i. Herren, genannt, und sind Pairs des Reichs. Der Titel erbt auf den ältesten Sohn fort; diesem wird, bei Lebzeiten des Vaters, der zweite Titel desselben, den nachfolgenden Söhnen aber werden geringere Titel gegeben. Daher ist der jüngere Sohn oder Bruder eines Lords, nur Esquire. In Schottland sind die nämlichen Stufen des Adels wie in England. Zu den Pairs gehören die Prinzen vom Geblüte, denen der König gewöhnlich die Titel gewisser Herzogthümer und Grafschaften gibt. Durch Adelsbriefe kann der König so viel neue Lords ernennen, als ihm gefällt. Nicht erblichen Adel haben die hohen Reichswürden und die Bischöfe. Außer diesem Adel gibt es noch einen niedern, uneigentlich sogenannten (Gentry), ohne Adelsbriefe, Stammbäume und Vorrechte. Alle Besitzer einigermaßen bedeutender Ländereien lassen sich Esquires nennen, und sind, ungeachtet die Verfassung von einem Adel ihres Bluts nichts weiß, doch auf dessen Reinheit so eifersüchtig, daß sie sich selten mit Leuten anderer Volksclassen verheirathen. In Schottland heißen sie Lairds. Außer ihnen gehören aber zur Gentry und heißen Gentlemen die reichern Kaufleute, alle Gelehrte, alle jüngern Söhne der Lords und überhaupt alle wohlhabende Menschen und die kein Handwerk treiben. Eine Mittelstufe zwischen der Gentry und Nobility bilden die Ritter (Knights) und Baronets. Dies sind Titel, die vom König durch Briefe ertheilt, durchaus keine andern Vorrechte gewähren, als persönliche Auszeichnung und Ehre. Das eigentliche Volk bilden, außer den Bürgern in den Städten, die Bauern. Da die meisten Ländereien in den Händen großer Eigenthümer sind, so sind die Bauern meistentheils nur Pächter derselben, und werden daher alle ohne Ausnahme so genannt (Farmers): dagegen wissen sie nichts von Zinsen, Frohnen u. drgl., sondern genießen volle persönliche Freiheit. Doch gibt es noch eine Mittelclasse, Leute, die ihre Landgüter mit dem völligen Eigenthume besitzen (Freeholders, Yeomen), oder die ihre Güter nach Lehn- oder Erbzinsrecht besitzen (Copyholders). Die Grundlagen der brittischen Staatsverfassung sind wenige, und oft nur zu unbestimmte Reichsgrundgesetze. Dahin gehören: 1. der alte Freiheitsbrief von Heinrich I. (Charta libertatum, Charter); — Heinrich gab dadurch den Engländern die ihnen von seinem Vater, Wilhelm dem Eroberer, ge-

nommenen Freiheiten wieder; seine Nachfolger, Stephan und Heinrich II., fügten noch einige wenig bedeutende Freiheiten hinzu. 2. Die magna Charta (the great Charter), dem König Johann 1215 von der Nation abgezwungen. Dieser Freiheitsbrief ist immer als das vorzüglichste Grundgesetz angesehen und von verschiedenen Königen bekräftigt und erweitert worden. 3. Die Petition of rights, (Bitte um Recht), ein Parlamentsschluß, worin von Carl I. 1628 die Abstellung verschiedener Beschwerden verlangt wurde, die dieser, wiewohl sehr ungern, zugestehen mußte. Dieser Parlamentsschluß wird als eine wichtige Urkunde der englischen Freiheit angesehen. Eine Folge jenes Parlamentsschlusses war die Habeas-Corpus-Bill oder Acte, (von den Anfangsworten so genannt,) nach welcher jeder, der ohne Anzeige einer Ursache arretirt worden, sogleich entweder losgelassen oder vor Gericht gestellt und verhört werden muß. 4. Die Declaration of rights, gleichsam die Capitulation, welche Wilhelm III. 1689 annehmen mußte, um die Krone zu erhalten. 5. Die Successionsacten von 1701 und 1705. 6. Die Unionsacte von Schottland von 1707. 7. Die von Irland von 1801. Die brittische Constitution rühmt Montesquieu hauptsächlich wegen der musterhaften Trennung und verhältnißmäßigen Abwägung der drei Staatsgewalten, nämlich der gesetzgebenden Macht, der vollziehenden und der richterlichen. Die gesetzgebende Gewalt nebst dem Selbstbesteuerungsrecht übt das Volk durch seine Repräsentanten aus. Diese bilden das Parlament, bestehend aus dem Hause der Gemeinen (House, Chamber of Commons), von uns gewöhnlich Unterhaus genannt, in welchem die Deputirten der Shires und Städte (513 aus England und Wales, 45 aus Schottland und 100 aus Irland) Sitz und Stimme haben, und dem Hause der Lords (Chamber of Peers), Oberhaus genannt, in welchem die erste und am mindesten zahlreiche Classe des Volks ihre Berathschlagungen besonders hält, und außer den oben erwähnten weltlichen Lords auch die geistlichen, die Erzbischöfe und Bischöfe, Sitz und Stimme haben. Der Mitglieder des Oberhauses sind über 200. Das Parlament ist nicht beständig versammelt (sein einziger Schutz gegen völlige Ausartung), sondern in der königlichen, als einzigen permanenten Gewalt, liegt das Recht, es zu berufen und aufzuheben. Weder dieses noch jenes darf länger als sieben Jahre unterbleiben. Jenes geschieht durch briefliche Einladung jedes einzelnen Lords und durch Befehle an die Grafschaften und Städte, ihre Abgeordneten zu wählen. Das Recht, in den Wahlversammlungen zu stimmen, hat in den Städten jeder Bürger, in den Shires jeder Freeholder, der 40 Schilling (nach jetzigem Münzfuß ungefähr 20 Pf. Sterling) jährlicher Einkünfte hat. Wahlfähig sind nur Leute, die von eigenen freien Gütern jährlich 500 Pf. St. ziehen, und dabei kein Amt oder Jahrgeld von der Krone genießen, um als Vertreter des Volks von den Ministern unabhängig seyn zu können. Die Ungleichheit in Ansehung des Rechts, Deputirte zu den Parlamentssitzungen zu senden, (wichtige Manufacturstädte, z. B. Birmingham, Manchester 2c., dürfen keine schicken, während unbedeutende Marktflecken dieses Vorrecht haben,) und die Art der Wahlen der Parlamentsglieder, wobei Parteigeist und Bestechungen thätig wirken, und nicht selten Unordnungen hervorbringen, sind Gebrechen, die schon oft zur Sprache gebracht worden sind, und den lauten Wunsch einer Parlamentsreform veranlaßt haben. Der König kann das Par

lament ausschreiben, wohin er will; jetzt wird es stets in dem alten königlichen Palast zu Westminster gehalten, wo jedes Haus seinen besondern Saal hat. Die erste Sitzung wird vom König selbst, der dann im großen Staate erscheint, mit einer Rede vom Thron im Oberhause eröffnet, worauf jedes Haus besonders in einer schriftlichen Dankadresse antwortet. Nachdem sodann die Parlamentsglieder den Kircheneid (oath of Supremacy), von Heinrich VIII. eingeführt, durch welchen der König als Haupt der englischen Kirche anerkannt wird, und den Test (einen Eid, durch den seit 1702 dem Hause Stuart und der catholischen Religion abgesagt und jeder Catholik von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wird), die Mitglieder des Unterhauses überdieß noch den Unterthaneneid (oath of Allegiance) geschworen haben, wählt das Unterhaus seinen Sprecher (Speaker), so wie eine Comité von fünf Personen (von denen eine die Rechte des Hauses, eine die Beschwerden des Volks, eine die streitigen Wahlen, eine das Handlungswesen und eine die kirchlichen Angelegenheiten besonders zu beachten hat), worauf die Berathungen beginnen. Im Oberhause führt der Lordkanzler das Wort. Jedes Parlamentsglied hat das Recht, etwas in Vortrag zu bringen, um darüber einen Parlamentsschluß zu machen. Ein solcher schriftlich abgefaßter Vorschlag zu einem Gesetz heißt eine Bill, und muß dreimal an drei verschiedenen Tagen verlesen werden, ehe darüber abgestimmt werden kann. Wer nicht zugegen ist, verliert seine Stimme; die Lords können jedoch durch Bevollmächtigte (Proxies) stimmen. Ist der Vorschlag von dem Hause, worin er gemacht worden, angenommen (passed), so wird die Bill dem andern Hause zur Berathung, und geht sie auch da durch, dem Könige zur Bestätigung zugeschickt, die derselbe verweigern kann. Der König hat also bei der Gesetzgebung keine Mitwirkung, als das Veto. Die Bestätigung geschieht durch Formeln, die, noch von Wilhelm dem Eroberer herrührend, französisch sind; nämlich bei einer Bill, die öffentliche Angelegenheiten betrifft (public Bill): le Roi le veut; bei einer Privatsachen angehenden (private Bill): soit fait comme il est desiré; bei einer Bill, die Bewilligung von Steuern und Taxen oder Anleihen enthält (money Bill): le Roi remercie ses loyaux sujets, accepte leur bénévolence, et aussi le veut. Die höfliche Formel der verweigerten Bestätigung ist: le Roi s'avisera. Durch die königliche Bestätigung erhält die Bill Gesetzeskraft, und heißt nun Parlamentsacte. Die vollziehende Gewalt hat allein der König. Seine Rechte werden unter dem Namen: the Kings prerogative, begriffen. Er besetzt alle Staats-, Kriegs-, Hof- und geistlichen Ämter, und kann Standeserhöhungen vornehmen. Er führt Krieg und schließt Frieden, und die Flotte des Reichs wird als sein Eigenthum betrachtet. Er schickt Gesandte und schließt Verträge und Bündnisse, wie ihm gefällt. Er hat das Recht, Verbrecher zu begnadigen. Zum Unterhalt des Königs und seines Hofstaates, der hohen Beamten und Collegien, hat das Parlament seit 1777 ein für allemal 900,000 Pf. St. bewilligt, und dieß heißt die Civilliste. Der Prinz von Wales und die andern königlichen Prinzen haben besondere, nicht unbedeutende Einkünfte. Wenn auf die Civilliste Schulden gemacht worden sind, so werden die zur Bezahlung derselben erforderlichen Summen von dem Parlament bewilligt. Außer der Civilliste hat der König keine Einnahme; denn von Krongütern oder Domainen weiß man in England nichts, wiewohl der König mehrere Lust-

schlösser als Privatbesitzungen hat. Die Thronfolge richtet sich nach dem Rechte der Erstgeburt, so daß die Krone jedesmal auf den ältesten Sohn und seine Erben, in Ermangelung eines Sohnes aber auf die älteste Tochter und ihre Erben, und erst in Ermangelung aller Descendenten auf die Seitenverwandten fällt. Die Volljährigkeit des Königs tritt nach dem Testamente Heinrichs VIII. mit dem achtzehnten Jahre ein, die Regentschaft während der Minderjährigkeit ordnet der König in seinem Testamente, oder wenn er es nicht gethan, das Parlament an. Der Thronerbe ist seit Eduard III. geborner Herzog von Cornwall, und ward seit Eduards I. Eroberung von Wales zum Prinzen von Wales durch einen offenen Brief erklärt. Die Krönung geschieht in der Westminsterabtei durch den Erzbischof von Canterbury; die Gemahlin des Königs krönt der Erzbischof von York. Hohe Reichsämter, die alle, bis auf zwei erbliche, vom König nach Willkür besetzt werden, sind: 1. der Großkanzler (Lord high Chancelor), zugleich Großsiegelbewahrer (Keeper of the great Seal). 2. Der Großschatzmeister (Lord high Treasurer), Präsident der Schatzkammer. Dieses Amt wird seit Georg I. von fünf Commissarien verwaltet, welche Lords der Schatzkammer heißen, und deren erster (erster Lord der Schatzkammer) die ausgedehnte Gewalt eines Premierministers hae. 3. Der Präsident des Staats oder geheimen Raths (Lord President of the privy Council). 4. Der geheime Siegelbewahrer (Lord privy Seal) drückt das geheime Siegel auf alle königliche Privilegien, Schenkungen und andere Urkunden, die hernach erst, da nöthig, mit dem großen versehen werden. 5. Der Großkämmerer (Lord high Chamberlan), dessen Würde erblich, selbst auf weibliche Descendenz, den Herzogen von Lancaster zugehört. 6. Der Groß-Marschall (Lord Earl Marshal) oder Oberrichter in Geschlechtssachen. Sein Amt gehört erblich den Herzogen von Norfolk zu, die es, weil sie catholisch sind, durch einen Stellvertreter versehen lassen. 7. Der Großadmiral (Lord high Admiral) oder Oberrichter in allen Fällen, die auf Seen und Flüssen vorkommen. Dieses Amt wird in der Regel nicht besetzt, sondern von Commissarien verwaltet, deren Vorsitzer erster Lord der Admiralität heißt. In Schottland sind seit der Vereinigung noch fünf Kron- und Staatsbeamte. Die höchste Stelle für die Verwaltung der Regierungsgeschäfte ist der geheime Rath (the privy Council). Die königlichen Prinzen, die beiden Erzbischöfe, die hohen Kronbeamten und der Sprecher des Unterhauses sind, vermöge ihrer Geburt oder ihrer Stellen, geheime Räthe. Außer diesen ernennt der König deren so viele, als er will. Jährlich wird eine neue Liste von ihnen gefertigt, und wer darin weggelassen wird, hört dadurch auf, geheimer Rath zu seyn. Im geheimen Rathe sitzen auch die drei Staatssecretäre. Der älteste davon besorgt die auswärtigen Angelegenheiten des Südens von Europa, der zweite die des Nordens; die einheimischen beide gemeinschaftlich. Der dritte Staatssecretär ist bloß für Amerika. Unter den Staatssecretären steht das Staatsarchiv (Paper office) und das Siegelamt (Signet office). Machtbefehle des Königs über Gegenstände, die durch die Prärogative seiner Verfügung vorbehalten sind, heißen Geheimerathsverordnungen, unrichtig Cabinetsbefehle. Die Schatzkammer ist das Collegium für die Finanzsachen. Außer dem Lordkanzler, dem ersten Lord der Schatzkammer und der

Admiralität, dem Präsidenten des geheimen Raths, und dem geheimen Siegelbewahrer, gehören zum Ministerium noch der Kanzler der Schatzkammer, der Kriegsminister, der Feldzeugmeister, der Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten. Die Minister werden vom Könige nicht auf zeitlebens, sondern auf unbestimmte Zeit ernannt und abgedankt, sobald es ihm gefällt. Sie sind für alle ihre Maßregeln und Handlungen der Nation verantwortlich, dahingegen der König, als geheiligte Person, nie zur Rechenschaft gezogen werden kann. Die richterliche Gewalt wird im ganzen Reich im Namen des Königs verwaltet, und Patrimonialgerichtsbarkeit ist unbekannt, außer daß der Besitzer eines sogenannten adeligen Guts (Lord of the manor) die Cognition über gewisse kleine Vergehungen hat, wozu er die Gerichtsbank mit den Freeholders besetzt. Die erste gerichtliche Instanz bilden die Friedensrichter (Justice of the Peace), deren der König in jeder Grafschaft so viel er will ernennt. Ihre Gewalt ist aber mehr polizeilich als richterlich, sie wachen über die öffentliche Ruhe, nehmen Klagen an, verhaften die Missethäter und vernehmen sie vorläufig und summarisch. Ihre Gerichts- oder Polizeibedienten heißen Constables. Die eigentliche Gerichtsbarkeit üben die Quarter Sessions oder Great Inquests aus. Vierteljährlich versammeln sich nämlich die Friedensrichter jeder Grafschaft, und rufen die Geschwornen (the Jury) zusammen, die dann über die bei den Friedensrichtern angebrachten bürgerlichen und peinlichen Sachen richten. Ein Angeklagter oder die Parteien haben das Recht, gegen die Geschwornen zu protestiren, worauf andere ernennt werden müssen. Nach geendeter Sitzung lös't sich das Gericht wieder auf. Fortdauernd ist aber in jeder Grafschaft das Amt des Sherifs. Er ernennt die Geschwornen und vollzieht ihre Urtheile. Die Obrigkeiten der Städte bestehen aus einem Mayor, hin und wieder auch Bailif genannt, und zwölf Aldermen. (Der Mayor von London ist während seiner Amtsführung Lord.) Von diesen niedern Gerichten gehen die Appellationen in bürgerlichen Sachen an den Gerichtshof der gemeinen Rechtshändel (Court of common pleas), in peinlichen und solchen Sachen, wo die Krone Partei ist, an die königliche Bank (Kings Bench), so genannt, weil ehedem der König darin auf einer erhöhten Bank den Vorsitz führte, in Finanzsachen an das Schatzkammergericht (Court of the Exchequer), welches verschieden ist von der Schatzkammer, die nicht zugleich Richter und Partei seyn darf. Alle drei sprechen jedoch in gewissen Fällen auch in erster Instanz, und von dem ersten kann noch an die Kings Bench appellirt werden. Ein jedes dieser Gerichte ist mit vier Richtern besetzt, die zusammen die zwölf Richter von England heißen. Diese hohen Gerichtshöfe halten ihre Sitzungen zu Westminster, jährlich viermal. Die zwölf Richter reisen jährlich zweimal, wie die alten fränkischen Sendgrafen, im Reiche umher, nämlich je zwei in einem der sechs Gerichtskreise (Circoits), in die das eigentliche England eingetheilt ist, und halten mit Zuziehung von zwölf Geschwornen die Gerichtssitzungen (the Assizes), in welchen alles entschieden wird, was innerhalb sechs Monate bei ihnen angebracht worden. Neben diesen drei hohen Gerichtshöfen ist das Kanzleigericht (Court of Chancery), welches der Kanzler mit zwölf Beisitzern, die Doctoren der Rechte sind, hält, und an welches sich jeder wenden kann, der mit den Aussprüchen der übrigen Gerichtshöfe sich nicht befriedigen will. Dieses Gericht ist das ein-

zige, welches fortdauernd in voller Wirksamkeit besteht, und ohne Geschworne richtet, auch das einzige, welches die Strenge der Gesetze, die sonst überall buchstäblich ausgelegt werden, nach der Billigkeit mäßigen darf. Das Oberadmiralitätsgericht spricht in Schifffahrts-, Haverei-, Bodmerei- und dgl. Sachen, das Obermarschallsgericht in genealogischen und heraldischen Streitigkeiten. In Schottland sind ebenfalls drei hohe Gerichte: das bürgerliche (Session or College of Justice) mit einem Präsidenten und vierzehn Beisitzern (Lords of the Session), das peinliche (the Justice Court) mit einem Oberrichter (Lord Justice General) und fünf Richtern, und das Finanzgericht (Exchequer Court), 1707 nach dem Englischen eingerichtet. Das höchste Gericht in Großbritannien und Irland aber ist das Oberhaus, an welches die letzten Appellationen gehen. Vor ihm allein können Lords peinlich gerichtet werden. Vor ihm werden Klagen gegen die Verwaltung der Minister, der Gouverneurs in beiden Indien und anderer Staatsbeamten angebracht. Das Unterhaus ist in diesen Fällen der öffentliche Ankläger, und das Begnadigungsrecht des Königs hört hier auf. Unter den Gesetzen über das Privatrecht ist das erste the common Law, von Eduard dem Bekenner aus alten sächsischen und dänischen Gewohnheiten gesammelt, von Wilhelm dem Eroberer, der es ins Französische übersetzen ließ, mit normännischen Gesetzen vermehrt, von Eduard I. aber sehr verbessert und ergänzt. Die Gesetze, welche durch Parlamentsschlüsse dieses gemeine Recht hin und wieder abgeändert haben, heißen Statute Law. Einige Städte haben auch das Recht der Localstatuten (peculiar Laws, by-laws). Die peinlichen Gesetze sind sehr streng, oft grausam. Dies sind die Hauptgrundzüge der aus den drei bekannten Regierungsformen zusammengesetzten und nicht ohne Grund gepriesenen brittischen Regierungsform (Constitution). Aber sie hat bei allen Vorzügen, auch ihre großen Mängel. Einer der wichtigsten ist der unbestimmte Umfang der Rechte, welche die drei Gewalten haben sollen, denn die Gränzen der königlichen Prärogative, der Freiheiten des Volks und der Privilegien des Parlaments, sind nicht genau und scharf genug bestimmt. Daher sind, wenn eine oder die andere dieser Gewalten ihre Rechte wirklich oder scheinbar ausdehnten, mehr als einmal heftige Streitigkeiten, innerliche Kriege und gewaltsame Staatsveränderungen erfolgt. Die Parteien, die noch jetzt die Nation theilen, entstanden unter der unweisen Regierung Jacobs I. (s. d. Art. u. oben). Ein Glück wird es für Großbritannien seyn, wenn keine dieser Parteien je die völlige Oberhand erhält. Ein andres, oft schon gerügtes Gebrechen der brittischen Constitution liegt in den bereits oben erwähnten Mißbräuchen, die bei den Wahlen der Volksrepräsentanten im Unterhause des Parlaments Statt finden. Da im Laufe der Jahrhunderte manches elende Dorf durch Handel und Gewerbe groß und reich worden, manche ehedem reiche Stadt verarmt und fast verschwunden ist, so schicken jetzt Gemeinden von zehn oder zwölf Menschen, oder gar der Besitzer eines Wirthshauses, auf dessen Platz ehedem eine Stadt gestanden (wie Old Sarum), Deputirte ins Parlament, während volkreichen Städten, wie Leeds, Manchester, Sheffield, Birmingham, dieses Recht gebricht. Man hat berechnet, daß 254 Parlamentsglieder, also fast die Hälfte aller, von nicht mehr als 5723 Wahlberechtigten gewählt werden. Wie leicht daher die Bestechung bei den Wahlen seyn müsse, ist begreiflich. Was Bestechungen nicht vermögen, bewirken andere Ränke

aller Art. Hat ein Minister nicht Freunde genug im Parlament, um durchsetzen zu können, was er will, so setzt ihn der König ab, und sieht sich nach einem einflußreichern um. Daher ist die Opposition (die den Ministern widerstrebende Partei) stets in der Minorität; denn sobald sie die Mehrheit auf ihrer Seite hat, ist der König gezwungen, sie selbst ans Ruder zu setzen, wodurch sich gewöhnlich ihr politisches System schnell ändert. Ein wichtiger Vorzug ist dem englischen Volke bei allen Veränderungen stets geblieben: — die Freiheit zu sprechen und zu schreiben — ein Vorzug der größer ist, als man vielleicht denken mag; denn fürchterlicher als die schärfste Opposition ist dem Despoten die öffentliche Meinung und Publicität der Urtheile der Einzelnen. Wie wenig ein König von England sich über diese wegsetzen dürfe, haben die Stuarts mit zu später Reue erfahren. Die herrschende Religion in England ist die reformirte, welche unter der Aufsicht der Erzbischöfe und Bischöfe steht, und daher die bischöfliche (englische) Kirche heißt. Die Königin Elisabeth gab ihr diese Gestalt. Jeder öffentliche Beamte muß sich zu dieser Religion durch den Religionseid bekennen; denn Catholicismus wurde sonst mit Anhänglichkeit an den Stuarts für einerlei gehalten. Daher die Ausschließung der irischen und (etwa 60,000) englischen Catholiken von Staatsämtern. Die schottische Kirche ist nach dem Muster der genfer Kirche, welcher Älteste vorstehen, eingerichtet worden, und heißt daher die presbyterianische. Auch in England gibt es viele, doch in ihren Grundsätzen von den Schotten abweichende, Presbyterianer (Puritaner, Nonconformisten, jetzt Protestant Dissenters genannt). Die hohe Geistlichkeit in England besteht aus zwei Erzbischöfen, von Canterbury und York, und 24 Bischöfen. Die Bischöfe haben als geistliche Lords den Rang über den weltlichen. Sie werden, wie in den catholischen Stiftern, von den Capiteln gewählt, und haben als Gehülfen, statt der catholischen Weihbischöfe, Archidiacons und Ruraldecans. Pfarren sind in England 9293. Der geistliche Inhaber einer Pfarre mit dem großen Zehnten heißt Rector. Oft wird aber eine solche einer weltlichen Person ertheilt, die das Amt dann durch einen gemietheten Theologen (Vicar) versieht. In Schottland verwalten die Prediger mit den Ältesten das Kirchenregiment. Übrigens besitzt seit Heinrich VIII. der König die höchste Gewalt über die Kirche. Der englische Nationalreichthum beruht theils auf den Erzeugnissen des Bodens, theils und hauptsächlich auf Gewerbfleiß und Handel. Der Ackerbau, der, fleißig betrieben, dem ergiebigen Boden Englands hinlängliche Nahrung für alle seine Bewohner leicht abgewinnen könnte, ist zwar, durch Prämien aufgemuntert, durch einsichtsvolle Landwirthe höher als in irgend einem Lande ausgebildet; aber die Manufacturen und Fabriken entziehen ihm jetzt zu viel Hände, die Viehzucht und Jagdliebhaberei der großen Güterbesitzer zu viel Land und der Speculationsgeist der Reichen zu viel Capital, als daß man einer jährlichen Einfuhr von 7½ Millionen Pf. St. Getraide entbehren könnte, anstatt daß vor 50 Jahren England $\frac{1}{16}$ seines Getraides ausführte. Man rechnet in England und Wales von 40 Millionen Acres 8 Millionen wüsten und 14 Millionen nicht gehörig benutzten Landes. Dennoch leidet England durch diese Getraideeinfuhr nicht wahren Verlust, da durch den Fabrikfleiß und Handel für den Nationalreichthum dreimal so viel, als durch den Landbau gewonnen wird. Was der brittische Kunstfleiß vorzüglich in London und in den bekannten Manu-

facturstädten Birmingham, Leeds, Manchester rc. in Wollen- und Baumwollen-, in Stahl- und Thonwaaren rc. leistet, ist weltkundig. — Der englische Handel, allein zur großen Hälfte die Basis des allgemein verbreiteten Wohlstandes, ist in den neuesten Zeiten zu einer Blüthe und einem Umfang gestiegen, die nur durch das Monopol, das der Krieg verschafft hat, erklärlich werden; wie sehr auch Englands insularische Lage, gleichsam am Zugange aller europäischen Häfen, und der Reichthum seiner eigenen Küsten an Häfen den Handel begünstigen. Es werden gegenwärtig in Großbritannien jährlich im Durchschnitt für 30 Mill. Pf. Waaren und 10 Mill. baares Geld ein-, und dagegen für etliche 40 Mill. Pf. Waaren und 6 Mill. baares Geld ausgeführt. Nach einer dem Unterhause vorgelegten Übersicht waren im J. 1813 für 37,647,874 Pf. Sterl. Waaren aus- und für 24,352,124 Pf. St. eingeführt worden. Der auswärtige Handel ist zum Theil in den Händen von Handlungscompagnien, deren vorzüglichste, die ostindische, in Ostindien ein drei bis viermal zahlreicheres Volk beherrscht, als Großbritannien und Irland enthält. Unter den übrigen Gesellschaften haben die russische und levantische keinen bedeutenden Fortgang gehabt. Wichtiger sind die afrikanische, die Südsee- und Hudsonsbay-Gesellschaft. Die englische Bank gehört, auf Actien gegründet, auch zu den Handelscompagnien. Sie ist eine Zettelbank (s. d. Art. Bank), d. i. sie gibt mehr Papiergeld aus, als ihr Capital, das zu 35 Millionen Pf. St. angegeben wird, beträgt, daher sie durch eine Intrigue der französischen Regierung, die im J. 1797 viele ihrer Gläubiger aufzuhetzen und dadurch die übrigen mißtrauisch zu machen wußte, in die größte Verlegenheit gerieth, aus der sie nur der Patriotismus der englischen Kaufmannschaft rettete, die mit Vorschüssen aushalf. Ihr Sturz würde, da das Staatsvermögen zum großen Theil nur in ihrem Credit besteht, und ihre Zettel statt des Geldes cursiren, den Nationalbankerot zur Folge haben. Außer der Nationalbank zu London gibt es in Großbritannien und Irland noch fünf octroyirte (chartered) und 866 Privatbanken. Englands auswärtige Besitzungen sind: in Ostindien Calcutta nebst Bengalen, Bombay, Madras rc., in Amerika Hudsonsbay, Labrador, Neufundland, Neuschottland oder Acadien, Canada, in Westindien Jamaica und viele kleinere Antillen, in Afrika einige Plätze in Guinea und Senegambien, in Südindien und Botany-Bay, Port Jakson. Von dem im ganzen Laufe des Kriegs, der durch die pariser Friedensschlüsse geendigt worden, gemachten auswärtigen Eroberungen hat es in Europa die Inseln Malta und Helgoland, in Amerika und Ostindien Tabago, St. Lucie, Isle de France und die holländischen Besitzungen auf Ceylon behalten, alles übrige aber zurückgegeben. Der Reichthum der Colonien wird lange noch Englands Überfluß und furchtbare Macht verbürgen, bis vielleicht eine nach der andern, zu Amerika's Wohlstand gelangt, Amerika's Beispiel folgt. Dies ist, was England am meisten zu fürchten hat. Der ungeheure englische Nationalreichthum ist, wie diese Betrachtung seiner Quellen zeigt, sehr ungleich vertheilt. Da die Reichen (zahlreicher zwar als in irgend einem andern Lande, aber doch immer der kleinere Theil) ihre Capitale weit mehr auf den auswärtigen Handel, auf die Colonien, auf Staatspapiere wenden, als auf den weniger einträglichen Landbau und selbst Fabrikfleiß, so ist eine große Menge Menschen in England ohne Erwerb. Daher die vielen Auswanderungen und die große Anzahl der Armen, die weit über den zehnten

Theil der ganzen Bevölkerung ausmachen. Die ganze Masse des brittischen Nationaleinkommens berechnete man im J. 1810 zu 132,470,000 Pf., welches ein Capital von 1,272,800,000 Pf. geben würde. Dagegen kann man das vorhandene baare Geld auf nicht ganz 100 Mill. Pf. anschlagen. Von obigen 132 Millionen sind genauen Berechnungen zufolge 51 Mill. zum nothdürftigen Unterhalte der Nation erfoderlich, so daß im Frieden ein Überschuß von 81 Mill. bleibt. Die Nationalschuld, welche am 1. Febr. 1816 die ungeheure Summe von 792,033,430 Pf. betrug, ist theils fundirt, theils nicht fundirt. (S. Fonds.) Dazu kommt noch die fundirte Schuld Irlands von 127,865,000 Pf. Im J. 1717 gewann man durch Herabsetzung der Zinsen der Nationalschuld von 6 Proc. auf 5 (später auf 3) einen jährlichen Überschuß, aus dem der Tilgungsfond (sinking Fund — so genannt, weil er die Nationalschuld niedersenken, d. h. abbezahlen sollte) gebildet wurde. Dieser war 1785 auf 3 Mill. jährlichen Ertrags angewachsen. Jetzt erhält er außer andern Zuflüssen jährlich 1 Mill. aus den consolidirten Fonds. Die Taxen sind entweder jährliche, die jedes Jahr von neuem bewilligt werden müssen, oder permanente, die ein für allemal bewilligt sind. Jene waren sonst die Malztaxe und die Landtaxe oder Grundsteuer. Diese aber ward von Pitt im J. 1798 auf 20 Jahr permanent gemacht, oder vielmehr voraus verkauft und anticipirt. Wenn sie für England 1,997,763 Pf. beträgt, gibt Schottland 48,000 Pf. Die alten permanenten Taxen sind die Zölle, die Accise, das Stempelpapier, die Fenstertaxe, die Miethkutschentaxe und die Pensionentaxe. Unter den neuen Taxen, die der Krieg hervorgebracht, war die vorzüglichste die Einkommen- oder sogenannte Eigenthumstaxe, bestehend in 10 Procent von jedem jährlichen Einkommen über 200 Pf. und einer geringen Abgabe von jedem über 160 Pfund. Diese Taxe hat im J. 1813 14½ Mill. Pf. St. eingebracht, wurde, weil man sie für sehr drückend erklärte, aufgehoben, am 20. April 1815 wieder auf ein Jahr angenommen, aber am 19. März 1816 mit einer großen Mehrheit der Stimmen völlig abgeschafft. Übrigens gibt es eine unzählbare Menge Taxen auf alle ersinnliche Gegenstände des Luxus und der Consumtion. Für den ungeheuern Ertrag dieser Abgaben und Anleihen ist freilich die englische Seemacht zu einer beispiellosen und selbst die Landmacht zu einer für England ungeheuern Furchtbarkeit gebracht. Die brittische Seemacht bestand im J. 1808 aus 1108 Kriegsschiffen, worunter 255 Linien- und 38 Funfzigcanonenschiffe, 258 Fregatten. Diese ungeheure Flotte ist in drei Escadres von verschiedner Flagge und verschiednem Range vertheilt, die rothe, die weiße und die blaue. Die Admirals und Commandeurs rücken von der letzten bis zur ersten. Seit dem pariser Frieden ist die englische Marine sehr reducirt worden. Am 1sten Februar 1815 waren nur noch 410 Kriegsfahrzeuge in wirklichem Dienste. Diese Zahl ist seitdem noch mehr vermindert worden. Die seitdem auch sehr verminderte Landarmee bestand 1815 aus 204,815 Mann regulärer Truppen ohne 24,781 Mann Artillerie, 25,023 Mann Volontärs Cavallerie, 261,821 Mann Volontärs Infänterie, 9825 Mann Volontärs Artillerie, und 77,164 Mann Miliz. — Ausführlichere Auskunft über Einzelnes findet man in einer Menge eigner Artikel, welche Großbritannien betreffen; insbes. s. England, Schottland, Irland, Englisches Reich in Indien, Georg I., II. und III.

Größe, Größenlehre, s. Mathematik.

Größe (scheinbare). Die scheinbare Größe eines Körpers ist die scheinbare Entfernung seiner äußersten Gränzen von einander. Sie muß durch den optischen Winkel bestimmt, dieser aber durch mathematische Instrumente, wie alle andere Winkel, gemessen werden. Auf diese Art werden die scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes sowohl am Rande des Horizontes als auch im Scheitel 31 Minuten geben, und man wird keine Unterschiede in Ansehung der scheinbaren Größen wahrnehmen, als nur in so fern die optischen Winkel verschieden sind. Da wir uns aber von früh auf gewöhnen, unwillkürlich das Urtheil der Seele über das Gesehene einzumischen, so vermengen wir die rein optische Darstellung mit dem darüber gefällten Urtheile, und schreiben dem gesehenen Gegenstande sogleich eine wahre Größe zu, die aber, wiewohl in anderer Bedeutung als die rein optische, auch eine scheinbare genannt wird. Es kommt bei dieser nicht allein auf den optischen Winkel an, sondern zugleich auf die Umstände, auf welche die Seele bei dem darüber gefällten Urtheile Rücksicht nimmt. Scheinbare Größe in dieser Bedeutung ist nichts anders als Vorstellung einer wahren Größe, die in uns vermöge des Augenmaßes nach gewissen gewohnten Regeln aus mancherlei mit einander verglichenen Umständen entsteht. Diese Umstände sind vorzüglich die durch Erfahrung erlangte Kenntniß der wahren Größe und die scheinbaren Entfernungen des Gegenstandes von unserm Auge. Der erstere leitet uns meistens bei unsern Urtheilen über die Größe naher und auf der Erde befindlicher, der zweite bei entferntern und am Himmel sich darstellenden Gegenständen. Kennen wir die wahre Größe eines in der Ferne gesehenen Gegenstandes schon aus Erfahrung, so richten wir danach unsere Vorstellung ein, und irren in der Bestimmung der scheinbaren Größe nicht leicht.

Großgriechenland heißt bei mehreren lateinischen Schriftstellern der untere von griechischen Colonisten bevölkerte Theil Italiens. D'Anville begreift das ganze südliche Italien darunter, und läßt es nördlich vom Flusse Silar oder Selo, der sich in den Golf von Pästum ergießt, begränzen: aber es scheint natürlicher, auch Campanien dazu zu rechnen, und an der einen Seite den Volturnus, wo das Gebiet von Cuma endigte, und an der andern den Frento oder Fortore, der Apulien begränzt und sich ins adriatische Meer ergießt, zur Gränze anzunehmen, weil die griechischen Colonien bis hieher reichten. Die rohen Völkerstämme nämlich, welche in den frühesten Zeiten von Norden her in Italien eingewandert waren, bewohnten zwar ganz Italien, aber immer zwischen den Apenninen und in dem Innern des Landes eingeschlossen. Als nun mehrere Jahrhunderte später Griechen theils weil sie in der Heimath keinen Raum mehr fanden, theils weil sie sich von diesem so schönen und nahe gelegenen Lande gereizt fühlten, hieher kamen, fingen sie an, auf den noch unbesetzten Küsten Pflanzstädte zu erbauen, und vermischten sich nach und nach mit den Bewohnern des Innern. Der Zeitpunkt, wann diese griechischen Anpflanzung anfingen, fällt unstreitig nach Troja's Zerstörung. Athener, Achäer, Euböer u. A., auch einige Trojaner kamen hieher. Nach Dionysius von Halicarnaß zerstreuten sich alle Begleiter des Äneas in verschiedene Gegenden Italiens. Einige landeten in Japygia, andere zogen an den beiden Seiten des Apenninengebirges hin, und legten mit Güte oder Gewalt Colonien an. In der Folge sandten auch die Römer Colonien nach Calabrien, und theils dadurch, theils durch das Recht der Eroberung wurden sie endlich

Herren des ganzen Landes und aller griechischen Colonien. Man sprach nun in Calabrien nicht mehr griechisch, sondern auch lateinisch, und eben so vermischten sich die griechischen mit den römischen Sitten und Gebräuchen, so daß noch jetzt diese Vermischung erkennbar ist. Die zu Großgriechenland gehörigen Landschaften waren Campanien, Apulien, Japygien, Lucanien und das Land der Bruttier, und die berühmtesten Republiken daselbst Tarent, Sybaris, Crotona, Posidonia, Locris und Rhegium.

Großgörschen (Schlacht von), am 2ten Mai 1813, s. Lützen.

Großmann (Gustav Friedrich Wilhelm), war den 30sten November 1746 zu Berlin geboren. Unter dem Druck der bittersten Armuth vollendete er seine Studien, zu denen angeborne Neigung ihn trieb, und wurde Legationssecretär bei dem preußischen Residenten zu Danzig, Herrn von Jung. Nach seiner Entlassung von demselben privatisirte er einige Zeit in Berlin, und beschäftigte sich vorzüglich mit der schönen Literatur. Lessings Umgang gewann ihn für das dramatische Fach; er schrieb auf zufällige Veranlassung das Schauspiel: die Feuersbrunst, und das Trauerspiel: Wilhelmine von Blondheim. Im J. 1774 traf er auf einer Durchreise durch Gotha die Seylerische Gesellschaft, nahm Engagement, und fand in dem Kreise der auserlesensten Schauspieler Gelegenheit, sein Talent für die Bühne auszubilden. Sein Debüt in der schwierigen Rolle des Riccaut de la Marliniere war glänzend. Nach einigen Jahren verließ er Gotha, wo er sich verheirathet hatte, um die Direction des Hoftheaters zu Bonn zu übernehmen. Hier handelte und wirkte er unablässig für die Bühne. Im J. 1783 übernahm er die Direction der Schaubühne zu Mainz und Frankfurt, und überließ die Direction des bonner Theaters seiner Gattin, die aber bald darauf starb. Er verheirathete sich zum zweitenmale. In Frankfurt verlor er bei einem Brande des Theaters sein ganzes Vermögen, worauf er die Direction der Bühnen von Hannover, Bremen und Pyrmont übernahm. Statt durch eine gute Wirthschaft hier seinen Verlust wieder gut zu machen, stürzte er sich durch einen übertriebenen Aufwand in Schulden; besonders aber schadete er sich durch die unbesonnene Art, wie er der französischen Revolution seinen Beifall gab. Nach der Aufführung einer von ihm selbst geschriebenen Farce (Wer wird sie bekommen?), in welche er eine Menge Persönlichkeiten und Anzüglichkeiten aus dem Stegreif gemischt hatte, wurde er arretirt. Erst nach sechs Monaten erhielt er seine Freiheit wieder, doch durfte er nie mehr die Bühne betreten. Unmäßigkeit im Trinken und Nachtwachen hatten schon früher seine Gesundheit untergraben; aber diese Demüthigung brachte in ihm eine an Wahnsinn gränzende Überspannung hervor; sie ging in ein schleichendes auszehrendes Fieber über, an welchem er den 20sten März 1796, 50 Jahre alt, starb. Er hatte viele Verdienste um die mechanische und ökonomische Einrichtung der Schaubühnen, denen er vorstand, und gehörte als Schauspieler zu den gebildetsten und vorzüglichsten, welche Deutschland aufzuweisen hat. Als Schauspieldichter ist sein Verdienst minder bedeutend, doch verrathen seine Stücke Beobachtung und Menschenkenntniß, und sind reich an komischem Witz. Als Schauspieler gab er am vollkommensten komische Rollen, Hausväter und Alte. In dem Hofrath in den sechs Schüsseln hat er sich selbst dargestellt.

Grotius oder van Groot (Hugo), war zu Delft den 10ten April 1583 geboren. Er stammte aus einer edeln Familie, erhielt eine treffliche Erziehung, und entsprach derselben auf eine ausgezeichnete Weise. Seine Talente entwickelten sich so früh, daß er schon in seinem funfzehnten Jahre über philosophische, mathematische und juristische Theses mit allgemeinem Beifall disputirte. Das Jahr darauf ging er mit Barneveldt, damaligem holländischen Gesandten, nach Frankreich und gewann durch seinen Geist und sein Betragen den Beifall Heinrichs IV. Nach seiner Rückkehr nach Holland führte er den ersten Prozeß in seinem siebzehnten Jahre, und ward im 24sten Generaladvocat. Rotterdam wünschte ihn zu besitzen; er ließ sich 1613 daselbst nieder, und ward Syndikus oder Pensionär. Die Angelegenheiten der Remonstranten und ihrer Gegner beunruhigten damals Holland. Barneveldt war der Beschützer der erstern, und Grotius, der sich für ihn erklärt hatte, unterstützte ihn durch seine Schriften und sein Ansehn. Dies verwickelte ihn in den Prozeß, der mit der Enthauptung Barneveldts 1619 endigte, und war Ursache, daß er selbst zu lebenslänglicher Gefangenschaft auf dem Schlosse Löwenstein verurtheilt ward. Aus dieser wußte er jedoch mittelst einer Kiste, in welcher ihm seine Gattin Bücher geschickt hatte, und in welcher er sich verbarg, glücklich zu entkommen. Nachdem er einige Zeit in den catholischen Niederlanden umhergeirrt war, suchte und fand er eine Zuflucht in Frankreich. Er ward Ludwig XIII. vorgestellt, und erhielt von demselben eine Pension von tausend Thalern. Vergebens suchten die holländischen Gesandten dem Könige eine ungünstige Meinung von ihm beizubringen. Dieser wußte es vielmehr zu schätzen, daß Grotius auch jetzt sein undankbares Vaterland zu lieben fortfuhr. Aber seine Feinde verdoppelten ihre Bemühungen, ihn zu verderben, und Richelieu, dem er nicht genug schmeichelte, nöthigte ihn endlich, sich zu entfernen. Im J. 1631 wurde selbst seine Pension eingezogen. Grotius faßte den Entschluß, in sein Vaterland zurückzukehren, da er auf das Wohlwollen des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, der ihm einen sehr theilnehmenden Brief geschrieben hatte, rechnen zu können glaubte. Allein seine Feinde bewirkten, daß er aufs neue zu einem ewigen Exil verurtheilt ward. So mußte Grotius sein Vaterland zum zweitenmal verlassen. Man lud ihn nach Schweden ein. Er ging zuvörderst nach Hamburg. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt machten mehrere Fürsten, wie die Könige von Dänemark, von Polen, von Spanien, Versuche, ihn in ihre Staaten zu ziehen, aber der Schutz, den der Kanzler Oxenstierna ihm zusicherte, und die Neigung der Königin Christina für Gelehrsamkeit bestimmten ihn, die Dienste dieser Fürstin anzunehmen. Im J. 1634 ging er nach Stockholm, wo er nach Verdienst aufgenommen und bald nach seiner Ankunft zum Staatsrath und Gesandten am französischen Hof ernannt wurde. Diese Wahl mißfiel dem Cardinal Richelieu, der ungern einen Mann zurückkehren sah, dem man auf eine unwürdige Weise Schutz und Aufenthalt in Frankreich versagt hatte; allein Oxenstierna wollte keinen andern Minister ernennen, und Grotius erschien im März 1635 in Paris. Hier verwaltete er den Gesandtschaftsposten zehn Jahre lang, erwarb sich die allgemeinste Achtung, und kehrte nach Verlauf dieser Zeit nach Schweden zurück. Sein Weg ging über Holland, wo sich inzwischen die Sachen bedeutend geändert hatten. Der größte Theil seiner Feinde war todt und man bereute, den Mann, der die Ehre seines Vaterlandes war, aus demselben verbannt zu haben. Er fand in Amster-

stam den ausgezeichnetsten Empfang. Eben so günstig ward er in Schweden von seiner Königin aufgenommen. Dennoch foderte er seinen Abschied, erhielt ihn endlich, und war auf dem Wege nach Holland, als ihn ein Sturm nach Pommern verschlug. Er kam krank in Rostock an, und starb daselbst den 28sten August 1645. Hugo Grotius vereinigte in sich die seltensten Kenntnisse in einem ungewöhnlich hohen Grade. Mit den Talenten des gewandtesten Staatsmannes verband er eine eben so tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit. Er war ein gründlicher Theolog, trefflicher Exeget und Humanist, scharfsinniger Philosoph und Jurist, und ein mit den Quellen der Geschichte vertrauter Historiker. Seine Schriften haben auf Bildung eines reifern Geschmacks und auf Verbreitung einer aufgeklärten und milden Denkart in wissenschaftlichen Angelegenheiten einen entschiedenen Einfluß gehabt, und behaupten durch ihren geistvollen und originellen Charakter fortdauernd einen hohen Werth bei allen Verehrern des Wahren und Schönen. Als Philolog faßt er den Genius seines Schriftstellers scharf und richtig auf, erläutert ihn kurz und treffend, und verbessert den Text leicht und glücklich; seine metrischen Übersetzungen der Griechen sind mit Dichtergeist verfertigt; unter den neuern lateinischen Dichtern nimmt er eine der ersten Stellen ein. Philosophie und Jurisprudenz haben durch seine Werke über das Natur-, Staats- und Völkerrecht eine bedeutend veränderte Gestalt gewonnen. Sein Werk: de jure belli et pacis, welches zuerst im Jahr 1625 erschien, hat den Grund zu einer neuen Wissenschaft gelegt, und sich bis jetzt in Ansehn und Achtung erhalten. Seine übrigen sehr zahlreichen Werke können hier nicht namhaft gemacht werden.

Grotte. Da die natürlichen Grotten, theils ihrer oft bewundernswürdigen Beschaffenheit wegen, dem Beschauer ein vielfaches Interesse gewähren, theils auch als Plätze der Einsamkeit und Abgeschiedenheit durch den Contrast mit dem geräuschvollen Leben etwas Anziehendes für uns haben, so hat man sie in Gartenanlagen, bei welchen man eine Nachahmung der Natur beabsichtigt, häufig nachzubilden gesucht. Wenn aber eine künstlich angelegte Grotte einem von der Natur freiwillig geschaffenen Werke gleichen soll, so muß sie nicht nur mit dem herrschenden Charakter der Landschaft übereinstimmen, sondern auch den Stempel der Einfalt an sich tragen, womit diese große Bildnerin alle ihre Schöpfungen bezeichnet. Nur da, wo dieselbe etwas unvollendet ließ, ist es erlaubt, zu mildern oder nachzuhelfen, ohne jedoch ihren nachlässig hingeworfenen Schönheiten Gewalt anzuthun. Dies wird oft sehr leicht bewirkt. Soll die Grotte der Aufenthalt einer bestimmten Person oder Gottheit seyn, so muß sie auch dem gemäß ausgeschmückt werden. Sehr abweichend von diesen der Natur nachgebildeten Grotten sind jene mit architektonischem Fleiß abgecirkelten Gebäude, womit zuerst die Italiener ihre Gärten verzierten, und welche sie ebenfalls Grotten nannten. Bei diesen bot die Kunst alles auf, um die Sinne zu bezaubern. Man denke sich einen mit Säulen unterstützten, zuweilen felsartig bekleideten Bogen, zwischen welchem eine große Nische oder Halle erbaut ist, in der wiederum kleinere Bogenstellungen und Nischen, Wasserbecken, Springbrunnen, mannichfaltige Wasserkünsteleien, Gemählde, Spiegel, Statuen, eine Menge Seemuscheln, Schneckengehäuse, Korallenzacken, farbige Steine, Bergstufen, Crystallen, gefärbte Gläser, Versteinerungen, Baumrinden, Moos u. dergl., so in ein Ganzes gebracht

worden sind, daß alle Verzierungen, sowohl der Architektur als auch solche, die sich der Phantasie des Künstlers als zweckmäßig darbieten, mit derselben hervorgebracht worden, Orgeln, deren durch fallendes Wasser getriebene Walzen nicht nur regelmäßige Stücke spielen, sondern auch den Gesang und das Gezwitscher der Vögel nachahmen; belebte Figuren, welche Instrumente spielen, Wasser nach verschiedenen Gegenden spritzen oder auch irgend eine Art verschütten u. s. w.; alles in einem rauhen Styl, doch nicht ohne Pracht erbaut, und man hat den Begriff einer solchen italienischen Grotte. Der Reiz, den ein Werk der Art den Sinnen darbot, verbreitete diese Grotten bald durch ganz Europa. Besonders wetteiferten die Franzosen mit den Italienern, bis der zum Einfachen und zur Natur zurückkehrende Geschmack diese Künsteleien in Vergessenheit brachte.

Grottesk, Grottesken. — Grottesken, als Werke der Mahlerei, werden häufig mit Arabesken verwechselt, und man nennt alle Verzierungen, die aus Menschen, Thieren, Blumen, Pflanzen u. a. m. auf eine phantastische, abenteuerliche Weise zusammengesetzt sind, bald Arabesken, bald Grottesken, allein mit Unrecht. Arabesken sind Blumenzüge von allerhand wirklichem und erdichtetem Laub- und Blumenwerk, und haben ihren Namen von den Arabern, welche, weil sie keine Thiere und Menschen abbilden durften, diese Art von Verzierungen wählten. Da auch die Mauren sich derselben bedienten, so werden sie öfters auch Moresken genannt. Die Römer brachten in ihren Zimmern ähnliche Verzierungen an, an denen man aber, außer den Vegetabilien, noch Genien, Menschen, Thiere, Gebäude u. a. findet, wie es die Phantasie dem Künstler eingab. Diese Verzierungen nun heißen eigentlich Grottesken, weil sie in den Zimmern der verschütteten Gebäude der alten Römer und in Gewölbern unter der Erde, die man Grotten nannte, gefunden wurden. Den Ursprung solcher Compositionen leitet Böttiger aus den mit allerlei Fabelthieren der orientalischen Mährchenwelt verzierten indischen und persischen Teppichen ab. In den Bädern des Titus und der Livia zu Rom, in der Villa Hadrians zu Tivoli, in den Zimmern der Gebäude von Herculanum und Pompeji und an andern Orten haben sich deren erhalten, bisweilen zu voll und zu reich verziert, aber in der Anordnung und Ausführung doch meist sehr schätzbar. Das erkannte Raphael sehr wohl, der in seinen Stanzen unstreitig die lieblichste, gefälligste Nachahmung derselben geliefert hat. Auch er bediente sich ihrer, wie die Alten, zu Einfassungen, Bordüren. Ungeachtet der Lieblichkeit aber, die ihnen, wenn sie gut sind, nicht abzusprechen ist, sind sie doch oft sehr hart verurtheilt worden. Dies geschah von solchen, deren Verstand nur strenge Wirklichkeits-Foderungen machte, und die daher das Phantastische der Mährchenwelt anekelte. Diese stießen sich an den dargestellten Gegenstand selbst, während Andere sich mehr an die Darstellung stießen, vielleicht weil sie gerade überladenes, allzubunt und verwirrt durch einander Geworfenes dieser Art im Sinne hatten. Diesem gemäß hat sich der Kunstausdruck Grottesk oder Groteck gebildet, welcher auch in andere Künste übergegangen ist, um eine Art von Caricatur, das Närrisch-Seltsame nämlich, das Widersinnige einer zuchtlosen Phantasie, dadurch zu bezeichnen. Wiefern so etwas mit Absicht und Freiheit in der Kunst dargestellt wird, gehört es zu der Gattung des Lächerlichen, und daher ist es gekommen, daß man endlich mit Grotesk eine Art des niedern Komischen bezeichnet hat. Man nennt diese Art auch

das Groteskkomische, welches sich vornehmlich in der theatralischen Tanzkunst und der dramatischen Komik zeigt, wo es mit der Bouffonerie zusammenhängt. Wenn man es als Unedles und Abgeschmacktes geradezu hat verwerfen wollen, so hat man nur den rechten ästhetischen Gesichtspunkt dafür noch nicht gefunden, den eines umgekehrten Ideals. Von dieser Seite betrachtet, erscheint es, wo es nur sonst mit Geist und Witz behandelt ist, als ungemein schätzbar, denn die Satire reicht der Komik schwesterlich die Hand, um durch das umgekehrte Ideal für das Ideale zu wirken. dd.

Grouchy (Eman. Gr. v.), geb. zu Paris den 28. Octbr. 1766, aus einer adeligen Familie, lernte den Dienst in der Artillerie, und trat als Lieutenant in die Gardes du Corps. Er machte seinen ersten Feldzug 1792, als Oberster im Regimente Condé Dragoner bei der Armee des Centrums. Im J. 1793 diente er als Maréchall de Camp bei der Alpenarmee; dann führte er den Vorzug des Küstenheeres unter General Canclaux, gegen die Royalisten an der Loire, vertheidigte das Lager von Sorinières, und wurde in dem Treffen am 5. Sept. 1793 verwundet. Als Edelmann mußte er das Heer verlassen. Doch bald stellte er sich wieder als gemeiner Soldat unter die Fahnen der Nationalgarden gegen die Vendeer. Nach dem 9ten Thermidor gab ihm die Regierung ein Commando bei der Westarmee, und ertheilte ihm den 13ten Juni 1795 den Grad eines Divisionsgenerals. Das Jahr darauf leistete er dem General Hoche, an der Spitze des Generalstabs, wichtige Dienste und bekleidete hierauf denselben Posten bei der Nordarmee; auch nahm er unter Hoche 1797 Theil an der vergeblichen Landung in Irland. Im J. 1798 erhielt er bei der Armee von Italien unter Joubert den Auftrag Piemont zu besetzen. Er rückte mit seiner Division in Turin ein, und zwang den König die Entsagungsurkunde zu unterschreiben. Als Commandant von Piemont organisirte er das Land mit Uneigennützigkeit, verfuhr aber mit großer Strenge gegen die Feinde der neuen Ordnung der Dinge. Daher ward vom Directorium nach dem 19. Juny 1799, wegen Gewalt, Mißbrauchs und Erpressung eine Untersuchung gegen ihn verhängt. Unterdessen focht Grouchy unter Moreau in Italien mit außerordentlicher Tapferkeit, vorzüglich zu Valencia, San Juliano und an den Ufern der Bormida. In der unglücklichen Schlacht bei Novi erhielt er dreizehn Wunden und ward gefangen. Nach der Schlacht bei Marengo wurde er ausgewechselt, und diente unter Moreau bei der Rheinarmee. Hier trug er zu dem Siege von Hohenlinden viel bei, und beschloß mit der Gefangennehmung einiger Bataillone nebst 30 Canonen zu Steyer den Feldzug. Er wurde nachher zum General-Inspector der Reiterei ernannt, mißfiel aber Buonaparte'n, weil er sich über Moreau's Prozeß mit Freimüthigkeit äußerte. Die gefährlichsten Aufträge wurden ihm zu Theil. Er leistete in der Schlacht bei Friedland wichtige Dienste, wofür er nach dem Frieden von Tilsit den großen Adler der Ehrenlegion, dann den Grafentitel und das Commandeurkreuz der eisernen Krone erhielt. In Spanien befand er sich zu Madrid, als das Volk zu den Waffen griff. Auf Murats Befehl zerstreute er den Haufen, wobei ein Pferd unter ihm getödtet wurde Darauf führte er den Vorsitz bei dem Kriegsgericht, welches die mit den Waffen in der Hand gefangenen Spanier zum Tode verurtheilte. Im J. 1809 zeichnete er sich in dem Heere des Vicekönigs bei Udine, am Isonzo, in der Schlacht bei Raab, dann bei

Wagram aus, und schlug den 14. Juli den Nachzug unter dem Fürsten von Rosenberg. Hierauf ward er zum Generalobersten der Jäger, und zum Großoffizier des Reichs ernannt. In Rußland focht er 1812 mit gewohnter Tapferkeit bei Valontina und an der Moskwa; auf dem Rückzuge befehligte er unter dem Vicekönig die sogenannte heilige Schaar. Seitdem lebte er zurückgezogen, weil Bonaparte ihm nicht geneigt war, bis zum Einfall der Feinde in Frankreich, 1814. Jetzt kämpfte er nicht weniger glorreich den 29. Januar bei Brienne, den 14. Februar bei Vauchamp, und den 7. März bei Craone. Nach des Königs Rückkehr erhielt der Duc de Berry die Stelle eines Generalobersten; für Grouchy aber ward die eines ersten Generalinspecteurs errichtet. Er glaubte sich dadurch gekränkt, und schrieb deßhalb an den König einen Brief, den man sehr ungeziemend fand. Gleichwohl ward er im Januar 1815 zum Commandeur des Ludwigsordens ernannt. Als Ludwig XVIII. nach Gent sich begeben hatte, nahm Grouchy den 1. April die Gouverneurstelle in der 7. 8. und 9. Militärdivision an. Er ging nach Lyon, und foderte die Nationalgarden und die dem König treu gebliebenen Regimenter auf, gegen den Duc d'Angoulême zu marschiren. Dies geschah, und Grouchy kam an der Spitze seines Heers zu Pont St. Esprit an, als der Prinz eben mit dem General Gilly den bekannten Vertrag abgeschlossen hatte. Nachdem er auch diese Reste der königlichen Truppen zerstreut hatte, ernannte ihn Bonaparte den 17. Mai zum Marschall, und den 3. Juni zum Pair. Am 16. Juni commandirte er in der Schlacht bei Ligny den rechten Flügel; am folgenden Tage sollten er und Vandamme den General Bülow abhalten, den Franzosen in die Flanke zu fallen. Sie stießen am 18ten bei Wavres, drei Meilen von Brüssel, auf den dritten preußischen Heerhaufen unter Thielemann, welcher jedoch nach einem scharfen Gefecht seine Stellung behauptete. Auf die Nachricht von der verlornen Schlacht bei Waterloo zog sich Grouchy den 19ten auf Namur zurück, ging dann über die Sambre, und wandte sich gegen Rheims, um sich den 24. Juni zu Soissons und Laons mit Soult zu vereinigen. Den 30sten langte er mit 40,000 Mann vor Paris an. Allein die Capitulation von Paris änderte Alles. Nach der Rückkehr des Königs mußte Grouchy, der im 2ten Artikel der Ordonnanz vom 24. Juli mit begriffen war, fliehen. Er schiffte sich zu Guernsey nach den vereinigten Staaten ein, wohnt jetzt zu Philadelphia, und nimmt Theil an der großen Niederlassung der französischen Ausgewanderten an den Ufern des Mobile.

Grube (auch Grubengebäude, Berggebäude, Zeche genannt) heißt ein auf Gängen, Flötzen, Stock- und Seifenwerken aus einer oder aus mehreren einzelnen besondern Lagerstätten der Fossilien bestehender, mit den zum Betriebe des Bergbaues nöthigen Wasser- und Tagegebäuden durch Muthung, Verleihung und Vermessung von Privatpersonen erb- und eigenthümlich erlangter oder vom Landesherrn vermöge des Bergregals besessener Bezirk, wo der Letztere, oder eine Gewerkschaft, oder ein Eigenlöhner Bergleute anfahren läßt, um die darin befindlichen Fossilien bergüblich zu gewinnen.

Grübel (Johann Konrad), Bürger und Stadtflaschner zu Nürnberg, war den 3ten Juli 1736 daselbst geboren. Von seinem Vater, ebenfalls einem geschickten Flaschner, lernte er mancherlei künstliche mechanische Arbeiten verfertigen, welche zum Theil nach

Italien in Kirchen und auf öffentliche Plätze gekommen sind. Vorzüglich aber ist er, durch seine Gedichte in nürnberger Mundart (4 Bde von 1798—1812, der letzte Band herausgegeben von D. Osterloh und Witschel) dem Publicum als ein naher Geistesverwandter seines wackern Landsmannes, Hans Sachs, rühmlich bekannt geworden. Nach einem thätigen, einfachen und lobenswerthen Leben, starb er am 8ten März 1809. Ist es wahr, was einige Freunde, die den wackern Mann persönlich gekannt, uns versicherten, daß man ihn kenne, wie er leibte und lebte, wenn man seine Gedichte kenne; so lernten wir damit zugleich Grübeln den Menschen von seiner interessantesten Seite kennen. Wenn, sagt Göthe, der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch ist; so kann man von Grübeln sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick, in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein. Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, und er versteht die Verhältnisse der Männer und Frauen, Ältern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrburschen, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen, in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen. Manchmal ergötzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzüglichste und Eigenthümliche anzusehen ist. Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es, daß der Dichter mit dem besten Humor, sowohl in eigener als dritter Person, sich öfters zum Besten gibt. Daß ein so geradsehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächsten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt seyn möchte, diese und jene Verirrungen zu tadeln, läßt sich erwarten, allein sowohl hier als überhaupt, wo sich seine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satire nennen könnte, ist er nicht glücklich. Die beschränkten Handelsweisen, die der kurzsinnige Mensch bewußtlos mit Selbstgefälligkeit ausübt, darzustellen, ist sein großes Talent. Hat man nun einen so wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit, bald in, bald vor seinem Hause, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhause immer heiter und spaßhaft gesehen: so ist es merkwürdig, wie er in schlimmen Tagen sich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Übel, so wie über die gemeinern sich erhaben fühlt. Ohne daß sein Styl einen höhern Schwung nähme, stellt er den bürgerlichen Zustand während der Theuerung, anhaltenden Frostes, Überschwemmung, ja während eines Krieges vor; selbst Spaltung der Meinungen, dieser fürchterliche innere Krieg gibt ihm Gelegenheit zu heiteren, treffenden Schilderungen. Sein Dialect hat zwar etwas unangenehmes, breites, ist aber doch seiner Dichtart sehr günstig. Seine Sylbenmaße sind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig

treu bleibt; so macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Grumbach (Wilhelm von), ein fränkischer Edelmann, der in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts in Verbindung mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Culmbach eine berüchtigte Fehde gegen die Bischöfe von Bamberg und Würzburg begann, darauf in die Reichsacht verfiel, und um sich für den Verlust seiner Güter zu rächen, den Bischof von Würzburg endlich durch Meuchelmörder umbringen ließ. Als darauf das Domcapitel die Sache vor den Kaiser brachte, um den Schuldigen bestraft zu sehen, verschaffte sich Grumbach einen zahlreichen Anhang unter dem fränkischen Adel, überfiel mit einem gesammelten Heereshaufen 1563 die Stadt Würzburg, und zwang sie zu einer schimpflichen Capitulation. Aber nicht zufrieden mit diesem Siege, wandte er sich jetzt an den Herzog von Gotha, Johann Friedrich, und zog diesen leichtgläubigen Fürsten durch die betrügliche Hoffnung in sein Interesse, daß er die von Carl V. seinem Vater geraubte Churwürde vielleicht durch ihn wieder erhalten könne. Dafür aber traf auch diesen die Acht, mit deren Vollziehung Churfürst August von Sachsen beauftragt wurde. Nach einer harten Belagerung wurde Gotha mit dem festen Schlosse Grimmenstein am 13ten April 1567 übergeben. Der Herzog mußte durch lebenslängliche Gefangenschaft seine Leichtgläubigkeit büßen, Grumbach aber wurde lebendig geviertheilt. Dies war das Ende eines Mannes, der mit Seelengröße, unbezwinglichem Muth, ausdauernder Standhaftigkeit und vieler Einsicht in Staats- und Kriegsgeschäften gleiche Schwäche, Wankelmuth und Bosheit verband, und der wahrscheinlich für die Zukunft noch größere Plane gefaßt hatte.

Grund, Gründen, Grundiren. Den Ausdruck Grund gebraucht man bei den zeichnenden Künsten in mannichfaltiger Bedeutung. Er bezeichnet 1. die Materie, worauf eine Zeichnung oder ein Gemählde verfertigt ist; 2. die Zubereitung dieser Materie, und die über dieselbe verbreitete erste Farbenlage, worauf das Gemählde sodann gesetzt wird; 3. denjenigen Farbenauftrag, vor welchem man die Gegenstände des Gemähldes erblickt; die Fläche überhaupt, auf welche die Gegenstände gestellt sind. Über die erste dieser Bedeutungen ist nichts besonders anzumerken, außer was die Kupferstecherkunst betrifft. Hier nennt man den Firniß, mit welchem eine polirte Platte überzogen wird, um sie zum Ätzen tauglich zu machen, den Grund, und dieses ganze Verfahren das Gründen, von welchem zum großen Theil die Vollkommenheit des Ätzens abhängt. In diesen Grund wird die Zeichnung mit einer Nadel gemacht, und dann Ätzwasser aufgegossen, welches bloß in den mit der Nadel gemachten Umrissen und Strichen einfrißt. Man hat zweierlei Arten von Ätzgrund, den harten und weichen. Neuere Künstler übergründen die Platte bisweilen noch; d. h. sie überstreichen diejenigen Theile der Platte, an welchen das Scheidewasser hinlänglich gefressen hat, mit einem Firniß, damit es bloß an den übrigen noch tiefer einfressen möge. Was die zweite Bedeutung des Ausdrucks Grund betrifft, so ist zu bemerken, daß jede Materie, worauf gemahlt werden soll, gehörig zubereitet werden muß, damit das Gemählde theils haltbarer, theils scheinbarer werde. Holz überstreicht man mit Leim, um die Luftlöcher zu füllen, firnißt dasselbe, und streicht es dann an; Mauergrund muß ebenfalls besonders zubereitet wer-

den; Leinwand spannt man in einen Rahmen, tränkt sie mit Leimwasser, reibt sie dann mit Bimsstein und setzt eine einfache Farbe auf, worauf, wenn diese trocken geworden, die Leinwand noch einmal mit Bimsstein geglättet wird. Dieses nennt man ebenfalls Gründen oder Grundiren, gebraucht denselben Ausdruck aber auch von der ersten aufgetragenen Farbenlage insbesondere, wobei zu erwägen ist, daß die Wahl dieser Grundfarbe für das Gemählde keinesweges gleichgültig sey, indem ein großer Theil der Frischheit und Dauer desselben davon abhängt. — Bei Grund in der dritten Bedeutung (gleichsam als Hintergrund des Gemähldes) hat der Mahler wohl zu beherzigen, daß gewisse Farben einander zerstören, andere einander heben. Fleischfarbe wird blaß auf einem rothen Grunde, Blaßroth erscheint lebhaft und feurig auf einem gelben Grunde. Man muß also den für die dargestellten Gegenstände vortheilhaftesten Grund nach den Gesetzen der Harmonie und des Contrastes auswählen. Oft bestimmt der Grund die allgemeine Wirkung der Scene, unterstützt die Massen, macht die Figuren in den Details geltend, belebt oder zerstört den Ausdruck. Von Grund in der vierten Bedeutung ist zu bemerken, daß man bei Landschafts- und historischen Gemählden den Grund nach den Graden der Nähe und Entfernung in den Vor-, Mittel- und Hintergrund eintheilt. Der Vor- oder Vordergrund ist der unterste Theil desselben, welcher die nächsten Gegenstände vorstellt; der höhere Theil, welcher die entfernteren Gegenstände vorstellt, wird der Hintergrund oder die Ferne genannt. Das allgemeine Gesetz für solche Darstellungen ist: die Erhöhungen dieser Theile sollen nicht leicht unmittelbar über einander zu stehen kommen, sondern durch Abwechselung einander ungezwungen ausweichen. Es gilt hier eine genaue Beobachtung sowohl der Farben- oder Luft-, als der mathematischen Perspective. Die entfernteren Gegenstände werden verkleinert, mit wenigerer Deutlichkeit und schwächeren Zügen gezeichnet, und der ferne Farbenton darf gegen die jedesmalige Farbe der Luft und des Himmels nur wenig abstechen. Wo Entfernung nicht durch Succession der Gegenstände auszudrücken ist, da muß es durch einen luftigen Grund geschehen. Ein Grund ist frisch, wenn er den Ton der Morgenluft darstellt; warm, wenn der Untergang der Sonne ihm eine brennende Farbe gibt; malerisch, bei einer sinnreichen Auswahl des durch Farbenspiel und Beleuchtung Gefälligen; reich, wenn er viele, überladen, wenn er zu viele, arm und karg, wenn er wenige oder zu wenige Gegenstände enthält. Diese Eigenschaften der Gründe hängen von der auszudrückenden Hauptidee des Künstlers ab. dd.

Grund und Folge nennt man zwei Gedanken oder Urtheile, die so zusammenhängen, daß das Eine das Andere in Ansehung seiner Gültigkeit bestimmt. Den Grund nennt man auch die Bedingung, und die Folge das Bedingte. Wenn in der Natur zwei Dinge oder Erscheinungen in einem solchen Verhältnisse stehen, daß Eins auf das Andere nothwendig folgt, so nennt man sie auch Ursache und Wirkung. Man nennt daher Ursachen und Wirkungen auch reale Gründe und Folgen, um sie von den idealen (oder logischen) Gründen und Folgen, die bloße Gedanken sind, zu unterscheiden.

Grundanschlag ist die Abschätzung oder Berechnung des Capitalwerths aller Grundstücke und Zubehörungen eines Gutes. Um einen richtigen Grundanschlag anzufertigen, muß hauptsächlich auf fol-

gende Gegenstände Rücksicht genommen werden: 1. Ist der Flächenraum nach genauer Vermessung in dem üblichen Landesfeldmaße nach Morgen oder Ackern und Ruthen zu bestimmen; denn die bloße Abschätzung desselben nach Schritten und dem Augenmaße ist eben so trüglich und falsch, als nach der Aussaat. 2. Ist auf das genaueste die Verschiedenheit des Bodens oder seine innere Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit zu berücksichtigen, und darnach die Grundstücke eines Gutes in verschiedene Classen zu bringen. Hat man dieses bewirkt, so muß bei Berechnung ihres Kapitalwerths auch noch 3. ihre verschiedene Lage beachtet werden, weil ein gleichgroßes Feld von einerlei Bodenclasse dadurch einen verschiedenen Kapitalwerth erhält. 4. Muß man untersuchen, ob der Grund und Boden zu seiner Bearbeitung viele oder wenige Arbeitskosten verursacht. 5. Wird dabei auch darauf gesehen, welche Producte mit dem größten Vortheile in dem Boden nach seiner Lage und nach seiner Entfernung von dem Verkaufsorte erbaut werden können. 6. Endlich kann als leitendes Hülfsmittel bei Berechnung des Kapitalwerths der bisherige Ertrag nach einem 25jährigen Durchschnitt mit benutzt werden; 6= und 12= jährige Durchschnitte leisten hier kein Genüge, weil in solchen kurzen Fristen keine wesentlichen Hauptveränderungen, die alsdann stehend sind, Statt finden können. X.

Grundbaß, Fundamentalbaß, nennt man die drei Fundamentaltöne jeder Tonart, den Grundton und dessen Ober= und Unterdominante, auf welche sich alle in der Harmonie enthaltenen Accorde beziehen müssen, wenn das Tonstück einen der Natur der Tonart angemessenen Zusammenhang haben soll. dd.

Grundkräfte nennt man diejenigen Kräfte, welche der Materie als solcher wesentlich zukommen, und ohne welche dieselbe nicht gedacht werden kann. Dahin gehört die durch die Körperwelt entwickelte Kraft, mittelst welcher sich alle Körper selbst in allen Richtungen und Entfernungen unter einander anziehen. Die Atomisten leiten diese Erscheinung zwar aus dem Stoße her, allein für diesen Stoß wissen sie nichts befriedigendes anzuführen. Die Dynamisten dagegen legen der Materie Zurückstoßungs= und Anziehungskräfte als wesentliche oder inhärirende Grundkräfte bei, ohne welche keine Materie gedacht werden kann.

Grundriß ist eine von den Arten der gezeichneten Entwürfe von einem aufgeführten oder aufzuführenden Gebäude. Mehrere Arten von Rissen werden nämlich erfodert, um sich eine Vorstellung von dem ganzen Bau machen, und den Bau wirklich nach den Rissen ausführen zu können, denn nach einigen kann man nur die Länge und Dicke, nicht aber die Höhe der Mauern ermessen. Daher nun **Hauptriß**, **Grundriß**, **Aufriß**, **Durchschnitt**, **perspectivischer** und **Deckenriß**. Der Grundriß ist ein nach verjüngtem Maßstab gemachter Entwurf aller Horizontalflächen, worauf die auszuführenden Stücke eines Gebäudes zu stehen kommen. dd.

Grundsatz der schönen Künste, s. Kunst.

Grundsteuer heißt die öffentliche Abgabe, welche auf die Landrente (s. d. Art.) gelegt ist. Die Landrente ist der ganze Gewinn, der dem Grundeigenthümer als solchem zu Theil wird, daher ist jede Verminderung dieses Gewinns zugleich eine Verminderung seines Grundvermögens, dessen Werth einzig und allein durch die Größe des daraus zu beziehenden reinen Ertrags bestimmt wird. Durch Einfüh=

rung einer Grundsteuer wird demnach dem Staate wirklich ein Antheil an dem gesammten Grundeigenthum im Lande eingeräumt und wenn z. B. der 5te Theil der Landrente für immer als Steuer abgegeben werden soll, so ist dies in der That nichts Anders als die Abtretung des 5ten Theils des gesammten Grundeigenthums der Bürger. Wie hoch die Grundsteuer angesetzt werden könne, ohne einen schädlichen Einfluß auf die Cultur der besteuerten Grundstücke zu äußern, läßt sich im Allgemeinen nicht bestimmen. Die im preußischen Staate gemachte Erfahrung hat gezeigt, daß sie von weniger als 1 bis zu 76 Procent des reinen Ertrags steigen könne, ohne absoluten nachtheiligen Einfluß auf die Cultur des besteuerten Bodens zu äußern. Sehr nützlich aber in dieser Hinsicht ist die Festsetzung eines nicht zu überschreitenden Maximums; wo letzteres nicht Statt findet, bleibt der Werth alles Grundeigenthums der Staatsbürger immer höchst schwankend. Die Natur der Landrente als reines Einkommen eignet dieselbe ganz vorzüglich zu einer Besteurung; es kommt nur darauf an, sie genau zu erforschen und sie sowohl vom rohen Einkommen, als auch von den übrigen Gattungen des reinen Einkommens, wozu die Cultur und Benutzung des Bodens Gelegenheit geben, sorgfältig zu trennen; diese Untersuchung ist aber in vielen Fällen mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn was beim ersten Anblick **reines** Einkommen schien, erkennt man oft bei genauerer Prüfung als **rohes** und was anfangs Landrente zu seyn schien, zeigt sich oft nachher als Rente vom **stehenden** oder **umlaufenden Kapitale** (s. d. Art.). Höchst schwierig bleibt daher immer die Entwerfung eines richtigen Grundsteuer-Registers oder Catasters, worin die gesammte Landrente des Staats von allem übrigen Einkommen gehörig getrennt, nach dem Durchschnittsertrage gewisser Jahre genau verzeichnet ist. Kein Staat der neuern Zeit hat einen solchen Cataster aufzuweisen, überall findet sich entweder rohes Einkommen mit reinem vermischt, oder ein Theil der Rente vom stehenden Kapitale als Landrente verzeichnet; bei dieser fehlerhaften Einrichtung der Cataster ist es häufig nicht zu vermeiden, daß ein und dasselbe Einkommen unter verschiedenen Namen doppelt besteuert wird. So wird z. B. oft der Ertrag eines Kapitals, welches der Kapitalist dem Landbauer geliehen und womit dieser sein Gut verbessert hat, einmal vom Landbauer als Landrente und dann noch vom Kapitalisten als Kapitalrente besteuert. Bei der Anfertigung des Catasters kommt es daher vor allen Dingen darauf an, daß die verschiedenen Gattungen von reinem Ertrage, welche bei dem Grunde und Boden Statt haben, sorgfältig von einander geschieden werden. Dieser ganz reine Ertrag besteht nämlich 1. aus dem Einkommen, das der Eigenthümer des Bodens als **Product der bloßen Naturkräfte** aus demselben zieht; 2. aus den **Zinsen und dem Gewinnste** von dem im Boden steckenden **stehenden Kapitale**; 3. aus den **Zinsen und dem Gewinnste** von dem auf die Urproduction verwandten **umlaufenden Kapitale** und 4. aus dem Theile des **Arbeitslohns**, welcher das nothwendige Bedürfniß der bei dieser Production beschäftigt gewesenen Arbeiter übersteigt. Von diesen vier Gattungen des reinen Einkommens ist bloß die erste, nämlich das, was als Geschenk der Natur zu betrachten ist und dem Eigenthümer des Bodens als solchem zu Theil wird, **reiner** Ertrag desselben oder Landrente. Der Umstand, daß der **gesammte** reine Ertrag, wozu der Boden Gelegenheit gibt, häufig dem Eigenthümer desselben al-

lein zu Theil wird, war Schuld, daß man bei Vertheilung der Grundsteuer jene verschiedenen Gattungen des reinen Ertrags nicht immer sorgfältig genug von einander getrennt und eben dadurch oft eine große Ungleichheit der Besteurung veranlaßt hat. Fließt nämlich dieser gesammte reine Ertrag dem Eigenthümer des Bodens zu, so geschieht es, weil derselbe mit der Eigenschaft des Grundeigenthümers zugleich die des Kapitalisten und des Arbeiters verbindet. In einem solchen Falle hat zwar der Grundeigenthümer den ganzen reinen Ertrag zu besteuern, aber es dürfen die verschiedenen Quellen, woraus ihm derselbe zufließt, nicht mit einander vermischt, sondern eine jede von ihnen muß besonders berücksichtigt werden, weil die Besteurung einer jeden nach besondern Grundsätzen vorzunehmen ist. Die Trennung der Landrente von dem übrigen reinen Einkommen des Bodens ist oft höchst schwierig, bisweilen ganz unmöglich, denn es kommt hier darauf an, zu untersuchen, welcher Antheil an dem gesammten reinen Ertrage des Bodens den Kräften der Natur, und welcher den schon längst vorher darauf verwandten Kräften der Menschen, dem Kapitale und der Arbeit gebühre; Grundstücke, die, fast allein der Natur überlassen, gar keinen Ertrag geben, können durch Anwendung von Kapital und Arbeit zu eben so hohem Ertrag gebracht werden als andere, deren Ertrag hauptsächlich einem Geschenke der Natur zuzuschreiben ist. Bei der großen Schwierigkeit der Trennung jener Antheile bleibt oft nichts weiter übrig, als den ganzen reinen Ertrag der Länderei ohne Rücksicht auf seinen Ursprung als Grundrente anzusetzen und zu besteuern. Hieraus allein schon ergibt sich, daß man es beim besten Willen oft nicht dahin bringen kann, Gleichheit in die Besteurung der Landrente zu bringen; viel ist immer schon gewonnen, wenn man dieser Gleichheit nur nahe gekommen ist. Soll aber der Cataster nach richtigen Grundsätzen angelegt seyn und brauchbare Data enthalten, so muß der Entwerfung desselben nothwendig vorangehen 1. eine genaue Vermessung alles steuerbaren Bodens; 2. eine mit Sorgfalt und Sachkenntniß angestellte Untersuchung der Ergiebigkeit aller einzelnen Grundstücke; 3. eine richtige Ausmittlung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Naturallandrente. Diese Vorbereitungen, ohne welche es durchaus unmöglich ist, eine nur einigermaßen auf Gerechtigkeit und Billigkeit gestützte Besteurung der Landrente zu bewirken, sind höchst mühsam und schwierig. Denn was zuerst die Vermessung betrifft, so gehört sie zu den weitläufigsten und zugleich kostspieligsten Unternehmungen. Für Frankreich z. B. wurde dieselbe im Jahre 1808 auf 111,000,000 Franken berechnet. Noch wichtiger aber und verwickelter zugleich ist die Untersuchung, wie groß in jedem einzelnen Falle die Ergiebigkeit des Bodens sey oder mit andern Worten, welchen Antheil die Natur an dessen Erzeugnissen habe? Es muß zu diesem Behufe eben so sehr auf die physische Lage des Grundstücks, ob dasselbe z. B. in einer fruchtbaren oder unfruchtbaren Gegend belegen, ob es überschwemmungen, Gewitter und Hagelschäden besonders ausgesetzt ist, als auf die innere Beschaffenheit des Bodens Rücksicht genommen werden. In Ansehung dieser letztern ist oft weder die bloße Besichtigung des Grundstücks noch die Kenntniß mehrerer Ernten hinreichend, ein richtiges Resultat zu liefern, sondern es muß da, wo eine auffallende Verschiedenheit der Production sich zeigt und es zweifelhaft wird, ob der Grund davon in der natürlichen Beschaffenheit des Bodens oder vielmehr in einer entweder besonders erhöhten oder vernachlässig-

ten Industrie liege, eine chemische Untersuchung der Erdoberfläche (Erdkrume) vorgenommen werden. Dies Verfahren ist aber eben so kostspielig als mühsam und kann daher nur in seltenern Fällen zur Anwendung kommen. Nicht minder schwierig als die Untersuchung der Ergiebigkeit des Bodens ist die Ausmittelung des nach Metallmünze berechneten Werths der erforschten Landrente. Ganz vorzüglich hierbei zu berücksichtigen ist die topographische und merkantilische Lage des zu besteuernden Bodens. Dieselbe Masse roher Erzeugnisse kann in der einen von allen Märkten ausgeschlossenen Gegend kaum halb so viel gelten, als sie in der Nähe eines schiffbaren Flusses oder einer bedeutenden Hauptstadt gilt. Wollte man nun bloß die Masse der Naturalrente zum Maßstabe der in Metallmünze zu entrichtenden Abgabe annehmen, so würden die Ländereien jener Gegend gerade doppelt so stark als die Ländereien dieser zur Steuer angezogen werden, was offenbar ungerecht wäre. Ein Grundsteuercataster, soll er zweckmäßig eingerichtet seyn, muß daher nothwendig vier Hauptcolumnen führen, wovon die erste eine möglichst genaue Bezeichnung alles steuerbaren Grundeigenthums im Lande, die zweite die muthmaßliche Landrente der einzelnen Grundstücke in Natur, die dritte den Betrag der davon zu entrichtenden Steuerquote in Natur und die vierte den Metallmünzwerth dieser Steuerquote enthalten muß. Ist ein auf solche Weise entworfener richtiger Cataster wirklich zu Stande gekommen, so müssen die in der dritten Columne aufgeführten Naturalgrundrenten als dauernde und unveränderliche Normen der Besteurung dienen; eine Wandelbarkeit dieser Normen würde den Werth alles Grundeigenthums schwankend machen. Bei dieser Unveränderlichkeit der Besteurungsnormen ist zwar nicht zu verhüten, daß nach Ablauf einiger Zeit der reine Ertrag der einzelnen Ländereien ungleich besteuert erscheine. Die Kapitale und Arbeit z. B., welche seit der Entwerfung des Catasters auf den Boden verwandt worden, können so höchst verschieden seyn, daß von zwei Morgen, deren Landrente damals völlig gleich war, jetzt der eine gerade doppelt so hohen reinen Ertrag liefert als der andere. Diese Ungleichheit ist aber in der That nur scheinbar, nicht wirklich, sie verschwindet, wenn man erwägt, daß die Landrente, sobald der Boden, dessen reiner Ertrag sie ist, aus dem Eigenthumsbesitze seines ersten Benutzers tritt, nicht mehr als Landrente, sondern vielmehr als Kapitalrente zu betrachten ist. Wer z. B. auf eine Länderei, die von ihm zuerst in Cultur gesetzt worden, 2000 Rthlr. auf deren Verbesserung verwendet hat, und jährlich 200 Rthlr. Ertrag davon zieht, mag vielleicht 100 Rthlr. auf die Kapitalrente und die andern 100 Rthlr. auf die Landrente rechnen können, verkauft er aber die Länderei, so wird er wohl 4000 Rthlr. dafür bekommen, weil der Käufer dabei berechnen wird, welchen Ertrag er überhaupt mit 4000 Rthlr. sich wird verschaffen können, dann wird aber eben dieser Käufer die ganzen 200 Rthlr. als Kapitalrente ansehen können. Die auf die Landrente gelegte Steuer ist eine Abgabe vom Capitalwerthe der Grundstücke, welche derjenige ein für allemal bezahlt hat, der zur Zeit der Einführung jener Steuer im Besitze des Grundstücks war. Alle nachherige Besitzer werden dadurch eigentlich gar nicht getroffen, denn bei jeder Veräußerung des Grundeigenthums ist die darauf haftende Abgabe bereits in Anschlag gebracht, folglich der Preis derselben darnach herabgesetzt worden. Die Klagen über Ungleichheit der schon von langen Zeiten her auferlegten Grundsteuern sind daher nur dann gerecht,

wenn sie die Unrichtigkeit des der Steuer zum Grund gelegten Catasters erweisen, sie werden aber ungerecht, wenn diese Ungleichheit der jetzigen Steuer durch die Ungleichheit der auf die einzelnen Grundstücke verwandten Arbeit und Kapitale entstanden ist. „In dieser Rücksicht," sagt Struensee mit Recht, „kann man es als eine allgemeine Regel der Finanzwirthschaft annehmen: in den Grundsteuern nichts zu verändern, keinem, der gedrückt zu seyn vorgibt, Erleichterung zu geben, niemanden, der zu leicht taxirt ist, mehr aufzulegen; hier ist der Fall, wo alles beim Alten bleiben muß." Abgaben, welche seit undenklicher Zeit von der Grundrente der Ländereien entrichtet worden, sind in der That nichts anders, als unablösliche Grundzinsen, welche der Staat als Zinsherr von den Besitzern jener Ländereien als Zinspflichtigen zu fodern hat. In England wird die eigentliche Grundsteuer (Land-tax) schon seit langer Zeit als ein solcher unabänderlicher Grundzins betrachtet und im Jahre 1798 wurde sogar festgesetzt, daß nicht nur der Abkauf derselben erlaubt seyn, sondern daß auch jeder Dritte das Recht haben solle, diese Hebungen durch Erlegung des Kapitalwerths an sich zu kaufen, sobald der Zahlungspflichtige versäume, es binnen der gesetzlichen Frist zu thun. „Diese Unveränderlichkeit der englischen Grundsteuer" sagt der berühmte brittische Agronom Arthur Young „können wir nicht hoch genug erheben, ihr verdanken wir größtentheils die Verbesserungen, welche unsere Nachbarn so sehr bewundern; kaufe ich ein Landgut, das aus öden und elend angebauten Grundstücken besteht, das jährlich nur 100 Pf. Sterl. dem Eigenthümer, und 5 Pf. St. an Grundsteuer dem Staate einbringt, so kann ich durch Verbesserungen die jährliche Einnahme von diesem Gute auf 1000 Pf. St. erhöhen und die Steuer bleibt unverändert dieselbe. Welches System könnte dem Landmanne mächtigere Beweggründe darbieten zur Verbesserung seines Bodens und der Wirthschaft?" Mit Unrecht würde man jedoch hieraus folgern, daß der auf solche Weise von der Grundsteuer verschont bleibende Theil des gegenwärtigen reinen Ertrags dieses Bodens völlig unbesteuert bleiben müsse; besteuert darf derselbe allerdings werden, nur nicht als Landrente, was er nicht ist, sondern, weil er von aufgewandten Kapitalen herrührt, als Kapitalrente; welches in Ansehung der Höhe der Abgabe einen sehr bedeutenden Unterschied macht. Ganz anders aber verhält sich die Sache hinsichtlich der im Cataster aufgeführten Metallmünzwerthe der Naturalgrundsteuerquoten. Wollte man diese ebenfalls als unabänderliche Normen der Besteurung gelten und fortdauernd nach ihnen die in Metallmünze zu entrichtenden Steuerbeiträge erheben lassen, so würden bald die größten Irrthümer und Ungerechtigkeiten daraus hervorgehen, denn politische Conjuncturen und sonstige Zeitverhältnisse haben auf den Metallmünzpreis der Naturalien einen so wesentlichen Einfluß, daß nach Verlauf gewisser Perioden eine Revision und Abänderung der im Cataster als Basis angenommenen Durchschnittspreise durchaus nothwendig wird. — Sind aber die mancherlei Schwierigkeiten glücklich besiegt und ist eine nach einem möglichst-fehlerfreien Cataster vertheilte Grundsteuer wirklich zu Stande gekommen, so gehört diese Abgabe ohne Zweifel zu den vorzüglichsten und passendsten Mitteln, die Bedürfnisse des Staatshaushaltes zu befriedigen. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Abgaben durch Einfachheit, Sicherheit und Wohlfeilheit der Erhebung, so wie insbesondere dadurch aus, daß sie auf den Preis der rohen Erzeugnisse keinen nachtheiligen Einfluß hat,

daß ihr kein Steuerpflichtiger entgehen kann, weil ihr Gegenstand nicht wegzuschaffen oder zu verhehlen ist, und daß wegen der Unmöglichkeit, sie zu umgehen, die Sittlichkeit der Nation dabei nicht im mindesten gefährdet ist. (Vergl. d. Art. Abgaben — Häuser-Steuer.) KM.

Grundsteuer von Frankreich. Eine der Hauptursachen der französischen Revolution war die Ungleichheit der Grundsteuer und die Befreiung des Adels und der Geistlichkeit, weßhalb wir hier einen besondern Artikel darüber mittheilen zu dürfen glauben. Als nach dem siebenjährigen Kriege die französischen Finanzen so sehr zerrüttet waren, wollte Herr von Laverdy, der damalige Finanzminister, die Grundsteuer allgemein machen und sie auf die Güter der Krone, der Prinzen, des Adels und der Geistlichkeit ausdehnen. Allein dieses Project verletzte zu viele Interessen und man mußte es aufgeben. Auch fehlte es an einer genauen Statistik von Frankreich, die man bei der Vertheilung hätte zum Grunde legen können, und eine solche Maßregel, die an sich schon so viele Hindernisse hat, ist immer durch den Mangel einer Statistik zum Stillstehen zu bringen. Dieses wissen auch die privilegirten Stände, und sie widersetzen sich daher immer der Aufnahme einer genauen Statistik vom ganzen Lande. Als endlich das Deficit von 56 Millionen die Revolution zum Ausbruche brachte, wurde 1791 die Allgemeinheit der Grundsteuer durch ein Decret der Nationalversammlung festgesetzt. Alle Güter der Krone, der Prinzen, des Adels, der Geistlichkeit wurden wie die Güter der Bauern und Bürger in ein und dasselbe Steuerverband gelegt. Man ging bei diesem Gesetze von ganz allgemeinen Grundsätzen aus — und dehnte die Grundsteuern auf alles unbewegliche Eigenthum aus, es mochte in Ländereien oder in Häusern oder Hütten und Hammerwerken bestehen. Nicht allein die Ländereien des Adels und der Geistlichkeit, die bis jetzt von der Grundsteuer ausgenommen gewesen, sondern auch die Städte, die ebenfalls zu den privilegirten Ständen gehörten, wurden mit ihrem unbeweglichen Eigenthum herangezogen, indem für die Gebäude eine besondere Steuerrolle gemacht wurde, unter dem Titel: propriétés baties. Als Grundlage für die Grundsteuer wurde nicht der Kapitalwerth des Grundstücks, sondern sein reiner Ertrag nach einem zehnjährigen Durchschnitt angenommen. Diesen sah man als die Silberernte an, die jegliches Grundeigenthum trage, seine Natur möge seyn, welche sie wolle, und von dieser Silberernte nimmt der Staat etwa ein Achtel oder ein Neuntel für seine Bedürfnisse. Diese Silberernte wurde durch eine genaue Abschätzung bestimmt, bei welcher die bestehenden Pachtpreise als Anhaltpunkte dienten (s. Cataster). Durch das Hinzuziehen der adeligen und geistlichen Güter mochte sich diese jährliche Silberernte etwa um 3 bis 400 Millionen vermehrt haben, durch das Hinzuziehen der Städte und der Häuser vermehrte sie sich ebenfalls um 300 bis 350 Millionen und so kam es denn, daß die Grundsteuer sich bis auf 1500 Millionen vermehrte. Man rechnet jetzt die jährliche Silberernte vom Grundeigenthum auf nahe 1200 Millionen, und die von den Gebäuden, Mühlen, Hammerwerken u. s. w. über 300 Millionen, so daß das Neuntel nahe an 170 Millionen an Grundsteuer einbringt. Jetzt ist sie aber viel höher gespannt, und im Jahr 1818 ist sie bis auf 260 Mill. gestiegen. In England ist die Grundsteuer nur eine Rente, die abkäuflich ist, und die Landtaxe brachte im Jahr 1816 nur noch eine halbe Million Pf. Sterl. ein, also nur einen Zwanzig-

theil der französischen Landtaxe. Die Gewerbe von Frankreich liefern jährlich für 1360 Millionen fertige Waaren. Bg.

Grundstoffe, s. Elemente.

Grundwesen, s. Dualismus.

Gruner (Justus, Baron), königl. preußischer Geheimer Staatsrath und bevollmächtigter Minister bei der Tagsatzung in der Schweiz, hat sich um sein Vaterland und die deutsche Nation, vorzüglich in den Jahren 1813 bis 1815, sehr verdient gemacht. Seine kräftigen Auffoderungen an seine Mitbürger waren eindringende Prophetenworte, welche die Begeisterung des deutschen Volks in dem Freiheitskriege 1813 erhoben und leiteten. Er wurde d. 25. Juni 1814 zum Civilgouverneur des Herzogthums Berg ernannt, nachdem er vorher als russischer Staatsrath und Generalgouverneur die Provinz des Mittelrheins so musterhaft verwaltet hatte, daß ihm der Kaiser Alexander selbst am 13. Oct. 1814 den St. Annenorden erster Classe ertheilte. Nach der Rückkehr Napoleons von Elba erließ Gruner in Düsseldorf d. 24. März 1815 einen Aufruf an die Einwohner und den Landsturm von Berg, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen; auch ließ er d. 19. Apr. einen Buß- und Bettag halten, „um den Segen Gottes zur Vollendung des großen Befreiungswerkes Deutschlands zu erflehen." Dagegen erklärte er d. 7. Mai 1815 eine im Moniteur vom 3. Mai ihm zugeschriebene Proclamation an ganz Deutschland, angeblich vom 13. April, für falsch und für eine der vielen Lügen Buonaparte's. Den 15. Juni übernahm Sack das Gouvernement vom Herzogthum Berg, und Gruner erhielt die obere Leitung der Armee-Polizei. Während des Aufenthalts der verbündeten Heere in Paris 1815 war er Platzcommandant und machte sich um die Aufrechthaltung der Ordnung in dieser Stadt so verdient, daß ihn der König von Preußen am Ende d. J. zum Baron ernannte, worauf er den Gesandtschaftsposten in der Schweiz übernahm.

Grünspan, auch Spangrün, Kupfergrün, essigsaures Kupfer nennt man ein bekanntes Farbematerial, das im Grunde verkalktes Kupfer (Rost vom Kupfer) ist. Nicht bloß wässerichte Feuchtigkeiten, sondern auch Öle und alle fettige Stoffe, besonders aber salzige Substanzen und Säuren, lösen das Kupfer zu einem Kalk auf, und bringen bei der Zersetzung eine neutralsalzige Verbindung zu Stande. Merkwürdig ist bei der Oxydation (Verkalkung) des Kupfers, daß sie in der Kälte besser von Statten geht, als in der Wärme; in der Siedhitze greifen selbst Säuren, die das Kupfer sonst bald zerfressen, dasselbe wenig an. Der verkäufliche Grünspan wird durch Weinessig gewonnen, welcher unter allen bekannten Mitteln das beste ist. So nützlich und ausgebreitet der Gebrauch des Grünspans zum Mahlen und Färben ist, so gefährlich ist dieser Stoff für die Gesundheit; und kupferne Gefäße können nur bei der größten Sorgfalt und Reinlichkeit ohne Nachtheil gebraucht werden.

Gruppe, Gruppiren. Das Wort Gruppe ist aus der italienischen Sprache entlehnt, von gruppo, und bezeichnet eine Zusammenordnung mehrerer Körper durch mannichfaltige nothwendige Verhältnisse zu einem einzigen Ganzen für das Auge. Das Zusammensetzen der Gestalten, nach den Verhältnissen ihrer Größe, Richtung, Bewegung, und ihrer übrigen Erscheinungen zu einander, sofern sie ein einziges, nothwendig verknüpftes Ganzes ausmachen sollen, heißt Gruppiren. Eine oder mehrere so verbundene Gruppen, räum-

lich von jeder andern, nicht nothwendig zu demselben Ganzen gehörigen, Darstellung geschieden, machen das **Bild** im Sinne der zeichnenden Künste. Eine gehörige Anordnung und Behandlung der Gruppen, oder die Kunst des Gruppirens, ist daher für diese Künste von ungemeiner Wichtigkeit. Es gibt dafür ästhetische und artistische Gesetze. Alle Anfoderungen der Ästhetik an eine Gruppe lassen sich auf Einheit des Interesses zurückführen, bei welcher die Mannichfaltigkeit des Ausdrucks keinesweges aufgehoben ist. In historischen Gemählden erhalten alle Figuren dadurch Beziehung auf die Hauptfigur, auf welche nun die Aufmerksamkeit vorzüglich gerichtet wird. Die artistischen Gesetze haben zur Absicht, die in diesem Geist erfundenen Gruppen dem Sinne faßlich und angenehm zu machen, welches durch die Form und Beleuchtung bewirkt wird. Als Musterform der Gruppe hat man die Weintraube, den Kegel, die Pyramide genannt. Die Traube nannte Titian als Musterform, weil sie nach Umriß und Oberfläche eine Einheit in der angenehmsten Abwechslung, und alle nöthigen Modificationen von Licht und Schatten, Halbschatten und Wiederscheinen zeigt. Bei den letzteren Musterformen hat man auf das Verhältniß der schmalern Höhe gegen die breitere Grundfläche gesehen. Mengs verlangt, daß man die größeren Massen in die Mitte, die kleineren an den Rand bringe, weil das die Gruppe angenehmer und leichter mache, daß man die Figuren nicht nach der Reihe stelle, nicht viele äußere Theile in geraden, horizontalen, senkrechten oder schiefen Linien anbringe, die geometrischen Figuren, das allzu Symmetrische und Wiederholungen vermeide, und nur die schönsten Theile zeige. Außerdem räth er, die Gruppe aus Figuren in ungerader Zahl zusammenzusetzen, und auf gleiche Weise bei der Zusammenstellung mehrerer Gruppen zu Einem Bilde zu verfahren. Unter den geraden Zahlen, sagt er, sind die erträglichsten die, welche aus zwei ungeraden zusammengesetzt werden, z. B. 6, 10, 14; die geraden doppelten aber, z. B. 4, 8, 12, können niemals mit Grazie gebraucht werden. Die Ursache dieses Rathes ist leicht zu finden; sie ist keine andere, als Vermeidung des allzu Symmetrischen. Sind nun aber gleichförmige Figuren in einer Gruppe nicht zu dulden, so dürften es gleichförmige Gruppen in einem Gemählde wohl eben so wenig seyn, und Pyramidalgruppe an gleiche Pyramidalgruppe gesetzt würde dem Ganzen ein steifes, gezwungenes Ansehn geben. Übrigens können zerstreut scheinende Gegenstände oft zwei, außerdem getrennte, Gruppen vereinigen, wozu der Künstler die Kunstgriffe des Lichtes und Schattens zu Hülfe nimmt. dd.

Gryph (Andreas), war den 11ten October 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren, verlor seinen Vater noch vor seinem fünften Jahre, und 1628 auch seine Mutter. Ostern 1631 ging er nach Görlitz, hier die öffentliche Schule zu besuchen. Wegen des Kriegs aber kehrte er nach Rickerdorf zu seinem Bruder Paul zurück und von da auf die Schule nach Glogau. Auch von hier vertrieb ihn der Krieg. Er kam auf die Schule nach Fraustadt, wo der berühmte Rector Jacob Rollius seine Studien neu belebte, und ging im Mai 1634 nach Danzig. Nach vollendeten akademischen Jahren, in denen er sich eine gründliche Kenntniß der Rechtswissenschaft erwarb, kehrte er 1636 wieder nach Hause zurück, und wurde Hauslehrer, mußte aber wegen eines Gedichts, worin er die Leiden seines Vaterlandes schilderte, sich entfernen. Nach zehnjährigen Reisen in Holland, England, Frankreich und Italien, auf welchen er die Bekanntschaft der

merkwürdigsten Gelehrten machte, kehrte er endlich in sein Vaterland und nach Fraustadt zurück. Mehrere Anträge zu akademischen Lehrstellen lehnte er ab, weil er seinem Vaterlande dienen wollte. Hierauf wurde er auch 1647 Landsyndicus des Fürstenthums Glogau. Im J. 1662 ward er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Unsterbliche hieß. Der kaiserliche Pfalzgraf, Georg Schönborner, der ihn schon 1637 zum Dichter gekrönt hatte, ertheilte ihm auf seinen Reisen auch den Adelsbrief, von dem aber weder er selbst, noch seine Familie jemals Gebrauch gemacht hat. Er starb den 16ten Juli 1664 mitten in einer Versammlung der Landstände vom Schlage getroffen. In der Geschichte der vaterländischen Poesie verdient Gryphius als Vater des deutschen Drama's der ehrenvollsten Erwähnung. Zu einer Zeit, wo wir außer den Fastnachtsspielen und den Stücken der Meistersänger nur die geistlichen Trauerspiele des Johann Clajus und die Dido eines Ungenannten besaßen, trat Gryph, der die Alten, so wie die Natur und das menschliche Herz kannte, mit Trauerspielen auf, die weit über das Vorhandene in edler und würdevoller Sprache, in regelmäßiger Anordnung des gut gewählten Stoffs und in richtiger Charakterzeichnung hervorragen. An Theatereinsicht aber fehlt es ihm sehr, auch ist das Sylbenmaß in seinen Schauspielen schon der Alexandriner, allein die Form noch nicht so enge wie die nachherige französische; der Schauplatz wechselt zuweilen, und die musikalischen, zum Theil allegorischen Zwischenacte, Reihen genannt, haben einige Ähnlichkeit mit den englischen Masken. Seine sehr ergötzliche Posse, Peter Squenz, eine Erweiterung des burlesken Trauerspiels Pyramus und Thisbe, in Shakspeare's Sommernachtstraum, ist mit Witz und Laune geschrieben. Es ist nebst guten biographischen Nachrichten von Gryph in Bredow's nachgelassenen Schriften wieder abgedruckt. Auch unter seinen vielen Kirchhofsgedanken, Begräbniß- und Hochzeichtgedichten, so wie unter seinen Oden, geistlichen Liedern und Sonetten ist manches Gelungene. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte erschien nach seinem Tode 1698, Breslau und Leipzig.

Guadeloupe, eine wichtige Insel in Westindien, welche ihren Namen von Columbo erhielt, wegen der Ähnlichkeit ihrer Berge mit denen in Spanien gleiches Namens an der Gränze von Neucastilien und Estremadura. Sie macht eigentlich zwei Inseln aus, die durch einen schmalen Canal getrennt sind. Die eine heißt Grande-Terre und die andere eigentlich Guadeloupe oder Basse-Terre, welchen Namen auch die gut befestigte Hauptstadt führt. Die Franzosen legten schon 1635 daselbst eine Colonie an, die aber lange in schlechtem Zustande blieb, bis 1674 der König die Insel von der westindischen Compagnie übernahm. Im Jahr 1788 zählte man auf beiden Theilen der Insel 13,466 Weiße, 3244 farbige Freie und 85,461 Negersklaven. Die Hauptproducte der Insel sind Zucker, Caffee, Indigo, Cakao, Rokou und Baumwolle; die Ausfuhr davon nach Frankreich betrug im J. 1788 über 15 Millionen Franken, die Ausfuhr der nahe gelegenen kleinen Inseln Marie-Galante, Desirade und Saintes mitgerechnet. Die Angriffe der Engländer in den Jahren 1691 und 1705 schlugen fehl; aber 1759 fiel sie, nach einer tapfern Gegenwehr, in ihre Gewalt, und kam erst im Frieden 1763 wieder an Frankreich. Im J. 1793 nahmen sie die Engländer abermals weg, wurden aber im folgenden Jahre wieder vertrieben, und verloren dabei 1100 Mann an Gefangenen. Seitdem behaupteten sich die

Franzosen, bis in den letzten Tagen des Januars 1810 eine überlegene englische Macht unter den Generalen Beckwith und Harcourt erschien, welche der Admiral Cochrane mit einer Escadre unterstützte, und nach einem lebhaften Treffen am 3ten Februar den General-Capitain Ernouf nöthigte, sich mit der Besatzung kriegsgefangen zu ergeben, wodurch sie Herren dieser Insel wurden, die ihnen durch Capereien bedeutenden Schaden zugefügt hatte. In dem den 3ten März 1813 zwischen England und Schweden zu Stockholm abgeschlossenen Vertrage wurde diese Insel an Schweden abgetreten, das dieselbe aber im pariser Frieden, gegen anderwärts zu erhaltende Entschädigung an Frankreich wieder zurückgab.

Guarini (Giovanni Battista), im J. 1557 zu Ferrara geboren, stammte aus einer um das Wiederaufblühen der Wissenschaften und der Dichtkunst verdienten adeligen Familie. Nachdem er in seiner Vaterstadt, zu Pisa und Padua studirt, und am erstern Orte über die Ethik des Aristoteles öffentliche Vorlesungen gehalten, trat er in die Dienste des Herzogs Alfons II., der seine trefflichen Talente schätzte, ihn zum Cavalier machte, und als seinen Gesandten an die Republik Venedig, an Emanuel Filibert, Herzog von Savoyen, an Gregor XIII., an Maximilian II., an den zum Könige von Polen erwählten Heinrich von Valois, und als dieser unter dem Namen Heinrich III. den französischen Thron bestiegen hatte, an die polnischen Stände abschickte, um ihn, den Herzog, zum Könige vorzuschlagen. Das Mißlingen dieser Sendung, für die er einen Theil seines Vermögens aufopferte, ward von seinen Neidern benutzt, ihm die Gunst seines Fürsten zu entziehen, so daß er sich nach so wichtigen Diensten in Gnaden entlassen sah. Er beschloß, jetzt in literarischer Eingezogenheit theils in Padua, theils auf einem Landgute zu leben, wurde aber schon im Jahre 1585 als Staatssecretär zurückgerufen. Er gelangte aufs neue zu großem Ansehn am Hofe, nahm aber zwei Jahre darauf seine Entlassung, da der Herzog in einem Streit, in welchen Guarini mit seiner Schwiegertochter gerathen war, eine ihm mißfällige Sentenz gesprochen hatte, und lebte hierauf wieder als Privatmann. Im J. 1597 trat er in die Dienste des Großherzogs Ferdinand I. von Toscana; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit. Er argwohnte, der Herzog habe die von seinem jüngsten Sohne heimlich und wider des Vaters Willen geschlossene Ehe begünstigt, entzweite sich darüber mit ihm, und begab sich zum Herzoge Francesco Maria della Rovere von Urbino. Nachdem er demselben noch einige Zeit gedient hatte, kehrte er nach Ferrara zurück, hielt sich aber seiner zahlreichen Prozesse wegen, in die ihn seine natürliche Streitsüchtigkeit verwickelt hatte, abwechselnd zu Venedig, Padua und Rom auf. Im J. 1605 erschien er als Abgesandter seiner Vaterstadt in Rom, um Paul V. zu seiner Erhebung Glück zu wünschen. Er starb 1612 zu Venedig. Guarini gehört zu den trefflichsten und zierlichsten Schriftstellern und Dichtern Italiens, wie seine Briefe, sein in dialogischer Form abgefaßter Segretario, sein Lustspiel L'Idropica, seine Rime, und vor allem sein Pastor Fido beweisen. Durch dieses Schäferdrama, das im J. 1585 zum erstenmal zu Turin bei der Vermählung Carl Emanuels, Herzogs von Savoyen, mit Catharina von Österreich, aufgeführt, nachher häufig auf die Bühne gebracht, und fast in alle Sprachen übersetzt wurde, ist sein Name unsterblich geworden. Der flüchtigste Blick lehrt, daß dasselbe keineswegs eine Nachahmung des

Aminta sey, den es weit übertrifft an sinnreichen Wendungen, epigrammatischen Wortspielen und dichterischem Schmuck, welche Eigenschaften ihm aber, weil man sie für das Schäferdrama wenig passend hielt, auch häufigen aber ungerechten Tadel zugezogen haben. Guarini's Werke sind erschienen zu Ferrara 1737 in 4 Quartbänden.

Gubitz, s. Holzschneidekunst.

Guelfen und Gibellinen, s. Welfen.

Guercino. — Gianfrancesco Barbieri da Cento, mit dem Beinamen Guercino, weil er schielte, war zu Cento bei Bologna im J. 1590 geboren, äußerte schon in seiner Kindheit eine große Neigung zur Mahlerei, fand durch sein Genie die ersten Grundsätze seiner Kunst selbst auf, und bildete sich nachher in der Schule der Carracci weiter. Eine Akademie, die er im J. 1616 eröffnete, zog eine große Anzahl Schüler aus allen Theilen Europa's zu ihm. Die kenntnißreiche Königin Christine von Schweden besuchte ihn, und reichte ihm ihre Hand dar, „um diejenige zu berühren, die so viele Meisterwerke hervorgebracht habe." Der König von Frankreich bot ihm die Stelle seines ersten Mahlers an, aber er zog es vor, ein Zimmer in dem Palais des Herzogs von Modena anzunehmen. Von Charakter war er sanft, aufrichtig, höflich, wohlthätig; seine Kunstgenossen unterstützte er nicht nur mit seinem Rath, sondern auch mit seinem Credit und seinem Gelde. Er starb im J. 1667. Seine vorzüglichsten Arbeiten befinden sich zu Rom, Parma, Piacenza, Modena, Reggio, Mailand und Paris im Museum. Er stellte gewisse Gegenstände mit vieler Wahrheit dar; aber Correctheit, Adel und Ausdruck, welche nur durch ein überdachtes Studium erzeugt werden, fehlten ihm gewöhnlich, denn er glaubte dadurch sein Genie in die Fesseln der Nachahmung zu legen. Er entfernte sich besonders von Guido und Albani, deren Manier ihm schwach schien. Nie hat wohl ein Mahler mit mehr Leichtigkeit und Schnelligkeit gearbeitet. Als er einst von Geistlichen am Vorabend eines Feiertages gebeten wurde, ihnen für den Hauptaltar einen Gott Vater zu mahlen, vollendete er das Bild in Einer Nacht bei Fackelschein.

Guerike (Otto von), Bürgermeister zu Magdeburg, einer der fleißigsten und verdienstvollsten Physiker des siebzehnten Jahrhunderts. Er war daselbst den 20sten November 1602 geboren, studirte zu Leipzig, Helmstädt und Jena die Rechte, zu Leyden Mathematik, und besonders Geometrie und Mechanik, reis'te nach Frankreich und England, diente eine Zeit lang als Oberingenieur zu Erfurt, wurde 1627 Rathsherr zu Magdeburg, 1646 Bürgermeister und brandenburgischer Rath, legte fünf Jahre vor seinem Tode seine Ämter nieder, begab sich zu seinem Sohne nach Hamburg, und starb daselbst den 11ten Mai 1686. Er erfand um das J. 1650 die Luftpumpe, zu derselben Zeit, als Robert Boyle eine ähnliche Idee in England faßte. Durch diese Maschine wurde die Gestalt der Experimentalphysik völlig verändert, und eine genauere Kenntniß von der Natur und den Wirkungen der Luft begründet. Im J. 1654 machte er auf dem Reichstage zu Regensburg vor dem Kaiser Ferdinand III., dessen Sohne, dem römischen Könige Ferdinand IV., mehrern Churfürsten und andern Reichsständen die ersten öffentlichen Versuche mit seiner Maschine. Die erste Luftpumpe, womit Guerike zwei Halbkugeln ziemlich luftleer machte, wurde auf der königli-

chen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt, und ist 1807 nach Frankreich geschafft worden. Ohne Zweifel ist sie jetzt wieder in Berlin. Ferner erfand Guerike eine Wage, um die Luft zu wägen, und die kleinen Glasfiguren, deren man sich vor der Erfindung des Barometers bediente, um die Veränderungen der Temperatur anzuzeigen. Über seine Versuche wegen des Drucks der Luft s. den Art. Halbkugeln (Magdeburger). Auch mit der Astronomie beschäftigte er sich. Seine Meinung, daß sich die Wiederkehr der Cometen werde bestimmen lassen, hat sich bestätigt. Guerike's wichtigste Beobachtungen sind gesammelt 1672 zu Amsterdam in Fol. erschienen unter dem Titel: Experimenta nova, ut vocant, Magdeburgica u. s. w. (Vergl. Luftpumpe.)

Guerillas hießen die leicht bewaffneten undisciplinirten Haufen, welche in dem spanisch-französischen Kriege den spanischen und englischen Armeen meistens als Tirailleurs dienten, zuweilen aber auch eigene kleine Corps bildeten. Sie wurden zuerst in Portugal von Wilson organisirt. Ihnen verdankt man größtentheils die endlichen Erfolge in dem spanischen Befreiungskriege. Einige ihrer berühmtesten Anführer waren die Mina's, Empecinado u. A.

Guérin, Schüler von Regnault, ist einer der interessantesten Künstler der neuern französischen Schule. Eine sanfte Schwermuth spricht aus seinen Werken, ein stiller Ernst herrscht darin. Auffallend ist seine Neigung zu geradlinichten Stellungen, besonders der Arme. Er neigt sich zur Antike; sein Styl ist edel und anmuthig, sein Colorit transparent und harmonisch. Das erste Gemählde, wodurch er sich Ruf erwarb, war sein Opfer vor Äskulaps Statue nach Geßners Idylle. Die dankbaren Kinder umgeben stützend den eben wieder genesenen Vater; das knieende Mädchen ist äußerst lieblich; doch hat das Ganze noch Mängel, die von der jugendlichen Unerfahrenheit des Künstlers zeugen. Es befindet sich in der Gallerie zu Versailles. Marcus Sextus war das Gemählde, wodurch Guérin auch noch als Jüngling im Jahr 1800 allgemeines Aufsehen erregte. Sein tiefstes Gemüth spricht sich darin aus, man sieht, wie reger Geist und zarte Innigkeit die Nacht seiner Schwermuth erleuchten. Der edle Verbannte ist hier dargestellt, wie er zurückkehrt und seine geliebte Gattin todt findet. Guérins nächstes Werk, Hippolyt und Phädra, welches 1802 ausgestellt wurde, erwarb ihm den Preis und eine Kunstreise nach Italien. Dies Gemählde hat unstreitig sehr viele Schönheiten, aber dabei auch etwas Theatralisches und Übertriebenes. Der Ausdruck der geisterbleichen, wildverstörten Phädra, die hier neben Theseus sitzend dargestellt ist, erschüttert auf zu grelle Weise. Theseus, nur von einem Streiflicht beleuchtet, hat echt königliche Würde; herrlich ist der im ernsten Jünglingsstolz, im ruhigen Selbstgefühl ihnen gegenüber stehende Hippolyt, an den sich seine Jagdhunde traulich schmiegen; er erträgt die falsche Beschuldigung mit stummer Verachtung. Die Einfachheit der Zeichnung dieses Bildes hat jedoch etwas Gesuchtes, und das Colorit etwas Kaltes. Doch wurde es mit viel Enthusiasmus aufgenommen, nur der bescheidene junge Künstler selbst war nicht mit sich zufrieden und sehnte sich, in Italien den rechten Geist der Kunst zu erspähen. Man beschäftigte Guérin nach seiner Rückkehr auch so wie alle großen Künstler mit Darstellung der Zeitbegebenheiten. Er bekam die Aufgabe: Napoleon zu mahlen, wie er den Rebellen in Cairo ver-

zeiht auf dem Platz Elbekeir. Der sinnige Künstler wußte alle Vortheile dieses Sujets zu benutzen. Die edeln Formen, die glühende Farbe, die mahlerische Tracht dieser Morgenländer, der Glanz jenes Himmels, die Eigenthümlichkeit der Landschaft, die Einheit der Handlung bei der Mannichfaltigkeit der Gefühle, der Contrast zwischen Europäern und Asiaten, alles diente willig dem kunsterfahrnen Sinn. Links steht Napoleon etwas erhöht, man sieht ihn im Profil, der hier nothwendige Ausdruck des klugen Mißtrauens und des stillen Ernstes ist meisterhaft aufgefaßt. Hinter ihm gruppiren sich seine Generale zwanglos und mahlerisch. Ganz vorn, mit dem Gesicht in das Bild hinein nach dem Sieger hingewendet, steht der Dolmetscher, in ruhig edler Haltung spricht er für seine Landsleute; ein dunkelrother Kaftan wallt bis auf seine Füße herab; ein reicher, vielstimmiger Accord ist rechts die Gruppe der bezwungenen ägyptischen Rebellen. Zwei ängstlich hoffende, innig flehende Sklaven haben sich ganz vorn zur Erde geworfen; ein tiefsinnig ernster Greis, dem weiße Locken das schwarzbraune Gesicht umkräuseln, sinkt wort- und klaglos neben jenen auf die Knie. Nahverwandt scheint ihm ein an Wunden Sterbender, der weiter vorn liegend eben den letzten Lebensathem verhaucht. Hinter jenem Greis befindet sich der verwundete Anführer der Rebellen, dem französische Soldaten die Fesseln von den entblößten Armen streifen; ungebeugt ist sein Wille, trotzig sein Sinn, er weicht nur der Übermacht, ein Hoffnungsfunken, vielleicht einst wieder frei zu wirken, glimmt düster in ihm. Jugendlich arglos und unbefangen neugierig drängt sich ein Jüngling neben ihm hervor, und hängt mit Auge und Seele an dem bewunderten Sieger. Ältere Muselmänner, mit niedergeschlagnem Blick und auf der Brust gekreuzten Händen, stehen still ergeben weiter zurück; den französischen Chasseurs, welche die Gefangenen begleiten, sieht man die Ermattung an. Die Beleuchtung ist sehr effectvoll, ein über der Gruppe der Franzosen sich ausbreitender Baum wirft Schlagschatten mit durchfallenden Streiflichtern auf die Ägypter, so, daß dies ohnehin dunkelfarbige Volk desto bestimmter mit dem klaren, wolkenlosen Himmel contrastirt. Zur Ausstellung von 1812 mahlte Guérin das treffliche Gemählde der Andromache. Voll Reiz und Farbenzauber ist sein späteres Werk: Cephalus und Aurora. Doch größere Gemählde als je zuvor stellte der junge Künstler 1817 aus: eine Dido, welche der Erzählung des Äneas zuhört, reizend ausgeführt und im ächt Virgilischem Sinn gedacht, und eine Clytämnestra, in dem Augenblick dargestellt, wo Ägisth sie hindrängt zum Mord des schlafenden Gatten. Höchst genial ist es zur Beleuchtung dieser Scene, so ein düsteres, blutrothes Licht zu wählen. Guérin mahlt nur selten Portraits, aber sie gelingen ihm trefflich. 1817 trug ihm der König auf, das Portrait des Helden der Vendée, Henri de la Roche Jacquelin zu mahlen, so dargestellt, wie er eine Verschanzung erstürmt; es wurde ein höchst gelungenes, ausdrucksvolles Bild. 1816 wurde Guérin zum Director der französischen Mahlerschule in Rom ernannt, aber seine zarte Gesundheit hinderte ihn, diese Stelle anzunehmen. Er ist Mitglied des Institutes und der Ehrenlegion; sein Charakter ist höchst liebenswürdig, anspruchslos und bescheiden. Wl.

Guernsey und Jersey, zwei im Canal gelegene, zu Großbritannien gehörige Inseln; beide haben ihre eignen Gesetze.

Guernsey mißt von Südwest nach Nordost 13½ und von Ost nach West, da, wo sie am breitesten ist, 12½ engl. Meile. Die Luft ist gesund und der Boden fruchtbar, aber nicht gehörig angebaut. Die Ufer sind theils durch steile Felsen, theils durch künstliche Befestigungen vor jedem feindlichen Angriff gesichert. Der König ernennt einen Statthalter, einen Amtmann und 12 Geschworne, welche über alle Rechtssachen, Hochverrath allein ausgenommen, entscheiden. Die Volkszahl beläuft sich auf 15,000. Die Hauptstadt St. Peters-port hat einen trefflichen Hafen. Jersey ist kaum halb so groß als Guernsey und ebenfalls durch Natur und Kunst sehr befestigt. Die Viehzucht, besonders auch die Pferdezucht, ist beträchtlich. Man zählt 20,000 Einwohner. Die wichtigsten Städte sind St. Helier und St. Aubin, letztere mit einem guten Hafen. Auch hier besorgen die Verwalung und die Rechtspflege ein Gouverneur, ein Amtmann und 12 Geschworne.

Guesclin (Bertrand du), Connetable von Frankreich, verewigte sich durch seinen mit gemessener Klugheit verbundenen Heldenmuth. Er war gegen das J. 1314 auf dem Schlosse Motte-Broon bei Rennes geboren. Die Dichter leiten den Ursprung seines Geschlechts von einem Maurenkönig ab. Seine Ältern vernachlässigten seine Erziehung so sehr, daß er, nach dem Muster der meisten Edelleute damaliger Zeit, niemals weder schreiben noch lesen lernte. Von seiner zartesten Kindheit an athmete er nur Krieg und Kampf. Er hatte ein Regiment aus seinen Altersgenossen gebildet, sich zu ihrem General gemacht, und lehrte sie, indem er sie in Compagnien theilte, die Kunst, sich in Schlachtordnung zu stellen. „Es gibt keinen bösern Jungen auf der Welt," pflegte seine Mutter zu sagen, „immer ist er verwundet, und sein Gesicht zerfetzt, immer schlägt er oder wird geschlagen." Den aufbehaltenen Nachrichten zufolge war er stark von Wuchs, mit breiten Schultern und nervigen Armen. Seine Augen waren klein, lebhaft und voll Feuer. Seine Physiognomie hatte nichts Angenehmes. „Ich bin sehr häßlich," sagte er als Jüngling, „den Frauen werde ich nie gefallen; aber ich werde mich wenigstens den Feinden meines Königs furchtbar zu machen wissen." Ganz durch eigene Kraft schwang er sich empor. Siebzehn Jahre alt gewann er den Dank in einem Turnier zu Rennes. Er war unbekannt und wider den Willen seines Vaters dahin gegangen. Seitdem führte er unablässig die Waffen, und stets mit Erfolg. Nach dem unglücklichen Tag von Poitiers im J. 1356 kam er, während der Gefangenschaft des Königs Johann, dessen ältestem Sohne Carl, der die Regierung verwaltete, zu Hülfe. Melun ergab sich, die Seine wurde befreit und mehrere Plätze unterwarfen sich ihm. Carl V., der im J. 1364 seinem Vater gefolgt war, belohnte seine Verdienste nach Gebühr. In demselben Jahre trug du Guesclin, dem der König den Oberbefehl über seine Armeen anvertraut hatte, den Sieg bei Cocherel über den König von Navarra davon. Seine Erfolge beschleunigten den Frieden. Dann unterstützte er Heinrich, der den Titel eines Königs von Castilien angenommen hatte, gegen seinen Bruder Peter den Grausamen, entriß diesem die Krone und sicherte sie Heinrichen, der ihn dafür mit einer großen Geldsumme belohnte und zum Connetable von Castilien ernannte. Bertrand kehrte bald wieder nach Frankreich zurück, um sein Vaterland gegen England zu vertheidigen. Die bisher in allen Gefechten siegreichen Engländer wurden überall geschlagen. Zum

Connetable von Frankreich erhoben, überfiel er sie in Maine und Anjou, und nahm selbst ihren Anführer Grandson gefangen. Er brachte Poitou und Saintonge unter die Herrschaft Frankreichs, so daß den Engländern nichts übrig blieb, als Bordeaux, Calais, Cherbourg, Brest und Bayonne. Mitten unter seinen Triumphen ereilte ihn der Tod vor Château-neuf-de-Randon, den 13ten Juli 1380. Sein Leichnam ward mit königlichen Ehren neben dem Grabmale beerdigt, das Carl V. für sich bestimmt hatte. Nach ihm hat Frankreich unter seinen vielen großen Feldherren nur Einen gehabt, der mit ihm verglichen werden kann, Turenne. Zwischen beiden findet sich eine merkwürdige Ähnlichkeit. Beide waren gleich tapfer, gleich bescheiden, gleich großmüthig. Du Guesclin war zweimal vermählt, hinterließ aber keine Kinder, außer einem natürlichen Sohne, Michel du Guesclin.

Guglielmi (Pietro), war im Mai 1727 geboren zu Massa Carrara, woselbst sein Vater, Giacopo Guglielmi, Capellmeister des Herzogs von Modena war. Er studirte bis zu seinem achtzehnten Jahre die Musik unter seinem Vater; darauf ging er nach Neapel in das Conservatorio di Loretto, welches der berühmte Durante dirigirte. Guglielmi verrieth wenig Anlage zur Musik, aber Durante hielt ihn zu den trockenen Studien des Contrapunkts und der Composition an. Er trat mit dem 28sten Jahre aus der Anstalt, und fing sogleich an, für die italienischen Theater komische und heroische Opern zu componiren. In beiden Gattungen arbeitete er mit gleichem Glück. Er wurde nach Wien, Madrid und London berufen, und kehrte in einem Alter von ungefähr funfzig Jahren nach Neapel zurück. Hier zeigte sich sein Talent am glänzendsten. Zwei Meister hatten das große Theater von Neapel eingenommen, und stritten um die Palme, Cimarosa und Paesiello. Er nahm die edelste Rache an letzterem, über den er sich zu beklagen hatte. Jedem Werke seines Gegners stellte er ein anderes entgegen, und besiegte ihn unablässig. Im J. 1793 ernannte ihn der Papst Pius VI. zum Capellmeister von St. Peter. Dieser Posten, den er noch in seinem 65sten Jahre antrat, gab ihm Gelegenheit, sich in der Kirchenmusik auszuzeichnen. Man zählt von ihm über zweihundert Werke, welche sich durch einfachen und lieblichen Gesang, durch eine klare volltönende Harmonie, und durch Begeisterung und Originalität auszeichnen. Von seinen heroischen Opern sind besonders berühmt: Artaserse, la Clemenza di Tito, la Didone, Enea e Lavinia; von seinen Oratorien: la Morte d'Oloferne, Debora e Sisara, und von seinen komischen Opern: la Virtuosa in Mergellina, le due Gemelle, la Serva innamorata, la Pastorella nobile, la bella Pescatrice. Er starb den 19ten November 1804 in seinem 77sten Jahre. Sein Sohn, Pietro Carlo, ist ebenfalls ein ausgezeichneter Componist; er hat die ersten Proben seines Talents in Neapel und Rom abgelegt, und befindet sich gegenwärtig zu London. Er hat viele komische Opern componirt; als sein vorzüglichstes Werk werden I due gemelli genannt.

Guiana, ein ausgedehnter Landstrich in Südamerika, vom Orinocco nach Norden, vom Amazonenfluß nach Süden, vom atlantischen Ozean nach Osten und Nord-Osten und von Neu-Granada nach Westen begränzt. Dies Land erstreckt sich längs der Küste 100 Seemeilen weit, von dem Ausfluß des Orinocco bis zu der Mündung des Marañon oder Amazonenflusses. Da man jetzt weiß, daß

sich der Orinocco mit dem Marañon durch Seitenströme verbindet, so ist eigentlich das ganze Land als Insel zu betrachten. Entdeckt ward Guiana von dem spanischen Seefahrer Vasco Nuñez, der im Jahr 1504 die ganze Küstenstrecke vom Orinocco bis zum Marañon befuhr, und sie Tierra firma nannte. Indessen scheinen die Spanier sich so wenig um die Benutzung und Verfolgung dieser Entdeckungen bekümmert zu haben, daß der englische Seefahrer Walther Raleigh, im Jahre 1595, 100 Meilen weit in den Orinocco hinaufsegelte. Dann fanden sich mehrere Freibeuter an diesen Küsten ein, und 1634 war schon in Surinam eine Ansiedelung von Franzosen und Engländern unter der Anführung eines Capitain Marschall, welche in Menge Tabak bauten. Diese Colonie wurde anfangs unter brittischen Schutz gestellt, dann aber den Holländern überlassen. Späterhin haben sich mehrere Nationen angesiedelt: die Franzosen zwischen den Flüssen Maroni und Oyapock; die Portugiesen zwischen dem letzteren und dem Amazonenfluß; die Holländer zwischen dem Maroni und dem Cap Nassau; die Spanier endlich von dem letzteren an bis zur Mündung des Orinocco und noch mehrere 100 Meilen ins Land hinein. Das spanische Guiana ist bei weitem die größte und wichtigste Besitzung; zwar haben sie an der See nur etwa eine Küste von 40 Seemeilen, aber es ziehen sich ihre Niederlassungen immer längs des Orinocco hinauf, bis dieser den Äquator erreicht, und das Land, das sie besitzen, gehört zu dem allerfruchtbarsten auf dem Erdboden. Allein es ist ganz von der wilden und blutdürstigen Nation der Karaiben bevölkert, deren Haß gegen die Spanier die Holländer unterhalten sollen, um ihren eigenen Handel weiter ausbreiten zu können. Die Hauptstadt des spanischen Guiana, St. Thomas, liegt am rechten Ufer des Orinocco, ungefähr 50 Meilen landeinwärts; sie ist der Sitz eines Statthalters und eines Bischofs. Die Bevölkerung des spanischen Guiana wird auf 34,000 Menschen berechnet, von denen 19,000 Eingeborne unter der Botmäßigkeit der Spanier stehen. In dem holländischen Antheil ist Parmaribo am Ausfluß des Surinam der Hauptort. Auch in Berbice, Demerari und Essequebo sind vorzügliche Niederlassungen, wo besonders Zucker, Reiß, Baumwolle, Caffee und Farbehölzer gebaut und ausgeführt werden. Man führte sonst für mehr als 2 Millionen Reichsthaler rohen Zucker, für eben so viel Caffee, für eine halbe Million Baumwolle, für 150,000 Thaler Cacao, und ungefähr für 4000 Thaler Farbehölzer aus. Die Holländer unterhielten bloß für diesen Handel 70 Schiffe, und die Zahl der Sklaven im holländischen Guiana war 60,000. Allein die Colonie ist theils durch die Ungesundheit des Clima's, theils durch den Eigennutz der Besitzer, theils durch die Rohheit und das grausame Betragen der Aufseher gegen die Neger zu Grunde gerichtet. Was das französische Guiana betrifft, so ist Cayenne, auf einer Insel am Meere, der Hauptort. Es gibt nur 50 Pflanzorte im ganzen Lande, und man hat die Bevölkerung nie höher, als auf 9000 Seelen anschlagen können. Es trug diese Colonie jährlich kaum 200,000 Thaler an Werth der Ausfuhr; der Zucker, dort gewonnen, wurde nur auf 500 Thaler geschätzt, und doch kostete diese Colonie der französischen Regierung weit mehr als 200,000 Thaler jährlich.

Guibert (François Antoine, Graf von), wurde den 12ten November 1743 zu Montauban geboren, woselbst sein Vater, ein

Mann von ausgezeichneten militärischen Kenntnissen und dem trefflichsten Herzen, in dem Regimente Auvergne diente; später wurde derselbe Gouverneur der Invaliden. Der junge Guibert wurde zu Paris in einem Institut erzogen, und folgte in einem Alter von dreizehn Jahren seinem Vater in dem siebenjährigen Krieg nach Deutschland, wo er drei Feldzügen als Hauptmann in dem Regiment Auvergne beiwohnte, und eben so vielen in dem Generalstabe der Armee, bei der sein Vater damals als Maréchal de camp stand. Hier fehlte es ihm eben so wenig an Gelegenheit, seine militärischen Kenntnisse zu erweitern, als sich auszuzeichnen. In dem Treffen bei Vellinghausen im J. 1761 hatte er die besonnene Verwegenheit, eine durch den Wechsel der Umstände unpassend gewordene Ordre, die er überbringen sollte, dem Bedürfnis gemäß abzuändern, wodurch er zu dem glücklichen Ausgang desselben wesentlich beitrug. Er diente hierauf mit Auszeichnung in dem Kriege von 1766, und befand sich in Corsica in der Schlacht von Ponte-Nuovo, welche Frankreich in den sichern Besitz dieser Insel setzte. Der Anführer dieser Expedition, Graf Vaux, erwähnte seiner so rühmlich, daß er vom Könige das Ludwigskreuz und bald darauf als Oberster das Commando der neu errichteten corsischen Legion erhielt. Er war damals vierundzwanzig Jahr alt. Seine Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten, und sein Essai général de Tactique, précédé d'un Discours sur l'état de la Politique et de la Science militaire en Europe (Londres 1772), vermuthlich schon während der deutschen Feldzüge geschrieben, erregte um so mehr allgemeines Aufsehen, als man bei den meisten Heeren damals mit bedeutenden Reformen beschäftigt war. Hierauf machte er eine militärische Reise durch Deutschland. Sein während der Reise geführtes Journal, in welchem er, oft nur mit wenigen Worten, seine Beobachtungen aufzeichnete, ist in dieser Gestalt unter dem Titel erschienen: Journal d'un Voyage en Allemagne, fait en 1773, ouvrage posthume de Guibert, publié par la veuve et précédé d'une notice historique sur la vie de l'auteur par Toulongeon, avec fig. 1803. So unvollkommen auch dieser bloß für den Verfasser selbst bestimmte Entwurf erscheint, so wird er doch interessant durch viele Schilderungen und Anekdoten von berühmten Männern, besonders auch von Friedrich II., dessen große Eigenschaften er leidenschaftlich bewundert. Noch vor seiner Abreise aus Frankreich hatte sich Guibert durch die drei Trauerspiele: Le Connétable de Bourbon, la mort des Gracques und Anna Boleyn auch als dramatischen Dichter gezeigt; doch haben diese Stücke kein dauerndes Ansehn behaupten können, da Styl und Composition zu mangelhaft sind. Im Jahr 1779 erschien seine Défense du systême de guerre moderne. Eine Streitigkeit über Gegenstände der Taktik, in die er sich um diese Zeit verwickelt sah, und wobei er sich gegen den Marschall von Broglio erklärte, der das auf den Küsten der Normandie zusammengezogene Übungslager befehligte, veranlaßte ihn zu mehrern Schriften, unter andern zu der Réfutation complète du systême de M. Mênil Durand. Sein Regiment, welches nach Amerika bestimmt war, erhielt Gegenbefehl, und Guibert mußte zu seiner Kränkung zurückbleiben. Die ihm dadurch gewordene Muße benutzte er zur Ausarbeitung seiner Histoire de la milice française, die jedoch nicht im Druck erschienen ist. Er bereis'te um diese Zeit auch die Provinzen Frankreichs, um die Invaliden-Com-

pagnien für seinen Vater zu besuchen und den vorhandenen Mißbräuchen bei denselben abzuhelfen. Im J. 1786 ward er Mitglied der französischen Akademie; 1787 schrieb er seine berühmte Lobrede auf Friedrich II., welche zu den würdigsten Denkmälern gehört, die dem großen Könige gesetzt worden sind. Überhaupt gehören Guiberts Lobreden, unter denen wir noch eine auf Thomas und eine andere auf seine Geliebte, die l'Espinasse, nahmhaft machen, zu seinen vollendetsten Arbeiten. Energie, Phantasie, Klarheit und eine gewisse Kunstlosigkeit fesseln den Leser und entschädigen ihn für manche Nachlässigkeit. Guibert war indeß bis zum Maréchal de Camp hinaufgerückt und Referent des Kriegsraths geworden, der an die Stelle des Kriegsministers gesetzt, und dem die Ausarbeitung eines neuen Militärcoder übertragen worden war; ein Posten, der ihm viel Arbeit und zugleich viel Verdruß verursachte. Er starb den 6. Mai 1790 im 47sten Jahre seines Alters. Der Hauptzug in seinem Charakter war Ruhmbegierde und eine alles umfassende Thätigkeit, seine herrschende Leidenschaft und sein Lieblingsstudium waren Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Er hatte ein starkes Gedächtniß und eine sehr richtige Beurtheilungskraft.

Guicciardini (Francesco), geboren zu Florenz d. 6. März 1482, aus einer edlen und alten Familie, studirte zuerst die Rechtswissenschaft, und erwarb sich vor Gericht einen solchen Ruf, daß er als Gesandter an den Hof Ferdinands von Aragonien geschickt wurde. Drei Jahre darauf, im J. 1515, nahm ihn Leo X. in seine Dienste, und übertrug ihm das Gouvernement von Modena und Reggio. Parma, welches belagert wurde, vertheidigte er mit Muth und Klugheit. So erzählt er selbst in seiner Geschichte, dagegen Angeli, Verfasser einer Geschichte von Parma, berichtet, daß während der Belagerung sich niemand unentschlossener gezeigt habe, als eben Guicciardini; er habe stets seine Pferde bei sich gehabt, um zu entfliehen, und es würde unfehlbar geschehen seyn, wenn die Einwohner nicht seinen Muth aufgerichtet und den Feind mit Nachdruck zurückgeschlagen hätten. Dennoch wurde Guicciardini nach dem Tode Leo's X. und Hadrian's VI. unter Clemens VII. Gouverneur von Bologna, aber Paul III., getäuscht von Feinden, welche sein Eifer für strenge Beobachtung der Gesetze ihm zugezogen hatte, nahm ihm diesen Posten. Guicciardini kehrte hierauf in sein Vaterland zurück, und lebte daselbst bis an seinen Tod 1540 als Philosoph, Gelehrter und Bürger, nachdem er sich nicht unrühmlich auf der öffentlichen Laufbahn gezeigt hatte. Erst zwanzig Jahre nach seinem Tode erschien seine noch jetzt als ein classisches Werk geschätzte Istoria d'Italia, welche den kurzen, aber thatenreichen Zeitraum vom Jahr 1494 bis 1522 in zwanzig Büchern umfaßt. Ihre Vorzüge sind Wahrheitsliebe, Genauigkeit, glückliche Entwickelung der erzählten, von ihm selbst erlebten Begebenheiten, Scharfsinn und Tiefblick in ihrer Beurtheilung, und eine correcte Schreibart, einfach, aber nicht ohne Eleganz.

Guido Reni, s. Reni.

Guignes (Joseph de), einer der gelehrtesten Orientalisten, geb. zu Pontoise d. 19. Oct. 1721, studirte die Sprachen des Orients unter dem berühmten Etienne Fourmont, und ward 1741 zum königlichen Dolmetscher, und 1753 zum Mitglied der Akademie der schönen Wissenschaften ernannt. Er legte sich besonders auf das Studium der chinesischen Charaktere. Indem er sie mit den alten Sprachen verglich, glaubte er zu entdecken, daß sie nur eine Art von Mo-

nogrammen seyen, gebildet aus drei ägyptischen Buchstaben, und daraus schloß er, daß China durch eine ägyptische Colonie bevölkert worden sey. Das Journal des savants hat er 35 Jahre lang, so wie die Memoiren der Akademie mit einer großen Anzahl von Aufsätzen bereichert, in denen sich tiefe Gelehrsamkeit, neue Ansichten und eine scharfsinnige Kritik zeigen. In einem Alter von fast 80 Jahren gerieth er durch die Revolution in Mangel; aber auch in diesen Verhältnissen behielt er seine Gemüthsruhe, seine Uneigennützigkeit und seine Unabhängigkeit, die ihm nicht erlaubten, irgend eine Unterstützung anzunehmen. Er starb zu Paris d. 10. März 1800. Unter seinen zahlreichen Schriften behauptet unstreitig den ersten Platz seine Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols et des autres Tartares occidentaux, 5 V. 4. In diesem Werke, auf welches der Verfasser einen unermeßlichen Fleiß wendete, und zu welchem er die Materialien aus den wichtigsten, zum Theil noch unbenutzten morgenländischen Quellen, zu denen er sich den Weg durch ein umfassendes Sprachstudium gebahnt hatte, schöpfte, findet man viele Aufschlüsse über die Geschichte des Khalifats, der Kreuzzüge und des Orients überhaupt. Von Seiten des Fleißes ist kaum etwas zu wünschen übrig geblieben; dagegen vermißt man hin und wieder die gehörige Sorgfalt im Styl, einen reinen Geschmack und die nöthige Kritik. Die Sprache ist zum Theil nachlässig behandelt, und dieser Mangel macht die ohnehin trockene Lectüre noch beschwerlicher. Ein beßrer Geschmack würde die eigenthümlichen orientalischen Ausdrücke kräftiger gegeben haben. Mehr Philosophie war nöthig, um die Dichtungen des Orients zu ergründen, die wahren Triebfedern der Ereignisse zu enthüllen, und die Hauptsachen zu erörtern, über welche oft zu leicht hinweggeschlüpft wird. De Guignes hat, wie Herbelot, aus einer Masse von Manuscripten geschöpft, und ist, wie dieser, in häufige Wiederholungen und zuweilen in Widersprüche verfallen. Von großem Werthe sind: sein Mémoire, dans lequel on prouve que les Chinois sont une Colonie egyptienne; eine Übersetzung des Chou-King (vom Pater Gaubil), eines der heiligen Bücher der Chinesen; l'Art militaire des Chinois, von Amiot übersetzt, und von de Guignes herausgegeben, und einige andere, außerdem 29 Abhandlungen in den Memoiren der Akademie, und verschiedene Beiträge zu den Notices et extraits de la Bibliothèque royale.

Guignes (Chrétien Louis Joseph de), des Vorigen Sohn, ein vorzüglicher Kenner der chinesischen Sprache und Literatur, geb. zu Paris d. 25. Aug. 1759, lernte von seinem Vater Chinesisch. Seine erste Schrift war ein Mémoire sur le planisphère chinois, in der Sammlung der Akademie der Wissenschaften Savants étrangers, T. X., 1781. Im J. 1784 ging er als französischer Resident nach China. An die Akademie der Wissenschaften und der Inschriften, deren Correspondent er war, schickte er nautische und astronomische Beobachtungen ein. In den Jahren 1794 und 1795 begleitete er die holländische Gesandtschaft nach Peking, und leistete ihr, da er gut chinesisch sprach, wesentliche Dienste. Im J. 1801 kehrte nach Frankreich zurück, und gab heraus: Observations sur le voyage de M. Barrow, 58 S., ferner: Voyages à Peking, Manille et l'isle de France, Paris 1808, 3 Vol., mit einem Atlas. Einige Aufsätze von ihm im Mag. encycl. Mars 1807 und in den Annales des voyages II. et X. sind zum Theil Widerlegungen der Kritiken der Herren Hager und Montucci. Sein Dictionnaire chinois, françois et latin, Paris

1813, Fol. 1200 S., ein typographisches Meisterwerk, ist das erste in seiner Art, hat aber manchen Tadel erfahren. Der Verfasser soll dabei die Arbeiten des P. Basile de Glemona sich zugeeignet haben.

Guillotine. Irriger Weise wird diese Köpfmaschine für eine während der französischen Revolution von dem Arzte Guillotin zu Paris gemachte neue Erfindung gehalten, und eben so falsch sind die gewöhnlichen Meinungen über diesen Mann von strenger Rechtschaffenheit, der zu Saintes im Jahr 1738 geboren, vor der Revolution in ziemlicher Dunkelheit lebte, durch seine Bittschrift der sechs Corps aber, für die er von Seiten der Regierung verfolgt wurde, die Theilnahme des Volks, das ihn im Triumph aus dem Gerichte zurückführte, auf sich zog, und bald darauf zum Mitglied der Nationalversammlung ernannt wurde, wo er sich durch seine Charaktermilde auszeichnete, und am 1. Dec. 1789 einen Bericht über das peinliche Gesetzbuch abstattete, in welchem der Ton der äußersten Humanität herrschte, und den er mit dem Vorschlage der unglücklichen Maschine, statt des qualvollen Stranges, schloß, die seinen Namen erhielt, und in der Folge, ganz gegen seine Absicht und Meinung, das Werkzeug zur Hinrichtung so vieler unschuldigen Schlachtopfer wurde. Er starb d. 26. Mai 1814 in Paris als einer der geschicktesten Ärzte. Wie Pater Labrat in seinen Reisen erzählt, ist die sogenannte Guillotine ursprünglich und eigentlich eine persische Erfindung. Daß sie aber auch in Europa schon früh gebraucht wurde, beweisen mehrere alte Erzählungen und Denkmäler. Conradin von Schwaben wurde zu Neapel nicht durch das Schwert, sondern allen Nachrichten zufolge, durch eine Art von Guillotine enthauptet, die man die welsche Falle nannte, und deren Gebrauch überhaupt in Italien nicht ungewöhnlich war. Aber auch in Deutschland, Böhmen, England und andern Ländern kannte man sie. Während der Revolution wurde am 25. April 1792 der erste Verurtheilte mit der Guillotine hingerichtet. Hernach kamen portative Guillotinen in Gebrauch, welche von Ort zu Ort gebracht und aufgerichtet wurden. Unter der neuen königlichen Regierung der Bourbone ist diese Maschine, an die sich so entsetzliche Erinnerungen knüpfen, außer Gebrauch gesetzt worden.

Guinea, ein großes Land im westlichen Theile von Afrika, dessen Gränzen von den verschiedenen handelnden Nationen ganz verschieden bestimmt werden. Die Holländer rechnen ganz Senegambien dazu, und fangen vom Cap Blanko 21° N. B. an, die ganze Küste bis hinunter nach Kongo und Loango, Guinea zu nennen. Nach den Franzosen liegt Guinea zwischen dem Cap Monte $11\frac{1}{2}$° W. L. und dem Cap Lopez. Die Engländer belegen den Strich zwischen dem Gambia, $12\frac{1}{2}$° und dem Palmenvorgebirge 4° N. B., mit dem Namen Ober- oder Nordguinea und Südguinea erstreckt sich dann vom Palmenvorgebirge bis zum Cap Lopez. Es gehört demnach, wenn wir diese Bestimmung annehmen, die Hälfte von Senegambien, das Land der Fulahs, Sierra Leona, die Küste Sanguin, die Körner-, Zahn- und Goldküste, das Reich Dahomey, Whida, Benin, Ovare, es gehören endlich die unbenannten Länder zwischen dem fünften Grad N. B. und dem ersten Grad S. B. zu Guinea. Das Land erstreckt sich also beinahe 500 Seemeilen an der Küste hinunter und wird von den mannichfaltigsten Völkern bewohnt. Da es zum Theil unter dem Äquator liegt, so ist die Hitze natürlich das ganze Jahr hindurch außerordentlich groß. Indessen, wenn wir die Gegend um den Gambia ausnehmen, die, wie die ganze Küste bis an den Rio Grande, sehr niedrig,

und daher ungesund ist, so ist der größte Theil des Landes an sich gesünder, als manche andere Gegenden zwischen den Wendekreisen. Das Innere des Landes ist sehr wenig bekannt. Nur die Umgebungen der europäischen Niederlassungen am Gambia, auf Bulam, in Sierra Leona, auf der Goldküste und in Benin, sind neuerlich etwas bekannter geworden. Entdeckt wurden diese Länder zuerst im Jahr 1455 durch den Venetianer Ca da Mosto (s. d. Art.), in Auftrag des Infanten Heinrich. Später kamen auch andre Europäer dahin. Die Portugiesen haben im südlichen Theil die meisten Niederlassungen. Die Engländer, Holländer und Dänen auf der Goldküste, Franzosen am Gambia, in Sierra Leona und in Benin, und sogar die Preußen errichteten unter dem großen Churfürsten drei Niederlassungen auf der Goldküste, die sie indeß nach dreißig Jahren wieder an die Holländer verkauften. Unter den verschiedenen Gebieten, in welche Guinea eingetheilt wird, ist besonders die Pfeffer- oder Körnerküste merkwürdig. Sie erstreckt sich 100 Seemeilen weit vom Cap Mesurado bis zum Palmenvorgebirge, und ist im Ganzen flach, waldig und von vielen Strömen durchwässert. Den Namen hat diese Küste von den Paradieskörnern und dem langen Pfeffer (Malaguete), zweien Arten Amomum, die hier ungemein häufig wachsen und als ein beliebtes Gewürz ausgeführt werden. Bewohnt wird diese Küste zum Theil von den kriegerischen Yolofs, von den weit verbreiteten Fulahs und vielen andern Völkern, deren Namen uns kaum bekannt sind. Sie sind fast alle eigentliche Neger, der Mohammedanischen Religion zugethan und werden von ihren Häuptlingen auf völlig despotische Weise regiert. Einige unter ihnen, besonders in der Nähe des Rio Sestos, sind von sanfteren Sitten und dem Handel ergeben, den sie mit den Gewürzen ihres Landes, mit Elfenbein, Leder, Goldstaub und leider auch mit Sklaven führen. Weiter östlich ist die Elfenbeinküste, die sich 110 Seemeilen weit vom Palmenvorgebirge bis nach dem Cap Apollonia erstreckt. Hier gibt es gegenwärtig keine europäische Niederlassung, doch handeln die Einwohner vorzüglich mit Elfenbein, dann auch mit Gold, Salz, Baumwolle, Indigo, Palmenwein, Reiß und mancherlei Gewürzen. Dann folgt die Goldküste, die westlich vom Cap Apollonia anfängt und sich bis zum Rio Volta, zwischen dem vierten und fünften Grad N. B. und ungefähr drei Grade W. L. erstreckt, sie hat also eine Ausdehnung von 60 Seemeilen. Hier finden sich die Niederlassungen Apollonia, Axim, welches den Holländern gehört und noch drei oder vier holländische Niederlassungen. Die vornehmste brittische Besitzung und Festung auf dieser Küste heißt Cap Coast Castle. Die ganze Küste, so wie das Innere des Landes, ist außerordentlich volkreich: die Aschantis sind die mächtigste Nation und gesitteter als ihre Nachbarn. Nach der Goldküste folgt die Sklavenküste, die von Rio Volta bis Rio Lagos etwa 48 Seemeilen weit sich erstreckt. Hier sind die Hauptstaaten Whida und Dahomey, beide äußerst volkreich und sonst mächtig. Engländer, Holländer und Dänen haben hier mehrere Factoreien und eine wichtige Niederlassung auf einer Insel im Flusse Jaquin.

Guinee, eine englische Goldmünze, einundzwanzig englische Schilling enthaltend, circa 6½ Rthlr. Conv. Geld an Werth. Die ersten dieser Münzen wurden unter Carl II. aus dem Golde geprägt, welches die Engländer aus Guinea holten; daher auch der Name.

Guischard (Carl Gottlieb). Dieser unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Liebling Friedrichs II. war im Jahr 1724 zu Magdeburg geboren, studirte zu Halle, Marburg, Herbern und Leyden Theologie, alte Literatur und orientalische Sprachen, trat aber 1747 als Fähndrich in sachsen-hildburghausische Militärdienste, hielt sich seit 1754 anderthalb Jahre in England auf, und kam 1757 als Freiwilliger zur alliirten Armee. König Friedrich II., der ihn kennen lernte, nahm ihn 1758 als Hauptmann in sein Gefolge, und legte ihm den Namen Quintus Icilius bei. Als Major eines Freibataillons wohnte er den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und führte die ihm ertheilten Aufträge so geschickt aus, daß der König ihm zu Leipzig ein Freiregiment von drei Bataillonen und zugleich den Auftrag gab, noch sieben andere Freibataillone zu errichten. In den Feldzügen der Jahre 1760 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich, und leistete die ihm obliegenden Dienste bis an das Ende des Krieges unter großen Beschwerlichkeiten und Gefahren. In Sachsen beschuldigte man ihn jedoch vieler Erpressungen und Plünderungen. Nach wiederhergestelltem Frieden ward sein Regiment 1763 am Tage des Einmarsches zu Berlin zu seinem großen Verdrusse aufgelös't; ihn aber behielt der König bei sich zu Potsdam und ernannte ihn 1765 zum Obristlieutenant in der Armee. Er war einer von den wenigen Männern, welche der König seines vertrauten Umgangs würdigte. Mehrere aufbehaltene Anekdoten enthalten Beweise davon; doch mußte er sich auch vieles von den Launen des Königs gefallen lassen, der ihn zuweilen mit beißendem Scherz angriff. Thiebault erzählt, daß der König unter andern einmal bei Tafel zu ihm gesagt habe: Combien avez-vous volé en Saxe, dans le château du comte de Brühl? parlez franchement, vous n'avez plus de recherches à craindre: d'ailleurs, vous avez bu toute honte, et personne n'ignore, que vous êtes un pillard. Er starb den 13. Mai 1775 mit dem Ruhme eines kenntnißreichen Militärs, als welchen er sich durch seine Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, und durch seine Mémoires critiques et historiques sur plusieurs points d'Antiquités militaires bekannt gemacht hat. Er zeigt darin eine Menge Irrthümer des Chevalier Follard.

Guise ist der Name einer berühmten herzoglichen Familie in Frankreich, eines Nebenzweiges des lothringischen Hauses. Claude von Guise, der zweite Sohn des Herzogs Renatus von Lothringen, geboren um 1496, ließ sich in Frankreich nieder, und vermählte sich 1513 mit Antoinette von Bourbon. Seine Tapferkeit, sein kühner Geist, seine großen Eigenschaften erwarben ihm ein großes Ansehn, und machten ihn zum Gründer eines der ersten Häuser in Frankreich. Ihm zu Ehren wurde die Grafschaft Guise 1527 zum Herzogthum und zur Pairie erhoben. Bei seinem Tode 1550 hinterließ er sechs Söhne und fünf Töchter, wovon die älteste an den König von Schottland Jacob Stuart V. vermählt war. Den Glanz des Hauses hob vornehmlich sein ältester Sohn, der nächstfolgende.

Guise (Franz von Lothringen, Herzog von), geboren 1519, von einer Wunde, die er 1545 bei der Belagerung von Boulogne erhielt, und die eine bleibende Narbe auf seinem Gesichte zurückließ, le balafré (der Benarbte) genannt. Auf eine ausgezeichnete Weise bewährte sich sein Muth im Jahr 1553 zu Metz, das er gegen Carl V.

vertheidigte und glücklich behauptete, obgleich derselbe geschworen hatte, daß er lieber umkommen, als unverrichteter Sache abziehen wolle. In der Schlacht von Renti, den 13. Aug. 1554, that er Wunder der Tapferkeit. Mehrere andere Vortheile erfocht er in Flandern und Italien. Für so große Thaten ward er zum Lieutenantgeneral über alle königlichen Armeen ernannt. Das Unglück Frankreichs minderte sich, sobald er an der Spitze der Truppen stand. In acht Tagen nahm er Calais und das ganze dazu gehörige Gebiet, mitten im Winter. Er entriß die Stadt für immer den Engländern, welche sie 210 Jahre besessen hatten. Bald darauf eroberte er Thionville von den Spaniern. Er bewies, daß das Glück oder Unglück ganzer Staaten oft von einem einzigen Manne abhängt. Unter Heinrich II., mit dessen Schwester er sich vermählt hatte, noch mehr aber unter Franz II., war er Herr von Frankreich. Die Verschwörung von Amboise, welche im Jahr 1560 von den Protestanten angesponnen wurde, um ihn zu stürzen, hatte den entgegengesetzten Erfolg. Das Parlament gab ihm den Titel eines Retters des Vaterlandes. Erst nach dem Tode Franz II. verminderte sich sein Ansehn, ohne jedoch sich ganz zu verlieren. Seit jener Zeit bildeten sich die Parteien der Condé und Guisen. Auf der Seite von diesen standen der Connetable von Montmorency und der Marschall von Saint-André; auf der Seite von jenen die Protestanten und Coligni. Der Herzog von Guise, ein eben so eifriger Catholik als Feind der Protestanten, beschloß, sie mit den Waffen in der Hand zu verfolgen. Nachdem er den 1. März 1562 bei Vassi über die Gränzen der Champagne gegangen war, fand er die Calvinisten, welche in einer Scheuer die Psalmen von Marot sangen. Sein Gefolge beleidigte sie, man ward handgemein, und fast 60 dieser Unglücklichen wurden getödtet und 200 verwundet. Dieses unerwartete Ereigniß entzündete den Bürgerkrieg im ganzen Königreich. Der Herzog von Guise nahm Rouen, Bourges und gewann die Schlacht von Dreux den 19. Dec. 1562. Am Abende nach diesem Siege blieb er ohne alles Mißtrauen in demselben Zelte mit dem gefangnen Prinzen Condé, theilte mit demselben sein Bett und schlief ruhig an der Seite seines Gegners, in welchem er jetzt nichts mehr als einen Verwandten und Freund sah. Damals war der Herzog auf dem Gipfel seines Glücks; er war einer der Ersten im Staat. Er rüstete sich zur Belagerung von Orleans, welches der Mittelpunkt der protestantischen Partei und ihr Waffenplatz war, als ein Pistolenschuß von Poltrot de Méren, einem hugenottischen Edelmann, ihn am 24. Febr. 1563 tödtete.

Guise (Heinrich von Lothringen, Herzog von), ältester Sohn des Vorgenannten, war den 31. Dec. 1550 geboren. Seinen Muth bewies er zuerst in der Schlacht von Jarnac im Jahr 1569. Da seine edle und schöne Gestalt ihm alle Herzen gewann, so säumte er nicht, sich die Vortheile zu verschaffen, welche die allgemeine Gunst ihm darbot. Er stellte sich an die Spitze einer Armee unter dem Vorwande, den catholischen Glauben gegen die Protestanten zu vertheidigen, und rieth zu dem grausamen Blutbade in der St. Bartholomäusnacht. Um sich persönlich zu rächen, wollte er selbst die Ermordung Coligni's auf sich nehmen, den er den Mörder seines Vaters nannte. Das war der Anfang der Ligue, einer zuerst von seinem Oheim, dem Cardinal von Lothringen, entworfenen Verbindung. Man legte zu dem Ende den eifrigsten Bürgern von Paris den Plan zu einem Bündnisse vor, das angeblich die Vertheidigung

der Religion, des Königs und der Freiheit des Staats zum Zweck haben sollte, wirklich aber die Unterdrückung des Königs und des Staats beabsichtigte. Der Herzog von Guise, der sich auf Frankreichs Trümmern erheben wollte, entflammte die Aufrührer, erfocht mehrere Siege über die Calvinisten, und sah sich bald im Stande, seinem Fürsten selbst Gesetze vorzuschreiben. Er zwang Heinrich III., alle Privilegien der Hugenotten zu vernichten, und ging in seinen gebieterischen Foderungen so weit, daß der König ihm endlich verbot, nach Paris zu kommen. Dennoch erschien er daselbst 1588, und zwang den König, die Stadt zu verlassen und Frieden mit ihm zu schließen. Aber berauscht von diesem Triumph, folgte er nicht mehr der Klugheit, sondern ließ nur zu deutlich wahrnehmen, daß er nach der höchsten Gewalt strebte. Der König, durch wiederholte Warnungen auf die herrschsüchtigen Plane des Herzogs aufmerksam gemacht, berieth sich mit d'Aumont, Rambouillet und Beauvais-Nangis, und alle drei waren der Meinung, daß man ihm einen förmlichen Prozeß nicht machen könne, sondern ihn heimlich aus dem Wege räumen müsse, und daß diese Maßregel durch so offenbare Majestätsverbrechen gerechtfertigt werde. Der tapfere Crillon weigerte sich, die Ausführung zu übernehmen. Man übertrug sie daher Lognac, erstem Kammerherrn des Königs und Hauptmann der 45 gasconischen Edelleute der neuen königlichen Garde. Dieser wählte neun der entschlossensten aus und verbarg sie in dem Cabinet des Königs. Der Herzog wurde zwar gewarnt, und sein Bruder, der Cardinal, rieth ihm, nach Paris zu gehen; allein auf den Rath des Erzbischofs von Lyon, der ihm vorstellte, daß seine Freunde den Muth verlieren müßten, wenn er die Staaten von Blois in einem so günstigen Augenblicke verließe, beschloß er, das Äußerste zu wagen und zu bleiben. Den folgenden Tag, am 23. Dec. 1588, ging er zum König. Er war ein wenig betroffen, die Wachen verstärkt zu sehen. Sobald er in den ersten Saal getreten war, verschloß man die Thür. Dennoch behielt er seine äußere Freundlichkeit und grüßte die Umstehenden wie gewöhnlich. Als er aber in das Cabinet treten wollte, ward er von mehrern Dolchstichen durchbohrt, ehe er noch den Degen ziehen konnte, und mit den Worten: „Gott, erbarme dich meiner," sank er sterbend zu Boden. Er war 38 Jahr alt. Am andern Tage ward auch der Cardinal umgebracht. Aber das Feuer des Bürgerkriegs war durch diesen doppelten Mord nicht gelöscht, der den Haß der Catholiken gegen den König nur vermehren mußte. Der großmüthige Heinrich von Navarra (Heinrich IV.) sagte, als er die That vernahm: „Wäre Guise in meine Hände gefallen, ich würde ihn anders behandelt haben. Warum, setzte er noch hinzu, hat er sich nicht mit mir verbunden; ganz Italien würden wir vereinigt erobert haben."

Guitarre. Dieses in unserer Zeit nur zu sehr Mode gewordene, der Laute sehr nahe kommende Instrument ist zwar nicht zu den Hauptinstrumenten zu rechnen, zur Begleitung kleiner Gesänge und Lieder aber vorzüglich passend. Es hat sechs Saiten, welche in die Töne G, A, d g h ē gestimmt, und theils mit den Fingern gerissen, theils mit dem Daumen gestrichen werden (J. T. Lehmanns neue Guitarrenschule). Ein deutscher Künstler zu London bereicherte die Guitarre an dem untern rechten Backen der Resonanzdecke mit einer Claviatur von sechs Tasten, deren Tangenten bei Berührung der Tasten aus dem Schallloch hervortreten, und die Saiten be-

rühren, wie die Hämmer eines Pianoforte. Daher hat diese Art den Namen der Pianoforteguitarre erhalten.

Gulden, eine deutsche Silbermünze, welche übereinkünftlich 16 Groschen oder 60 Kreuzer gilt. Es führen aber noch andere Münzen von verschiedenem Werthe in und außer Deutschland diesen Namen, und sind theils Rechnungsmünzen, theils wirkliche. So ist ein Gulden in Augsburg eine Rechnungsmünze von 20 Gr. 4 Pf.; in Basel 14 Gr. 9 Pf.; ein Gulden Wechselgeld in Basel 16 Gr. 8 Pf.; in Zürich 15 Gr. 6 Pf.; ein Gulden Wechselgeld ebendaselbst 17 Gr., Münze aber 14 Gr. 4 Pf.; ein Gulden zu St. Gallen Rechnungsmünze von 14 Gr.; ein Gulden in Genf 2 Gr.; in Brabant 11 Gr. 2 Pf.; ein Gulden Wechselgeld, ebendaselbst, 13 Gr.; in Holland 13 Gr.; in Lüttich 8 Gr.; in Ostfriesland 8 Gr. 4 Pf.; ein Gulden polnisch in Danzig 6 Gr.; ein Gulden preußisch in Königsberg 7 Gr. 6 Pf.; ein polnischer Gulden 4 Gr. (seit 1766, vorher nur 3 Gr. 4 Pf.); ein preußischer Gulden 8 Gr. (seit 1776, vorher nur 6 Gr. 8. Pf.); ein Gulden in Riga 8 Gr.; in Triest 15 Gr. Anfänglich waren die Gulden Goldmünzen, die zuerst in Florenz im Jahr 1252 geschlagen wurden, und ungefähr so viel als ein Ducaten galten. Daher hat man noch jetzt alte lübische Gulden, die 2 Thlr. 21 Gr. gelten. Eine dergleichen Münze waren die rheinischen Gulden oder Gülden. Späterhin prägte man kleinere Goldmünzen, die den dritten und vierten Theil jener ausmachten, und nannte sie kleine Gulden. Die kleinen Gulden prägte man nachher aus Silber, und ließ ihnen den Namen, den sie auch bis jetzt noch führen. Die größeren goldenen Gulden nannte man nunmehr zum Unterschiede Goldgulden oder Goldgülden.

Gülden, ehemals so viel als Gulden. In Meißen, Thüringen und Franken aber belegte man mit diesem Namen eine andere Rechnungsmünze, indem ein Gulden meißnisch oder ein guter meißnischer Gulden 21 Gr., ein Gülden in Franken aber 20 Gr. gilt. In Aachen wird eine Münze, 2 Gr. 2⅔ Pf. an Werth, ein Gülden genannt.

Güldene Zahl, s. Calender.

Güldenstädt (Johann Anton), ein berühmter russischer Arzt und Naturforscher, geboren zu Riga im J. 1745. Er empfing seine Bildung in Berlin und Frankfurt an der Oder. Darauf ward er nach Petersburg berufen, um an den von Catharina II. angeordneten gelehrten Unternehmungen zur Aufklärung des Innern von Rußland Theil zu nehmen. Er trat 1768 die Reise an, erreichte im März 1769 Astrachan und im Januar 1771 Kislar am Terek auf der äußersten Gränze des russischen Reichs. Besonders sorgfältig bereis'te er den Caucasus, und wiewohl die Naturgeschichte ihn hauptsächlich beschäftigte, so vernachlässigte er doch auch weder die Geschichte, noch die Sprachen der verschiedenen Völker daselbst. Er kam erst 1775 nach Petersburg zurück, wo er zum Professor der Naturgeschichte und Präsidenten der ökonomischen Gesellschaft ernannt wurde. Beschäftigt, die auf seinen Reisen gesammelten Materialien zu bearbeiten, starb er schon 1780. Seine ungemein reichhaltige Reisebeschreibung erschien, von Pallas besorgt, 1787 — 1791 zu Petersburg in zwei Quartbänden. Aber unzählige Druckfehler machen den ersten Band, welcher gerade der interessanteste ist, höchst unzuverlässig und fast unbrauchbar. Dies bewog Julius v. Klaproth, der dieselben Länder besucht hat und Güldenstädts Originalhandschrift in Petersburg

benutzen konnte, eine correctere Ausgabe dieser Reise nebst einer ganz neuen Karte (Berlin, 1815, 1. Band) zu veranstalten, wodurch er der Erdkunde einen wesentlichen Dienst erwiesen hat. Mehrere Denkschriften Güldenstädts finden sich in den Memoiren der petersburger Akademie.

Gummi nannte man sonst sowohl die schleimichten als auch die harzigen Säfte, welche von selbst oder durch Einschnitte aus den Gewächsen rinnen und an der Luft erharten, daher die Ausdrücke Gummi Copal, Gummi guttä u. s. w., die gegenwärtig, wo man nur dem trockenen Pflanzenschleim diesen Namen beilegt, nicht mehr Statt finden sollten. Obgleich der Pflanzenschleim einen vorzüglichen Theil aller Pflanzen ausmacht, so läßt er sich doch nicht aus allen gleich rein abscheiden. Einige Pflanzen und gewisse Theile derselben liefern ihn reichlicher als andere. Ganz rein ist das Gummi weiß, durchsichtig, hart, spröde, ohne Geruch und Geschmack, im kalten Wasser leicht auflöslich. Durch Erwärmung zerfließt es nicht, sondern schwillt auf, wirft Blasen und dampft; endlich wird es kohlig, schwarz und verbrennt.

Gundling (Jacob Paul, Freiherr von), geboren 1673 zu Kirch en Sittenbach bei Nürnberg, wo sein Vater Prediger war, studirte zu Altorf, Helmstädt und Jena, reis'te dann nach Holland und England, und wurde nach seiner Rückkehr Professor der Ritterakademie zu Berlin. Bald darauf spielte er eine wenig ehrenvolle Rolle an dem Hofe Königs Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Dieser Monarch, der weder Gelehrte noch Gelehrsamkeit sonderlich schätzte, hörte von Gundlings gründlichen historischen Kenntnissen, die derselbe in mehreren Schriften bewährt hatte, und glaubte in ihm einen brauchbaren Zeitungsreferenten und Historiographen zu finden, zu welchen Würden er ihn ernannte. Auch war Gundling dazu allerdings hinlänglich geschickt; allein sein Stolz, seine Pedanterie und linkische Steifheit machten ihn bald zum Gespötte des ganzen Hofes. Seine übertriebene Neigung zum Trunk und sein albernes zänkisches Betragen im Zustande der Trunkenheit machten ihn noch lächerlicher, und er sank bald zum Hofnarren herab, ohne den Titel zu führen und ohne selbst den geringsten Witz zu besitzen. Vornehme und geringe Hofleute erlaubten sich die plumpsten und entehrendsten Scherze mit ihm, welche der König zu belachen sich herabließ. Nur zum Spott erhielt er eine Menge Titel der höchsten Staats- und Hofämter; und er war einfältig genug, den Spott nicht zu fühlen und nur noch stolzer zu werden. Gundling, der zuletzt selten nüchtern ward, starb 1731 zu Potsdam, und wurde zu Bornstädt in einem Weinfasse begraben. Nicht zu verwechseln ist mit ihm sein Bruder Nicolaus Hieron. Gundling (geb. 1671, gest. 1729), der geheime Rath und Professor zu Halle, ein seltener Polyhistor, der zu seiner Zeit zu dem Ruhme der Universität Halle nicht wenig beitrug. Seine zahlreichen Schriften tragen zwar fast alle die Spuren der Eilfertigkeit an sich, waren aber doch für ihre Zeit nicht unwirksam.

Günther von Schwarzburg, s. Deutschland.

Güssefeld (Franz Ludwig). Dieser um die Geographie durch seine Karten vielfach verdiente Mann war d. 6. Dec. 1744 zu Osterburg in der Altmark geboren, wo sein Vater Stadtrichter und Gesammtrichter der von Jagowschen Familiengüter war. Schon frühzeitig äußerte er eine starke Neigung zum Zeichnen und große Liebhaberei für Landkarten, die er nur höchst nothdürftig befriedigen konnte. Zufällige Aufnahme der osterburger Gegend durch einen Ingenieur

(im 15ten Jahr seines Alters), nachdem er bereits seinen Vater verloren hatte, und das Lesen einiger mathematischen Schriften brachten ihn auf die Idee, ein Ingenieur zu werden. Bald darauf wurde er bei einem Baumeister untergebracht, unter welchem er nach dem hubertsburger Frieden bei der Urbarmachung der Netz- und Wartebrüche Beschäftigung fand. Nach mehrern andern Geschäften in der Mark ging er nach Weimar, wo er angestellt wurde, und sich, außer ökonomischen Messungen, hydrographischen und topographischen Aufnahmen, unausgesezt mit Kartenzeichnen beschäftigte. Er starb daselbst als Forstrath d. 17. Juni 1808 im 64sten Lebensjahre.

Gustav I., König von Schweden, bekannt unter dem Namen Gustav Wasa, geb. 1490, war ein Sohn Herzogs Erich Wasa von Grypsholm, und ein Sprößling der alten königlichen Familie. Er gehörte zu jenen großen Seelen, welche die Natur so selten hervorbringt, die sie aber mit allen Eigenschaften ausstattet, ein Volk zu beherrschen. Schon sein schöner Wuchs und sein edles Äußere gewannen ihm die Herzen. Seine kunstlose Beredsamkeit riß unwiderstehlich dahin; sein Genie entwarf verwegene Plane, aber sein unbesiegbarer Muth wußte sie glücklich zum Ziele zu führen. Er war unerschrocken mit Besonnenheit, voll Sanftmuth in einem noch rohen Zeitalter, und so tugendhaft, wie das Oberhaupt einer Partei seyn kann. Als der tyrannische Christian II. von Dänemark in Gemäßheit der calmarischen Union sich des schwedischen Throns zu bemächtigen strebte, faßte Gustav den Entschluß, sein Vaterland aus dem Unglück und der Erniedrigung zu retten; aber die Ausführung seiner Plane wurde für einige Zeit unterbrochen, da Christian sich seiner Person bemächtigte, und ihn nebst sechs andern vornehmen Schweden als Geisel in Copenhagen gefangen hielt. Als er aber zu Ende des Jahres 1519 die Erfolge Christians vernahm, der die Unterwerfung Schwedens fast vollendet hatte, da faßte ihn auch im Gefängniß der Gedanke, sein Vaterland zu befreien. Er entfloh in Bauernkleidung. Zwölf Meilen ging er am ersten Tage in einem unbekannten Lande; in Flensburg traf er jütländische Ochsenhändler; um sich sicherer zu verbergen, nahm er Dienste bei ihnen, und kam glücklich in Lübeck an. Hier wurde er zwar erkannt, aber von dem Senate in Schutz genommen; ja man versprach ihm sogar Unterstützung zu seinem Vorhaben, das er nicht mehr verheimlichte. Darauf schiffte er sich ein und landete zu Calmar. Die Besatzung, der er sich entdeckte, weigerte sich, die Partei eines Flüchtlings zu ergreifen. Geächtet von Christian, verfolgt von den Soldaten des Tyrannen, zurückgestoßen von Freunden und Verwandten, wendet er sich nach Dalecarlien, bei den kräftigen Bewohnern dieser Provinz Hülfe zu suchen. Nur mit Mühe den ihn rings umgebenden Gefahren entgangen, findet er Aufnahme bei einem Pfarrer, der ihn mit seinem Ansehn, seinem Geld und seinem Rath unterstützt. Nachdem man die Gemüther vorbereitet, benutzte man ein Fest, zu welchem sich die Bauern des Cantons versammelt hatten. Gustav erschien unter ihnen. Seine edle, zuversichtliche Miene, sein Unglück und der Abscheu gegen Christian, der eben den Antritt seiner Regierung durch ein schreckliches Blutbad in Stockholm bezeichnet hatte, alles lieh seinen Worten eine siegende Kraft; Ausrufungen der Wuth unterbrechen ihn; man läuft zu den Waffen; das Schloß des Gouverneurs wird erstürmt. Muthig gemacht durch diesen ersten Erfolg, versammeln sich die Dalecarlier in Haufen unter den Fah-

nen des Siegers, der ihren Eifer benutzt und sie zu neuen Kämpfen führt. Von diesem Augenblicke an waren Gustavs Unternehmungen eine Reihe von Triumphen. An der Spitze eines selbst geschaffenen Heeres machte er reißende Fortschritte und vollendete die Vertreibung des Feindes. Im J. 1521 hatten ihm die Stände den Titel eines Administrators ertheilt; im J. 1523 proclamirten sie ihn als König. Bei Annahme dieser Würde schien er nur mit Mühe den Wünschen der Nation nachzugeben; die Ceremonie der Krönung aber verschob er, um nicht die Aufrechthaltung der catholischen Religion und der Privilegien der Geistlichkeit beschwören zu müssen. Er fühlte, daß die Wohlfahrt des Reichs eine Kirchenverbesserung erheische; aber er fühlte auch, daß dieselbe nur durch eine gänzliche Reform herbeigeführt werden könne. Sein Kanzler, Lardz Andersan, rieth ihm, sich der lutherischen Lehre zu bedienen, um seine Absicht zu erreichen. Gustav genehmigte diesen kühnen Plan, und führte ihn noch mehr durch die Überlegenheit seiner Politik, als durch seine Macht aus. Während er insgeheim die Fortschritte des Lutherthums begünstigte, ertheilte er seinen Günstlingen die vacanten Pfründen, und legte unter dem Vorwand, das Volk zu erleichtern, der Geistlichkeit auf, für den Unterhalt der Truppen zu sorgen. Bald wagte er mehr; im J. 1527 verlangte und erhielt er von den Ständen die Abschaffung der Privilegien der Bischöfe. Die Lehre Luthers verbreitete sich indeß mit Schnelligkeit. Gustav kam den Unruhen zuvor, oder unterdrückte sie; er hielt die Unzufriedenen im Zaum, schmeichelte den Ehrsüchtigen, gewann die Schwachen, und trat endlich öffentlich zu einer Religionspartei über, zu der sich bereits die Mehrzahl seiner Unterthanen bekannte. Im J. 1630 nahm ein Nationalconcilium die augsburgische Confession als Glaubensnorm an. Nachdem Gustav, wie er sagte, sein Reich auf diese Weise zum zweitenmal erobert hatte, blieb ihm noch übrig, seinen Kindern die Nachfolge zu sichern. Auch dies Verlangen bewilligten die Stände, indem sie 1542 das Wahlrecht abschafften, und das Gesetz der Erbfolge feststellten. Obgleich Schweden eine sehr beschränkte Monarchie war, so übte doch Gustav eine fast unbeschränkte Gewalt aus; aber dies war ihm vergönnt, weil er sie nur ausübte, um Schweden im Innern zu beglücken, seinen Feinden furchtbar und seinen Freunden achtungswerth zu machen; auch verletzte er nie die Form der Reichsconstitution. Er vervollkommnete die Gesetzgebung, civilisirte das Volk, milderte die Sitten, ermunterte die Industrie und Gelehrsamkeit und erweiterte den Handel. Nach einer 37jährigen ruhmvollen Regierung starb er im J. 1560, in einem Alter von 70 Jahren.

Gustav II. Adolph, Schwedens größter Monarch und Deutschlands Retter, war ein Sohn Carls IX., der nach der Entsetzung Sigismunds auf den schwedischen Thron gestiegen war, und ein Enkel Gustav Wasa's. Geboren zu Stockholm im J. 1594 empfing er, von seiner zartesten Kindheit an, die sorgfältigste Erziehung. In seinem zwölften Jahre trat er in die Armee, und schon in seinem sechzehnten leitete er die Angelegenheiten, erschien im Staatsrath und an der Spitze des Heeres, gehorchte als Soldat, unterhandelte als Minister und befahl als König. Im J. 1611 ertheilten, nach Carls IX. Tode, die Stände dem 18jährigen Fürsten die Krone, und erklärten ihn, ohne das Gesetz zu berücksichtigen, für mündig, da sie wohl einsahen, daß nur die kräftigsten Maßregeln das Reich

vom Untergange retten könnten, eine Regentschaft aber es zu Grunde richten würde. Gustavs scharfer Blick erkannte in Axel Oxenstierna, dem jüngsten unter den damaligen Reichsräthen, den großen Staatsmann, der seines Vertrauens würdig sey, und dessen erleuchtetem Rath er in den schwierigsten Lagen folgen dürfe. Durch die innigsten Bande der Freundschaft knüpfte er ihn an sich. Dänemark, Polen und Rußland waren gegen Schweden im Kriege. Gustav sah ein, daß er drei so mächtigen Feinden nicht zu gleicher Zeit gewachsen sey. Daher schloß er mit Dänemark 1612 einen Frieden, in welchem er sich zwar zur Zahlung von einer Million Thaler verstand, übrigens aber die ehrenvollsten Bedingungen erhielt. Rußland zwang er nach einem vortheilhaften Feldzug, in welchem er nach seinem eigenen Geständniß durch Jacob de la Gardie seine militärischen Talente ausbildete, zu einem für ihn vortheilhaften Frieden; Polen aber, wiewohl es nicht glücklicher gegen ihn gewesen war, ging selbst nach der Eroberung Lieflands durch Gustav Adolph nur einen Waffenstillstand von sechs Jahren ein, den dieser annahm, theils weil er an sich vortheilhaft war, theils weil er ihm Zeit genug ließ, um etwas Entscheidendes gegen Österreich zu unternehmen, dessen Haupt, Kaiser Ferdinand II., auf alle Weise seine Macht zu vergrößern strebte, und zugleich ein unversöhnlicher Feind der Protestanten war. Des Kaisers Absicht, sich der Ostsee zu bemeistern, und einen Angriff auf Schweden vorzubereiten, war keinem Zweifel unterworfen. Aber ein noch mächtigeres Motiv, sich den Fortschritten seiner Waffen entgegenzustellen, fand Gustav Adolph in dem bereits in Deutschland entglommenen Krieg zwischen den Catholischen und Protestanten. Er, der der lutherischen Lehre mit wahrer Frömmigkeit zugethan war, sah mit der deutschen Freiheit zugleich die Religion in der größten Gefahr, und beschloß, beide zu retten. Nachdem er den Reichsständen in einer kraftvollen Rede seinen Entschluß vorgetragen, mit Thränen in den Augen ihnen seine Tochter Christina, in dem Vorgefühl, daß er sein Vaterland nicht wieder sehen würde, als Kronerbin vorgestellt, und die Regierung, mit Ausschließung seiner übrigens zärtlich von ihm geliebten Gemahlin, einem Ausschusse von regierenden Reichsräthen anvertraut hatte, brach er 1630 nach Deutschland auf, und landete mit einem Heere von 30,000 Mann an den Küsten von Pommern. Welche Schwierigkeiten ihm zum Theil selbst Fürsten entgegensetzten, für deren Sache er recht eigentlich gekommen war; wie seine Klugheit, sein Edelmuth und seine Ausdauer über Wankelmuth, Mißtrauen und Schwäche siegten, welche Heldenthaten er an der Spitze seines Heeres verrichtete, und wie er als ein unbesiegter und unbefleckter Feldherr in der Schlacht bei Lützen, die er am 6. Nov. 1632 gegen Wallenstein lieferte, unfern von dem bekannten großen Stein an der Landstraße fiel, ist in dem Artikel vom dreißigjährigen Krieg erzählt worden. Die nähern Umstände seines Todes sind dunkel und ungewiß. Man erzählt sie auf eine sehr verschiedene und widersprechende Art, welches beweis't, daß die Wahrheit noch unergründet ist. Wer die Angaben darüber vergleichen möchte, der lese die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei Lützen von K. Curths (Leipz. u. Altenb. 1814), S. 76 fgg. Des Königs blutiges Koller ward nach Wien gebracht, wo es noch aufbewahrt wird, den Leichnam aber führte der edle Bernhard, Herzog von Weimar, nach Weißenfels, um ihn dort der Königin zu überliefern. Das Herz ward hier beigesetzt, und blieb in dem Lande, für das er geblu-

tet, der Körper aber ward Schweden wiedergegeben, das ihn hervorgebracht. — Heilig sey uns Deutschen das Andenken Gustav Adolphs, der für unsers Vaterlandes Freiheit kämpfte und starb, groß als König, unüberwunden als Held, edel und menschenfreundlich als Sieger, und fromm, rein und mild als Mensch!

Gustav III., König von Schweden, geb. d. 24. Jan. 1746. Dieser merkwürdige Regent, dessen Geschichte ein wahrer Fürstenspiegel genannt werden kann, war der älteste Sohn Adolph Friedrichs, bei seiner Geburt noch Herzogs von Holstein-Gottorp, seit 1743 erwählten Thronerben von Schweden, und Ulrike Luisens, einer Schwester Friedrichs II. Graf Tessin, dem vom fünften Jahre des Prinzen an dessen Erziehung allein übertragen war, suchte den Geist und Charakter desselben mit steter Hinsicht auf seine künftige Bestimmung zu bilden, besonders war er bemüht, den Ehrgeiz des Jünglings zu beschränken, und ihm früh schon Hochachtung für die Constitution Schwedens einzuprägen, und sein Nachfolger, der Graf Scheffer, richtete seine Bemühungen auf dasselbe Ziel. Nichts desto weniger entwickelten sich in dem feurigen Gemüthe des Jünglings die Kräfte und Bestrebungen des ungenügsamsten Ehrgeizes, der Herrschbegierde und der Eitelkeit; aber geschickt wußte er diese innersten Gefühle seines Herzens zu verbergen, bis er es wagen durfte, seinen Wünschen offen entgegenzutreten. Ein überaus geschmeidiges Wesen, gefällige Sitten, und eine bezaubernde Freundlichkeit und Milde verbargen den immer heißer erglühenden Ehrgeiz und Thatendrang hinter dem Scheine des anspruchlosen Charakters. Ritterliche Übungen, Wissenschaften und Künste, die feinern Vergnügungen des geselligen Lebens und eine mit Geschmack vereinigte Prachtliebe schienen seine Lieblingsneigungen zu seyn, und keine andern Vorstellungen und Bestrebungen in ihm lebhaft werden zu lassen. Schweden war damals der Schauplatz mehrerer Factionen, unter denen die Parteien der Mützen und Hüte, auf und durch welche Rußland und Frankreich sich entgegenwirkten, die bekanntesten und zugleich wichtigsten waren. Aber wie sie auch einander bekämpften, so waren sie doch darin einverstanden, die königliche Gewalt zu einem Schatten herabzuwürdigen. Gustavs Vater, ein verständiger, das Gute erkennender und wohlwollender Fürst, empfand zwar die Unannehmlichkeiten seiner Lage, aber es fehlte ihm an Energie und Charakterstärke, sein Mißfallen, statt der Klagen, durch Handlungen zu äußern. Desto thätiger arbeitete der kühne Geist seines Sohnes im Verborgenen und kaum war er, nach seines Vaters Tode (d. 12. Febr. 1771) zur Regierung gelangt, als er seinem Ziel mit bewundernswürdiger Kunst entgegenschritt. Er hatte damit angefangen, einige unternehmende Militärs näher mit sich zu verbinden und mit seinen Absichten bekannt zu machen. Diese bildeten nach und nach eine Verbindung, besonders der jüngern Offiziere, zu Gunsten des Königs. Vorzüglich thätig war in der Hauptstadt der Oberst Sprengporten; ein gleiches thaten Emissarien bei den Regimentern in den Provinzen. Indessen näherte sich der Augenblick der Ausführung. Einige bedeutende Männer — unter andern die Grafen Hermansson und Scheffer — hatten sich mit dem König vereinigt; eine neue Constitution war entworfen, und die Rollen so vertheilt worden, daß die Brüder des Königs die Revolution in den Provinzen leiten sollten, während er selbst sie in der Hauptstadt beginnen würde. Die Unternehmungen fingen, dem entworfenen Plane gemäß, auf folgende Weise an. Der Commandant von Chri-

stianstadt, Hauptmann Hellichius, einer der treuesten und kühnsten Anhänger des Königs, ließ am 12. Aug. die Stadtthore schließen, alle Zugänge besetzen, und in seinem und der Besatzung Namen ein Manifest publiciren, worin den Ständen wegen ihrer Gewalthandlung der Gehorsam aufgekündigt wurde. Der Prinz Carl erschien vor Christianstadt, und da seine Aufforderung, den Platz zu übergeben, fruchtlos blieb, begann eine scheinbare Belagerung und Vertheidigung, wobei niemanden etwas zu Leide geschah. Dies alles geschah vielleicht nur, um der öffentlichen Aufmerksamkeit eine unschädliche Richtung zu geben. Der König spielte indeß in der Hauptstadt die Rolle des Gleichgültigen und Untheilnehmenden so täuschend, daß er den anfänglich entstandenen Argwohn des geheimen Ständeausschusses völlig zerstreute. Der Ausschuß hatte verfügt, daß die Bürgerreiterei in der Hauptstadt patrulliren solle; bei diesen Patrullen fand sich der König häufig ein, und wußte durch Freundlichkeit den Kern dieser Mannschaft für sich zu gewinnen. Deßgleichen benutzte er diese Gelegenheit, sich immer mehr Offiziere zu eigen zu machen. Während er so den entscheidenden Moment vorbereitete, zeigte er eine heitere unbefangene Stirn, und gab noch am Abend vor dem zur Ausführung bestimmten Tag ein glänzendes Hoffest, bei dem er durch seine frohe Laune alle Anwesenden belebte. Am folgenden Tage, den 19. Aug. 1771, begab sich der König nach einem Spazierritt in den Reichsrath aufs Schloß, wo es zum erstenmal zwischen ihm und einigen Reichsräthen zu einem lebhaften Wortwechsel kam. Von hier aus verfügte er sich zu Pferde nach dem Arsenal, wo er die dort aufziehende Wachtparade manövriren ließ. Während dessen versammelten sich, in Folge eines geheimen Befehls, die Offiziere um ihn, auf die er rechnen zu können glaubte, und begleiteten ihn nach dem Schlosse, wo eben die Garde die Wache wechselte, und sowohl die abgehende als die aufziehende gegenwärtig war. Mit dem Eintritt des Königs in das Schloß begann die Revolution. Der König versammelte in der Wachtstube die Offiziere um sich, eröffnete ihnen seinen Plan und foderte sie zur Unterstützung auf. Die meisten waren Jünglinge und durch den Gedanken an die Rettung des Vaterlandes augenblicklich gewonnen. Den drei ältern, die sich weigerten, ließ der König, ohne seine Fassung zu verlieren, den Degen abfodern. Alle übrige leisteten den Eid der Treue und des Gehorsams, und indem ihnen der König seine ferneren Befehle gab, band er ein weißes Tuch um den linken Arm, und bestimmte dies als das Zeichen, woran er seine Freunde erkennen würde. Des Königs Anrede an die Soldaten wurde von diesen mit beifälligem Zuruf erwiedert. Hierauf ließ er die Zugänge zu dem Versammlungssaal des Reichsraths besetzen, und demselben ruhiges Verhalten befehlen, begab sich sodann unter dem Zujauchzen des Volks nach dem Arsenal, wo er sich des Artillerieregiments versicherte, und ließ durch öffentlichen Ausruf die Einwohner Stockholms zur Ruhe ermahnen, und anweisen, keinen andern als des Königs Befehlen zu gehorchen. Es wurden Canonen aufgeführt, Wachen vertheilt und mehrere Personen aus Vorsicht verhaftet. So war der entscheidende Schlag ohne gewaltsame Maßregeln geschehen, und der König begab sich nach dem Schlosse zurück, wo er die Glückwünsche der fremden Gesandten empfing, die er zur Tafel hatte einladen lassen. Am folgenden Tage leistete der Stadtmagistrat, unter dem allgemeinen Zuruf des Volks, auf dem großen Markte den Eid der Treue. Aber auch die Stände mußten die Revolution genehmigen und die neue

Constitution anerkennen, durch welche die königliche Macht nicht sowohl auf Kosten der Stände als nur des Reichsraths wuchs. Sie wurden zu dem Ende auf den nächsten Tag zu einer allgemeinen Versammlung auf das Schloß beschieden, wo sie sich einzeln und ohne Gefolg einfanden. Der Schloßhof war mit zahlreichem Militär besetzt, gegen den Versammlungssaal Canonen aufgepflanzt, und zu jeder Canone ein Artillerist mit einer brennenden Lunte in der Hand gestellt. Der König erschien mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und in ungewöhnlichem Pomp, schilderte in einer kraftvollen Rede die Lage des Reichs, die Nothwendigkeit einer Reform, erklärte seine gemäßigten Absichten, und ließ die neue Constitution verlesen, die augenblicklich genehmigt und durch Unterschrift und Eid bekräftigt wurde. Jetzt war alles geschehen, fast alle Staatsdiener blieben in ihren Ämtern; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit gesetzt, und es folgte eine heitere beglückende Ruhe. Die nächsten Jahre war der König mit allem Ernste bemüht, sein Land zu beglücken; er bereis'te es mehrmals, und nie ohne Belehrung für sich, noch ohne Nutzen für seine Unterthanen. Nun aber ergaben sich auf dem Reichstage die Anzeichen künftiger Unruhen, die den König bewogen, ihn plötzlich aufzulösen. Ein Aufstand in Dalecarlien wurde durch Militärgewalt gedämpft. Im Herbste eben dieses J. 1783 reis'te Gustav durch Deutschland nach Italien, um die Bäder von Pisa zu gebrauchen, und ging im folgenden Jahre über Frankreich, wo er zugleich politische Zwecke verfolgte, nach Schweden zurück. Hier warteten seiner Unruhe und Ungemach. Eine Hungersnoth raffte Tausende seiner Unterthanen weg, die Reichsstände verwarfen fast alle seine Vorschläge und nöthigten ihn zu harten Opfern, und sein ungemäßigter Ehrgeiz verwickelte ihn in einen Krieg, der eben so verderblich für sein Land als demüthigend für seinen Stolz seyn mußte. Zwischen Rußland und der Pforte war der Krieg ausgebrochen. Gustav beschloß, einem alten Vertheidigungsbündnisse mit letzterer gemäß, Rußland anzugreifen, von dessen Monarchin er sich für beleidigt hielt. Der Krieg ward erklärt, und eine beträchtliche Macht nach Finnland in Bewegung gesetzt. Als nun aber der König durch einen Angriff auf die Festung Friedrichsham seine Unternehmungen anfangen wollte, mußte er die unerwartete Kränkung erfahren, sich plötzlich von einem großen Theile seines Heeres verlassen zu sehen, welcher sich jedem Angriffskriege abgeneigt erklärte. Der König begab sich nach Haga, und von hier, Hülfe suchend, zu den Dalecarliern. Bald stand ein achtbares Heer freiwilliger Vaterlandsvertheidiger da, mit denen der König das von den Dänen bedrängte Gothenburg rettete, indeß der Aufstand bei der finnländischen Armee, die mit den Russen einen Waffenstillstand geschlossen hatte, fortdauerte. Die dringende Lage des Reichs foderte die Zusammenberufung der Reichsstände. Um den Widersetzlichkeiten des Adels zu begegnen, ließ er einen geheimen Ausschuß erwählen, zu welchem der Adel zwölf, jeder der übrigen, dem Könige ergebenen Stände sechs Mitglieder ernannte. Der Adel gab es darum nicht auf, dem Könige zu trotzen, der endlich, von den übrigen Ständen zur Anwendung aller ihm dienlich scheinenden Maßregeln aufgefodert, einen entscheidenden Schritt wagte, die Häupter des widersetzlichen Adels verhaften ließ, und die Annahme einer neuen Vereinigungs- und Sicherheitsacte erzwang, die ihm noch ausgedehntere Rechte, als bisher, einräumte. Nunmehr ward der Krieg mit höchster Anstrengung und wechselndem Glück fortgesetzt. Blutige

Schlachten wurden, besonders zur See, gewonnen und verloren; aber wie ritterlich auch Gustav die Übermacht bekämpfte, so machte ihn doch die bedrängte Lage seines Reichs zum Frieden geneigt, der in der Ebene von Werelä am 14. Aug. 1790 abgeschlossen ward. Statt die durch so vielfaches Unglück empfangene Lehre für die Zukunft zu benutzen, faßte er nur noch riesenhaftere Plane. In den Gang der französischen Revolution beschloß er einzugreifen, und Ludwig XVI. gegen den Willen seiner Nation wieder auf den Thron zu setzen. Er wollte Schweden, Rußland, Preußen und Österreich vereinigen, und sich an die Spitze dieses Bundes stellen. Zu dem Ende ging er im Frühling 1791 nach Spaa und Aachen, schloß mit Catharina einen Freundschaftsvertrag, und berief einen Reichstag in Gefle im Januar 1792, der nach vier Wochen zur Zufriedenheit des Königs sich endigte. Aber hier war es, wo bereits ein Mordanschlag gegen ihn gefaßt und versucht worden war. Die Grafen Horn und Ribbing, die Freiherren Bielke und Pechlin, der Oberstlieutenant Liljehorn und mehrere Andere hatten sich verbunden, den König zu ermorden und die alte Aristokratie wieder herzustellen. Ankarström, der den König persönlich haßte, bot sich ihnen zum Werkzeug an. In Haga hatte ihn ein geheimes Grauen, in Gefle Mangel günstiger Gelegenheit an der Ausführung gehindert. Jetzt folgte er dem Könige nach Stockholm, und die Maskerade in der Nacht vom 16. auf den 17. März 1792 ward unwiderruflich zur Ausführung des Verbrechens bestimmt. Kurz vor Anfang des Balls erhielt der König ein mit Bleistift geschriebenes Warnungsbillet, dennoch begibt er sich um elf Uhr mit dem Grafen Essen auf die Redoute, tritt zunächst in eine Loge, und da alles ruhig bleibt, in den Saal. Hier umringt ihn plötzlich ein Gewühl von Masken, und indem ihm eine derselben (der Graf Horn) mit den Worten: „Gute Nacht, Maske!" auf die Schulter klopft, wird der König von Ankarström durch einen Schuß im Rücken verwundet. Mit seltener Geistesgegenwart traf er sogleich die nöthigen Verfügungen; Ankarström mit seinen Theilnehmern wurde entdeckt. Indessen zeigte sich die Wunde bald tödtlich, und Gustav verschied am 29. März, nachdem er noch mit ungetrübter Geistesheiterkeit die nöthigsten Geschäfte geordnet, und den Befehl selbst unterzeichnet hatte, seinen Sohn zum Könige auszurufen.

Gustav IV., Adolph, entsetzter König von Schweden, geb. am 1. Nov. 1778. Nach dem traurigen Ende seines Vaters (Gustav III.) ward er am 29. März 1792 zum Könige ausgerufen. Er stand 4½ Jahr unter der Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs Carl von Südermannland, der die Regentschaft führte (nachmaligen Königs Carl XIII.). Bei erreichter Volljährigkeit (am 1. Nov. 1796) trat er selbst die Regierung an, ward aber erst am 3. April 1800 zu Norköping gekrönt. Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen zeigt, wie bei Talenten, Verstand und Herzensgüte, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen. Sein Vater wollte einen beharrlichen Mann aus ihm bilden, und Gustav IV. mochte selbst glauben, im Geiste seines Vaters zu handeln, wenn er mit eigensinniger Unbiegsamkeit alles seinem einmal angenommenen System unterordnen wollte. Er hatte zudem von seinem Vater einen Hang zum Ritterlichen geerbt, daher alle seine Schritte den Anstrich des Abenteuerlichen haben. Doch vieles von dem Unbegreiflichen, das er that, ist seiner Abergläubigkeit zuzuschreiben, die hinlänglichen Stoff besonders in Jungs Schriften fand. Er war in seinem 18. Jahre

bereits mit einer Prinzessin von Meklenburg versprochen, als ihn die Kaiserin Catharina in der Absicht, ihn mit ihrer Enkelin Alexandra Paulowna zu vermählen, nach Petersburg einlud. Schon war alles zu dieser Vermählung vorbereitet und der versammelte Hof erwartete den jungen König, als er sich weigerte, den Contract zu unterzeichnen, weil man Punkte darein aufgenommen, die er der Kaiserin nicht zugestehen wollte, unter andern hatte man der jungen Königin die freie Ausübung der griechischen Religion in ihrem Palaste zugesichert, was gegen die Grundgesetze des schwedischen Reichs war. Nichts konnte die Weigerung Gustavs besiegen; er ging fort und verschloß sich in seinem Zimmer, so daß das ganze Fest rückgängig wurde. Einige Monate später Oct. 1797 vermählte er sich mit der Prinzessin von Baden, Friederike, der Schwägerin des Kaisers Alexander und des Königs von Bayern. Ein auffallenderes Zeichen seiner sogenannten Consequenz war, daß er einst auf dem Punkt stand, einen blutigen Kampf mit Rußland zu beginnen, weil er verlangte, daß das Geländer einer Gränzbrücke auf der russischen Seite mit Schwedens Farben angestrichen werden sollte, was ihm nicht gewährt werden konnte. Im Jul. 1803 reis'te er mit seiner Gemahlin an den Hof seines Schwiegervaters nach Carlsruhe, um den Kaiser und die Reichsfürsten für die damals ganz unausführbar scheinende Idee, die Bourbons an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der französischen Regierung zu setzen, zu gewinnen. Er befand sich noch in Carlsruhe, als d. 15. März 1804 der Herzog von Enghien auf Buonaparte's Befehl aus dem Badenschen mit Gewalt entführt wurde. Gustav sandte sofort seinen Adjutanten nach Paris, mit einem Briefe an Buonaparte, um den Prinzen zu retten; allein als der Adjutant ankam, war der Prinz schon todt. Gustav übergab deßwegen nachdrückliche Noten in Regensburg, und war der einzige Souverain, der über jenen Mord seinen Unwillen laut äußerte. Es ist bekannt, wie schimpflich er dafür in dem Moniteur behandelt wurde. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Allianz mit Großbritannien und Rußland, und Spannung mit Preußen, dem Gustav den schwarzen Adlerorden zurückschickte, weil Napoleon ihn auch erhalten und die Ritterehre es verbiete, ein Waffenbruder des Mörders des Duc d'Enghien zu seyn, — war die Folge seines Hasses gegen Frankreichs neuen Souverain. Ein müßiger Kopf hatte berechnet, daß in dem Namen „Napoleon Buonaparte" die Zahl 666 enthalten sey, und Gustav glaubte hierin das Thier in der Offenbarung Johannis zu erkennen, das nur eine kurze Zeit regieren würde, und zu dessen Sturze er berufen sey! Daher rührte sein Befehl an die Redacteurs der Zeitungen, den Namen des französischen Regenten „Monsieur Buonaparte" (wie man bis dahin in Schweden ihn geschrieben hatte) in „Napoleon Buonaparte" umzuändern. Jene mystische Ansicht von den Verhältnissen des französischen Throns trat nun förmlich an die Stelle jeder verständigen Überlegung und veranlaßte ihn zu dem sonderbarsten Betragen. So würdig die Erklärung war, die sein Gesandter am Reichstage, d. 13. 1806 übergab, daß der König an den Verhandlungen des Reichstags so lange keinen Theil nehmen werde, als dessen Beschlüsse unter dem Einflusse der Usurpation und des Egoismus ständen; und so edel es war, daß er die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemachten Friedensvorschläge verwarf, so bewies er doch eine unkluge Hartnäckigkeit, als er den 3. Juli 1807 den Waffenstillstand mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem Frieden von Tilsit die von

Rußland und Preußen gebotene Vermittelung ausschlug. Durch seine Leidenschaftlichkeit, die ihn eine gleiche Sonderbarkeit in Ansehung des russischen St. Andreasordens begehen ließ, wie früher mit dem preußischen Adlerorden, und seine blinde Anhänglichkeit an England stürzte er sein Volk in einen verderblichen Krieg mit Rußland, und ward aufs neue Preußens und Dänemarks Feind. Finnland ging verloren, und drohend stand eine dänische Armee an der Gränze von Schweden. Taub gegen alle Vorstellungen, Friede zu schließen, reizte er durch eigensinnigen Trotz den Adel und das Heer gegen sich auf. Er beleidigte die Garden und erbitterte die Nation durch Ausschreibung einer neuen Kriegssteuer, während die schwedischen Soldaten an allem Mangel litten. Als er endlich sogar den einzigen Freund, der ihm noch geblieben war, England, von sich abstieß, weil er, als diese Macht ihn zu verständigern Absichten zurückzubringen versuchte, auf alle englische Kauffahrteischiffe in den schwedischen Häfen ein Embargo legte; da ward es Jedem deutlich, daß er die Wohlfahrt seines Volkes ganz seinen Leidenschaften aufzuopfern fähig sey. Ein im tiefsten Dunkel entworfener Plan gedieh zur Reife. Die westliche Armee (nach der norwegischen Gränze zu), versichert, daß die Dänen die Gränze nicht überschreiten würden, setzte sich in Marsch gegen Stockholm, wo unter den nächsten Umgebungen Gustavs die Ersten der Verschwornen sich befanden. Sie war nur noch 15 Meilen von der Hauptstadt entfernt, als Gustav ihre Annäherung erfuhr. Von Haga aus, wo er sich mit seiner Familie befand, eilte er nach Stockholm, um sich hier gegen die „Empörer" zu vertheidigen. Doch er änderte diesen Plan, und wollte mit den in Stockholm befindlichen Truppen nach Linköping gehen. Die Bank sollte die Hauptstadt verlassen, zuvor aber zwei Millionen Thaler, oder doch den möglich größten Vorschuß an ihn zahlen. Die Commissarien verweigerten dies; Gustav wollte sein königliches Ansehn geltend machen; da ward gegen ihn Gewalt beschlossen. So standen die Sachen am 12. März 1809 Abends. Der König arbeitete die ganze Nacht vom 12. auf den 13. März; alles war zu seiner Abreise bereit, und der Augenblick gekommen, wo er das Geld aus der Bank nehmen lassen wollte. Drei Thore des Schlosses waren schon gesperrt, und alle Offiziere, weil es gewöhnlicher Paradetag war, bei dem Schlosse versammelt. Noch einmal wollten der Feldmarschall Klingspor und der General Adlerkreuz den Weg gütlicher Vorstellungen versuchen, doch Gustav beleidigte die Sprecher in seinem höchsten Zorn auf das empfindlichste. Nun rief Adlerkreuz den Hofmarschall Silversparre und fünf Adjutanten herbei, foderte dem Könige seinen Degen ab, und erklärte ihn zum Gefangenen im Namen der Nation. Gustav wollte den Degen gegen ihn gebrauchen; dieser ward ihm entwunden. Auf sein Geschrei nach Hülfe erbrachen zwar einige seiner Getreuen die verschlossene Thür; doch von dreißig hinzuströmenden andern Mitverschwornen wurden sie überwältigt. Während dieses Auftritts entfloh Gustav, ward aber auf der Treppe ergriffen und von einem seiner Bedienten zurück in sein Zimmer getragen, wo er in bewußtlose Wuth gerieth. Alle Zugänge des Schlosses wurden nun mit Wachen besetzt. Schon nach Mittag verkündigte eine Proclamation des Herzogs Carl von Südermannland, daß er die Regierung übernommen habe. Die Thronrevolution war in diesen wenigen Stunden vollendet. Jetzt zeigte Gustav eine stille Ergebung; vielleicht war auch hier seine religiöse Schwärmerei die Quelle seines Gemüthszustandes. Nachts um 1 Uhr

brachte man ihn nach Drotningholm; seine Gemahlin mußte mit ihren Kindern in Haga bleiben. Am 24. März ward er nach Gripsholm, einem seiner liebsten Aufenthaltsorte, versetzt. Hier stellte er am 29. März eine förmliche Entsagungsacte aus, die endliche Bestimmung seines Schicksals von dem Reichstag erwartend, in dessen erster Sitzung (10. Mai) man ihm Treue und Gehorsam feierlich aufsagte und sowohl ihn, als seine leiblichen, gebornen und ungebornen Erben der Krone und Regierung Schwedens für jetzt und die Folgezeit verlustig erklärte. Darüber ward eine förmliche Acte ausgefertigt. In Gripsholm beschäftigte der entthronte König sich vorzüglich mit der Offenbarung Johannis. Er wünschte Schweden verlassen zu können. Die Reichsstände setzten ihm, auf des neugewählten Königs, Carls XIII., Antrag, ein jährliches Einkommen für sich und seine Familie von 66,666 Thalern 32 Schillingen aus; sein eigenes Privatvermögen, das seiner Gemahlin und seines Sohnes belief sich auf 684,417 Thlr., wovon die jährlichen Zinnsen 36,168 Thlr. betrugen, welche die Stände bis auf jene Summe erhöheten. Einen neuen ihm bestimmten Aufenthalt auf der Insel Wisings-Oe bezog er nicht, sondern ging d. 6. Dec. 1809 von Gripsholm nach Deutschland und der Schweiz, wo er unter dem Namen eines Grafen von Gottorp, nachmals Gottorf, lebte. Er hat sich seitdem freiwillig von seiner Gemahlin und seinen Kindern getrennt, und seine Ehe wurde auf sein Verlangen d. 17. Febr. 1812 aufgehoben. In demselben Jahre verlangte er in die Brüdergemeine zu Herrnhut aufgenommen zu werden. Er reis't schon seit 1810 ohne bestimmten Zweck und unter allerhand Namen herum. So begab er sich 1810 von Pillau nach Petersburg; dann 1811 von Memel nach London. Im Dec. 1814 rüstete er sich in Basel zu einer Reise nach Jerusalem. Im J. 1815 ließ er dem wiener Congresse eine Erklärung überreichen, in welcher er die Rechte seines Sohnes auf den schwedischen Thron in Anspruch nahm. Zuletzt hatte er in Frankfurt den Namen Gustavsson angenommen. Sein Sohn Gustav, geb. 1799, studirt seit 1816 in Lausanne. Er hat drei Schwestern, die von ihrer vortrefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung erhalten.

Gut (in der Nationalökonomie) ist dasjenige Ding, welches der menschliche Geist als Mittel anerkennt, tauglich zur Beförderung menschlicher Zwecke. Ein Ding kann nur dadurch ein Gut werden, daß der menschliche Geist entweder einen neuen Zweck erkennt, zu welchem das Ding als Mittel gebraucht werden kann, oder daß er dasselbe als Mittel zu bereits bekannten Zwecken kennen lernt. Die Dinge, welche der menschliche Geist zu Gütern erhebt, können eben sowohl sinnliche (körperliche) als geistige (unkörperliche) Dinge seyn, es begründet dies nur einen Unterschied zwischen sinnlichen und geistigen Gütern; die Tauglichkeit eines Dings zu Erfüllung menschlicher Zwecke mag übrigens dauernd oder bloß vorübergehend seyn, im einen wie im andern Falle gehört das Ding zur Classe der Güter. KM.

Gut (höchstes). Unter dem höchsten Gute wird ein solches verstanden, welches in Ansehung seines Werthes über alle andere Dinge, die man etwa auch als Güter betrachten möchte, erhaben ist. Es wird also nicht als Mittel für irgend einen andern Zweck, sondern als Zweck an und für sich selbst, als das letzte Ziel alles menschlichen Strebens betrachtet, und heißt daher auch der Endzweck der Vernunft. Was nun das für ein Gut eigentlich sey, darüber ist von

ältern und neuern Philosophen viel gestritten worden. Einige gaben die Tugend dafür aus, andere das Vergnügen oder auch die bloße Schmerzlosigkeit; noch andere die Glückseligkeit, wobei sie aber wieder sehr uneinig waren, worin die Glückseligkeit des Menschen eigentlich bestehe. Kant wollte diesen Streit dadurch schlichten, daß er behauptete, das höchste Gut bestehe in einer solchen Verbindung der Glückseligkeit mit der Sittlichkeit, daß jedem gerade so viel Glückseligkeit zu Theil werde, als er durch Sittlichkeit würdig sey. Aber auch diese Entscheidung befriedigte nicht. Denn es würde auf diese Art immer etwas Zufälliges (was vom Glück abhängt und in keines Menschen Gewalt steht) als Bestandtheil des höchsten Gutes betrachtet. So etwas aber kann nicht das letzte Ziel des menschlichen Strebens seyn. Als solches kann nur die Seligkeit betrachtet werden, die zwar, wiefern sie als vollkommene Selbstzufriedenheit gedacht wird, von dem Menschen, der sich als endliches oder beschränktes Wesen immer gewisser Unvollkommenheiten bewußt bleibt, in keinem Zeitpunkte seines Daseyns vollständig erreicht werden, der er sich aber doch immerfort mehr und mehr annähern kann, jemehr er an seiner Vervollkommnung arbeitet. Man wird also sagen müssen: Gott, das unendliche und vollkommene Wesen, ist stets im Besitze des höchsten Gutes (der Seligkeit), und eben darum heißt dieses Wesen Gott (von gut — das gute Wesen im höchsten Sinne des Worts); der Mensch aber, als ein endliches und unvollkommenes Wesen, strebt bloß immerfort nach dem Besitze des höchsten Gutes, indem er sich selbst ins Unendliche zu vervollkommnen sucht. S. Glückseligkeit. D.

Gut und Böse. Diese beiden Ausdrücke werden in zweifacher Bedeutung gebraucht. Einmal versteht man darunter, was schlechthin oder um sein selbst willen gut und böse ist. Man nennt dies auch das absolut- oder sittliche Gute und Böse. Sodann versteht man auch darunter, was bedingungsweise oder um eines andern willen gut und böse ist. Dies nennt man auch das relativ- oder bedingte Gute und Böse. Gut und böse heißt also bald so viel als recht und unrecht, was durch das Sittengesetz geboten oder verboten ist; bald so viel als nützlich und schädlich, was irgend etwas Angenehmes oder Unangenehmes hervorbringt. Wenn daher menschliche Handlungen beurtheilt werden sollen, ob sie gut oder böse seyen, so muß vor allen Dingen bestimmt werden, in welcher Hinsicht; denn anders muß das Urtheil ausfallen, wenn man fragt, ob eine Handlung recht oder unrecht, als wenn man fragt, ob sie nützlich oder schädlich sey. D.

Guthrie (William), wohl als Herausgeber eines großen universalhistorischen Werkes, sonst aber nicht sehr ehrenvoll als Schriftsteller bekannt, war 1708 zu Brichen in Schottland geboren und anfangs in seiner Heimath Schulmann. Familienverhältnisse zwangen ihn, seine Heimath zu verlassen. Er kam nach London, beschäftigte sich dort mit Schriftstellerei und verkaufte seine Feder jedem, der ihn bezahlte. Das Ministerium belohnte seine ihm geleisteten Dienste 1745 mit einer jährlichen Pension, die er bis zu dem Ende seines Lebens, d. 19. März 1770, bezog. Eine ungewöhnliche Leichtigkeit in Bearbeitung der verschiedenartigsten Gegenstände eignete ihn mehr für Schriften, die schnell zu Stande kommen mußten, als für solche, die fleißige Ausarbeitung erheischten. Es fehlte ihm nicht an Talenten und auch nicht an Kenntnissen, allein da er seine Schriften sehr eilig arbeiten mußte, sind sie voll Nachlässigkeiten und Irrthümer. Den-

noch war er sehr gesucht und konnte die Bestellungen der Buchhändler kaum genugsam fördern. Sein Name prangt vor einer ungeheuern Menge von Compilationen. Seine Weltgeschichte gab er in Verbindung mit Gray heraus. Man hat von ihm noch eine Geschichte von England, eine Geschichte von Schottland, aber niemand lies't sie mehr. Das einzige Werk, das noch jetzt Verdienste hat, ist die Grammatik der Geschichte, Geographie und des Commerzes, die man aber dem Buchhändler Knox zuschreibt.

Guttenberg (Johann). Dieser berühmte Deutsche, der als der wahre Erfinder der Buchdruckerkunst anzusehen ist, hieß eigentlich Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch von Guttenberg, war aus ritterlichem Geschlecht um das Jahr 1400 zu Mainz geboren, und starb ebendaselbst 1468. Von seiner Erfindung und deren stufenweisen Ausbildung s. Buchdruckerkunst.

Gutturalbuchstaben, Kehlbuchstaben, d. h. solche, die vorzüglich durch die Kehle ausgesprochen werden, z. B. h, ch, k.

Guy von Arezzo oder Guido Aretin. So berühmt dieser Name in der Musik ist, eben so schwierig ist es doch, die Gründe dieser Berühmtheit genau zu erörtern. Wenn man der öffentlichen Stimme und den Versicherungen vieler Schriftsteller glauben darf, so ist Guido der Vater und Schöpfer der neuern Musik, erfand die Tonleiter, oder erweiterte sie doch, und führte die Punkte, welche noch jetzt zur Bezeichnung der Noten dienen, und die sechs Musiksylben ut, re, mi, fa, sol, la ein, die bei dem damals eingeschränkten Gesange zur Bezeichnung der nöthigen Töne (c, d, e, f, g, a) hinreichend waren. Auch wird er als Erfinder der Musikschlüssel und des Monochords genannt. So wenig sich diese Angaben mit Gewißheit erörtern lassen, eben so liegen die Umstände seines Lebens in Dunkelheit. Wie es scheint, ward er gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts geboren, und trat früh in das Benedictinerkloster von Pomposa in Ferrara, wo er eine Musikschule errichtete, in welcher er sich der von ihm gemachten Erfindungen bediente, und in ungleich kürzerer Zeit, als es bei den bisherigen unvollkommenen Methoden möglich gewesen war, geschickte Schüler bildete. Er wurde darüber von seinen Collegen und Nebenbuhlern angefeindet und sah sich genöthigt, in ein anderes Kloster überzugehen, kehrte jedoch vielleicht später dahin zurück. Papst Johannes XIX. (nach Andern XX.), bis zu welchem sein Ruf gedrungen war, lud ihn durch drei Abgeordnete zu sich. Guy erschien in Rom, machte seine Methode auch hier bekannt, und erwarb sich den Beifall des Papstes, so wie allgemeine Bewunderung. Seine Werke, welche ein großes Studium in der Tonkunst sowohl, als auch der Werke seiner Vorfahren verrathen, sind erst nach fast 800 Jahren von dem Abt Gerbert in den Klosterbibliotheken entdeckt und bekannt gemacht worden.

Guyon (Jeanne Marie Bouvières de la Mothe), s. Quietismus.

Gyges, s. Centimanen.

Gyges, ein Günstling des lydischen Königs Kandaules, welcher, um ihn von der Schönheit seiner Gemahlin durch den Augenschein zu überzeugen, ihm dieselbe einst zeigte, als sie sich entkleidet niederlegte. Diese Unverschämtheit erzürnte die Königin dermaßen, daß sie dem Gyges die Wahl ließ, entweder ihren Gemahl zu ermorden, und als ihr Gatte das Königreich zu beherrschen, oder

selbst seine strafbare Neugier mit dem Tode zu bezahlen. Gyges ermordete daher, nachdem er vergebens den Entschluß der Königin bestritten hatte, den Kandaules und ward von dem delphischen Orakel in der Herrschaft bestätigt. Die Fabel spricht von einem Zauberringe, den Gyges als Hirt in einer unterirdischen Höhle gefunden, und welcher die Kraft gehabt habe, seinen Besitzer unsichtbar zu machen, sobald dieser den Stein desselben einwärts kehrte. Mit Hülfe dieses Ringes soll er die Umarmungen der Königin genossen und seinen Herrn ermordet haben. Den Ring des Gyges besitzen, wurde nachher sprichwörtlich bald von wankelmüthigen, bald von boshaften und listigen, bald von glücklichen Leuten gebraucht, die Alles, was sie wünschen, erlangen.

Gymnasium hieß bei den Spartanern der öffentliche Ort, wo die Jugend sich nackt (daher auch der Name, von Gymnos, nackt) im Springen, Laufen, dem Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze, dem Ringen und Faustkampf oder dem sogenannten Fünfkampf (Pentathlon, quinquertium) übte. Dieses spartanische Institut wurde nachher in den meisten Städten Griechenlands und zu Rom unter den Cäsaren nachgeahmt, blieb aber nicht auf die körperlichen Übungen eingeschränkt, sondern dehnte sich auch auf die Übungen des Geistes aus, indem hier die Philosophen, Rhetoriker und Lehrer anderer Wissenschaften ihren Unterricht ertheilten. In Athen waren fünf Gymnasien, unter denen die Akademie, das Lyceum und Kynosarges die drei berühmtesten waren. In dem ersten lehrte Platon, in dem zweiten Aristoteles, in dem dritten Antisthenes. Diese Gymnasien waren in den ältesten Zeiten bloß freie, geebnete, mit einer Umfassung eingeschlossene Plätze mit Abtheilungen für die verschiedenen Spiele. Um Schatten zu erhalten, pflanzte man Reihen von Platanen. Nachher wurden die Alleen in Säulengänge verwandelt, und unter diesen verschiedene Behältnisse angelegt; endlich wurden die Gymnasien eine Menge an einander hängender Gebäude, die geräumig genug waren, mehrere Tausende zu fassen. Von der Einrichtung und Anordnung derselben hat Vitruv in seinem Werk über die Baukunst (5, 11) eine genaue Beschreibung gegeben. Indeß enthielten manche Gymnasien bald mehr, bald weniger Theile, alle aber außerdem noch eine Mege anderer Verzierungen. Hier fand man die Statüen und Altäre des Mercur und Hercules, als der Götter, denen die Gymnasien geheiligt waren, oft auch des Theseus, als des Erfinders der Kunst zu ringen; Statuen von Helden und berühmten Männern, Gemählde und Basreliefs, Gegenstände der Religion und Geschichte darstellend. Eine gewöhnliche Verzierung der Gymnasien waren Hermen. So versammelte sich hier alles, was Jünglinge in den Künsten des Friedens und Krieges unterrichten, erheben und begeistern konnte, und der Staat, Künste und Wissenschaften erhielten sich blühend, so lange die Gymnasien gehörig unterhalten und geschützt wurden. Mehrere Aufseher und Lehrer waren hier angestellt. Der Vorsteher hieß Gymnasiarch, die Lehrer der gymnastischen Übungen Gymnasten, die Vorsteher dieser Übungen Pädotriben, welche nur mit dem Practischen zu thun hatten, während die Gymnasten die Theorie lehrten. Xystarchen hießen die, welche den Übungen in den Xysten (Stadien) vorstanden. Bisweilen nennt man ein solches Gymnasium auch Palästra, welche eigentlich nur der Theil war, wo diejenigen, welche sich förmlich zu Athleten, d. h. zu Kämpfern in den öffentlichen Spielen, bilden

wollten, im Faustkampf geübt wurden. Ignara ist der Meinung, daß zu der Zeit, wo die Philosophen u. A. hier zu lehren anfingen, ein Unterschied zwischen Gymnasium und Palästra gemacht worden sey: diese habe nun den Platz für die körperlichen Übungen, jenes den Platz für den geistigen Unterricht bezeichnet. In diesem Sinn hat man denn auch in neuern Zeiten die öffentlichen gelehrten Schulen, in denen man die Schüler auf die Universität vorbereitet, Gymnasien genannt. In Rom hatte man zur Zeit der Republik keine Gebäude, die man mit den griechischen Gymnasien vergleichen könnte, unter den Cäsaren aber lassen sich die öffentlichen Bäder damit vergleichen und man kann sagen, daß die Gymnasien in den Thermen untergingen.

Gymnastik nennt man die Kunst, dem Körper nach den Regeln durch Übungen Fertigkeit, Behendigkeit, Dauerhaftigkeit und Gesundheit zu verschaffen, kurz, die Kunst der Leibesbewegungen. Wort und Sache sind griechischen Ursprungs, denn in Griechenland bildete man zuerst diese Bewegungen zur Kunst aus (s. Gymnasium). Man unterschied daselbst drei Arten von Gymnastik: die kriegerische, welche sich auf das Bedürfniß des Angriffs und der Vertheidigung bezog, die medicinische, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckte, und die athletische, die berühmteste unter allen, welche ihren Ursprung dem Vergnügen verdankt, und dem Verlangen, von seiner Kraft und Geschicklichkeit öffentliche Beweise abzulegen. Die erste Art bestand in Übungen des Laufens zu Fuß, Pferd und Wagen, im Springen, Ringen, Werfen und Bogenschießen; die zweite vereinigte mit einigen der ersten Tanz, Ballspiel, Bäder und Salbungen, und der Arzt Heradikos soll sie, kurz vor Hippokrates, in die Medicin eingeführt haben, zur dritten Art gehörte alles, wessen ein Athlet bedurfte, um in den öffentlichen Spielen den Sieg zu erhalten. Diese dritte Art nennt man bald Athletik, weil die Übung in Kämpfen bestand, bald Gymnik, weil man nackt kämpfte, bald Agonistik, weil sie Hauptgegenstand der öffentlichen Spiele war. Um diese Kunst zu üben, reichte man mit den gewöhnlichen Vorbereitungen der Gymnasien nicht aus, sondern bedurfte noch ganz anderer und schwererer in der Palästra. Durch eine eigens dazu angeordnete Lebensart wurden die Athleten zu ihrer Kunst vorbereitet. Man sieht übrigens leicht, daß diese Eintheilung mehr zufällig ist, als in dem Wesen der Kunst selbst gegründet, und daß sie keinesweges alle hier aufzuführenden Übungen umfaßt. Abgesehen von aller Anwendung, zerfallen die Leibesbewegungen in zwei Classen: 1. in solche, die allein durch die eigne Bewegung des Körpers vollbracht werden, und 2. solche, zu denen noch ein fremdes Bewegbares hinzukommt. Zu der ersten Classe gehören Gehen, Balanciren, Laufen, Tanzen, Springen (Voltigiren), Klettern, Werfen, Schleudern, Ringen, Fechten, Schwimmen; zu der andern Reiten und Fahren. Sollen alle diese Übungen wahrhaft gesetzmäßig getrieben werden, so muß die ganze Kunst der Gymnastik von einer in den Gesetzen der Mechanik begründeten Theorie ausgehen. Um eine solche hat sich die neuere Zeit Verdienste erworben, in welcher man den ungemeinen Nutzen dieser kunstmäßig betriebenen Übungen wieder gehörig gewürdigt und die Gymnastik unter dem Namen Turnkunst wieder in den Jugendunterricht eingeführt hat. S. Turnkunst.

Gymnosophisten nannten die Griechen die indischen Philosophen, weil sie, der Sage nach, unbekleidet gingen. Von ihren philosophischen Systemen haben wir sehr unvollkommene Nachrichten, und wissen nur so viel, daß sie das Wesen der Philosophie in stete Contemplation und in die strengsten ascetischen Übungen setzten, wodurch sie die Macht der Sinnlichkeit zu bekämpfen suchten. Sie verbrannten sich oft lebendig selbst, um desto eher in einen reinen Zustand überzugehen, wie z. B. Calanus in Alexanders Gegenwart, und Zarimarus zu Athen, als August sich daselbst befand. Die Unbekanntschaft der Alten mit Indien machte übrigens, daß man viel Wunderbares von ihnen erzählte.

Gynäceum (Gynäkeion, Gynäkonitis). Die Griechen lebten mit ihren Frauen nicht nach der Weise der Neuern in einer engen freundschaftlichen Vertraulichkeit, sondern in einer gewissen Absonderung, welche aus den frühern Zeiten zurückgeblieben war, wo die Weiber als Sklavinnen und Eigenthum der Männer angesehen wurden. Jene bewohnten daher auch einen abgesonderten Theil des Hauses, welcher Gynäceum (Frauengemach, Frauenzwinger) hieß, und in dem innern entlegensten Raume des Gebäudes, noch hinter dem Hofe befindlich war.

Gyps oder schwefelsaurer Kalk wird fast in ganz Europa und in den übrigen Erdtheilen angetroffen, und macht häufig 20 bis 25 Lachter, manchmal aber auch nur ein Fuß mächtige Lager in Flötzgebirgen aus, welche mit Flötzkalk, Stinkstein und Schieferthon abwechseln; ja oft macht er sogar das Tagegebirge aus; allein sie erreichen nie eine beträchtliche Höhe, und alle Gypsgebirge haben das Charakteristische, daß sie Versteinerungen aus der organischen Welt enthalten. Oryktognostisch unterscheidet man die Gypsgattung, welche überhaupt als Folge ihrer leichten Auflöslichkeit sehr crystallinisch ist, durch fünf Arten: als 1. erdigen Gyps, auch Himmelsmehl, Gypsmehl u. s. w. von seiner bröcklichen Gestalt genannt; 2. dichten Gyps oder Alabaster; 3. faserigen Gyps, auch Strahlgyps und Federgyps genannt; 4. körnigen Gyps, und 5. späthigen Gyps, auch Fraueneis und Marienglas genannt. Der Gyps wechselt in seinen Farben mannichfaltig ab. Die weiße Farbe geht durch alle Schattirung der grauen, rothen, gelben, braunen, aschfarbigen, rauchfarbigen und grünen, so wie bisweilen wiederum einige dieser Farben sich ins Weiße oder aus dem Braunen ins Gelbe, Rothe u. s. w. ziehen, und oft auch mehrere dieser Farben streifen- und fleckenweise bunt unter einander laufen. (Vergl. Alabaster.)

Gyromanthie (von den griechischen Wörtern Gyros, Kreis, und Manthia, Weißsagung) ist die Wahrsagekunst mittelst gewisser Kreise, welche der Wahrsager mit allerlei Feierlichkeiten beschreibt, und in denen er unter Hersagung von mysteriösen Zaubersprüchen und andern geheimnißvollen Gebräuchen umhergeht, wodurch seine Kunst in den Augen des Unerfahrnen, der an übernatürliche Dinge zu glauben geneigt ist, um so wunderbarer und zuverlässiger erscheint.

Gyrovagi, s. Mönchswesen.

H.

H, der achte Buchstabe im deutschen Abc. Im neuern Tonsystem bezeichnet H die siebente diatonische Klangstufe, oder die zwölfte und letzte Saite der diatontsch-chromatischen Tonleiter. S. Ton, Tonleiter.

Haag, die Residenz des Königs der Niederlande, eine offene Stadt in Holland unter 52° 4′ N. B. und 4° 18′ O. L., fast 7 Meilen südwestlich von Amsterdam, 2½ Meile von Leyden, und eine gute halbe Meile vom Strande der Nordsee entfernt. Die Bevölkerung beträgt fast 40,000 Seelen. Die Stadt liegt höher und trockener, als die meisten andern in Holland, daher die Luft auch sehr rein und gesund ist. Die Umgebungen sind wegen der vielen herrlichen Gärten ungemein reizend. Die Straßen sind breit, und dabei von hohen Baumgängen eingefaßt. Gepflastert sind sie mit hellfarbigen Ziegelsteinen, die äußerst dicht zusammengefügt sind. An einer Seite der Stadt ist ein breiter Canal, beständig mit Fahrzeugen bedeckt, an der andern ein trefflicher Wald, ungefähr eine halbe Meile im Durchschnitt: die übrigen Seiten der Stadt sind von schönen Wiesen und trefflichen Landsitzen umgeben. In der Stadt selbst ist die sogenannte Beiver-Burg die schönste Abtheilung. Doch verdient der Statthalterpallast keine besondere Aufmerksamkeit, weil er einen unregelmäßigen Haufen alter Gebäude darstellt. Der Haag war nämlich ursprünglich eine alte Domäne der Grafen von Holland, daher man sonst auch Grafenhaag zu sagen pflegte. Wichtig ist noch das treffliche Museum der Prinzen von Oranien, welches zwar von den Franzosen weggeführt, aber seit dem Frieden wieder an Ort und Stelle gebracht worden ist.

Haare nennen wir die dünnen, kegelförmigen, mehr oder minder biegsamen und elastischen Fäden, welche dem Körper der mehresten Säugthiere zur Bedeckung und zum Schutz gegen Nässe, Kälte und Verletzung dienen, wozu sie auf das zweckmäßigste eingerichtet sind. Das Haar gleicht gewissermaßen einem Zwiebelgewächs, und ist vermöge einer zwiebelartigen Wurzel in der Fetthaut befestigt. Der Nahrungssaft wird in derselben durch unendlich kleine, hohle Canäle emporgeleitet; denn untersuchen wir das Haar unter dem Mikroscop, so finden wir, daß es aus drei besondern Theilen zusammengesetzt ist, nämlich aus dem äußern Überzuge, der innern Röhre und dem in derselben enthaltenen Marke. Der äußere Überzug von dlichtgallertartiger Substanz ist durchsichtig, und gibt dem Haare die große Dauer gegen die Einwirkung der Luft und Witterung, so daß es der Verwesung nicht selten Jahrhunderte lang trotzt. Unter diesem Überzuge, der wenigstens bei dem Menschen immer durchsichtig und ungefärbt ist, liegen mehrere äußerst feine Röhren dicht neben einander, welche nicht nur unter sich, sondern auch mit diesem in Verbindung stehen, und ein aus einer flüssigen und einer weichen festen Substanz bestehendes Mark enthalten. Jene ist zäh und gibt dem Haare seine Farbe; diese dagegen ist ein zartes, un-

endlich feines Gewebe von glänzenden Fasern, das aus der Zwiebel seinen Ursprung nimmt. Aber zwischen den Haaren der einzelnen Thiere findet eine außerordentliche Verschiedenheit Statt, sowohl in der Länge, der Feinheit, der Farbe, der Biegsamkeit und Geschmeidigkeit, als auch in der Structur. Auch bei den Pflanzen, besonders an dem Stengel, auf den Blättern, den Kelchen, den Blumenblättern und der Frucht finden wir gewisse dem Haar ähnliche Fasern, an denen wir eine eben so große Verschiedenheit, wie an den Thierhaaren wahrnehmen. Einige verhärten sich zu Stacheln und gleichen den Borsten; andere sind sehr fein und weich, und noch andere gleichen der Wolle u. s. w. Auch sie sollen vermuthlich die zarte Oberfläche der Pflanze schützen, haben aber außerdem, wenigstens in vielen Fällen, noch die Bestimmung, die in der Luft enthaltenen und die Gewächse nährenden Feuchtigkeiten aufzufangen und einzusaugen.

Haargefäße, Haargefäßsystem. Die letzten Endungen der Schlagadern, welche ihrer außerordentlichen Feinheit wegen mit einem Haare verglichen werden. Alle Arterien endigen sich zuletzt in Haargefäße, in welchen der arterielle Charakter verlischt und der Indifferenzstand, ein Schweben zwischen Arteriosität und Venosität, eintritt. Die Haargefäße vervielfältigen sich auf bewundernswürdige Weise, bilden größtentheils die absondernden Organe und stellen Büschel, Sterne, Pinsel, ein filzartiges Gewebe u. s. w. dar. In ihnen herrscht gänzlich die Plasticität (Productivität, der Bildungstrieb) und das Blut wird theils in die Masse des Organs, zu dem sie gehören, verwandelt, z. B. in Muskelfaser, oder die abzusondernden Stoffe werden aus ihm geschieden, z. B. seröse (wässerige) Flüssigkeit oder Dunst, oder andere aus ihm gebildet, z. B. Galle u. s. w. oder die ernährenden Stoffe zum Ersatz der abgegangenen in ihm abgesetzt.

Haarröhrchen nennt man alle sehr enge und feine Röhrchen, wegen der Ähnlichkeit mit den feinen Canälchen in den Haaren der Menschen und Thiere. Die Weite derselben kann sehr verschieden seyn, und selbst ein Sechstel-Zoll betragen. Man verfertigt sie zum physikalischen Gebrauch am gewöhnlichsten aus Glas. Der Erfahrungssatz, daß flüssige Körper, wenn sie in ihren Theilen schwächer zusammenhängen, als mit den Theilen eines festen Körpers, in den aus leztern gemachten Gefäßen mit einer concaven Fläche, oder am Rande höher stehen, als in der Mitte, findet sich auch durch die Erscheinungen mit den Haarröhrchen bestätigt. Sie sind an beiden Enden offen; stellt man ihre untere Öffnung in eine Flüssigkeit, die am Glase zerfließt: so steigt dieselbe in kurzer Zeit darin in die Höhe und erhebt sich über die Oberfläche der äußern Flüssigkeit, und zwar zu einer größern oder geringern Höhe nach der Enge der Röhre und der Beschaffenheit der Flüssigkeit. Ist das Haarröhrchen aber nicht offen, so verhindert die darin eingeschlossene Luft das Aufsteigen der Flüssigkeit. Diese steht in dem Röhrchen an den Seiten ebenfalls höher als in der Mitte; aber bei der geringen Weite fließt der Ring, den sie an den Seiten bildet, zusammen. Wegen der fortwirkenden Ursachen der Cohäsion steigt die Flüssigkeit nun abermals höher, fließt wieder zusammen u. s. w., bis endlich das Gewicht der Säule der in dem Haarröhrchen aufgestiegenen Flüssigkeit im Gleichgewicht steht mit der Cohäsion, die zwischen dem Glas und der Flüssigkeit obwaltet; wodurch dem Aufsteigen ein Ende gemacht

wird. Poröse Körper, welche die Flüssigkeit in sich ziehen, z. B. Schwämme u. dgl., sind als Zusammensetzungen von Haarröhrchen zu betrachten. Die Theorie der Haarröhrchen erklärt eine große Anzahl von Erscheinungen in der Natur, z. B. das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen, und überhaupt in jedem Naturkörper, der ein Gewebe von zarten Röhrchen bildet.

Haas (Wilh.), geboren zu Basel 1741. Sein Vater war ein geschickter Schriftgießer und Matrizenschneider. Der Sohn zeigte schon in früher Jugend große Talente für die väterliche Kunst, welche er in der Folge so vervollkommnete, daß seine Schriftgießerei die berühmteste nicht nur in der Schweiz, sondern auch in ganz Deutschland wurde. Er dehnte aber die Schriftgießerei noch weiter aus, und erfand die Kunst, Matrizen zu Landkarten zu gießen, und durch Zusammensetzen derselben sehr genaue Landkarten zu verfertigen, wofür er von der Kaiserin Catharina und dem Könige von Neapel kostbare Geschenke erhielt. Allein sein unermüdeter Geist schränkte sich nicht auf die unmittelbaren Gegenstände seiner Kunst ein; besonders excellirte er als Ingenieur und Artillerist, und trug vornehmlich zur guten Einrichtung des baseler Zeughauses bei. Eben so zeichnete er sich durch landwirthschaftliche und besonders forstwissenschaftliche Kenntnisse aus, und machte ausschließend zu diesem Endzweck im J. 1797 eine Reise durch Deutschland. Bei der Revolution wurde er zum Repräsentanten des Cantons Basel in den helvetischen großen Rath gewählt, und als ältestes Mitglied desselben führte er in der ersten Sitzung das Präsidium. Im Anfange des Jahrs 1799 wurde er zum Generalinspector der helvetischen Artillerie mit dem Charakter eines Brigadechefs ernannt, und als solcher commandirte er die Artillerie der helvetischen Elitenbataillone zu Anfang des Feldzugs jenes Jahrs, errichtete nachher in der Abtei St. Urban eine Artillerieschule und starb im J. 1800.

Habakuk, ein jüdischer Prophet, der im letzten Jahrhunderte des Reichs Juda um 600 v. Chr. Geb. lebte, hat ein Gedicht von hohem lyrischen Schwunge hinterlassen. Klagen über die schrecklichen Verwüstungen der Chaldäer in Judäa und über den nahen Untergang dieses Reichs, Tröstungen und frohe Aussichten auf künftige Demüthigung der Sieger und neues Glück der Juden sind der Inhalt desselben. Der Genius dieses Dichters erregt die Bewunderung Aller, die seine Schönheiten zu fassen vermögen. Bei aller Kühnheit, Gluth und Fülle seiner Einbildungskraft hat doch seine Sprache eine seltene Reinheit und sein Versbau einen Wohllaut, der auch denen, die nicht an das hebräische Idiom gewöhnt sind, fühlbar wird. Alle seine Worte sind Charakter und Leben, es gibt nichts Furchtbareres, wo er schrecken, nichts Beißenderes, wo er spotten, nichts Erquickenderes, wo er trösten will. Vergl. Eichhorns Einleitung in das Alte Testament. Eine gelungene Übersetzung seines Gedichts lies't man im 4ten Theile der Übersetzung des A. T. von Augusti und de Werte. E.

Habeas=Corpus=Acte. Habeas corpus, heißt in der englischen Justizverfassung eine gerichtliche Verordnung, um Gefangene von einem Gerichtshofe zu einem andern, zu leichterer Verwaltung der Gerechtigkeit, bringen zu können. Es gibt dergleichen Verordnungen mancherlei Art, z. B. habeas corpus ad respondendum, satisfaciendum prosequendum, testificandum, deliberandum u. s. w. Es gibt auch eine allgemeine Verordnung ad faciendum et re-

cipiendum, gewöhnlich habeas corpus cum causa genannt, welche von den Gerichtshöfen von Westminsterhall erlassen, und wodurch dem untern Richter befohlen wird, die Person des Beklagten, nebst einer Angabe des Tages und der Ursache seiner Verhaftung auszuliefern, um zu thun und zu empfangen, was der königl. Gerichtshof für nöthig erkennen wird. Die wichtigste Verordnung dieser Art, und die wirksamste zur Behauptung der persönlichen Freiheit in allen Fällen ungesetzlicher Einkerkerung ist die habeas corpus ad subjiciendum benannte. Diese kann, als ein hohes Vorrecht, nur von dem Gerichtshofe der Kingsbench erlassen werden, vermittelst eines Fiat von dem Oberrichter oder einem andern Richter, und zwar in alle Theile des Königreichs. Gleich allen andern Prärogativ = Verordnungen darf sie nur auf ausdrückliche Anregung und nicht von freien Stücken erlassen werden, auch nicht ohne Angabe der Ursache, warum die außerordentliche Gewalt der Krone zur Unterstützung einer Parthei aufgerufen worden ist. Dieß ist um so vernünftiger, weil, wenn sie einmal bewilligt ist, derjenige, an den sie gerichtet worden, keine Entschuldigung entgegen setzen kann, warum er die Person des Gefangenen nicht ausliefern will. Bei jeder Verhaftung wird daher nothwendig die Angabe der Ursache erfodert, warum sie geschieht. Nun kann der obere Gerichtshof nach Erlassung eines habeas corpus ihre Gültigkeit untersuchen und nach Befinden der Umstände das Verfahren einrichten. Die englischen Gesetze sind in Beschützung und Vertheidigung der persönlichen Freiheit der einzelnen Staatsbürger außerordentlich sorgfältig und können durch das bloße Gutbefinden einer Obrigkeit, ohne ausdrückliche gesetzliche Erlaubniß, nicht beeinträchtigt werden. Die Magna charta bestimmt, daß kein freier Mann verhaftet oder eingekerkert werden soll, außer durch ein gesetzliches Urtheil seines Gleichen (aequalium) oder durch ein Landesgesetz; und manche alte Statuten haben später verordnet, daß Niemand verhaftet oder eingekerkert werden darf auf eine Angabe oder Bitte an den König oder dessen Rath, sondern nur in Folge einer legalen Anklage und eines rechtlichen Prozesses. Die Verordnung des habeas corpus gewährt ein hinreichend wirksames Gegenmittel in allen Fällen ungesetzlicher Verhaftung; allein dieses Gegenmittel wurde seiner Kraft ganz beraubt in den ersten Jahren der Regierung Carls I., indem der Gerichtshof der Kingsbench bestimmte, daß auf ein habeas corpus für keinen Gefangenen gebürgt oder derselbe ausgeliefert werden sollte, wenn er, obgleich ohne angegebene Ursache, auf besondern Befehl des Königs oder durch die Lords des geheimen Raths verhaftet worden wäre. Diese ungesetzliche Verordnung zog eine parlamentarische Untersuchung nach sich, und veranlaßte die Bitte um Recht (petition of right), welche bestimmte, daß kein freier Mann verhaftet oder gefangen gehalten werden kann ohne angegebene Ursache, wogegen er sich dem Gesetz gemäß vertheidigen kann. Indessen wurden in den folgenden Jahren mehrere Umgehungen dieser petition versucht, und mehrere Mittel in Anwendung gebracht, um sie aufrecht zu erhalten, bis endlich im Jahre 1676 eine willkührliche Verfügung Carls II. gegen die bestehenden Gesetze zu der berühmten Habeas-corpus = Acte Veranlassung gab, welche von den Engländern als eine zweite Magna charta des Reichs betrachtet wird, und worin die Art und Weise wie man ein habeas corpus erhalten kann, so klar bestimmt und fest begründet ist, daß, so lange dieses Gesetz besteht, kein englischer Un-

terthan lange im Gefängniß gehalten werden kann, außer in den Fällen, wo es das Gesetz erfodert und rechtfertigt. Bisweilen kann jedoch, wenn der Staat in Gefahr ist, eine temporäre Suspension der Habeas-corpus-Acte Statt finden, die executive Gewalt darf diese Fälle nicht bestimmen. Nur die gesetzgebende Gewalt oder das Parlament kann die Krone ermächtigen, die Habeas-corpus-Acte auf eine bestimmte Zeit zu suspendiren, um verdächtige Personen zu verhaften, ohne einen Grund deshalb anzugeben. Jedoch darf zu diesem Mittel nur in Fällen der dringendsten Noth geschritten werden. Ein solcher Fall trat im Jahre 1817 auf Veranlassung der in mehrern Theilen des Reichs ausgebrochenen Unruhen ein, und hatte auch schon in den Jahren 1793 und 1794 Statt gefunden.

Häberlin, (Carl Friedr.) geh. Justizrath und Professor der Rechte zu Helmstädt, war daselbst 1756 geboren, der Sohn des in seiner Zeit berühmten deutschen Staatsrechtslehrers Franz Dominikus Häberlin. Er studirte die Rechte, und bildete sich ferner aus als Rechtsgelehrter in der Justizkanzlei zu Wolfenbüttel, einem wegen seiner strengen Gerechtigkeitsliebe und unbestechbaren Redlichkeit geachteten Collegio. Von Wolfenbüttel ging Häberlin als Professor des deutschen Staatsrechts nach Erlangen, wo er die Materialien zu seinem Repertorium für deutsches Staats- und Lehnrecht sammelte, und mit einer Literatur dieser Wissenschaft seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete. Bald darauf erhielt er den Ruf zu einer juristischen Professur in Helmstädt. In seinem Handbuche des deutschen Staatsrechts vereinigte er die gründliche Forschung und Gelehrsamkeit mit edler freimüthiger Kühnheit, trat fest in Schlözers Fußtapfen, und begründete so seinen Ruhm. Er wurde oft zu öffentlichen Geschäften gebraucht, oft in wichtigen Streitpunkten, welche in sein Hauptfach schlugen, zum Schiedsrichter aufgefodert. Am berühmtesten machte ihn die Berlepschische Streitsache, denn der verfolgte, seines Amts als Hofrichter durch einen Machtspruch entsetzte Mann wählte Häberlin zu seinem Sachwalter, und dieser führte das anvertraute Amt, so lange Berlepsch seinen kühlern Rathschlägen folgte, mit edler Freimüthigkeit und thätigem Eifer. Durch seine Staatsanzeigen, worin der Geist der Zeit mit Beziehung auf Thatsachen trefflich dargestellt war, erhob sich Häberlins Ruhm noch mehr, und der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand glaubte in ihm den besten Mann zu finden, den er als seinen Geschäftsträger bei der Reichsdeputation zu Rastadt anstellen müsse. Häberlin, zum geh. Justizrath ernannt, rechtfertigte ganz dieses Vertrauen, und hatte scharf beobachtend den wahren Gang der deutschen Angelegenheiten so richtig gefaßt, daß er den unvermeidlichen Wiederausbruch des Kriegs und Deutschlands nahes schreckliches Schicksal seinem Fürsten mit Bestimmtheit voraussagte. Nach Errichtung des Königreichs Westphalen ward Häberlin zum Reichsstand und Mitglied der Gesetzcommission ernannt; aber diese Laufbahn war kurz. Von heftiger Krankheit ergriffen, mußte der treffliche Mann sich von Cassel nach Helmstädt zurückbegeben, und starb wenige Tage nach seiner Ankunft (1809) in der Mitte seiner Familie. Sein mündlicher Vortrag war gründlich, aber nicht angenehm, die Talente des Redners fehlten und die Würze, welche dadurch auch einer an sich trocknen Wissenschaft gegeben werden kann; daher hat er nie ein zahlreiches Auditorium gehabt. zz.

Habesch oder Habessinien, auch Abyssinien, sonst Aethi-

opien oder das Mohrenland, unter dem 6ten bis 16ten Grade nördlicher Breite gelegen, bei 20,000 Q. M. groß, ist im Norden von Nubien, im Osten vom rothen Meer, im Süden und Westen von Adel, Ajan und Nigritien begränzt, und voll hoher Gebirge, auf denen der Nil entspringt. Eine Bevölkerung von 1,800,000, größtentheils arabischen Bluts, mit Juden, Türken und Negern vermischt, ein kriegerischer Geist und Reichthum an Producten zum Handel gibt diesem alten Reiche im Mittelstriche von Afrika ein bedeutendes Gewicht, welches von einem Kaiser, der große Negus genannt, beherrscht wird. Er vererbt die Krone auf seine Söhne, doch so, daß unter diesen die Wahl entscheidet. Landesproducte sind Gold, Eisen, Bergsalz, Getreide und edle Früchte. Die Hauptstadt ist Gondar. Der Handel, dessen Gegenstände hauptsächlich Gold, Elfenbein, Gewürze u. s. w. sind, ist in den Händen der Juden, Armenier und Türken. Die herrschende Religion ist die christliche, nach den Begriffen des arabischen Hauptstammes der Einwohner eigenthümlich modificirt, so daß man die Habessinier als eine besondere Christensecte betrachten muß. Sie haben mehr als irgend eine andere vom Judenthume beibehalten, Knaben und Mädchen werden beschnitten, die Mosaischen Verbote in Rücksicht der Speisen und Reinigungen beobachtet, der Sabbath wird gefeiert und die Altäre haben die Gestalt der jüdischen Bundeslade. Im Glauben folgen die Habessinier dem monophysitischen Lehrbegriff (s. den Art. Monophysiten), beim Gottesdienst brauchen sie die Bibel und auch die apokryphischen Bücher in der Gheez-Sprache, welches ihre Bücher- und Urkundensprache ist, Taufe und Abendmahl verrichten sie nach Art der griechischen Kirche, mit der sie auch Fasten und Festtage gemein haben, und bedienen sich nur am Grünendonnerstage des ungesäuerten Brotes. Eigen ist es ihnen, daß die Vornehmern größere Stücken Brot beim Abendmahl erhalten und niemand vor dem 25sten Jahre zu diesem Sacramente zugelassen wird, weil sie behaupten, daß niemand vor diesem Alter eine eigentliche Sünde begehen könne, und daher selig werde, wer früher stirbt. Die Todten halten sie für unrein und eilen mit ihrer Beerdigung. Ihre kleinen, runden, mit kegelförmigen Strohdächern bedeckten Kirchen stehen auf Hügeln von Cedern umgeben in der Nähe fließenden Wassers; inwendig hängen sie voll schlechter Gemälde. In diesen Kirchen muß, wie in den griechischen, jedermann stehen, die Schuhe müssen vor der Thüre abgelegt und jede Unreinigkeit vermieden werden; auch wer vorbeireitet, muß absteigen und eine Strecke zu Fuß gehen. Der Gottesdienst besteht nur im Vorlesen biblischer Stellen und Austheilen des Abendmahls, von Predigt und Kirchengesang weiß man nichts. Die meist sehr unwissenden Geistlichen sind verheirathet und werden an dem Kreuze erkannt, das sie beim Ausgehen in der Hand tragen und zum Küssen darbieten. Das Oberhaupt der habessinischen Kirche heißt Abuna (unser Vater), und wird gewöhnlich aus koptischen Priestern gewählt, da Habesch mit den Kopten in Kahira Gemeinschaft hält. Der Abuna ordinirt durch Anblasen und Kreuzmachen, und lebt von den Gebühren für diese Ordination und dem Ertrage einiger Ländereien. Unter ihm stehen die Kamosats oder Oberpriester der Weltgeistlichen, die Schriftgelehrten und die Mönche. Diese geben vor vom Orden des h. Antonius zu seyn, und gehören zwei verschiedenen Congregationen an. Die von der Stiftung des Abts Tecla Haimanot, der das

Mönchsleben um 620 in Habesch ordnete, ist die ansehnlichste und hat mehrere, von unverheiratheten Mönchen bewohnte, wohldotirte Klöster, die ein gemeinschaftlicher Superior regiert. Die Klöster von der Stiftung des Abts Eustasius bestehen nach Art der alten Lauren aus Hütten um eine Kirche her, in denen die Mönche meist mit Weib und Kind wohnen und sich von Ackerbau und Handel nähren. Diese Congregation hat zwar Aebte, doch kein gemeinschaftliches Oberhaupt. Beide Arten von Mönchen, so wie die weniger zahlreichen Nonnen, die sich an keine Clausur binden, führen eine sehr freie Lebensart, ziehen umher, handeln auf Märkten, und scheinen das Gelübde der Keuschheit wenig zu achten. Im Ganzen hat die habessinische Geistlichkeit weder ausgezeichnete Kleidung, noch hierarchische Vorrechte. Der Kaiser, der den Titel Negus führt, übt auch in kirchlichen Angelegenheiten eine unumschränkte Gewalt aus. Er hat, obwohl die Habessinier streng auf Monogamie halten, allein das Vorrecht der Vielweiberei, residirt in der Hauptstadt Gondar und kann ein Heer von 40,000 M. ins Feld stellen. Eine so sonderbare Verfassung mußte die Aufmerksamkeit des Papstes, den die Habessinier nicht anerkennen, und seiner geistlichen Heere auf sich ziehen. Die Gelegenheit zu Unionsversuchen gab ein Krieg der Habessinier mit den Türken, in dem die Regentin Helena im Namen des minderjährigen Negus, David II., 1516 Hülfe bei den Portugiesen suchte. 1520 kam eine portugiesische Flotte mit Soldaten und Geistlichen nach Habesch, und da die Türken und Gallas (ein kriegerisches Bergvolk in Süden und Westen von Habesch) gegen Ende des 16ten Jahrhunderts durch Beistand der Portugiesen gänzlich zurückgeschlagen worden waren, erhielten diese eifrigen Catholiken ein Gewicht in Habesch, welches der Papst bald zu benutzen wußte. Er sandte Jesuiten, um Habesch zur römischen Kirche zu bekehren, und eine portugiesische Colonie, welche daselbst Fuß gefaßt hatte, unterstützte sie; der römische Cultus wurde auch wirklich im Anfange des 17ten Jahrhunderts eingeführt, der Jesuit Alphons Mendez 1626 zum Patriarchen von Habesch eingesetzt, die Sabbathsfeier verboten und die ganze Kirchenverfassung catholisirt. Allein diese Union war, wie der portugiesische Einfluß in Habesch, nur vorübergehend, der Negus Basilides trat 1632 seine Regierung damit an, daß er den Wünschen der größern, dem Catholicismus immer abgeneigten, Masse des Volks nachgebend, die portugiesischen Mönche und alle Catholiken sammt dem Patriarchen verjagte, die zurückgebliebenen Jesuiten aufknüpfen ließ, und die alte habessinische Religionsverfassung durchgängig wieder herstellte. Seitdem haben die Missionäre der Catholiken in Habesch ihren Eifer meist mit dem Leben büßen müssen, und die noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts fortgesetzten Versuche der römischen Propaganda, die Habessinier zu bekehren, sind fruchtlos geblieben. Dagegen hat sich ein besonderer abhängiger Staat der Juden im Westen von Habesch auf der rauhen Bergkette von Samen am Smaragdengebirge seit den ältesten Zeiten behauptet. Sie nennen sich Falaschas, d. h. Exulanten, ihren Staat Falasjan, haben ihre eigenen Könige und ihre besondere Regierungsform, bei der sie vom Negus gegen gewisse Abgaben, die sie ihm entrichten müssen, geschützt werden. Bruce fand daselbst einen jüdischen König Gideon und eine Königin Judith, die Bevölkerung an streitbaren jüdischen Männern gibt er auf 100,000 an. Die neuesten Nachrichten

über Habesch verdanken wir der Reisebeschreibung des Engländers Salt, der den Lord Georg Valentia 1802 bis 1806 begleitete und in Habesch gute Aufnahme fand. E.

Habsburg. An den Ufern der Aar, im Gaue dieses Flusses im helvetischen Canton Bern, erbaute Werner, Bischof von Straßburg im 11ten Jahrhundert, mitten unter steilen Felsen eine starke Veste, und nannte sie Habsburg (Habichtsburg). Werner war ein Enkel von Guntram dem Reichen, Grafen von Elsaß und Breisgau, der im 10ten Jahrhundert lebte und ein Sprößling von Ethico I., Herzog von Allemannien und Elsaß, aus dem 7ten Jahrhunderte, gewesen seyn soll. Kanzelin, Graf von Altenburg, Guntrams muthmaßlicher Sohn, war Werners Vater und residirte im Mittelpunkte seiner Güter, unweit Windisch, dem Hauptorte der ehemaligen römischen Colonie Vindonissa. Radbot, Werners Bruder, besaß die Grafschaft Klettgau, und hatte Ida, die Tochter Gerhards III., Grafen von Elsaß und Lothringen, zur Gemahlin; sein Sohn Otto starb 1046 ohne Erben, und so ward Werner alleiniger Besitzer der sämmtlichen Familiengüter. Er zuerst hieß Graf von Habsburg, und nannte sich selbst „Gründer des Schlosses Habsburg," wie dies die Eingangsworte der Stiftungsurkunde über die Abtei Mury beweisen, welche von ihm herrührt. Des Himmels Segen ruhte sichtbar auf diesem Hause; Heirathen, kaiserliche Schenkungen vergrößerten sein Besitzthum, und dadurch, daß die Grafen von Habsburg Anwälde, Beschützer der Abteien, Vogteien und benachbarten Cantone waren, gewannen sie auch einen mächtigen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. Albrecht III., Werners Urenkel, besäß große Güter in Schwaben, Elsaß, im Aargau, und erhielt die eigentliche fürstliche Würde, als er den Titel eines Landgrafen von Oberelsaß annahm. (Diesen Titel führten alle Nachkommen Albrechts III. von der habsburgischen und österreichischen Linie. Elsaß war damals in die obere und niedere Landgrafschaft getheilt; jene hieß zuweilen Sundgau, die letztere Nordgau; von dem Sundgau oder Oberelsaß waren die Habsburger Landgrafen.) Sein Sohn, Rudolph, erwarb hierzu noch die Reichsstadt Lauffenburg am Rhein und andere Strecken, denn er ward Vogt von Uri, Schwytz und Unterwalden; doch wurde ihm im Gange der politischen Ereignisse dies Vogtthum zweimal, theils gänzlich, theils bis auf Unterwalden entrissen, aber Kaiser Friedrich II., der ihn bestimmte, jenem Vogtthum zu entsagen, gab ihm dafür die Grafschaft Rheinfelden zur Entschädigung. Seine beiden Söhne, Albrecht und Rudolph, theilten nach ihres Vaters Tode (1232) seine Güter; auf Albrechts Antheil fielen das Schloß Habsburg und Güter im Aargau und Elsaß; Rudolph erhielt Ländereien im Breisgau und die Grafschaften Klettgau, Rheinfelden und Lauffenburg; er war das Haupt der habsburg-lauffenburgischen Linie. Beide führten den Titel Landgrafen von Elsaß; als aber Rudolph starb, ward dieser Titel ausschließliches Erbe der Nachkommen Albrechts IV. Durch seine Gemahlin, Hedwig, Tochter Ulrichs, Grafen von Kyburg, Lenzburg und Baden, der von den Herzogen von Zähringen abstammte, war Albrecht IV. auch mit Kaiser Friedrich II. verwandt. Unter diesem Kaiser focht er in Italien, und nahm endlich auch, von der allgemeinen Begeisterung für die Eroberung des heiligen Grabes ergriffen, das Kreuz, und zog gen Palästina. Seinen Bruder Rudolph setzte er zum Vor-

mund über seine Kinder, schloß Frieden mit seinen Nachbarn, und schiffte sich, von dreißig Baronen begleitet, zu Marseille ein. „Bedenkt immer," sprach er beim Abschiede zu seinen Söhnen, „daß die Grafen von Habsburg ihren hohen Ruhm nicht durch Betrug, Uebermuth und Selbstsucht erworben haben, sondern durch Muth und Aufopferung für das gemeine Beste. Folgt ihr diesem Beispiele, so werdet ihr die Güter und Würden eurer erlauchten Ahnen erhalten, ja noch mehren!" Als er zu Accon (St. Jean d'Acre) landete, war aber schon Waffenstillstand mit den Saracenen geschlossen, und bald nachher starb er als ein Opfer des ungesunden Clima's (1240) zu Ascalon. So fand er im heiligen Lande sein Grab. Drei Söhne hinterließ Albrecht: Rudolph, Albrecht und Hartmann. Albrecht, der Canonikus zu Basel war, und Hartmann wurden von Rudolph überlebt. Diesem Rudolph aber widmen wir einen eigenen Artikel, denn Er ward der große Stifter des österreichischen Hauses, das jetzt noch in der Linie von Habsburg-Oesterreich-Lothringen auf Oesterreichs Kaiser- und Ungarns und Böhmens Königsthrone blüht. Daher verweisen wir auf Rudolph von Habsburg, dessen Stammhaus, die Veste Habsburg, noch fast 150 Jahre nach Rudolphs Erhebung zum römischen Könige ein Besitzthum des Hauses Oesterreich blieb. Als aber Herzog Friedrich von Oesterreich, wegen seiner Anhänglichkeit an den Papst Johann XXIII. in Acht und Bann gethan wurde, und einen großen Theil seiner Besitzungen verlor, da fiel die Veste Habsburg an den Canton Bern. Noch sieht man ihre Trümmer. I.

Hackbord, der äußerste oder oberste Theil am Hintertheile eines Schiffes, der gemeiniglich aus Bildhauerarbeit oder Schnitzwerk besteht, und besonders die sinnbildliche Figur trägt, von der das Schiff den Namen führt. Auf dem Hackbord fahren, heißt, dicht hinter einem andern Schiffe fahren.

Hackert (Philipp), geb. zu Prenzlau in der Ukermark den 15ten Sept. 1737, gest. im April 1806 zu Florenz, einer der berühmtesten Landschaftsmahler, war der Sohn und Enkel eines Mahlers, und diese Kunst in seiner Familie fast erblich. Auch seine jüngern Brüder, Johann (gest. zu Bath in England 1779), Wilhelm, Schüler von Mengs, (gest. 1780 in Rußland), Carl (gest. zu Lausanne um 1800) und Georg, welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst gelernt hatte, (gest. den 4ten Nov. 1805 zu Florenz), zeigten nicht gemeine Talente, wenn sie gleich nicht an unsern Philipp reichten. Philipps Leben war meist glücklich, und seine außerordentliche Liebe zur Kunst durch die Umstände sehr begünstigt. Nachdem er schon als Knabe bei seinem Vater Blumenstücke nach der Natur gemahlt, und seinem Vater bei kleinen Arbeiten geholfen, alsdann in Berlin bei seinem Oheim die technische Fertigkeit auf mancherlei Weise geübt hatte, entdeckte der Bildhauer Glume in ihm die Spuren eines großen Genies, und drang in ihn, seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen zu widmen. Besonders vortheilhaft für ihn war die Bekanntschaft mit le Sueur, damaligem Director der Akademie in Berlin, welcher ihn, nach einigen gesehenen Proben, beredete, sich ausschließend der Landschaftsmahlerei zu widmen. Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien und mit vielem Verdienst ausgeführte Copien nach Claude Lorrain, Swanefeld, Mocheron, Berghem Asselyn u. A., bis er endlich, geleitet von

seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand, viel nach der Natur, wenigstens theilweise, zu zeichnen anfing, und allmählig zu eigenen Originalen hinaufstieg. Eine kleine, durch seinen Fleiß erworbene Summe setzte ihn bald in den Stand, seine Hülfsstudien bequemer zu betreiben, und Sulzer war ihm förderlich, seine Kunst in einer dem Landschaftsmahler günstigern Gegend fortzusetzen, indem er ihn dem Baron Olthof in Stralsund empfahl, durch welchen er, nachdem er die Insel Rügen und Copenhagen kennen gelernt hatte, auch nach Paris gebracht wurde, wo er durch sein Talent sich bald Beifall und Gönner, und bereits im zweiten Jahre eine bequeme Existenz verschaffte. Nachdem er in einem Zeitraume von drei Jahren, hauptsächlich durch seine beliebten Gouache-Landschaften, seine Glücksumstände hinlänglich verbessert hatte, trat er mit seinem Bruder Johann 1768 seine Reise nach Italien an, um seine Studien der schönen Natur in diesen reizenden Gegenden fortzusetzen, und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Beides gelang vollkommen. 1770 gingen beide Brüder nach Neapel. Von da nach Rom zurückgekehrt, erhielt Philipp die große Bestellung für die russische Kaiserin Catharina (sechs Gemählde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend), wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde. Damit der Künstler in den Stand gesetzt würde, den Effect eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes in der Nachbildung zu erreichen, entschloß sich Graf Orlow, ihm die wirkliche Vorstellung einer solchen Begebenheit durch ein ähnliches Auffliegen einer russischen Fregatte zu geben. Das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte, kostbare Modell verursachte, trug nicht wenig dazu bei, den Ruhm von dieser Arbeit Hackerts mit ungemeiner Geschwindigkeit zu verbreiten. Im Jahr 1775 durchreiste er einen großen Theil von Italien, und benutzte jeden Ort, jede reizende Ansicht für seine Studien; 1778 durchreiste er das obere Italien und die Schweiz, und der Ruf seiner Verdienste breitete sich immer mehr aus. 1782 machte er eine mahlerische Reise nach Neapel, wo er durch den russischen Gesandten, Grafen Rasumowsky, dem Könige bekannt ward. Sowohl durch seine Kunst, als durch das, was er als Mensch war, gewann Hackert bald die Neigung und das Vertrauen des Königs in einem so hohen Grade, daß dieser ihn nicht mehr entbehren mochte. 1786 wurde er und sein Bruder in Neapel angestellt, erhielten ihre Wohnung im königlichen Palast, und genossen vielfache Auszeichnung. So lebten sie, bis der Revolutionskrieg aus Frankreich sich nach Neapel gezogen hatte. Die königliche Familie flüchtete sich nach Sicilien; Hackert, von den Franzosen für einen Royalisten, von den königlich Gesinnten für einen Republikaner gehalten, rettete sich, nachdem er manchen Verlust erlitten hatte, nach Florenz, wo er sich 1803 eine Villa kaufte, aber nur noch ein Jahr in völliger Thätigkeit verlebte, denn gegen Ende von 1805 ward er vom Schlagfluß befallen. Seit den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte er sich in den Ruf des ersten Landschaftsmahlers seiner Zeit gesetzt, und besonders die P r o s p e c t m a h l e r e i auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit gebracht, daß es, nach eines Kenners Ausspruch, unmöglich scheint, den realistischen Foderungen

mit geringerem Nachtheil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit, sagt Meyer, stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche, kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Freilich sind seine Gemählde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt, oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben hätte, daß der mahlerische Effect wesentlich dadurch gefährdet würde. Auf Erfindung machen seine Werke keinen Anspruch; das Verdienst der Anordnung beweisen sie durch die Wahl der Standpunkte; in Nachbildung der Gestalt und Proportion der Gegenstände ist Hackert der vollkommenste Meister, und in Andeutung des Charakters der verschiedenen in einem Gemählde befindlichen Gegenstände durch Gestalt und Umrisse steht er keinem nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannichfaltig, die verschiedenen Arten der Blätter und Stämme gut ausgedrückt, an den Felsen oft die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt, die ganze Kunst aber an nicht sehr entfernten Bergen gezeigt, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Was sein Colorit betrifft, so haben wenige harmonischer, keiner kräftiger gemahlt. In Hinsicht auf Licht und Schatten geben seine Gemählde zwar zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, haben aber auch von dieser Seite kein vorzügliches Verdienst. In der Kraft und Nuancirung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück. Uebrigens führte er den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft, arbeitete mit Leichtigkeit und Sicherheit, und beobachtete im Anlegen und Vollenden eine so zweckmäßige Methode, daß es ihm hierdurch möglich ward, nicht nur eine so große Anzahl Oelgemälde, sondern auch viele Gouachen, und beinahe unzählige Sepiazeichnungen zu verfertigen, welche man in größern und kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrift. Nicht aber bloß im Mahlen, auch im Restauriren der Bilder hatte er besondere Einsicht. Von dem letzten zeigt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sull' uso della Vernice nella Pittura 1788, übersetzt von dem Gallerieinspector Riedel in Dresden 1801. Der Aufbewahrung würdig waren allerdings auch seine von Göthe mitgetheilten theoretischen Fragmente über Landschaftsmahlerei. dd.

Haddik (Andreas Graf von), kaiserlich königlicher Feldmarschall, geboren zu Futak in Ungarn den 16ten October 1710, war der Sohn eines ungarischen Rittmeisters, studirte anfangs die Rechte, trat aber in der Folge in Militärdienste und zeigte seine Tapferkeit zuerst gegen die Türken, dann gegen die Franzosen im österreichischen Successionskriege, am meisten aber gegen die Preußen im siebenjährigen Kriege, in welchem er als Feldmarschall Lieutenant an der Spitze eines ungarischen Husarenregiments stand. Er focht 1757 bei Görlitz mit, wo ein preußisches Corps zu Grunde gerichtet wurde und der General Winterfeld blieb. Bald darauf überfiel er mit 4000 Mann Berlin, drang in die Stadt, und erhob in dem einen Tage, den er dort war, 200,000 Thaler Brandschatzung. Im September

1758 eroberte er Pirna und die Festung Sonnenstein, wurde darauf im December zum General der Cavallerie ernannt, erhielt nach dem Kriege das Commando in Siebenbürgen und 1768 in Galizien. Die Art, mit der er sich hier sowohl in Kriegs- als Civilsachen zu benehmen wußte, und die Einrichtungen, welche er in diesem eben an Oesterreich gefallenen Lande getroffen, setzten seine Verdienste in das vorzüglichste Licht. Seit 1774 war er Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident, übernahm 1789 troz seines hohen Alters noch einmal das Commando gegen die Türken, erkrankte aber bald, und starb zu Wien den 12ten März 1790.

Hades s. Pluto.

Hadrian (P. Aelius), Trajans Nachfolger in der Kaiserwürde. Er zeigte frühzeitig große Talente, erwarb sich in verschiedenen Künsten und Wissenschaften Fertigkeiten, und sprach schon in seinem 15ten Jahre die griechische Sprache so vollkommen, daß man ihn nur den jungen Griechen nannte. Sein Gedächtniß soll so außerordentlich gewesen seyn, daß er ein Buch nur einmal zu lesen brauchte, um es auswendig zu wissen, und daß er alle seine Soldaten namentlich kannte. Dabei war er Redner, Dichter, Grammatiker, Philosoph, Mathematiker, Arzt, Mahler, Musiker und sogar Astrolog. Aber diese großen Eigenschaften waren mit gleich großen Fehlern vereinigt, so daß Trajan, unter dessen Vormundschaft er nach seines Vaters Tode stand, ihn nie lieb gewann. Seine Erhebung auf den Thron verdankte er der Gemahlin Trajans, Plotina, welche den Tod des Kaisers so lange verheimlichte, bis sie ein erdichtetes Testament untergeschoben, in welchem Hadrian vom Trajan adoptirt und zum Nachfolger ernannt wurde, und bis sie durch Bestechungen die Truppen für ihn gewonnen hatte. Erst als dies gelungen war, meldete Hadrian von Antiochien aus den Tod des Kaisers nach Rom, gab vor, daß ihm die Krone aufgedrungen worden, und versprach dem Senat eine gute Regierung, den Prätorianern aber ein doppeltes Geschenk. Nachdem er so im Jahr der Stadt 870 den Kaiserthron bestiegen hatte, erschien er in Rom, und fing an, sich durch milde Verfügungen die Liebe des Volks zu gewinnen. Bald aber zeigte er seinen feigen, wollüstigen und mißtrauischen Charakter. Unter andern schämte er sich nicht, den in Illyrien eingefallenen Sarmaten und Roxolanern durch einen jährlichen Tribut den Frieden abzukaufen. Im Jahr d. St. 875 machte er die berühmte Reise durch alle Provinzen des römischen Reichs, und zwar, wie erzählt wird, wahrscheinlich aus einer philosophischen Sonderbarkeit, zu Fuß und mit bloßem Kopfe. In Aegypten verlor er seinen geliebten Antinous (s. diesen Art.), über dessen Tod er lange untröstlich war. Während seines Aufenthalts zu Athen, welcher zwei Jahre währte, hatte er auf der Stelle des zerstörten Jerusalems eine Colonie von römischen Soldaten angelegt, auf der Stelle des Salomonischen Tempels aber einen Tempel des Jupiter Capitolinus erbaut, worüber unter den Juden eine fürchterliche Empörung ausbrach, welche drittehalb Jahr dauerte. Athen verschönerte er ebenfalls mit vielen Gebäuden, und baute den 560 Jahr vorher angefangenen Tempel des olympischen Jupiters völlig aus. Seinen Reisen, welche siebenzehn Jahre gedauert hatten, machten jezt die Anzeichen einer sich nähernden Auszehrung ein Ende. Er starb zu Bajä im Jahr der Stadt 891, im 62sten Jahre seines Alters und 21sten seiner Regierung. Hadrian gehört seiner großen Feh-

ler ungeachtet doch nicht zu den schlechten Kaisern; besonders beförderte er die Literatur und Kunst, und stiftete auf seinen Reisen manches Gute. Sein Edictum perpetuum, seine Gesetze gegen die Verschwendung und zur Erleichterung des Sclavenhandels, sein Verbot der Menschenopfer und der für Männer und Weiber gemeinschaftlichen Bäder sind alles Lobes würdig.

Hadschi heißt bei den Türken die allen freien Moslemin beiderlei Geschlechts im Koran zur Pflicht gemachte Wallfahrt nach Mekka. Sie wird jedem Mohammedaner als die heiligste, aber auch verdienstlichste Handlung angerechnet, und soll wenigstens Einmal von ihm vollbracht werden. Dann aber heißt auch Hadschi derjenige, der eine solche Wallfahrt nach Mekka gemacht hat, so wie auch derjenige, der sie gegen Bezahlung für Andere macht, welche sie selbst nicht unternehmen mögen. Wegen der auf diesen Reisen gewöhnlichen Ausschweifungen stehen diese Hadschi in keinem guten Rufe.

Haff, ein veraltetes Wort, welches das Meer, wie auch einen ansehnlichen Theil desselben bedeutet, und nur noch als Eigenname einiger großen Buchten der Ostsee vorkommt. Das große Haff, in welches sich die Ostsee ergießt; das frische Haff, in welches sich die Weichsel und der Pregel ergießen; das kurische Haff, in welches sich der Rogat und andere Flüsse ergießen.

Hafiz (Mohammed Schems-eddin, mit dem Beinamen), einer der berühmtesten und anmuthigsten Dichter Persiens, war zu Anfang des 14ten Jahrhunderts zu Schiras geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie und Jurisprudenz, welche Wissenschaften bei den Mohammedanern eng verbunden sind. Der Zuname Hafiz wurde ihm beigelegt, weil er den Coran auswendig wußte. Er zog eine unabhängige Armuth als Derwisch dem Hofleben, zu dem er oft eingeladen wurde, vor, und starb im J. 1389. Sein Grabmal befindet sich bei Schiras, und wird gegenwärtig auch von frommen Moslemin mit einer Art von Verehrung besucht, wiewohl der Dichter bei seinem Leben für einen Ungläubigen und selbst für einen Christen galt. In diesen Ruf hatte er sich durch seine Verse gebracht, in denen er mit Anmuth und Feuer, aber auch nicht selten mit anstößiger Ausgelassenheit von Wein, Liebe und Wollust singt, die aber später als Eingebungen des höchsten Wesens betrachtet wurden und noch werden, in denen unter dem Schleier einer mystischen Sprache die tiefsten und heiligsten Geheimnisse verborgen seyn sollen. Die Commentare des Feridun, Sururi, Subi u. A. bemühen sich, ihren geheimen Sinn zu erörtern. Nach Hafiz Tode wurden seine Oden und Elegien in einen Divan gesammelt, welcher vollständig in Calcutta 1791 persisch gedruckt und von J. v. Hammer ins Deutsche übersetzt worden ist. Früher waren von verschiedenen Orientalisten nur einzelne Gedichte von Hafiz bekannt gemacht worden.

Hagedorn (Friedrich von). Dieser liebenswürdige Dichter war den 23sten April 1708 zu Hamburg geboren. Er besuchte hier das damals vorzüglich blühende hamburgische Gymnasium, wo Fabricius, Wolf und Richey seine Lehrer wurden, studirte die Alten, aber auch die Neuern und Ausländer, und gewann besonders die Letztern lieb, so daß er sogar in italienischen und französischen Versen kleine Versuche machte. Von 1726 bis 1729 brachte er in Jena zu, um die Rechte zu studiren, und ging sodann nach London, wo er bei dem dänischen Gesandten Privatsecretär ward. Hier machte er sich mit der

Sprache und Literatur des Landes bekannt, kehrte 1731 durch Brabant und Holland nach Hamburg zurück, und ward im Jahr 1733 als Secretär bei dem sogenannten englischen Court in Hamburg angestellt. Diese Stelle war mit einem anständigen Gehalt verbunden, und ließ ihm überdies hinlängliche Muße und Unabhängigkeit. Er verheirathete sich, lebte fortan der Literatur, der Dichtkunst, der Freundschaft und dem geselligen Umgange, und starb den 28sten October 1754 in seinem noch nicht vollendeten 47sten Jahre an der Wassersucht. Hagedorn versuchte sich mit Glück in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja sogar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetischen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Es fehlt ihm zwar an schöpferischer Kraft, dagegen aber weiß er das Fremde nicht ohne Glück sich anzueignen. Eine Ode, selbst nur eine längere Erzählung gelingen ihm nicht, denn seine Begeisterung ist dafür nicht hinreichend, und einen bedeutenden Stoff vermag er nicht zu beherrschen. Die Reinheit und Gewandtheit seiner Sprache sind sehr zu loben, und sein heiterer begnügter Sinn erzeugt ein angenehmes Gefühl. — Nicht übergehen dürfen wir des Ebengenannten Bruder, Christian Ludwig von Hagedorn, der 1712 zu Hamburg geboren, im Jahr 1764 churfächsischer Legationssecretär, hernach geheimer Legationsrath und Generaldirecter der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig war, und 1780 in Dresden starb. Sein Versuch von charakteristischen Köpfen und Landschaften, die er theils aus eigener Erfindung, theils nach andern Meistern in Kupfer geäzt hat, beweis't, daß er nicht bloß Dilettant und Kenner, sondern auch Ausüber der schönen Künste war. Den meisten Ruhm aber erwarb er sich durch seine Betrachtungen über die Mahlerei, ein classisches Werk von unerschöpflichem Reichthum, voll Unterricht und Kritik und mannichfaltiger Wissenschaft, dessen Verfasser unter uns als der Schöpfer des pittoresken Styls, als Philosoph der Schönheit und der Grazien betrachtet werden muß.

Hagel oder Schloßen sind gefrorne Wassertheilchen, welche in Eisklumpen zusammengedrückt aus der Luft niederfallen. Die Größe der Hagelkörner ist sehr verschieden; man will sie von der Schwere eines Pfundes gesehen haben. Bekanntlich hagelt es sehr selten im Winter, dagegen am häufigsten in den Monaten Mai, Junius, Julius und August. Zuweilen ist der Hagel mit Regen vermischt. Bei schwerem Hagelwetter finden fast immer auch starke Gewitter Statt, woraus man die nicht unwahrscheinliche Vermuthung gezogen hat, daß bei der Entstehung des Hagels die Electricität mitwirke. Ueber die Art und Weise aber sind wir im Dunkeln, und können nur sagen, daß der Hagel wahrscheinlich aus Regentropfen entstehe, denen auf irgend eine Weise, unter Mitwirkung der Electricität, beim Herabfallen aus der Luft der Wärmestoff entzogen worden.

Hager (Joseph), ein bekannter Orientalist, geboren um das J. 1750 zu Mailand in einer ursprünglich deutschen Familie. Er studirte zu Wien und trat darauf in die Congregation der Propaganda zu Rom, wo er sich mit den orientalischen und neuern europäischen Sprachen beschäftigte. In den neunziger Jahren ging er auf Reisen und entdeckte in Sicilien den literarischen Betrug Vella's (s. d. Art.), wovon er in einer eignen Schrift Nachricht gab. Im J. 1800 war er in Berlin; damals fing er an, sich mit dem Studium des Chinesischen zu beschäftigen. Von Deutschland ging er nach

England, wo er eine Abhandlung über die neuentdeckten babylonischen Inschriften und eine andere über die chinesischen Charaktere herausgab; jene mit einer Masse von gelehrten Citaten ausgestattet, diese ohne besondern Werth. Dennoch faßte er den gewagten Entschluß, ein chinesisches Wörterbuch herauszugeben. Die damalige französische Regierung nahm davon Notiz, und da die pariser Bibliothek reich an Vorarbeiten zu einem solchen Unternehmen ist, berief sie Hagern nach Paris, ertheilte ihm einen Jahrgehalt von 6000 Franken, und beauftragte ihn ausdrücklich, aus den vorhandnen und seinen eignen Materialien ein Wörterbuch der chinesischen Sprache auszuarbeiten. Hager folgte diesem Ruf 1802, und gab außer dem Prospectus zu jenem Wörterbuche, mehrere Schriften über chinesische Sitten und Alterthümer heraus, z. B. Monument de Yu; Panthéon chinois; Description des médailles chinoises du cabinet impérial de France (1805). Allein diese Werke waren nicht geeignet, dem wirklichen Kenner einen hohen Begriff von seinen Kenntnissen des Chinesischen zu geben, und da überdies eine Untersuchung seiner Arbeiten für das Wörterbuch den Erwartungen nicht entsprach, erhielt er seine Entlassung. Er ging nach Italien, wo er 1809 als Professor der orientalischen Sprachen zu Pavia, und nach Aufhebung dieser Universität als Conservatore bei der großen Bibliothek zu Mailand angestellt wurde. Indeß setzte er seine chinesischen Studien fort; schon 1806 waren zu London seine Elements of the Chinese language erschienen; ihnen folgten 1810 seine Memoria sulla Bussola orientale (Pavia), worin er die Erfindung des Compasses den Chinesen beilegt, und 1811 seine Illustrazione di un Zodiaco orientale (Mailand). In seinen Miniere (Mailand, 1816) zeigte er, daß die Türken ursprünglich mit den Chinesen in Verbindung gestanden und viele Gebräuche von ihnen angenommen haben. In demselben Jahre gab er eine Erklärung chinesischer Inschriften an den öffentlichen Gebäuden in Canton heraus. Im Allgemeinen enthalten alle diese Schriften viel Brauchbares, neben zum Theil sehr groben Fehlern und Unrichtigkeiten, vor denen den Verfasser weder sein rühmlicher Fleiß, noch seine gewiß ausgebreiteten, aber nicht immer gehörig gründlichen Kenntnisse haben bewahren können, wie namentlich Julius Klaproth gezeigt hat. Hager's neueste Schrift, Observations sur la ressemblance que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains, erschien zu Mailand 1817.

Hagestolziat nannte man in sonstigen Zeiten das sehr verhaßte und sogar mit gewissen Nachtheilen verbundene ehelose Leben einer Mannsperson, welches über die in den Landesgesetzen zur Verheirathung bestimmte Zeit hinaus bis an den Tod dauerte. Ueber die Entstehung des Namens hat man verschiedene Meinungen, unter denen folgende wohl die wahrscheinlichste ist. Haga hieß in der alten deutschen Sprache ein mit einem Zaune umgebener Hof, Stolze aber so viel als ein Sitz, eine Wohnung. Nach der Verfassung der alten Deutschen erbte jedesmal der älteste Sohn den Hof seines Vaters, und die übrigen Kinder erhielten nur einen geringen Theil des Nachlasses. Weil aber die Familien gern beisammen blieben, so erbauten sich die Brüder an dem Hofe ihres Vaters kleine Wohnungen, und erhielten deswegen den Namen Hagestolze. Da sie wegen Mangels an Gütern meistentheils im ehelosen Stande lebten, so gab man nach und nach allen ehelos bleibenden Männern diesen Namen. Schon bei

den Römern, zur Zeit der Republik, war das ehelose Leben der Männer verhaßt und die Censoren pflegten von alten Hagestolzen als Strafe ein sogenanntes Weibergeld (aes uxorium) einzufodern, da hingegen Verheirathete gewisse Vorzüge und Ehrenbezeigungen genossen. Als durch bürgerliche Kriege, während des Triumvirats, die Bevölkerung Roms sehr gelitten hatte, dachte August nach Antritt seiner Regierung auf Mittel, die Ehen zu befördern, zumal da die Römer überhaupt, theils aus Liebe zu einem ausschweifenden Leben, theils wegen des Aufwandes und der Verschwendung der Weiber, theils aber auch wegen der Geschenke und Schmeicheleien, die ihnen von Erblustigen zu Theil wurden, gern ehelos blieben. Er gab deßhalb im Jahr Roms 763 das unter dem Namen der Lex Papia Poppaea bekannte Gesetz, durch welches den Ehemännern und besonders den Vätern von drei bis fünf Kindern (je nach dem sie in Rom, Italien oder in den römischen Provinzen lebten) besondere Vortheile (das sogenannte jus trium liberorum) zugestanden, den ehelosen Männern aber verschiedene Strafen angedroht wurden, welches Gesetz auch, mit einigen Zusätzen vermehrt, bis auf die Zeiten Constantins des Großen seine Gültigkeit behielt. Bei den Deutschen, welche die Ehe liebten, bedurfte es eigentlich keiner Strafen gegen das ehelose Leben. Allein man führte doch in einigen Provinzen, besonders in der Unterpfalz, und am Ober- und Niederrhein das sogenannte Hagestolzenrecht ein, nach welchem ein Theil von dem Vermögen eines Hagestolzen dem Landesherrn oder der Obrigkeit anheim fällt. Es mußte jedoch ein eheloser Mann erst gewisse Jahre (gemeiniglich das funfzigste) erreicht haben, ehe er für einen Hagestolzen angesehen werden konnte. Auch erstreckt sich das Erbrecht des Fürsten oder der Obrigkeit nur auf das Allodialvermögen und dasjenige, was der Hagestolz sich wirklich erworben, nicht aber auf dasjenige, was er ererbt hatte, indem man dies den übrigen Verwandten nicht entziehen wollte. An einigen Orten bestand das Hagestolzenrecht bloß in dem Rechte, von einem Manne, der erst in gewissen Jahren sich verheirathete, ein bestimmtes Geld zu fodern. Nur an einigen Orten fanden ähnliche Verfügungen auch in Ansehung unverheiratheter Frauenspersonen Statt.

Hahn (Philipp Matthäus), Pfarrer zu Echterdingen im Wirtenbergischen, durch ein seltenes mechanisches Genie ausgezeichnet, war 1739 in Scharnhausen im Oberamt Stuttgart geboren. Schon als achtjähriger Knabe beobachtete er den Schatten der Sonne, und machte Versuche mit einer Cylinder-Sonnenuhr, ohne daß er sie jedoch verstehen lernte. In der Folge fand er in der Bibliothek seines Vaters eine Himmelskarte nebst der Beschreibung, und lernte daraus etliche Sternbilder, den Lauf der Sonne durch die Himmelszeichen kennen, und die ungefähre Zeit des Aufganges der Fixsterne finden. Im dreizehnten Jahre endlich fiel ihm eine Anweisung, Sonnenuhren zu machen, in die Hände, und er fing nun an, dergleichen selbst zu verfertigen. Dabei mahlte er fleißig und bereitete sich selbst Farben und Firnisse. Siebenzehn Jahr alt ging er auf die Universität nach Tübingen. Hier beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit der Verfertigung von Sonnenuhren, Sprachröhren, mit dem Glasschleifen und der Zusammensetzung von Tuben. Ein gleichgesinnter Jugendfreund, Namens Schaudt, wetteiferte mit ihm in diesen Arbeiten. Da ihm aber seine Armuth nicht erlaubte, Unterricht in der Mathe-

matik zu nehmen oder sich mathematische Bücher zu kaufen, so unternahm er es, die Wolfischen lateinischen und deutschen Lehrbücher über die verschiedenen Zweige der Mathematik nebst den dazu gehörigen Figuren zu copiren. So bahnte er sich durch eisernen Fleiß einen Weg zu seinem Lieblingsstudium. Um aber auch den Bau einer Taschenuhr, worauf er höchst begierig war, kennen zu lernen, begnügte er sich so lange mit Brot und Wasser, bis er die zum Ankauf einer Uhr erforderliche Summe erspart hatte. Er zerlegte sie und setzte sie wieder zusammen, bis er ihre Theile verstand. Auf diesem Wege ging er mit einer fast beispiellosen Beharrlichkeit fort, und brachte nach und nach Arbeiten zu Stande, die seinem Scharfsinn und seiner Geschicklichkeit zur größten Ehre gereichen. Dahin gehört die große astronomische Pendeluhr, welche den Lauf der Erde und der übrigen Planeten, so wie des Mondes und der übrigen Trabanten mit ihren Excentricitäten darstellt; die kleine astronomische Sehuhr, welche die Phasen und Knoten des Mondes anzeigt; die allgemeine Aequinoctial-Sonnenuhr, welche durch Räderwerk die Minuten mit der Sonnen-Declination anzeigt; eine Rechnungsmaschine; eine Wage für Flüssigkeiten u. s. w. Als Theolog war er minder ausgezeichnet. Nachdem er 1764 Pfarrer zu Onstmettingen und 1770 zu Kornwestheim bei Ludwigsburg gewesen, kam er 1781 in gleicher Eigenschaft nach Echterdingen, wo er 1790 starb. Seine theologischen Schriften, die mit mystischen Ideen angefüllt sind, haben wenig Werth.

Hahnengefecht ist eine Volksbelustigung, indem man zwei mit Kunst abgerichtete, an den Füßen mit Sporen bewaffnete und wohlgefütterte Hähne vor einer Menge Zuschauer zum Kampfe zusammenläßt, von dem sie oft nicht eher ablassen, bis einer von beiden getödtet ist. Die Hahnenkämpfe sind zu Athen zuerst als öffentliche oder festliche Spiele auf Veranlassung des Themistokles angeordnet worden. Aelian erzählt, Themistokles habe, als er die Griechen wider die Perser angeführt, und diese zufällig dem Kampf von einem Paar Hähnen zugesehen, sie dadurch zur Tapferkeit ermuntert, daß er ihnen gesagt, wie viel mehr sie Ursach hätten, tapfer zu seyn, da diese Thiere, die weder für Vaterland noch für Freiheit kämpften, sich bis aufs Blut vertheidigten. Nach erfochtenem Siege habe er, zum Andenken daran, verordnet, daß jährlich öffentliche Hahnenkämpfe gehalten werden sollten. Unter den neuern Nationen lieben besonders die Engländer die Hahnenkämpfe.

Hahnenkasten nennt man in der Wasserbaukunst eine Art kleiner Brunnen oder Gruben, die man hin und wieder, jedoch so viel als möglich an den niedrigsten Orten, in gewisser Entfernung von einander, anlegt, um ohne Zeitverlust zu den in der Erde befindlichen Röhren gelangen und ihre Fehler untersuchen zu können, nachdem vorher das in den Röhren befindliche Wasser in diesen kleinen Brunnen aufgefangen und abgelassen worden.

Haimonskinder nennt man die vier Söhne Haimons (Heymon, Aymont, Aymon), Herzogs von Dordonne, Adelhardt, Ritsart, Writsart und Reinold (Alard, Richard, Guichard, Regnaut, Renaut, Reinhold), die in der romantischen Poesie des Mittelalters keine unbedeutende Rolle spielen. Bei Froissart (Vol. 3. ch. 18. p. 67) kann man über das Historische von ihnen manches finden; wir lassen dieses dahin gestellt seyn, und halten uns bloß an ihr poetisches Daseyn. Die Geschichte von ihnen gehört in den Fabel-

kreis Carls des Großen und seiner Pairs, und ist auf dem Titel der großen Simmerer Folioausgabe von 1535 (gedruckt durch Hieronymus Rodler, Secretarius) so bündig angegeben, daß es am besten seyn wird, diesen hier mitzutheilen. Er lautet also: „Ein schön lustig Geschicht, wie Keyser Carle der groß, vier Gebrüder, Herzog Aymont von Dordons Süne, umb das der eltest undter jenen Reynhard genant, dem Keyser seiner Neuen eynen, mit eynem Schachbret erschlug, sechzehen jarlangk bekrieget, Sie uber vilfaltigs erbieten, zu keynen Gnaden annehmen wollt, sonder gantz Frankreichs verjagt, zu letzt sie dannocht durch Krieg den Keyser bedrängten, mit inen eynen friden anzunemen, darum viel lustiger Hendel sich in der Zeit von beyden theylen begeben, vermeldet werden, kürzlich aus Französischer sprach ins Teutsch transferit." (Einen Auszug davon hat die Romanen-Bibliothek, Bd. 7. S. 7. fgg.). Es ist indeß keinesweges ausgemacht, ob das französische Original dieser Uebersetzung die einzige Quelle sey, woraus alle andere Bearbeitungen dieses Stoffs geflossen sind. Wenigstens scheint unser deutsches Volksbuch, das den Titel führt: „Schön und lustige Historie von den vier Heymons-Kindern, samt ihrem Roß Beyart, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heyden, zu Zeiten Caroli Magni begangen haben," (ehedessen auch zu Cöln gedruckt; s. eine Bearbeitung von Tieck in Pet. Lebrechts Volksmährchen, Berl. Bd. 2.) aus einer andern Quelle geflossen, und stimmt weit mehr mit dem auch noch gangbaren niederländischen Volksbuch von den vier Hems-Kindern (Antwerpen 1619). Die merkwürdigste deutsche Bearbeitung existirt als Handschrift in der palatinischen Bibliothek zu Heidelberg (N. 399.) als ein großes Gedicht unter dem Titel: Poema regis Karleti et aliorum principum. Görres vermuthet, daß alte fränkische Sagen und Romanzen zum Grunde liegen, und daß, als das alte Frankreich in ein französisches und deutsches zerfiel, jede Nation sich die poetische Verlassenschaft auf eine eigenthümliche Weise angeeignet habe. So wurde denn auch dieser Gegenstand in französischen und deutschen Gedichten unabhängig bearbeitet, und durch Auflösungen jener Dichtungen in Prosa gingen daraus die Volksbücher hervor. Untersuchungen hierüber sind um so interessanter, da dieser Stoff auch zum Theil in die romantisch-epische Poesie der Italiener übergegangen ist. dd.

Hain. Der Hain unterscheidet sich vom Walde durch geringeren Umfang und durch geflissentlich hervorgebrachte und nach einem besondern Zweck modificirte Schönheit. Die Baumgruppen, aus welchen er zusammengesetzt ist, müssen so verbunden seyn, daß sie ein fortgehendes Ganzes bilden. Abwechselung und Mannichfaltigkeit, sowohl in Rücksicht ihrer Form, als auch in Beziehung auf ihre Stellung wird Spiele mancher Art, die mannichfaltigste Mischung von Licht und Schatten hervorbringen. Die Gänge werden so angelegt seyn, daß der Herumwandelnde bald heitere Aussichten auf entfernte Gegenstände erblickt, bald aber wieder einen kühlen düstern Schatten genießen kann.

Hakim, ein türkischer Arzt; Hakimbaschi, der kaiserliche Leibarzt.

Halbe Farbe, s. Mezzotinto.

Halber Mond, s. Außenwerke.

Halberstadt, eine preußische Stadt in der Provinz Sachsen, im halberstädtischen Kreise, vierte Militärabtheilung, mit 13,790

Einwohnern, liegt, altmodisch und unregelmäßig erbaut, am Flüßchen Holzemme. Ueber die 1300 Wohngebäude und 16 Kirchen der Stadt ragt majestätisch die dem heil. Stephan gewidmete Domkirche hervor. Noch in dieses Jahrhunderts Anfange fand man in der lutherischen Stadt drei Mönchs- und zwei Nonnenklöster, und aus den Zeiten des ehemals reichen Klosterseegens schrieben sich noch her die Dom-, die Martins- und die Johannisschule. Die Stifter übten Gerichtsbarkeit über alle auf ihrer Freiheit stehende Häuser; sogar die dort angesiedelte französische Colonie hatte ihren eigenen Richter. In Halberstadts älteste Geschichte gehören die Fehden seiner Bischöfe mit Herzog Heinrich dem Löwen, welcher die Stadt im Jahr 1179 einäscherte. Doch erstand sie bald aus ihrem Schutte, wurde mit Mauern und Graben umgeben, und erhielt nach einander wegen zunehmender Bevölkerung drei Vorstädte. Im siebenjährigen Kriege empfand sie sehr hart die französische Occupation, während welcher ihre Thore und ein Theil ihrer Mauern niedergerissen wurden. Merkwürdiger noch ist sie in der neuesten Kriegsgeschichte durch das Gefecht am 30sten Julius 1809 geworden, in welchem Wilhelm, Herzog von Braunschweig, auf seinem berühmten Zuge mit der schwarzen Legion das vom fünften westphälischen Linienregimente unter des Grafen Wellingerode Commando vertheidigte Halberstadt erstürmte, und nach wüthendem Gemetzel in den Gassen der Stadt, mit geringerer Mannszahl, das ganze westphälische Regiment nebst dessen Obersten zu Gefangenen machte. — Das Fürstenthum Halberstadt war, aus dem ehemaligen Bisthum entstanden, im westphälischen Frieden dem Churhause Brandenburg zu Theil geworden; ein schönes, an Getreide, Flachs und Heu fruchtbares, vortreffliche Vieh- und Schafzucht treibendes Ländchen, mit 13 Städten, 99 Flecken und Dörfern und fast 200,000 Einwohnern. Es hat an der Bode, Ilse, Wigger, Aller, Selke und Holzemme nur unbedeutende Flüsse; aber der erstern majestätischer Absturz beim Thalschen Kupferbergwerke lockt Tausende von neugierigen Beschauern heran. Ein Denkmal alter Größe gewähren noch die Ruinen des Regensteins, und prangend auf stolzer Höhe liegt das Kloster Huys-Burg; in fruchtbarer Ebene das Kloster Hammersleben, beide jetzt säcularisirt. Die Einkünfte des Landes betrugen vormals, als noch an keine durchgreifende Grundsteuer gedacht war, etwa 500,000 Rthlr., und es war zum Behuf der Steuer-Erhebung in sechs Kreise getheilt. In Halberstadt war der Sitz der Regierung, der Lehnkammer, des Consistoriums, der Kriegs- und Domainenkammer, wie auch des Criminalcollegiums.

Halber Ton ist auf der Tonleiter des gegenwärtigen Systems in der Musik das kleinste Intervall. Die halben Töne sind zwar in ihren Schwebungen, d. h. in Absicht auf Höhe und Tiefe, oder die Anzahl der in ihnen enthaltenen Comma's verschieden, allein sie werden ohne Rücksicht auf enharmonische Verhältnisse als gleichgeltend in diesem und jenem Intervall genommen, nach dem die Beschaffenheit des Tons ist, aus welchem gespielt wird, und so wie die Klanggeschlechter mehrentheils nur fürs Auge und zur Berichtigung der Reinheit im Satze beobachtet und beibehalten werden, eben so gelten z. B. c und des, welche Töne auf zwei verschiedenen Tonstufen, und c und cis, die nur auf einer stehen, für halbe Töne.

Halbgötter s. Heroen.

Halbkugel. Jeder größte, um eine Kugel gezogene Kreis theilt dieselbe nach ihrem körperlichen Inhalt und nach ihrer Oberfläche in zwei gleiche Theile oder Halbkugeln. Die Astronomen und Geographen denken sich mehrere größte Kreise um den Himmel und um die Erdkugel, namentlich den Aequator, den Meridian und Horizont. Hiedurch nun entstehen sowohl am Himmel als auf der Erde (in der Voraussetzung, daß letztere als Kugel betrachtet werde) mehrere Halbkugeln. Der Aequator theilt die Erd- und Himmelskugel in die nordliche und südliche; der Meridian oder Mittagskreis jedes Orts in die östliche und westliche, und der Horizont in die obere und untere Halbkugel. Alle dunkle Himmelskörper unseres Sonnensystems, d. i. alle dazu gehörige Planeten mit ihren Nebenplaneten und die Cometen werden durch den größten Kreis, dessen Ebene auf der nach dem Mittelpunkte der Sonne gezogenen Linie senkrecht steht, in die erleuchtete und unerleuchtete Halbkugel getheilt. Da jedoch die Sonne einen größern Durchmesser hat, als jeder dieser dunkeln Himmelskörper, so erleuchtet sie von jedem derselben auch mehr als die Hälfte, und der erleuchtete Theil erstreckt sich rings um die kuglichten Körper über seine eigentliche Gränze noch um die Größe des scheinbaren Halbmessers der Sonne. Für die Erdkugel beträgt dies ungefähr 15 Minuten eines größten Kreises.

Halbkugeln (Magdeburgische). Mit diesem Namen bezeichnet man zwei aus Kupfer und Messing verfertigte ziemlich große Halbkugeln, deren Ränder an den Oeffnungen so gearbeitet seyn müssen, daß sie dicht auf einander passen, worauf sodann die zwischen beiden eingeschlossene Luft mittelst der Luftpumpe herausgezogen werden kann. Otto von Guerike in Magdeburg (s. d. Art.) erfand diesen Apparat um die Mitte des 17. Jahrhunderts, und bewies damit die Gewalt des Luftdrucks. Die größten seiner Halbkugeln maßen eine Elle im Durchmesser; an der einen war ein Hahn befindlich, durch welchen die Luft ausgepumpt und hernach wieder eingelassen werden konnte. An beiden waren starke Ringe befestigt, um Seile hindurch zu stecken, an welchen vorgespannte Pferde ziehen konnten. Zwischen die Ränder der offenen Halbkugeln legte Guerike einen in Wachs und Terpentin getränkten Ring, um alles Eindringen der Luft zu verhüten. An die beiden Halbkugeln spannte er, nachdem die Luft ausgepumpt war, 14 bis 30 Pferde, welche sich vergebens bemühten, sie aus einander zu ziehen. Noch mehr Pferde trennten sie endlich mit einem starken Knall. Ließ er dagegen die Luft hineintreten, so konnte sie ein Jeder leicht trennen. Wenn man die Kraft eines Pferdes im horizontalen Zuge nur zu 175 Pfund setzt, welches die gewöhnliche Berechnung ist, so kann man hieraus die Größe des Luftdrucks auf die beiden Halbkugeln leicht übersehen.

Halbmesser (Radius), s. Diameter.

Halbmetalle nannte man ehemals diejenigen Metalle, welche die Eigenschaft der Dehnbarkeit, Zähigkeit und Biegsamkeit in einem nur geringen Grade haben, und unterschied sie demnach von den Ganzmetallen. Zu diesen rechnete man Platina, Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber und Zink; zu jenen aber alle übrigen, z. B. Spießglasmetall, Nickel, Arsenik u. s. w. Da indeß die Grade der angeführten Eigenschaften so unmerklich in einander fließen, daß sich eine bestimmte Gränzlinie durchaus nicht ziehen läßt, so hat man diese Eintheilung verworfen.

Halbschatten ist derjenige Farbenton, der durch schiefe Anprallung des Lichts auf gewisse Theile eines Körpers hervorgebracht wird, wodurch also die eigenthümliche Farbe desselben nicht in ihrem vollen Glanze erscheinen kann. Der Halbschatten liegt folglich in der Mitte zwischen dem vollen Lichte und der gänzlichen Beraubung desselben und wird auch Mittelfarbe genannt.

Halhed (Nathanael Brassey), engl. Orientalist im Dienste der ostind. Compagnie während Hastings Verwaltung, bekannt durch seine bengalische Grammatik vom J. 1778. 4., das erste orientalische Buch, das von Engländern in Bengalen gedruckt wurde. Nach seiner Rückkehr in England fiel er in eine Krankheit des Geistes, daher er sich von dem schwärmerischen Propheten R. Brothers täuschen ließ. Doch setzte er seine literarischen Arbeiten fort, und gab zu London 1781 den Code of Gentoo Laws, oder die Vorschriften der Pandits, nach einer persischen Uebersetzung aus dem Samskrit, ins Engl. übers. heraus, mit Bruchstücken der Vedas und andrer Bücher im Samskrit. Vorzüglich wird die von ihm verfaßte gelehrte Vorrede zu diesem Werke geschätzt. Außerdem hat er Nachahmungen der Epigramme des Martial (1793 folg.) und 1779 einen Bericht über die Ereignisse in Bombay und Bengalen in Beziehung auf den Mahrattenstaat seit 1777 herausgegeben.

Halep, s. Aleppo.

Halicarnaß, die Hauptstadt von Karien und Residenz der Könige. Zu ihren vorzüglichsten Merkwürdigkeiten gehörte das berühmte, von der Königin Artemisia ihrem Gemahl zu Ehren erbaute Mausoleum, von dem nur einige ungewisse Spuren übrig sind. Sie war auch der Geburtsort des Herodot und des Dionysius (von Halicarnaß).

Halifax, ein volkreicher Marktflecken in Yorkshire in England, am Flusse Calder, dessen Bevölkerung sich über 9000 Menschen beläuft. Die Stadt hat viel Manufakturen in Wolle und Baumwolle. Sie ist der Hauptmarkt für dünne wollene Zeuge die in den umliegenden Dörfern fabrizirt werden. Zum Verkauf derselben giebt es zwei Hallen. Der Markt wird jeden Sonnabend gehalten. Auch Cylinderkratzen werden hier mittelst einer eignen Maschinerie sehr gut verfertigt; es sollen auch hier die besten Wollkämme gemacht werden. — Ein anderes Halifax liegt in Neu-Schottland, an der Bay Chebucto, und ist ein sehr wichtiger Platz für den brittischen Handel in Nord-Amerika. Die Bevölkerung geben einige Nachrichten auf 8000, andere auf 15000 an. Der Hafen ist so geräumig, daß er 1000 der größten Schiffe fassen kann. Die Einfuhr beträgt jetzt den Werth von 600,000 Pf. St. Die Ausfuhr besteht vorzüglich in Fischen, Stockfisch und Kabliau, die am meisten nach Westindien gehn.

Halle, mit dem Beinamen in Sachsen oder im Magdeburgischen, nächst Magdeburg die größte und volkreichste Stadt im ehemaligen Herzogthum Magdeburg, jetzt wieder zu Preußen gehörig, und zwar in der Provinz Sachsen, hallischer Kreis, vierte Militärabtheilung, liegt am rechten Ufer der Saale, ist der Sitz einer berühmten, von Friedrich I., König von Preußen, gestifteten und 1694 eingeweihten Universität (daher nach ihrem Stifter Friedrichsuniversität genannt) und zählte im Jahr 1782 eine Volksmenge von 20,149 Einwohnern, worunter 820 Studenten waren. Außer der Universität, die ein treffliches theologisches Seminarium, einen

von dem gelehrten Sprengel wohleingerichteten botanischen Garten, eine Sternwarte, eine bedeutende Bibliothek, die in neuern Zeiten mit ansehnlichen Fonds versehen worden, und verschiedene anatomische und naturhistorische Sammlungen hat, sind die Frankischen Stiftungen (s. d. Art.) in der Vorstadt Glaucha und das königliche Pädagogium für junge Adelige und Bürgerliche ebendaselbst bemerkenswerth. Ueberdies hat die Stadt zwei Gymnasien und ein freies weltliches Fräuleinstift. Berühmt ist das hiesige Salzwerk, eines der ältesten und ergiebigsten in Deutschland, welches jährlich 7 bis 8000 Lasten Salz liefert, nöthigenfalls aber halb Deutschland versorgen könnte. Außer der Universität und dem Salzwerk besteht die Hauptnahrung der Stadt in verschiedenen Gewerken und Fabriken, unter denen sonst die Stärkefabriken beträchtlich waren. Unweit Halle liegen die Ruinen des berühmten Schlosses Giebichenstein (s. d. Art.). Nach dem unglücklichen preußisch-französischen Kriege im Jahr 1806 und 1807 kam Halle an Westphalen und gehörte zu dem Departement der Saale. Die Stadt hat unter der westphälischen Regierung harte Drangsale überstanden. Die Universität, welche der König von Preußen gerade in den letzten Jahren zu einem hohen Flor erhoben hatte, wurde durch Mißverständnisse gleich nach dem Einrücken der Franzosen aufgelös't. Nach dem Frieden wurde sie zwar wieder hergestellt und in ihren Privilegien und in ihrer Verfassung, so weit es die Constitution erlaubte, bestätigt, allein im Jahr 1813 durch einen Befehl des französischen Kaisers abermals aufgelös't. Glücklicher Weise kehrte Halle nach den Siegen über die Franzosen im Jahr 1814 unter preußische Herrschaft zurück, und der um Cultur und Wissenschaften hoch verdiente König von Preußen stellte das schöne Institut wieder her. Noch verdienen die in den letzten Jahren von dem geheimen Oberbergrath Reil angelegten und von diesem bis an seinen Tod dirigirten Badeanstalten erwähnt zu werden. Die Einwohnerzahl ist jetzt auf 18,300 herabgesunken.

Halleluja: Lobet den Herrn! Man glaubte in dieser volltönenden hebräischen Formel etwas besonders Feierliches zu finden, und behielt sie bei den Uebersetzungen der Bibel in die Landessprachen bei, worauf sie in das gottesdienstliche Ritual der Christen überging. Das Halleluja wurde seit dem 15ten Jahrhundert an allen Sonn- und Festtagen beim Gottesdienste gesungen, von der römischen Kirche aber späterhin an den Sonntagen in den Fasten, um die heilige Trauer nicht zu unterbrechen, weggelassen, und erst Ostern als ein Gesang der Freude wieder angestimmt. Eben darum wird in einigen Gegenden Deutschlands der Buchampfer oder Kukuksklee, oxalis acetosella L., auch Halleluja genannt, weil er um Ostern blüht, wo das Halleluja wieder in den Kirchen gesungen wird. Die Juden nennen den 113ten bis 117ten Psalm das große Halleluja, weil in diesen Psalmen besondere Wohlthaten Gottes gegen das jüdische Volk gepriesen werden, und singen diesen Lobgesang beim Gottesdienst am Pascha- und Lauberhüttenfeste. E.

Haller (Albrecht von), der Große genannt wegen seiner seltenen Verdienste als Anatom, Physiolog, Botaniker und Dichter, war zu Bern den 16ten October 1708 geboren, und von vier Brüdern der jüngste. So reichlich ihn die Natur mit Geistesgaben ausgestattet hatte, so wenig hatte sie seiner Jugend Körperkraft verliehn. Als Knabe war er schwächlich und trübsinnig, aber nur desto

mehr zum Lernen geneigt. Im 6ten Jahre fing er das Lateinische an, im 8ten und 9ten das Griechische und Hebräische. Schon damals pflegte er alles, was ihm merkwürdig war, niederzuschreiben und zu sammeln. Aus Bayle's und Moreri's Wörterbüchern zog er als Kind mehr als 2000 Lebensbeschreibungen aus. Die lateinischen Dichter weckten früh sein poetisches Talent. Nach dem Tode seines Vaters setzte er auf dem Gymnasium zu Bern seine Studien auf die ihm eigenthümliche Weise fort, und ging in seinem 14ten Jahre nach Biel, um von einem dortigen Arzt in die Cartesianische Philosophie eingeweiht zu werden. Nach einem Jahre wählte er, wenig schulgerecht vorbereitet, Tübingen zu seinem Aufenthalt, um sich hier aus eignem Antriebe der Arzneikunst zu widmen, und ging von da 1725 nach Leyden, wo Boerhave und Albinus seine Lehrer wurden, promovirte hier 1727, und besuchte sodann England und Frankreich. Das Jahr darauf begab er sich nach Basel, und ward hier von dem großen Joh. Bernoulli in die höhere Analysis eingeweiht. Da aber seine Gesundheit bei den ernsten und anhaltenden Studien litt, entschloß er sich, die vaterländischen Alpen zu bereisen. Joh. Gesner war sein Begleiter auf der Reise, und weckte damals in ihm die Liebe zur Pflanzenkunde. Haller sammelte schon jetzt mit großem Fleiße dafür, machte mehrere neue Entdeckungen, und legte so den Grund zu seiner nachherigen meisterhaften Beschreibung der Schweizerpflanzen. Auf dieser Reise entstand auch sein berühmtes Lehrgedicht: die Alpen. Nach seiner Rückkehr blieb er noch ein Jahr lang in Basel, arbeitete hier an einem großen Lehrgedicht, unter dem Titel: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, und hielt in der letzten Zeit die anatomischen Vorlesungen für Meig, der krank war, bei welcher Gelegenheit er manches für seine künftigen Arbeiten sammelte. Im Jahr 1729 ging er in seine Vaterstadt zurück, und ließ sich hier als praktischer Arzt nieder. Obwohl er glücklich war und Beifall fand, so wurde ihm die Stelle eines Arztes an dem Inselspitale, um die er anhielt, hauptsächlich darum abgeschlagen, weil er ein Dichter sey. In der That beschäftigten ihn Poesie und Botanik ungemein. Im Sommer bereis'te er jährlich die Alpen, und sammelte eine große Menge Pflanzen, so daß er jetzt den Entschluß faßte, ein vollständiges Werk über die Gewächse Helvetiens herauszugeben. Im Winter wandte er seine Muße auf die Anatomie, über die er im Jahr 1734 unentgeltlich Vorlesungen zu halten anfing. Er brachte es dahin, daß ein anatomisches Theater angelegt wurde. Die um dieselbe Zeit in seiner Vaterstadt erledigte Professur der Beredsamkeit, um welche er sich bewarb, erhielt er ebenfalls nicht; dafür aber ward er im Jahr 1735 zum Aufseher der Bibliothek ernannt. Hallers Name war bereits öffentlich vortheilhaft bekannt, besonders durch treffliche botanische und anatomische Aufsätze. Er bekam daher 1736 einen Ruf als Professor der Anatomie und Botanik nach Göttingen, den er annahm. Siebzehn Jahre lebte und wirkte er für Göttingen, und gab zugleich in diesem Zeitraume 86, mehrentheils anatomische, medicinische und botanische Schriften heraus. Die wichtigsten darunter sind seine Flora der Schweiz (2 Bde. Fol.), in deren zweiter Auflage er 2486 Pflanzen nach seinem eignen Systeme beschrieb, seine Boerhavischen Vorlesungen, seine anatomischen Tafeln und seine Physiologie. Auch nahm er 1745 an der Herausgabe der

Göttingischen gelehrten Zeitungen Antheil, und wurde zwei Jahre darauf Director derselben. Der Ruf von Hallers Verdiensten war jetzt durch ganz Europa verbreitet. Die angesehensten Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitglied; im Jahr 1749 erhob ihn der Kaiser Franz I. mit seiner gesammten Nachkommenschaft in den Reichsadelstand und der König von England zu seinem Staatsrath. Auch seine Vaterstadt nahm ihn, als er sie im Jahr 1745 besuchte, als Mitglied in den großen Rath auf, und diese Auszeichnung war ihm zwiefach angenehm, da ihn der Gedanke beschäftigte, sich in seine Heimath zurückzubegeben. Die Cabalen und Feindseligkeiten seiner Collegen verbitterten ihm den Aufenthalt in Göttingen. Nachdem er noch im Jahr 1751 an der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften den thätigsten Antheil genommen, und zum beständigen Präsidenten derselben ernannt worden, gab er 1753 seine Entlassung, und ging nach Bern zurück, wo er zum Amman erwählt wurde. Er behielt zugleich seine akademische Pension, seine Titel, die Präsidentenstelle bei der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften, und arbeitete fortwährend an den Göttinger gelehrten Zeitungen, die ihm über 12,000 Recensionen verdanken. Das Wohl seines Vaterlandes und die Gesellschaft der Musen theilten nunmehr seine Zeit und Beschäftigungen. Er verbesserte die Einrichtung der Salzwerke zu Bex und Aigle, deren Director er war, die Anstalten der Akademie zu Lausanne, die medicinische Polizeiverfassung, beförderte den Ackerbau, entwarf den Plan zu einem Waisenhause, und vermittelte die Gränzstreitigkeiten zwischen Bern und Wallis. Noch sein Alter brachte für die Wissenschaft die schönsten Früchte hervor. Es erschien jetzt seine botanische, chirurgische, anotomische und der Anfang seiner medicinisch-practischen Bibliothek. Außerdem entwarf er drei politische Romane, über die despotische, monarchische und republikanische Regierungsform, und correspondirte in deutscher, lateinischer, englischer, italienischer u. französischer Sprache nach allen cultivirten Ländern von Europa. Im Jahr 1777 beehrte ihn Kaiser Joseph II. mit einem Besuche; bald darauf überfiel ihn eine Kränklichkeit, die am 12ten December 1777 seinem thätigen Leben im 70sten Jahre ein Ende machte. Hallers Verdienste um die Naturlehre, besonders die Botanik, und um die Medicin zu würdigen, kann hier der Ort nicht seyn; sie sind ausgebreitet und unvergänglich. Seine Lehre von der Reizbarkeit ist noch jetzt als die Grundlage der dynamischen Theorien neuerer Zeiten anzusehn. Ferner suchte er die Theorie der Erzeugung durch die sorgfältigsten Beobachtungen zu gründen. Er entdeckte die erste Spur des Herzens im bebrüteten Ei in der 38sten Stunde und in der 41sten die erste Spur des Bluts. Auf gleiche Weise beobachtete er die Säugthiere. Auch als Dichter ragt er glänzend unter seinen Zeitgenossen hervor. Seine frühern Versuche verbrannte er mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst. Zwar ist auch in seinem berühmten Gedicht die Alpen die Sprache hart und rauh, wie die Gebirgsmassen, die er schildert, doch sind die Ideen kühn und feurig, und zeigen ein mit der Natur befreundetes Gemüth. Am höchsten und reinsten stehen seine elegischen Gedichte, unter denen wir die Elegie auf den Tod Marianens besonders auszeichnen. Finden sich übrigens in seinen letzten Lebensjahren Spuren von trübem Stolz und schwermüthiger Verzagtheit, so erinnere man sich, daß die höhere Kraft, so oft der Schwäche gegenüber, sich sehr natürlich zuletzt in

Unzufriedenheit selbst verletze und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

Halley (Edmond), dieser große Astronom, war zu London im Jahr 1656 geboren, widmete sich anfangs der Literatur und den Sprachen, nachher aber gänzlich der Astronomie, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er in einem Alter von neunzehn Jahren ein sehr schwieriges Problem, durch welches er die Abstände der Planeten von der Sonne und ihre Excentricität bestimmte, aufgelös't und so einem bis dahin geführten Streit ein Ende gemacht hatte, schickte ihn die Regierung im Jahr 1676 nach der Insel St. Helena, um die südliche Hemisphäre zu beobachten. Diese Reise wurde die Quelle mehrerer astronomischen Entdeckungen, die er in seinem Catalogus stellarum australium bekannt machte. Nach seiner Rückkehr nahmen die königliche Gesellschaft zu London und die Academie der Wissenschaften zu Paris den jungen Astronomen von 22 Jahren zu ihrem Mitglied auf, und erstere machte ihn sogar zu ihrem Secretär. Er ging in Aufträgen der Gesellschaft zu Hevelius nach Danzig und von da im Jahr 1680 nach Frankreich und Italien. Zwischen Calais und Paris nahm er den berühmten Cometen wahr, der zum zweitenmal in jenem Jahr (auf seinem Rückwege von der Sonne) sichtbar wurde. Er beobachtete ihn auf der damals neu eingerichteten königlichen Sternwarte. Im Jahr 1698 unternahm er eine große Seereise, um die Theorie von der Veränderung der Magnetnadel zu gründen, passirte viermal die Linie, und kam erst 1702 zurück. Im folgenden Jahre wurde er Professor der Geometrie zu Oxford, und 1720 königlicher Astronom zu Greenwich an Flamsteads Stelle. Nun bearbeitete er vorzüglich die Theorie des Mondes. Er machte im voraus auf den Durchgang der Venus durch die Sonne, welcher sich 1761 ereignete, die Astronomen aufmerksam, und lehrte sie, aus deren Beobachtung an verschiedenen Orten der Erde die Parallaxe der Sonne bestimmen. Die vorzüglichste Frucht seiner gelehrten Arbeiten sind seine astronomischen Tafeln, die jedoch erst 1749 erschienen, nachdem er schon 1742 gestorben war. Um die Lehre von den Cometen machte er sich durch seine Synopsis astronomiae Cometarum verdient. Er sagte die Wiederkunft des Cometen von 1682 auf das Jahr 1759 richtig voraus. Von Newton, dessen vertrauter Freund er war, gab er mehrere Schriften heraus.

Halljahr oder Jubeljahr heißt im alten Testamente jedes 50ste Jahr, in welchem nach der Mosaischen Verfassung (s. 3 Mos. 25, 10 bis 13) bei den alten Juden die Sklaven freigelassen, die Schulden gelöscht, die verpfändeten und verkauften Ländereien an die Familie, zu der sie gehörten, zurückgegeben wurden, daher es auch Erlaßjahr hieß. In einem solchen Jahre ruhte alle Feldarbeit, man aß, was der Boden von selbst trug, und spendete davon den Armen. Feinde mußten sich versöhnen, und um das ganze Volk, dessen Sünden als ein Abfall von Gott betrachtet wurden, auch mit Gott zu versöhnen, ging der Hohepriester in das Allerheiligste des Tempels, und wirkte dem Volke durch sein Gebet und Opfer Vergebung aus; dann herrschte überall im ganzen jüdischen Lande Friede und Freude. Der Anfang dieses glücklichen Jahres wurde mit Hallposaunen oder Hörnern im Lande ausgeblasen und verkündigt, daher der Name Halljahr. Vergl. den Art. Jubeljahr. E.

Halloren, die Nachkommen eines alten wendischen Stammes, die sich bis jetzt unvermischt erhalten haben, und sich durch eigene Kleidung und Sprache unterscheiden. Sie sind als die eigentlichen Bewohner der Halle oder des Salzthals anzusehen, stehen nicht unter der Stadtobrigkeit, sondern haben ihr eigenes Thal- oder Gerichtshaus und einen Salzgrafen, der ihre Streitigkeiten entscheidet, und sind die Arbeiter in den Salzkoten. Ihre vorzügliche Geschicklichkeit in Schwimmen und Klettern ist bekannt.

Halsgerichtsordnung (**Carolina**) heißt die von Kaiser Carl V. mit Einstimmung der Stände auf dem Reichstag zu Regensburg 1532 publicirte, aus 222 Artikeln bestehende Ordnung, nach welcher fortan die Criminalsachen untersucht, entschieden und bestraft werden sollten. Die Veranlassung zur Abfassung dieses Reichsgesetzes war die Verwirrung der einheimischen und fremden Rechte, wonach man bisher die Verbrecher richtete. Carl V. legte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1521 den Reichsständen den ersten Entwurf dazu vor, der aber verworfen wurde. Im Jahre 1529 kam die Sache aufs neue zur Sprache, allein da sich auch damals Hindernisse fanden, so konnte Carl V. erst 1532 seine Absichten erreichen. Es ist nicht zu läugnen, daß seine peinliche Gerichtsordnung vieles im Criminalwesen verbessert habe. Dagegen aber wäre freilich auch zu wünschen, daß die peinliche Gerichtsordnung mit mehr Fleiß und Aufmerksamkeit verfertigt und besser geordnet seyn möchte. In einigen Artikeln findet man die größte Dunkelheit, in andern aber Vermischung fremder und einheimischer Rechte. Strafen, die gar leicht hätten genau bestimmt werden können, werden nur im Allgemeinen bemerkt, da man andere Dinge bis zum Ueberfluß wiederholt. Es fehlt auch nicht an Widersprüchen. Sachen, die es nicht bedurften, erwähnt die carolinische Halsgerichtsordnung, und übergeht dagegen vieles mit Stillschweigen, was deutlich hätte bestimmt werden sollen.

Haltung drückt in der Mahlerei ursprünglich diejenige Eigenschaft eines Gemähldes oder einer Zeichnung aus, vermöge welcher jeder Theil des Werkes in derjenigen scheinbaren Nähe oder Ferne **gehalten** wird, in welcher sich uns derselbe Gegenstand in der Natur darstellen würde. Ein Gegenstand hält den andern näher oder weiter von dem Auge entfernt, einer steht zu dem andern, in zeichnerischer und **eigentlich** mahlerischer Rücksicht, in dem genauesten Verhältniß und Einverständniß. Von der Mahlerei ist dieser Begriff auch in die Sprache anderer Künste übergetragen worden, wo er in verschiedenen Beziehungen dasselbe bedeutet. Die Haltung, in welcher das Leben und die Wahrheit eines Gemähldes bestehen, hängt von der Zeichnung ab, die den Gesetzen der Perspective gemäß seyn muß, und von der Luftperspective, durch welche die Abstufungen der Farben und des Lichts bestimmt werden. Außer der Mahlerei wird das Wort **Haltung** besonders in der Schauspielkunst gebraucht, und hier bezeichnet es das Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen der Darstellung einer Rede, Rolle oder einzelner Theile derselben, vermöge dessen sie gerade dieses und kein anderes Ganzes bilden. Declamation und Mimik haben kein angelegentlicheres Geschäft, als durch zweckmäßige Vertheilung der Stärke und Schwäche ihrer Züge in ihre Darstellungen diese Haltung zu bringen, und sie bewirken dies theils durch das Allgemeine

ihres Tons, theils durch Modificationen desselben in besondern Fällen. Jeder Stand, jeder Charakter, jedes Alter u. s. w. hat im Allgemeinen seine Eigenthümlichkeit, welche wieder durch die verschiedenen Situationen, in welche sie kommen, nuancirt werden und sich in den Bewegungen des Körpers, in Mienen, Stimme u. s. w. ausdrücken. Sie aufzufassen, bedarf es eines scharfsinnigen Beobachters, aber sie darzustellen des Genies, daher auch die echte individuelle Charakteristik, für die besonders komische Charaktere sich eignen, selten auf den Bühnen gesehen werden.

Hamadryaden, Waldnymphen, deren jede einen eignen Baum bewohnte, mit dem sie geboren ward und starb. Wer daher einen solchen Baum pflegte und erhielt, dem dankte die Nymphe ihr Leben, und erzeigte ihm Wohlthaten dafür; wer ihn aber verletzte, den strafte sie. (Vergl. Erysichthon.)

Hamann (Johann Georg). Dieser merkwürdige Philosoph, öfters der Magus aus Norden genannt, wurde den 27sten August 1730 zu Königsberg in Preußen geboren, besuchte die dortige Domschule, wo damals unter dem sehr gelehrten Rector Salthenius die Wissenschaften weit über die gewöhnlichen Schulgränzen hinaus vorgetragen wurden, und bezog 1746 die Universität, um sich der Theologie zu widmen, die er nachher mit der Jurisprudenz vertauschte, ohne sowohl in dieser als jener Wissenschaft ernstliche Fortschritte zu machen. Die Bekanntschaft mit der schönen Literatur hatte ihm jedes Brotstudium verleidet. Nachdem er fünf Jahre auf der Universität zugebracht, ohne sich einen sichern Weg zu seinem Fortkommen in der Welt gebahnt zu haben, ging er nach Curland als Lehrer in das Haus einer Baronin von Buttberg, mußte sich aber, verschiedener Mißverständnisse wegen, noch vor dem Verlauf eines halben Jahres aus demselben wegbegeben. Er nahm seine Zuflucht zu einigen Freunden in Riga, und blieb daselbst bis 1753, wo er eine Hofmeisterstelle bei dem General von Witten fand. Im J. 1755 verließ er dieselbe wieder, und ging nach Riga zurück. Hier fand er bei einigen Kaufleuten freundschaftliche Aufnahme, und studirte die Theorie der politischen und Handlungswissenschaften, um seine fernere Subsistenz darauf zu gründen. Unterdeß folgte er einer schmeichelhaften Einladung, in das Buttbergische Haus zurückzukehren, blieb aber nicht lange daselbst, denn schon 1756 eilte er nach seiner Vaterstadt, um den Segen seiner sterbenden Mutter zu empfangen. In demselben Jahre besuchte er Berlin, Lübeck, Holland und England. In London blieb er über ein Jahr, und würde sein ganzes übriges Leben dort zugebracht haben, wenn ihm nicht die Mittel gefehlt hätten. Auch bestimmten ihn mancherlei Schicksale, die stark auf sein Gemüth einwirkten, sich 1758 nach Riga zurückzubegeben, wo er bis 1759 blieb. Dann ging er wieder nach Königsberg, und lebte hier bis 1762 im väterlichen Hause in einer glücklichen literarischen Muße, die er der alten Literatur und den orientalischen Sprachen widmete, und nur durch eine kurze Reise nach Cur- und Liefland unterbrach. Um sich indeß für die Zukunft seinen Unterhalt zu sichern, trat er als unbesoldeter Copist bei dem Stadtmagistrat und als Kanzellist bei der Kriegs- und Domainenkammer in Dienste, entsagte aber diesen mechanischen Geschäften 1764 wieder, die ihm den Verlust seiner Gesundheit und seines Kopfs drohten, machte eine Reise nach Deutschland, dem Elsaß und Basel, und kehrte noch in demselben Jahre zurück. Im

Jahr 1765 ging er abermals als Hofmeister nach Mitau, begleitete seinen Prinzipal auf einer Reise nach Warschau, und kam 1767 wieder nach seiner Heimath, wo er als Secretär und Translateur bei der damals neu eingerichteten Provincialaccise- und Zolldirection angestellt wurde. Im J. 1777 ward er Packhofverwalter bei dem königlichen Licent, und jetzt würde er mehr Muße für geistige Beschäftigungen gefunden haben, wäre nicht sein Körper durch Sorgen und Anstrengungen bereits zu sehr geschwächt gewesen. Im Jahr 1784 ward er durch das Wohlwollen eines ihm bisher Unbekannten auf die unerwartetste Weise in eine sorgenfreie Lage gesetzt, und er wünschte jetzt durch eine Reise nach Deutschland seine Gesundheit wiederherzustellen. Drei Jahre hielt er vergebens um Urlaub an, und erhielt endlich 1787 bei einer Accisereform seinen Abschied mit einer anständigen Pension. Nun trat er seine Reise an, lebte abwechselnd zu Münster und Düsseldorf bei Jacobi unter der beständigen Plage eines schwächlichen Körpers, und starb zu Münster den 21sten Juli 1788. Als Schriftsteller hatte Hamann das sonderbare Schicksal, von seinen Zeitgenossen wenig beachtet zu werden. Man war so bequem, seine Schriften dunkel und unverständlich zu finden, und warf sie ungelesen auf die Seite. Der einzige Herder deutete auf ihn hin in seinen Fragmenten über deutsche Literatur. Dort sagt er unter andern: Der Kern seiner Schriften enthält viele Samenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken, Anspielungen und Wortblumen u. s. w. Aber man überhörte Herders geistvolles Wort; ein tiefsinnig edler Geist wandelte unbeachtet unter den Deutschen, und noch lange Zeit ruhte über seinem Grabe dasselbe Schweigen. Da vernahm man endlich von neuem Herders Lob, Jean Pauls freudiges Anerkennen und Jacobi's häufiges Hindeuten auf ihn. Man wollte jetzt selbst prüfen, aber seine Schriften waren fast verschwunden, und harren noch ihrer Auferstehung in einer neuen Ausgabe, die der Wunsch aller Kundigen ist. Göthe, der im dritten Bande seiner Biographie eine treffende Schilderung Hamanns entworfen hat, und den größten Theil dieser Schriften zu besitzen versichert, macht zu Erfüllung desselben neue Hoffnung.

Hamberger (Georg Christoph), ein gelehrter und vielthätiger Bibliograph, wurde 1726 in Feuchtwangen in Franken geboren, studirte in Göttingen, und trat dort in der Folge als Professor der Philosophie und der Literärgeschichte auf. Um letztere hatte er sich große Verdienste erworben, und würde sich noch größere erworben haben, wenn ihn nicht 1773 ein zu früher Tod den Wissenschaften entrissen hätte. Unter seinen Werken sind am verdienstvollsten sein Gelehrtes Deutschland, das in der Folge Prof. Meusel fortsetzte; seine Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern, die vom Anfang der Welt bis um 1500 gelebt haben; und sein Directorium historicorum medii potissimum aevi, post M. Freherum et iteratas I. D. Köhleri curas recognovit, emendavit, auxit. Gött. 1772.

Hamburg, die erste und wichtigste der deutschen freien Städte, liegt 18 Meilen vom Ausflusse der Elbe, hart an dem nördlichen Ufer des nördlichen Armes dieses Flusses, welcher bis hieher für Seeschiffe tief genug ist. Der Umfang der Stadt beträgt etwa 22,000 Fuß. Von Norden tritt in denselben ein durch das Alsterflüßchen gebil-

deter Landsee, dessen Abfluß quer durch die Stadt der Elbe zugeleitet ist, und mehrere Mühlen treibt. Ein Nebenarm der Elbe tritt von Osten in die Stadt, theilt sich innerhalb derselben in viele mannichfaltig verschlungene Canäle, die am südlichen Ende sich unter einander und mit dem Alstercanale vereinigen und zu einem tiefen Hafen für Seeschiffe ausdehnen, der sich wieder in den Hauptarm mündet. Hier ist in diesem noch ein weiter Raum durch mächtiges Pfahlwerk zu einem sichern Aufenthalte für Seeschiffe eingerichtet; dieser Raum heißt der Rummelhafen. Die Canäle (hier Flethen genannt) durchschneiden den niedern Theil der Stadt nach allen Richtungen, an denselben stehen fast alle Lagerhäuser. Dieser untere Theil der Stadt, so wie derjenige, welcher der Alster östlich liegt, besteht aus engen und meistentheils krummen Straßen, breiter und gerader sind viele im westlichen Theile (der Neustadt). Als Hamburg zum französischen Reiche gezogen wurde, befanden sich innerhalb des Walles 23,371 Wohnungen, nehmlich 8099 Häuser, 3177 sogenannte Buden, 10,568 Säle, 1623 Keller. In der Vorstadt St. Georg, welche durch den Hauptwall von der Stadt getrennt, aber gegen das Feld mit besondern Festungswerken versehen, und etwa halb so groß ist, als die eigentliche Stadt, waren 1214 Feuerstellen. Die Bevölkerung des Ganzen hat nie viel über 100,000 Menschen betragen, unter diesen etwa 4 bis 5000 Juden. Die Stadt hat fünf Haupt- und drei Nebenkirchen für den Lutherischen Gottesdienst, außerdem giebt es eine catholische und zwei reformirte Kirchen, so wie einige Synagogen; in St. Georg ist auch eine Lutherische Kirche. Als Gebäude zeichnen sich die Michaeliskirche mit ihrem 456 Fuß hohen Thurm (sie wurde 1786 vollendet, und hat 1,600,000 Mark Cour. gekostet) und einige wenige Privathäuser aus. Das Aeußere der Börse und des Rathhauses ist der ersten Handels- und Freistadt von Deutschland nicht angemessen. Merkwürdig sind die Bank (eine Girobank), deren Fond unter dem Rathhause aufbewahrt wird, das Admiralitätsgebäude und das Waisenhaus, die Schauspielhäuser, die Börsenhalle, das Baumhaus, das Einbecksche Haus, die Stadt- und die Commerzbibliothek, Rödings Museum u. a. Treffliche Bildungsanstalten sind das Gymnasium und das Johanneum. An zweckmäßigen und weit umfassenden Anstalten für Dürftige, Zurückgekommene, Kranke und die Erziehung armer Kinder steht Hamburg gewiß keiner andern deutschen Stadt nach, vor 1810 übertraf es sie alle. Die meisten derselben werden durch Privatpersonen administrirt, und größentheils durch freiwillige Beiträge unterhalten. Die Staatsverfassung Hamburgs ist den Verhältnissen dieser Stadt ganz angemessen, und jetzt wieder ganz dieselbe wie vor 1810. An der Spitze des Staats steht der Senat, aus vier Bürgermeistern und 24 Rathsherren bestehend, welcher sich durch eine künstliche Verbindung von Wahl und Loos selbst ergänzt. Drei Bürgermeister und elf Rathsherren sind graduirte Juristen, die übrigen unstudirte Bürger. Als Gehülfen sind dem Senate 4 Syndici und 4 Secretarien zugeordnet. Die gewöhnlichen innern und auswärtigen Staatsgeschäfte besorgt der Senat allein, wichtigere mit der erbgesessenen Bürgerschaft gemeinschaftlich. Diese ist in fünf Kirchspiele getheilt, deren jedes 36 Bürger zu dem großen Ausschusse oder dem Collegio der Hundertachtziger hergiebt. Aus diesem wird das Collegium der Sechziger, und aus diesem wiederum das der 15 Oberalten gezogen. Jedes dieser Collegien hat

seine besondern Gerechtsame. Nur der Senat und die Oberalten werden besoldet. Bei wichtigen Angelegenheiten muß die gesammte erbgesessene Bürgerschaft zusammenberufen werden, damit ein Raths- und Bürgerschluß gefaßt werden könne. Die Justiz wird von verschiedenen Gerichtshöfen verwaltet. Die öffentlichen Einkünfte waren sehr bedeutend, doch die Abgaben nicht drückend; durch die schweren Schulden, welche besonders die letztern Zeiten über die Stadt gebracht haben, hat man sich gezwungen gesehen, die Abgaben sehr zu erhöhen. Hamburg unterhielt bis zum Jahre 1810 etwa 2000 Mann besoldeter Truppen, und die in Regimenter und Compagnien getheilte Bürgerschaft sollte bewaffnet und in den Waffen geübt seyn. Allein die letztere Einrichtung war hier, wie in allen deutschen Städten, veraltet. Das Contingent besoldeter Truppen für das deutsche Bundesheer ist wieder errichtet, und die Bürgerschaft hat sich vortrefflich bewaffnet und in den Waffen geübt, so daß sie jetzt ein gegen 10,000 Mann starkes, gleichmäßig gekleidetes Corps von Fußvolk, Reiterei und Artillerie bildet. 1804 fing man an, die alten Befestigungswerke zu demoliren, um die Wälle zu Lustgängen umzuschaffen. Die in den Jahren 1813 und 1814 neu angelegten Befestigungen werden jetzt wieder zerstört. Das hamburgische Gebiet ist nach Westen und Norden vom Holsteinischen begränzt, an einigen Stellen der Stadt so nahe, daß z. B. die holsteinische Stadt Altona kaum 1/8 Meile von Hamburgs Thoren entfernt liegt. Nach Osten stößt es an das Lauenburgische, nach Süden wird es durch die Elbe vom hannöverischen Lande getrennt, doch gehören einige Elbinseln theils ganz, theils zum Theil, so wie das auf dem linken Ufer liegende weitläufige Dorf Moorburg der Stadt Hamburg. Außer diesem besitzt sie noch das Amt Ritzebüttel nebst dem wichtigen Cuxhaven am Ausflusse der Elbe, und mit Lübeck gemeinschaftlich die Vierlande, die Stadt Bergedorf und einige Oerter im Lauenburgischen. Dieses gemeinschaftliche Gebiet war im Jahr 1810 von 9301 Menschen bewohnt, das hamburgische von 31,815 Menschen. Von diesen haben im Jahre 1813 und 14 wohl 8000 durch Davoust's Zerstörungen ihr Obdach verloren. — Ihren Ursprung hat die Stadt Hamburg Carl dem Großen zu verdanken, welcher zu Anfang des neunten Jahrhunderts auf der Höhe zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster eine Burg und eine Domkirche erbaute; beide sollten als Vormauer gegen die benachbarten Heiden dienen. Die Bequemlichkeit des Orts zum Handel und zur Fischerei zog viele Anbauer hin. Obgleich die wilden Nachbaren alle diese Anlagen mehrmals zerstörten, so wurden sie doch jedesmal schnell wieder hergestellt und die Stadt durch neue Anbaue erweitert. Als Handelsort begann sie im 12ten Jahrhundert wichtig zu werden, im 13ten Jahrh. wurde sie Mitstifterin der Hansa (s. d. Art. Hansa). Auch nach dem Verfall derselben wußte sie sich frei und ihren Betrieb blühend zu erhalten. Die hanseatischen Verbindungen mit Lübeck und Bremen haben bis 1810 ununterbrochen bestanden, und sind seit 1813 und 14 wieder angeknüpft. Bis zum Jahre 1500 war die Stadt auf den Winkel zwischen der Elbe und dem östlichen Ufer der Alster beschränkt. Nach und nach wurde auch das westliche Ufer bebauet, zum Theil durch geflüchtete Niederländer. So entstand die Neustadt, welche in den ersten Jahren des dreißigjährigen Krieges schon so bedeutend war, daß man sie in die Festungswerke einschloß, und also der Stadt ihre jetzige Ausdehnung gab. Eben damals (1613) wurde sie auch förmlich als freie

Reichsstadt anerkannt, obgleich die Erzbischöfe von Bremen den Besitz des Doms fortdauernd behaupteten, welcher im westphälischen Frieden der Krone Schweden zufiel. Der dreißigjährige Krieg, von dessen Verwüstungen sie verschont blieb, führte ihr eine Menge neuer Bewohner zu, eben so die Unruhen und Kriege unserer Zeit, da gar viele Menschen vom Rheine, aus den Niederlanden und aus Frankreich einwanderten. In demselben Verhältnisse wuchs auch ihr Handel, und ersetzte vielfach, was ihre Fabriken durch die allenthalben erwachte Gewerbthätigkeit und die Einfuhrverbote fremder Mächte verloren. Indessen sind die Zuckersiedereien, Thranbrennereien, Schiffswerfte, Kattundruckereien u. a. m. noch immer sehr wichtig. Besonders gewann Hamburgs Handel durch die Entstehung der amerikanischen Freistaaten, welche ihm einen unmittelbaren Verkehr mit diesen Ländern eröffnete, so wie durch die Unruhen und Kriege in den Niederlanden und am Rheine, wodurch sich ein bedeutender Theil des dortigen Handels nach Hamburg zog. Im Jahr 1802 wurde ihr der Dom nebst dessen Pertinentien, dessen Besitz mit dem Herzogthum Bremen an Hannover gekommen war, zufolge des Reichsdeputationsschlusses abgetreten, und ihre Selbstständigkeit, die sie in den letzten Zeiten indessen nicht ohne bedeutende Geldopfer, besonders an Dänemark, behauptet hatte, von neuem versichert. So war Hamburg zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts einer der reichsten und glücklichsten Freistaaten, und wurde mit Recht für die zweite Handelsstadt von Europa gehalten. Aber mit dem Einrücken der Franzosen in das Hannöversche begannen Hamburgs widrige Schicksale. Sie bemächtigten sich des Amtes Ritzebüttel und sperrten den Engländern die Elbe; diese verfügten dagegen eine strenge Blokade dieses Flusses. Hamburg mußte nun seinen Seehandel über Tönningen und Husum treiben, und was durch das Hannöverische und die Elbe aufwärts verschickt werden sollte, mußte von Versicherungen seines nicht brittischen Ursprungs, welche französische Behörden nur um theure Preise verkauften, begleitet seyn. Den hannöverischen Ständen mußte Hamburg 2,125,000 Mark Banko vorschießen. Nach der Schlacht bei Lübeck rückte Marschall Mortier in Hamburg ein, und nahm die Stadt für seinen Kaiser in Besitz (19. Novemb. 1806). Von der Zeit an wurde sie aufs beste benutzt, eine Reihe französischer Marschälle, welche unter dem Namen von Generalgouverneuren der Hansestädte hier ihren Sitz nahmen, die Mittel eines glänzenden Lebens und einer standesmäßigen Bereicherung darzubieten, ihre Begleiter vom Civil und Militär wohl zu bewirthen und auszusteuern; auch mußten die Hansestädte schon damals ihre Postgerechtsame dem Prinzen Murat überlassen. In diese Zeit fallen die schrecklichen Decrete Napoleons, durch welche, so weit sie reichten, alles Leben der Gewerbe und des Handels gelähmt wurde. Also mußte man auch in Hamburg seine Waaren unter der Hand loskaufen oder sahe sie öffentlich weggenommen und zerstört. Zuletzt wurde Hamburg, wie das ganze nordwestliche Deutschland, dem französischen Reiche förmlich einverleibt (13ten Dec. 1810). Die Gräuel der französischen Staatsverwaltung, Douanen, Regie, Enregistrement, Specialgerichtshöfe, Conscriptionen für den nimmersatten Eroberer, Censur, geheime Polizei u. s. w. kamen nun in Fülle über diese Stadt. Dieser Zustand währte bis zu Anfang des Jahres 1813, wo Tettenborns Annäherung die französischen Behörden zur Flucht nöthigte (13. März). Dieser foderte Hamburg auf, die durch feind-

liche Gewalt unterdrückte freie Verfassung wieder in Thätigkeit zu setzen, und sich zur Theilnahme an dem großen Kampfe zu rüsten. Beides geschah. Zum Felddienst ließen sich mehr als 2000 einschreiben, sie sollten mit den schon gebildeten Kriegsschaaren der Lübecker und den noch zu hoffenden der Bremer eine hanseatische Legion bilden. Ueberdieß wurde noch eine sogenannte Bürgergarde errichtet, anfangs durch Freiwillige, dann nach einem förmlichen Raths- und Bürgerschluß; gegen 7000 ließen sich nach und nach zu derselben einschreiben. Schon im April konnte ein Theil der Hanseaten zu Felde ziehen, die Reiterei derselben zeichnete sich schon am 22sten April bei Otterberg sehr vortheilhaft aus. Aber gegen Ende Aprils drückten die mächtig verstärkten Franzosen die schwächern Schaaren der Verbündeten allenthalben zurück. Sie bemächtigten sich des ganzen linken Ufers der Niederelbe, nahmen am 12ten Mai die Wilhelmsburg (das harburger Schloß hatte man ihnen freiwillig überlassen), und begannen in der Nacht auf den 20sten, nachdem Tags vorher die wenigen dänischen Hülfstruppen wieder abgezogen waren, die Stadt mit Haubitzgranaten zu beschießen. Die durch das Einrücken zweier schwedischen Bataillone am 21sten geweckte Hoffnung der Hamburger auf Hülfe und Befreiung schwand schon am 25sten, wo die Schweden sich wieder entfernten. Mißverständnisse entstanden zwischen den Militärpersonen und dem Senat, welcher letztere auf den Nothfall die dänische Vermittelung in Anspruch nahm. Dieser trat schon am 29sten ein, wo Tettenborn die Stadt räumte, und Herr von Heß, der Befehlshaber der Bürgergarde, diese sofort auflös'te. Ehe noch eine Capitulation zu Stande gebracht werden konnte, rückten die Dänen als französische Bundesgenossen ein, und am 31sten Abends erschien Eckmühl und Vandamme mit zahlreichen französischen Truppen. Theils um die Stadt möglichst zu befestigen, theils um sie für ihren Widerstand zu züchtigen, wurden die härtesten Maaßregeln verfügt und schonungslos ins Werk gesetzt. Sogleich wurde den Hamburgern eine Geldbuße von 48,000,000 Franken auferlegt, und größtentheils eingetrieben. Vom 5ten November an wurde die Bank ausgeleert, es hieß, daß 17,000,000 Mark Banco darin gefunden wären. Am Ende des Jahrs wurden nach und nach mehr als 30,000 Menschen jedes Geschlechts und Alters aus der Stadt getrieben, und schonungslos der Strenge des Winters Preis gegeben. Um dieselbe Zeit wurden die Wohnungen von etwa 8000 Menschen in den nächsten Umgebungen der Stadt mit einer solchen Schnelle verbrannt, daß diese Menschen nichts als ihr Leben retten konnten. Weil die Schaaren, welche erst unter Wallmoden und dann unter Benningsen gegen Hamburg standen, zu einer Belagerung derselben viel zu schwach waren, so konnte Hamburg nicht eher, als nach der Beendigung des Krieges in Frankreich von seinen Peinigern befreiet werden. Erst in den letzten Tagen des Mais 1814 zogen die königlich französischen Truppen aus der Stadt, doch nicht ohne den Raub mitzunehmen, den sie hier als kaiserlich französische gemacht hatten. Statt ihrer zogen die Russen unter Benningsen ein, und blieben bis zu Ende des Jahrs. Da erst wurde Hamburg sich selbst und dem deutschen Vaterlande wiedergegeben. C—e.

Hamilton (Antony, Graf von), aus dem alten schottischen Geschlechte dieses Namens, war gegen 1646 in Irland geboren, und folgte Carl II. nach Frankreich, als derselbe nach dem Tode seines Vaters hier einen Zufluchtsort suchte. Nachdem dieser Fürst den

Thron seiner Vorfahren wieder bestiegen, kehrte Hamilton nach England zurück. Damals lernte der Graf Grammont seine Schwester kennen, eine Dame von den liebenswürdigsten Eigenschaften. Er gestand ihr seine Liebe und versprach sie zu heirathen. Dennoch, entweder aus Unbeständigkeit oder aus sonst einer Ursache, reis'te er von London ab, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Hamilton, entrüstet über diese Beleidigung, folgte ihm auf den Fuß, entschlossen, ihn zum Zweikampf zu fodern, wenn er die Erfüllung seiner Verpflichtung verweigerte. Er erreichte Grammont einige Meilen von London. Nach den ersten Begrüßungen fragte er ihn kalt, ob er nichts in der Hauptstadt vergessen habe. „Ja," antwortete der Graf, der seine Absicht durchschaute, „ich habe vergessen, Ihre Schwester zu heirathen," und kehrte um, die Heirath zu vollziehen. Darauf führte er seine Gemahlin nach Frankreich, und der Graf Hamilton kam oft herüber, sie zu besuchen. Als Jacob II. nach dem Verlust seiner Staaten sich in Frankreich niederließ, blieb auch er dort, und starb zu St. Germain-en-Laye 1720, im 74sten Jahre seines Alters. Hamilton hatte viel Gewandtheit des Geistes, eine lebhafte Phantasie, ein sicheres Urtheil und viel Geschmack. Wir besitzen von ihm verschiedene geistreiche und angenehm geschriebene Werke, unter denen sich die Memoiren des Grafen von Grammont vielleicht am meisten auszeichnen, durch einen lebhaften und anziehenden Styl, zugleich aber durch Immoralität. Seine Feenmährchen gehören zu den vorzüglichsten in dieser Art. Seine sämmtlichen Werke sind zu Paris 1812 in 4 B. 8. und 1813 in 5 B. 18. erschienen.

Hamilton (Sir William). Dieser berühmte Natur- und Alterthumsforscher war 1730 geboren, und ging 1764 als englischer Gesandter nach Neapel. Er benutzte seinen Aufenthalt daselbst, seinen Geschmack für die Wissenschaften auszubilden und seine Kenntnisse in Kunstsachen zu erweitern. Seine Ankunft in Neapel fiel mit der Entdeckung der unterirdischen Städte Herculanum und Pompeji zusammen, zu deren zweckmäßiger Ausgrabung er viel beitrug. Besonders interessirte er sich für die Aufrollung der 800 verkohlten Papyrus-Rollen, welche man in einem unterirdischen Gange fand: er besoldete zu diesem Geschäft eigens den Pater Antonio Piaggi. Ursprünglich hatte Hamilton nur ein mäßiges Vermögen, aber er wußte mit seiner Kunstliebe eine gewisse Industrie zu verbinden, wodurch er es ansehnlich vermehrte. Er war einer der eifrigsten Sammler von Alterthümern und Kunstsachen, und machte dabei oft großen Gewinn. Dies war besonders der Fall bei dem Verkauf seiner ersten Vasensammlung an das brittische Museum und bei dem Absatz seiner prachtvollen Campi Phlegraei. Sein Haus bildete eine lange Reihe von Jahren hindurch in Neapel den Vereinigungspunkt aller gebildeten Reisenden aus dem nördlichen Europa. Man fand daselbst köstliche archäologische und naturhistorische Sammlungen. Er bereis'te den Vesuv und Aetna, und stellte die genausten Forschungen über diese Berge an, so daß ihm die Lehre von den Vulkanen die wichtigsten Erweiterungen verdankt. Seine beiden Werke: Observations on mount Vesuvius und die Campi Phlegraei sind die rühmlichsten Denkmäler seines Forschungsgeistes. Die Kunde der alten Vasengemälde ist gleichsam von ihm geschaffen worden. Auch seinem Gesandtschaftsposten stand er mit Eifer vor. Den 12ten Juli 1793 unterzeichnete er einen Allianztractat zwischen dem neapolitanischen und londner Hof. Bei dem

Einrücken der Franzosen in Neapel kehrte er in sein Vaterland zurück. Er nahm seine sämmtlichen Kunstschätze mit sich, hatte aber das Unglück, einen Theil seiner Vasen an den Küsten Britanniens durch Schiffbruch zu verlieren. In seinem Vaterlande beschäftigte er sich unermüdet mit seinen Handschriften, deren Herausgabe nach seinem im April 1803 erfolgten Tode durch seinen Freund Charles Townley zu erwarten ist.

Hamilton (Emma Lyon oder Harte, nachmals Lady), eine in mehrfacher Rücksicht merkwürdig gewordene Frau. Man kennt weder Zeit noch Ort ihrer Geburt mit Bestimmtheit. In den unter ihrem Namen erschienenen Memoiren wird gesagt, daß ihre Mutter ein armes Dienstmädchen gewesen, und, ihr Kind auf dem Arm, sich 1761 aus der Grafschaft Chester nach ihrer Heimath Wales begeben habe; sie selbst behauptete in der Folge, daß Lord Halifax für ihre Erziehung väterlich gesorgt habe. Nach jenen Memoiren trat sie mit dreizehn Jahren als Kindermädchen in Dienste, ging in ihrem sechzehnten Jahre nach London, diente hier bei einem Krämer und ward bald darauf Kammermädchen bei einer Dame von gutem Ton. Die Muße, welche sie hier hatte, verwandte sie auf Romanenlectüre. Bald fand sie auch Geschmack am Schauspiel; sie studirte das Geberdenspiel der Schauspieler und kam bald dahin, die verschiedenen Gemüthszustände beurtheilen und darstellen zu können. Ohne Zweifel legte sie damit den Grund zu der Meisterschaft in pantomimischen Darstellungen, in welchen sie später glänzte. Indeß verlor sie über diesen Studien ihren Dienst, und vermiethete sich als Magd in einer Taverne, wo Schauspieler, Musiker, Mahler u. dgl. zusammenkamen. Zufolge ihrer Memoiren bewahrte sie in dieser Schule der Zügellosigkeit und des Lasters ihre Tugend. Die Aufopferung derselben macht sie zugleich zu einer Handlung der Großmuth. Ein Landsmann und Verwandter von ihr war auf der Themse gepreßt worden. Sie eilt zu dem Capitain (nachmals Admiral) John Willet Payne, jenen loszubitten, gefällt und erlangt die Gewährung ihrer Bitte. Der Capitain, entzückt über seine Eroberung, überhäufte sie mit Geschenken und ließ ihre natürlichen Anlagen durch Unterricht ausbilden. Sie fand einen neuen Verehrer in dem Chevalier Featherstonhaugh, der sie mit Bewilligung ihres ersten Liebhabers auf einen Landsitz in Sussex führte, nach Verlauf des Sommers aber, aus Familienrücksichten und ihres trotzigen anmaßenden Betragens wegen, wieder mit ihr brach. Sie war aufs neue hülflos, durchirrte Abends die Straßen von London, und sank jetzt bis zur tiefsten Entwürdigung ihres Geschlechts hinab. Ein Zufall sollte sie aus diesem Abgrund retten. Sie fiel einem Charlatan, dem bekannten Doctor Graham in die Augen, der sie zu seiner Göttin Hygiea machte und als solche in einen leichten Schleier gehüllt zeigte. Mahler, Bildhauer und Andere zollten den Tribut der Bewunderung an dem Altar dieser neuen Göttin; unter diesen auch der berühmte Mahler Romney, der sich sterblich in sie verliebte. Sie spielte indeß die Zurückhaltende und Tugendhafte gegen ihn. Dagegen zog sie Charles Greville aus der alten Familie Warwick in ihre Netze, der drei Kinder mit ihr zeugte und im Begriff war sie zu heirathen, als er sich 1789 plötzlich zu Grunde gerichtet und aller seiner Aemter beraubt sah. Außer Stande, sie ferner zu unterstützen, ließ er sie nach Neapel reisen, wo sein Oheim, Sir William Hamilton, Gesandter war. Dieser ward in kurzem so mächtig von ihr angezo-

gen, daß er mit Greville einen Vergleich schloß, nach welchem er gegen Abtretung der Geliebten dessen Schulden zu bezahlen übernahm. Sie nahm jetzt ein anständiges Betragen an, füllte die in ihrer Bildung gebliebnen Lücken möglichst aus und eignete sich leicht die gesellschaftlichen Talente an. Künstler aller Art, die in Sir Hamiltons Hause Zutritt hatten, fingen an, ihr den Hof zu machen; sie dagegen entwickelte vor ihnen ihr System der Attituden. In der That scheint die Analyse der Empfindungen nie weiter gebracht worden zu seyn. Sie bedurfte nur eines Stücks Zeug, um sich zu einer Tochter Levi, oder einer römischen Matrone, zu einer Helena oder Aspasia zu drapiren. Sie war es, die den verführerischen Shawltanz erfand. Sir Hamilton, der sich täglich mehr an diese reizende Schönheit gewöhnte, beschloß sie zu heirathen und feierte 1791 zu London seine Vermählung mit ihr. Sogleich nach seiner Rückkehr in Neapel stellte er sie bei Hofe vor, und bald nahm Lady Hamilton den thätigsten Antheil an den Festen der Königin, und gewann das ganze Vertrauen derselben. Sie war die einzige Zeugin bei den geheimen Soupers der Königin und Actons und schlief oft in dem Zimmer ihrer königlichen Freundin. Diese Gunst, so wie ihr Hochmuth empörte die Damen vom Hofe, welche ihren Unwillen nicht verbergen konnten; einige wurden dafür als Staatsverbrecherinnen behandelt. Die merkwürdigste Periode im Leben der Lady Hamilton aber begann seit ihrer Bekanntschaft mit Nelson, der damals noch Capitän war. Der Gesandte, seine Gemalin und dieser Held schienen von ihrem ersten Zusammentreffen an von einem sympathetischen Enthusiasmus für einander beseelt. Durch diese Verbindung erfuhr die englische Regierung, daß der König von Spanien entschlossen sey, England den Krieg zu erklären, worauf sie selbst jene entscheidend n Maaßregeln ergriff, welche die Welt in Erstaunen setzen mußten. Nach dem Siege bei Abukir ward Nelson in Neapel mit trunkner Freude empfangen. Lady Hamilton ward die Heldin der Menge, der Nelson als rettender Gott erschien. Mehrere Monate vergingen unter beständigen Festen, bis das Vordringen der Franzosen die königliche Familie nöthigte, im Dec. 1798, Neapel zu verlassen und auf dem englischen Admiralschiff nach Sicilien überzuschiffen. Aber schon nach einigen Monaten befreiten die Siege der Oesterreicher und Russen Italien, und Nelsons Flotte kehrte in den Hafen von Neapel zurück. Lady Hamilton begleitete den Sklaven ihrer Reize, und man behauptet, daß die strenge Gerechtigkeit, welche damals geübt wurde, zum Theil ihr zur Rache an ihren persönlichen Feinden dienen mußte. Als 1800 auch der Hof wieder nach Neapel kam, kehrten überall die alten Verhältnisse zurück; sie währten, bis das englische Cabinet Sir Hamilton abrief. Da zugleich auch Nelson sein Commando niederlegte, erschien sie von Beiden begleitet in London. Als aber hier die Verbindung zwischen Nelson und Lady Hamilton bekannt wurde, äußerte sich allgemeine Mißbilligung und Verachtung. Ihr öffentliches Leben war zu Ende. Sie ward von einer Tochter entbunden, welche Nelsons Namen erhielt. Bald darauf starb Sir Hamilton, und die Wittwe zog sich nach Merton-Place zurück, einem Landhause, das Nelson für sie gekauft hatte. Der Tod dieses Helden 1805 beraubte sie plötzlich seines mächtigen Schutzes. Sich selbst überlassen, folgte sie aufs neue ihren verdorbenen Neigungen und sah sich bald von allem entblößt. Auf eine kleine Pension beschränkt, verließ sie England, nahm Miß Nelson mit sich und bezog ein Landhaus bei Calais, wo

sie im Januar 1815 starb. — Lady Hamilton war ohne Bildung; aber sie verband mit ihren natürlichen Reizen in hohem Grade das Talent der Intrigue. Ihrer Schönheit und ihrem Studium der Kunst, die natürlichen Grazien durch die wollüstigen Attitüden einer Theatertänzerin zu erhöhen, verdankte sie ihren Ruhm und ihr Glück. Ein unauslöschlicher Schandfleck aber für sie ist es, daß sie mit Verletzung alles Anstandes, aller Moralität und selbst aller menschlichen Achtung, die vertraulichen Briefe Nelsons an sie verkaufte oder bekannt machte und dadurch das Andenken dieses Helden, ihres Freundes und Wohlthäters, gerechtem Tadel preisgab.

Hammer (Joseph von), einer der größten jetzt lebenden Orientalisten, k. k. Hofdolmetscher der morgenländischen Sprachen, Rath bei der geheimen Hof- und Staatskanzlei in auswärtigen Geschäften, Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Göttingen, u. a. m. Ritter des St. Annen-Ordens, — wurde am 9ten Juni 1774 zu Grätz in Steiermark geboren, wo sein Vater Gubernialrath, Staatsgüter-Administrator, und ein vom Kaiser Joseph besonders geschätzter Geschäftsmann war. Schon in der frühesten Jugend durch Fähigkeiten ausgezeichnet, kam er 1787 ins Barbarastift nach Wien, und 1788 in die orientalische Akademie, welche Fürst Kaunitz gegründet hatte. Der nachherige Minister Franz Freiherr von Thugut zeichnete Hammer sehr früh aus; auch that dieß der Referent der Section des Orients im Ministerium der auswärtigen Geschäfte, Bernard Freiherr von Jenisch, Freund des gelehrten Nuntius Garampi, und des Grafen Carl Reviczky (österreich. Gesandten in Warschau, Berlin und London, Uebersetzers des Hafiz, und gelehrten Kenners der ungarischen, deutschen, französischen, italienischen, englischen, slavischen, lateinischen, alt- und neu-griechischen, türkischen, persischen, arabischen und sämmtlicher Bibelsprachen). Jenisch begann damals die Herausgabe des verdienstreichen, unter Meninsky's Namen bekannten, arabisch-persisch-türkischen Lexicons. Trotz seiner Jugend war Joseph von Hammer einer der vorzüglichsten Mitarbeiter an demselben. Nach Vollendung seiner Studien im Jahr 1796, trat er in wirkliche Dienstleistung. Studien, Reisen und die innige Freundschaft des großen Geschichtschreibers Johannes Müller füllten das Jahr 1798. Müllers hinterlassene Briefe sind ein redendes Denkmal dieses schönen Bundes. Im J. 1799 kam Hammer als Sprachknabe nach Constantinopel zu dem Internuntius Peter Freiherrn von Herbert. Dieser sollte Oesterreich einen Weg nach Persien und Ostindien bahnen; als aber die Convention von El Arisch wegen des Abzuges der französischen Armee aus Aegypten geschlossen wurde, sendete Hammern sein väterlicher Freund Herbert nach Aegypten mit einer die k. k. Consulate betreffenden Commission. Hammer erhielt zugleich von dem gelehrten Herbert antiquarische und literarische Aufträge. Eine Ausbeute dieser Reise sind die Ibis-Mumien, die Sammlung arabischer Briefe, der selbst im Morgenlande seltene, bändereiche arabische Ritterroman Anthar, der Hieroglyphenstein aus den Catakomben von Sakara, und andere Seltenheiten mehr in der kaiserlichen Bibliothek. Nachdem jene Convention aufgehoben worden war, machte Hammer, als Dollmetscher und Secretär, den ganzen Feldzug unter Hutchinson, Sidney Smith und Jussuf Bascha gegen Menou mit. Nach dessen Endigung ging er über Malta und Gibraltar im Spätjahr 1801 nach England, im April 1802 von London nach Wien, im August darauf

wieder als Legationssecretär nach Constantinopel, 1806 als Consular-Agent in die Moldau, in dem wichtigen Augenblicke des französisch-russisch-preußischen Krieges, welchen auch Dukworths Expedition in die Dardanellen bezeichnete. Der französische Minister Reinhardt, selbst Gelehrter, damals Abgesandter bei dem Hospodar der Moldau und Wallachey, zeichnete den gelehrten Hammer sehr aus. Hammer blieb nun seit dem Sommer 1807 in Wien angestellt. Bekannt ist sein großes Verdienst um die Rettung eines guten Theils der 1809, während der Besetzung Wiens durch die Franzosen, von Denon nach Paris entführten Schätze der kaiserlichen Hofbibliothek und orientalischen Manuscripte. Im October 1815 wurde Hammer zum ersten Custos der kaiserl. Hofbibliothek ernannt, welche Stelle er aber nicht annahm. — Man hat von ihm: Zeichnungen auf einer Reise von Wien über Triest nach Venedig und durch Tyrol und Salzburg zurück. 1798. — Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients, 1804, nach der großen Bibliographie des Hadschi Khalfa. — Ancient Alphabets and hieroglyphical characters explained; with an account of the egyptien priests, their classes, initiation and sacrifices, in the arabic language by Ahmed Ben Abubekr Ben Washie, and in english by Joseph Hammer, Secretary to the Imperial legation at Constantinople, London 1805. — Die Posaune des heiligen Krieges, herausgegeben von Johann von Müller, 1806. — Resmi Ahmed Efendi's Gesandtschaftsberichte bei seinen Gesandtschaften in Wien im J. 1757 und in Berlin im J. 1763, 1809. — Schirin, ein Gedicht aus persischen und türkischen Quellen, 1809. — Topographische Ansichten auf einer Reise in die Levante, 1811. — Des Hafiz Divan, deutsch, 1813. — Rosenöl, oder Sagen des Morgenlandes. 1815. — Staatsverfassung des osmanischen Reichs, 1816. Geschichte der schönen Redekünste Persiens, 1818. — Morgenländisches Kleeblatt, 1819. — Außerdem viele Gedichte und Aufsätze im Mercur, in Meißners Apoll, im Apollonion, in Millins Journal encyclopédique, in der hallischen Literaturzeitung, in andern englischen und französischen ephemeren Blättern ꝛc. Es gereicht Hammer zum vorzüglichen Ruhm, das trefflichste orientalische Journal: Die Fundgruben des Orients, mit der Unterstützung des Grafen Wenzel Rzewusky gegründet zu haben; ein Vereinigungspunkt für die Orientalisten des gesammten Europa. Neben andern Abhandlungen Hammers findet sich hier die 1806 vom franz. National-Institut mit dem Accessit gekrönte Preisschrift: Ueber den Einfluß des Mohammedanismus. Billig übergehen wir den Streit des Herrn von Diez mit Hammer, in welchem ersterer eben so viel Stolz und Heftigkeit als Unwissenheit und verkehrten Scharfsinn bewies. Kmr.

Hammerwerk heißt eine Fabrik oder Werkstätte, wo Metalle mittelst starken Feuers und großer, vom Wasser getriebenen Hämmer bearbeitet werden. Nach der Verschiedenheit der Metalle, und nach der Verschiedenheit, wie sie auf diesen Werken — entweder zu Stäben und Stangen, oder zu Blechen und Platten — geschmiedet oder geschlagen werden, führen diese Hämmer auch verschiedene Namen, als Eisenhammer, wo Eisen und Stahl verarbeitet, Kupferhammer, wo Kupfer, Messinghammer, wo Messing zu Stangen oder Platten getrieben wird, und diese Hämmer selbst sind entweder Zain- (Stabhämmer) oder Blechhämmer, je nach dem das Mettal zu Stangen und Stäben, oder zu Blechen und Platten geschmiedet wird.

Hämorrhoiden, eine Krankheit des Menschen, die sich durch Blutabgang bei dem Stuhlgang äußert, wenn sie vollkommen ausgebildet erscheint, oder durch Anschwellung der Blutadern an dem Ausgang des dicken Darmes, wenn sie noch nicht regelmäßig und vollkommen ist. Die ersten heißen fließende, die letzten blinde Hämorrhoiden. Die Knoten der aufgeschwollenen Adern bilden zuweilen durch die starke Ausdehnung Säckchen die von Blute strotzen, sich entzünden und einen brennenden Schmerz verursachen, sie werden dann schmerzhafte Hämorrhoiden (h. furentes) genannt. Ist die Krankheit unvollkommen, so erscheinen bloß innerliche Schmerzen, Stiche und Schneiden im Unterleibe und Abgang von Schleim, dieß sind dann die s. g. Schleimhämorrhoiden. Bloß Hämorrhoidalbeschwerden nennt man einzelne von der Krankheit herrührende Zufälle. Unregelmäßig nennt man diese Krankheit, wenn man das Leiden anderer Theile des Unterleibes einem Andrang von Blute beimißt, das eigentlich durch die Venen der Pfortader nach der Leber geführt werden sollte. Die Ursache der Hämorrhoiden müssen wir nemlich in einer regelwidrigen Blutanhäufung im Unterleibe suchen, und zwar besonders in denjenigen Eingeweiden, deren Blut zu der Leber rückwärts geführt wird, nemlich von allen Därmen (die Gekrösvenen), von der Milz, dem Magen, dem Pankreas. Alle Venen dieser Organe sammeln sich in einen Stamm (die Pfortader), der sich erst wieder in die Leber vertheilt und alles Blut in dieselbe ergießt. (S. den Art. Leber, Galle und Pfortader.) Wird also der Zufluß des Blutes nach dem Unterleibe zu sehr vermehrt, oder wird der Rückfluß des Venenblutes aufgehalten durch Schwäche und Langsamkeit der Leberfunction, so muß eine örtliche Vollblütigkeit in den Blutgefäßen der genannten Theile erfolgen, wodurch eine Ausdehnung der Venen, Blutaderknoten an jenen Theilen, Schmerz und endlich Blutergießung entstehen muß. Veranlassung zu jenen Ursachen sind außer mancherlei andern vorzüglich zwei Einwirkungen: der zu häufige Genuß des Kaffees, welcher das Blut nach dem Unterleibe treibt, und sitzende Lebensart, welche die Thätigkeit der Leber schwächt. Doch kann auch erbliche Anlage zur Entstehung der Krankheit beförderlich seyn.

Hämus, bei den Türken Balkan, ein großes Gebirge zwischen Thracien und Mösien, das bis ans schwarze Meer sich erstreckt.

Hanaken, ein Volk, das von dem Hana, einem kleinen Flusse in Mähren, an dessen beiden Ufern sie eigentlich ihren Sitz haben, den Namen führen soll. Sie werden für die ältesten Bewohner Mährens gehalten, und unterscheiden sich von den übrigen Einwohnern dieses Landes durch die Kleidung, durch ihre Trägheit, durch die Sprache, welche mit der böhmischen Mundart übereinkommt, und durch ihre eignen Sitten, welche sie unverändert erhalten, da sie unvermischt bleiben und ihr Vaterland nur in Kriegsdiensten verlassen.

Hanau, ist der Name einer churhessischen Grafschaft und der Hauptstadt derselben. Die Grafschaft Hanau, welche seit 1814, nachdem sie von 1809 bis 1813 einen Bestandtheil des neugeschaffenen Napoleonischen Großherzogthums Frankfurt ausgemacht hatte, wieder an ihren vorigen Besitzer, den Churfürsten von Hessen, zurückgefallen ist, liegt in der Nähe des Mains, des Spessarts und an dem Flusse Kinzig, und ist ein sehr wohlangebautes fruchtbares Land von etwa 17 Quadratmeilen mit 58,000 Menschen. Die gleichnamige Haupt-

stadt liegt in einer sandigen Gegend, die jedoch, durch die große Cultur, eine Menge Gemüse und Obst, selbst zur Ausfuhr, hervorbringt. An der Nord- und Westseite der Stadt fliest die Kinzig, welche in der hiesigen Gegend in den Main sich ergießt, aus welchem Flusse ein tiefer Kanal bis zur Stadt geführt worden ist. Hanau besteht aus der Alt- und Neustadt, wovon die erstere größtentheils nach alter Art gebaut ist, die letztere hingegen schnurgerade, breite und sehr reinliche Straßen hat, von welchen sechs der Länge nach gerade durchlaufen, und von acht andern durchschnitten werden. In der Mitte ist der ein längliches Viereck bildende regelmäßige Marktplatz, mit dem Rathhause. Die Zahl der Häuser beträgt fast 1500, welche von 12,000 Menschen bewohnt werden, darunter viele Abkömmlinge von Wallonen, Niederländern und Juden sind Am Ende der Stadt gegen Nordosten liegt das churfürstliche Schloß, ein weitläufiges Gebäude, worin jetzt die wetterauische Gesellschaft für die Naturkunde ihren Versammlungsort, ihr Naturalienkabinet und ihre Bibliothek hat. Hanau hat unter allen Städten der churhessischen Lande die meisten Fabriken, welche einen großen Theil der Einwohner ernähren. Die Seiden-, Leder-, Handschuh-, Strumpf-, Kamelotten- und Bijouteriefabriken sind bedeutend. Die letztern liefern Waaren aller Art in Gold, die zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gebracht worden sind. Auch hat Hanau eine bedeutende Kutschenfabrik, Tabaks- Spielkartenfabriken rc. Mit diesen Fabrikaten, Holz und Wein treiben die Einwohner einen beträchtlichen Handel. Aus den obern Maingegenden, vorzüglich von Cronach, kommen nämlich große Flöße an, auf welchen außer Dielen und geschnittenem Holze aller Art eine Menge hölzerner Waare geladen ist. Die Hanauischen Holzhändler kaufen diese, und verhandeln sie hernach weiter. Vormals war die Stadt Hanau mit Festungswerken versehen, welche jetzt geschleift sind. Zu den besuchtesten nahen Vergnügungsorten der Einwohner gehören das Schloß Philippsruh und das Wilhelmsbad, wohin eine mit hohen Bäumen besetzte Chaussee führt.

Hanau (Schlacht bei) d. 30. October 1813. Bayern hatte sich d. 8. Oct. mit Oesterreich gegen Napoleon verbunden, und Wrede marschirte an der Spitze eines bayrisch-österreichischen Heeres von Landshut über Neuburg an der Donau, Nördlingen und Anspach nach Würzburg, welche Stadt General Turreau mit 5000 Mann besetzt hielt. Wrede, dessen Marsch bestimmt war, dem nach der leipziger Schlacht mit 80,000 Mann Mainz und dem Rheine zufliehenden Napoleon den Weg zu verlegen, berennte Würzburg d. 24. Oct. Nach einem Bombardement, in welchem 500 Gebäude beschädigt wurden, mußte Wrede, um nicht mehr Zeit zu verlieren, die Uebergabe der Stadt am 26. Oct. ohne die Citadelle Marienberg, in welche sich der französische General zurückzog, annehmen. Hierauf marschirte er über Aschaffenburg, wo der König von Würtemberg zwei Infanterie-Regimenter, ein Cavallerie-Regiment und einige Artillerie zu ihm stoßen ließ, auf Hanau. Dieser Paß beherrscht die Straßen von Frankfurt; daher suchte ihn Napoleon mit seinem unablässig verfolgten Heere zu erreichen; aber zu gleicher Zeit mit den Franzosen kamen die Bayern und Oesterreicher, zu welchen am 29. Oct. noch russische Truppen unter Platow, Orlow-Denissow und Czernitscheff stießen, daselbst an. Hanau fiel mit 1200 Mann französischer Besatzung in die Gewalt der Verbündeten. Beide Theile kämpf-

ten hierauf d. 28. Oct. um den Besitz der Kinzig-Brücke, nördlich vor Hanau's Thoren. Wrede nahm hier eine feste Stellung und besetzte die Ausgänge der beiden Straßen im Walde, welcher sich um die Stadt herzieht. Allein der wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen, wo im tiefen schroffen Thale die Kinzig strömt, blieb unbesetzt, und dieser Umstand rettete Napoleon. Als nun am 29. 4000 Franzosen aus dem Walde hervorbrachen, wurde ein vorgerückter bayerscher Harst, der die Straßen sperren sollte, von der Uebermacht auf Rücklingen zurückgeworfen. Hier ließ ihn Napoleon den 30. früh angreifen. So begann die Schlacht, in der das französische Heer seinen Untergang finden konnte. Wrede, durch die nach Frankfurt gesandten Truppen geschwächt, hatte nur 40,000 Mann, gegen welche der Feind mit 48,000 Mann Fußvolk und 12,000 Reitern losbrach; allein die Stellung der Verbündeten bot große Vortheile dar, nur war ihr rechter Flügel mit dem Mitteltreffen durch eine hölzerne Brücke über die Kinzig schwach verbunden. Von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags griffen die französischen Heersäulen wiederholt Wrede's Mitteltreffen an; endlich warfen sich Napoleons Reitergarden in drei schnell gebildeten Linien zugleich auf die Reiterei und auf das Fußvolk der Verbündeten, während letzteres im Rücken von einer französischen Zwölfpfünder-Batterie beschossen wurde. So gerieth das Fußvolk in Unordnung, und im Sturmangriff rannte die Reitergarde Napoleons die Reiterei der Verbündeten im Mittelpunkte nieder. Sie wich, und nun floh auch das Fußvolk der Verbündeten, von dem feindlichen Fußvolk angegriffen, auf dem linken Flügel über die Kinzigbrücke nach Hanau hinein. Der Feind folgte auf den Fuß, und beschoß die Stadt mit Haubitzen. Das Mitteltreffen ward auf den rechten Flügel geworfen; da brach das schwache Geländer der hölzernen Brucke, und viele brave Deutsche ertranken in der Kinzig: ein Bataillon des österreichischen Regiments Jordis ward abgeschnitten und gefangen. Nun zog sich der rechte Flügel, durch Czernitscheffs Reiter gedeckt, auf die aschaffenburger Straße zurück. Die Franzosen waren im Besitz der Straße nördlich von Hanau, und gewannen nach Wegnahme der Lamboybrücke auch die andere. Den 31. früh räumten die Verbündeten Hanau, das die Nacht hindurch beschossen worden war. Die Franzosen rückten ein. Jene nahmen eine Stellung südlich von der Stadt zu beiden Seiten der aschaffenburger Straße. Der französische Kaiser griff hier mit Tagesanbruch den rechten Flügel an, um seinen Rückzug zu decken, der dadurch ungestört am nördlichen Ufer der Kinzig nach Frankfurt ausgeführt werden konnte. Napoleon kam daselbst an um 3 Uhr Nachmittags. Indeß stürmten die Verbündeten das noch von zwei Regimentern besetzte Hanau; allein es gelang ihnen nicht, die von einer Batterie vertheidigte Kinzigbrücke zu nehmen, und dadurch den franz. Nachtrab abzuschneiden. Endlich stellte sich Wrede selbst an die Spitze der stürmenden Haufen, um jene Batterie zu nehmen. Da fiel er, von einer Flintenkugel gefährlich in den Leib verwundet. An seiner Stelle übernahm den Oberbefehl der österreichische F. M. L. von Fresnel. Nun stürmten die Bayern mit doppelter Wuth, österreichische Husaren setzten durch den Fluß und kamen den Franzosen in die Flanke. Diese zündeten daher die Brücke an, und beschossen das unglückliche Hanau noch heftiger mit Haubitzgranaten. So führte endlich Mortier, von Platow und Haddick verfolgt, den französischen Nachtrab, 14,000 Mann stark über Geln-

hausen in der Nacht nach Frankfurt. Napoleon prahlte mit einem großen Siege, den er aus Menschlichkeit nicht verfolgt habe! Auch die Verbündeten schrieben sich den Sieg zu, weil sie den Rückzug des Feindes sehr erschwert hatten. Ihr Heer rückte aber erst d. 2. Nov. in Frankfurt ein. Sie gaben ihren Verlust auf 9000 Mann an. Der Feind soll in den Gefechten in und bei Hanau 15,000 Todte und Verwundete und 10,000 Gefangene, worunter 200 Offiziere nebst fünf Generalen, verloren haben. Zwei badensche Cavallerie-Regimenter waren zu den Verbündeten übergegangen, so wie die Generale Sabiello und Sulkowski. — Dies war die letzte Schlacht, welche Napoleon in Deutschland liefern mußte, um über den Rhein zu fliehen. Wrede war zu schwach, um ihn aufzuhalten; aber was er zum Nachtheil der französischen Armee leisten konnte, hat er tapfer gethan. Der Verf. des Umr. der Begebenheiten auf dem festen Lande, in den Jahren 1813 und 1814, (Weimar 1814) wirft jedoch (S. 224) die Frage auf: „Warum setzte Wrede sich nicht vor den wertheimer Engpaß zwischen Schlüchtern und Gelnhausen? Warum entsandte er Truppen nach Frankfurt? Warum concentrirte er sich nicht am linken Ufer des Mains und machte den Uebergang streitig durch Vor- und Seitenmärsche, Ueberfälle und auf alle Arten, wie der Krieg von den Parthern gegen den fliehenden Feind geführt wurde?"

Händel (Georg Friedrich), war zu Halle an der Saale den 24sten Febr. 1684 geboren, wo sein Vater Arzt war. Dieser hatte ihn zum Rechtsgelehrten bestimmt, und begünstigte seine Neigung zur Musik nicht. Dennoch brachte er es aus eignem Triebe und ohne besondere Anweisung schon in seinem siebenten Jahre zu einer großen Fertigkeit auf dem Clavier. Damals machte er mit seinem Vater eine Reise nach Weißenfels an das herzogliche Hoflager. Hier zog er durch sein Orgelspiel die Aufmerksamkeit des Herzogs auf sich, der ihn zufällig hörte, reichlich beschenkte, und durch dringende Vorstellungen den Vater bewog, ihn ganz der Musik zu widmen. Jetzt bekam er an Zachau, dem Organisten an der Domkirche zu Halle, einen geschickten Lehrer, und machte bewundernswürdige Fortschritte. Im neunten Jahre schon fing er an, eine vollständige Kirchenmusik mit Stimmen und Instrumenten zu componiren. Da man allgemein fand, daß er seinen Meister bereits übertroffen, ward er im J. 1698 nach Berlin gesandt, wo an dem Hofe des prachtliebenden Friedrichs I. die Oper in einem glänzenden Zustande war. Hier wurde besonders Attilio sein Lehrer. Händel erregte bald Aufsehn, nahm aber die Anerbietungen des Churfürsten (nachmaligen Königs) nicht an, und kehrte nach Halle zurück. Da die Vermögensumstände seiner Aeltern ihm nicht die Mittel zu einer Reise nach Italien darboten, ging er zunächst nach Hamburg, wo die Oper trefflich organisirt war. Er trat ins Orchester, wurde aber bald nach Kaisers Abgang Director der hamburger Oper, ungeachtet der Gegenwirkung eines Nebenbuhlers, dessen Rachsucht so weit ging, daß er, als sie beide zugleich aus der Oper gingen, ihm mit dem Degen einen Stoß auf die Brust gab, der glücklicher Weise von einem Notenbuche aufgefangen wurde. Händel war jetzt noch nicht 15 Jahr alt, als er als Operncomponist auftrat. Seine erste Oper war Almeria, die mit so großem Beifall aufgenommen wurde, daß sie 30 Abende hinter einander gegeben werden mußte. Auch zwei an-

dere Opern, Florinde und Nero, machten kein geringes Glück. Dennoch verließ er Hamburg nach fünf Jahren, um seine musikalischen Studien in Italien zu vollenden, zu welchem Zweck er sich eine Summe von 200 Ducaten erspart hatte. Er ging (1703) nach Florenz, wo er ein Jahr verweilte, und für den Großherzog und zu dessen Zufriedenheit die Oper Rodrigo componirte. Darauf begab er sich nach Venedig. Hier ließ er sich, da er eine Maskerade besuchte, auf einem Flügel hören. Der berühmte Scarlatti, der zufällig dabei stand, gerieth über sein Spiel in Begeisterung, und rief aus: „Entweder ist das der Sachse oder der Teufel.“ Da man auch hier eine Oper von ihm wünschte, componirte er binnen drei Wochen seine Agrippina, welche 27 Abende hinter einander gegeben wurde. Auch in Rom fand Händel die glänzendste Aufnahme. Die Großen dieser Stadt wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen, besonders die Cardinäle Ottoboni, Colonna und Pamphili. Während seines Dortseyns setzte er ein großes Oratorium, la Resurrezione, und viele Cantaten und Sonaten. Von Rom ward er nach Neapel eingeladen, wo er seine berühmte Serenade, Alcide e Galatea, verfertigte. Nach sechs Jahren kehrte er in sein Vaterland zurück, und der Churfürst von Hannover ernannte ihn zu seinem Capellmeister. Aber schon zu Ende des Jahrs 1710 ging er von neuem auf Reisen, und setzte nach England über, wo ihm in der Folge ein glänzender Schauplatz für seine Thätigkeit zu Theil ward. Auf den allgemeinen Wunsch componirte er hier seine Oper Rinaldo, die lange ein Lieblingsstück der englischen Nation war. Nach Verlauf eines Jahres kam er nach Hannover zurück, aber schon 1712 ging er von neuem nach England, übernahm hier, uneingedenk seiner frühern Verpflichtungen, die Aufsicht über die Oper auf dem Hay-Market-Theater mit einem Jahrgehalt von 200 Pfund, und gab ihr einen Schwung in der Neigung des Publikums und eine Gediegenheit in der innern Zusammensetzung, wie beides in England vorher unerhört gewesen. Unterdeß starb 1714 die Königin Anna, und der bisherige Churfürst von Hannover, der über Händels Vernachlässigung seiner Dienstverhältnisse höchst unzufrieden war, bestieg als Georg I. den brittischen Thron. Auf die Verwendung seiner Freunde ward ihm jedoch von dem Könige verziehen, und seine Pension sogar bis auf 600 Pfund erhöht, wobei er den Auftrag erhielt, die Prinzessinnen in der Musik zu unterrichten. Er componirte in den Jahren 1715 bis 1720 die Opern Amadis, Theseus und il Pastor Fido. Auf dem Hay-Market-Theater wurde eine besondere Akademie errichtet, wobei die Hauptabsicht war, immer eine Auswahl vorzüglicher Opern zu besitzen und möglichst vollkommen darzustellen. Händel trat an die Spitze dieses Instituts, reis'te, um Sänger zu engagiren, auf das feste Land, und brachte von Dresden die beiden berühmten Sänger Senesino und Duristanti mit. Nach den gehörigen Vorbereitungen führte er 1720 seine Oper Radamisto auf, die einen unglaublichen Beifall erhielt. Aber eben dieser glänzende Erfolg reizte seine Nebenbuhler, an deren Spitze Buononcini mit seinem Anhange stand. Man kam überein, beide sollten an derselben Oper arbeiten, jeder einen Act: und derjenige solle im Besitz des Hauses bleiben, der den Sieg davon trüge. Die Oper hieß Muzio Scävola. Händel setzte die Ouverture und den letzten Act, und gewann den Preis. Die Akademie ward nun auf einen festen Fuß gesetzt, und

Händel zeigte neun Jahre hindurch, was ein großes Talent mit Beharrlichkeit auszuführen vermag. Leider entzweite er sich nach diesem Zeitraum mit seinem ersten Sänger, Venesino, dem Liebling des Publicums. Händel, zu stolz, um nachzugeben, entließ ihn, und verscherzte dadurch die Gunst des Hofes und der Menge. Er verband sich mit Heidegger, reiste nach Italien, wo er neue Sänger engagirte, mußte aber nach drei Jahren das Hay-Market-Theater den Italienern überlassen, unter denen besonders Porpora als Componist und Farinelli als Sänger bewundert wurden. Händel nahm hierauf das Theater zu Lincolns-Innfields ein, verband sich dann mit Rich für das Theater zu Coventgarden, und gab hier 1733 seine Oper Ariadne zu derselben Zeit, wo die Ariadne Porpora's zu Hay-Market gegeben wurde. Aber wiewohl er diesem als Künstler und Componist überlegen war, so siegte doch Farinelli's bewunderte Stimme, und Händel suchte umsonst die Gunst des Publikums wieder zu gewinnen. Er belastete sich mit Schulden, und ward endlich durch die Noth zur Nachgiebigkeit gezwungen. Aber sein stets gereizter Zustand hatte so nachtheilig auf ihn gewirkt, daß nicht nur sein Körper, sondern selbst sein Geist sich in Zerrüttung befand. Der Gebrauch der Aachner Bäder stellte ihn glücklich wieder her. Er kam im J. 1736 nach London zurück und führte jetzt sein Alexanders-Fest mit großem Beifall auf dem coventgardener Theater auf. Das Glück kehrte zu ihm zurück. Lord Middlesex übernahm die Direction der durch schlechte Verwaltung gesunkenen italienischen Oper und stellte Händeln als Compositeur an. Er setzte zu dem Ende die beiden Opern Faramond und Alexander Severus, und erhielt dafür tausend Pfund. Einige andere Opern, die er noch im coventgardener Theater gab, fanden weniger Beifall. Sein Wunsch war, unabhängig zu leben, und deßhalb fiel er auf die Erfindung oder vielmehr weitere Ausbildung der **Oratorien**, die jedoch nicht als Opern — denn man hielt dies für eine Entweihung des heiligen Stoffs — sondern als Concerte gegeben wurden. Aber dieser Umstand machte, daß selbst sein im höchsten und vollendetsten Kirchenstyl geschriebener **Messias** anfänglich nur kaltsinnig aufgenommen wurde. Einen größern Enthusiasmus erregte er in Dublin, wo er einige Vorstellungen gab, und als er nach neun Monaten nach London zurückkehrte, ward ihm auch hier ein allgemeiner Beifall nach Verdienst zu Theil. Der Messias ward das Lieblingsstück des Publicums, und Händel gab ihn jährlich ein Mal zum Besten des damals noch schlecht fundirten Fündlingshospitals. Im J. 1751 befiel ihn eine Augenkrankheit. Er unterwarf sich vergebens den schmerzhaftesten Operationen, das Uebel war unheilbar. Aber auch der Verlust des Gesichts hemmte seine Thätigkeit nicht; er setzte seine Oratorien bis acht Tage vor seinem Tode fort, welcher den 14ten Aug. erfolgte. Sein Leichnam liegt in der Westminster-Abtei, wo ein schönes Denkmal das Gedächtniß eines der originalsten, tiefsten und gedankenreichsten musikalischen Dichter verewigt.

Handel ist die Wirkung derjenigen productiven Kraftäußerung des Menschen, wodurch die an dem einen Orte überflüssigen Güter oder Genußmittel nach andern Orten geschafft werden, wo man ihrer bedarf und wo ein Begehr nach ihnen Statt hat. Höchst bedeutend ist der Einfluß des Handels auf Cultur und Wohlstand der Völker: der Gewerbfleiß wird dadurch belebt, ihre Productivkraft in Thätigkeit gesetzt und ihr Genuß vermehrt. Die wohlthätige Wirkung des

Handels auf den Nationalreichthum ist doppelter Art: unmittelbar und mittelbar; jene besteht in den Gewinnsten sämmtlicher beim Handelsverkehr beschäftigten Staatsbürger, also der Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute ꝛc., diese in der Unterhaltung der werthschaffenden Arbeit, sowohl der Ur= als industriellen Producenten. Ob der Kaufmann, durch dessen Capital die überflüssigen Erzeugnisse eines Landes ausgetauscht werden, ein Inländer oder ein Fremder ist, daran liegt der Nation wenig, und eben so macht es nur einen unbedeutenden Unterschied, ob die Schiffer und Fuhrleute, deren er sich bedient, Einheimische oder Fremde sind; der Hauptvortheil, welcher sich vom Handel erwarten läßt, wird in beiden Fällen dennoch dem Lande zu Theil, nämlich der, daß neue Erzeugnisse dadurch geschaffen werden und einen Werth bekommen, indem sie dahin geführt werden, wo Nachfrage nach ihnen ist und wo sie gegen im Lande selbst begehrte Genußmittel ausgetauscht werden können; der Kaufmann mag in oder außer dem Lande wohnen, immer erstattet er den Producenten, welche jene neuen Werthe erzeugt haben, ihr Capital wieder und setzt sie dadurch in den Stand, ihr Geschäft ferner fortzutreiben. Nicht gleichgültig aber ist es, welchem Zweige des Handels Capitale zugewendet werden, denn ein und dasselbe Capital bringt, je nachdem es auf diese oder jene Weise im Handel angelegt wird, sehr ungleiche Quantitäten werthschaffender Arbeit in Gang und trägt höchst verschieden zur Vermehrung des Nationalreichthums bei. Hinsichtlich der Waarenmassen, welche vertauscht werden, theilt sich der Handel in Großhandel und Kramhandel; die Großhändler erstatten den Ur= und industriellen Producenten, die Krämer hingegen den Großhändlern ihr angelegtes Capital mit Gewinnst wieder. — Der Zweck des Großhändlers bei Anlegung seines Capitals ist entweder A. die überflüssigen Genußmittel der einen Provinz im Vaterlande den andern vaterländischen Provinzen, welche an dieser Art von Genußmitteln Mangel leiden, zuzuführen (inländischer Consumtionshandel) oder B. die Producte des Auslandes einzutauschen (auswärtiger Handel) und zwar a) gegen überflüssige inländische Producte (auswärtiger Consumtionshandel) oder b) gegen andere ausländische Producte (Zwischenhandel, commerce d'économie, bisweilen auch Oeconomiehandel genannt). — Was die erste Gattung des Verkehrs, den inländischen Consumtionshandel, betrifft, so ist der Vortheil, den derselbe dem Staate gewährt, der größtmögliche, denn es wird dadurch die größte Zahl werthschaffender Arbeiter im Lande unterhalten. Der Kaufmann, welcher mit diesem Handel beschäftigt ist, bekommt für die von dem vaterländischen Orte A dem vaterländischen Orte B zugeschickten Waaren einen Gegenwerth in Genußmitteln zurück; sind nun beide, die abgeschickten und zurückerhaltenen Genußmittel, Erzeugnisse des einheimischen Gewerbsfleißes, so erstattet der Kaufmann vermöge seiner Handelsoperation in zwei verschiedenen Theilen des Vaterlandes zwei Capitale wieder, die zur Hervorbringung neuer Werthe verwendet wurden, und bewirkt also an zwei verschiedenen Orten die Fortsetzung werthschaffender Arbeit. Beide Provinzen gewinnen bei diesem Geschäfte, denn die Provinz A giebt einen Ueberfluß weg, der für sie nur in so fern einen Werth hatte, als sie Genußmittel, deren sie bedarf, dafür eintauschen kann und eben so entbehrt die Provinz B gern ihre überflüssigen Genußmittel, um Bedürfnisse sonstiger Art dagegen zu befriedigen. Ein anderer eben so wichtiger Vortheil, den der inländische

Verkehr vor allen übrigen Gattungen des Handels hat, ist die schnellere Rückkehr der darin angelegten Capitale. Der auswärtige Consumtionshandel ist der Regel nach einer Nation nur halb so nützlich als der inländische, denn es werden zwar bei jenem so wie bei diesem zwei Capitale auf Unterhaltung werthschaffender Arbeit verwendet, aber nur eins derselben unterstützt vaterländischen Gewerbsfleiß. Das Handelscapitel, das unsere deutsche Leinwand nach England bringt und dagegen englische Fabrikate zurück nach Deutschland führt, erstattet beiden Ländern die auf Hervorbringung jener Handelsartikel gewandten Capitale wieder, und setzt ihre Arbeiter in den Stand, fernerhin diese Waaren zu erzeugen, es wirkt daher auf deutschen Gewerbsfleiß nur halb so wohlthätig als wenn es im inländischen Handel angelegt und vaterländische Producte gegen vaterländische damit wären eingetauscht worden. Bei dieser Gattung des Handels ist es oft der Fall, daß die fremden, zum inländischen Verbrauch bestimmten Genußmittel nicht mit den Erzeugnissen des vaterländischen Gewerbsfleißes, sondern nur mit den Producten eines dritten Landes angeschafft werden können. Da aber die Erzeugnisse dieses dritten Landes nicht anders als mit den einheimischen Producten zu erkaufen sind, so ist die Wirkung des Handelscapitals in einem solchen Falle dieselbe, als wären die fremden Waaren geradezu mit einheimischen erkauft worden, nur mit dem Unterschiede, daß ein Capital, das solche Umwege nimmt, später zurückkehrt, indem es nicht eher wieder erstattet wird, als nach Vollendung mehrerer von einander ganz verschiedener Handels-Operationen. Die dritte Gattung des Großhandels, der Zwischenhandel, hat auf die Unterstützung der werthschaffenden Arbeit im Lande fast gar keinen Einfluß; denn, da derselbe keinen andern Zweck hat, als die Producte eines fremden Landes gegen die Producte eines andern fremden Landes zu vertauschen, so kann er seiner Natur nach auf die Vermehrung des Nationalreichthums nicht so wie die übrigen Gattungen des Großhandels durch Beförderung der vaterländischen Industrie mittelbar wirken, es werden zwar dadurch eben so wie beim inländischen und auswärtigen Consumtionshandel mit jeder geendigten Handelsoperation zwei verschiedene Capitale wiedererstattet, aber keins derselben gehört dem Lande, das der Kaufmann bewohnt. Der Zwischenhandel hat daher auf den Nationalreichthum eines Landes keinen mittelbaren, sondern einen unmittelbaren Einfluß, denn es besteht derselbe einzig und allein in den Gewinnsten, welche den bei diesem Handel beschäftigten Kaufleuten und sonstigen Arbeitern zu Theil werden. Es behauptet demnach in staatswirthschaftlicher Hinsicht der inländische Verkehr den ersten, der auswärtige Consumtionshandel den zweiten und der Zwischenhandel den dritten Rang. Daher handelt die Regierung unweise, welche den auswärtigen Consumtionshandel auf Kosten des inländischen und den Zwischenhandel auf Kosten beider begünstigt. Da alle drei Zweige des Verkehrs in einem Lande, dessen Nationalreichthum zu einer gewissen Höhe gediehen, nothwendig sind, so wäre es sogar thöricht, wenn die Staatsverwaltung den vortheilhaftesten dieser Zweige auf Kosten der andern minder vortheilhaften unterstützen wollte. Denn ist dem Nationalcapital ein freierer Spielraum eröffnet, stört nicht Zwang und Druck den natürlichen Lauf der Dinge, so stehen immer die den verschiedenen Zweigen des Handels zugewandten Capitale unter einander in dem für den Nationalreichthum wohlthätigsten Verhältnisse.

(Vergl. die Art. Handelsbilanz; Handelsgesellschaften; Handelsprämien; Handelstractate; Handelssteuer; Commerzielle Production; Commandite; Commissionshandel; Barattohandel; Activhandel; Speditionshandel; Transitohandel; Proprehandel; Großaventurhandel; Mercantilsystem; Prämienhandel. KM.

Handelsbilanz ist das Resultat der Vergleichung des Gesammtwerths der Ausfuhr mit dem der Einfuhr eines Landes; dieselbe ist günstig oder vortheilhaft, wenn der Werth jener den Werth dieser übertrifft, ungünstig oder nachtheilig hingegen, wenn der Werth der Ausfuhr von dem Werthe der Einfuhr übertroffen wird. Eine lange Zeit hindurch hat die Lehre von den Handelsbilanzen in der Staatswirthschaft eine sehr bedeutende Rolle gespielt, denn auf dieselbe hauptsächlich war das sogenannte Mercantilsystem (s. d. Art.) gegründet, jenes System, dessen Vorschriften zu gewisser Zeit fast allen Regierungen als Leitfaden gedient haben und hin und wieder noch gegenwärtig dienen. Es sind aber die Mittel, welche zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes angewandt werden, eben so unsicher und unbefriedigend, als falsch die Folgerungen sind, welche gewöhnlich daraus gezogen werden. Zu diesen Mitteln nämlich gehören vorzugsweise 1) die Zollregister; es läßt sich dadurch der beabsichtigte Zweck nicht erreichen, denn a) alles was durch den Schleichhandel aus- oder eingeht, fehlt darin; b) es werden darin bloß die aus- oder eingehenden Genußmittel aufgeführt; aber der oft sehr bedeutende Lohn, welchen die Nationen sich wechselsweise durch Arbeit abverdienen, bleibt unberechnet, die großen Summen z. B., welche die Einwohner Westphalens während der Sommermonate in Holland verdienen, sind eben so gut Exporten für Holland und Importen für Westphalen, als die wirklichen Handelsartikel; c) der Werth der meisten Waaren wird in den Zollregistern nicht nach ihrem jedesmaligen wirklichen Preise, sondern nach den einmal bestimmten Tarifsätzen, die von jenem Preise sehr abweichen können, aufgeführt. Bei den Exporten wird der Verkaufspreis an Ort und Stelle der Versendung der Waare angesetzt, bei den Importen hingegen der Einkaufspreis mit Einschluß der Commerzkosten; hieraus folgt natürlich, daß die Nation A nie den Betrag dessen gewinnt, was die Nation B verliert. Nehmen wir z. B. an, der österreichische Staat führe Großbritannien für 100,000 Rthlr. Quecksilber zu und empfange dagegen für 100,000 Rthlr. Caffee, so werden sich zwar die Kaufleute ausgleichen, der österreichische Kaufmann wird für sein Quecksilber nicht weniger Caffee annehmen, als dieser mit Einschluß der Commerzkosten ihm in seinem Waarenlager werth ist, aber der brittische Kaufmann wird doch nicht für 100,000 Rthlr. Caffee hergegeben haben, so wenig er für 100,000 Rthlr. Quecksilber empfangen hat, unter beiden Summen werden vielleicht 10,000 Rthlr. Commerzkosten stecken, welche zum Theil fremde Nationen, zum Theil die österreichische mittelst des Transports gewonnen haben; d) die Zollregister enthalten selten eine genaue Angabe, in wie fern die Waaren bestimmt für ein gewisses fremdes Land geladen sind, oder von ihm kommen. In den englischen Zollregistern steht z. B. die Einfuhr der Waaren aus Deutschland tief unter der Einfuhr der Waaren aus England nach Deutschland; die Angaben sind aber falsch, denn auf Deutschland sind die

Waaren gerechnet, die gar nicht in diesem Lande bleiben, sondern auf den Leipziger Messen nach Polen, Rußland, Ungarn und der Türkei, so wie auf den Frankfurter Messen nach Italien, Frankreich und der Schweiz debitirt werden, dahingegen stehen die deutschen Waaren, welche den Rhein hinab durch Holland nach England gebracht werden, in den englischen Aus- und Einfuhrlisten als Einfuhr von Holland und nicht von Deutschland; c) nur in einem Inselstaate können die Zollregister über Aus- und Einfuhr einigermaßen richtige Data liefern, in Continentalstaaten hingegen muß der Verkehr der Gränzbewohner alle Berechnungen in dieser Hinsicht unsicher machen. 2) Der Wechselcours; auch dieß Mittel ist unfähig zur Erreichung des beabsichtigten Zwecks, denn a) der Wechselcurs kann allenfalls die Zahlungsbilanz oder das Verhältniß des Debet und Credit zwischen zwei Plätzen anzeigen: aber daraus folgt nicht, daß er auch die Handelsbilanz anzeige; denn die Bilanz der Zahlungen zwischen zwei Plätzen richtet sich nicht lediglich nach dem Handel, den beide mit einander führen, sondern bestimmt sich oft auch zugleich durch den Verkehr, den jeder dieser Plätze mit andern Plätzen treibt. So bezahlten z. B. anfangs die Engländer vor der letzten Kriegsepoche ihre Schulden in Deutschland, besonders in den Hansestädten, vorzüglich mit Wechseln auf Holland, nachher hingegen bezahlten sie dieselben größtentheils mit Wechseln auf Hamburg. b) Wechselbriefe sind der Gegenstand eines besondern Handels geworden, der darin besteht, daß man dergleichen Briefe an Plätzen, wo sie wohlfeil sind, aufkauft und nach Plätzen, wo sie theuer sind, zum Verkaufe hinschickt, um an der Differenz des Curses zu gewinnen. Wegen dieses Wechselhandels, der seiner Natur nach die Curse an allen Handelsplätzen in ein Gleichgewicht zu stellen strebt, kann der Curs zwischen zwei gegebenen Plätzen nicht mehr das Verhältniß ihrer gegenseitigen Exporten und Importen anzeigen. c) Die gewöhnliche Methode, den Wechselcurs zu berechnen, ist so mangelhaft, daß sich aus der Differenz zwischen dem auf solche Weise berechneten Pari und dem jedesmaligen Curse gar nicht genau das wirkliche Verhältniß des Debet und Credit zweier Länder oder ihrer Zahlungsbilanz erkennen läßt. — Bei dieser Unzulänglichkeit der Mittel zur Ergründung der Handelsbilanz eines Landes müssen auch alle Folgerungen, welche in staatswirthschaftlicher Hinsicht daraus gezogen werden, höchst schwankend und trüglich seyn. Wirklich hat auch eine genauere Analyse der Natur des Handels überzeugend gelehrt, daß alle Handelsbilanz nichts weiter als politisches Gaukelspiel, eitle Chimäre ist und daß es eben so thöricht wäre, vor einem solchen Traumgebilde sich zu fürchten, als wohlthätige Folgen von ihm zu erwarten. Hauptsächlich ist es wohl einer Verwechslung mit der National-Wirthschaftsbilanz zuzuschreiben, daß die Lehre von den Handelsbilanzen zu so großem Ansehen gelangt ist, jene aber, die National-Wirthschaftsbilanz, steht in der Bilanz zwischen Production und Consumtion, und ist in der That von hoher Wichtigkeit. Je mehr nämlich in einem Staate die Hervorbringung von Werthen die Vernichtung derselben übersteigt, einen desto größern Zuwachs erhält das Nationalvermögen; eine vortheilhafte Bilanz dieser Art aber kann selbst bei einem Volke Statt finden, welches, getrennt von allen übrigen Völkern, den auswärtigen Handel kaum dem Namen nach kennt, bei dem also von einer Handelsbilanz gar nicht einmal die Rede seyn kann. KM.

Handels-Cammern, Handels-Collegien, Commerz-Cammern, Commerz-Collegien, sind öffentliche Anstalten, bestimmt zur Beförderung und Belebung der commerziellen Production. Vereinigungen einsichtsvoller Kaufleute und Geschäftsmänner, um den Gang des Handels zu beobachten, die Mittel zu dessen Ausbreitung durch die Kenntniß der Producte aller Nationen und ihrer Bedürfnisse, so wie auch die Mittel zu Hebung aller dem Tausche entgegenstehenden Hindernisse zu ergründen, sind an sich höchst wohlthätige Anstalten. Leider aber sind diese Anstalten häufig als Mittel mißbraucht worden, den auswärtigen Verkehr auf Kosten des inländischen, so wie den letztern auf Kosten der allgemeinen Gewerbsfreiheit und des freien Lebensgenusses, zu begünstigen, und durch Einschränkungen, Verbote und Zwangsgesetze zum Nachtheil aller andern Staatsbürger auszudehnen. Eine falsche Ansicht vom Geldwesen und Unkunde der wahren Elemente des Nationalreichthums waren es, welche so manche Handels-Cammer bewogen, den Einflüsterungen der Kaufleute Gehör zu geben, die, nicht achtend die Wohlfahrt des Volks, nur ihren eigenen Vortheil berücksichtigten und jene Behörden überreden konnten, ihr Privatinteresse sey zugleich das Interesse der Nation, eben dadurch aber Gesetze veranlaßten, wodurch entweder das Handelscapital des Landes einem für das allgemeine Beste vortheilhaftern Handelszweige entzogen und einem minder vortheilhaften zugewandt wurde, oder die Fonds der Nation der Ur- und industriellen Production gleichsam mit Gewalt entrissen und in die weniger nützlichen Canäle des Handels geleitet wurden. Auf solche Weise sind jene an sich sehr heilsamen Handelsinstitute nicht selten dem Nationalwohlstande höchst verderblich geworden. KM.

Handelsfreiheit. Ueber wenig Dinge sind in unsern Tagen so verworrene Begriffe herrschend und hört man so verschiedenartige, einander widersprechende, Urtheile fällen als über die Frage: ob Handelsfreiheit dem Nationalwohlstande zuträglich oder nachtheilig sey. Am meisten aber muß es auffallen, wenn unzählige Stimmen, welche vor wenigen Jahren noch das wegen Beschränkung des Handelsverkehrs so verrufene Continentalsystem (s. d. Art.) für die schrecklichste Ausgeburt eines despotischen Aberwitzes und Uebermuths erklärten, die Vorschriften und Satzungen desselben jetzt als ein Palladium deutscher Freiheit uns anpreisen, dessen gläubige Verehrung uns den Wohlstand der alten guten Zeit zurückbringen soll. — Ausgemacht ist es, daß alle Nationen am glücklichsten seyn würden, wenn jede, ohne die andere in dem Anbau ihres Landes, in ihrem Gewerbsfleiß und Handel einzuschränken, den größten Fleiß und Scharfsinn auf ihre eignen Arbeiten verwendete und wenn dabei der Tausch unter allen uneingeschränkt wäre. Noch hat es nämlich kein Land gegeben, was Capital genug besaß, um alle Gewerbszweige bis zum höchstmöglichen Grad der Vollkommenheit zu treiben, um nicht nur alle Producte, die sein Boden tragen konnte, hervorzubringen, sondern auch zugleich diese gehörig zu verarbeiten und damit nach entfernten Gegenden zu handeln. Einzelne Völker haben in gewissen Gewerbszweigen Vorzüge vor andern erhalten; wenden sie ihren Fleiß und ihr Capital vorzüglich darauf, so werden sie unfehlbar den möglich größten Werth erzwecken. Sind daher gewisse Waaren vom Auslande wohlfeiler zu erhalten als wir sie zu verfertigen im Stande sind, so ist es besser, daß wir dieselben mit einem Theile der Erzeugnisse unsers Fleißes,

den wir in einer Gattung, worin wir Vorzüge vor dem Auslande besitzen, angewandt hatten, einkaufen, als daß wir sie selbst verfertigen. Ganze Staaten verhalten sich in dieser Hinsicht wie einzelne Privatleute. So wenig es der Schneider seinem Interesse angemessen findet, seine Schuhe selbst zu verfertigen, sondern sie lieber mit einem Theile vom Producte seines Fleißes dem Schuhmacher abkauft, von dem er sie besser und wohlfeiler erhält, als wenn er selbst seine Zeit darauf verwandt hätte; eben so wenig können ganze Staaten ohne eigenen Nachtheil mit Hervorbringung von Producten sich beschäftigen, die vom Auslande wohlfeiler zu erhalten sind, denn die durch das hierauf verwandte inländische Capital erzeugten Producte konnten ja schon mit einem Theile der Producte angeschafft werden, welche der mit einem gleich starken Capital beschäftigte Gewerbsfleiß im Lande selbst hätte hervorbringen können, wenn man ihn seinem natürlichen Gange überlassen hätte. Hieraus schon geht die Ungereimtheit der Fichte'schen Idee von einem geschlossenen Handelsstaate hervor. Ein solcher Staat würde, wie der Graf von Soden mit Recht bemerkt, bald zu einem todten Moraste werden, in dem einförmige, einseitige Wesen sich in geregelten Kreisen drehen, von Stufe zu Stufe zur Gemeinheit und endlich zum Insect herabsinken würden. Theilt das geräumige Gebäude der Welt in abgesonderte Kerker ab und darben wird jedes einzelne gefangene Glied der Familie, öffnet diese Kerker, laßt dem Verkehre freien Spielraum und alle Familienglieder werden genießen. — Auf der andern Seite aber ist es eben so wahr, daß ein Staat den Grundsatz der unbeschränkten Handelsfreiheit nicht annehmen könne, wenn alle andere den entgegengesetzten befolgen. In dieser Hinsicht mag A. L. v. Schlözer Recht haben, wenn er sagt: „Uneingeschränkte Handelsfreiheit (libertas mercandi) ist ein eben so auffallend widersinniges Ding, wie uneingeschränkte Freiheit zu handeln überhaupt (libertas agendi); beide sind möglich, wenn in jenem Falle alle Kaufleute, in diesem alle Menschen 1) hocherleuchtet, 2) grundehrlich sind; im ersten Falle ist keine Handelseinschränkung, im letzten gar keine Regierung nöthig. — So lange der Kriegszustand fortdauert, in welchem unsere Staaten selbst im Frieden einander gegenüber stehen, wo es jedem gleich gilt, unter welchem Elende der Nachbar seufzt, wenn nur er selbst in vortheilhafter Lage sich befindet, wird uneingeschränkte Handelsfreiheit ein bloßer frommer Wunsch bleiben. Aber dessenungeachtet muß sie von allen Regierungen zum Verwaltungsgrundsatz erhoben werden, den sie in der Regel als Norm befolgen, dem sie sich möglichst nähern müssen und von welchem sie nur in höchst dringenden Fällen abweichen dürfen, wo es die Umstände gebieterisch erheischen. Insbesondere aber muß dieser Grundsatz im Binnenverkehre streng befolgt werden; hier muß stets, soll anders der Handel überhaupt gedeihen, jeder Gattung des Tausches, dem Großhandel wie dem Kleinhandel, ein möglichst freier Spielraum offen stehen. (S. Handelspolitik). KM.

Handelsgerichte. Ihr Zweck als besonderer von den gewöhnlichen Civilgerichten verschiedener Tribunale ist der, alle in einer Handelsstadt oder in einem bestimmten Sprengel vorfallende Streitigkeiten über Rechte und Verbindlichkeiten des Kaufmannsstandes, über Handelsangelegenheiten und mit dem Handel verwandte Gegenstände, mit Zuziehung erfahrner Kaufleute, durch ein abgekürztes Verfahren, womöglich ohne processualische Weiterungen, schnell und nach

Billigkeit zu entscheiden. — Ob einige durch den Handel ausgezeichnete Völker des Alterthums Handelsgerichte in diesem Sinne gehabt haben, ist zweifelhaft. Es giebt Gelehrte, die z. B. bei den Atheniensern ein Handelsgericht finden wollen, weil Demosthenes in einer seiner Reden eines Gerichts von sechs Mitgliedern gedenkt, welches Handelssachen entschieden habe, und weil Xenophon in der Schrift über die Einkünfte des atheniensischen Staats der Handelsobrigkeiten gedenkt, und sie zur schnellen Entscheidung der Handelssachen durch Prämien aufgemuntert wissen will. Es fehlt aber auch nicht an Gelehrten, die Wechsel, Assecuranzen und Banken schon im römischen Recht zu finden glauben! Daß diese z. B. einige Stellen des römischen Rechts, welche vom Gerichtsstand des Vertrags (Forum contractus) oder von dem gewöhnlichen Gerichtsstand, im Gegensatz eines privilegirten, reden, oder dem Richter in Handelssachen alle Spitzfindigkeiten untersagen, sofort von Handelsgerichten verstehen, ist sehr natürlich! Entfernte Aehnlichkeiten und gleichlautende Worte gelten diesen für Gleichheit der Sachen und Einrichtungen. Soviel ist gewiß, daß die allgemeine Einführung der Handelsgerichte, wie sie beschrieben worden sind, bei den vorzüglichsten handelnden Völkern dem Mittelalter angehört. Vermuthlich wurde in Italien — in Pisa — im elften Jahrhundert das erste Tribunal der Art eingeführt und das vom Papst Gregor VII. im Jahr 1075 bestätigte Pisanische Seerecht, aus welchem das Consolato del mare zum Theil entlehnt seyn mag, war die Norm für seine Entscheidungen. Anfangs waren die Handelsgerichte nicht sowohl öffentliche vom Staat angeordnete Behörden, als vielmehr von der Kaufmannschaft freigewählte und von der Staatsgewalt bestätigte Schiedsrichter. Dieß sieht man sehr deutlich aus dem ersten Capitel des Consolato del mar, „Die guten Seemänner, Schiffer und Schiffsvolk," heißt es daselbst (nach Westorverus Uebersetzung) „pflegen jährlich am Weihnachtstage um die Vesperzeit sich entweder alle oder größtentheils an einem von ihnen gewählten und bestimmten Ort zu versammeln, und wenn sie daselbst sämmtlich oder der größte Theil von ihnen beisammen sind, ernennen sie, nicht durchs Loos sondern durch eine Wahl, zwei gute Männer, die in der Schiffahrtskunst wohl erfahren sind, zu ihren Consuln, und einen andern von demselben Gewerbe zum Appellationsrichter. An diesen appelliren sie von den Urtheilen besagter Consuln." Unter dem Namen Handelsconsuln wurden nun in den wichtigsten Handelsstädten Europa's solche schiedsrichterliche Behörden errichtet, die sich nach und nach in wirkliche Tribunale verwandelten, auch, wenigstens zum Theil, mit Rechtsgelehrten besetzt wurden. Der Papst Paul III. bestätigte die Handelsconsuln zu Rom; Franz II. gestattete den Pariser Kaufleuten im Jahr 1560 Schiedsrichter in Handelssachen und im Jahr 1563 wurde das Pariser Handelsgericht, welches aus einem Richter und vier Consuln bestand, errichtet. Bald erfolgte in allen wichtigen Handelsstädten Frankreichs eine gleiche Errichtung. In London stellte Heinrich VII. ebenfalls besondere Richter in Handelssachen an. Der Vorsitzer des schon am 29sten May 1447 errichteten Handelsgerichts der Hansestädte führte den Namen Aldermann. Zu Nürnberg etablirte man am 16ten Juli 1621 unter dem Namen der verordneten Marktvorgeher ebenfalls ein eignes Handelsgericht, deßgleichen in Botzen im Jahr 1630. Selbst die Reichsgesetzgebung forderte die deutschen Fürsten und Handelsstädte zu Errichtung von Han-

delsgerichten auf, z. B. der Reichsabschied von 1654, von 1668 und das kaiserliche Commissions-Decret vom 10ten October 1668. In vielen Handelsstädten waren jedoch die sogenannten Handelsgerichte nicht sowohl ganz für sich bestehende Behörden, als vielmehr Deputirte des Stadtraths z. B. in Frankfurt am Main und in Leipzig. Das aus zwei rechtsgelehrten und zwei kaufmännischen Mitgliedern des Stadtraths bestehende Leipziger Handelsgericht, oder vielmehr die Deputation des Stadtmagistrats für Handelssachen, wurde unter dem Churfürsten Johann Georg III. im Jahre 1682 niedergesetzt, und mit einer sehr kurzen Gerichtsordnung, in welcher auf die (ältere) Prozeßordnung hingewiesen wird, versehen. Dagegen wurde das Gesuch der Kaufmannschaft um ein vom Magistrat ganz abgesondertes Handelsgericht und um eine vollständige neue Prozeßordnung für Handelssachen abgeschlagen. — Wenn sich Handelsgerichte vornemlich oder allein mit Seestreitigkeiten beschäftigen, werden sie **Admiralitätsgerichte** genannt. Ein solches erhielt z. B. Hamburg im J. 1623. Beispiele neu errichteter Handelstribunale sind die französischen nach Vorschrift des Code de commerce im J. 1808 errichteten und das neue Hamburger diesen sehr ähnliche Handelsgericht vom J. 1816. Die innere Einrichtung der Handelsgerichte ist gewöhnlich die, daß ein Theil ihrer Beisitzer, oder doch ihre Präsidenten Rechtsgelehrte sind, der andere aus erfahrnen Kaufleuten besteht, wovon letztere oft mehr die Eigenschaft gutachtlicher Rathgeber über Eigenheiten des Handels und Kunstverständiger, als die Qualität eigentlicher Richter haben. Ein oder mehrere Actuarien, Registratoren, Copisten und Boten besorgen die Geschäfte der Expedition. Die Gerichtsbarkeit erstreckt sich gewöhnlich über alle in und außerhalb der Messen vorfallende auf Handelsangelegenheiten, Wechsel, Assecuranzen, Schifffahrt, Bodmerei, Haverei u. s. w. sich beziehende Rechtsstreitigkeiten, ferner über Concurse der Kaufleute, über Miethen von kaufmännischen Gewölben und Kramladen, Dienstverhältnisse der Commis und Lehrburschen, Waarenschulden derer, die zu ihrer Profession bei Kaufleuten Waaren auf Credit genommen haben, und es sind sowohl Einheimische als Fremde, die an dem Ort handeln und daselbst getroffen werden, Handelsfrauen, Schiffer oder Fuhrleute, welche Kaufmannsgüter abzuliefern haben, Mäkler, Güterbestäter und Handelsjuden vor ihnen Recht zu leiden schuldig. Das Verfahren ist gewöhnlich mündlich und (wenigstens der Absicht der Gesetzgeber nach) gegen das Verfahren der gewöhnlichen Prozesse sehr abgekürzt. Wo jedoch die Weitläuftigkeit, Schwierigkeit und Verworrenheit der Sachen ein schriftliches Verfahren fodert, findet dieses ebenfalls statt. Die Abkürzung besteht gewöhnlich darin, daß der Beklagte mündlich (ein oder einigemal) unter Einräumung einer kurzen Frist vorgeladen und, wenn er sich zweimal nicht stellt, mit Gewalt vors Gericht geholt (realiter citirt), daß die Klage mündlich angebracht, und daß nach erfolgtem Verhör der Partheien wo möglich sofort eine Entscheidung gegeben wird. Da diese aber selten möglich ist, und die meisten Sachen zum schriftlichen Verfahren verwiesen werden müssen, so ist denn für die Antwort auf die Klage so wie für den Beweis und Gegenbeweis eine viel kürzere Frist, die entweder gar nicht oder nur sehr selten verlängert werden darf, geordnet, das sogenannte Hauptverfahren fällt aber ganz weg. Rechtsmittel gegen Urtheil, welche von demselben Richter eine verbesserte Entscheidung verlangen (Leuterung, Revision,

Restitution, s. Hamburger Handelsgerichtsordnung vom 15. Dec. 1815) werden nicht so leicht, Appellationen nur bei bedeutendem Gegenstand des Rechtsstreits, oder gegen Erlegung einer Unterliegungssumme angenommen, das Endurthel und die Hülfe ohne Umschweife vollzogen, auch wohl der Beklagte vor Eintritt der Rechtskraft eines Urthels zur gerichtlichen Niederlegung der eingeklagten Summe oder Cautionsbestellung angehalten u. s. w. Die Hauptzüge dieses Verfahrens finden sich schon im Consolato del mare (s. Cap. 8--31) und liegen den meisten Handelsgerichtsordnungen zum Grunde. Nach dem französischen Handelsgesetzbuch soll jedes Handelsgericht aus einem Gerichtspräsidenten, mehrern Richtern, deren Zahl nicht unter 2 und nicht über 8 betragen darf, so wie einigen, mit der Menge der Geschäfte in Verhältniß stehenden Substituten der Richter, (Vicerichtern, suppléans) einem Gerichtsschreiber (greffier) und einigen Gerichtsbedienten (huissiers) bestehen (Code de commerce liv. 3 tit. 1. §. 615 — 624). Die Mitglieder eines Handelsgerichts werden aus den angesehensten Kaufleuten gewählt. Jeder Kaufmann, der 30 Jahr alt ist und seit 5 Jahren mit Ehren gehandelt hat, kann zum Richter oder Vicerichter ernannt werden. Der Präsident muß 40 Jahr alt seyn und schon vorher ein richterliches Amt bekleidet haben. Die Wahl geschieht durch geheime Abstimmung. Die Gewählten werden vor Antritt ihrer Aemter vereidet, dürfen diese nur 2 Jahr lang, und müssen sie unentgeldlich verwalten, können auch nur nach Verfluß eines Jahres nach Niederlegung ihrer Stellen von neuem gewählt werden. Das handelsgerichtliche Verfahren ist im 25ten Titel des 2ten Buchs der Civilgerichtsordnung vorgeschrieben, und den Vorschriften des Consolato de mare sehr ähnlich. Von den Urtheln des Handelsgerichts wird an das Appellationsgericht, in dessen Sprengel es sich befindet, appellirt. Gkr.

Handelsgesellschaften, Handels-Compagnien. Man theilt diese Gesellschaften in regulirte und in solche mit vereinten Fonds (Actiengesellschaften, Joint-Stock-Companies). Die erstern bilden eine Kaufmannsgilde, wobei zwar jedes Glied für sich, mit seinem eigenen Kapital und auf eigene Gefahr, handelt, zu der aber jede dazu geeignete Person nur gegen Entrichtung eines gewissen Eintrittsgeldes und gegen das Versprechen, sich den Anordnungen der Gesellschaft zu unterwerfen, zugelassen wird. Die zweiten hingegen stellen eine moralische Person vor, welche mit dem von den einzelnen Gliedern zusammengeschoßnen Fonds nur Einen Handel treibt, an dessen Gewinn oder Verlust Alle Theil nehmen. Die erstern gehören mit Zünften und Innungen in eine und dieselbe Kategorie, denn sie treiben wie diese ein Monopol, nur in erweitertem Umfange. Der Alleinhandel, welchen solche Gesellschaften sich zueignen, ist für das Publikum um so drückender, je härter die Bedingungen sind, auf welchen die Eintrittsfähigkeit ihrer Mitglieder beruht: daher ist man in England mehrmals genöthigt gewesen, durch besondere Parlamentsakten dem monopolistischen Drucke derselben Einhalt zu thun und vorzüglich zu dem Ende die Bedingungen zu erleichtern, durch welche sie den nicht zur Gesellschaft gehörigen Kaufleuten den Zutritt zu erschweren suchten. Auf jeden Fall geben dergleichen Handelsgesellschaften dem Nationalkapitale eine gezwungene, dem Ganzen nicht anders als nachtheilige Richtung. Man sehe über die Ostindische (Engl.) Compagnie, dem merkwürdigsten Institute dieser Art, den sie betref-

fenden besondern Artikel nach; desgleichen den Art. Seehandlungs-Societät (in Berlin.). K M.

Handelspolitik, Handelspolizei, ist die Lehre von den Grundsätzen, welche eine Regierung hinsichtlich des Handels-Verkehrs ihrer Unterthanen zu befolgen hat. Die Hauptgrundlage einer vernünftigen Handelspolitik muß immer die Freiheit seyn; alles, was diese begünstigt, hilft dem Handel auf und alles, was sie beschränkt, ist demselben nachtheilig. „Freiheit,“ sagt der Graf v. Soden mit Recht, „ist das Grund-Prinzip des Welt-Organismus, frei gegeben hat die Natur dem Menschen den Tausch aller Bedürfnisse. Gebirge sind übersteigbar, Fluten und Meere trennen nicht Menschen von Menschen, nirgends eine chinesische Mauer; überall offenbart sich das Urgesetz der Welt, daß der Mensch dem Menschen angehört, daß die unendliche Mannichfaltigkeit der Naturerzeugnisse, der menschlichen Fähigkeiten, nur deswegen da ist, um durch Tausch, durch Reibung allenthalben Uebung, Thätigkeit der Kraft, Fortschritt zur Vollendung und dadurch wieder allenthalben Leben, Genuß, positiven Wohlstand hervorzubringen und zu bereiten.“ — Insbesondere muß die Regierung aller Störung und aller Einmischung in die Unternehmungen des Kaufmanns, also der unheilbringenden Tendenz zum Vielherrschen entsagen. Der Handel ist einem Fühlkraute (planta sensitiva) zu vergleichen, das kaum berührt werden darf, um erschüttert zu werden. Daß der Handel überhaupt Statt habe, und daß er dem Ganzen nicht nachtheilig werde, begreift alles in sich, was die Regierung beim Nationalverkehre zu berücksichtigen hat. — Darum ertheilten die Kaufleute eines bedeutenden brittischen Handelsplatzes dem Minister auf die Frage, was er nach ihrer Meinung am besten für ihr Interesse thun könne, die sinnige Antwort: „Se. Herrlichkeit möchten nur die Gnade haben, ihrer weder im Guten noch im Bösen zu gedenken.“ Eben so treffend äußerte sich ein Mitglied der nordamerikanischen Gesetzgebung auf folgende Weise: „Höre ich eine europäische Regierung im Eingange ihrer Verordnung dem Volke verkündigen, sie wolle den Handel beschützen, dem Gewerbfleiße aufhelfen und die Manufakturen beleben, so zittere ich stets für die Unterthanen, und meine Besorgniß ist fast immer durch den Erfolg gerechtfertigt worden; fast immer nämlich haben Eure Regenten, indem sie Euch zu beschützen glaubten, die allgemeine Freiheit angetastet und das Nationalvermögen vergeudet.“ — Kommen unsere Regierungen nicht bald von dem Grundsatze zurück, daß eine Nation beim Handel nicht gewinnen könne, ohne daß die andere verliere, dreht sich, wie bisher, ihre Handelspolitik nur um diese Achse und leitet sie ferner bei ihren Anstalten zur Beförderung des Handels der unselige Geist des Neides und der Eifersucht, so kann das goldene Zeitalter des Handels nicht erscheinen. Nur die möglichste Unbeschränktheit des in- und ausländischen Verkehrs ist im Stande, jenes schon so lange ersehnte Zeitalter herbeizuführen. Möchten doch sämtliche Regierungen endlich einmal die unwürdige Nationaleifersucht ablegen, deren Streben dahin geht, alle Bedürfnisse durch inländische Productivkräfte zu befriedigen, unbekümmert um die Schranken, welche Natur und Umstände in den Weg legen, jene Nationaleifersucht, welche die Gesetze dictirte, wornach alle Staatsbürger nur das genießen, nur damit sich kleiden sollen, was vaterländische Industrie hervorbringt; möchten sie doch einsehen lernen, daß

jede Störung der freien Anwendung der Kapitale Entweihung des geheiligten Eigenthumsrechts ist, möchten sie an die Stelle der unzähligen Verordnungen, wodurch der Verkehr der Staaten unter einander gehemmt wird, andere treten lassen, die sie, statt zu trennen, verbinden und alle wie ein gemeinschaftliches Vaterland behandeln. Damit würde der Ueberfluß des einen Staats den Mangel des andern ersetzen, jeder würde die Gewerbzweige treiben, worin ihm Natur und Verhältnisse die größten Vortheile verlichen, jeder würde folglich die möglich größten Werthe, seyen es Urprodukte, oder industrielle, oder kommerzielle, hervorbringen, sie alle würden gewinnen und mit raschen Schritten dem Nationalreichthum sich nähern, die späte Nachwelt noch würde die Weisheit solcher Gesetze segnen, unter deren Aegide ihr Wohlstand aufblühte. — Der Egoismus und die Selbstsucht, von einer langen Gewohnheit, von Nationalvorurtheilen und ewigen Vorurtheilen der Schule unterstützt, scheinen hinsichtlich des Handels jetzt den Todeskampf zu kämpfen. Sollte aber das System der Beschränkungen, der Verbote und willkührlichen Anmaßungen gewißer Stände und Zünfte siegen, dann sehen wir einem Zustande der Dinge entgegen, der für die Ruhe der Nationen bedenklich werden muß. (S. Handelsfreiheit) K. M.

Handelsprämien sind Belohnungen, welche zur Beförderung der Ausfuhr oder Einfuhr gewisser Waaren aus der Staatscasse gezahlt werden; der Zweck derselben ist die Belebung des Handels und Gewerbfleißes der Nation, aber sie wirken in der Regel gerade das Gegentheil; sie sind entweder unnütz oder, was noch öfter der Fall ist, schädlich. Fehlt es nämlich in einem Lande an irgend einer Waare, und kann der Ausländer wegen des durch den Mangel derselben erzeugten hohen Preises für seinen Ueberfluß einen vortheilhaften Absatz auf unsern Märkten finden, so besucht er sie von selbst, ohne daß wir nöthig haben, ihn durch Prämien herbeizulocken. Fehlt es aber auf unsern Märkten an der Waare nicht, sind die Preise nicht hoch genug, um dem Ausländer einen vortheilhaften Absatz seiner Waare bei uns zu versprechen, so wird er sich auch nicht durch die Prämie reizen lassen, seine Vorräthe uns zuzuführen, denn was er an der Prämie gewinnt, muß er wieder am Preise verlieren, weil seine Konkurrenz die Preise gewöhnlich erniedrigen wird. Der einzige Fall, wo sich solche Prämien etwa rechtfertigen lassen mögen, mag der seyn, wenn durch sie einer schon vorhandenen Hungersnoth abgeholfen werden soll und sie gegeben werden um die Zufuhr von Lebensmitteln zu beschleunigen. — Noch unnützer als Einfuhr-Prämien aber sind die Ausfuhr-Prämien, welche letzteren zu dem Ende ertheilt werden, um die zu niedrigen Preise inländischer Produkte in die Höhe zu treiben. Sind die Preise der Waaren, deren Ausfuhr man auf diese Weise zu begünstigen sucht, wirklich zu niedrig, kann also der Ausländer bei uns mit Vortheil kaufen, so bedarf es keiner Prämie, um denselben herbeizulocken, stehen aber die Preise unserer Waaren dem Preise derselben im Auslande gleich oder gar noch höher als dort, so ist es thöricht, von der Prämienertheilung irgend einen Gewinn hoffen zu wollen. Den Gewinn aus dem Handelsverkehre, welcher durch die Prämie erzeugt wird, bezieht nicht der Inländer, sondern vielmehr der Ausländer. Wie alle übrige Hülfsmittel, durch welche das Merkantilsystem (s. d. Art.) den inländischen Gewerbfleiß und den auswärtigen Handel eines Landes zu befördern sucht, so kann auch die Prämie nur so viel bewirken, daß die Betriebsamkeit und

der Handel eines Landes in einen minder vortheilhaften Kanal geleitet werden als der ist, wohin sie fließen würden, wären sie sich selbst überlassen. Der Staat kann es ruhig der Speculation des Kaufmannsgeistes überlassen, für den Tausch der wechselseitigen Bedürfnisse, Produkte und Genußmittel allenthalben den vortheilhaftesten Markt aufzusuchen, er bedarf dazu durchaus keiner Prämien. KM.

Handelsrecht. Dieses Wort wird in doppelter Bedeutung genommen. Es bezeichnet entweder diejenigen Ausnahmen vom Civilrecht, welche zum Vortheil oder Nachtheil des Kaufmannsstandes durch die Gesetze oder das Gewohnheitsrecht eines Staats bestimmt sind, oder man versteht den ganzen Inbegriff der durch Gesetze oder Gewohnheiten (Usancen) über den Handel und alle mit ihm nothwendig oder gewöhnlich verbundene Geschäfte (Wechsel, Assecuranzen, Bodmerey, Haverey, Bankan-, Fuhrwesen, Spedition, Mäkler) festgesetzten Rechtsgrundsätze darunter. Dann pflegt man es wohl auch wiederum nach seinen Hauptgegenständen zu zerstückeln und von einem Wechsel-, Assecuranz-, Bodmerey-, Speditions-, Mäkler-, Fuhrmannsrecht, gleichsam als besondern Theilen jenes Ganzen, zu sprechen. Durch das Handelsgericht in der erstern Bedeutung (welches man auch Kaufmannsrecht nennen könnte) wird gewöhnlich bestimmt, wer in einem Staat zum Handel überhaupt oder zu einer besondern Art desselben z. B. dem Groß- oder Kleinhandel — ausschließlich befugt, in welchem Alter man zu den kaufmännischen Verpflichtungen fähig seyn, welche Schranken das Handelsrecht der Juden haben, was für eine Art Handel den Handwerkern oder auf den Dörfern gestattet; ob und wann das Hausiren geduldet werden soll, welche Beweiskraft den Handelsbüchern zuzuschreiben sey, welche Befugnisse die Meß- und Marktfreiheit in sich fasse und wie lange sie dauern, welche Rechte das Stapel- und Kranrecht (Stadteinlagerrecht, jus emporii, geranii) einer Handelsstadt gebe, wer und welche Rechtssachen der Gerichtsbarkeit der Handelsgerichte unterworfen seyen, auf welche Vorzüge bei entstehenden Banquerouten der Commissionair wegen seiner auf die in Commission genommene Waare verwandten Kosten, oder der, welcher kurz vor Ausbruch des Banquerouts Waaren creditirte, in Betreff der Rückfoderungen dieser Waaren haben, wer zum Mäklergeschäft befugt, und wozu der Mäkler berechtigt und verpflichtet seyn soll, wie gegen böse Banqueroutеurs und überhaupt in den Concursen der Kaufleute zu verfahren sey, u. s. w. Anlangend nemlich das ausschließliche Recht des Kaufmannsstandes auf Handelsgeschäfte, so werden in großen Handelsstädten gewöhnlich Kaufleute, Krämer und Höken als drey besondere Classen von Handelsleuten unterschieden. Wo der Handel überhaupt, oder eine besondere Art desselben ins besondere, zunftmäßig betrieben wird, ist es, um Handel zu treiben, nicht hinreichend, das Bürgerrecht erlangt zu haben, man muß auch Mitglied der Kaufmannsgilde, der Kramerinnung oder des Hökenamtes geworden seyn. (S. v. Heß Beschreibung Hamburgs Th. 2. S. 211 f.) In manchen Handelsstädten, z. B. in Frankfurt am Main, findet für keine Art des Handels die Zunftverfassung statt. In Leipzig haben nicht nur die Kramer sondern auch die Tuchhändler eine besondere Innung. Die Leipziger Kramerordnung ist vom Churfürst Johann Georg IV. im Jahr 1692 und die Tuchhändlerordnung vom König August I. im Jahr 1698 zuletzt revidirt und bestätigt, und beide gelten in dieser Gestalt noch jetzt. Kaufleute und

Buchhändler hingegen sind in Leipzig ohne Innungsverfassung. Das französische Handelsgesetzbuch, welches unter Napoleon am 26. Dec. 1807 publicirt ward, umfaßt das Handelsrecht in beyden Bedeutungen und nach seinen wichtigsten Gegenständen, ob es gleich in Betreff der meisten sehr bedeutende Lücken hat, und ziemlich oberflächlich ist. Es bestimmt jedoch nicht blos die Vorrechte oder strengere Behandlung des Kaufmannsstandes, als Ausnahmen vom Civilgesetzbuch, sondern umfaßt zugleich das Ganze des Handels und alle mit ihm nothwendig zusammenhangenden Gegenstände, oder — strebt wenigstens darnach. Das Handelsrecht (in beiderlei Bedeutung genommen) hat sich erst im Mittelalter, vornemlich seit den Kreuzzügen, durch den Hanseatischen Bund, durch die Entdeckung Amerika's, so wie des Wegs nach Ostindien um das Vorgebürge der guten Hoffnung, ausgebildet und verdankt sein Daseyn größtentheils den Handelsgewohnheiten (usances) und gutachtlichen oder richterlichen, meistentheils auf dergleichen (Usanten) oder auf die Natur der Sache und Geschäfte gegründeten Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle, weniger ausdrücklichen Gesetzen. Vielmehr waren und sind die letztern größtentheils nur geordnete und mehr ausgebildete Darstellungen jener. Die weltherrschenden Römer verachteten den Stand der Kaufleute und den Handel zu sehr, als daß sie in ihren Gesetzen und in ihrer Gerichtsverfassung zum Vortheil des letztern hätten Normen bestimmen sollen. (Montesquieu Geist der Gesetze, Buch 21. C. 13) Streitigkeiten über Handelssachen wurden daher bey ihnen vor den gewöhnlichen Gerichten und nach den für Kauf-, Mieth-, Niederlage- und andere Vertragsgattungen gültigen Rechtsgrundsätzen entschieden. Blos die vielseitige Anwendung und Erläuterung des bekannten Bruchstücks des Rhodischen Gesetzes vom Wurf, (lex Rhodia de jactu) die Rechtsprinzipien vom Bodmereyvertrag, vom Schiffsrheder (exercitor) und Setzschiffer (magister navis) und die Bewilligung einer Art von Meßfreiheit (Codex, Buch 4. T. 60.) verriethen bey ihnen die dunkle Ahnung eines Handelsrechts. Daß die bedeutendsten Handelsvölker der alten Welt, die Phönicier, Aegypter, Carthaginienser, Rhodier, einige besondere Handelsgesetze als Ausnahmen vom Civilrecht gehabt haben mögen, ist höchst wahrscheinlich, allein sie sind, (das erwähnte Bruchstück des Rhodischen Gesetzes vom Wurf ausgenommen) nicht auf uns gekommen. Die bekannte Sammlung Rhodischer Seegesetze ist unächt, und vermuthlich im 7ten Jahrhundert gefertigt. Bey den Römern war die Ausreichung mit dem gewöhnlichen Civilrecht in Handelssachen allenfalls möglich, da die Erfindung der wichtigsten Hülfsmittel des Handels, der Wechsel, Assecuranzen, Banken, der Handelsconsuln u. s. w. erst das Erzeugniß späterer Zeiten ist. Die wichtigste Quelle des Seehandels ist das (vermuthlich zum Theil aus dem vom Papst Gregor VII. im Jahr 1075. bestätigten Pisanischen Seerecht entlehnte) so berühmte Consolato del mare — größtentheils eine Sammlung von Seegebräuchen und rechtlichen Entscheidungen von Handelsstreitigkeiten durch Schiedsrichter und Handelsconsuln, welches im Jahr 1590 in italienischer Sprache gedruckt erschien. Auf dasselbe gründen sich die beiden alten Hauptgesetze des französischen Handelsrechts, die Ordonnance de commerce von 1673 und die Ordonnance de la marine von 1687, woraus das französische Handelsgesetzbuch (Code de commerce) so wie der vom Seerecht handelnde Theil des preuß. Landrechts größtentheils geschöpft sind. Vergleicht man den Theil des

französischen Handelsgesetzbuchs, welcher vom Seerecht handelt, mit dem Consolato del mare, so erscheint es nur als ein besser geordneter kurzer Auszug aus demselben. England hat für das Handelsrecht weniger ausdrückliche Gesetze, als Gewohnheitsrechte und Gebräuche, zu welchen das Consolato del mare, und die übrigen alten Seerechte, das Wisbyer Waterrecht, die Brüsseler, Amsterdamer, Antwerpner und Lübischen Seerechte, die Jugements d'oleron u. s. w. die Grundlagen enthalten. (S. Beneke's vorzügliches Werk, System des Assecuranz- und Bodmereywesens, Hamburg 1805, 1ten Band S. 14.) In Deutschland richtet man sich in Betreff der Streitigkeiten über Assecuranzen im Mangel besonderer Territorialgesetze nach der Antwerpner Assecuranzordnung Philipps II. und der ihr sehr ähnlichen Amsterdamer Assecuranzordnung. In Betreff des Wechselrechts hat beinahe jeder bedeutende deutsche Staat seine eignen Gesetze (denn eine allgemeine deutsche Wechselordnung hat es nie gegeben), unter welchen die Leipziger Wechselordnung im Jahr 1682 eines der vorzüglichsten und bey weitem vollständiger, als das franz. Handelsgesetzbuch ist. Bei andern Handelsstreitigkeiten, ja selbst in Wechselsachen, helfen sich die deutschen Tribunäle im Mangel an Territorialgesetzen und deutlichen Verträgen mit der Natur der Handelsgeschäfte und den aus ihr resultirenden Grundsätzen, oder mit analogischer Anwendung des röm. Rechts. Gkr.

Handelsschulen gehören zu den wichtigsten Mitteln, den Handel zu befördern und auszubreiten, sind aber von den Regierungen seither beinahe gänzlich vernachlässigt worden. Denn wir sehen fast nirgends die Regierungen Lehranstalten für den Handel unterstützen, deren hoher Werth für den Nationalwohlstand sich doch so klar ausspricht. Kaum bestehen hier und da einzelne Privatlehranstalten der Art, einzig für die Reichen zugänglich; von einer Beurkundung der Befähigung zum Kaufmannsstande ist fast nirgends die Rede, daher dann, statt des für Völkerwohl so wichtigen liberalen merkantilischen Geistes, jener engherzige Kramergeist, welcher der allgemeinen Wohlfahrt durchaus nicht frommt.

Handelssteuer oder Alcavala wurde unter Alfons XI. 1342 zuerst in Alt-Castilien, Leon und Galicien eingeführt, um neue Hülfsquellen zum Kriege gegen die Mauren zu schaffen, aber nach des Königs Zusage sollte sie nicht länger, als während der Dauer der Belagerung von Algeziras erhoben werden. Die Neuerung erweckte lebhaften Widerspruch, als ob die Verständigen die Nachtheile geahnet hätten, die später daraus entstanden. Sieben Jahre später übernahmen auch die übrigen, zum castilischen Reiche gehörigen, Landschaften die Alcavala durch einen Reichstagsbeschluß, und seitdem blieb diese Steuer für immer eingeführt. Die Alcavala mußte von allem, was verkauft oder vertauscht ward, von rohen Stoffen, wie von Fabrikaten, bei jedem Wechsel des Eigenthums, und zwar jedesmal nach dem Verkaufspreise, bezahlt werden. In ältern Zeiten betrug sie den 21sten oder 20sten, später den 10ten Theil des Kaufgeldes. Seit 1785 ward sie sehr vermindert, blieb aber noch immer so schädlich, daß durch die Aufhebung derselben in den neuesten Zeiten auch eine von den vielen Hemmungen des Handels und Gewerbfleißes weggeräumt ward. R.

Handelstractate, Handelsverträge, Kommerztractate, sind Uebereinkünfte einzelner Staaten mit einander hinsichtlich des wechselseitigen Tausches ihrer Ur- und industriellen Producte. — In so fern dergleichen Verträge den Zweck haben, die ge-

störte wechselseitige freie Einfuhr der Producte wieder herzustellen, sind dieselben den Grundsätzen der Nationalökonomie angemessen. Jeder Handelstractat aber, welcher mit dieser freien Einfuhr zugleich die Ausschließung anderer Nationen verbinden will, ist jenen Grundsätzen entgegen, denn er versetzt die Staaten, welche denselben abgeschlossen, in einen feindlichen Zustand mit allen übrigen Staaten. Mittelst solcher Verträge machen sich gewöhnlich zwei Länder verbindlich, ihren gegenseitigen Verkehr durch Monopole zu begünstigen. Die natürliche Folge eines solchen Vertrags ist, daß das Handelskapital beider Länder in einen Kanal gedrängt wird, dem es außerdem nicht zugeströmt wäre, und daß beide Nationen die begünstigten Waaren theurer und schlechter erhalten als bei einer freien Concurrenz der Fall gewesen wäre; die höhern Gewinnste, welche das Monopol den Kaufleuten und Producenten jener Waaren verschafft, werden durch diese Nachtheile bei weitem überwogen. Nicht minder schädlich wirken dergleichen Handelsverträge, wenn die gegenseitige Vergünstigung der Waareneinfuhr mittelst Auflagen geschieht. Die Nationalökonomie, sagt der Graf v. Soden mit Recht, erkennt keine Uebereinkunft über die Auflagen des Handels, denn bei einem unabhängigen Volke sind das Vermögen desselben und der Bedarf seines Aufwandes die einzigen Regulatoren der Auflagen, jeder Handelstractat, welcher in dieser Hinsicht Vorschriften enthält, ist also eine Entsagung jener Unabhängigkeit und stört die Regierung in dem freien Spielraume der Gesetzgebung nach richtigen nationalökonomistischen Grundsätzen; der Tractat mag übrigens die Größe dieser Auflagen betreffen oder die Art ihrer Vertheilung. Eben darum ist die Geschichte der Handelsverträge so dürftig, eben darum liefert sie uns nur das grämliche Gemälde des Mißbrauchs physischer und moralischer Macht, der Stärke und Ueberlistung, eben darum haben alle solche Verträge von ihrer Geburt an gekrankt, ihr ephemeres Daseyn hat nur gedient, die Kabinete und die Diplomacie mit Klagen über Verletzung und Treulosigkeit zu erfüllen und den Vorwand zur Störung der allgemeinen Ruhe zu liefern. Die Geschichte der Handelsverträge aller Nationen beurkundet, daß alle Versuche der Politik, den Nationalwohlstand durch sie zu erhöhen, verunglückt sind; nicht Einer, der nicht von einer, oft von beiden Nationen, als nachtheilig betrachtet worden wäre, so durchdacht ihn auch die Staatsmänner (die freilich dabei oft ganz im Blinden tappten) der Regenten glaubten; der Grund lag darin, weil alle Handelstractate nur die Bestimmung wechselseitiger Beschränkungen des Handels enthielten, indeß sein Flor einzig in der Freiheit besteht und bestehen kann. Allgemeines Anerkenntniß des Grundsatzes der Nationalökonomie: daß nur aus dem gegenseitigen freien Tausche der Erzeugniße und Kräfte Wohlstand hervorgehen kann, ist der einzige rechtliche und festbegründete Handelsvertrag, und daher der Friede von Nimwegen (von 10ten April 1678) der einzige philosophische Tractat dieser Art. KM.

Handlung. In Beziehung auf Werke schöner Kunst gebraucht man dieses Wort in einem weitern und einem engern Sinne. Im weitern Sinne nennt man eine überraschende abwechselnde Mannichfaltigkeit von Vorstellungen, ein besonders lebhaftes Spiel der Seelenkräfte, welches sich in einem Kunstwerk ausdrückt, Handlung, und legt sie selbst einer Ode, einer Elegie und ähnlichen Werken bei; im engern Sinne aber wird sie nur Werken zugeschrie-

den, welche Begebenheiten in erzählender oder dramatischer Form darstellen, wie die Fabel, das Epos, der Roman, das Drama, und man versteht darunter im Allgemeinen ein Ganzes von Veränderungen eines oder mehrerer lebenden Wesen. (Vergl. Drama.) Um aber den Stoff eines Kunstwerks abgeben zu können, muß die Handlung Einheit haben, d. h. alle ihre Veränderungen müssen aus einem gewissen Anfangspunkte bis zu einem gewissen Ziele in steter und deutlicher Folge entwickelt seyn; sie muß wahr seyn, d. h. mit den Gesetzen des Denkens und der Natur übereinstimmen, und endlich ein intellectuelles, moralisches und ästhetisches Interesse haben, d. h. dem Verstande, dem allgemeinen Sittengesetz und dem Kunstsinne genügen. — Ueber Handlung als gleichbedeutend mit Handel, s. *Handel*.

Handwerk ist diejenige Beschäftigung, durch welche theils ganz rohe, theils halb veredelte, theils ganz veredelte Naturproducte nach gewissen Regeln entweder um Lohn oder für den Verkauf zu Sachen verarbeitet werden, die zur Befriedigung der Nothdurft, der Bequemlichkeit, des Vergnügens und des Wohllebens gehören. Allein das Wort *Handwerk* bedeutet auch oft die gemeinschaftliche Verbindung der Verarbeiter jener Naturproducte, welche den allgemeinen Namen *Handwerker* erhalten haben. In den ältesten Zeiten gab es gar keine besondere Classe von Arbeiten und Arbeitern unter dem Namen Handwerke und Handwerker, sondern die Frauenspersonen überhaupt, die Weiber aber insbesondere, und Knechte machten alle die unentbehrlichsten Sachen. Als man zu einem höhern Grade von Cultur gekommen war, bildeten sich die Handwerke aus, und bis zum 10ten Jahrhundert beschäftigten, außer Frauenspersonen und Sklaven, sich mit Betreibung der Handwerke selbst noch freigeborne Herren und Damen, dann aber fast ausschließlich nur Freigelassene, die förmliche um Lohn arbeiteten, und Mönche und Nonnen in Klöstern, die für sich und zum Verkauf Sachen verfertigten. Mit der Entstehung und Vermehrung der Städte endlich bildete sich das heutige Verhältniß der Handwerke nach und nach aus. In Rücksicht auf Zunftwesen (s. *Gilde*) theilt man die Handwerke ein in *zünftige*, die in Innungen eingeschlossen sind, und *unzünftige*; ferner in *gesperrte* oder *geschworne*, die keinen Fremden ihr Handwerk lehren, z. B. in Nürnberg die Ahlenschmiede, Bleistiftmacher, Schellenmacher etc., und *ungesperrte* oder *freie*; in *geschlossene*, wo die Meisterzahl festgesetzt ist, und *ungeschlossene*; in *geschenkte*, deren wandernde Gesellen ein Geschenk als Reisegeld erhalten, und *ungeschenkte*; in Beziehung auf die zu verarbeitenden Materialien und auf die Art ihrer Verarbeitung theilt man sie endlich ab in *grobe*, z. B. Schmiede, Zimmerleute etc., und *feine*, z. B. Schlosser, Drechsler etc., in *Feuerarbeiter*, z. B. Schmiede, Schlosser etc. und *Nichtfeuerarbeiter* etc. König *Heinrich* war der erste, der 1231 zu Worms einen Reichstagsschluß zu Stande brachte, die Zünfte abzuschaffen, worauf bereits 1232 die ähnliche Verordnung des Kaisers Friedrich II. erfolgte. — *Handwerkspolizei* ist die Sorgfalt der Regierung, solche Anordnungen zu machen, daß es im Staate nicht an hinreichenden Handwerkern fehle, und Niemanden die Erlernung eines Handwerks versagt werden darf, daß das Meisterwerden als Beweis ihrer Geschicklichkeit nicht kostspielig sey, daß sie als Meister keine schlech-

Waare verfertigen und verkaufen dürfen, und daß zur Verhütung schlechter Waare in jedem Handwerke Schaumeister angestellt werden. — Handwerksrecht ist der Begriff rechtlicher Bestimmungen, welche die Handwerker und die sie angehenden Rechtsstreitigkeiten betreffen. Die Quellen zur Erlernung desselben sind die Landesgesetze, Handwerksartikel oder Handwerksordnungen, Handwerksgebräuche, richtige Begriffe und Ansichten der Handwerksgeschäfte und die besondern einzelnen Handwerkern ertheilten Privilegien.

Hanf (Cannabis sativa). Diese nützliche Pflanze, die einzige ihres Geschlechts, stammt aus Ostindien, wo sie, wie auch in andern Theilen Asiens, wild wächst, und eine Höhe von drei bis zehn Fus erlangt. Die Geschlechter sind völlig getrennt, und eigentlich ist Hanf die männliche, Fimmel aber die weibliche Pflanze. Die Landleute kehren jedoch die Namen gerade um. Jetzt wird der Hanf in vielen europäischen Ländern, besonders in Polen und Rußland sehr stark gebaut. Er verlangt einen fetten und etwas feuchten Boden. Die Behandlung des Hanfes ist in der Kürze folgende. Wenn die Blüthe vorbei ist, und an den männlichen Pflanzen die Büschel zu vertrocknen anfangen, so rauft man sie aus; ungefähr sechs Wochen später werden die weiblichen Pflanzen reif, welche den Saamen tragen, den man zuvörderst ausklopft. Dann werden die getrockneten Hanfstengel männlichen und weiblichen Geschlechts wie der Flachs bearbeitet. Es wird jährlich, insonderheit für das Schiffswesen, zu Segeln, Tauen, Seilen, Stricken, Netzen, Sack- und Packtüchern und dergl., eine ungeheure Menge Hanf verarbeitet. Die nordischen Reiche, Preußen, Polen und Rußland, versehen fast ganz Europa damit. Das Werrig wird zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. Den Saamen genießen viele Vögelgattungen und in Polen und Rußland auch Menschen. Das daraus gepreßte Oel dient zum Brennen, auch wohl statt des Baumöls an Speisen. Die Morgenländer bereiten aus dem Kraut ein berauschendes einschläferndes Mittel, das sie Bangue oder Maslach nennen.

Hangematte ist auf den Seeschiffen eine hängende, an beiden Enden oder an den vier Zipfeln aufgehängte grobe Leinwand, oder ein Segeltuch, rund herum mit Segeldrath benäht, welches den Menschen zur Bettstelle dient, und daselbst die zweckmäßigste Lagerstätte ist, weil es eines Theils dem darin Liegenden das unangenehme Schwanken des Schiffes durch sein sich immer herstellendes Gleichgewicht weniger fühlbar macht, und andern Theils am Tage, wo es zusammengerollt und beseitigt wird, viel Raum erspart. In warmen Ländern aber, namentlich in Ostindien und Amerika, hat man auch auf dem Lande Hangematten, welche besser und bequemer eingerichtet sind. Man bedient sich ihrer sowohl zu Hause als auf Reisen; dort werden sie an eigne, in den Zimmern dazu eingerichtete Pfeiler und hier an ein Paar Baumäste aufgehängt und befestigt. Sie gewähren den Vortheil, daß man besonders vor dem lästigen kriechenden Ungeziefer gesichert ist. Auch lassen sich die Vornehmen in Ostindien in dergleichen Hangematten tragen.

Hangewerk heißt in der Baukunst ein hangendes Werk, d. h. eine Verbindung von Balken, Streben, Säulen, Riegeln u. s. w., welche bei Dächern, Brücken, Böden, Sälen angebracht wird, wo der untere Raum frei bleiben soll, also keine Säulen angebracht werden dürfen, die Last zu tragen, welche von oben her gehalten werden

muß und also gleichsam hängt. Werden dabei Strebebänder unter den Balken angebracht, so heißt es ein Sprengewerk; ein Hange- und Sprengewerk aber, wenn beide Arten vereinigt sind.

Hannibal, ein Sohn des Hamilkar Barkas, geb. im J. 247 vor Chr., war neun Jahr alt, als sein Vater, dem er in den Krieg nach Spanien zu folgen begehrte, ihn am Altar schwören ließ, stets ein unversöhnlicher Feind der Römer zu seyn. Hamilkar bemühte sich seitdem, ihm den tiefen Haß einzuflößen, den er selbst gegen Rom nährte. Hannibal war in Spanien Zeuge der Eroberungen seines Vaters. Als aber derselbe neun Jahr nachher in einer Schlacht in Lusitanien geblieben, und sein Eidam Hasdrubal zu seinem Nachfolger ernannt worden war, kehrte der junge Hannibal in sein Vaterland zurück, bis er vier Jahr später, in einem Alter von 22 Jahren, auf Hasdrubals Wunsch wieder bei dem Heere erschien. Die Krieger erblickten in ihm den ihnen einst so theuern Hamilkar; er machte drei Feldzüge, und gab so große Proben seiner Talente und seiner Tapferkeit, daß ihm das Heer nach Hasdrubals Ermordung, im Jahr 221 vor Chr., den Oberbefehl unter den lebhaftesten Zurufungen übertrug. Treu seinem ersten Eide, ließ der 26jährige Feldherr bald merken, daß er die mit Rom geschlossenen Tractate zu brechen geneigt sey, sobald sich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Dies geschah durch die Eroberung Sagunts, die Hannibal mit Genehmigung des carthagischen Senats, nach einer achtmonatlichen Belagerung, in welcher alle Mittel des Angriffs und der Vertheidigung erschöpft worden waren, vollbrachte. Die Römer erschraken über das Schicksal Sagunts, und schickten Gesandte nach Carthago, um die Auslieferung Hannibals zu verlangen. Man zögerte, und sie erklärten den Krieg. Hannibal versammelte sogleich ein mächtiges Heer, und entwarf den kühnen Plan, die Pyrenäen und Alpen zu übersteigen und die Römer mitten in Italien anzugreifen. Nachdem er für die Sicherheit Afrika's gesorgt und seinen Bruder Hasdrubal mit einem Heere in Spanien zurückgelassen, brach er mit 90,000 Mann Fußvolk, 40 Elephanten und 12,000 Reitern auf, durchzog mit bewundernswürdiger Schnelligkeit mitten im Winter ganz Gallien und langte am Fuße der Alpen an. In neun Tagen hatte er den Gipfel derselben erstiegen. Aber von dem furchtbaren Heere, mit welchem er ausgezogen war, hatte er nur noch 20,000 Mann zu Fuß und 6000 Reiter übrig, die mehr bleichen Todtengerippen als lebenden Menschen glichen. Dennoch verlor er den Muth nicht; nur zwischen Sieg und Tod war zu wählen. Er nahm Turin, wodurch er sich die Lebensmittel sicherte und den cisalpinischen Galliern Muth machte, sich mit ihm zu vereinigen. Auch würden diese sich noch zahlreicher unter seine Fahnen gestellt haben, wäre nicht Publius Scipio mit einem römischen Heere, das er bei Pisa gelandet, in Eilmärschen herangerückt. Am Fluß Ticinus traf man auf einander. Ein Angriff der numidischen Reiterei entschied den Sieg für Hannibal. Scipio vermied ein neues Gefecht, und zog sich bis über die Trebia zurück, ohne die Festung Clastidium retten zu können. Unterdeß war Sempronius mit einem zweiten Heer angelangt. Anfangs durch dasselbe in Schranken gehalten, weiß er bald den jähzornigen Gegner zum Kampfe zu reizen, legt einen Hinterhalt bei der Trebia, turnirt das römische Heer und vernichtet es. Die Römer verloren ihr Lager und 26,000 Mann. Als Sieger über zwei Heere nahm Hannibal jetzt Winterquartiere bei den cisalpinischen

Galliern, die seine Bundesgenossen wurden. Bei Eröffnung des neuen Feldzugs sah er sich an den Ausgängen der Apenninen von zwei neuen Heeren erwartet. Er beschloß sie einzeln zu schlagen und Flaminius vor der Ankunft seines Mitconsuls aufzureiben, täuschte ihn durch falsche Märsche, rückte hinter den Apenninen vor und drang in mehreren Colonnen durch die Moräste von Clusium. Vier Tage und vier Nächte marschirten die Carthager durch Sümpfe. Ihr Anführer selbst, der den letzten noch übrigen Elephanten bestiegen hatte, rettete sich nur mit Mühe, und verlor ein Auge durch eine Entzündung, die er nicht hatte abwarten können. Kaum aber hatte er das trockne Feld wieder gewonnen, als er alle Mittel anwendete, Flaminius zu einer Schlacht zu zwingen. Er verheerte alles mit Feuer und Schwert, nahm den Schein an, als wollte er auf Rom losgehen, wandte sich aber plötzlich in ein enges, von fast unzugänglichen Felsen im Hintergrunde geschlossenes Defilee. Flaminius folgt ihm unbesonnen nach, und wird sogleich angegriffen. Da erfolgte, nahe am Trasimen, jene blutige Schlacht, in welcher List und Talent über römische Tapferkeit triumphirten. Auf allen Seiten angegriffen, wurden die Legionen der Römer niedergeschlagen, ohne sich entfalten zu können. Bereichert durch die Beute des überwundenen Feindes, bewaffnete Hannibal jetzt seine Krieger nach Art der Römer, und drang in Apulien ein, allenthalben Schrecken verbreitend. Das beängstigte Rom hatte sein Heil dem Dictator Fabius Maximus anvertraut, der es versuchte, durch Zaudern die Kraft der Carthager zu erschöpfen. Er bekämpfte Hannibal mit Hannibals Waffen, folgte ihm allenthalben, ohne ihn erreichen zu wollen, überzeugt, daß die Carthager ein verwüstetes Land nicht lange behaupten können. Diese werden indeß von ihrem Feldherrn in die Ebenen von Capua geführt, welcher dadurch die erschrockenen Städte dem Bunde der Römer untreu zu machen und Fabius von den Berghöhen herabzuziehen hofft. Aber plötzlich befand er sich in derselben Schlinge, in welcher Flaminius untergegangen war. Eingeschlossen zwischen den Felsen von Formiä, dem Sande von Lecsternum und den dort befindlichen Seen, konnte er nur durch eine List sich retten. Er ließ tausend Rinder zusammenbringen, ihnen Feuerbrände an den Hörnern befestigen, und so diese wüthenden Thiere mitten in der Nacht gegen die von den Römern bewachten Defileen treiben. Erschrocken über die Wundererscheinung verließen diese die Anhöhen, und Hannibal erzwang den Durchgang. Die Römer, unzufrieden mit Fabius und seiner Zögerung, theilten jetzt die Dictatur zwischen ihm und dem Minutius Felix, seinem Befehlshaber der Reiterei. Dieser, voll Begierde zu schlagen, fiel bei Gerunium in einen Hinterhalt und wäre ohne des Fabius großmüthigen Beistand verloren gewesen. Als dieser Feldzug beendigt war, schienen auch die andern römischen Feldherrn nichts dem Zufall überlassen zu wollen, und zögerten nach des Fabius Beispiel. Hannibal sah mit Kummer sein Heer sich langsam aufreiben, als Terentius Varro, der neue Consul, ein unwissender und eingebildeter Mann, das Commando der Legionen übernahm. Hannibal hatte Cannä eingenommen und die Römer in die Nothwendigkeit versetzt, eine Schlacht zu liefern. Beide Heere standen einander gegenüber; Paulus Aemilius, des Varro Mitconsul, wollte die Schlacht aufschieben, wegen der Nachtheile des Terrains, Varro dagegen wählte den Tag seines Oberbefehls und gab das Zeichen zum Angriff. Ueber 60,000 Römer deckten die Ebene, die sich am Aufidus und dem Flecken Cannä hinzieht; auch Aemilius war un-

ter den Todten. Hannibal überschickte dem carthagischen Senat ein Scheffelmaß voll goldner Ringe, die man den auf dem Schlachtfelde gebliebenen römischen Rittern abgezogen hatte. Aber statt auf Rom loszugehen, rückte Hannibal gegen Neapel. Sein Befehlshaber der Reiterei sagte damals: „Du weißt zu siegen, Hannibal, aber du weißt nicht den Sieg zu benutzen!" Das vor Schrecken betäubte Rom würde, wie es scheint, dem Sieger nicht haben widerstehen können, wenn derselbe vor seinen Thoren erschienen wäre. Statt dessen ging Hannibal nach Capua, welches ihm seine Thore öffnete. Der Aufenthalt in dieser üppigen Stadt verweichlichte seine Soldaten, jedoch verloren sie ihre Disciplin nicht. Kein römischer Feldherr wagte seit der Schlacht bei Cannä in der Ebene vor Hannibals Heer sich zu lagern. Aber ungeachtet seiner glänzenden Siege und des hohen Ansehns seiner Partei in Carthago wußten doch Hanno und seine Anhänger den Succurs zu verzögern, den der Ueberwinder der Römer gefodert hatte, und Hannibals Bruder Mago erhielt mit Mühe 12,000 Mann zu Fuß und 2500 Reiter, und mußte überdies mit dieser schwachen Unterstützung den Weg durch Spanien nehmen. Dadurch ward Hannibal gezwungen, sich auf die Defensive zu beschränken. Capua wurde von zwei consularischen Heeren belagert und war der Uebergabe nahe. Hannibal hoffte es durch eine kühne Unternehmung zu retten, drang gegen Rom vor, und lagerte sich im Angesicht des Capitols (im J. 211 v. Chr.); aber die Römer ließen sich nicht schrecken. Capua fiel. Dieser glückliche Erfolg gab ihnen die entschiedenste Ueberlegenheit, denn fast alle Völker Italiens erklärten sich jetzt für sie. Von dem Consul Claudius Nero in sein Lager zurückgeworfen, konnte Hannibal nichts versuchen, um sich mit seinem Bruder Hasdrubal zu vereinigen. Schon hatte dieser die Apenninen überstiegen, als er von demselben Nero im J. 207 angegriffen und getödtet wurde, welcher das blutige Haupt in das Lager des Hannibal werfen ließ. Dieser hob sein Lager auf und zog sich in das Land der Bruttier zurück. Hier, von Hindernissen umringt, kämpfte er noch mit ungleichen Kräften gegen die siegreichen Heere und behauptete sich glücklich. Aber jetzt trug Scipio die römischen Waffen nach Afrika und setzte Carthago in Schrecken, welches Hannibal zu seinem Schutze zurückrief. „Nicht Rom, sondern Carthago's Senat hat den Hannibal besiegt," rief er im tiefsten Schmerz aus, als er den Befehl las, Italien zu verlassen. Er schiffte seine Truppen ein, ließ die Bundesgenossen, die ihm zu folgen sich weigerten, umbringen, und verließ im J. 203 das Land, das er sechzehn Jahre lang gegen Roms ganze Macht behauptet hatte. Er landete in dem Hafen von Leptis, zog einen Theil der Numidier an sich, und nahm sein Lager bei Adrumet. Scipio bemächtigte sich indeß mehrerer Städte, und machte die Einwohner zu Sklaven. Hannibal, von seinen Landsleuten zu einer entscheidenden Schlacht genöthigt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich bei Zama, fünf Tagereisen von Carthago. Eine Unterredung zwischen beiden Feldherren, in welcher Hannibal Friedensvorschläge that, blieb fruchtlos. Sie trennten sich mit dem Entschluß, die Waffen entscheiden zu lassen. Diese Entscheidung fiel zu Hannibals Nachtheil aus. 20,000 Carthager blieben auf dem Platze und eben so viele wurden gefangen. Hannibal floh nach Adrumet, sammelte die Flüchtlinge, und brachte in wenigen Tagen wieder ein Heer zusammen, mit dem er sich den Fortschritten des Siegers entgegenstellen konnte. Darauf ging er

nach Carthago, und erklärte dem Senat, daß die einzige Rettung im Frieden sey, und bewog ihn, sich dafür geneigt zu erklären. So endigte sich nach 18 Jahren dieser blutige Kampf doppelt verderblich für Carthago, das sich nicht nur seiner alten Eroberungen beraubt sah, sondern mit seiner Flotte auch die Hoffnung verlor, je diesen Verlust ersetzen zu können. Hannibal blieb dessen ungeachtet in vollem Ansehn, und erhielt den Oberbefehl über ein Heer im Innern von Afrika. Als aber Rom auf seine Zurückberufung drang, ertheilte man ihm das Richteramt, in welchem er nicht minder sein großes Talent entfaltete. Aber die Partei des Hanno ließ nicht ab, ihn zu verfolgen, und klagte ihn bei den Römern an, daß er geheime Verbindung mit König Antiochus von Syrien unterhalte, um den Krieg aufs neue zu entzünden. Römische Abgeordnete erschienen in Carthago, um seine Auslieferung zu verlangen. Er rettete sich durch die Flucht, ging nach Cercina, und von da nach Tyrus, wo er mit großen Ehren empfangen wurde, und begab sich in der Folge nach Ephesus, wo Antiochus seinen Hof hielt. Er bewog diesen Fürsten, den Römern den Krieg zu erklären, und zeigte ihm, daß Italien der Schauplatz desselben seyn müsse. Antiochus genehmigte die Plane Hannibals, als aber dieser seinem Vaterland ein Bündniß anbieten ließ, siegten seine Feinde im Senat und vereitelten den glücklichen Erfolg des ganzen Unternehmens. Hannibal erhielt zwar den Oberbefehl über die syrische Flotte, und griff mit derselben die Rhodier, Roms Bundesgenossen, an, sah sich aber durch die Treulosigkeit eines ihm untergeordneten Befehlshabers zum Rückzug gezwungen; Antiochus selbst wurde durch eine Reihe von Fehlern und Unglücksfällen bewogen, mit den Römern einen schimpflichen Frieden zu unterhandeln. Hannibals Auslieferung war eine von den Bedingungen desselben; er rettete sich jedoch durch die Flucht nach Creta und Armenien, und folgte von da den Einladungen des Königs Prusias von Bithynien, der gegen die Römer Krieg und Rache athmete. Er ward die Seele eines mächtigen Bündnisses zwischen Prusias und verschiedenen benachbarten Fürsten gegen Eumenes, König von Pergamus, einen Bundesgenossen von Rom, trat an die Spitze der Kriegsmacht, und erfocht mehrere Siege zu Land und zur See. Aber dieser Vortheile ungeachtet zitterte Asien vor dem Namen Roms; und Prusias, an den der Senat Abgeordnete geschickt hatte, um die Auslieferung Hannibals zu fodern, war bereit, dem Befehl zu gehorchen. Der unglückliche Held kam dieser Schmach durch Gift zuvor, das er stets in seinem Ringe bei sich trug. So starb er 183 vor Christus, 64 Jahre alt.

Hanno, ein carthagischer Feldherr, der eine Reise an der westlichen Küste von Afrika machte, und davon eine Beschreibung hinterließ. Die Absicht der Reise waren Entdeckungen für den Handel und Stiftung von Colonien. An der Küste von Marocco legte er sechs Colonien an. Die äußerste von ihnen war die Insel Cerne an der Südgränze von Marocco, von wo aus er sodann seine Entdeckungsreise noch weiter fortsetzte. Seiner Beschreibung nach kam er wahrscheinlich nicht nur bis an den Senegal und Gambia, sondern noch weiter bis an die Küste von Guinea; denn seine Schilderung von den wilden Bewohnern paßt auf die dortigen Negervölker, so wie die zwei großen Flüsse, in denen er Crocodille und Hippopotamos fand, auf den Senegal und Gambia passen. Hanno lebte wahrscheinlich 530 Jahre vor Chr. Geb. und verdient unter den Seefahrern der

alten Welt einen ausgezeichneten Platz. Wir haben eine griechische
Uebersetzung seines Reiseberichts unter dem Titel: Periplus des
Hanno. Außer diesem Seefahrer kennen wir noch mehrere berühmte
Carthager dieses Namens. Zwei Feldherren, welche Hanno hießen,
commandirten in dem ersten punischen Kriege nach einander in Sici-
lien. Ein anderer Hanno war einer der Unterbefehlshaber des Han-
nibal in Italien, und zeichnete sich durch verschiedene glückliche Unter-
nehmungen aus.

Hannover (Königreich). Mit diesem Namen bezeichnet man
diejenigen deutschen Landschaften, welche unter der Herrschaft des
Braunschweig-Lüneburgischen Fürstenhauses (welches zugleich den Groß-
britannischen Thron besitzt) vereiniget sind. Die nordlichste dieser
Landschaften ist das Herzogthum Bremen, zwischen dem Ausflusse
der Elbe und Weser; zu demselben wird jetzt das hart an dem Aus-
flusse des erstern Stroms gelegene Land Hadeln gerechnet. Süd-
östlich von Bremen zwischen der Elbe und Aller liegt das Fürsten-
thum Lüneburg; neben demselben auf beiden Seiten der Elbe die
dem Hannöverischen gebliebenen Theile des Herzogthums Lauen-
burg. Westlich von Lüneburg und südlich von Bremen das Her-
zogthum Verden an der Weser und Aller. Südwestlich von
Lüneburg das Fürstenthum Calenberg an der Leine bis an die
Weser; von diesem östlich, so wie von Lüneburg südlich das Fürsten-
thum Hildesheim an der Leine und Innerste bis gegen den Harz.
Von Calenberg, Lüneburg und Verden westlich liegt an der Weser
die Grafschaft Hoya, welcher sich in gleicher Richtung die am
dem Dümmersee und der Hunte gelegene Grafschaft Diepholz
anschließt. Die bisher genannten Länder machen ein geographisch
wohl zusammenhängendes Ganze aus. Durch einen kaum zwei Mei-
len breiten Strich hängt mit ihnen in Südwesten von Diepholz das
an der Haase und Hunte gelegene Fürstenthum Osnabrück zusam-
men, an welches sich gleichfalls in Westen die niedere Grafschaft
Lingen anschließt, jenseits welcher die Grafschaft Bentheim
gelegen ist. Nördlich von Bentheim und Lingen folgen die Kreise
Meppen und Emsbühren, welche ehemals zum niedern Stift
Münster gehörten, und ferner nördlich von diesem das Fürstenthum
Ostfriesland nebst dem Harlinger Lande. Getrennt von
dieser Ländermasse durch einen schmalen Strich des Braunschweigisch-
Wolfenbüttelschen Gebiets liegen im Süden von Hildesheim und Ca-
lenberg, an und auf dem Harze und Sollinge an der Werra, Fulda,
Weser und Leine die Fürstenthümer Grubenhagen und Göt-
tingen, womit noch einige vom Eichsfelde und von dem Hessischen
abgetretene Districte verbunden sind. Endlich liegt östlich von diesem
getrennt das zu der Grafschaft Hohenstein gehörige Amt Ile-
feld. Die Gränzen des Königreichs sind also: in Norden die Nord-
see; in Nordosten, dänisches, hamburgisches und mecklenburgisches
Gebiet; in Osten, preußisches und braunschweigisches Gebiet; in
Südosten desgleichen; in Süden, Hessen; in Südwesten außer dem
hessischen und preußischen, lippisches und waldeckisches Gebiet. Die
Provinzen zwischen der Weser und Ems sind in Süden durchaus von
preußischen im Westen durchaus von holländischen Provinzen begränzt.
Das Herzogthum Oldenburg, das Gebiet der Freistadt Bremen, und
das hamburgische Amt Ritzebüttel sind gänzlich, der dem braun-
schweigischen Hause gehörige sogenannte Weserdistrickt größtentheils

von hannöverschen Provinzen eingeschlossen. — Grubenhagen und Göttingen sind sehr bergig; in dem erstern ist der Harz, in dem andern der Solling; eine Menge niederer Bergketten verbinden diese Gebirge und streichen durch den größern Theil des Hildesheimischen und Calenbergischen; aber von der Stadt Hildesheim, Hannover, Rehburg und Osnabrück an läuft das Land flach und nur hin und wieder hügligt bis an die Meeresküsten fort. Die Gebirge sind metallreich und mit herrlichen Wäldern bedeckt, zwischen ihnen liegen sehr fruchtbare Thäler; da wo sich das Land von den Gebirgen gegen die Ebene senkt, findet man den vortrefflichsten Ackerboden. Hierauf folgt ein 10 — 15 Meilen breiter Strich von sandigem Boden, welcher quer von Osten nach Westen durch das Königreich streicht, und sich selbst überlassen mit Haide und zwischen durch mit Föhren bedeckt ist, großentheils eine ebene Höhe, die aber nach Norden zu hügligter wird. In den Tiefen liegen große Moore. Aber an den Bächen und Flüssen findet man fruchtbaren Wiesengrund, welcher sich an der Elbe, Aste, Weser, Aller und Ems zu den vortrefflichsten Marschgegenden ausdehnt. — Die Elbe tritt bei Schnakenburg aus dem Preußischen und nimmt von der linken Seite die Jetze, Ilmenau (mit der Netze und Luhe) Seeve, Schwinge und Aste auf, welche mit Ausnahme der erstern sämmtlich im Hannöverischen entspringen. In der südlichen Spitze des Königreichs vereinigen sich bei Münden die Werra und Fulda und bilden die Weser. Von der rechten Seite nimmt sie die Aller und Wümme, von der linken die Hunte auf. In die Aller fließen die Ocker, Fuhse, Leine und Böhme; in die Leine die Ruhme, Ilme und Innerste. Endlich fließt in den neugewonnenen westphälischen Gebieten die Ems, mit der sich die Haase vereinigt. — In den Gegenden, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, waren vom 10ten Jahrhundert her vier Fürstenfamilien mächtig, die Braunschweigische, Nordheimische, Billungsche und Suplingburgische. Am Ende des 11ten Jahrhunderts wurde die Erbtochter des Billungischen Hauses mit Heinrich dem Schwarzen aus dem mächtigen Estisch-Baierschen Hause der Guelfen oder Welfen verheirathet, und der aus dieser Ehe entsprossene Heinrich der Stolze verheirathete sich zu Anfang des 12ten Jahrhunderts mit der Erbin der braunschweigischen, nordheimischen und suplingburgischen Besitzungen so daß beider Sohn, Heinrich der Löwe, der mächtigste Fürst seiner Zeit in Deutschland war (s. d. Art. **Heinrich der Löwe**). Aber eben zu seiner Zeit ward die Macht seines Hauses gebrochen, sein Enkel, Otto das Kind, sahe sich auf den Besitz der Provinzen Lüneburg, Braunschweig, Calenberg, Grubenhagen und Göttingen beschränkt, welche er unter dem Namen des Herzogthums Braunschweig vom Kaiser zum Lehen nehmen mußte. Nachfolgende Theilungen unter mehrere Söhne schwächten dies Fürstenhaus noch mehr; es regierten oft zu gleicher Zeit 5 bis 6 Fürsten in den eben genannten Ländern. Endlich fing man zu Anfang des 17ten Jahrhunderts an, die Rechte der Primogenitur geltend zu machen. Glücklicher Weise starben gerade damals mehrere Linien des Braunschweigischen Hauses aus, und alle Besitzungen desselben fielen den Nachkommen theils Heinrichs theils Wilhelms (Söhnen Ernstens von Celle, starb 1545) zu, so daß von dem erstern die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche, von dem andern die Braunschweigisch-Lüneburgische Linie gestiftet wurde (s. d. Art. **Braunschweig-Wolfenbüttel**). Die von Wilhelm (starb 1592) gestiftete jüngere

Linie besaß anfangs nur den südlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg, welchen man von der Hauptstadt das Fürstenthum Celle zu nennen pflegte. Aber im Jahr 1582 fiel ihm der größere Theil der Grafschaft Hoya, und im J. 1586 die Grafschaft Diepholz zu. Seine Söhne erhielten im J. 1617 das Fürstenthum Grubenhagen, 1634 das Fürstenthum Calenberg und Göttingen, und im J. 1642 den nordwestlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg (die Aemter Harburg und Moisburg); seine Großsöhne in J. 1670 auch den nordwestlichen Theil des Fürstenthums Lüneburg, so daß sie dieses jetzt ungetheilt besaßen, und im J. 1689 das Herzogthum Lauenburg. Freilich hatten sie wieder getheilt, aber durch eine Heirath zwischen Georg, Sohn Herzogs Ernst August von Calenberg-Göttingen und Sophie Dorothea, Tochter Herzogs Georg Wilhelm von Lüneburg-Grubenhagen, wurden nach dem Tode Ernst Augusts (1698) und Georg Wilhelms (1705) die bishergenannten Landschaften alle unter Georg vereinigt. Sein Vater war im Jahr 1692 unter dem Namen Churfürst von Braunschweig-Lüneburg mit der Churwürde belehnt; er selbst folgte im Jahr 1714, als Aeltergroßsohn Königs Jacob I. und nächster protestantischer Verwandter der Königin Anna von England, dieser unter dem Namen Georg I. Seit jener Zeit besitzt dieses Haus zugleich die Herrschaft über Großbritannien und die über das Churfürstenthum. Dieses letztere wurde im Jahr 1715 durch die Herzogthümer Bremen und Verden vergrößert; im J. 1802 wurde das Fürstenthum Osnabrück hinzugefügt, welches schon seit 1648 unter dem Namen eines Bisthums abwechselnd von einem Prinzen des Braunschweigisch-Lüneburgischen Hauses und einem katholischen Bischofe regiert worden war; in dem Jahren 1814 und 1815 wurden auch die Fürstenthümer Hildesheim und Ostfriesland, so wie die Reichsstadt Goslar, ein Theil des Eichsfeldes, die Kreise Emsbühren und Meppen, die niedere Grafschaft Lingen, und einige andre Enclaven gewonnen, auch die seit 1753 pfandweise besessene Grafschaft Bentheim mit dem hannöverischen Staat gänzlich vereinigt; dagegen das Herzogthum Lauenburg, bis auf den auf dem linken Elbufer gelegenen Theil desselben und das vom Mecklenburgischen und Lauenburgischen eingeschlossene Amt Neuhaus, an Dänemark, das Amt Klötze und einige andre kleine Distrikte an Preußen abgetreten. Im Jahre 1814 wurde in Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses der bisherige Titel eines Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg in den eines Königreichs Hannover verwandelt, und der Regent desselben trat dem deutschen Bunde bei, und stiftete zum Andenken an diese Begebenheit den Guelfenorden, (12. Aug. 1815), welcher für Civil- und Militärpersonen, Adliche und Nichtadliche, bestimmt ist und drei Classen, Großkreuze, Commandeurs und Ritter, hat. — Die genannten Gegenden waren von sächsischen Stämmen bewohnt, als Karl der Große hier zuerst das Christenthum und einige Cultur verbreitete. Bisthümer und andre geistliche Stiftungen, welche er und seine Nachfolger hier gründeten, dienten beide zu erhalten. Späterhin verfiel nach und nach die gemeine Freiheit zugleich mit der kaiserlichen Macht, und es kamen auch hier, wie überall in Deutschland, mächtige Herrn geistlichen und weltlichen Standes auf, von denen wir vorhin die angesehensten nannten. Aber auch bürgerliches Gewerbe kam auf; die Bergwerke des Harzes und die Lüneburgischen Salzquellen wurden entdeckt, ein bedeutender Waarenzug begann, wobei Bardowick und

Gandersheim vorzüglich gewannen; Heinrich der Löwe begünstigte diese Betriebsamkeit, so hart er auch widerspenstige Städte bestrafte (Zerstörung von Bardowick 1189), er rief niederländische Anbauer in das Land, die fruchtbaren Marschgegenden an der Weser einzudeichen. Die fast hundertjährigen Streitigkeiten, welche bald nach seinem Tode ausbrachen, ließen die Vortheile und den Schutz, welche das gemeinsame Leben in befestigten Orten gewährt, doppelt lebhaft empfinden, und schnell entstanden eine große Menge bürgerlicher Gemeinwesen und manche derselben blüheten zu angesehenen Städten empor. So fand die in der Nachbarschaft entstandene Hansa hier willkommne Aufnahme; von den 85 Städten, welche diese Verbindung bildeten, lagen 13 im jetzigen Königreich Hannover; 2 im jetzigen Herzogthum Braunschweig. Der Reichthum und die Macht, welche die Städte in diesen Zeiten gewannen, hatten auch auf die ständischen Verhältnisse den allergrößten Einfluß. Wenn die Fürsten sich bis dahin nur mit geistlichen und weltlichen Freiherren auf sogenannten Landtagen berathen hatten, so sahen sie sich jetzt genöthigt, städtische Deputirte gleichfalls zu denselben zu ziehen. So galten z. B. gegen Ende des 14ten Jahrhunderts auf den lüneburgischen Landtagen die Deputirten der drei großen Städte eben so viel wie die gesammten Freiherren. Aber die Hansa verfiel, durch die Entdeckung von Amerika und des Seeweges nach Ostindien bekam der Welthandel eine andre Gestalt, und die Fürsten suchten zum Nachtheil der mächtigen freien Städte den Verkehr und Betrieb der ihnen unterworfenen Landstädte empor zu bringen. Die Reformation fand bei dem Bürgerstande und dem Landvolke fast allgemeinen Beifall, aber unter den Magistraten der Städte, den adeligen Geschlechtern und den Fürsten waren viele, die sich ihr widersetzten, so daß lebhafte Bewegungen, zuletzt förmliche Kriege entstanden. Indessen wurde der Reformation durch die Bemühungen Erichs des Bekenners von Lüneburg und besonders Julius von Braunschweig-Calenberg (des Stifters der Universität Helmstädt) Festigkeit und Bestand gegeben. Die neuen Verhältnisse zwischen Fürsten, Ständen und Volk, welche nach und nach eingetreten waren, entwickelten sich vollkommen durch den dreißigjährigen Krieg, dessen Geißel diese Länder mehr als einmal in vollem Maaße fühlten. Als sich das Land von den Leiden dieses Krieges allmählig erholte, da waren viele freiherrliche Geschlechter ausgestorben, viele verarmt, ihre Burgen waren zerstört, die Aussicht, ihren Einfluß durch den Besitz reicher geistlicher Pfründen vermehrt zu sehen, war dahin durch Einziehung der geistlichen Güter, zu der die Reformation Veranlassung oder Vorwand gegeben hatte, die Städte waren heruntergekommen, ihre Mauern zerstört oder von fürstlichen Söldnern besetzt. Die Stände des Landes mußten sich zu großen Geldbewilligungen bequemen, welche die auf den fürstlichen Gütern ruhenden Schulden, die Unterhaltung zahlreicher Kriegesschaaren und kostbarer Hofhaltungen erfoderten. Der Adel, seiner vormaligen Freiheit uneingedenk, suchte, wie überall in Deutschland, so auch hier, Macht und Wohlseyn aus der Gnade des Fürsten, indem er sich der Hofstellen ausschließlich und der wichtigsten Aemter in allen Fächern überhaupt bemächtigte, und mit den Fürsten über die andern Stände zu herrschen, und zum Nachtheil derselben veraltete Bevorrechtigungen zu behaupten suchte. Indessen begann mit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts für den Braunschweig-Lüneburgischen (Hannöverischen) Staat eine Periode bis dahin noch nicht erlebter

Blüthe. Die Vereinigung mehrerer Fürstenthümer vereinfachte die Administration und machte mehrere Hofhaltungen überflüssig; die einzige, welche fortan zu Hannover unterhalten wurde, kostete, besonders seitdem die Fürsten den Großbritannischen Thron bestiegen, gegen das, was andere churfürstliche Höfe aufgehen ließen, wenig. Kammer- oder Privatschulden der Fürsten sind seit jener Zeit durchaus nicht gemacht und auf das Land gewälzt worden; vielmehr wurde der größere Theil dessen, was die von der Kammer verwalteten reichen Domainen aufbrachten, zur Unterhaltung der Kriegsmacht und anderer Landesanstalten verwendet. Steuern wurden nie anders als nach Berathung und mit Bewilligung der Stände ausgeschrieben; überhaupt berieth sich der Fürst über alle wichtige Gegenstände der innern Staatsverwaltung mit den Ständen. So wie man einen großen Theil der zur Reformationszeit eingezogenen geistlichen Güter zu Unterrichtsanstalten verwendet hatte, so wurde auf diese auch jetzt fortdauernd viel verwendet. Mehrere Schulanstalten wurden neu errichtet oder vervollkommnet, z. B. das Pädagogium zu Ilefeld und die Ritterakademie zu Lüneburg. Die im J. 1737 eröffnete Universität Göttingen fand bald nicht mehr ihres Gleichen unter allen übrigen Lehranstalten ähnlicher Art, und erwarb sich in den letztern Decennien des verflossenen Jahrhunderts das Verdienst, die Wissenschaften mit Besonnenheit und Vernunft zu pflegen, während man sich an so manchen andern Orten den Verwirrungen eines literärischen Revolutionirens hingab. Weniger Aufsehen erregend, aber vielleicht eben so wohlthätig in ihren Wirkungen, waren die Verbesserungen der niedern Schulen, zu denen das im J. 1750 zu Hannover anfangs von einem Privatmann gestiftete, dann aber von der Regierung zweckmäßig unterstützte Seminar für Lehrer niederer Schulen, und die zuerst in Deutschland von Sextro und Wagemann zu Göttingen errichteten Industrieschulen ein Großes beitrugen. Als der dritte und erbittertste Kampf um Schlesien Veranlassung ward, daß die Streitigkeiten zwischen England und Frankreich auch in Deutschland durchgefochten wurden, da ward auch Hannover in den siebenjährigen Krieg gezogen, und litt, besonders in seinen südlichen Provinzen, nicht wenig. Dadurch wurden über diese nicht unbeträchtliche Schulden gebracht, welche besonders im Göttingischen, Grubenhagenschen und Calenbergischen große Abgaben nothwendig machten. Dieses in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gemeinschaftliche Leiden aller deutschen Provinzen blieb indessen noch immer erträglich, weil die allgemeine Wohlhabenheit, besonders die der ackerbau- und gewerbtreibenden Klassen, zu gleicher Zeit auffallend zunahm. Die Ursachen dieser Erscheinung sind theils in der zu jener Zeit überall beobachteten schnellen Entwicklung einer größern Betriebsamkeit, theils in Localverhältnissen zu suchen. Die Ruhe, welche Norddeutschland 30 Jahre hindurch genoß, der, besonders durch die Zunahme des englischen und nordamerischen Handels, um mehr als das Doppelte vergrößerte Verkehr der Städte Hamburg, Bremen und Altona, welcher von diesen aus mit dem innern Deutschlande zum größten Theil durch das Hannöverische betrieben wurde, und welcher in den Jahren 1792 — 1803 durch die Zerstörung des Handels von Frankreich, Holland, den Rheingegenden u. s. w. zu einer unerhörten Höhe stieg — der Anbau wüster Stellen (im Bremischen wurde im J. 1760 die Cultur des Teufelsmoors begonnen, und auf demselben, wo sonst keine menschliche Woh-

nung war, leben jetzt 10 — 12,000 Menschen, — im Lüneburgischen wurde seit den letzten 25 bis 30 Jahren der cultivirte Boden fast um ein Drittheil vermehrt) von der Regierung theils durch unmittelbare Unterstützung der Anbauer, theils durch Begünstigung der Gemeinheitstheilungen befördert. Aber die Stürme der Revolutionszeit sollten auch dieses Landes Werth und Wohlseyn prüfen. Die Lehren, welche zu Anfang der Revolution in Frankreich aufgestellt wurden, mußten hier im allgemeinen eine sehr günstige Aufnahme finden. Auf der einen Seite hatte die Beibehaltung ständischer Repräsentation, die genaue Verbindung mit den nahe liegenden deutschen freien Handelsstädten und dem freien Großbritannien, und der mannichfaltige Verkehr mit Ausländern hier eine gewisse vielseitigere Ansicht der Dinge und eine Kenntniß und Liebe gesetzmäßiger Freiheit hervorgebracht, wie man sie nicht leicht in einer andern deutschen Provinz fand. Auf der andern dauerte so manches fort, was diesem widersprach, Prätensionen und Privilegien des Adels, drückende Verhältnisse des Lehnswesens u. s. w.; auch bewies die Regierung nicht immer die gehörige Achtung gegen anerkannte Rechte der Stände und Unterthanen, wie sich dies z. B. bei den Foderungen an das englische Kriegscommissariat nach dem siebenjährigen Kriege und in der Sache des Herrn von Berlepsch, am meisten aber damals zeigte, als die Landmiliz verfassungswidrig den stehenden Truppen einverleibt wurde, eine Handlung, welche der Sache nach sehr wohl zu rechtfertigen, der Form nach aber eben so sehr zu tadlen war (Frühjahr 1795). Seit dem Frühjahr 1793 hatte Hannover an dem Kriege gegen Frankreich thätigen Antheil genommen. Durch den Umstand, daß England die Truppen besoldete, wurde diese Anstrengung der Landeskräfte nicht wenig erleichtert. Erfreulich war es den Bewohnern, als die Regierung sich in die Maaßregeln des preußischen Hofes fügte, welcher mit den Franzosen Frieden geschlossen und versprochen hatte, die Neutralität des nördlichen Deutschlands mit gewaffneter Hand zu schützen (17. Mai 1795). Ganz Norddeutschland, und also auch Hannover, hat durch den verstärkten Zug des Welthandels, welcher hinter der Schutzwehr jener Neutralitätslinie getrieben wurde, bedeutend gewonnen. Dem hannöverischen Lande aber hat der Cordon vom Sommer 1796 — 30 April 1801 eine Schuldenlast von 3,263,198 Thaler zugewälzt, und als im Frühjahr 1801 zwischen England und den nordischen Mächten Streitigkeiten entstanden waren, da wollte Preußen den hannöverischen Landen nicht einmal Neutralität zugestehen, sondern besetzte dieselben als feindliches Gebiet. Der Tod Pauls von Rußland und die Friedenspräliminarien zwischen England und Frankreich (23. März und 1. Oct. 1801) veränderten die Lage der Dinge; die preußischen Truppen mußten das Hannöverische verlassen. Unter der Hand aber wurde diese Macht von Frankreich begünstigt; so wurde ihr der Besitz von Hildesheim, Corvey und Höxter zur Benachtheiligung Hannovers zugesichert, dieses mußte sich mit Osnabrück begnügen. (Besitznahme den 4ten November 1802.) Indessen hatte Bonaparte's Umsichgreifen einen neuen Bruch zwischen England und Frankreich herbeigeführt. Er gab ihm eine bequeme Gelegenheit, seine Plane zunächst über Hannover, dann über ganz Norddeutschland auszudehnen. Unter Mortier näherte sich eine französische Armee. Zum Widerstande zu schwach, schickte man dem feindlichen General eine Deputation entgegen, welche die berüchtigte Convention zu Suhlingen (3. Jun. 1803) schloß, von

welcher die Convention auf der Elbe bei Artlenburg (5ten Juli 1803) eine fast unausbleibliche Folge war. Vermöge derselben mußte die hannöverische Armee gänzlich auseinandergehen, nach dem sie Festungen, Waffen, Kriegsgeräth und Pferde dem Feinde überliefert hatte; das Land mußte die französische Armee besolden, unterhalten und beritten machen, mußte sich zu unbestimmten Contributionen verpflichten u. s. w., kurz es war ganz der feindlichen Willkür überlassen. Die Regierung und ein Theil des Hofes mit den meisten Kassen und manchen Kostbarkeiten hatte sich gerettet; statt ihrer trat eine Deputation aller Landstände zusammen, um das Land gegen den feindlichen Befehlshaber zu vertreten, und eine executive Commission wurde von ihm ernannt, um seine Befehle im Lande zu vollziehen. Das Land litt gewaltig, nach einem halben Jahre rechnete man die Kosten der Invasion, welche aus öffentlichen Kassen bestritten waren, auf mehr als 4 1/2 Millionen Thaler. Im Jahre 1805 zeigte sich einige Hoffnung der Erlösung. Zwischen Oesterreich, Rußland, Schweden und England wurde ein mächtiges Bündniß verabredet, und man hoffte auch Preußen zum Beitritt zu bewegen. Statt dessen aber schloß Preußen einen Vertrag mit Frankreich, nahm zuvörderst das Churfürstenthum in Verwahrung und Administration, und erklärte endlich (am 1. April 1806): Hannover sey von Frankreich gegen Anspach, Cleve und Neufchatel an Preußen abgetreten und auf immer und ewig mit diesem vereinigt, damit es in dieser Verbindung die Sicherheit fände, welche seine bisherigen Fürsten ihm nicht gewähren könnten. Aber schon im nächsten Jahre fiel auch Hannover wiederum in Napoleons Hände. Dieser lösete jetzt seine bis dahin noch bestandene innere Verfassung auf, und ließ es von dieser Zeit an zum Theil durch einen Generalgouverneur, zum Theil durch seinen Bruder, der unter dem Titel eines Königs von Westphalen zu Cassel residirte, verwalten. Die feindliche Invasion hatte von 1803 an bis zu diesem Zeitpunkte (1808) die Schulden des Landes um 5 Millionen Thaler vergrößert. Nun wurden freilich von diesem Zeitpunkte an keine neuen Landesschulden gemacht, das Land aber auf andere Weise mehr noch wie bisher gedrückt und ausgesogen. Nachdem zuerst nur das Göttingische, Grubenhagensche und Osnabrücksche zum Königreich Westphalen geschlagen war, wurde plötzlich (Anfang 1810) das ganze Churfürstenthum, mit Vorbehalt des Lauenburgischen, diesem zugeschrieben, und kaum hatte man angefangen es zu diesem Zwecke einzurichten, da zog Napoleon eben so unerwartet Lauenburg gegenüber von der Elbe ab einen Strich in südwestlicher Richtung quer durch das Königreich Westphalen, und der Souverain desselben erfuhr durch die Zeitungen, daß, was nördlich desselben liege, ihm nicht mehr zugehören solle (Ende 1810). So behielt er vom Hannöverschen nur das Göttingische, Grubenhagensche, Calenbergische und 2/3 des Lüneburgischen; der Rest desselben, so wie das Lauenburgische, Bremische, Verdensche, Hoyaische, Diepholzische und Osnabrückische wurde mit den Hansestädten, dem Oldenburgischen u. s. w. unter dem Titel der hanseatischen Departements dem großen Kaiserreiche einverleibt. In beiden stieg das Elend, dessen Schilderung wir hier übergehen, und mit ihm die Unzufriedenheit von Tage zu Tage höher und als im Frühjahr 1813 die Russen in Norddeutschland erschienen, war alles zum Aufstande reif. In den nördliche Theilen brach dieser sogleich aus und half die Franzosen verscheuchen, aber als sie verstärkt wiederkehrten und ohngeachtet der

Niederlage bei Lüneburg (2ten April 1813) sich wieder festgesetzt hatten, da mußte das Land ihre schwere Hand doppelt fühlen. Die Schlacht an der Görde (16ten September) befreite den nördlichen, Czernischeffs Zug nach Kassel und die Folgen der Schlacht bei Leipzig auch den südlichen Theil. Gleich anfangs im Frühjahr 1813 hatten sich freiwillige Schaaren zum hannöverischen Kriegsdienst gebildet; nach und nach wurde ein kleines Corps gesammelt, welches in dem Kriege an der Unterelbe 1813 und 1814 wesentliche Dienste leistete; dann wurden (Frühjahr 1814) 30 Bataillons Landwehr je zu 800 Mann diesen Feldtruppen hinzugefügt. Ein großer Theil von beiden hat bei Waterloo gefochten. — Am 4ten Nov. 1813 übernahm das Staats- und Cabinetsministerium zu Hannover wieder die Regierung des Landes; späterhin hat der königl. Prinz, Adolph, Herzog von Cambridge, unter dem Titel eines Generalgouverneurs des Königreichs Hannover, das Präsidium dieses Collegii erhalten. Es steht dasselbe unmittelbar unter dem Landesherrn (jetzt dem Prinzen Regenten), berichtet an denselben, und empfängt von demselben veranlaßte oder unveranlaßte Befehle zur weitern Ausführung, in geringeren Dingen verfährt es nach eignem Ermessen. Indessen ist es jedermann erlaubt sich in andern, als in Justizsachen, unmittelbar an den König zu wenden. Unter dieser Oberregierung stehen verschiedene Provinzialregierungen. — Die Justiz wird in erster Instanz theils von königl. Aemtern, Gerichtsschulzen, Gogräfen, Garnisonsgerichten u. s. w., theils von Patronatgerichten administrirt, welche letztere theils von geistlichen und weltlichen Gutsbesitzern, theils von den Städten ernannt werden. In den größern Städten hat man noch besondre Ober- und Untergerichte. Ein Theil der Patronatgerichte ist 1813 nicht wiederhergestellt worden. In zweiter Instanz sprechen das Generalkriegsgericht in Militairsachen, und in den übrigen verschiedene Justizkanzleyen, welchen letztern auch die eines privilegirten Gerichtsstandes Genießenden unmittelbar unterworfen sind. Die ehemaligen Hofgerichte sind nicht wieder hergestellt. Endlich ist ein Oberappellationsgericht zu Celle, welches im Namen des Landesherrn in letzter Instanz spricht. — Die drückendsten der von den feindlichen Behörden angeordneten Steuern wurden sogleich nach der Befreiung des Landes aufgehoben; in einiger Hinsicht behielt man aber diese Steuerordnung bei, in anderer kehrte man zu der vor 1803 zurück, alle Steuerexemtionen blieben aufgehoben. Doch sollte alles dieses nur provisorisch seyn und die neue Steuerordnung den Landständen überlassen werden. Vormals hatte Hannover so viele besondere Steuersysteme und ständische Collegia als besondere Provinzen. Zufolge der Verordnung vom 12ten August 1814 sollten sich aber die Deputirten aller Provinzen fortan als Deputirte des ganzen Landes betrachten und zu einer Körperschaft vereinigen. Bei der Eröffnung des ersten allgemeinen Landtages (15. Decbr. 1813) erklärte der Prinz Adolph, „diese Versammlung solle seinem Bruder für Hannover dasselbe seyn, was für Großbritannien das Parlament ist.“ Die Gegenstände, welche dem allgemeinen Landtage zur Berathung vorgelegt wurden, waren groß und mannichfaltig. Er sollte urtheilen über den Umfang und die Anerkennung der während der feindlichen Occupation gemachten Landesschulden, über die Vereinigung des bisher abgesonderten Schulden- und Steuer-Wesens der einzelnen Provinzen zu einer Schuldenmasse und einem Steuersysteme des ganzen Landes, über die Einrichtung eines

ganz neuen Steuersystems, über die Mängel des Justizwesens und die Mittel diese abzustellen, späterhin wurde über die Einrichtung der Landwehr mit ihm unterhandelt u. s. w. Die Schulden aller Provinzen wurden aus den ältern Zeiten auf 2,604,498 Thaler, für den preußischen Cordon auf 3,263,198 Thaler, aus der französischen Invasion auf 4,809,765, also im Ganzen auf 10,677,461 Thaler angeschlagen. Die Schulden, welche auf Hildesheim, Nieder-Lingen und Ostfriesland liegen mögen, sind nicht in dieser Rechnung begriffen, wohl aber die des größtentheils an Dänemark abgetretenen Herzogthums Lauenburg. Hierzu waren noch aus den Jahren 1813 — 1815 neue 1,100,000 Thaler Schulden gekommen, doch hatte man über 3,700,000 Thaler von fremden Mächten zu fodern. Zur Deckung der Landesbedürfnisse, mit Einschluß der Zinsen für diese Schulden, wurden von den alten Provinzen, mit Ausschluß der an der Ems, gegen 2,400,000 Thaler gefodert; das übrige geben die Einkünfte der Domainen her. Für ein Land von 1,150,000 Einwohnern konnte man jene Steuerfoderung nicht besonders drückend finden, wenn man sie mit dem, was andere deutsche Staaten aufbringen müssen, vergleicht. Mit Mühe scheint es dahin gebracht zu seyn, daß die Stände die von der Regierung gewünschte, wohl schwierige, aber auch sehr wohlthätige Vereinigung aller Provinzen aussprachen; gleiche Schwierigkeiten fand man bei der Ausführung manches andern von der Regierung Gewünschten. Vielleicht wirft folgendes einiges Licht auf diese Erscheinung. Zu der allgemeinen Ständeversammlung waren berufen 10 Deputirte ehemaliger geistlichen Stiftungen, 43 Deputirte des Adels, 29 Deputirte der städtischen Magistrate, 3 Deputirte der unadeligen freien Landbesitzer. Wenn in der Zusammensetzung der Landesstände der Adel sehr begünstiget ward, so folgte die Regierung darin einem alten Herkommen, in andern Dingen fand sich diese Begünstigung nicht mehr so sehr wie ehemals. Adlige Güter bleiben gleichen Steuern wie alle übrige unterworfen, der Adel ist zur Landwehr und zum Landsturm wie alle übrige verpflichtet. Mehrere Männer unadlicher Geburt haben sehr bedeutende Staatsämter erhalten, einige solche, mit denen das Prädicat Excellenz verbunden ist; einer ist Chef des Justizdepartements in der obersten Landesregierung geworden; mehrere sind zu Commandeurs des neuerrichteten Guelfenordens ernannt, viele zu Rittern desselben, welches alles vormals unerhört gewesen wäre. — Den Flächeninhalt des Königreichs kann man auf 800 — 850 Q. Meilen, und seine Bevölkerung auf 1,200,000 bis 1,300,000 Einwohner rechnen. Die letztere ist sehr im Zunehmen; nach detaillirten officiellen Nachrichten wurden im Jahre 1816 im ganzen Königreiche über 30,000 mehr geboren als starben. Von Auswanderungen weiß man nichts, vielmehr kann man rechnen, daß durch die englisch-deutsche Legion 5 — 6000 Männer ins Land zurückgekehrt sind. In den alten Provinzen und in Ostfriesland sind die protestantischen Confessionen herrschend; in Hildesheim und Osnabrück findet man Catholiken und Protestanten etwa in gleicher Anzahl. — Ackerbau ist die Hauptnahrungsquelle der Einwohner, durch die Leichtigkeit der Ausfuhr bei guten Aernten, so wie durch den durchgehenden Handel und die Consumtion der naheliegenden Seestädte wird derselbe sehr belebt. Die kornreichsten Provinzen sind Hildesheim, Göttingen, das südliche Calenberg, die niedrig gelegenen Theile von Grubenhagen, die Marschgegenden an der Elbe, Jeetze, Oste, Weser, Aller und Leine,

ein Theil von Osnabrück und Ostfriesland; in den Marschgegenden überhaupt ist die Viehzucht vielleicht noch bedeutender als der Ackerbau. Hin und wieder giebt es sehr gute Pferde, und nirgends wird mehr Bienenzucht getrieben als in den Haydegegenden von Lüneburg, Bremen und Verden. An Bau- und Brennholz mangelt es auch nicht, da der Harz, Solling, Deister u. s. w. und selbst einige Gegenden des ebenen Landes mit herrlichen Wäldern bedeckt sind, und sich hin und wieder Steinkohlen, sehr reichlich aber Torf findet, mit welchem (vorzüglich aus dem Bremischen) Hamburg, Altona und Bremen zum Theil versorgt werden. Salz ist reichlich vorhanden. Auf dem Harze und in den Gebürgen um ihn her finden sich alle Arten von Metallen, und obgleich der Gewinn der edlen Metalle wenig oder gar keine Ausbeute mehr gewährt, so ernähren sich doch damit 15,000 bis 20,000 Menschen. Die natürlichen Producte des Landes werden freilich überall verarbeitet, auch manche derselben verarbeitet ausgeführt (besonders Garn und Leinewand), ja hin und wieder findet man auch eigentliche Fabriken, allein glücklicher Weise nirgends Gegenden, die hauptsächlich von Fabriken und Manufakturen leben; also auch nirgends das Elend, welches, bei der geringsten Veränderung in den Preisen, diese Erwerbsarten so unglückbringend macht. — Eine eigentliche Handelsstadt besitzt Hannover seit kurzem in Emden. Ueberdem findet sich größtentheils nur durchgehender und Zwischenhandel, der aber großen und mannichfaltigen Gewinn abwirft. Die Hauptstraßen desselben gehen von Hamburg über Lüneburg nach Braunschweig, Magdeburg, Leipzig und Celle u. s. w.; von Lübeck über Lüneburg nach denselben Orten; von Hamburg über Harburg nach Celle und nach Bremen; von Bremen auf Celle und Braunschweig oder auf Hannover, Hildesheim und den Harz, Münden und Cassel; von Bremen auf Osnabrück; von Emden auf Münster und Osnabrück. Es fehlt in den nördlichen Provinzen an guten Landstraßen. — Die Charte der Länder zwischen der Elbe und Weser, Trave und Hunte von Hogrewe und Heiliger, 6 große Blätter 1812, ist das Beste, was man bis jetzt über das Königreich hat. Die Ankündigung einer neuen Charte von W. Müller, General-Quartiermeister-Lieutenant, welche einen Maaßstab von 1 1/10 Zoll auf die Meile erhalten wird, verspricht sehr viel. — Bis jetzt war Scharf's politischer Staat des Churfürstenthums Braunschweig-Lüneburg das beste statistische Werk, jetzt ist eine neue vollständige Statistik aus officiellen Quellen von den Geb. Hahn zu Hannover angekündigt. — Für die hannöverische Geschichte giebt es eine große Menge von Sammlungen und Vorarbeiten, auch vortreffliche Bearbeitungen einzelner Theile. Das Ganze ist noch am besten in Steffens Geschichte des Gesammthauses Braunschweig-Lüneburg vorgetragen, doch zu sehr nur Geschichte der Fürsten. K. Venturini's vaterländische Geschichte, 4 Th. Braunschweig 1805 bis 1809, ist ohne historische Würde und größtentheils ohne Benutzung der Quellen; die neusten Zeiten der hannöverischen Geschichte sind ohne Kenntniß der innern Verfassung und einzig nach den zwischen 1803 — 1806 erschienenen Flug- und Streitschriften bearbeitet. C — e.

Hannover, Hauptstadt des im vorigen Art. beschriebenen Landes, an der Leine, die von hieraus schiffbar wird, in einer ebenen, wohlangebauten Gegend. Sie gehört zu den ältesten Städten des Landes, und war im Mittelalter Mitglied der Hansa. Die Altstadt, der ein besonderer Magistrat vorsteht, hat größtentheils krumme und

enge Straßen, ohne schöne öffentliche Plätze. Nach und nach sind die Neustadt und die Aegidienneustadt angebaut, von denen die erstere einen besonderen Magistrat hat, beide sind viel schöner und regelmäßiger gebaut. Ihren jetzigen Flor hat die Stadt ihrem Verhältnisse zu dem Lande zu danken, als Sitz der höchsten Behörden. Sie sank auch deshalb seit 1803, besonders seit 1808, und fing an zu verfallen, bis ihr im Jahr 1813 die Quellen des vormaligen Wohlstandes wieder eröffnet wurden. Das Schloß hat während der Invasion sehr gelitten, es war in eine Caserne verwandelt worden. Merkwürdig sind die Münze, das Zeughaus, die Marställe, das Rathhaus mit einer guten Bibliothek, die große königliche Bibliothek mit dem Archive, beydes an der Esplanade, auf welcher Leibnitzens Büste von Marmor unter einer Kuppel von antiker Form aufgestellt ist, die kleine aber geschmackvolle katholische Kirche u. s. w. Einige Fabriken und Manufakturen sind hier vorhanden; bedeutender aber ist der Handel, theils eigner, vorzüglich mit Landesproducten, theils durchgehender, besonders von und nach Bremen. Unweit der Stadt liegen die königlichen Lustschlösser Montbrilland und Herrenhausen, das letztere mit einem steifen Lustgarten, aber sehenswürdigen Wasserkünsten und einem merkwürdigen botanischen Garten. Ferner der gräflich Walmodensche Garten mit schönen Kunstsammlungen. Hannover mag 1500 Häuser und 20,000 Einwohner haben. C-o.

Hans Folz, s. Folz.

Hans Rosenblüt, s. Rosenblüt.

Hans Sachs, s. Sachs.

Hansa oder Hanseatischer Bund. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts war die See und das feste Land mit Räubern bedeckt. Der deutsche Handel, ungeachtet der allenthalben verbreiteten Factoreien Italiens, blühte zwar selbst während des Faustrechts; allein er ward allen äußern Anfällen Preis gegeben, als die Kaufleute das Recht verloren, mit bewaffnetem Gefolge reisen zu dürfen, und das königliche Geleite sich bloß in eine Geldabgabe verwandelte, ohne daß die Reisenden ein bewaffnetes Gefolg mehr empfingen. Hamburg und Lübeck, die, nebst Bremen, schon seit den Ottonen und Kaiser Konrad III. in großem Ansehen standen, hatten damals zugleich einen großen Feind in Woldemar, dem Könige der Dänen, dem sie sich aber kräftig entgegensetzten. Dieser Umstand und die Sicherstellung der den Seeräubern stets mehr ausgesetzten Elbfahrt, so wie die zunehmende Unsicherheit der Landstraßen, veranlaßten zuerst 1239 zwischen Hamburg, den damaligen freien Ditmarsen und den Hadlern einen Vertrag, und 1241 zwischen Hamburg und Lübeck die Errichtung eines Bündnisses, wodurch sie sich gegenseitig zum Beistande gegen alle Angriffe, besonders auch gegen die der Adeligen, verpflichteten. Diesem Vereine trat 1247 Braunschweig bei, welches im dortigen Gange des Land- und Flußhandels von jenen beiden Städten als Niederlage benutzt wurde; denn während Italien im Besitze des levantischen und indischen Handels war, hatte sich von da eine Handelsstraße über Deutschland, durch die Oberpfalz, Franken, ostwärts am Harz weg über Braunschweig nach Hamburg gebildet, indem zugleich für einen Theil jener Waaren der Rhein benutzt wurde. So gehörte denn Braunschweig vorzugsweise in das Interesse der verbündeten Handelsstädte, denen sich bald eine große Anzahl bei-

gesellte. Dieser Verein erhielt vorzugsweise den Namen „Hansa;“ denn dieses Wort bedeutete in der damaligen altdeutschen Sprache an und für sich: einen zur wechselseitigen Beihülfe geschlossenen Bund. Diese Hansa zählte in kurzer Zeit so viele Mitglieder, daß schon 1260 der erste Bundesconvent zu Lübeck gehalten wurde, welche Stadt das Haupt des ganzen Bundes war; denn in ihr wurden die regelmäßigen Versammlungen aller vereinten Städte von drei zu drei Jahren, jedesmal um Pfingsten, wie auch die außerordentlichen Convente gehalten; dort war das allgemeine Archiv des Bundes. Die Zahl der Hansestädte war nicht immer dieselbe; ihre höchste belief sich auf 85, deren Namen wir hier in alphabetischer Ordnung anführen, ohne uns auf eine kritische Untersuchung der Zeiten, in welchen sie zum Bunde traten oder wieder davon abgingen, einzulassen. Sie hießen 1. Anklam in Pommern; 2. Andernach im Erzstifte Cöln; 2. Aschersleben im Stifte Halberstadt; 4. Berlin; 5. Bergen in Norwegen; 6. Bielefeld in Westphalen; 7. Bolsward in Friesland; 8. Brandenburg; 9. Braunsberg in Preußen; 10. Braunschweig; 11. Bremen; 12. Burtehude im Stifte Bremen; 13. Campen in Oberyssel; 14. Colberg; 15. Cöln am Rhein; 16. Coesfeld in Münster; 17. Cracau in Polen; 18. Culm in Preußen; 19. Danzig; 20. Demmin in Pommern; 21. Deventer in Oberyssel; 22. Derpt in Liefland; 23. Dortmund in Westphalen; 24 Duisburg in Cleve; 25. Einbeck am Harz; 26. Elbing in Preußen; 27. Elburg in Geldern; 28. Emmerich in Cleve; 29. Frankfurt an der Oder; 30. Golnow in Pommern; 31. Goslar am Harz; 32. Göttingen; 33. Gröningen; 34. Greifswalde in Pommern; 35. Halle in Sachsen; 36. Halberstadt; 37. Hamburg; 38. Hameln im Hannöverischen; 39. Ham in Westphalen; 40. Hannover; 41. Harderwyk in Geldern; 42. Helmstädt in Braunschweig; 43. Hervorden in Westphalen; 44. Hildesheim; 45. Kiel in Holstein; 46. Königsberg in Preußen; 47. Lemgow in Westphalen; 48. Lix; 49 Lübeck; 50 Lüneburg; 51. Magdeburg; 52. Münden im Hannöverischen; 53. Münster; 54. Nimwegen in Geldern; 55. Nordheim in Niedersachsen; 56. Osnabrück; 57. Osterburg in der Altmark; 58. Paderborn; 59 Quedlinburg am Harz; 60. Reval; 61. Riga; 62. Rostock; 63. Rügenwalde in Pommern; 64. Ruremonde in Geldern; 65 Salzwedel; 66. Seehausen in der Mark Brandenburg; 67. Stendal ebendaselbst; 68. Stade; 69 Stargard in Hinterpommern; 70. Stavern in Friesland; 71. Stettin; 72. Stolpe; 73. Stralsund; 74. Soest in Westphalen; 75. Thorn in Preußen (jetzt in Polen); 76. Venlo in Geldern; 77. Uelzen im Lüneburgischen; 79. Unna in Westphalen; 79. Warberg in Schweden; 80. Werben in der Altmark; 81. Wesel in Cleve; 82. Wisby auf Gothland; 83. Wismar in Mecklenburg; 84. Zütphen; 85. Zwoll in Geldern. Diese Städte wurden in vier Classen eingetheilt, von denen jede eine Haupt- oder Quartierstadt hatte. Zu der ersten Classe gehörten die wendischen und überwendischen Städte, deren Quartierstadt Lübeck war; zu der zweiten die clevischen, märkischen, westphälischen und die vier in den östlichen Provinzen der nachmals vereinigten Niederlande gelegenen Städte, mit der Quartierstadt Cöln; zu der dritten Classe die sächsischen und mark-brandenburgischen Städte, deren Quartierstadt Braunschweig war; zu der vierten Classe

endlich gehörten die preußischen und liefländischen Städte, die Danzig zur Quartierstadt hatten. (Zu andern Zeiten theilten sie sich auch in drei Drittel). Zugleich wurde die Errichtung vier großer Comtoire oder Niederlagen im Auslande beschlossen, und sie kamen auch zu London 1250, zu Brügge 1252, zu Nowogorod 1272 und zu Bergen 1278 zu Stande. Königliche und fürstliche Privilegia gaben dem Ganzen seine eigentliche Consistenz, und im J. 1364 wurde eine förmliche schriftliche Bundesacte zu Cöln abgefaßt. Ueberhaupt erlangte der Bund im 14ten Jahrhundert eine hohe politische Wichtigkeit, denn aus und in ihm entwickelte sich zuerst die, in alle Verhältnisse eingreifende, Handelspolitik, von der kein Fürst damals eine Ahnung hatte. In seiner Organisation sprach die wahre Tendenz des Vereins sich nun reiner und bestimmter aus: sich selbst, Gewerb und Handel gegen Räubereien zu schützen, den Handel der Verbündeten im Ausland zu schirmen, auszudehnen, wo möglich allen auswärtigen Handel ausschließlich an sich zu bringen, die Rechtsordnung in den einzelnen Bundesstädten zu handhaben, dem Unrecht durch Tagsatzungen, Bundestage und Schiedsrichteramt zu steuern, und endlich die von den Fürsten erhaltenen Rechte, Freiheiten und Privilegien zu behaupten, und wo möglich zu vermehren und zu erweitern. Zu der innern Organisation des Bundes gehörte auch, daß nach einem Matricularanschlag gewaffnete Mannschaft und Schiffe, oder statt dessen in gewissen Fällen baares Geld, sodann der Pfundzoll und Geldbußen entrichtet werden mußten; der Bund übte besondere Jüstizgewalt, er belegte mit dem größern und kleinern Bann; verfiel ein Ort in denselben, so nannte man das verhanset; auf den Comtoiren herrschte eine fast klösterliche Disciplin, die selbst bis zur Ehelosigkeit der Factore, Kaufgilden-Meister und Gesellen stieg. Durch ein consequentes Festhalten dieser in jene vier Hauptzwecke sich spaltenden Tendenz und ihrer innern Organisation erlangte die Hansa, ungeachtet sie weder vom Kaiser noch Reich je förmlich anerkannt worden, ein großes Ansehen, und man kann wohl sagen, daß Könige und Fürsten mehr von dem Bunde abhängig waren, als er von ihnen, wofür in der Geschichte desselben gar viele Belege sich finden. So genossen die Städte der Hansa in England freie Ausfuhr, und in Dänemark, Schweden und Rußland freie Einfuhr; kein Bürger dieser Staaten erlangte je ein solches Vorrecht. Der große Zwischenhandel der Hansa war eine Hauptquelle ihres immer wachsenden Reichthums; es gab endlich keinen Handelspunkt in Europa mehr, der nicht in ihren Wirkungskreis nach und nach gezogen worden wäre, und so ward sie bald Herrscherin durch die Gewalt ihrer Schätze und ihrer Waffen über Kronen, Länder und Meere. Gegen die Könige Erich und Hakon in Norwegen, Waldemar den Dritten, war die Hansa siegreich, sie setzte den König Magnus von Schweden ab, und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg; sie rüstete im Jahre 1428 eine Flotte von 248 Schiffen, mit 12,000 Streitern gegen Copenhagen aus; ein Bürgermeister in Danzig, Namens Niderhoff, durfte dem König Christian von Dänemark den Krieg erklären; mit dieser Hansa schlossen England, Dänemark und Flandern Verträge zum bessern Gedeihen ihres Seehandels; sie übernahm die Handhabung der Polizei auf der Ost- und Nordsee, wobei sie vorzüglich die Ausrottung der berüchtigten Victualienbrü-

der oder Vitalianer auf jenen Meeren bezweckte, wie auch dem Strand- und Grundruhrecht vorbaute; ihr verdankte man die Anlegung schöner Wasserstraßen und Canäle, und die Einführung gleichen Maßes und Gewichts im Gebiet ihrer unmittelbaren Wirksamkeit. Der blühende Zustand der Hansa war aber natürlich von der Fortdauer der Umstände abhängig, welche ihre Errichtung veranlaßt hatten; er mußte verfallen, als nach und nach jene Umstände verschwanden. Als daher die Land- und Seestraßen nicht mehr unsicher waren, die Errichtung des Landfriedens hinlängliche Garantie für die öffentliche Sicherheit gewährte, als die Fürsten die Wichtigkeit der Handelsvortheile ihrer eigenen Staaten begreifen lernten, und auf die Herstellung einer auf eigne Schifffahrt gegründeten Seemacht ihre Sorgfalt zu verwenden anfingen, als die zum Bunde gehörigen Landstädte einsahen, daß die dominirenden Seestädte eigentlich ein von ihnen ganz abgesondertes Interesse erhalten hatten, und sie von diesen endlich mehr als Mittel benutzt wurden; als die Seestädte anfhörten, die alleinigen Meister der Ostsee zu seyn, und die deutschen Fürsten auf den Gedanken kamen, die einzelnen Landstädte sich gänzlich zu unterwerfen, um von ihrem Handel den möglichsten Vortheil für sich selbst zu ziehen, wozu sie vorzüglich von Kaiser Carl V., der die Handlung seiner Niederlande zu heben trachtete, und daher dem Bunde nicht wohlwollte, immer mehr gereizt wurden; als die Entdeckung von Amerika eine totale Revolution im Handel verursachte; da nahte sich stufenweise der Moment des Verfalls und der gänzlichen Auflösung des Bundes. Im Jahr 1630 wurde der letzte Hansetag zu Lübeck ausgeschrieben, an welchem die feierliche Lossagung der einzelnen Städte vom Bund erfolgte. Nur Hamburg, Lübeck und Bremen verbanden sich aufs neue, und in einzelnen Fällen trat auch Danzig ihnen bei, ohne jedoch unter dem Namen der Hansestädte ferner mit begriffen zu werden, welchen jene drey fortführten, bis am 13ten December 1810 sie dem französischen Reiche einverleibt wurden, wodurch ihre bisherige Existenz vernichtet ward. Der letzte Befreiungskrieg hat auch diese Städte wieder in ihren vorigen Stand gesetzt. Vergl. Bremen, Hamburg, Lübeck und Freie Städte.

Hänseln bezeichnet die bisher vornehmlich unter den Gesellen mehrerer Handwerke üblich gewesenen Neckereien und Scherze, welchen derjenige unterworfen war, der einen Ort, wo dieser Hänselgebrauch herrschte, zum erstenmale besuchte. Sie bestanden in manchen unsaubern und unfeinen Possen, welche, so wie der Name, sich von der Hansa herschreiben, in deren Comtoire man in alten Zeiten unter ähnlichen Kasteiungen aufgenommen wurde. Die bei dem Lossprechen der Lehrbursche üblichen Gebräuche rühren ebenfalls daher.

Hanswurst ist die Benennung eines ehemals stehenden grotesk-komischen Characters der deutschen Bühne. Woher er seinen Namen habe, ist ungewiß, wahrscheinlich aber eine Bemerkung Addisons auf denselben anwendbar. „Es giebt," sagt er, „eine Art von Lustigmachern, die der Pöbel in allen Ländern bewundert, und so sehr zu lieben scheint, daß er sie, nach der gemeinen Art zu reden, aufessen möchte. Ich meine jene herumziehenden Possenreißer, welche jedes Volk nach demjenigen Gericht benennt, das ihm am liebsten ist. In Holland nennt man sie Pickelheringe, in Frankreich

Jean Potage, in Italien Maccaroni, von einer Art sehr beliebter Nudeln, in England Jack Pudding.“ Man sieht leicht, wie sich Hanswurst in Deutschland an jene Sippschaft anreiht, und kann ihn deßhalb für ein vaterländisches Original halten, ohne ihn mit Carpzov von den possenreißenden, nach Würsten riechenden Köchen der alten Komödie, oder mit Napoli Signorelli für eine Nachahmung der Italiener zu halten. Die älteste Erwähnung desselben ist in einem Werke Luthers von 1541 gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, welches den Titel führt: Wider Hannswurst. Er sagt darin: „dies Wort ist nicht mein, noch von mir erfunden, sondern von andern Leuten gebraucht wider die groben Tölpel, so klug seyn wollen, doch ungereimt und ungeschickt zur Sache reden und thun. Also hab ichs auch oft gebraucht, sonderlich und allermeist in der Predigt.“ Hieraus erhellt, daß der Name über Luthers Zeit hinausreicht, und daß auch sein Charakter schon damals bestimmt gewesen. Aus folgender Stelle: „wohl meinen etliche, ihr haltet meinen gnädigen Herrn darum für Hanswurst, daß er von Gottes Gaben stark, fett und völliges Leibes ist,“ kann man schließen, daß man ihn gern mit einem wohlgemästeten Körper gewählt habe. Bei seiner Tölpelei also auch ein Fresser, dem es bekommt. Harlekin ist auch ein Fresser, aber dem es nicht so ansetzt, damit er schlank, leicht und geschmeidig bleibt (Lessings theatr. Nachlaß, Th. I. S. 47). Aus diesem Umstande dürfte man vielleicht einen Schluß auch auf die Verschiedenheit des Witzes und ganzen Benehmens beider grotesker Charaktere ziehen. Indeß auch so wie er war, blieb Hanswurst Jahrhunderte lang ein Liebling des schaulustigen deutschen Volkes. Anfangs extemporirte er wohl bloß, wie in der Commedia dell' arte der Italiener, und kam erst späterhin in geschriebene Stücke. Die älteste Komödie, worin er vorkommt, ist ein Fastnachtspiel vom kranken Bauer und einem Doctor, vom Jahr 1553, dessen Verfasser Peter Probst ein Zeitgenosse und Nacheiferer Hans Sachsens war. In Georg Rolls Komödie vom Fall Adams (1573) paradirt er und Hans Han neben Gott dem Vater und dem Sohne; in einem Stück, der verlorne Sohn, von 1692, prügelt er sich mit einem Heiligen und zwei Teufeln wacker herum. Erst aber von dem Anfang des vorigen Jahrhunderts an finden wir Spuren von Schauspielern, welche diesen Charakter auch mimisch auszubilden beflissen waren. Joseph Anton Stranitzki, ein Schlesier von Geburt, trat 1708 zu Wien als Nebenbuhler der italienischen Komiker auf, nationalisirte ihre Buffonerien, und stellte den Hanswurst als die Caricatur Harlekins in eigner Person mit großem Beifall dar. Er wählte sich den Charakter und die Tracht eines salzburgischen Bauern, und verwandelte damit den dicken, plumpen, gefräßigen Tölpel in einen zwar einfältigen, aber dabei possirlichen Bauer. Um sich von der Art seiner Darstellungen selbst zu überzeugen, sehe man nur seine Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi (Wien 1722) nach. (Vergl. Nicolai's Beschreibung einer Reise durch Deutschland. Bd. 4. S. 566 fgg.) Nächst ihm war Gottfried Prehauser berühmt, welcher 1720 zuerst die Pritsche nahm, die er, ein Mann von nicht gemeinen komischen Talenten, nachher mit vielem Ruhm führte, bis 1759 mit ihm der Hanswurst in Wien ausstarb. Un-

ter den übrigen berühmteren Schauspielern Deutschlands, die noch in dieser Rolle auftraten, verdienen ausgezeichnet zu werden: Schönemann und Franz Schuch. Durch den letztern reicht Hanswurst in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts herein, wo ihm von mehreren Seiten her der Krieg angekündigt wurde. In Wien verdrängte ihn der neue Theaterunternehmer, Freiherr von Pendel, in Berlin Schönemann selbst, in Leipzig die Neuberin, vornehmlich durch Gottscheds Bemühungen, und nun verschwand er gänzlich von der Bühne. Viele priesen darum die deutsche Bühne glücklich, manche nahmen sich des Vertriebenen an. Unter die letztern gehört Lessing, welcher die Geschmacksreinigung des Hanswursts vom Theater für die größte Hanswurstiade erklärte. Man vergesse bei dieser ganzen Untersuchung nicht, daß man von dem Gesichtspunkt ausgehen müsse, Hanswurst gehöre einer eignen Gattung des Komischen, der Groteske, an, eben so wie Harlekin und dessen Verwandte. dd.

Harald I., Haarfager, König der Norweger, war ein Sohn Halfdan des Schwarzen, und einer der tüchtigsten Regenten dieses Landes. Harald hielt sich zur Zeit, wo sein Vater starb (863) in den Bergen von Dovrefield auf, und hatte bereits in mehrern Schlachten körperliche Stärke und große Geisteskraft bewiesen. Die Liebe machte ihn zum Eroberer. Er hatte seine Hand Gida, der Tochter eines benachbarten Königs, angeboten, allein sie, stolz und schön, antwortete Haralds Gesandten, daß sie nur dann seine Gattin werden wolle, wenn er ganz Norwegen sich unterworfen hätte. Harald schwur, sein Haar nicht eher schneiden zu lassen, als bis er Gidas Wünsche erfüllt hätte, und nach zehn Jahren war er einziger Herr von ganz Norwegen. Seine Haare waren inzwischen sehr lang und schön geworden, daher der Beiname Haarfager, d. h. mit dem schönen Haare. Indem er sich die kleinen Könige unterwarf, ließ er ihnen mit dem Titel Jarl die Verwaltung ihres Landes und den dritten Theil ihrer Einkünfte; allein viele wanderten auch aus und gründeten anderswo norwegische Niederlassungen. Hrolf oder Rollo kam nach Frankreich und setzte sich in Neustrien fest, anderrseits wurden die bisher wüsten Inseln Island, Schotland, Feröe und die Orcaden bevölkert. Harald, der sah, daß die entflohenen Norweger ihre Streifereien oft bis in sein Gebiet ausdehnten, ging zu Schiff, um sie zu unterwerfen. Nach einem blutigen Kriege eroberte er Schottland, die Orcaden u. s. w. und kehrte wieder in sein Reich zurück. Er hatte seine Residenz in Drontheim aufgeschlagen und starb dort 930, nachdem er sein Reich durch kluge Gesetze und Handel blühend gemacht hatte.

Harald III., Haardraade (oder der Strenge), hatte merkwürdige Schicksale, bevor er zum Thron gelangte. Er war ein Sohn Sigurds, Königs von Stingarige, der von Harald I. abstammte, und ein Halbbruder des heil. Olaus. Im J. 1033 kommandirte er, erst sechszehn Jahr alt, sechshundert Schiffe in der Schlacht bei Stickelstad, an Olaus Seite, der hier blieb, und floh schwer verwundet nach Schweden und dann nach Rußland. Der Großfürst Jaroslaw vertraute ihm die Bewachung der Küsten von Esthland. Kurz darauf ging Harald unter dem Namen Nordbricht nach Konstantinopel, und nahm als Varenger am Hofe der Zoe Dienste. Die Leibwache der griechischen Kaiser bestand damals gewöhnlich aus Norwegern, Dänen

und Schweden, die den scandinavischen Namen Barenger, d. i. Vertheidiger, führten. Harald machte in diesem Corps den Seekrieg gegen die afrikanischen Seeräuber mit, welche Sicilien verwüsteten. Im Jahre 1035 besuchte er Jerusalem, und 1038 schlug er die Sarazenen unter Anführung des Georg Maniak. So wie er Anführer der Barenger geworden war, trug er darauf an, daß sie keinen andern Chef als den Kaiser erkennen dürften; trennte sich also von Georg Maniak und eroberte mehrere Städte Siciliens. Sein Waffenglück zog eine Armee von Lateinern oder Italienern, Normannen und Lombarden unter seine Fahnen. An ihrer Spitze versetzte er den Kriegsschauplatz nach Afrika, besiegte die Sarazenen in 18 Schlachten, eroberte viele Städte, und machte eine ungeheure Beute, die er dem Jaroslaw zur Aufbewahrung schickte. 1042 kam er nach Constantinopel zurück, und verkündigte der Kaiserin, daß er ihre Dienste verlassen wolle, weil er erfuhr, daß sein Neffe Magnus die beiden Reiche geerbt habe. Zoe, die diesen jungen Helden nicht mit Gleichgültigkeit sehen konnte, wollte ihn zurückhalten und machte ihm glänzende Anerbietungen, aber erzürnt über seine Weigerung beschuldigte sie ihn, den dem Kaiser gehörigen Theil der Beute für sich behalten zu haben und ließ ihn in den Kerker werfen. Durch eine Frau gerettet floh er über das schwarze Meer, vermählte sich in Nowogorod mit Elisabeth, der Tochter des Jaroslaw, und langte 1045 beim König von Schweden, einem Verwandten seiner Gemahlin, an.

Harcourt (Henri de Lorraine d'), mit dem Beinamen Cadet la perle, war ein Sohn Carls von Lothringen, Herzogs von Elboeuf, geb. 1601, und zeichnete sich rühmlich als Feldherr aus. Nachdem er sich 1620 in der Schlacht von Prag hervorgethan hatte, diente er als Volontär gegen die Hugenotten. Mit großem Ruhm commandirte er gegen die Spanier. Die Schlacht von Quiers (Chieri) in Piemont im Jahre 1639, die Eroberung Turins im Jahr 1640 und Coni's im Jahr 1641 bezeugen seine großen Feldherrntalente. Bei Quiers siegte er mit 8000 Mann gegen 20,000. Um ihn zu belohnen, verlieh ihm der König im Jahr 1642 die Statthalterschaft von Guienne, und machte ihn 1643 zum Großstallmeister von Frankreich. In demselben Jahre ging er nach England, um die obwaltenden Streitigkeiten beizulegen. Im Jahr 1645 ward er zum Vicekönig von Catalonien ernannt, und schlug die Spanier bei Llorente. Bald darauf nahm er Balaguer und trug andere Vortheile davon. Aber die Belagerung von Lerida 1646 war weniger glücklich für ihn; er verlor dabei sein Geschütz und Gepäck. Im J. 1649 ward er in die Niederlande geschickt, wo er Condé, Maubeuge und andere feste Plätze einnahm. Später diente er mit vieler Treue in Guienne während des Bürgerkrieges, der 1651 und 1652 diese Provinz zerrüttete. Gegen das Ende seines Lebens ward er Statthalter von Anjou, und starb 1666 in einem Alter von 66 Jahren, mit dem Ruhm eines tapfern, großmüthigen, unverzagten und glücklichen Feldherrn.

Hardenberg (Carl August Freiherr, jetzt Fürst von), seit dem 6ten Juni 1810 königl. preußischer Staatskanzler, und Präsident des am 20sten März 1817 errichteten Staatsraths, gehört zu den ausgezeichnetsten Staatsmännern der neuern Zeit, und hat auf die großen Ereignisse der Gegenwart vielfältig eingewirkt. Geboren in Hannover d. 31ten Mai 1750, trat er nach Beendigung seiner

Studien in Leipzig und Göttingen im J. 1770 in vaterländische Dienste. Sein Vermögen erlaubte ihm sich frei zu machen, und durch Reisen und den Umgang mit der großen Welt seine Kenntnisse zu erweitern, und den Talenten, mit welchen ihn die Natur ausgerüstet, eine lebendige Bildung zu verleihen. So brachte der Kammerrath B. v. Hardenberg mehrere Jahre theils in Wezlar, Regensburg, Wien und Berlin, theils in Frankreich, Holland und vorzüglich in England zu. Im J. 1778 ward er geheimer Kammerrath, doch ein Privatzwist mit einem englischen Prinzen bewog ihn 1782, seine Stelle niederzulegen, worauf ihn der letzte Herzog von Braunschweig als wirklichen geheimen Rath und Großvoigt in seinem Ministerium anstellte. Dieser Fürst sandte ihn 1786 mit dem bei ihm niedergelegten Testament Friedrichs II. nach Berlin. Er imponirte an dem prachtvollen Hofe Friedrich Wilhelms sowohl durch seine Person, als durch sein Benehmen und seine Talente, so daß der Herzog sich seiner oft bediente, um seine Angelegenheiten am berliner Hofe zu betreiben. Im J. 1787 wurde er Präsident des Kammercollegiums. Indeß hatte er die Aufmerksamkeit des preußischen Hofes auf sich gezogen, und als im J. 1790 der letzte Markgraf von Anspach und Bayreuth von dem Könige von Preußen einen Minister für seine Fürstenthümer verlangte, empfahl dieser den Baron von Hardenberg zu dieser Stelle, nachdem er ihn sich von dem Herzog von Braunschweig erbeten hatte. Bekanntlich resignirte im J. 1791 der Markgraf von Anspach-Bayreuth die Regierung, worauf diese Länder mit den preußischen Staaten vereinigt wurden. Hardenberg, welcher schon an der Spitze der Verwaltung dieser Provinzen stand, ward nicht allein von der preußischen Regierung bestätigt, sondern auch zum geheimen Staats- und dirigirenden Minister ernannt, und nahm im J. 1792, da der König von Preußen die Regierung daselbst antrat, die Huldigung im Namen desselben an. Da in der Folge die Verwaltung dieser Provinzen, wegen der auswärtigen Beziehungen, oft Verabredungen mit dem Cabinetsministerium erfoderlich machte, ernannte ihn der König zum Cabinetsminister, und verlieh ihm den rothen Adlerorden. Am Ende desselben Jahres, als der Krieg gegen Frankreich begonnen hatte, berief ihn der König ins Hauptquartier nach Frankfurt am Main, wo er den nächsten Winter hindurch für die Bedürfnisse der Armee sorgen half. Dann wurde er zum königlichen Commissär in politischen Angelegenheiten ernannt, und blieb in dieser Eigenschaft das Jahr hindurch bei der Armee am Rhein. Das Zutrauen des Königs stieg immer höher, und im Anfange des J. 1795 sandte er ihn nach Basel, wo er nach dem Tode des Grafen von Golz die Friedensunterhandlungen betrieb, und am 5ten April 1795 den Frieden zwischen Preußen und der französ. Republik abschloß, wofür ihm sein Monarch den schwarzen Adlerorden gab. Hierauf übernahm Hardenberg aufs neue die Verwaltung der ihm untergeben gewesenen Provinzen. Er vereinfachte nicht allein ihre Organisation, sondern bemühte sich auch vielfache Gränzstreitigkeiten mit den benachbarten deutschen Reichsständen auszugleichen. Nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms III. wurden das Justiz- und geistliche Fach der fränkischen Provinzen, von denen Hardenberg der Chef war, dem preußischen Justizministerium und dem Oberconsistorium untergeordnet, und das Finanzdepartement mit dem Generaldirectorium vereinigt. Der Minister blieb zwar Chef derselben,

ward aber nach Berlin versetzt, wo ihm beim Cabinetsministerium die Theilnahme in allen fränkischen auswärtigen, Hoheits= und öffentlichen Angelegenheiten, und die Direction dieser Geschäfte, so wie der Lehnssachen übertragen wurde. Das Vertrauen des Monarchen stieg so gegen ihn, daß er nach dem Tode des Ministers von Werder im J. 1800 Chef das magdeburg=halberstädtischen Departements ward, und nach dem Ableben des Ministers von Heinitz einstweilen das westphälische Departement, nebst dem vom Neufchatel, und endlich für immer die Curatel der Kunst= und Bauacademie erhielt. Der berliner Hof war um diese Zeit fast der Mittelpunkt aller Verhandlungen der verschiedenen europäischen Mächte unter des Grafen von Haugwitz Leitung geworden, der bekanntlich für das Interesse Frankreichs gestimmt war. Als aber dieser Minister die Erlaubniß erhielt, sich auf seine Güter zurückziehn zu dürfen, trat mit dem vollsten Vertrauen seines Königs Hardenberg an dessen Stelle, der bei einer natürlichen Vorliebe für das Volk, das seinem angebornen Landesherrn huldigt, sehr bald bewirkte, daß das preußische Cabinet eine überwiegende Neigung für England annahm. Dies bewog den Grafen Haugwitz, seine förmliche Dimission zu nehmen, worauf im August 1804 Hardenberg völlig an dessen Stelle trat. Das Bestreben des Ministers scheint durchaus damals gewesen zu seyn, Preußen die Neutralität zu erhalten; erst als die französischen Truppen das anspachische Gebiet verletzten, änderte es sein System. In einer Note vom 14ten Oct. an den Marschall Duroc erklärt er sich über jenen Eingriff in das Völkerrecht eben so bündig als kräftig. Darauf ward die Convention von Potsdam zwischen Rußland und Preußen (am 3ten Nov. 1805) geschlossen, und man traf Rüstungen zum Kriege, dessen Ausbruch jedoch durch die Schlacht von Austerlitz verhindert wurde. Auch versprach er dem engl. Minister am preuß. Hofe, Lord Harrowby, den 22sten Dec. daß die engl. Truppen völlig sicher in Hannover stehen bleiben könnten, die dem König von Preußen auf den Fall, daß er von Frankreich angegriffen würde, Beistand leisten sollten. Unterdessen hatte Preußen den 25sten December 1805 durch Haugwitz eine Convention mit Napoleon geschlossen, vermöge welcher seiner Neutralität durch die provisorische Besitznahme Hannovers eine größere und festere Basis verliehen wurde. Eine Folge dieser Uebereinkunft war, daß Hardenberg seine Stelle wieder an Haugwitz überließ, und, entfernt vom Cabinet, durch anhaltende Thätigkeit in dem übrigen Theile seines Wirkungskreises (als Chef des magdeburgisch=halberstädtischen Departements) den Schmerz zu unterdrücken suchte, den ihm Hannovers Besitznahme durch Preußen und dessen Entzweiung mit England verursachen mußten. Aber auch Haugwitz sollte sich seines Werks nicht lange freuen. Ereignisse, die man unerwartet fand, weil man an das Alltägliche gewöhnt war, führten Preußen 1806 dennoch zum Kriege. Hardenberg wurde zu den Conferenzen gezogen, die vor dem Ausbruch desselben zu Charlottenburg Statt fanden, und machte einige Reisen in Aufträgen des Hofes, doch hatte er keinen Antheil an dem Ausbruche des Kriegs, sondern lebte auf seinem Gute Tempelberg bei Berlin. Nach dem 14ten October begab er sich zum Könige, und übernahm, da der General von Zastrow, der an Haugwitz Stelle den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, im J. 1807 seine Entlassung begehrte, auf Kaiser Alexanders Wunsch das Portefeuille wieder.

Nach dem Frieden von Tilsit bat er um seine Entlassung, blieb eine Zeit lang an den Gränzen von Rußland, und kehrte dann nach der Mark Brandenburg zurück, wo er auf seinem Landgute Tempelhof bei Berlin in stiller Abgeschiedenheit lebte, bis ihn der König zu der höhern Würde eines Staatskanzlers berief. Die Verdienste, die er sich als solcher um den Staat erwarb, sind zu neu, um schon jetzt einer gehörigen Würdigung fähig zu seyn. In seinen äußern Verhältnissen suchte er Preußen seitdem möglichst eng mit Frankreich zu verbinden, allein er ergriff die entgegengesetzte Partei, als nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland im Jahr 1813 ihm ein günstiger Zeitpunkt dazu gekommen zu seyn schien, und welche glückliche Resultate daraus für Preußen erwachsen sind, ist allgemein bekannt. Er unterzeichnete den Pariser Frieden. Darauf erhob ihn sein König im Hauptquartier Paris am 3ten Juni 1814 in den Fürstenstand, mit einem angemessenen Besitz in liegenden Gütern. Er begleitete die Monarchen nach London, nahm an dem Congreß und den Verhandlungen in Wien einen wesentlichen Antheil, und wirkte mit zu den Tractaten in Paris 1815. Ohne allen Zweifel ist Hardenberg ein Staatsmann von glänzenden Talenten und großen Eigenschaften, der eine hohe Idee zu fassen und zu realisiren weiß, und ohne Privatrücksichten das Beste des Monarchen redlich will, der ihn seines Vertrauens gewürdigt, und sein und seiner Unterthanen Schicksal in seine Hände gelegt hat. Der neueste Beweis dieses Vertrauens war seine Sendung in das Großherzogthum Niederrhein im J. 1817. Er kehrte von da im April 1818 nach Berlin zurück, wo die Entwerfung einer ständischen Verfassung für die preußische Monarchie die größte Aufgabe seiner so glorreich erprobten Staatsweisheit seyn wird. Er besitzt als Dotation, die ihm der König (November 1814) verliehen hat, die ehemalige Commenthurei Liezen und das Amt Quilitz, mit dem Namen Neuhardenberg. Von seinen Kindern erster Ehe leben ein Sohn und eine Tochter. Letztere ist mit dem königl. baierischen General-Lieutenant Graf v. Pappenheim vermählt. Der Sohn Christian Heinrich August, Graf von Hardenberg Reventlow, ist königl. dänischer geh. Conferenzrath und Besitzer der im Jan. 1816 vom König von Dänemark zur Grafschaft Hardenberg erhobenen Stammgüter des Hauses in Dänemark.

Hardenberg (Friedrich von) als Schriftsteller unter dem selbstgewählten Namen Novalis bekannt, churfürstlich sächsischer Salinenassessor und designirter Amtshauptmann in Thüringen, geb. zu Weißenfels 1772, gest. 1801. Im häuslichen Kreise seiner Geschwister ward er von vortrefflichen Aeltern zu allem Schönen und Guten erzogen. Dann verlebte er als reifender Jüngling ein Jahr bei einem Oheim in Luclum bei Braunschweig, und besuchte hierauf das Gymnasium in Eisleben, wo er besonders Jani's Unterricht in den alten Sprachen benutzte. In Jena studirte er unter Reinhold die Philosophie, in Leipzig und Wittenberg die Jurisprudenz. Von Wittenberg kam er nach Tennstädt, wo er zu einem juristischen Geschäftsmann gebildet werden sollte. Im Jahr 1797, als er sich dem Salinenwesen gewidmet hatte, starb seine erste Geliebte, Sophie von Kühn, in der er eine Madonna verehrle. Doch erholte er sich von diesem Schmerz und schenkte sich mit neuer Kraft dem Leben und den Wissenschaften. Im Decem-

der 1797 ging er nach Freyberg, wo er sich der Bergwerkskunde widmete. Hier war es, wo Julie von Charpentier, die jetzt in Ungarn verheirathet ist, erst seine Hochachtung, dann seine Liebe gewann; er hoffte, sich mit ihr durch heilige Bande zu vereinigen. Im Sommer 1799 kehrte er nach Weißenfels zurück, und wurde dem Directorium der Salinen als Assessor beigesellt. In diesem Zeitraume gewann er die beiden Brüder Schlegel und L. Tieck zu Freunden und Geistesgenossen. Als er eben im Jahr 1801 die Stelle eines Amthauptmanns in Thüringen erhalten sollte, schlief er am 25sten März 1801 im väterlichen Hause zu Weißenfels unter den melodischen Tönen des Claviers und in den Armen seines Freundes F. Schlegel ein. „Im Umgang mit Fremden, oder in großen gemischten Gesellschaften," sagt sein vieljähriger Freund, der Kreishauptmann Just in Tennstädt, war er oft Stunden lang still, doch dabei aufmerksamer Beobachter dessen, was um ihn her vorging, aber im traulichen Cirkel desto beredter. Es war ihm überhaupt Bedürfniß, daß er sich ausreden konnte. Ganze Abende konnte man ihm zuhören, und man ward nicht müde, ihn zu hören; denn den gemeinsten Gegenständen wußte er ein Interesse zu geben. Und wie sichtbar ward da seinen Freunden der Reichthum seiner Phantasie, die Schärfe seiner Vernunft, das Innige seiner Herzlichkeit! Widerspruch ertrug er gern, und ward nie unwillig darüber. Hatte er aber einmal einen paradoxen Satz gesagt, so gab er ihn nicht auf, und machte dann auch wohl den Sophisten. Seine Gestalt war lang, gut gebaut, hager, sein Auge verrieth Geist, sein Mund Freundlichkeit. Sein Aeußeres war einfach und schlicht, aller Putz war ihm widernatürlich." Gewiß war er eines der herrlichsten Gemüther, die je die Welt geschmückt haben, ein wahrer Dichter im heiligsten Sinne dieses Worts, welcher die ganze geistige und irdische Natur umfassend, indem er sich in der sichtbaren Welt eine unsichtbare schuf, das ganze Gemüth ergreift. Zwar hatte er sich die mannichfaltigsten Kenntnisse erworben, er war Jurist, hatte die Naturwissenschaft, die höhere Mathematik und Philosophie in allen ihren Zweigen ergriffen; doch herrschte bei ihm stets die Poesie vor, Phantasie und Gemüth spiegelten sich in allen seinen Werken, die leider meist nur Fragmente, nur Andeutungen dessen sind, was er gewollt hat. Alle sind von der heiligen Schönheit der christlichen Religion innig durchdrungen; dabei ist er im Geiste dieser Religion mild und tolerant, und bei der Tiefe der Gedanken zeigt sich immer eine hohe Einfachheit der Form. Es ist ein unersetzlicher Verlust für unsere Literatur, daß sein Roman Heinrich von Ofterdingen, dessen originelle Größe wir nur aus den Andeutungen seines Freundes L. Tieck ahnen können, unvollendet geblieben ist. Es war die Absicht des Dichters, nach Vollendung des Ofterdingen noch sechs Romane zu schreiben, in denen er seine Ansichten der Physik, von denen die Lehrlinge zu Sais den Anfang bilden, des bürgerlichen Lebens, der Handlung, der Geschichte, der Politik und der Liebe niederlegen wollte. Man sieht, daß er durch alle Stände, Gewerbe, Wissenschaften, durch alle Lebensverhältnisse siegend schreiten und mit dem Geiste der Poesie die ganze Welt erobern wollte. Am herrlichsten offenbarte sich sein Gemüth in den Hymnen an die Nacht, mit denen er auch in Hinsicht auf die Ausführung am meisten zufrieden war. Wessen Herz haben nicht seine geist-

lichen Lieder in manchen trüben Stunden angesprochen! Diese Lieder waren der Anfang eines christlichen Gesangbuchs, zu welchem der Dichter ebenfalls Predigten über die wichtigsten Ansichten des Christenthums schreiben wollte. Die größte Hälfte des zweiten Theils seiner Schriften (Berlin 1802, 2 Theile) besteht aus Fragmenten, in welchen sich sein vielseitiger und tiefer Geist mit der gemüthlichsten Liebe ausspricht. Sie sind mehr Texte zum Denken, und er hatte den Plan zu einem eignen encyclopädischen Werke entworfen, in welchem Erfahrungen und Ideen aus den verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten. bb.

Hardouin (Jean), einer der gelehrtesten, aber auch zugleich paradoxesten Männer seiner und aller Zeiten, war 1646 zu Quimper in Bretagne geboren, trat in seinem sechzehnten Jahr in den Jesuiterorden, und studirte außer der Theologie mit unermüdlichem Eifer Geschichte, Numismatik und gelehrte Sprachen. Sein ganzes Leben widmete er diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen, und starb zu Paris den 3ten September 1729. Seine Gelehrsamkeit in verschiedenen Fächern war umfassend und gründlich. Um die Aufklärung der alten Numismatik hat er große Verdienste, und seine Ausgabe der Reden des Themistius, noch mehr aber seine für die damalige Zeit vortrefflich ausgestattete Ausgabe des Plinius erwarben ihm die Achtung der Gelehrten, und stehen noch jetzt in hohem Ansehn. Das merkwürdigste Paradoxon, das er aufstellte und mit großem Scharfsinn in seiner Chronologia ex nummis antiquis restituta und in seinen Prolegomenis ad censuram veterum scriptorum auszuführen wußte, war die Behauptung, daß nicht nur die meisten der für alt gehaltenen Münzen neueren Ursprungs, sondern auch die Schriften sämmtlicher alten Kirchen- und Profanscribenten, mit Ausnahme der Werke des Cicero, der Naturgeschichte des Plinius, der Georgica Virgils und der Satiren und Episteln des Horaz, von Mönchen im 13ten Jahrhundert verfaßt und untergeschoben seyen. Nach ihm ist die Aeneide das Machwerk eines Benediktiners jener Zeit, der allegorisch die Reise St. Peters nach Rom hat beschreiben wollen, wohin übrigens nach seiner Meinung dieser Apostel nie gekommen sey. Die eingeflochtene Erzählung von dem trojanischen Brande bezieht sich auf die Zerstörung Jerusalems und auf den Triumph des Christenthums über das Judenthum. Diese Behauptungen mußten ihn in große Streitigkeiten verwickeln; aber alle Einwürfe und Widerlegungen waren nicht vermögend, ihn von der Unstatthaftigkeit seiner Hypothesen zu überzeugen.

Harem nennen die Mohammedaner den Theil des Hauses, wo die Frauen abgesondert von den Männern wohnen. Jeder Muselmann darf vier rechtmäßige Frauen und eine willkürliche Anzahl Beischläferinnen halten, die im Hintergebäude wohnend und von hochummauerten Gärten eingeschlossen, unter Aufsicht schwarzer Verschnittener und alter Hofmeisterinnen stehen. Diese Einrichtung ist jedoch nur den Reichen und Vornehmen möglich. Der Geringere begnügt sich in der Regel mit einer Frau, da er mehrere nicht ernähren kann, läßt sich von ihr bei seinem Gewerbe helfen, und lebt in näherer Verbindung mit ihr. Das größte Harem ist das kaiserliche. (S. Serail).

Häresis (griechisch), Ketzerei; davon Häretiker, Ketzer. S. diesen Artikel.

Harfe, eines der ältesten Saiteninstrumente, das wahrscheinlich anfangs statt der Saiten mit Thierhaaren bezogen war. Ob sie die Sambuca oder das Trigonon der Alten sey, ist schwer zu bestimmen; ihr hohes Alter aber wird unter andern auch durch den hinter den Ruinen des ägyptischen Thebens in den vermeinten Gräbern der thebanischen Könige entdeckten Harfenspieler in einem Frescogemälde außer Zweifel gesetzt. Es gibt verschiedene Gattungen von Harfen, von denen wir folgende anführen: 1. die ehedem sehr gewöhnliche Spitzharfe, auch italienische Harfe genannt. Sie ist mit zwei Reihen Drahtsaiten (welche durch einen doppelten Resonanzboden getrennt sind) bezogen. Die linke Seite, welche den Baß ausmacht, pflegt gelbe, die rechte oder die Discantseite aber weiße Saiten zu haben. Dieses sehr unvollkommene Instrument ist jetzt wenig mehr in Gebrauch. Bekannter und gewöhnlicher ist 2. die Doppel- oder Davidsharfe, in Form eines Triangels, mit Darmsaiten bezogen und einem Resonanzboden versehen. Ihr Umfang ist meistens von dem großen C bis zum dreigestrichenen c oder d. Die Unbequemlichkeit, daß dieses Instrument jedesmal nach dem Haupttone, aus welchem das vorzutragende Stück geht, eingestimmt, bei vorkommenden fremdartigen Tönen aber während des Spiels der Wirbel, womit die Saite am Ende befestigt ist, gedreht, oder diese durch den Druck des Daumens verändert werden muß (wodurch manche Passagen durchaus unausführbar bleiben), hat zu einer eignen sinnreichen Erfindung Anlaß gegeben, nähmlich 3. der Pedalharfe. Das Pedal besteht gewöhnlich aus sechs oder sieben Tritten; durch jeden derselben ist man in Stande, alle Octaven eines Tones um einen halben Ton zu erhöhen, braucht folglich beim Bezug auf keine andern Töne, als die der gewöhnlichen Tonleiter, Rücksicht zu nehmen, und kann aus jedem Ton mit gleicher Leichtigkeit spielen, ohne zum Daumen seine Zuflucht zu nehmen und dadurch gute Lagen zu verlieren. Die Tonstücke für dieses Instrument werden wie für das Clavier im Baß-, oder Discant-, oder Violin-Schlüssel geschrieben. Einige schreiben diese glückliche Veränderung einem Deutschen, Namens Hochbrucker, zu, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Donauwerth, Andere einem Anspacher, Joh. Paul Vetter, der 1730 zu Nürnberg lebte. Später sind von Consineau und Krumpholz in Paris noch Verbesserungen daran gemacht worden, besonders in Ansehung des Forte und Piano. Auch haben die Gebrüder Erard daselbst eine neue Art Pedalharfen erfunden. Von der Aeolsharfe s. den eigenen Artikel.

Harlekin. Wer kennt nicht diese dramatische Caricatur wenigstens dem Namen nach! Und doch ist vielleicht in Hinsicht seiner nichts schwerer zu erklären, als eben sein Name. Die Franzosen behaupten, er sey bei ihnen auf folgende Art entstanden. Unter der Regierung Heinrichs III. kam unter einer Gesellschaft italienischer Schauspieler ein junger sehr munterer Mensch mit nach Paris, der in dem Hause des Herrn Harlay de Chanvallon sehr wohl gelitten war, und deßwegen von seinen Kameraden aus Spott oder Neid Harlequino, d. i. der kleine Harlay, genannt wurde. Diese

Meinung wird indeß dadurch widerlegt, daß der Name Harlekin schon früher vorkommt (in Raulini epist. 28, Raulin starb 1514), als alle Harlahs, die hieher gezogen werden, gelebt haben. Nach Andern soll der Name als Spottname auf Kaiser Carl V. (Charles Quint) entstanden, nach wieder Andern von Franz von Harlay Chanvallon abgeleitet seyn, der als fünfter Erzbischof von Paris Harlay-Quint genannt wurde. Mag er seinen Namen, woher er wolle, haben, so ist doch wohl nicht zu läugnen, daß seine Familie eine uralte sey. Batteux scheint wenigstens in gewisser Hinsicht nicht Unrecht zu haben, wenn er seine Abstammung geradezu von den Satyrn des griechischen Satyrspiels ableitet. Riccoboni indeß (Geschichte der italienischen Schaubühne) trifft um vieles näher zum Ziele. „Wenn man," sagt er, „heut zu Tage die Kleidung des Harlekins als eine neue Erfindung untersuchen wollte, so würde uns ihr Erfinder der abgeschmackteste Mensch von der Welt zu seyn scheinen. Die Kleidung des Harlekins ist niemals Mode und nirgends einer Nation eigen gewesen. Stückchen von rothem, blauem, gelbem und grünem Tuche, dreieckig geschnitten und nach der Form eines Wamses zugenäht, ein kleiner Hut, welcher den geschornen Kopf kaum bedeckt, kleine Schlurfen ohne Absätze, und eine schwarze Larve, welche keine Augen hat, sondern bloß zwei kleine Löcher zum Durchsehen, was für eine närrische Erfindung!" Seine Vermuthung ist, daß die Kleidung Harlekins keine andere sey, als jene der alten Mimen, welche mit geschornem Kopfe gingen, und die man Planipedes (Barfüßler) nannte. Zu den Gründen, welche Riccoboni zur Unterstützung seiner Meinung anführt, kann man noch das lächerliche Schwert der alten Mimen hinzufügen, welches sich bei Harlekin in eine Pritsche verwandelt hat. Ferner kommt noch hinzu, daß Harlekin und Scapin bei den besten toscanischen Schriftstellern Zanni heißen, welches Wort wahrscheinlich von dem lateinischen Sannio abstammt, von welchem Cicero (de Oratore I. 2.) eine Beschreibung gibt, die so vollkommen auf den Charakter Harlekins paßt, daß also auch der übereinstimmende Charakter beider die Abstammung Harlekins von jenen alten Planipeden verbürgt. Es fragt sich nun: was für einen Charakter hat Harlekin? „Der Charakter des alten Harlekins, sagt Flögel (Geschichte des Groteskekomischen, S. 33 fg.), war ein Gewebe von außerordentlichem Spiel, heftigen Bewegungen und übertriebener Possenreißerei, womit eine gewisse körperliche Behendigkeit verknüpft war, daß er fast immer in der Luft zu schweben schien, und fast den Springer spielte. Er war unverschämt, spöttisch, ein Schalksnarr, niedrig, und sonderlich sehr schmuzig in seinen Ausdrücken. Ungefähr seit 1560 veränderte sich der Charakter dieser Maske. Der neue Harlekin legte alles ab, was ihm aus dem vorigen Jahrhunderte noch anklebte. Es ist ein unwissender, im Grunde einfältiger Bedienter, der sein Möglichstes thut, um witzig zu seyn, und der diese Sucht bis zum Boshaften treibt. Er ist ein Schmarotzer, feig, treu, thätig, läßt sich aber aus Furcht oder Eigennutz in alle Arten von Schelmerei und Betrügerei ein. Er ist ein Chamäleon, das alle Farben annimmt, und wird in den Händen eines geistreichen Mannes die Hauptrolle der Bühne. Die Rede aus dem Stegreif ist sein Probirstein. Der neue Harlekin beobachtet gewisse komische Geberdenspiele und Possen, die viele Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn in

dieser Rolle sich fortgepflanzt haben." Es versteht sich, daß hier vornehmlich von dem italienischen Harlekin die Rede ist, denn in Italien, und zwar in der sogenannten commedia dell' arte, ist er (Arlechino) ganz eigentlich heimisch. Kennen lernen kann man ihn daher nur mit Genauigkeit, wenn man diese Art von Schauspiel kennt, und die übrigen Seitenverwandten Harlekins von ihm gehörig unterscheidet. Ob er zu dulden sey, oder nicht, ist eine nicht unwichtige Frage. Er hat in Möser (Harlekin oder Vertheidigung des Groteskekomischen) einen trefflichen Anwald gefunden, und wer sich für Gegenstände dieser Art interessirt, wird dessen geistreiche und gehaltvolle Schrift nicht ungelesen lassen. (Vergl. Masken, italienische.)

Harlem, eine Stadt im Königreiche der Niederlande, in dem zur Provinz Holland gehörigen Gouvernement Nordholland, unweit des Harlemer Meeres, am Flusse Sparen, der durch dieselbe hindurch fließet, steht durch Kanäle mit Amsterdam und Leiden in Verbindung, hat 8000 Häuser, aber nur 21.000 Einwohner. Die sehr reinlichen Straßen sind mit Bäumen besetzt und von Kanälen durchschnitten. Auf dem Markte befindet sich die marmorne Statüe des Lorenz Koster, dem die Holländer die Erfindung der Buchdruckerkunst zuschreiben. Unter den 15 Kirchen der Stadt zeichnet sich die Hauptkirche durch ihre Größe, zierlichen Thurm und berühmte Orgel aus, welche 8000 Pfeifen und 60 Stimmen hat. Merkwürdig sind das Taylersche Museum und das Naturalienkabinet der hiesigen Societät der Wissenschaften; desgleichen die Enscheiderische Schriftgießerei. Die Blumenkultur war sonst hier in einem außerordentlichen Flor, hat sich jedoch in eben dem Grade vermindert, als die Blumenliebhaberei abgenommen hat (vergl. Blumenhandel), ist indessen immer noch von Bedeutung. Im Jahre 1800 verkaufte ein Blumenhändler nur allein nach Lissabon mehr als 18,000 Stück Türkische Ranunkelstöcke. Noch sind hier 13 große Blumenhändler, welche mit Tulpen- und Hyazinthenzwiebeln die entferntesten Gegenden versorgen. Sonst war Harlem durch seine Industrie sehr blühend. Von den 3000 Seidenstühlen sind kaum noch 60 vorhanden. Am berühmtesten sind noch die Harlemer Leinwandbleichen; auch verfertigt man vielen Zwirn, Band von Leinwand, Wolle, Floret und Seide, seidenes Beuteltuch, (das beste in Europa) und unterhält Seesalzsiedereien. Der Handel ist nicht lebhaft. In der Nähe ist der Harlemer Busch, einer der anmuthigsten Haine, mit Bäumen von einer ungewöhnlichen Stärke und einem schlanken üppigen Wuchse. Schöne Landhäuser, umgeben von reizenden Gärten, liegen im Gehölze zerstreut. Vor allen zeichnet sich das mit fürstlicher Pracht erbaute Landhaus des Banquier Hope aus, dessen Inneres kostbar verziert ist. Die Treppen, Thüren und Parquets sind von Mahagoniholze, die Fenster von röthlichem Venezianischen Spiegelglase, die Kamine von Verde Gallo und Verde Antico. Vorzüglich ist eine Treppe, die nebst dem Geländer aus weißem Carrarischen Marmor besteht, durch ihre höchst zierliche Arbeit bemerkenswerth. Der Pallast steht gegenwärtig unbenutzt, denn es ist noch nicht ausgemacht, ob ihn die Familie Hope zurücknehmen, oder ob er ein Eigenthum des Königs der Niederlande bleiben wird, da er früher von Louis Bonaparte für Rechnung des Staates angekauft wurde.

Harmonia oder **Hermione**, eine Tochter des Mars und der Venus, die sie in ehebrecherischer Liebe erzeugten, wobei Vulkan sie ertappte. Nach ihrem Namen bezeichnete man in den ersten Zeiten den Inbegriff der ganzen Musik. Sie war mit ihrem Gemahl, dem Phönizier Cadmus, nach Griechenland gekommen, und hatte daselbst der Sage nach die Musik eingeführt.

Harmonica, ein musikalisches Instrument, aus einer ungefähr 3/4 Zoll dicken Walze bestehend, die auf einem Fußgestelle ruht, auf welcher etliche 40 halbe gläserne Hohlkugeln befestigt und so in einander geschoben sind, daß der Rand der einen immer unter dem Rand der andern etwas hervorragt, ohne sich jedoch zu berühren, und diejenige, welche den tiefsten Ton angibt, die größte, diejenige, welche den höchsten Ton hören läßt, die kleinste ist. Jede dieser Halbkugeln, welche übrigens ganz nach der Tonleiter gestimmt werden, ist in der Mitte durchbohrt und vermittelst eines Korks an der obgedachten Walze befestigt, welche in einem auf dem Gestell angebrachten Gehäuse durch ein Schwungrad, vermittelst eines unten befindlichen Fußtritts, in Bewegung gesetzt wird. Ehe man spielt, werden die Glocken mit einem in Wasser getauchten Schwamm überstrichen, und alsdann, durch Anlegung der Finger an die Ränder, aus den sich um ihre Axe drehenden Glocken die Töne gleichsam herausgezogen. Der Umfang des Instruments beträgt drei bis vier volle Octaven. Mit Unrecht wird **Franklin** als der Erfinder der Harmonica angesehen; ihm gehört wahrscheinlich nur das große und allerdings der Erfindung gleichzusetzende Verdienst einer ganz neuen und bessern Einrichtung derselben. Man hatte nämlich vorher ein Glasspiel, Verrillon genannt, welches in einer Anzahl weiter Gläser bestand, die nach ihrer Größe die Töne angaben, zu welchem Ende sie auf ein mit Tuch überzogenes Brett gestellt und mit zwei an der Spitze mit Seide oder Tuch umwundenen Stäbchen gelind angeschlagen wurden. Daß eine Ausführung dieser Art nicht anders als sehr ärmlich gewesen seyn muß, ist leicht zu begreifen. In der Folge hat man noch mehr Verbesserungen damit vorzunehmen gesucht, theils um die Ansprache der Glocken zu erleichtern, theils um eine Tastatur anzubringen. Wegen der bedenklichen Meinung Verschiedener über den Einfluß auf das Nervensystem des Spielenden war man nämlich auf Versuche gefallen, die Glasglocken nicht unmittelbar mit den Fingern zu berühren, sondern, wie beim Clavier, vermittelst der Tasten zu behandeln. Den Mechanismus einer solchen Tastatur soll Röllig in Berlin, nach Andern aber Hessel aus Petersburg erfunden haben; auch Nicolai zu Görlitz hat eine solche gefertigt. Man nennt sie Clavierharmonica. Allein alle diese Versuche entsprechen den Foderungen keineswegs, und es ist unmöglich, die Feinheit, das Anschwellen und Aushalten des Tons in der Vollkommenheit wie bei der erstgedachten Art hervorzubringen. Uebrigens ist wohl nicht zu läugnen, daß die Harmonica, so sehr sie sich auch durch die Feinheit und das Anhaltende ihres Tons vor allen übrigen Instrumenten auszeichnet, doch nur ein auf sanfte Empfindungen eingeschränktes Instrument bleibt, das eine Verbindung mit andern Instrumenten wenig oder gar nicht zuläßt. Als begleitend verdunkelt sie die Singstimme, als concertirend verlieren die sie begleitenden Instrumente, da sie ihr im Tone so weit

nachstehen. Sie wird daher am füglichsten allein genossen, und kann unter gewissen romantischen Verhältnissen von zauberischer Wirkung seyn.

Harmonie ist in der heutigen Musik die Vereinigung mehrerer Töne, deren gemeinschaftliche Fortschritte sich auf festgesetzte und aus der Natur und den Verhältnissen der Intervallen entlehnte Regeln gründen. Vergleicht man Harmonie und Melodie, so findet sich, daß sie einander entgegengesetzt und ähnlich sind. Entgegengesetzt sind sie, weil bei der Melodie die Fortschreitung durch einzelne Intervalle, bei der Harmonie aber durch mehrere zugleich geschieht, auch weil ein einzelner angegebener Ton nicht Melodie, hingegen ein einzelner Accord Harmonie enthält. Aehnlich sind sie, weil bei der Melodie natürliche und gangbare Intervalle, bei der Harmonie richtige und zweckmäßige Uebergänge und Ausweichungen in mehr oder weniger entfernte Tonarten vorzüglich in Betracht kommen. Die Griechen, welche Harmonie im jetzigen Sinne gar nicht, sondern nur Melodie, kannten, bezeichneten mit dem Worte Harmonie die richtige Folge der Intervallen, ihre Kunst des reinen Satzes. Nächstdem verstanden sie auch unter Harmonie eines ihrer Klanggeschlechter, nämlich das enharmonische, ferner ihre Tonarten, die dorische, die lydische u. s. w., auch die Verdoppelung ihrer Octaven, oder ihre Antiphonien. Marburg nimmt in Rücksicht der Fortschritte der Harmonie und ihrer allmähligen Vervollkommnung sechs Perioden an. Die Frage, ob Harmonie aus Melodie, oder Melodie aus Harmonie entspringt, und welcher von beiden der Vorzug gebühre, beantwortet sich von selbst, wenn man die Melodie als das Organ betrachtet, seine Empfindungen durch Töne zu äußern, und die Harmonie als das Mittel, diesem Organ mehr Kraft in der Wirkung zu geben. Von der Musik ist das Wort Harmonie auch auf andere Künste übergegangen, namentlich auf die Mahlerei. Hier findet der Begriff der Harmonie eine mehrfache Anwendung. Wenn alle Gegenstände in einem Gemählde so angeordnet sind, daß sie den Stoff von seiner lichtvollsten wirksamsten Seite darstellen, und sogleich vermittelst dieser Anordnung leicht und tief in die Seele des Betrachters eindringen; so ist die Anordnung dieses Werks harmonisch. Die Harmonie des Ausdrucks wird erlangt, wenn die sogenannten Ausdrücke darauf hinzielen, in einer leichten Stufenleiter von den niedrigen bis zu den höhern hinauf zu leiten, wenn in der ganzen Folge dieser Ausdrücke kein einziger vorhanden ist, der die einmal angenommene leichte Reihe unterbricht, vor andern hervorschreit, oder unter ihnen zurückbleibt; wenn zwischen der Bezeichnung und dem, was bezeichnet werden soll, das innigste Einverständniß herrscht. In der Ausführung herrscht Harmonie, wenn man in allen Theilen des Gemähldes das Erzeugniß derselben Hand, desselben Geistes findet. Die Zeichnung wird dann harmonisch genannt, wenn alle Formen einer und derselben Figur sich wechselseitig mit einander vereinigen, wenn sie alle dasselbe Alter, dasselbe Temperament, dieselbe Leibesbeschaffenheit ausdrücken. Das Helldunkel hat Harmonie, wenn Schatten und Licht keinen allzugroßen Contrast gegen einander bilden, und wohlabgestufte Mitteltinten leicht vom Hellen zum Dunklen leiten. Wenn der Künstler endlich nur solche Farben in sein Gemälde bringt, deren Töne

sich unter einander zu einem lieblichen, freundlichen Spiele so vereinigen, daß jede derselben immer in gewissem Verhältniß an der, welche ihr folgt oder vorangeht, Theil nimmt, daß selbst diejenigen, welche weit von ihr entfernt liegen, vermittelst der leichten, stufenweise gehenden Folgen mit der ersten in einem genauen Verhältnisse des Grades der Färbung stehen, so hat seine Farbengebung Harmonie.

Harmonik. Unter diesem Namen verstand man ehemals die Lehre alles dessen, was Bezug auf Töne, Intervallen, Systeme, Klanggeschlechter, Tonarten, Mutationen und Melopöie hatte. Die griechischen Schriftsteller definiren die Harmonik als eine wohlgeordnete Folge, eine Fertigkeit, die Größe der Töne in Ansehung ihrer Höhe und Tiefe zu empfinden, als eine Wissenschaft die Natur musikalischer Töne in Beziehung auf ihre Ausübung zu untersuchen u. s. w. Die Begriffe, die man in der heutigen Musik mit Harmonik verbindet, sind größtentheils jenen noch ähnlich, und beziehen sich auf die Theorie des Klanges, die Beschaffenheit des gegenwärtigen Systems, und die in selbigen vorkommenden Verhältnisse, den richtigen Gebrauch der Töne, Tonarten, Accorde, Dissonanzen, Consonanzen und zweckmäßiges Verfahren in der Modulation u. s. w.

Harnisch (Panzer, Panzerhemd) ist für das kleine Gewehr, für Pfeile und für alles Hieb- und Stoßgewehr eine schuß- und hiebfreie Rüstung oder metallene Bekleidung, womit sich die alten Krieger bis zur Erfindung des Pulvers vom Kopfe bis auf die Füße bedeckten. Die Rüstung bestand aus dem Helm oder der Kopfbedeckung, aus der Rücken- und Brustbedeckung, welche letztere beide jetzt allgemein Küraſſe genannt werden, aus der Armbedeckung oder Armschienen, der Beinbedeckung oder Beinschienen. Solche vollständige Harnische wogen gewöhnlich mehrere hundert Pfund. Die Unterlage des Brustharnisches war entweder von Leder, oder Leinwand, oder von wollenem Filz, und die äußere Bedeckung von Metall bestand gewöhnlich aus kleinen, wie die Fischschuppen über einander gelegten Schilderchen, und zuweilen auch aus in einander geflochtenen Kettchen; allein die Brustharnische der alten Perser waren immer nur aus einem einzigen Stücke Eisen geschmiedet, wie der Rückenharnisch. Indessen verfertigte man den Harnisch nicht immer aus Metall, sondern man machte die Rüstung auch aus flächsenem und hanfenem Garne, indem man dasselbe entweder webte, oder aus mehrern Garnfäden kleine Strickchen flocht, und diese dann mit einander mehrfach verband, oder auch die gewebte Leinwand in einer aus essigsauerm Wein und Salz bestehenden Flüssigkeit beizte, und dann aus der Leinwand einen Filz bereitete, der oft zehnmal dicker ward, als die einfache Leinwand gewesen war. Die Erfindung des Harnisches fällt in das hohe Alterthum. — Im Bergbau heißt Harnisch ein festes Saalband, oder die Ablösung des Ganges vom Gestein mit einer festen Oberfläche, und den Ueberzug von Kies oder metallischen Körpern, welche sich auf die Flächen des Gesteins legen, daß die Flächen das Ansehen haben, als wenn sie mit metallenen Blätchen belegt wären, so wie auch den Ueberzug jener Materialien auf Holz beim Bauwesen, nennt man ebenfalls Harnisch. — In der Weberei, wo alle großblumichte oder gezogene Zeuge auf einem Stuhle gewirkt werden, der neben seinen

gewöhnlichen Theilen eine Menge schwebender Schnüre hat, wovon der eine Theil mitten in dem Stuhle an den Rahmkorden meistentheils senkrecht herunterhängt, haben diese Schnüre zusammen den Namen Harnisch. X.

Harpe (Jean François de la), Mitglied der französischen Akademie, war zu Paris den 20sten November 1739 geboren. Da er sehr arm war, sich aber durch Talente auszeichnete, so erhielt er eine Freistelle im College d'Harcurt; früher hatten sich die barmherzigen Schwestern seiner angenommen. Die Correctur eines Pasquills auf einen seiner Lehrer, die er, ohne vielleicht etwas Arges dabei im Sinne zu haben, übernommen hatte, war die Ursache, daß man ihn bald nachher für den Verfasser einer andern Schmähschrift, ebenfalls auf einen seiner Lehrer, der zugleich sein Wohlthäter war, ansah. Er wurde dafür auf einige Monate in die Bastille gebracht. In der Folge erhielten mehrere seiner dichterischen Jugendversuche den Preis, und schon im Jahr 1762 gab er eine Sammlung von Heroiden und Gedichten heraus, die man anmuthig und elegant fand. Ein Jahr später trat er mit seinem Trauerspiel Warwick auf, welches mit vielem Beifall aufgenommen ward und sich auf dem Theater erhielt. Weniger Glück machten Timoleon und Pharamond. Ungefähr um diese Zeit ward Laharpe mit Voltaire bekannt, der ihm Beweise seines großmüthigen Wohlwollens gab, wofür er nicht immer dankbar gewesen seyn soll. Er fing darauf an, sich um die von der Akademie ausgesetzten Preise zu bewerben, und wenige Schriftsteller sind so glücklich gewesen wie er. Unter seinen Lobreden steht die auf Heinrich IV. oben an; auch die auf Fenelon, Racine und Catinat zeichnen sich vortheilhaft aus. Nicht von gleichem Werthe sind seine Poesien, von denen das Hauptverdienst der besten eine gewisse Reinheit, Eleganz und Leichtigkeit ist. Seine Oden stehen seinen Episteln um vieles nach. Zugleich arbeitete Laharpe fortwährend für das Theater, wiewohl unter den vielen Stücken, die er lieferte, Warwick das einzige war, das sich eines allgemeinen und dauernden Beifalls erfreute. Im Jahr 1776 nahm die Akademie ihn zu ihrem Mitglied auf. Laharpe fuhr ununterbrochen in seinem literarischen Fleiße fort, und gab jetzt, außer verschiedenen andern Werken, sein Lycée ou Cours de Littérature ancienne et moderne heraus, auf welchem sein Ruf besonders gegründet ist. Die Veranlassung zu dieser Arbeit war die 1786 geschehene Errichtung des Lyceums zu Paris, wo Laharpe Vorlesungen über die Literatur der Griechen, Römer und Franzosen hielt. Man findet durchaus eine geschmackvolle Behandlung und ein gesundes Urtheil, dagegen darf man tiefe Speculationen über die Elemente der Aesthetik, und überhaupt neue und große Ideen nicht darin suchen. Was seine Gesinnungen betrifft, so zeigte er sich zu Anfang der Revolution als einen eifrigen Demokraten, änderte aber im Gefängnisse, in welches ihn die anarchische Faction warf, seine Grundsätze, und ward ein Anhänger der Kirche und des Königthums. Gleich in den ersten Sitzungen des Lycée des Arts hatte er den Muth, gegen die Tyrannei des Terrorismus laut und nachdrücklich zu sprechen. Am 18ten Fructidor 1798 ward er zur Deportation verurtheilt, der er jedoch so glücklich war, durch die Flucht zu entgehn. Noch kurz vor seinem Tode zog er durch einige freie Aeußerungen über die Verfügungen der Regierung den Unwillen des ersten Consuls auf sich, und wurde nach Orleans verwiesen. Er erhielt jedoch bald die Erlaubniß,

zurückkehren zu dürfen, und starb am 11ten Februar 1803 im 64sten Jahre seines Alters nach einer langwierigen Krankheit als ein echter eifriger Catholik.

Harpe (Friedrich Cäsar La). Dieser als Director der helvetischen Republik in den Jahrbüchern der Schweiz berühmt gewordene Mann war zu Rolle in einer zum Adel des Waadtlandes gehörigen Familie, im Jahr 1754 geboren. In dem Collegium zu Rolle konnte er nur einen schwachen Grund in den Wissenschaften legen, aber sein Oheim, ein trefflicher Geistlicher, machte ihn mit den unsterblichen Männern Griechenlands und Roms bekannt. Nesemanns blühendes Seminarium zu Haldenstein und Bunden, in welches der vierzehnjährige Jüngling trat, nährte und stärkte seine idealen Ansichten von Freiheit und Vaterland. Er kam endlich von Haldenstein zurück mit dem Rufe eines Halbwilden. In den Wissenschaften allein lebte er, unter denen er die Mathematik als die erste betrachtete. In Genf wurden Saussure und Bertrand seine Lehrer. Darauf studirte er zu Tübingen die Rechte und empfing in seinem zwanzigsten Jahre den Doctorhut. Nicht ohne einen harten Kampf gelang es ihm jetzt, aus seiner Ideenwelt in die Wirklichkeit des beschränkten Geschäftslebens überzugehen. Er ward Sachwalter bei der welschen Appellationskammer in Bern, folgte aber bald der Einladung eines russischen Herrn, ihn durch Italien zu begleiten, sah die Wunder dieses Landes, Malta und Sicilien, und begab sich von da, auf des Baron Grimm Vorschlag, 1782 nach Petersburg, wo er ein Jahr darauf der Lehrer des Großfürsten Alexander und dessen Bruders ward. Ein so erhabener Wirkungskreis war seines Geistes und Herzens würdig; er widmete sich ihm mit ganzer Seele. Inzwischen brach die französische Revolution aus, für deren Fortgang er sich mit Enthusiasmus interessirte. Auch aus der Ferne wollte er für die Befreiung seines Vaterlandes wirken. Er verfaßte unter andern eine Bittschrift im Namen seiner Mitbürger an die berner Regierung, worin er ehrfurchtsvoll aber freimüthig eine Zusammenberufung der Stände zu Abstellung der Mißbräuche foderte. Bald aber brachen Unruhen aus, und die Regierung, die auch ihn als einen Anstifter derselben betrachtete, setzte ihn unter die Zahl der Geächteten. Er ward als ein Freund der Revolution verdächtig, und so gelang es seinen Feinden, die Verlobungsfeierlichkeiten Alexanders zu seiner Entfernung zu benutzen. Aufgefodert, eine Belohnung zu fodern, bat er nur um Erlaubniß, zu Anordnung seiner Geschäfte noch einige Monate bleiben zu dürfen, und ging dann nach Genf. Er wollte in sein Vaterland zurückkehren, als er erfuhr, daß schon der Befehl gegeben sey, ihn dort zu verhaften. Darüber erbittert ging er im Oct. 1796 nach Paris und übergab der Regierung ein Memoire. Wirklich wurde auf des französischen Gesandten Verwenden in Bern allen Waadtländern Amnestie gewährt, jedoch mit Ausnahme derer, die durch Schriften die Unruhen im Waadtlande angestiftet hatten; und so blieb Laharpe davon ausgeschlossen. Noch mehr dadurch gereizt, ließ er neue Pamphlete im Druck erscheinen, und übergab endlich 1797 dem französischen Directorium eine von 22 ausgewanderten Patrioten der Waadt und Freiburgs unterzeichnete Bittschrift, worin die Ausübung der im J. 1565 durch den Tractat von Lausanne stipulirten Garantie von Frankreich begehrt wurde. Dem zufolge ließ das Directorium den berüchtigten Beschluß vom 6ten Nivose ergehen, welcher die waadtländischen, die

Rechte ihres Volks reclamirenden Bürger unter Frankreichs unmittelbaren Schutz stellte. Dieser Gewaltschritt rief die Revolution der Eidgenossenschaft hervor, und unter Laharpe's Mitwirkung ward die helvetische Republik organisirt. Aber nur zu bald zeigte sich, in welche Uebel dadurch die Schweiz gestürzt worden. Laharpe trat ins Directorium und verfolgte, der öffentlichen Stimme zum Trotz, sein System mit der größten Hartnäckigkeit und unter den schwierigsten Verhältnissen, bis ein Beschluß der gesetzgebenden Räthe das Directorium auflös'te. Laharpe ging in seine Heimath zurück, wo man sich begnügte ihn unter Aufsicht zu stellen. Indeß bewahrte er auch nach seinem Sturze bei Freunden und Feinden den Ruf der Redlichkeit. Gewiß war sein Wille gut, er irrte nur in der Wahl der Mittel. Er war im Begriff, Lausanne, wo er lebte, zu verlassen, um sich nach Paris zu begeben, als ihm der Zufall einen, mit dem Namen des General-Secretärs Mousson unterzeichneten Brief in die Hände führte, in dem von einer Verschwörung gegen den ersten Consul Bonaparte, der in Italien Melas gegenüber stand, die Rede zu seyn schien. Wahrscheinlich war der Brief fingirt, entweder um Laharpe oder die Regierung in Unannehmlichkeiten zu verwickeln; aber die Aehnlichkeit der Handschrift täuschte ihn. Er übergab ihn dem Gericht, worauf die gesetzgebenden Räthe Moussons und Laharpe's Verhaftung befahlen. Man versiegelte seine Papiere; er selbst wurde am 2ten Juli 1800 verhaftet, um nach Bern geführt zu werden. Diese Schmach schien ihm unerträglich, und er entging ihr durch die Flucht, die er unterwegs glücklich bewerkstelligte. Bonaparte empfing ihn in Paris mit einem Ton, aus dem hervorleuchtete, wie sehr er gegen ihn eingenommen sey; seine Ideen fanden nicht Eingang. Seitdem lebte er auf seinem Landhause Plessis-Piquet bei Paris, machte 1801 eine Reise nach Rußland, und kehrte 1802 mit Beweisen der Achtung seines kaiserlichen Zöglings zurück. Die Angelegenheiten der Schweiz betrachtete er zwar mit innigem Schmerz, aber ohne weiter Theil zu nehmen, und lehnte selbst die Stelle eines Mitglieds im souveränen Rath des Cantons Waadt ab, zu der ihn das Volk berief. Aber bei den neuesten Verhältnissen der Schweiz ist Laharpe nicht ohne großen Einfluß gewesen.

Harpeggio (Arpeggio) bedeutet eine gewisse Art der Ausführung von Accorden, nach welcher die in selbiger vorkommenden Intervalle nicht zugleich, sondern im Einzelnen, sowohl von der Tiefe nach der Höhe zu, als umgekehrt, vorgetragen werden. Die nächste Veranlassung zu dieser Art von musikalischer Figur oder Setzmanier gab wahrscheinlich die Harfe, von der sie auch den Namen führt; und zwar wegen des baldigen Schwindens ihrer Töne bei nothwendigem langem Verweilen in einerlei Accorden. In gleicher Hinsicht ist die Anwendung des Harpeggio auf dem Clavier zu betrachten, dessen Ausführung entweder der Tonsetzer vorschreibt, oder der Willkür des Spielenden überläßt. Bei Begleitung der Recitative ist es zuweilen nothwendig, ohne besondere Vorschrift den Accord zu harpeggiren, theils um kleine Pausen zu füllen, theils um die richtige Intonation des Sängers zu befördern. Doch darf dabei eine gewisse nothwendige Kürze nicht überschritten werden.

Harpökrates, der Gott des Stillschweigens bei den Aegyptern, ein Sohn der Isis und des Osiris. Seine Bildsäule, die ihn mit

auf den Mund gelegtem Finger darstellt, befindet sich am Eingange der meisten ägyptischen Tempel.

Harpun, ein eine halbe Elle langes, dreieckiges, zackiges Eisen, das an einem Stiel steckt, und an ein 500 Ellen langes und fingerdickes Tau geknüpft ist. Mit solchen Widerhacken werden die Wallfische im Eismeere gefangen. (S. **Wallfischfang**.) **Harpuniren** bezeichnet das Geschäft des Arbeiters, der den Harpun auf den Wallfisch wirft und **Harpunirer** heißt.

Harpyien, die Raubenden, Wegreißenden, daher Sturmgöttinnen, deren Aeltern, Namen, Anzahl und Bildung von den Dichtern so verschieden angegeben werden, daß sich schwer mit einiger Gewißheit etwas darüber bestimmen läßt. Bei Homer wohnen sie, nebst den Erinnyen, am Oceanus vor dem Schlunde des Schattenreichs, und sind Gottheiten der Stürme. War jemand so lange von seiner Heimath weg, daß man nicht wußte, was aus ihm geworden, und ihn für todt halten mußte, so sagte man: die Harpyien haben ihn geraubt. Noch bei Hesiodus sind sie Jungfrauen von schöner menschlicher Bildung. Die späteren Dichter und Bildner wetteiferten in gräßlicher Mißgestaltung der Harpyien. Einige bei Hygin schenkten ihnen ein Hühnerhaupt, einen gefiederten Leib und Flügel, menschliche Arme mit Krallen, eine weiße Brust und menschliche Schenkel, die in Hühnerfüße ausliefen. Andere ein jungfräuliches Gesicht mit Bärenohren. Drei Abbildungen der Harpyien auf Münzen und Kunstwerken hat Spanheim, wo sie auf kralligen Vogelrümpfen, die erste ein rauhohriges Mädchengesicht, die zweite ein ganz weibliches Haupt und zwei Brüste, die dritte ein mit Haube und Kranz geschmücktes Antlitz darbieten. Aehnliche Darstellungen finden sich auch anderwärts.

Harrington (James), ein berühmter politischer Schriftsteller Englands, war 1611 geboren, studirte zu Oxford, und bereis'te in der Folge Frankreich, Holland, Dänemark, Deutschland und Italien. Carl I. machte ihn zu seinem geheimen Kammerjunker, und in dieser Eigenschaft begleitete er den König auf seiner ersten Unternehmung nach Schottland. Nach dem Tode Carls schloß er sich in sein Cabinet ein, und schrieb in dieser Zurückgezogenheit sein berühmtes politisches Werk Oceana, welches er Cromwelln, dem Protector der Republik England, Schottland und Irland, zueignete. Es erregte großes Aufsehen, und wirkte mächtig ein auf die politische Denkart der Engländer. Harrington stellte darin in einer Allegorie das Ideal einer Republik auf, deren Güte und Dauer nach seinem Urtheile hauptsächlich von dem Gleichgewichte des Vermögens der Bürger abhing. Aber seine Grundsätze waren eben nicht nach dem Sinne Cromwells und der Anhänger desselben; es erhoben sich eine Menge von Kritiken; Harrington antwortete darauf, und diese Antworten findet man dem Werke angehängt. Seine folgenden Schriften und Verhandlungen verursachten, daß er unter der Regierung Carls II. 1661 in den Tower gesetzt, und ob er gleich des Verbrechens des Hochverraths unschuldig befunden wurde, doch in der Gefangenschaft blieb, und harte Mißhandlungen erfuhr. Darüber fiel er in Wahnsinn und starb im J. 1677.

Harris (James), wurde den 20sten Julius 1709 in Salisbury geboren, erhielt daselbst den ersten Unterricht, begab sich, sechzehn Jahre alt, nach Oxford, und studirte hierauf die Rechtswissenschaften in Lincolns Inn, dem berühmten Rechtscollegio zu London.

Nach dem Tode seines Vaters vertauschte er die juristischen Studien mit denjenigen, für die er stets eine entschiedne Neigung gehegt hatte, nämlich der griechischen und römischen Literatur. Im J. 1744 erschien die erste Frucht seines gelehrten Fleißes unter dem Titel: Three Treatises, the first concerning Art, the second concerning Music, Painting and Poetry, the third concerning Happiness, zwar dialogisirt, jedoch mehr Abhandlung als Dialog. Im J. 1751 folgte eine berühmte philosophische Sprachlehre, das erste Werk dieser Art, unter dem Titel: Hermes, or a philosophical inquiry concerning universal grammar. Harris gestand, daß ihn zuerst die Minerva des Sanctius zu der so tiefen und genauen Erforschung der Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre gebracht habe. Neben den ernsten Wissenschaften beschäftigte er sich mit Musik, einer Kunst, in der er es selbst sehr weit brachte, und für deren Aufnahme er sich in seiner Vaterstadt sehr interessirte. Im J. 1761 ward er zum Parlamentsgliede für den Flecken Christ-Church gewählt, und behielt diese Stelle bis an seinen Tod. 1762 erhielt er den Posten eines Lords der Admiralität, und 1763 ernannte ihn der König zu einem Lord der Schatzkammer, welche letztere Stelle er bis 1765 behielt. Nun lebte er wieder eine Zeitlang ohne öffentliches Amt, bis zum J. 1774, wo er Secretär und Controleur der Königin wurde. Neben den mit dieser Stelle verbundenen Geschäften fand er noch Muße, seine Philosophical arrangements auszuarbeiten, welche eigentlich ein Bruchstück eines größern Werks über die peripatetische Logik sind, das er nicht beendigte. Zuletzt erschienen seine Philosophical inquiries, die eine Geschichte der Kritik und Betrachtungen über die Prosodie und Aesthetik enthalten. Er starb den 22sten December 1780, zweiundsiebenzig Jahre alt. Sein Sohn, Lord Malmesbury (s. d. Art.), der 1802 die Werke seines Vaters herausgab, liefert folgende Charakterist von ihm. Seine tiefe Kenntniß des Griechischen, welche er mit dem besten Erfolg auf die Erklärung der alten Philosophie anwandte, entstand aus einer frühen und innigen Bekanntschaft mit den vortrefflichsten Dichtern und Geschichtschreibern in dieser Sprache. Sie machten nebst den besten Schriftstellern aus dem Zeitalter des Augustus seine Erholung aus. Durch seinen vertrauten Umgang mit ihnen ward er in den Stand gesetzt, die tiefern, ernsten Betrachtungen zu beleben, die man auf jeder Seite seiner Schriften findet. Aber seine Kenntnisse schränkten sich nicht auf alte Philosophie oder philologische Gelehrsamkeit ein. Er war auch mit der neuern Geschichte bekannt, besaß einen richtigen Geschmack in allen schönen Künsten, und in einer derselben, der Musik, war er Meister. Sein seltner Fleiß machte es möglich, das er alles das lernen konnte, ohne die Pflichten zu vernachlässigen, welche er seiner Familie, seinen Freunden und seinem Vaterlande schuldig war.

Harrison (John), ein berühmter englischer Mechanicus, der Erfinder und Verfertiger der genauen Uhren, deren man sich zu den Längenbestimmungen bedient. Er war 1693 zu Foulby in der Grafschaft York geboren, und wählte anfänglich das Gewerbe seines Vaters, der ein Zimmermann war. Im J. 1726 machte er die Erfindung seines Pendels, wandte es bei zwei fast ganz aus Holz verfertigten Uhren an, welche dadurch einen Grad von Vollkommenheit erhielten, daß sie in einem ganzen Monat kaum um eine Secunde abwichen. 1728 begab sich Harrison mit den Zeichnungen zu einer

Maschine, die Meereslängen zu bestimmen, nach London. Die Maschine selbst brachte er 1735 zu Stande, und vervollkommnete sie nach und nach in den Jahren 1739 bis 1749. Endlich sah er durch eine neue Arbeit seine eigene Erwartung in einem Grad übertroffen, daß er sich dadurch angefeuert fühlte, noch einen vierten Zeitmesser zu verfertigen, dem er die Gestalt einer Taschenuhr von etwa 6 Zoll im Durchmesser gab. Er empfing dafür den Preis von 20,000 Pf. Sterl., welche durch eine Parlamentsacte zur Zeit der Königin Anna demjenigen zugesichert worden, der ein für die genaue Längenbestimmung geeignetes Instrument erfinden würde. In seinen letzten Jahren verfertigte Harrison nach den letzten Grundsätzen noch einen fünften Zeitmesser, der auf der Sternwarte von Richmond geprüft ward und binnen sechs Wochen nur um 4 1/2 Secunde abwich. Er starb 1776. Ein Jahr zuvor hatte er noch ein Werk unter dem Titel: Description containing such mechanism as will afford a true mensuration of time, herausgegeben, das man jedoch mit Rücksicht auf des Verf. hohes Alter und gänzliche Unbekanntschaft mit literarischen Gegenständen beurtheilen muß. Man findet darin zugleich die kurze Berechnung seiner neuen Tonleiter oder mechanischen Eintheilung der Octave, nach dem Verhältniß, das zwischen den Halbmessern oder dem Durchmesser eines Kreises und seiner Peripherie Statt findet. Harrison hatte ein sehr feines Ohr, und war in seiner Jugend ein Meister in der Musik gewesen.

Hart bezeichnet in geistigen Werken der Kunst dieselbe Eigenschaft, die wir in materiellen Dingen rauh nennen. Das Harte ist in den bildenden Künsten und in der Musik das Gegentheil vom Sanften und Weichen, und in den redenden Künsten vom Fließenden. Es entsteht durch plötzlich abgebrochene Uebergänge, durch öftere Unterbrechungen der geraden, leichten, natürlichen Folge der Rede oder der Töne, der Vorstellungen, der Formen, der Farben, der Lichter und Schatten. Im Allgemeinen ist das Harte in allen Werken der Kunst ein Fehler, der um so unverzeiblicher ist, je gewisser die Wirkung aller Kunstwerke auf unsere Sinnen, unser Vorstellungs- und Empfindungsvermögen, einzig und allein von der Schönheit ihrer Form und von den sanften Uebergängen derselben abhängt. Unebenheiten und Rauhigkeiten beleidigen unser moralisches Gefühl eben so sehr, als das physische, und stoßen von der geistigen und sinnlichen Betrachtung des harten, rauhen Gegenstandes gleich stark zurück. Aber so richtig dieß ist, so gibt es doch auch Gegenstände der Kunst, deren Darstellungsart eine gewisse Härte, die jedoch immer weislich gespart seyn muß, nicht nur verträgt, sondern selbst erfodert. Dahin scheinen solche Gegenstände zu gehören, deren Charakter Kraft, Stärke, Größe u. s. f. ist.

Härte ist die Eigenschaft der Körper, nach welcher sie einer beträchtlichen, auf sie einwirkenden Kraft Widerstand leisten, bevor ihre Theile von einander getrennt werden. Absolut hart ist kein Körper; er kann jedesmal nur in Beziehung auf einen andern hart heißen, dessen Theile eher als die seinigen durch eine einwirkende Kraft getrennt werden, da er in Rücksicht auf andere weich seyn kann. Hiemit stimmt die dynamische Lehrart überein, nach welcher Härte, der Erfahrung gemäß, bloß auf Graden beruht, über und unter welchen andere Grade bis ins Unendliche möglich sind. Nach den atomistischen Grundsätzen kommt den Grundkör-

pern oder Atomen eine absolute Härte zu, wovon die Erfahrung nichts lehrt.

Hartmann (Ferdinand), geboren zu Stuttgart um das J. 1770, bildete sich zur Mahlerei anfänglich in der dortigen Mahlerschule, ging aber bald nach Italien, und trat kurz darauf mit mehreren ausgezeichneten Arbeiten auf. So lieferte er im Jahr 1800 zur Preisaufgabe der weimarischen Kunstfreunde eine Zeichnung, Venus, die dem Paris die Helena zuführt, welche im dritten Band der Propyläen sehr günstig beurtheilt worden ist. Eines seiner frühesten Gemählde, wodurch der junge Künstler die Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein im Jahr 1803 in Rom ausgestelltes allegorisches Gemählde, Eros und Anteros. Dann erschien sein Aeneas, ein nach Petersburg gekommenes Gemählde, welchem von Göthe in der Schrift: „Winckelmann und sein Jahrhundert,“ ein gutes Lob ertheilt wird. Nach seiner Rückkehr aus Italien, und nachdem er sich bereits nach Dresden gewendet hatte, haben seine Hebe und seine drei Marien, welche nebst andern Gemählden dieses Künstlers in den Besitz des Herzogs von Dessau, seines großen Gönners, gekommen sind, großen Beifall erhalten. Später sah man auf den Kunstausstellungen in Dresden von ihm einen Christus am Oelberge, und den Erlkönig nach Göthe's Dichtung. Sein vorzüglichstes Gemählde aber, der Abschied des Hector, war 1812 in Dresden ausgestellt; es hat daselbst ungetheilten Beifall gefunden, so wie ein im Jahr 1814 erschienenes, aus der Offenbarung geschöpftes, und auf die neuesten Zeitereignisse anspielendes Bild, als geistvolle Composition die Aufmerksamkeit auf sich zog. Hartmann ist jetzt Professor bei der dresdner Mahlerakademie und Mitglied der Akademie zu Stuttgart. Er ist ein sehr unterrichteter, fleißiger, geistvoller Künstler. Seine Composition ist gewählt und studirt, die Anordnung meist einfach, doch nicht arm, sein Colorit kräftig und besonders in seinen neuesten Arbeiten wahr und warm. Seine Gewänder sind in großem Styl und gut geworfen, seine Zeichnung richtig und edel. Am meisten vereint findet man diese Schönheiten in dem oben erwähnten Gemählde, der Abschied des Hector. BL.

Hartwig (Friederike Wilhelmine), königl. sächsische Hofschauspielerin. Sie ward zu Leipzig im Jahr 1777 geboren, wo ihre Aeltern, die Schauspieler Werthen, eben durchreis'ten. Ihre Mutter verheirathete sich nach Ableben ihres ersten Mannes mit einem Schauspieler Felbrig, und die Bildung der jungen Künstlerin ward auf den norddeutschen Theatern in Königsberg, Tilsit, Danzig u. s. w. unter der Leitung ihrer Aeltern begonnen. Sie war zuerst als Kind Tänzerin, ging dann zur Sängerin über, trat aber schon im vierzehnten Jahre in größern Rollen als Schauspielerin auf, wovon in der zartesten Blüthe ihrer Jahre Mariane in Gotters Trauerspiele gleichen Namens eine der ersten war. Hier genoß sie der Freundschaft und des Unterrichts von Theobul Kosegarten und dem Verfasser der Söhne des Thales, so wie von dem verewigten Fernow, dem sie ungemein viel verdankte; auch der große Engel beehrte sie, als sie, ein Mädchen von zwölf Jahren, eine Zeit lang in Berlin verweilte, mit dem Einstudieren einiger Rollen. Schon früh eine sehr brave Künstlerin, verband sie sich im sechzehnten Jahre mit dem Schauspieler Hartwig in Hannover, und lebte mit ihm dort, so wie auf den Bühnen von Bremen und Pyrmont. Im J. 1796 wurden

beide für das churfürstl. Hoftheater in Dresden gewonnen, da aber Hartwig für sein Talent keinen weiten Wirkungskreis daselbst fand, so verließ er bald diese Bühne und ward Regisseur in Cassel, wo er späterhin vom Theater zurücktrat, und im Jahre 1814 auf einem Landgute als Oeconom starb. Seine Gattin aber, welche in das Fach der ersten Liebhaberinnen, welches vorher Sophie Albrecht bekleidete, eingetreten war, blieb in Dresden, und erwarb sich bald als ausgezeichnete Künstlerin die allgemeine Liebe und Achtung des Publikums, welche sie noch bis jetzt genießt. Durch den Tanz war ihr Körper zu Anstand und Grazie gebildet worden, die Natur hatte ihr ein wohlklingendes, verständliches Organ von großem Umfange gegeben, durch Fleiß und Talent bildete sie die geistigen Anlagen immer mehr aus, und so ward sie eine der vorzüglichsten Schauspielerinnen, die nicht nur in Dresden und Leipzig, wo die Hofgesellschaft abwechselnd spielte, sondern auch allenthalben, wo sie Gastrollen gab, geachtet und bewundert wurde. Ihre Kunst ist so vielseitig, daß es schwer ist zu bestimmen, ob sie im Lust- oder Trauerspiele den Vorzug verdiene. Die Gewandtheit ihres zarten Körpers, das Lebendige ihres Auges, eine erfreuliche Naivität ihres ganzen Wesens, scheinen sie für das erstere zu bestimmen; die große Kunst der richtigen Declamation metrischer Dichtungen, die Tiefe ihres Gefühls und das Gehaltene ihres Tons, geben ihr dagegen gegründeten Anspruch auf auszeichnendes Lob in dem letztern. Sie war, da bekanntlich Schillers Jungfrau von Orleans zuerst auf dem Theater zu Leipzig aufgeführt ward, die erste, welche die Rolle der Johanna d'Arc gab, und Schiller, bei der Vorstellung zugegen, gab ihr seine innige Zufriedenheit mit ihrem Spiel zu erkennen. So wird sie denen, die das Glück genossen, sie zu sehen, immer in dieser Rolle, in Maria Stuart, Thekla, Amalia u. s. w., so wie in dem heitern Gebiete der Bühne, in den Mädchenrollen des Kindes der Liebe, des Berufs, der Unglücklichen, Reue und Ersatz, offne Fehde u. s. w. in freundlicher Erinnerung bleiben. In diesem gegenwärtigen Augenblicke sich mehr zu Charakterrollen und denen der Mütter wendend, gab sie schon als Orsina, Mylford, Isabella, Lady Macbeth und Rodogune, so wie als Landräthin Durlach, Großmama, Oberförsterin u. s. w. die sprechendsten Beweise, wie sehr ihre Kunst uns auch hier die trefflichsten, wahrsten und ergreifendsten Gebilde vorzurufen im Stande sey. Wr.

Haruspex, s. Aruspex.

Harvey (William), ein berühmter englischer Arzt, wurde 1578 zu Folkstone in Kent geboren, studirte zu Cambridge und Padua, wurde Mitglied des medicinischen Collegiums zu London, dann öffentlicher Lehrer der Anatomie und Chirurgie an eben diesem Collegium, und starb 1657 als Leibarzt Carls I. Er war ein großer Practiker und scharfsinniger Beobachter. Was ihn vorzüglich merkwürdig, ja unsterblich macht, ist seine Lehre vom Kreislaufe des Bluts, wozu ihm die fleißigen Zergliederungen der Thiere Gelegenheit gaben. Sollte er auch nicht der allererste Entdecker seyn, wie Einige behaupten wollen, so gebührt ihm doch wenigstens das unstreitige Verdienst, daß er der erste war, welcher den Kreislauf des Blutes öffentlich und in systematischem Zusammenhange bewies. 1619 hielt er in seinen Vorlesungen den ersten öffentlichen Vortrag über diesen Gegenstand, und 1628 wurde sein System unter dem

Titel: Exercitatio anat. de motu cordis et sanguinis zu Frankfurt dem Druck übergeben. Eine neuere Auflage davon kam 1737 in Leyden heraus. Auch schrieb er späterhin: De circulatione sanguinis, Rotterd. 1649. Das Originalmanuscript seiner Vorlesungen befindet sich in Hans Sloane's Museum. Diese Entdeckung vom Kreislaufe des Blutes vollendete den Sturz des Galenischen Systems, und gab, verbunden mit Descartes und Newtons Philosophemen, Veranlassung zum Entstehen des bald wieder aufgegebenen iatromathematischen Systems, dessen Urheber Borelli war, welcher dadurch der Medicin die möglichste Evidenz zu verschaffen gedachte. Es konnte bei dem damaligen Zeitgeiste nicht fehlen, daß Harvey durch seine Entdeckungen sich unter den Aerzten viele Gegner und Feinde zuzog, welche sowohl ihn als seine Lehre, die jetzt ganz außer Zweifel ist, zu verkleinern und zu unterdrücken suchten. So gelang es ihnen, Harvey um den größten Theil seiner Praxis zu bringen. Dennoch wurde er von Jacob I., und dessen Nachfolger, Carl I., deren Leibarzt er war, mit ausgezeichneter Gunst beehrt. Nicht minder wichtig, als jene Entdeckung, ist seine Lehre von der Erzeugung organischer Körper. Harvey's Ausspruch, daß alles was lebt, aus Eiern entsteht, wird jetzt als völlig ausgemacht angesehen, und somit die sogenannte Generatio aequivoca widerlegt, zufolge der die letzten Glieder der organischen Kette (wie z. B. Pilze, Schimmelarten u. s. w.) noch täglich ohne Eier, bloß durch den zufälligen Zusammenfluß gewisser Stoffe entstehen sollen. Harvey stützte sich bei dieser Behauptung, so wie bei der vorigen, ganz auf reine, geprüfte Erfahrung. Er schrieb über diesen Gegenstand: de generatione animalium, Lond. 1651 und de ovo. Seine verschiedenen Schriften sind 1766. II. Voll. 4. von Dr. Lewrence in London zusammen herausgegeben worden. Seine Schreibart ist lebhaft und edel, wie sein Charakter es war. Er erwiederte die hämischen Anfeindungen seiner Gegner mit sanfter Schonung und Gelassenheit. Harvey's Leben ist beschrieben in der angeführten Ausgabe aller seiner Werke.

Harwich, der Haupthafen der englischen Provinz Essex, eine sehr geräumige, sichere und tiefe Bay, worin man wohl 100 Kriegsschiffe nebst vielen andern Fahrzeugen zu gleicher Zeit gesehen hat. Der Eingang ist von der Seite von Suffolk durch Landguard-Fort vertheidigt. Nahe bei der Stadt, die gegen 4000 Einwohner zählt und auch wegen ihrer Bäder besucht wird, auf Beacon-Hill, ist ein schöner Leuchtthurm in einer weiten Entfernung sichtbar und, wegen der gefährlichen Küste, von großem Nutzen. Ferner ist hier ein königliches Werft zum Bauen und Ausbessern der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten ist Harwich die Station des Packetboots für Helvoetsluis. Es treibt bedeutenden Steinkohlenhandel.

Harz, Deutschlands nördlichstes Hauptgebirge, von da gegen Norden nach der Ost- und Nordsee sich eine, nur von unbedeutenden Hügeln unterbrochene, große Ebene erstreckt. Der Harz ist ein frei stehendes, aber von mehreren niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, das sich vom 27° 30' bis 29° 10' der Länge und vom 50° 31' bis 51° 57' der nördlichen Breite erstreckt, und durchaus steil aus der Ebene empor steigt. Dieses 14 Meilen lange und 4 bis 5 Meilen breite Gebirge besteht aus einigen tausend Bergen und Thälern, die labyrinthisch unter einander verschlungen sind, und liegt zwar zwischen der Saale und der Weser, reicht aber nicht von dem einen Flusse bis zu dem

ändern. Die wahren Harzgebirge fangen an der Ostseite im Mansfeldischen an, gehen durch das Anhalt-Bernburgische, die Grafschaften Stolberg, Hohenstein und Wernigerode, einen Theil von Halberstadt und Blankenburg, Braunschweig-Wolfenbüttel und Grubenhagen, wo sie sich gegen Westen bei der braunschweigischen Stadt Seesen endigen. Der Flächeninhalt des Gebirges beträgt an 36 bis 40 Q. Meilen, wovon den größten Theil Hannover besitzt. Auch Preußen, Anhalt-Bernburg und Braunschweig besitzen Theile des Harzes. Man theilt den Harz in den Ober- und Unterharz, und zwar in zweifachem Sinne. In der Bergmannssprache heißt Oberharz die sieben Bergstädte, das Amt Elbingerode, Lauterberg, die Königshütte und die Hütte bei Gittelde; Unterharz begreift nach dieser Eintheilung bloß den Rammelsberg nebst den dabei befindlichen Hütten und das Salzwerk zu Harzburg. Im weitern Sinne hingegen scheidet der Brocken, der höchste Berg der ganzen Kette, welcher den Kern des ganzen Gebirges bildet, und nach allen Weltgegenden Flüsse sendet, den Harz in den Ober- und Unterharz. Was nämlich im Westen des Brockens liegt, heißt der Oberharz, und ist der höhere, erzreichste Theil (ohngefähr 23 Q. Meilen groß); was ostwärts vom Brocken liegt, bildet den Unterharz, welcher den Oberharz an Naturschönheiten übertrifft, und ohngefähr 13 Q. Meilen groß ist. Der Brocken nebst der nördlich bei Wernigerode und der südlich im Amte Lauterberg sich verflächenden Bergkette theilt die Gewässer: alle östlichen, als die Zorge, Wipper, Eine, Selke, Bode und Holzemme gehen in die Elbe; alle westlichen, als die Oder, Sieber, Söse, Nette, Innerste, Ocker, Radau, Ecker und Ilse fallen der Weser zu. Der Harz gehört nicht zu den höchsten Gebirgen Deutschlands, die deutschen Alpen übertreffen ihn dreimal und noch mehr an Höhe, auch das Riesengebirge und der Schwarzwald sind höher. Der Brocken, die höchste Kuppe des Harzes, ist 3489, nach andern 3455 Fuß hoch; diesem folgen der 2725 Fuß hohe Bruchberg, der 2667 Fuß hohe Wormberg und die 2605 Fuß hohe Achtermannshöhe. Der Theil des Harzes, den der Brocken mit dem ihm zunächst liegenden Hauptstocke des Gebirges einnimmt, besteht allein aus Granit; dann kommen die Berge der zweiten Ordnung, deren charakteristisches Kennzeichen die Grauwacke ist; am Fuße dieses Grauwackengebirges, das an Höhe den Hauptstock nicht erreicht, und in welchem vorzüglich der Erzreichthum sich befindet, sind rund um den Harz Flötzgebirge gebildet, die man unter dem Namen des Vorharzes begreift. Das Clima des Harzes, besonders des Oberharzes ist kalt. Erst zu Ende des Mai's läßt in der Regel der Frost nach, und schon zu Ende des Septembers stellt sich derselbe wieder mit Schneegestöber ein, und selbst im Junius sind Nachtfröste keine Seltenheit. Bis in den März schneit es fast beständig, oft ohne Aufhören drei bis vier Tage lang. Die eigentlich warme Witterung dauert kaum sechs Wochen, und selten schmilzt auf den höchsten Kuppen der Schnee vor dem Junius; das Ofenfeuer verlischt auch im hohen Sommer nicht. Die Oberfläche des Harzes ist durchaus bewaldet (allein in dem hannöverischen Antheile sind 286,363 Morgen Waldung); auf seinen erhabensten Kuppen steht die Fichte, doch auf dem Brocken selbst zu einem Zwergbaum zusammengeschrumpft; auf den niedrigern Bergen vermischen sich mehrere Arten von Laubholz mit den Nadelhölzern, und die Flötzgebirge sind mit den schönsten Eichen, Buchen, Birken rc. bedeckt. Eben so hat das

Gebirge einen Ueberfluß an Waldbeeeren, an Trüffeln und Morcheln, an officinellen Pflanzen, auch inländischem Moose und den schönsten Graswuchs, im Sommer nähren sich große Heerden von Rindvieh, auch Schaafe, Ziegen und Pferde von seinen aromatischen Kräutern. Der Getraidebau ist auf dem Oberharze gänzlich unbedeutend, und beschränkt sich höchstens auf Hafer; der Unterharz treibt schon hin und wieder Feldbau. In den Waldungen gibt es vieles Wild, als Hirsche, Rehe, wilde Schweine, Füchse, wilde Katzen 2c. Doch der Reichthum des Harzes besteht, außer den beträchtlichen Waldungen, in Gewinnung von mancherlei Mineralien. Diese bestehen vorzüglich in wenigem Golde aus dem Rammelsberge, vielem Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Zink, Arsenik, Braunstein, Vitriol, Granit, Porphyr, Schiefer, Marmor, Alabaster 2c. Man schätzt bloß den Ertrag der hannöverischen Bergwerke auf eine Million Thaler, wovon aber wenig reiner Ueberschuß bleibt. Daher lebt der größte Theil der Bewohner des Harzes von Berg- und Hüttenbau. Die Städte des Oberharzes sind sämmtlich offen und ohne Mauern, und haben ein einförmiges Ansehen. In den gewöhnlichen Häusern ist bloß das ein bis drei Fuß hohe Fundament, der Heerd und die Brandmauer von Stein, alles übrige von Holz; die Kirchen selbst sind so gebaut. Die Häuser sind gewöhnlich mit Schindeln gedeckt. Zu den vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten des Harzes gehören, außer den zum Bergbau nöthigen kunstvollen Einrichtungen, der Brocken mit seiner weiten Aussicht, jetzt auf seiner Spitze mit einem 130 Fuß langen, von Granitblöcken erbauten Wirthshause, die Friedrichshöhe genannt; ferner die Roßtrappe, die wildeste Gebirgsgegend und schönste Parthie des Harzes bei dem halberstädtischen Dorfe Thale; die verschiedenen Höhlen, als die Baumanns-, Biels-, Schwarzfelderhöhle, das romantische Selkenthal mit dem Mädchensprunge und dem Alexisbade, das wilde Okerthal 2c. Ein vorzüglicher Wegweiser für Reisende ist das Taschenbuch für Reisende in den Harz von Gottschalk, davon jetzt die zweite Auflage erschienen ist.

Harz. Im gemeinen Leben verwechselt man diese vegetabilische Substanz sehr häufig mit den Gummiarten, mit denen sie zwar oft verbunden (Gummiharz), darum aber nicht einerlei ist. Harze nennt man solche Substanzen, die von selbst aus den Pflanzen hervorquillen, an der Luft erhärten, aber nicht, wie die Gummiarten, im Wasser, sondern nur im Weingeist sich auflösen lassen, in der Wärme zergehen und flüssig werden, an der Flamme sich leicht entzünden, und mehr oder weniger Geruch und Geschmack haben. Sie sind besonders in der Wurzel, dem Holze und den Knospen der Pflanzen enthalten, und lassen sich aus diesen Theilen durch die Kunst ziehen. Im menschlichen Leben sind sie zum Theil sehr wichtig, z. B. das Harz aus den Nadelbäumen, der Terpentin, der Mastix und viele andere.

Hasenclever (Peter), einer der scharfsinnigsten und vielumfassendsten Männer seines Standes, der seine kaufmännischen Geschäfte mit einem combinatorischen, in die großen Welthändel eingreifenden Geiste führte und von diesem höhern Gesichtspunkt aus betrachtete, wodurch er sich einen dauernden Namen erworben hat. Er war zu Remscheid im Bergischen 1716 geboren, widmete sich von Jugend auf Fabrik- und Handelsgeschäften, bereis'te wiederholt die meisten europäischen Länder, und trieb lange sehr bedeutende Geschäfte, vor[illegible]

lich in Frankreich, Lissabon, Cadix, London und Nordamerika. Ein bedeutendes Vermögen, das sein redlicher Fleiß erworben hatte, ging ihm hier durch Betrug und Ungerechtigkeit verloren, und er verließ England, für dessen amerikanischen Eisenhandel er vortheilhaft zu wirken angefangen hatte, ohne die Früchte seiner Anstrengungen geerntet zu haben. Darauf ließ er sich zu Landshut in Schlesien nieder, machte sich hier um den schlesischen Leinwandhandel vielfältig verdient, begründete noch in seinem Alter ein ansehnliches Etablissement, bei dessen Verwaltung er allenthalben eben so viel Einsicht als Rechtschaffenheit zeigte, und starb allgemein geachtet im J. 1793. Er hat mehrere Schriften hinterlassen, die eben so viel Beweise seiner ausgebreiteten Kenntnisse sind.

Häser (Charlotte Henriette), berühmte Sängerin, ist 1789 zu Leipzig geboren. Sie war unter fünf Kindern die einzige Tochter des um die Kunst hochverdienten Musikdirektors der Leipziger Universität J. G. Häser. Die frühere Bildung ihres ausgezeichneten Talents verdankt sie zunächst ihrem Vater und dem trefflichen Musikdirector Schicht in Leipzig. Sie erwarb sich im Beginnen ihrer künstlerischen Laufbahn, als Sängerin bei dem dortigen großen Concert, die Theilnahme und Aufmunterung aller Freunde und Kenner der Kunst. Im J. 1804 wurde sie bei der italienischen Oper in Dresden als Sängerin angestellt. Unter der herrlichen Leitung des zu früh verstorbenen Musikdirectors Gestewitz und des berühmten Hofsängers Ceccarelli, eines Altisten, vervollkommnete sie sich immer mehr, so daß es ihr in einigen Jahren gelang, durch Kunstfleiß mit der rühmlich bekannten Signora Pär zu wetteifern. Bald nachher erhielt sie einen ehrenvollen Ruf nach Bologna als erste Sängerin. Ihre herrliche, reine Stimme, ihre Kunstfertigkeit und ihr anhaltendes Studium, die Vortheile der italienischen Gesangsmethode mit deutscher Gründlichkeit zu verbinden, erwarben ihr, der Deutschen, eine ausgezeichnete Aufnahme und allgemeinen Beifall, welchen sie sich auch in Wien, vor ihrer Reise nach Italien, in mehreren italienischen Darstellungen zu verdienen wußte. Auch im bürgerlichen Leben erhöhte sie ihren Ruf durch strenge Sittlichkeit und eine seltene Bescheidenheit. Man erwies ihr in Bologna die Ehre, welche ihr auch später von mehreren Kunstanstalten Italiens zu Theil wurde, ihr das Decret als Mitglied der Academia Filarmonica, zu überreichen. Die ausgezeichnetsten Bühnen Italiens wetteiferten um ihren Besitz. Sie ward zu wiederholten Malen nach Rom berufen, wo sie einen seltenen Triumph errang; auch war sie die erste Sängerin, die in Italien in Männerrollen auftrat und es wagen konnte, mit den gefeierten Künstlern Crescentini, Veluti u. a. m. gleichen Rang einzunehmen. In Neapel wurde die junge Künstlerin am großen Theater S. Carlo für ein ganzes Jahr engagirt, und hier, wie in mehreren großen Städten Italiens, genoß sie die höchste Ehre und Auszeichnung. Sie wurde gewöhnlich nur la divina Tedesca genannt. Ihr älterer Bruder August Ferdinand, der entschiedenen Antheil an ihrer Kunstvollendung hat, begleitete sie auf ihren Reisen. Seit einigen Jahren aber hat sich die gefeierte Sängerin vom Oeffentlichen zurückgezogen. Sie lebt in Rom als Gattin glücklich und geachtet, und widmet ihr herrliches Talent nur den Ihrigen und einem ausgewählten Kreise von Kunstfreunden.

Hasse (Johann Adolph), königlich polnischer und churfürstlich sächsischer Ober=Capellmeister, einer der berühmtesten Componisten Deutschlands aus den drei ersten Viertheilen des achtzehnten Jahrhunderts, war zu Bergedorf bei Hamburg im J. 1705 geboren, erlernte die ersten Elemente der Musik in seinem Geburtsorte, und brachte die ersten Schuljahre in Hamburg zu. Seine außerordentlichen Talente wurden von Johann Ulrich König bemerkt, und dieser große Musikfreund, der später vom König von Polen zum Hofpoeten ernannt wurde, empfahl ihn als Tenoristen für das hamburger Operntheater. Der berühmte Musikus Kaiser war damals Componist an demselben, und seine Meisterwerke dienten Hasse zu Mustern, der sich binnen vier Jahren als Sänger und Cembalist so trefflich ausbildete, daß ihn der Herzog von Braunschweig im J. 1722 als Hof= und Theatersänger zu sich berief. Schon im folgenden Jahre trat er mit seiner ersten Oper, Antigonus, unter vielem Beifall auf. Aber ungeachtet dieses günstigen Erfolgs fühlte Hasse, der sich bisher seinem Genie überlassen hatte, ohne sich den gründlichen Studien des Contrapunkts zu unterwerfen, die Nachtheile dieser Vernachlässigung, und beschloß, die Kunst des Satzes in einer der berühmten Schulen Italiens gründlich zu erlernen. Er reis'te im J. 1724 nach Italien, und studirte unter dem berühmten Porpora in Neapel. Scarlatti lernte ihn zufällig in Gesellschaft kennen, und gewann ihn wegen seiner Talente und Bescheidenheit so lieb, daß er ihm seinen Unterricht selbst anbot; ja die Zuneigung des würdigen Greises ging so weit, daß er ihn nicht anders als seinen Sohn nannte. Im J. 1725 bekam Hasse die erste Gelegenheit sich als Compositeur zu zeigen, indem ein reicher Banquier ihm die Verfertigung einer Serenate auftrug. Sie wurde Ursache, daß er den ehrenvollen Auftrag bekam, die Oper in Musik zu setzen, welche nächsten Mai auf dem königlichen Theater gegeben werden sollte. Diese Arbeit gründete seinen Ruf vollständig und gewann ihm bei den Italienern den Namen il caro Sassone. Von jetzt an stritten alle große Theater Italiens um die Ehre, Hasse als Capellmeister an der Spitze ihres Orchesters zu haben. Im J. 1727 ging er nach Venedig, wo seine nachherige Gattin, Faustina Bordoni, damals in ihrer schönsten Blüthe und der Gegenstand allgemeiner Verehrung, als sie ihn einst in einer Akademie auf dem Flügel spielen hörte, ihm ihre Gunst schenkte und seine gute Aufnahme beförderte. Es wurde ihm hier die Capellmeisterstelle am Conservatorio degli incurabili übertragen. Sein Ruhm, der sich jetzt auch nach Deutschland ausbreitete, verschaffte ihm den Ruf als Obercapellmeister nach Dresden mit einem Jahrgehalt von 12,000 Thalern für sich und seine Gattin. Hasse nahm dieses eben so vortheilhafte als ehrenvolle Anerbieten an, aber da man ihn gleich dringend nach Italien einlud, hielt er sich bis 1740 wechselsweise dort und in Deutschland auf. Früher hatte man ihn nach London berufen und ihm die Direction der dortigen Oper angetragen, um bei den Zwistigkeiten mit Händel diesem einen würdigen Componisten entgegen zu stellen. Lange widerstand seine Bescheidenheit, und erst nach wiederholten Auffoderungen ging er 1733 nach England, wo er zwar mit großen Ehren empfangen wurde und seine Oper Artaxerxes unter allgemeinem Beifall aufführte, dessen ungeachtet aber nicht lange verweilte. Er kehrte nach Dresden zurück, und da sein Nebenbuhler Porpora diese Stadt verlassen hatte, so bestimmte ihn dieser Umstand, verbunden mit der günstigen Aufnahme, die er am Hofe

fand, 1740 daselbst einen festen Sitz zu wählen. In dem Feldzuge von 1745 kam am 18ten December nach der Schlacht von Kesselsdorf Friedrich der Große nach Dresden. Dieser kunstliebende Fürst, der Hasse's Talente selbst kennen zu lernen wünschte, befahl ihm, eine seiner Opern auf dem großen Theater in seiner Gegenwart aufzuführen. Hasse wählte den Arminio, und ward von dem König mit 1000 Thalern und einem Diamantring dafür beschenkt. Der Verlust seiner Tenorstimme 1755 kränkte ihn bei weitem weniger als der Verlust seiner sämmtlichen Bücher und Handschriften, welche eben zur vollständigen Ausgabe aller seiner Werke geordnet waren, und die er 1760 durch das Bombardement von Dresden einbüßte. Bei den nachherigen Veränderungen des Hofes in Pension gesetzt, begab er sich 1763 nach Wien, wo er außer verschiedenen andern seine letzte Oper Ruggiero componirte, und endlich um das Jahr 1770 mit seiner ganzen Familie nach Venedig ging, woselbst er seine Thätigkeit noch an verschiedenen Arbeiten bewährte und 1783 sein Leben beschloß. Noch wenige Jahre vorher hatte er für seine Beerdigung ein Requiem gesetzt, welches von der Kraft seines Geistes auch im hohen Alter zeugt. Man erkennt Hasse mit Recht für den natürlichsten, elegantesten und einsichtsvollsten Tonsetzer seiner Zeit an, der besonders die Stimme als Hauptgegenstand betrachtete, und die Instrumentalbegleitung, ohne daß ihm darum Kenntniß der Harmonie gemangelt hätte, so einfach wie möglich anbrachte. Als einem Schüler von Leo, Vinci, Porpora und Pergolese, genügte ihm das Einfache und Natürliche. Geschrieben hat er so viel, daß er es selbst gestand, er würde manches seiner Stücke nicht wieder erkennen, wenn er es zu Ohren oder zu Gesicht bekäme. Von Metastasio hat er, außer dem Themistokles, alle Opern, und die meisten zwei und mehrmals componirt. Sein Aeußeres war angenehm, und sein Herz eben so vortrefflich, als sein Talent ausgezeichnet. — Seine Gattin, **Faustina**, geboren zu Venedig 1700 in der Familie Bordoni, verdient als eine der größten und schönsten Sängerinnen des achtzehnten Jahrhunderts besondere Erwähnung. In ihrem sechzehnten Jahre betrat sie zuerst in ihrer Vaterstadt das Theater; überall wo sie sich hören ließ, ward sie als eine neue Sirene vergöttert. Zu Florenz wurden ihr zu Ehren Denkmünzen geprägt, und ihr Ruf, durch ihre blühende Schönheit noch vermehrt, war außerordentlich. Im J. 1726 ging sie mit 15,000 Fl. Gehalt nach Wien, und 1724 wurde sie unter noch vortheilhafteren Bedingungen nach London berufen. In Dresden, wo sie sich mit Hasse verband, sang sie 1731 zum erstenmal, und war seitdem die treue Gefährtin ihres Gatten. Eine vortreffliche Schilderung dieser seltenen Frau hat **Rochlitz** geliefert in seinen **Denkmalen glücklicher Stunden**, B. I.

Hasselquist (Friedrich), einer der berühmtesten schwedischen Naturforscher und Schüler Linné's, war 1722 zu Tavestwalla in Ostgothland geboren. Bei dem Tode seines Vaters, der hier Pfarr-Vikarius gewesen, war er hülf- und mittellos; allein er rang muthig mit dem Glücke und erwarb sich Freunde, die seine Studien unterstützten. In Upsala, wohin er 1741 gekommen war, beschäftigte ihn vorzüglich das Studium der Naturgeschichte, und er machte darin unter Linné große Fortschritte. Als sein geistvoller Lehrer erwähnte, daß die Naturgeschichte von Palästina bei weitem nicht so erläutert sey, wie die der meisten Gegenden Asiens, fühlte Hasselquist das

heißeste Verlangen, dieses Land zu sehen und zu untersuchen. Er besiegte alle Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg legten, und schiffte sich 1749 nach Smyrna ein. Von da ging er über Alexandrien und Rosette nach Cairo, untersuchte die Pyramiden, die Mumien, das Steigen des Nils, und sammelte Naturproducte. Im J. 1751 verließ er Cairo und ging über Damiette und Jaffa nach Palästina. Hier besuchte er von Jerusalem aus die Ufer des Jordans, den Berg Tabor, Jericho, Bethlehem, Tyrus und Sidon. Mit unermüdlichem Eifer forschte er in allen Reichen der Natur, und brachte eine reiche Sammlung von Pflanzen, Mineralien, Insecten, Fischen u. s. w. zusammen, ja auch auf arabische Manuscripte, auf Mumien und Münzen erstreckte sich seine Aufmerksamkeit. Eben im Begriff, nach Schweden zurückzukehren, wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn 1752 in dem blühendsten Alter wegraffte. Seine Sammlungen wurden nach Schweden gebracht, und aus seinen Papieren das an trefflichen Bemerkungen so reiche Werk: Iter Palaestinum, 1757, herausgegeben.

Häßlich nennen wir diejenige Form eines Dinges, die auf unser Gefühlsvermögen eine der Schönheit entgegengesetzte Wirkung hervorbringt. Häßlich ist, was unmittelbar durch seine Form Mißvergnügen erregt, auch ohne daß wir es uns in einer nähern Beziehung mit uns denken, was Mißvergnügen erregt, indem man sich bei Auffassung der Form der subjectiven Zweckwidrigkeit derselben bewußt wird, d. h. sich bewußt wird, daß diese Auffassung Verstand und Einbildungskraft in einen unnatürlichen und unbehaglichen Zustand versetzt. Widrig ist eine Sache dem Einzelnen; das Häßliche ist für alle häßlich. Aber die Wirkung der Häßlichkeit wird vorzüglich durch Beigesellung moralischer Begriffe erhöht, oder gemildert. Ausdruck von Lastern macht uns ein Gesicht noch häßlicher, Ausdruck von Tugend siegt endlich über die physische Häßlichkeit und kann sie in unsern Augen ganz vertilgen.

Hastings (Warren), berühmt durch einen der schwierigsten und kostspieligsten Processe, geboren 1732, war der Sohn des Rectors von Churchill. Sein Oheim Howard Hastings, ließ ihn auf der Schule zu Westminster erziehen. Desselben Testaments-Executor, H. Creswick, einer von den Directoren der ostindischen Compagnie, verschaffte dem jungen Warren die Stelle eines Schreibers in Indien, wohin er 1749 sich begab. Hier studirte er persisch und alles was auf die brittischen Angelegenheiten in Indien Bezug hatte. In der Folge diente er als Freiwilliger in der Armee des Obersten Clive, als dieser Calcutta eroberte. Im J. 1761 wurde er Mitglied des Gouvernements von Bengalen. Vier Jahre nachher ging er nach England zurück, wo er sich den Wissenschaften widmete. Er hatte eben um die Professur der persischen Sprache in Oxford angehalten, als seine Talente die Aufmerksamkeit des Parlaments erregten, worauf ihn die Regierung zum Regierungsrath in Madras ernannte. Im J. 1771 wurde er Gouverneur von Bengalen, und 1773 erhob ihn Lord North zu der wichtigen Stelle eines General-Gouverneurs im brittischen Ostindien auf fünf Jahre. Er behielt diesen Posten dreizehn Jahre lang bis 1785. Er verwaltete sein Amt unter schwierigen Umständen, vergrößerte und befestigte die Macht der Compagnie auf Kosten der ostindischen Fürsten, was allerdings nicht ohne Bedruckungen und Ungerechtigkeiten geschehen konnte, und zeigte sich zugleich als einen Beförderer der Künste und

Wissenschaften. Er brachte die Einkünfte der Compagnie von 3 Mill. bis auf 5 Mill. Pf. Sterling. Aber als Lord North im J. 1782 aus dem Ministerium verdrängt worden, waren dessen Gegner bemüht, auch seinen Schutzlingen ein gleiches Schicksal zu bereiten. Hastings wurde auf Dundas Antrag zurückberufen, und sogleich bei seiner Ankunft in England in ein fast unübersehbares Labyrinth von Anklagen verwickelt. Die vorzüglichsten Redner der Oppositionspartei, ein Fox, Burke, Sheridan u. A. traten wider ihn auf. Er ward beschuldigt, in Ostindien mit tyrannischer Willkür gehandelt, unmäßige Geldsummen erpreßt, den Untergang mehrerer Fürsten befördert, und Räubereien und Bedrückungen aller Art ungescheut ausgeübt zu haben. Am 17. Februar 1786 brachte Burke die Anklagen gegen ihn vor das Unterhaus, und wurde damit im Mai 1787 an das Oberhaus verwiesen. Der Staatsproceß nahm den 13. Februar 1788 im Saale von Westminster seinen Anfang. Der persönlichen Haft entging Hastings durch die Leistung einer ansehnlichen Caution und durch Beibringung einiger unverwerflichen Bürgen. Die Feierlichkeiten, welche die Verhandlung einer Rechtssache vor dem Oberhause erfodert, und die Langsamkeit, welcher ein jeder Prozeß vor dem Parlamente um deswillen unterworfen ist, weil er nur unter beständigen Unterbrechungen fortgeführt werden kann, verzögerten das Endurtheil. Manche Anklagepunkte erfoderten eine genaue Untersuchung der ostindischen Angelegenheiten; es mußten Zeugen abgehört werden, die zu dem Ende von Ostindien nach London berufen wurden. Die Reden der Ankläger dauerten oft mehrere Tage. Alle diese Umstände verursachten eine so große Zögerung, daß man bereits am 15. April 1794 die 120ste Sitzung im Oberhause hielt, ohne zu Ende gekommen zu seyn. Das Publikum hatte sich indeß einstimmig für Hastings erklärt; endlich entschied seine Sache die Rückkehr des Lords Cornwallis aus Ostindien. Dieser Mann, der im Lande selbst die genauesten Untersuchungen angestellt hatte, sprach durchaus zum Vortheil des Angeklagten, und machte auf die großen Verdienste desselben aufmerksam, Ostindien den Engländern durch seine Maßregeln zu einer Zeit erhalten zu haben, wo der Abfall der amerikanischen Staaten für alle übrigen Colonien ein gefährliches Beispiel werden konnte. Auch das großmüthige und unpartheiische Zeugniß des französischen Obersten Gentil, den Hastings aus Indien verbannt hatte, sprach zu seinem Vortheil. Lord Thurlow machte endlich zu Anfang des J. 1795 den Vorschlag, daß jedes Mitglied des Oberhauses namentlich aufgerufen, und auf Pflicht und Gewissen sein Schuldig oder Unschuldig über Hastings aussprechen solle. Dies geschah, und so wurde Hastings, der das Urtheil knieend anhörte, am 13. April 1795 durch die Mehrheit von allen Anklagepunkten freigesprochen, und bloß zu den Prozeßkosten verurtheilt, welche 71,080 Pf. Sterling betrugen, dem Staate selbst hatte der Proceß überdieß noch einen Aufwand von 100,000 Pf. verursacht. Hastings hatte indeß in ländlicher Einsamkeit gelebt und seine Vertheidigung geschickten Sachwaltern überlassen. Die ostindische Compagnie entschädigte ihn durch ein auf 28 Jahr zurückreichendes Jahrgeld von 4000 Pf., welches er seit 1813 auf Lebenszeit behalten hat. Hastings ist auch als ein guter Architect und Ingenieur, selbst als Dichter bekannt. Unter seinen Schriften nennt man mehrere Schreiben an die Directoren der ostindischen Compagnie von 1786 und 1788; seine Vertheidigungsrede von 1791; seinen Bericht von dem Aufstande in Benares, 1782; seinen Be-

richt von dem Zustande Bengalens im Jahr 1785 und seine Memoiren über den Zustand von Indien, die er 1786 herausgab.

Hatscherif wird ein Befehl genannt, der unmittelbar vom türkischen Kaiser kommt, und den dieser eigenhändig, gewöhnlich mit den Worten: „mein Befehl soll nach seiner Form und nach seinem Inhalt vollzogen werden," unterschreibt, welche Worte mit goldener Einfassung oder sonst ausgezeichnet werden. Ein also ertheilter Befehl ist unwiderruflich.

Haubitze ist ein schweres Geschütz, welches den Uebergang von Kanonen zu Mörsern macht. Aus derselben kann man nicht nur horizontal, wie mit einer Kanone, sondern auch wie mit einem Mörser im Bogen schießen, und Bomben in die Bastionen und unter die Armeen werfen. Sie hat zu dem Ende eine Kammer wie ein Mörser, nur einen etwas längern Lauf, der aber doch kürzer als bei Kammerstücken, und ungefähr nur fünf Caliber lang ist. Man wirft Kugeln von 30 Pfund, Kartätschen, Leuchtkugeln, Brandkugeln 2c. daraus. Ihre Erfindung wird von Einigen den Holländern, von Andern den Engländern zugeschrieben; aber wahrscheinlich gehören die Haubitzen zu den deutschen Erfindungen, weil auch Ausländer ihnen denselben Namen geben, denn bei den Engländern heißt dies Geschütz Howitzer und bei den Franzosen Obûsier, und die daraus geworfene Granate Obûs. Die Erfindung mag übrigens nicht neu seyn, denn im Jahr 1512 werden Geschütze zu Breslau genannt, worunter auch Hafnitzen vorkommen.

Haug (Johann Christoph Friedrich), rühmlich bekannt als Lieder- und Epigrammendichter, ist geboren 1761 zu Niederstozingen im würtembergischen Oberamte Alpeck. Er erhielt von seinem Vater, der Pfarrer in Magstatt war, den ersten Unterricht, besuchte später die lateinischen Classen in Ludwigsburg, wo er durch seinen Lehrer, den Oberpräceptor Winter, Freude an lateinischen Versen gewann, sodann das stuttgarter Gymnasium, und studirte auf der hohen Carlsschule die Rechte. Bei den feierlichen jährlichen Prüfungen erhielt er in der philosophischen Geschichte, der Optik, der Experimentalphysik, den römischen Alterthümern u. s. w. nach und nach dreizehn Preismedaillen, und zuletzt den akademischen Orden. Hier lebte er in vertrauter Bekanntschaft mit Haven, Petersen, Schiller u. a., und entschied sich (einer Prophezeihung in Versen auf seines Vaters Hochzeit gemäß) für Poesie. Da ihm zunächst Epigrammendichter zur Hand kamen und dadurch eine reiche Ader epigrammatischen Witzes, die sich seitdem in unversiegender Fülle ergossen hat, in ihm angeregt wurde, so bearbeitete er hauptsächlich diese Gattung, und erwarb sich den Ruhm eines der vorzüglichsten deutschen Epigrammatiker. Aber auch in der Ode, sowohl der ernsthaften als der gemüthlichern, versuchte er sich mit Erfolg. Ueberdies besitzt er ein seltenes Talent im Improvisiren. Nach achthalbjährigem Aufenthalt auf der Universität ward er 1783 Secretär bei dem herzoglichen geheimen Cabinet, stieg 1794 zum Geheimen Secretär und wurde 1817 zum königl. Hofrath und Bibliothekar ernannt. In diesen seiner Neigung entsprechenden Aemtern lebt er glücklich im Kreise seiner Familie und seiner Freunde, und erfreut sich auch der Verbindung mit trefflichen Männern des Auslandes. Seine Muße hat er stets der Poesie und Literatur zugewendet. Er arbeitete an mehrern gelehrten Zeitungen, Journalen und Taschenbüchern, nimmt seit 1807 an der Redaction des Morgenblattes

Theil und hat mehrere theils größere theils kleinere Gedichtsammlungen herausgegeben, worüber wir auf Meusel verweisen. Wir dürfen bald einer vollständigen Sammlung seiner Gedichte entgegensehn.

Haugwitz (Christian Heinrich Carl, Graf von), königl. preußischer erster Staats- und Cabinetsminister, wurde 1758 in Schlesien auf einem seiner väterlichen Güter geboren. Mit allen Mitteln, seine geistigen und körperlichen Kräfte auszubilden, verlieh ihm die Natur eine vorzüglich empfindsame, mit einem gewissen Grad von Idealität ausgestattete Gemüthsart. Auf ein so zartes Herz machte die stille Betriebsamkeit und die schlichte Denkart der Brüdergemeinde in dem benachbarten Herrnhut einen tiefen Eindruck; das patriarchalische Leben der ehrwürdigen Vorzeit stand vor seinem Auge, und ließ ihn in der Alltagswelt nur Zerstreuungen finden, welche den Menschen hindern, sich seiner bewußt, mit sich selbst vertraut zu werden. Daher die Spuren von stiller, einfacher, kein Aufsehn erregender Thätigkeit; daher der Hang zum unabhängigen Leben, und die Beweise von Uneigennützigkeit, von welchen Haugwitz's Leben ein Muster aufstellt. Er studirte in Göttingen mehrere Jahre. Er war nicht lange in seine Heimath zurückgekehrt, als er, der Neigung seines Herzens folgend, sich mit der Tochter des berühmten Generals Tauenzien verband und mit ihr eine Reise nach Italien antrat. Mehrere Jahre lang fesselten ihn Venedig und Toscana. Zu Florenz trat er in ein freundschaftliches Verhältniß mit Leopold II. Familienverhältnisse riefen ihn endlich nach Schlesien zurück, wo er sich in der Verschönerung seiner Besitzungen gefiel, und durch seinen anspruchslosen Eifer nützlich zu seyn, sich Achtung und Liebe erwarb. Die schlesischen Stände gaben ihm davon einen öffentlichen Beweis, indem sie ihn zum Generallandschaftsdirector wählten. Indeß erwartete ihn bald ein höherer Wirkungskreis. Nach Josephs Tode hatte Leopold II. den Kaiserthron bestiegen. Dieser wünschte im Einverständnisse mit Preußen gewisse weitumfassende Plane, die er entworfen hatte, auszuführen; aber seine durch den preußischen Gesandten Jacobi-Klöst gemachten Anträge fanden in Berlin, wo Herzberg noch an der Spitze des Cabinets stand, keinen Eingang. Der Kaiser schrieb die Schuld dem Gesandten zu, und kam auf die Idee, Friedrich Wilhelm II. auf den Grafen Haugwitz aufmerksam zu machen und sich denselben zum Gesandten an seinem Hofe zu erbitten. Der König gab diesem Wunsche um so leichter nach, da die zahlreichen Widersacher Herzbergs diese Gelegenheit gern ergriffen, Haugwitz in dem günstigsten Lichte zu zeigen. So überraschte diesen sehr unerwartet der Antrag, sich als Gesandter nach Wien zu begeben; er wandte seine Ungeübtheit in diplomatischen Geschäften dagegen ein. Da er indeß wohl einsah, daß er durch ausharrende Weigerung zwei mächtigen Fürsten mißfallen müsse, nahm er den Gesandtschaftsposten an, verbat sich jedoch jede Gattung der Besoldung, sich vorbehaltend, aus eignen Mitteln die Würde seines Königs in der großen Kaiserstadt zu repräsentiren. Mit Haugwitz's Ankunft am wiener Hofe schien Leopold einen erwünschten Vermittler zwischen sich und dem preußischen Hofe gefunden zu haben. Es ist wahrscheinlich, daß Haugwitz, noch zu wenig vertraut mit seinem Wirkungskreise, an einer Reihe von Unterhandlungen Theil nahm, über deren Resultate er nicht zu entscheiden vermochte und welche Preußens wahrem Interesse zuwider waren. Die reichenbacher Convention von 1790 und der pilnitzer Vertrag werden als die Grundübel

angesehen, durch welche Preußens Fall vorbereitet wurde. Darauf folgten der unglückliche Rückzug aus der Champagne, und der zwecklose Kampf am Rhein und in Polen. Unterdessen war Herzberg von der öffentlichen Laufbahn abgetreten, und Friedrich Wilhelm, der ein großes Vertrauen zu Haugwitz gefaßt hatte, übergab diesem an des Grafen von Schulenburg Stelle das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und die oberste Leitung aller Cabinetsverhandlungen. In diesem Posten wußte Haugwitz, trotz mancher kritischen Verwickelungen, Preußen in seiner Würde zu erhalten und gleichsam zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen. Friedrich Wilhelm II. belohnte noch kurz vor seinem Tode die Verdienste seines Ministers mit dem schwarzen Adlerorden, auch hatte er ihm Güter in Südpreußen geschenkt. Als Friedrich Wilhelm III. den Thron bestieg, behielt Haugwitz seinen vollen Wirkungskreis. Unter ihm arbeitete der Cabinetssecretär Lombard. Man bemerkte in der Art, wie er die politischen Angelegenheiten leitete, ein entschiedenes Bestreben, Preußen und Frankreich einander zu nähern, und Frankreichs Machthaber wußten ihn dabei so zu begünstigen, daß sein System dem preußischen Hause beträchtliche Erwerbungen gewährte. Als aber im J. 1803 die französischen Truppen Hannover besetzten, erschien dieser Schritt als gefährlich für die Neutralität des nördlichen Deutschlands, welche Preußen bisher zu behaupten suchte, und der König erhielt eine andere Ansicht seiner politischen Lage. Hardenberg vor allen bewirkte diese Veränderung. Seine Bekanntschaft mit allen politischen Verhandlungen, seine Verbindungen und Talente gaben seiner Meinung Gewicht. Haugwitz, der aus inniger Ueberzeugung gehandelt hatte, konnte seine Grundsätze eben so wenig aufgeben, als sein friedlicher Charakter ihm Widerstand erlaubte. Unter dem Vorgeben, daß einige Unpäßlichkeit ihn veranlaßt habe, beim Könige den Urlaub nachzusuchen, sich auf seine Güter zurückziehen zu dürfen, räumte er Hardenberg seinen Platz, der, um seines Vorgängers System nicht ganz zu verdrängen, eine strenge Neutralität geltend machte. Indeß führte der Durchmarsch der Franzosen durch Anspach 1805 Differenzen herbei, die sogleich den Krieg zur Folge gehabt haben würden, wäre nicht der friedliebende König um so geneigter zur Unterhandlung gewesen, als bereits während seiner Rüstungen die Ereignisse von Ulm eingetreten waren. Aber Napoleon wollte nur mit einem Mann unterhandeln, dessen Grundsätze ihm schon eine erprobte Anhänglichkeit an seinen Ideengang verrieth; und so verließ Haugwitz die Ruhe des Landlebens, erschien in Wien, wo Napoleon sich eben zur Schlacht von Austerlitz anschickte, und brachte nach der Schlacht jene Convention zu Stande, durch welche Preußen sein friedliches System mit Vortheil behauptete, aber zugleich das Vertrauen der übrigen Mächte verlor, indem es von dem Cabinet von St. Cloud abhängiger wurde. Dieses überließ Hannover an Preußen, und erkannte die Neutralität Norddeutschlands an. Haugwitz hatte zur Zufriedenheit seines Monarchen unterhandelt, und das vorige Vertrauen ward ihm wieder zu Theil: er nahm aufs neue aus Hardenbergs Händen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten. Allein sein politisches System fand lauten Tadel. Während aber die Besitznahme Hannovers Preußen mit England entzweite, dem sich Frankreich um dieselbe Zeit näherte, trübten sich die Verhältnisse zwischen Frankreich und Preußen mehr als je, Haugwitz begab sich abermals als Vermittler nach Paris,

kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Er war Zeuge der jenaer Schlacht, zog sich nach derselben auf seine Güter in Schlesien zurück, und ging später, um dem feindlichen Heere auszuweichen, nach Wien. Er ist seitdem aus dem Privatstande nicht wieder hervorgetreten. Im Oct. 1811 ward er zum Curator der neuen Universität Breslau ernannt.

Hauptbuch, s. Buchhalterei.

Hauptsatz, s. Thema.

Hauptton oder **Grundton** heißt derjenige Ton, dessen diatonische Tonleiter bei Anordnung eines Tonstücks zum Grunde gelegt ist, nach welcher man die Art der Ausweichung in andere Töne, die hier Nebentöne heißen, einrichtet, d. h. selbige entweder zu harten oder weichen Tonarten macht, und endlich dessen Dreiklang sowohl am Anfange als am Ende des Tonstücks gehört wird, oder welcher das Tonstück anfängt und schließt. Es kann jeder in das gegenwärtige System eingeführte Ton zum Grundton oder zur Tonica gemacht werden, nur müssen alsdann die Nebentöne hienach geordnet und durch Vorzeichnung in die ihnen zukommenden Verhältnisse gesetzt werden. Die Intervallen der Tonleiter des Grundtons entscheiden, ob man die Tonart für die Nebentöne, oder die vom ersten und zweiten Grade der Verwandtschaft u. s. w. hart oder weich zu nehmen habe. Kommt in jener Tonleiter die Terze derselben groß vor, so nimmt man die Tonart hart, kommt sie als klein vor, so nimmt man sie weich. (S. Ton, Tonart.) — In einem andern Sinne heißt auch derjenige Ton Haupt- oder Grundton, welcher in einem Accord der tiefste ist, weil gleichsam die ganze Harmonie auf ihn gegründet ist, und aus ihm sich entwickelt. Bisweilen heißt auch Hauptton derjenige, der als beziffert in Tonstücken vorkommt, zum Unterschied derjenigen Töne oder Noten, welche man durchgehend nennt.

Haus der Gemeinen, s. Cammer der Gemeinen.

Hausehre. Den gelehrten Anquetil du Perron scheint das deutsche Wort Hausehre, das er in seinem Lexicon gleichbedeutend fand mit Gattin oder Hausfrau, besonders interessirt zu haben, er leitet es bald von Hausäre, bald von Hausöhre, bald von Hausähre, bald vom griechischen Here (Juno) ab. So fehlerhaft nun auch die Ableitung ist, so sinnreich sind seine Bemerkungen, die er bei dieser Gelegenheit macht. Ueber die Abstammung des Worts von Aere (Zeitrechnung) z. B. sagt er: mit dem erreichten Ziele seiner Wünsche, seiner Seufzer und Gebete, mit der priesterlichen Trauung beginnt für den jungen Ehemann ein ganz neuer Zeitlauf (Aere). In den ersten Flitterwochen ehelicher Zärtlichkeit, wo es noch Küsse und Umarmungen regnet, wo noch Scherz und Sehnsucht die Morgenröthe des Ehehimmels umflattern, ist gewöhnlich die französische Zeitrechnung eingeführt. Der Neuvermählte zählt von der ewig einen und untheilbaren — Liebe; späterhin zählt er mit den Christen von der Geburt — ungezogener Kinder; noch späterhin mit den Türken von der Flucht — seiner Ruhe und endlich mit den Römern von der Erbauung — seines Elendes. Ist es zu verwundern, wenn das merkwürdige Wesen, das alle diese Epochen bildet und das ein lebendiger Calender ist, Aere heißt. Aber besser gefällt ihm doch die Ableitung der Aehre. Eine Frau und eine Aehre, sagt er, haben die größte Aehnlichkeit mit einander: jene ist (im Reden und Widersprechen) spitzig, die Aehre auch, jene hat (wenn es ihr nicht nach dem Sinne geht) zuweilen

den Brand, die Aehre auch; jene ist nicht selten (gegen alles Vorstellen und Zureden) taub, die Aehre auch; wenn kein befruchtender Regen fällt, so hängt die Aehre das Köpfchen, wenn aber des Tags die Sonne scheint, die Nachtfröste ausbleiben, und gegen Morgen ein erquickender Thau fällt, so steht sie munter wieder auf, und man hat Beispiele, daß eine einzige Hausähre, wie Hekabe, Priamus Gemahlin, über hundert Körner trug.

Hausen (russisch Beluga), ist ein zum Störgeschlechte gehöriger Fisch, der sich im mittelländischen, schwarzen und caspischen Meer aufhält, zur Laichzeit aber in die Donau, Wolga und andre große Flüsse kommt. Sein Fang ist besonders für Rußland von Wichtigkeit. Das Fleisch wird theils gesalzen, theils getrocknet genossen, der Rogen liefert den Caviar, und aus der Schwimmblase wird der unter dem Namen Hausenblase bekannte Fischleim bereitet. Die Haut endlich gebrauchen die gemeinen Russen statt der Fensterscheiben.

Häusersteuer, heißt die auf die Hausrente gelegte öffentliche Abgabe. Die Hausrente theilt sich in die Bau-Rente und in die Grund-Rente, jene ist der Zins des auf die Errichtung des Gebäudes verwandten Kapitals, diese das reine Einkommen, das dem Eigenthümer des Bodens, worauf das Gebäude steht, als Landrente (s. d. Art.) zu Theil wird. Die Grundrente des Hauses besteht in dem, was von der gesammten Hausrente übrig bleibt, nachdem die Baurente abgezogen worden, und ist nach der verschiedenen Lage der Häuser sehr verschieden. Höchst unbedeutend ist dieselbe von Landhäusern, welche von großen Städten entfernt liegen, dort ist sie oft nicht höher als die Rente seyn würde, die man von dem Boden, worauf das Haus steht, ziehen würde, läge er unter dem Pfluge. Um vieles stärker ist die Grundrente von Landhäusern in der Nähe großer Städte, am größten aber in den Hauptstädten selbst und hier besonders in den Gegenden, wo die stärkste Nachfrage nach Häusern ist. Eine auf die gesammte Hausrente gelegte Steuer ist zum Theil als Grundsteuer (s. d. Art.) zum Theil als Kapitalsteuer (s. d. Art.) zu betrachten, die endliche Bezahlung derselben aber geschieht, je nachdem die Umstände wechseln, bald vom Eigenthümer, bald vom Bewohner des Hauses. In manchen Ländern kommt die Häusersteuer unter der Benennung von Giebelschoß, Heerdgeld, Fenstersteuer, Rauchfangsteuer u. s. w. vor. K. M.

Hausmittel nennt man solche Mittel, welche meistens in jeder Haushaltung vorräthig sind, und ohne künstliche pharmaceutische Zubereitung bei Kranken angewendet werden können. Der Mißbrauch, den manche Personen mit diesen Mitteln trieben, der Schaden, welchen sie durch voreilige und unrichtige Anwendung derselben oft stifteten, hat diese unschuldigen Mittel in übeln Ruf gebracht; allein es läßt sich nicht läugnen, daß die Vorwürfe nur die voreilige und unrichtige Anwendung, nicht die Mittel selbst, treffen. In Hufelands Makrobiotik ist, nebst einem Verzeichniß von einigen Hausmitteln, auch eine kurze Anleitung zu deren Gebrauche zu finden. H.

Haut ist die äußere Umkleidung der thierischen Körper. Sie ist von sehr verschiedener Beschaffenheit, und jedesmal der Form des Thieres angepaßt. Wir begnügen uns, hier die Haut des Menschen etwas genauer zu beschreiben. Diese besteht aus mehrern über einander gelegten Hüllen, worunter die unterste die eigentliche Haut heißt und ihrer Structur nach mit einem Filzel zu vergleichen ist. Sie

bildet ein bald dickeres, bald dünneres mit einer Menge von Gefäßen versehenes Gewebe. In diesen Gefäßen enden die äußersten und feinsten Spitzen der Nerven und Adern. Unter ihr liegt die sogenannte Fetthaut, welche ebenfalls an einigen Stellen dicker als an andern ist, und dazu dient, die Geschmeidigkeit der Muskeln zu erhalten. Ueber der eigentlichen Haut befindet sich die Netzhaut, eine schleimichte Substanz, welche unmittelbar unter dem äußersten Häutchen oder der Epidermis liegt, zu deren Ernährung sie bestimmt zu seyn scheint. Da die oberste Haut sehr dünn und durchsichtig ist, so gibt eigentlich die Netzhaut dem Körper seine Farbe. Die Epidermis des Europäers und Negers ist einerlei; aber die Netzhaut ist bei diesem schwarz, und bei jenem fleischroth. Die Epidermis läßt sich ohne Schmerz abschälen, ist schuppenartig und ebenfalls von ungleicher Dicke. Ihr Zweck ist vornehmlich, die Nervenspitzen zu beschützen, die außerdem bald abgestumpft werden würden. Da sie keine Feuchtigkeit durchläßt, so schützt sie zugleich den Körper vor dem Austrocknen. Zieht man sie von todten Körpern ab, so schrumpfen sie ein und verdorren. Auf ihrer Oberfläche entdeckt schon das bloße Auge mancherlei Unebenheiten, die sehr regelmäßig geordnet sind, wie man unter dem Vergrößerungsglase wahrnimmt. Man erblickt die Poren oder Schweißlöcher in bewundernswürdiger Regelmäßigkeit zwischen den parallellaufenden Furchen einander gegenüber gestellt, durch deren in der Mitte befindliche Oeffnungen die feinsten Flüssigkeiten in Dampfgestalt ausgeführt werden. H.

Hautelisse-Tapeten nennt man gewirkte Arten Tapeten von mannichfaltiger Art, Geschmack und Zeichnung. Man unterscheidet die Tapeten überhaupt in Hautelisse- und in Basselisse-Arbeiten. Erstere sind von senkrecht aufgebäumter Kette, die andern aber haben eine waagrecht liegende Kette. Hautelisse werden in neuerer Zeit weniger verfertigt, als diese, die leichter und doch in nicht geringerer Schönheit zu verfertigen sind. In den Niederlanden liefern Brüssel und Doornik die schönsten Waaren dieser Art; in Frankreich die Manufactur der Gobelins.

Hauterive (Alexandre Maurice Blanc Graf von) französischer Staatsrath, aus einer adeligen Familie in Oberdauphiné, geb. 1754, trat sehr jung in die Congregation des Oratoriums, das er 1783 verließ. Hierauf war er Professor zu Tours, wo die Nähe von Chanteloup ihm die Freundschaft des Abbé Barthelemy und das Wohlwollen des Herzogs von Choiseul verschaffte. Auf des Letztern Verwendung wurde er bei der Gesandtschaft des Hrn. von Choiseul Gouffier in Constantinopel angestellt. Von hier ging er 1785 nach Jassy, wo er unter dem Titel eines Secretärs des Hospodars, (so hießen damals die französischen Consuln in der Moldau und Wallachei) mit der Besorgung des französischen Handelsinteresse beauftragt war. Nach seiner Rückkehr vermählte er sich mit Madam Marchais, Witwe des Intendanten von Rochefort, und lebte im Privatstande; allein die Revolutionsgräuel bewogen ihn 1793 Frankreich zu verlassen. Man gab ihm ein Consulat in den vereinigten Staaten; er verlor es aber 1795, weil seine Grundsätze nicht mit denen der Regierung übereinstimmten. Als Frankreich beruhigt schien, ging er dahin zurück, und erhielt eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten unter dem Herrn von Talleyrand. Damals suchte er in seiner Schrift: Etat de la France à la fin de l'an VIII. (Paris

1800) die Grundsätze der allgemeinen Staatskunst, von denen man sich in der Revolution entfernt hatte, wieder aufzustellen. Als Talleyrand das Portefeuille verlor, trat auch Hauterive aus dem Departement heraus, und wurde Oberarchivar und Staatsrath. In verschiedenen Zeiten hat er bei Abwesenheit des Ministers das Portefeuille selbst übernommen. Im J. 1814, beim ersten Einfall der Verbündeten, brachte er 20 Kisten mit den wichtigsten Staatsschriften in den Catacomben in Sicherheit. Nach dem Sturze des kaiserlichen Throns blieb er auf seinem Posten. Als Napoleon 1815 wieder den Thron bestieg, ward Graf Hauterive aus der Liste des Staatsraths gestrichen, weil er die Declaration vom 25sten März nicht unterzeichnen wollte. Der König bestätigte ihn in seiner Stelle, und nahm ihn als Staatsrath in den Ausschuß des Innern und des Handels. Graf Hauterive hat einige Abhandlungen über Tontinen, Assecuranzcompagnien, Hospitäler, Privilegien der Gesandten u. s. w. geschrieben. Jetzt ist er mit der Abfassung einer Anleitung zu den diplomatischen Studien beschäftigt.

Hautkrankheiten, Abweichungen der Haut von ihrem gesunden Zustande, die sich durch eine sichtbare Veränderung in ihrer Form, Farbe und Structur, als das einzige oder doch hauptsächlichste Symptom, äußern. Man rechnet daher gewöhnlich die fieberhaften Ausschläge, z. B. die Blattern, Masern, den Scharlach u. s. w. nicht dazu, weil hier der ganze Körper angegriffen, und, wenigstens in practischer Hinsicht, mehr das Fieber als der Hautausschlag in Betrachtung kommt, sondern man versteht unter Hautkrankheiten gemeiniglich bloß die sogenannten chronischen Ausschläge. Will man die Ursachen aller Hautkrankheiten in Krankheiten der Säfte suchen und diese zur Hauptsache machen, so ist dies theils bei den meisten noch unerwiesen und unerweislich, theils widerspricht diesem die Erfahrung, daß manche Hautkrankheiten, wie z. B. die Krätze, bloß durch äußere Ansteckung schnell entstehen und im Anfange bloß durch äußerliche Mittel geheilt werden können. Da jedoch der organische Körper ein Ganzes bildet, und das Leiden des einen Systems sich auf das andere fortpflanzen kann, so ist nicht zu läugnen, daß die Ursache mancher Hautkrankheit in dem Leiden eines andern Systems liegen kann. Die Classification der Hautkrankheiten könnte am füglichsten nach den verschiedenen Theilen geschehen, aus welchen das Hautorgan besteht, also in Krankheiten der Lederhaut, des Malpighischen Schleimnetzes und des Oberhäutchens; allein da die Bearbeitung dieser Krankheiten noch nicht weit genug gediehen ist, um einer jeden mit Bestimmtheit ihren Platz anzuweisen, so hat man sich noch anderer Eintheilungen bedient. Die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit der Hautkrankheiten und ihrer äußern Erscheinungen ist sehr groß, ihre Unterscheidung, zumal bei dem Mangel an getreuen Abbildungen, und bei der Schwierigkeit einer genauen und deutlichen Beschreibung, daher sehr schwer. Einige äußern sich durch bloße Ausschwitzung einer Feuchtigkeit mit einigen Blätterchen, die sich kaum von der natürlichen Hautfarbe unterscheiden, und von unausstehlichem Jucken dieser Theile begleitet: das Hautjucken (prurigo, Willan.); andere erscheinen als kleine Bläschen der Oberhaut, und enthalten etwas klare Feuchtigkeit in sich, z. B. die verschiedenen Arten Friesel; andere stellen kleine entzündete Pusteln dar, welche ihren Sitz tiefer in der Lederhaut zu haben scheinen, und bis auf die Oberfläche hervorbrechen, z. B. die

Krätze, das eiternde Friesel, manche Flechtenarten; andere erscheinen als ein sich weitausbreitender Ausbruch von Blätterchen, die gewöhnlich in einen kleinen ähnlichen Schorf übergehen, sich abschuppen und beständig erneuern, wohin gleichfalls mehrere Arten der Flechten (Lichen) gehören; andere zeigen sich als schuppenartige Ausartung der Oberhaut, als trockene Schwinden; andre als bloße Ausschwitzung einer dicken Feuchtigkeit, die einen erhabenen Schorf bildet, z. B. der Milchgrind u. s. w. H.

Hautrelief, s. Basrelief.

Havannah (S. Christoval de la), gewöhnlich nur Havannah genannt, ist die wichtigste Stadt auf der Insel Cuba. Sie liegt an der nördlichen Küste, unter 23° 8′ nördl. Br. in einer sehr fruchtbaren und angenehmen Gegend. Die Straßen der Stadt sind zum Theil mit Eisenholz gepflastert. Die Bevölkerung soll sich jetzt auf 70,000 Menschen belaufen. Das wichtigste ist der Hafen, der, eine Seemeile breit, alle europäische Flotten in sich aufnehmen kann und dabei so sicher ist, daß die Schiffe ohne Anker und Taue liegen können. Das Wasser hat meistens eine Tiefe von 6 Faden. Die Natur hat schon den Hafen befestigt, indem ein enger Kanal, 1200 Ellen lang, zwischen Felsen den Eingang bildet; dazu kommen noch zwei Forts an der West- und Ostseite mit Basteien und jede mit 40 — 50 Stück Geschütz besetzt. Außerdem aber sind alle Felsen, die den Hafen beherrschen, so stark mit Kanonen besetzt, daß man nicht weniger als 300 derselben in allen Werken zählt. Deßungeachtet ward Havannah zweimal genommen, 1669 von den Freibeutern oder Flibustiern und 1762 von den Engländern unter Lord Albemarle. Indessen besitzt Spanien diesen wichtigen Platz wieder seit 1763. Es ist der Schlüssel zu Westindien, und der Versammlungsort aller Schiffe und Flotten, die aus den spanischen Besitzungen kommen. Man führt aus Havannah vorzüglich Zucker aus. Diese Ausfuhr soll sich in manchen Jahren auf 90 Millionen Pfund belaufen. Auch Kaffee, Taback, Indigo, Farbeholz, Wachs, Mahagoni und Cochenille werden ausgeführt, der Werth dieser Produkte beläuft sich auf 8 Millionen Piaster, wovon der vierte Theil als Abgaben an die Krone fällt. Im Jahr 1796 wurden die Ueberreste des großen Columbus in einem kupfernen Sarge nach Havannah gebracht. Er hatte nämlich verordnet, daß sein Leichnam in der Kathedrale von St. Domingo beigesetzt werden sollte. Dieß war geschehen; aber nachdem die Franzosen Domingo eingenommen, ließen seine Nachkommen den Sarg mit großer Feierlichkeit nach Havannah bringen.

Havercamp (Siegebert), einer der berühmtesten Philologen des 18ten Jahrhunderts, war 1683 zu Utrecht geboren. Er vollendete seine Studien auf eine glänzende Weise und ward bald danach auf den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Leyden, wozu auch die Professur der Geschichte und Beredsamkeit kam, berufen. Er stand diesen Aemtern mit Auszeichnung vor, lieferte eine Reihe der schätzbarsten Schriften und starb 1742. Er hatte einige Augenblicke der Muße benutzt, um Italien zu besuchen, und brachte von dort die Neigung für das Studium der Medaillen und Münzen zurück, dessen Früchte er in verschiedenen Werken niederlegte. Wir übergehen jedoch diese und andre Schriften von ihm, und begnügen uns seine Ausgaben des Apologeticus des Tertullian (1718, 8.), des Lucrez (1725, 2 Bde. 4.), der Geschichte des Josephus (1726, 2 Bde. Fol.), des Eutrop (1729, 8.),

des Orosius (1738, 4.), des Sallust (1742, 2 Bde. 4.) und des Censorinus (1743 oder 67, 8.) anzuführen, welche wegen der Correctheit des Textes und der hinzugefügten interessanten Abhandlungen noch jetzt in großem Werthe stehn. Nicht minder geschätzt ist seine Sylloge scriptorum, qui de linguae graecae vera et recta pronunciatione commentaria reliquerunt (Leyden 1736 — 1740. 2 Bde. 8.). Seine Theilnahme an der Ausgabe der Poetae latini rei venaticae von Bruce zog ihm sehr unverdiente Angriffe von P. Burmann (in dessen Poetae latini minores) zu.

Haverei, Haverie, s. **Avarie**.

Hawkesbury (Lord), jetzt Lord **Liverpool**, britt. Staatsminister, Sohn des Grafen Liverpool und der Miß Watts, Tochter eines Gouverneurs in Bengalen, ist geboren d. 7ten Jun. 1769. Er hieß anfangs **Robert Banks Jenkinson**. Auf der Universität Oxford studirte er die alte Literatur, und bildete vorzüglich durch Nachahmung der griechischen und römischen Classiker seine Talente aus. Auch machte er sich mit den besten Schriftstellern über die Staatsökonomie, die ihm sein Vater aufgezeichnet hatte, genau bekannt. Darauf reiste er nach Frankreich, und hielt sich zur Zeit der Zerstörung der Bastille in Paris auf. Er verabsäumte nichts, um die ausgezeichneten Männer jener Zeit kennen zu lernen, und seine Mittheilungen hierüber an seine Freunde in London machten ihn dem Minister auf das Vortheilhafteste bemerkbar. Nach seiner Rückkehr ward er 1791 zum Parlamentsgliede erwählt. Die erste Rede, durch welche er sich auszeichnete, betraf die Vertheidigung der Minister in Ansehung ihres Verhaltens bei dem Kriege zwischen Rußland und der Pforte. Er bewies darin seine Kenntnisse als Staatsmann, und seine tiefe Einsicht in die Verhältnisse der europäischen Staaten. Hierauf war er in der Commission für die indischen Angelegenheiten im J. 1793 sehr thätig. Im J. 1796 wurde er Münzmeister, dann Geh. Rath, und einer von den Lords des Handels-Ausschusses. Im J. 1801 trat er als Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten an Lord Grenville's Stelle; hierauf, als Pitt wieder Addington's Stelle einnahm, wurde er Minister des Innern. Dann erhielt er, nach Pitt's Abgang, die Aufseherstelle über die fünf Häfen, die einträglichste Stelle, welche die Krone vergeben kann. Als Redner hat Lord Hawkesbury den Erwartungen späterhin nicht entsprochen, die man nach seiner ersten Rede von ihm hatte. Sein Freund, Canning dankt ihm vorzüglich seine Erhebung. Lord Hawkesbury ist vermählt mit einer Tochter des Grafen Bristol, Bischofs von Derry in Irland.

Haydn (Joseph), war den 31sten März 1732 in dem Dorfe Rohrau auf der Grenze von Ungarn und Oesterreich geboren. Sein Vater, ein armer Wagner, spielte die Harfe, und machte daraus einen Sonntagsverdienst, indem seine Mutter dazu sang. Der fünfjährige Knabe nahm seinen Platz neben seinen Aeltern, und figurirte mit einem Brettchen und einer Ruthe, als ob er die Violine spiele. Ein Schulmeister aus dem benachbarten Städtchen Haimburg, den der Zufall zu einem dieser Concerte führte, bemerkte, daß Joseph genau Tact hielt. Er erbot sich, ihn mit zu nehmen, um ihn in seiner Schule zu bilden. Hier lernte Haydn lesen und schreiben, erhielt Unterricht in dem Gesang, auf der Violine, den Pauken und andern Instrumenten. Zwei Jahre hatte er daselbst zugebracht, als

der kaiserliche Capellmeister von Reuter, der zugleich die Musik in der St. Stephanskirche zu Wien dirigirte, den Dechant von Hainburg besuchte. Letzterer empfahl ihm Haydn. Reuter ließ ihn auf der Stelle kommen, prüfte ihn, und fand das Lob des Dechanten gegründet. So ward Haydn, kaum acht Jahr alt, Chorknabe in der Stephanskirche zu Wien. Er war kaum zehn Jahr alt, als er schon so schnelle Fortschritte gemacht hatte, daß er sich in sechzehnstimmigen Compositionen versuchte. „Ich glaubte damals," sagte er in der Folge lächelnd, „daß, je schwärzer das Papier war, desto schöner die Musik seyn mußte." Mit seinem herrlichen Sopran verlor er in seinem sechzehnten Jahre seine bisherige Stelle. Seine Lage war sehr drückend, und er bekam einen Vorschmack von den Schwierigkeiten, die einen Künstler ohne Vermögen und Beschützer auf seiner Laufbahn erwarten. Er gab Unterricht, und spielte im Orchester mit, wo es etwas zu verdienen gab. Er beschäftigte sich eifrigst mit der Composition. „An meinem von Würmern zernagten Clavier," sagte er, „beneide ich nicht das Schicksal der Könige." Damals fielen ihm die sechs ersten Sonaten von Emanuel Bach in die Hände. „Ich stand nicht eher vom Clavier auf, bis sie von vorn bis hinten durchgespielt waren, und wer mich genau kennt, wird gefunden haben, daß ich Emanuel Bach viel verdanke, daß ich seinen Styl gefaßt und mit Sorgfalt studirt habe; er selbst machte mir vor Zeiten ein Compliment darüber." Der arme Jüngling hatte endlich das Glück, ein gewisses Fräulein v. Martinez kennen zu lernen, die mit dem berühmten Metastasio lebte. Er unterrichtete sie im Gesang und Clavier und erhielt dafür Wohnung und freien Tisch. So wohnten in einem und demselben Hause der erste Operndichter des vorigen Jahrhunderts und der erste Symphoniencomponist der Welt zusammen; freilich in sehr verschiedenen Umständen: der Poeta Cesareo, mit der Gunst des Hofes beehrt, lebte im Genuß und Wohlleben, während der arme Musiker die Wintertage aus Mangel an Holz im Bette zubringen mußte. Leider hatte dies Zusammensein auf Haydns Schicksal keinen andern Einfluß, als daß er etwas italienisch lernte und von der Aesthetik der Musik hörte. Als Fräulein Martinez plötzlich Wien verließ, sah sich Haydn wieder in das größte Elend versetzt. Er zog sich in die Leopoldstadt zurück, und lernte dort einen Friseur kennen, der ihn in sein Haus aufnahm. Dieser Aufenthalt war ihm für seine ganze Lebenszeit höchst verderblich, denn er heirathete die Tochter dieses seines freundlichen Wirthes, und gesellte sich so eine Lebensgefährtin bei, die seine schönsten Tage ihm verbitterte. Haydn war achtzehn Jahr alt, als er sein erstes Quartet componirte, das allgemeinen Beifall erhielt, und den Jüngling zu ähnlichen Arbeiten anfeuerte. Indeß fanden die strengen Theoretiker, oder vielmehr Pedanten manchen Fehler in seinen Werken. Er ließ sie jedoch reden, ohne sich daran zu kehren, denn Ueberlegung und Erfahrung hatten ihn überzeugt, daß ein Werk dadurch, daß man zu streng und eigensinnig den Regeln der Kunst folge, an Geschmack und Ausdruck verliere; er glaubte, daß überhaupt nur das in der Musik verboten sey, was ein feines Ohr beleidige. Der Baron von Fürnberg nahm ihn mit edler Gastfreiheit auf. Bald darauf erhielt er die Stelle eines Organisten bei den Carmelitern in der Leopoldvorstadt. Er spielte die Orgel in der Capelle des Grafen Haugwitz, und sang in der Stephanskirche. Abends durchzog er mit einigen seiner Gefährten

39*

die Gassen. Hier führten sie gewöhnlich etwas von seinen Compositionen aus; und Haydn erinnerte sich, gegen das Jahr 1753 ein Quintet zu diesem Behuf gesetzt zu haben. Eines Abends sangen sie eine Serenade zu Ehren der Gattin eines bei dem Publicum sehr beliebten komischen Schauspielers, Namens Kurz, allgemein bekannt unter dem Namen Bernardon. *Kurz* trat heraus, um zu erfahren, von wem die Musik sey, und kaum hatte der neunzehnjährige Haydn sich ihm genannt, als Kurz ihn dringend bat, ihm eine Oper zu Musik zu setzen. Umsonst wandte der junge Componist sein unreifes Alter vor; Kurz sprach ihm Muth ein, und Haydn componirte wirklich den *hinkenden Teufel*, eine Oper, die jedoch ihrer satirischen *Tendenz* wegen nach der dritten Vorstellung verboten wurde. Haydn war bereits so berühmt geworden, daß der Fürst Esterhazy ihn an die Spitze seiner Hauscapelle stellte. Für diesen setzte er besonders die schönen Symphonien, eine Gattung, in welcher er unter allen Componisten der erste ist, und den größten Theil seiner herrlichen Quartetten. Auch hat er seinem Beschützer zu Gefallen so oft für das Bariton gearbeitet, wofür derselbe eine besondere Vorliebe hatte. Hier componirte er auch die unter dem Namen *Haydns Abschied* bekannte Symphonie, in welcher ein Instrument nach dem andern verstummte, und jeder Musiker, sobald er geendigt hatte, sein Licht auslöschte, sein Notenblatt zusammenrollte, und mit seinem Instrumente fortging. Im Jahr 1785 ersuchte ein Canonicus von Cadix Haydn, „die sieben Worte des Erlösers am Kreuze,“ zu componiren. Die Musik sollte an einem Feste, das man jährlich in der Domkirche zu Cadix während der Fasten feierte, ausgeführt werden. Die Aufgabe war schwierig. Jene sieben Worte wurden von dem Bischof in Zwischenräumen ausgesprochen, und diese Pausen sollten durch Instrumentalmusik auf eine solche Weise ausgefüllt werden, daß die Zuhörer nicht ermüdeten. Der deutsche Text wurde erst einige Jahre später von einem Canonicus aus Passau der Musik untergelegt. Als nach einigen zwanzig Jahren der Fürst Esterhazy seinen Hofstaat einschränkte, und Haydn seine Entlassung erhielt, ging er nach London, wohin ihn die Wünsche der Musikfreunde schon seit langer Zeit gerufen hatten. Im Jahr 1794 machte er eine zweite Reise dahin. Er fand die glänzendste Aufnahme, und die Universität Oxfort ertheilte ihm die Doctorwürde. Von England ging der Ruf Haydns aus, der ihm in seinem Vaterland erst spät allgemein zu Theil ward; wiewohl man seine Verdienste nie verkannte. Joseph II. selbst ward erst auf seinen Reisen auf die Talente des großen Meisters aufmerksam gemacht. Bei seiner Rückkehr aus England kaufte sich Haydn in der Vorstadt von Wien ein kleines Haus mit einem Gärtchen. In diesem Heiligthume, zu dem jetzt Freunde der Kunst nicht ohne Rührung wallfahrten, componirte er die *Schöpfung* und die Jahreszeiten, die ihn auf den Gipfel des Ruhms erhoben. Jenes Werk, in dessen göttlichen Harmonien ein jugendliches Feuer strömt, verfaßte er in seinem fünfundsechzigsten Jahre; die Jahreszeiten waren seine letzte Arbeit, er vollendete sie in elf Monaten. Seine zahlreichen Werke, zu denen noch ein Te deum, ein Stabat, viele Concerte, Sonaten, Märsche, Messen u. s. w. gehören, können nicht aufgezählt werden. Haydn gilt für die Instrumentalmusik

als Muster. Mit ihm beginnt eine neue Epoche für dieselbe. Unerschöpflich im Erfinden und Ausführen, stets neu und originell, überraschend und befriedigend, weiß er mit schöpferischer Kraft den Zeitgeschmack zu beherrschen. Seine Symphonien, die ältesten wie die neuesten, tragen alle das Gepräge der Originalität. Durch seine Quartetten ward er gleichsam der zweite Schöpfer dieser Gattung; denn erst durch ihn erhielt sie jene Anmuth, jene kunstreiche Verflechtung, welche den Kenner entzückt. Einige Jahre vor dem Tode des würdigen Greises, der am 31 Mai 1809 erfolgte, schloß die Dilettantengesellschaft in Wien ihre Winterconcerte mit einer glänzenden Aufführung der Schöpfung, zu welcher Haydn eingeladen ward. Er erschien, und schon der ausgezeichnete Empfang, der ihm zu Theil ward, machte auf den schwachen, durch die Last der Jahre gebeugten Greis den außerordentlichsten Eindruck; aber noch tiefer erschütterte ihn sein eignes Werk, und bei der alles ergreifenden Stelle: Er ward Licht, fühlte er sich dergestalt überwältigt von der Gewalt der Harmonien, die er selbst geschaffen, daß ihm die Thränen über die Wangen rollten, und er mit emporgehobenen Armen ausrief: Nicht von mir, von dort kommt Alles! Er unterlag den ihn bestürmenden Gefühlen und mußte hinweggetragen werden. Collin hat durch ein schönes Gedicht diese rührende Scene verewigt.

Hayducken hießen eine Gattung ungarischer Soldaten zu Fuß, die aber 1741 abgeschafft wurden. Jetzt werden noch gewisse auf ungarische Art gekleidete Trabanten großer Herren so genannt.

Hayley (William), einer der fruchtbarsten und geschätztesten neueren (1817) noch lebenden englischen Dichter, ist geboren 1745. Wir führen hier einige seiner bedeutendsten poetischen Werke auf: A poetical epistle to an eminent painter. — Essay on history in 3 epistles to Edw. Gibbon. — Essay on Epic Poetry. — The triumphs of temper. — Essay on sculpture in four epistles to John Flaxman. — The triumph of Music.

Hayti, sonst St. Domingo, auch anfangs Hispaniola genannt, ist eine der größten und wichtigsten Inseln unter den großen Antillen in Westindien, welche mit den kleinern dazu gehörenden Inseln 1385 Quadratmeilen enthält. Colombo, durch einige Bewohner der zuerst entdeckten lucayischen Inseln auf das Gold dieser Insel aufmerksam gemacht, landete hier am 6ten December 1492, nannte die Insel Hispaniola, und erbaute ein kleines Fort, die erste Niederlassung der Spanier in diesem Welttheile. Vor der Ankunft der Europäer hieß die Insel Hayti, in der Folge erhielt sie von der Hauptstadt den Namen San Domingo. Die Länge beträgt von Osten nach Westen 80 deutsche Meilen, und die Breite an den meisten Orten 15 bis 20 Meilen. Man kann diese Insel mit Recht die ergiebigste und reichste unter den Antillen nennen. Sie ist zwar, vornehmlich in der Mitte, sehr gebirgig, aber diese Berge sind keine kahlen unfruchtbaren Felsen, sondern mehr sich sanft abwärts senkende und in große angenehme Ebenen auslaufende Höhen, die an den Küsten viele Vorgebirge bilden, und einer Menge von Flüssen den Ursprung geben, worunter selbst einige schiffbare sind, und wodurch das Land reichlich bewässert wird. Die Küsten, von vielen Buchten

zerschnitten, sind meistens ziemlich angebaut; an der Nord- und Westküste erheben sich viele schroffe Kalkfelsen. Das Klima ist zwar heiß, wird aber durch kühle Winde gemäßigt, und ist ziemlich gesund, selbst für die Europäer, wenn sie sich vor Uebermaaß im Genusse der Nahrungsmittel, besonders der starken Getränke und vor Ausschweifungen in der Liebe hüten. Man hat, so wie gewöhnlich in den Tropenländern, eine trockene und eine nasse Jahrszeit. Zur Zeit der letztern ist die Luft beständig feucht, und kühle Nächte sind nicht selten. Auch Orkane und Erdbeben thun bisweilen großen Schaden. Der Boden, zumal in den Ebenen, ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Bloß in dem französischen Antheile zählte man 1789 über 11,500 Plantagen, darunter über 6000 Kaffee-Plantagen. Hauptprodukte sind Kaffee, Zucker, Indigo von vorzüglicher Güte, viele Baumwolle und Cacao. Andere Produkte sind: vielerlei Bäume, als Palmen, Cedern, Eichen, Färbehölzer, Kokospalmen, Pisang, die schönsten Südfrüchte, Tabak, Medicinalkräuter, Reiß, Hirse, Mais, Wein, Melonen ꝛc. Pferde- und Rindviehzucht ist vortrefflich; das Meer ist reich an Fischen. An Mineralien enthält die Insel Gold in Gebirgen und in Flüssen Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber, Salz, Marmor, Alabaster und verschiedne mineralische Wasser. — Caffee, Zucker, Baumwolle, Tabak, waren nicht ursprünglich auf dieser Insel einheimisch, sondern wurden erst durch französische Industrie dahin verpflanzt. Die Spanier, nachdem sie die friedlichen und gutmüthigen Urbewohner der Insel, deren Anzahl man bei Colombo's Ankunft auf eine Million Seelen schätzte, mit ihrer bekannten Grausamkeit vertilgt hatten, vernachlässigten diese schöne Besitzung fast gänzlich, weil sie auf dem festen Lande von Amerika mit leichterer Mühe Schätze gewinnen konnten. Französische Abentheurer ließen sich (1630) im westlichen Theile der Insel nieder; ihre Zahl vermehrte sich bald. Seit dem Jahre 1660 nahm sich die französische Regierung dieser Niederlassung ernstlicher an, und erhielt 1697 von Spanien die Abtretung des westlichen Theils der Insel. Im Frieden zu Basel 1795 trat Spanien auch die östliche Hälfte der Insel an Frankreich ab. Die französische Colonie auf S. Domingo hatte seit dem J. 1722 außerordentliche Fortschritte gemacht. Im J. 1790 betrug die Bevölkerung in dem französischen Antheile der Insel 534,000 Einwohner, und der Werth der ausgeführten Producte über 128 Millionen Livres; der spanische Antheil enthielt nicht mehr als 125,000 Einwohner. Von dieser Bevölkerung machten die aus Afrika herüber gebrachten Negersclaven den größten Theil (über 400,000) aus, den kleinsten Theil aber die aus dem Mutterlande auf die Insel gekommnen Franzosen. Diese sogenannten Weißen vermehrten sich eben nicht häufig durch gesetzmäßige Ehen, — die aus diesen Ehen erzeugten weißen Kinder wurden Creolen genannt — weit größer war die Zahl der Kinder, die aus dem Umgange der weißen Herren mit ihren Negerinnen geboren wurden, und die man ihrer Farbe wegen Mulatten oder farbige Leute (gens de couleur) nannte. Sehr viele dieser Mulatten waren von ihren Vätern legitimirt, als Christen erzogen worden, und traten in ihre Erbschaften ein. Ein großer Theil der Plantagen war daher in den Händen solcher Mulatten, aber sie konnten unter der königlichen Regierung keine andern bürgerlichen Rechte erhalten, und die Regierung der Colonie selbst war ganz in den Händen der Weißen. Unter diesen Mulatten gab es

Leute von Talenten und von mehr Sittlichkeit als ihre weißen Beherrscher besaßen. Es war daher natürlich, daß sie ihre Ueberlegenheit über die Weißen fühlten, als die in Frankreich durch die Revolution erweckten Ideen von der Gleichheit der Menschenrechte sich auch auf die westindischen Inseln verpflanzte. Sie wollten diese Rechte auch in ihrem Vaterlande geltend machen, fehlten aber darin sehr, daß sie auch die Neger, die an sie, wegen ihrer Aehnlichkeit in Bildung und Farbe, mehr Anhänglichkeit als an die Weißen hatten, zu voreilig Antheil daran nehmen lassen wollten. Das schwankende Benehmen des Nationalconvents, der über die innern Angelegenheiten Frankreichs die auswärtigen Besitzungen zu vernachlässigen schien, beschleunigte das Unglück dieser schönen Colonie. Ein Decret des Nationalconvents vom 15ten Mai 1792 gab den Mulatten das Recht, an den ordentlichen Colonialversammlungen Theil zu nehmen; ein anderes Decret vom 24sten Sept. hob diese Begünstigung wieder auf. Aber die Mulatten wollten das einmal Gegebne sich nicht wieder entreißen lassen, widersetzten sich, von den Negern unterstützt, mit Gewalt, und so begann auf der Insel ein Krieg, der mit allen Greueln der Grausamkeit fortgesetzt wurde. Am 13ten Juny 1793 wurde Cap François, eine der vorzüglichsten Städte der Insel, von den Mulatten und Negern überwältigt; die dem Gemetzel entronnenen Weißen flüchteten sich nach Nordamerika. Von Frankreich aus wurde bloß eine unbedeutende Truppenzahl nach S. Domingo geschickt, aber sie wurde von den Weißen, die noch die übrigen Häfen und Forts in Besitz hatten, sich nunmehr für die königliche Partei erklärten und bei den Engländern Hülfe suchten, selbst nicht ans Land gelassen. Die Engländer eroberten zwar im Septbr. 1793 zwei Häfen und Festungen, aber nachdem der Nationalconvent durch das Decret vom 4ten Febr. 1794 den Negern in den französischen Colonien völlige Freiheit und gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern ertheilt hatte, brach der Krieg mit größerer Wuth aus, fast alle Weiße wurden ermordet, und die Engländer verloren in der Folge ihre gemachten Eroberungen wieder. An der Spitze der Neger stand Toussaint Louverture, der am 9ten Mai 1801 der Insel eine eigne Constitution gab, durch welche er zum lebenslänglichen Statthalter ernannt, und alle Sclaverei auf ewig abgeschafft wurde. Der Krieg, den Frankreich mit England zur See führte, machte es unmöglich, Truppen nach St. Domingo zu senden, um die Ruhe wieder herzustellen. Nachdem aber am 1sten October 1801 die Friedenspräliminarien zwischen beiden Nationen zu London unterzeichnet worden waren, schickte der erste Consul den General Leclerc mit einer Flotte und 25,000 Mann Truppen nach Domingo, der am 3ten Febr. 1802 dort ankam. Von diesen Truppen wurden weit mehrere durch das ungewohnte Clima und Krankheiten, besonders durch das gelbe Fieber, als durch das Schwert der an der Zahl überlegnen Neger hingerafft. Nach einigen Monaten, während welcher zwar nur der sogenannte kleine Krieg, aber mit der größten Verwüstung geführt worden war, gelang es dem General Leclerc Unterhandlungen mit den Negern anzuknüpfen. Mißtrauen und Eifersucht, die unter den Anführern der Neger entstanden, und von den Franzosen unterhalten wurden, bewirkten bald nachher, daß sich die vorzüglichsten Anführer, Toussaint Louverture, Dessalines und Christoph den Franzosen unterwarfen. Unter scheinbarem Vorwande wurde Toussaint nach

Frankreich abgeführt, und fand dort, eines bessern Schicksals würdig im Gefängniß seinen Tod. Sein Schicksal, und das ähnliche Schicksal vieler seiner Anhänger, so wie der Entschluß der französischen Regierung, daß die Sclaverei in den Colonien nicht aufgehoben, und die strengsten Maßregeln gegen die aufrührerischen Neger genommen werden sollten, reizte die Letzteren aufs neue. Dessalines und Christoph stellten sich wieder an ihre Spitze. Die französischen Truppen waren sehr zusammengeschmolzen, ihr Anführer Leclerc wurde durch Krankheit weggerafft; sein Nachfolger Rochambeau, der ihn nicht ersetzte, fand sich so gedrängt, daß er, um aus zwei Uebeln das kleinste zu wählen, am 30sten Nov. 1803 sich in Cap François, dem einzigen noch übrigen Platze, an die denselben blokirenden Engländer ergeben mußte. Von diesem Augenblick an war St. Domingo auf lange Zeit, wo nicht auf immer, für Frankreich verloren. Dessalines, ein Tyrann, wie es deren wenige gab, behauptete nun die Oberherrschaft über die Insel, die ihren ursprünglichen Namen Hayti wieder erhielt, und wurde am 8ten October 1804 als Kaiser, unter dem Namen Jacob I. ausgerufen, aber zwei Jahre darauf in einer neuen Revolution ermordet. Seitdem steht Domingo unter der Herrschaft von drei Regenten, die sich abwechselnd bekriegt und mit einander versöhnt haben: Christoph (Henri I.), Pethion (jetzt nach dessen Tode der General Boyer) und Philipp. Christoph, der mächtigste unter ihnen, geboren den 6ten October 1767, wurde am 2ten Juni 1811 unter dem Namen Heinrich I. als König von Hayti zu Cap Henri (ehemals Cap François) gekrönt. Er liebt die Pracht und unterhält einen glänzenden Hofstaat. In dem seit einigen Jahren, und zuletzt für das Jahr 1815 erschienenen, ganz dem französischen Hof- und Staatscalender nachgebildeten Almanac royal de Hayti, dessen Titelkupfer das Reichswappen, einen aus einem brennenden Holzstoß aufsteigenden Phönix, mit der Umschrift: Je renais de mes cendres, und zwei Löwen als Schildhalter, mit der Umschrift: Dieu, ma cause et mon epée, vorstellt, werden aufgeführt: ein Großmarschall des Reichs, ein Generaloberst der Garden, ein Großadmiral von Hayti, sechs Feldmarschälle, vier Staatsminister und eine große Anzahl verschiedener Hofämter; der Reichsadel besteht aus drei Prinzen, acht Herzögen, 19 Grafen, 36 Barons. Auch hat der König 1811 einen königlichen und militärischen Orden, den St. Heinrichsorden, gestiftet. Das Ordenszeichen ist ein Stern von Gold mit azurner Emaille und 6 Strahlen. Auf der einen Seite steht Heinrichs Bild mit der Umschrift: Henry fondateur 1811, auf der andern ein Lorbeerkranz mit einem Stern und der Devise: Prix de la valeur. Die römisch-katholische ist die Staatsreligion; in der Hauptstadt ist ein Erzbischof und in jeder der vorzüglichsten Städte ein Bischof. Das Reich ist, wie Frankreich, in Militär-Divisionen und Arrondissements eingetheilt. Die Truppen bestehen aus 6 Garde-, 2 Artillerie-, 2 Cavallerie- und 32 Infanterie-Regimentern. Generalissimus ist der Kronprinz. Auch existirt eine kleine Seemacht. Die Armee beträgt 30,000 Mann. So kleinlich auch diese offenbare Nachahmung des ehemaligen kaiserl. französ. Hofstaats erscheinen mag, so zeugen doch andre Handlungen dieses Negerkönigs von richtigen Einsichten. Er hat alles angewendet, um aus Europa Gelehrte, Künstler, Fabrikanten und Handwerker nach Hayti zu ziehen, um dort europäische Cultur zu verbrei-

ten; auch unterhält er in England und Deutschland Agenten, um Handelsverbindungen anzuknüpfen. In Cap Henry ist eine Universität, und in mehreren Städten sind Lancastersche Schulen errichtet. Auch ist kürzlich in der königl. Buchdruckerei zu Cap Henry in sieben Bänden ein neues Gesetzbuch, unter dem Namen Code Henry erschienen, welches das Napoleonische zum Muster hat, und ganz von Negern ausgearbeitet ist. Dieses Gesetzbuch enthält vieles, was jedem europäischen zur Ehre gereichen würde. Seine politischen Grundsätze hat er in einem am 18ten Sept. 1814 erlassenen Manifeste erklärt, welches mit den Worten schließt: Wir erklären feierlich, daß Wir nie in irgend eine Bedingung willigen werden, welche der Ehre, der Freiheit und Unabhängigkeit des haytischen Volkes nachtheilig seyn könnte. Unserm Schwure getreu, wollen Wir Uns lieber unter den Trümmern Unsers Vaterlandes begraben, als die Verletzung Unsrer politischen Rechte dulden." — Die Hauptstadt dieses neuen Königreichs ist Cap Henry, sonst Cap François, mit einem guten Hafen, und der Mittelpunkt des Handels. Sieben englische Meilen von dieser Stadt liegt auf dem felsigen Gipfel eines sehr hohen Berges eine mit mehr als 300 Kanonen versehene und regelmäßig befestigte Citadelle, welche nur einen einzigen in den Felsen gehauenen engen Zugang hat und das große Depot der Schätze des Königreichs ist. Das Residenzschloß des Königs, Sans Souci genannt, liegt nicht weit davon, und ist auf das kostbarste ausmeublirt. — Pethion, ein Mulatte, den man als einen Mann von sanftem Charakter und zuvorkommendem Aeußern schilderte, hat durch die Errichtung von Lancasterschen Schulen, die Einführung der Kuhpockenimpfung und Beförderung des Ackerbaues und der Industrie für das Wohl der unter ihm stehenden Haytischen Republik gesorgt. Diese Republik begreift den südlichen Theil der Insel, und das jedesmalige Oberhaupt führt den Titel eines Präsidenten, wozu nach dem kürzlich erfolgten Tode Pethions der vormalige General Boyer ernannt worden ist. Die Stadt Leogane ist der Sitz der Regierung. Beide Staaten sind Feinde von einander, und nur darin einig, sich nie wieder unter die Herrschaft der Europäer beugen zu wollen. Da beide Staaten sich in einem furchtbaren Vertheidigungsstande befinden, indem jeder Neger Soldat und mit guten Waffen versehen ist, auch die Artillerie unter geschickten europäischen Artillerieoffizieren steht: so ist es wahrscheinlich, daß Domingo nie unter die Gewalt von Frankreich kommen wird, wenn auch die friedliche Politik Ludwigs XVIII. zu einer so verderblichen Expedition bewogen werden sollte. — Philipp, ein Zögling von Toussaint Louverture diente vorher in Christophs Armee. Er lebt mit den andern beiden Regenten in Frieden, ohne Ehrsucht und Ansprüche, und hat 7000 Mann unter den Waffen. Seine Sicherheit entspringt aus der Lage seines Gebiets, das mitten in der Insel von schützenden Bergen eingeschlossen ist, und vorzüglich daher, daß die beiden andern Regenten Nebenbuhler sind. Es ist aber zu vermuthen, daß er den Augenblick abwarte, wo die andern beiden in Krieg gerathen werden, um dann durch seinen Beitritt eine Entscheidung zu geben. — In dem am 30sten Mai 1814 zu Paris geschlossenen Frieden wurde, im achten Artikel, Frankreich der Besitz der Insel St. Domingo von Seiten Englands und der übrigen Alliirten zugestanden, jedoch unter der Bedingung, daß es den im Basler Frieden 1795 von Spanien abge-

tretenen Theil an dasselbe wieder zurückgebe. Indessen ist bisher von Frankreich noch nichts Entscheidendes zur Wiedereroberung der Insel geschehen. Es scheint, daß man durch Unterhandlungen mit dem Mulattenchef Pethion, dessen Unterwerfung man hoffte, etwas bewirken zu können glaubte; nach den neuesten Nachrichten aber ist der französische Agent, der nach St. Domingo geschickt worden war, von Pethion zurückgewiesen worden. So lange die jetzigen Regenten von Domingo sich nicht wieder entzweien, sondern ihre gesammten Streitkräfte bloß Frankreich entgegen stellen, wird dieses schwerlich wieder zum Besitz der Insel gelangen. Auch scheint es, daß die Engländer und Nordamerikaner nicht bloß müßige Zuschauer hierbei sind, sondern daß beide, wegen Handelsvortheile, die Neger auf Domingo bei ihrer Unabhängigkeit zu erhalten suchen. Für die übrigen Besitzungen der Europäer in Westindien ist es sehr gut, daß diese Neger, anstatt sich in einen Centralstaat zu vereinigen, sich in mehrere Regierungen theilen. Uebrigens läßt es sich durchaus nicht bestimmen, welche Resultate aus diesem mit europäischer Civilisation vertrauten Negerstaate überhaupt, und für Afrika insbesondere, in der Folge noch hervorgehen möchten.

Hazard- oder Glücksspiele sind alle diejenigen Spiele mit Karten, Würfeln, Kugeln oder Nummern (z. B. Pharo, Rouge et Noir, Bassette, Schnitt, Grobhaus, Paschen, Roulete, Biribi, oder welche Namen sie sonst haben mögen), bei welchen der Spieler das Spiel nicht durch überlegende Anordnung und Leitung nach einem auf allgemein bekannte Regeln gegründeten Plane, wie l'Hombre, Whist u. a. mit gleichem Vortheil unter gleich geschickten oder ungeschickten Mitspielern spielt, sondern wo der Ausgang des Spiels und der davon zu hoffende Gewinn bloß vom Glück und Zufall abhängt, mehr oder weniger aber auf der Seite des Unternehmers oder Bankhalters ist, daher sie auch vielen Menschen, Vornehmen und Geringen, als Erwerbzweig dienen. — Diese Spiele sind in der Regel verderblich und führen den Ponteur zum Verlust, einmal, weil schon an und für sich das Spiel so berechnet ist, daß der Bankhalter im Vortheil ist, dann aber auch, weil der Ponteur den Einwirkungen der Leidenschaft ausgesetzt ist, während der Bankhalter, er mag gewinnen oder verlieren, immer gleichförmig fortspielt. Dazu kommen noch die zahllosen fast unergründlichen Betrügereien, durch welche der Ponteur, selbst der spielkundige, von professionirten Spielern unausbleiblich bevortheilt wird, und welche am meisten da geübt werden, wo diese Spiele sich vor den Verfolgungen des Gesetzes verbergen müssen. — Die Ansichten, welche die Regierungen von den Hazardspielen haben, sind ganz entgegengesetzt. In einigen Ländern waren und sind sie vom Staate autorisirt (wohl gar zum Vortheil des Staates verpachtet), indem man es der Willkür eines Jeden überläßt, ob er sein Vermögen wagen will oder nicht, und es für besser hält, öffentlich, wo weniger Betrug möglich ist, spielen zu lassen, als (was nie zu vermeiden ist) insgeheim, wo, nach Maßgabe der Unerfahrenheit der Ponteurs, die gröbsten Gaunereien ausgeübt werden können. In andern Ländern hingegen hat man die Hazardspiele streng verboten, ohne daß es darum gelungen wäre, sie ganz zu unterdrücken. Welcher Meinung man auch beitreten mag, so bleibt es immer gewiß, daß die Ha-

zardspiele, zumal für den Leidenschaftlichen, höchst gefährlich und oft höchst verderblich sind. — In Bädern, vorzüglich in Pyrmont, Aachen, Spaa, Baden, sind die Hazardspiele übrigens nicht bloß erlaubt, sondern auch durch öffentliche Verpachtungen förmlich autorisirt, da sie als eine Quelle des Staatseinkommens betrachtet und benutzt werden. Auch in Paris und den vorzüglichsten Städten Frankreichs giebt es privilegirte Spielhäuser, von denen der Staat in einem gewissen Zeitpunkt unter der kaiserlichen Regierung angeblich zehn Millionen Francs Pacht zog.

Hebammeninstitute s. Geburtshülfe.

Hebe, die Göttin der Jugend und Mundschenkin auf dem Olympus. Sie war eine Tochter des Jupiter und der Juno, und ward von dieser dem Hercules, als Belohnung seiner tapfern Thaten, zur Gattin gegeben. In Abbildungen ist sie an der Schale kenntlich, in welcher sie den Nectar darreicht. Sie erscheint gewöhnlich als junges reizendes Mädchen in einem mit Rosen geschmückten Gewande, mit einem Blumenkranze. Oft steht ihr (wie auch dem Ganymedes) der Adler zur Seite, dem sie liebkoset.

Hebel (J. P.), Consistorialrath und Professor zu Carlsruhe, hat sich durch seine allemannischen Gedichte einen eigenen Platz auf dem deutschen Parnaß erworben. Sein Talent, sagt Göthe, neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. Auf der andern Seite neigt er sich zum sittlich-Didactischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm jene Personification zu Hülfe, und wie er dort für seine Körper einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere Naturen, als Nymphen, Dryaden u. s. w. an die Stelle der Felsen, Quellen und Bäume setzen: so verwandelt dieser Dichter hergegen diese Naturgegenstände zu Landleuten und verbauert, auf die naivste anmuthigste Weise, durchaus das Universum; so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eines auszumachen scheint. Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit, Darstellungsgabe, und neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen. Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden wir die großen leuchtenden Körper auch als gute wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fensterläden, der Mond, ihr Mann, kommt forschend herauf, ob sie wohl schon zur Ruhe sey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenstern, steht früher auf, als die Mutter, um sein Liebchen aufzusuchen. Hat der Dichter

auf Erden seine Liebesleute vorzustellen, so weiß er etwas Abenteuerliches drein zu mischen. Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beschäftigung, Jahres- und Tageszeiten gelingen ihm besonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern. Eine gleiche Nähe fühlt er zu Pflanzen und Thieren. Andre Gedichte leiten mit großer Anmuth der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab zum Sittlichen hin. Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höheren Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseit, mit Ernst, ja melancholisch aus. Allen diesen innern guten Eigenschaften kommt die behagliche naive Sprache sehr zu statten, aus der er sich einen Styl gebildet hat, der zu diesem Zwecke vor unserer Büchersprache große Vorzüge hat.

Hebel. Wenn man sich an einer festen unbiegsamen Stange in der Länge derselben drei Punkte denkt, an deren einem, dem Ruhepunkt, ein Körper befestiget ist, indem an den beiden andern Punkten zwei Kräfte einander entgegenwirken, so heißt diese Verbindung ein Hebel. Ein Beispiel davon gibt der Wagebalken, dessen Ruhepunkt in der Mitte liegt, während die Gewichte in beiden Wagschalen den Balken selbst nach entgegengesetzten Richtungen umzudrehen streben. Der Hebel ist das einfachste, aber auch das erste und wichtigste Rüstzeug in der Mechanik, und seine Theorie liegt allen übrigen Maschinen zum Grunde. Bei Betrachtung des Hebels und des Gleichgewichts der Kräfte abstrahirt man von der Materie desselben und ihrem Gewicht, und denkt sich die genannten drei Punkte nur durch mathematische Linien verbunden. Diese Verbindung heißt ein mathematischer Hebel; den Ruhepunkt nennt man auch Bewegungs- oder Umdrehungspunkt, und das worauf der Hebel liegt, die Unterlage. In manchen Fällen wird es eine Ueberlage, oder es ist eigentlich als ein Zapfen anzusehen, um den sich der Hebel dreht, ohne auf- und abwärts weichen zu können. Die Kräfte, welche an den beiden andern Punkten angebracht sind, werden nach Verschiedenheit ihrer Bestimmung Kraft und Last genannt. Wenn der Ruhepunkt zwischen Kraft und Last liegt, so ist der Hebel doppelarmig, liegen aber Kraft und Last auf einer Seite des Ruhepunkts, so ist er einarmig. Jener wird auch Hebel der ersten Art, dieser Hebel der andern Art genannt. Der Hebel erster Art kann entweder geradlinig, oder ein Winkelhebel, und seine Arme können gleich oder ungleich lang seyn. Das Product, welches man erhält, wenn man die Kraft mit ihrer Entfernung vom Ruhepunkt multiplicirt, wird das Moment genannt. Am geradlinigen mathematischen Hebel stehen senkrecht wirkende Kräfte im Gleichgewicht, wenn sie sich verkehrt wie ihre Entfernungen oder Abstände vom Ruhepunkt verhalten. Dieses Gesetz des Gleichgewichts der Kräfte am Hebel, auf dem die ganze Statik und Maschinenlehre beruht, war schon in den ältesten Zeiten bekannt, und wird bereits aus der Lehre vom Schwerpunkte vom Archimedes bewiesen; wiewohl ein völlig scharfer Beweis für das Gesetz des Hebels erst von Kästner gegeben worden. Es gilt aber nicht bloß für den geradlinigen, sondern auch für den Winkelhebel, und sogar dann, wenn die

Kräfte nicht senkrecht auf die Arme des Hebels, sondern in schräger Richtung wirken. Wenn das Gewicht des Hebels selbst mit in Betracht gezogen wird, wie dies in der Ausübung geschehen muß, so heißt der Hebel ein physischer. Man kann ihn als ein neues Gewicht betrachten, welches im Schwerpunkte des Hebels angebracht ist, dessen Moment besonders berechnet, und zu dem Momente der Seite, auf die es fällt, hinzugesetzt werden muß. Sind die Momente beider Seiten gleich, so steht der physische Hebel im Gleichgewicht. Da fast bei keinem andern Werkzeuge die Reibung so gering ist, wie bei dem Hebel, so wirkt er fast mit der nämlichen Kraft, welche die Theorie angibt. Unter den mannichfaltigen Benutzungen des Hebels für das Leben ist der Wage bereits erwähnt worden. Aber bei tausend Arbeiten ist der Hebel ein unentbehrliches Rüstzeug, zumal wo Lasten gehoben und fortgeschafft werden sollen. Der einfachste aller Hebel ist der Hebebaum, der in einer vollkommenern Gestalt Hebelade heißt. Viele Instrumente, welche man, beim gemeinen Gebrauch, nicht für Hebel hält, z. B. der Geisfuß der Maurer, Ruder, Messer, Scheren, Zangen, Hammer, Brecher u. s. w. sind einfache oder zusammengesetzte Hebel, deren Wirkungen auf dem allgemeinen Gesetze dieses Rüstzeuges beruhen. Die Muskeln des thierischen Körpers wirken bei der Bewegung der Glieder nach den Gesetzen des Hebels. Die Natur bedient sich aber gewöhnlich des einarmigen Hebels, wobei die zu bewegende Last weiter als die Kraft entfernt ist. Hiebei muß die Kraft viel stärker als die Last seyn; dagegen wird aber auch durch eine sehr geringe Bewegung der Kraft der Last eine große Geschwindigkeit gegeben.

Heber ist der Name einer aus zwei Schenkeln bestehenden und an beiden Enden offenen Röhre vermittelst welcher man flüssige Materien aus einem Gefäße durch den Druck der Luft auslaufen lassen oder heben kann. Das Sonderbare bei der Erscheinung, welche der Heber darbietet, besteht darin, daß die Flüssigkeit in der Röhre beträchtlich in die Höhe steigt, um durch den andern Schenkel abzufließen, und daß das ganze Gefäß leer wird, sobald der in demselben befindliche Arm oder Schenkel des Hebers bis auf den Boden reicht. Der Grund davon liegt in dem Drucke der Luft; daher ein Heber im luftleeren Raum nicht heben kann. Da aber die Atmosphäre mit einem Gewicht auf das Wasser drückt, welches dem von einer 32 Fuß hohen Wassersäule gleicht, so kann das Wasser nie über die Höhe gehoben werden. Man bedient sich des Hebers, der auf verschiedene Art eingerichtet seyn und verschiedene Gestalten haben kann, um Flüssigkeiten aus einem Gefäße zu heben, in die Höhe zu leiten u. dgl. Im Großen hat man den Heber bei dem berühmten Canal von Languedoc (Canal du midi) angewendet. Dieser Canal läuft an einigen Stellen am Abhange von Gebirgen fort, und muß daher alles von diesen Bergen abfließende Wasser aufnehmen, wodurch er oft austrat und Ueberschwemmungen anrichtete. Man brachte, dieß zu verhindern, große gemauerte Heber an, deren höchster Punkt sich im Niveau des höchsten Standes, den das Wasser im Canal erreichen sollte, befand, und deren kurzer Schenkel bis auf den Boden des Canals, der längere aber am Abhange des Gebirges herabging. Diese Heber würden, wenn sie sich einmal gefüllt haben, nicht eher zu

fließen aufhören, als bis der ganze Canal ausgeleert wäre, hätte man nicht die Vorsicht gebraucht, im kürzern Schenkel, im gewöhnlichen Niveau der Wasserhöhle eine Oeffnung anzubringen. Sobald die Heber das Wasser so weit abgeführt haben, daß es bis zu dieser Höhe herabgesunken ist, tritt zu dieser Oeffnung Luft hinein, und im Augenblicke hört die Wirkung des Hebers auf.

Hebert (Jacques René), während der Schreckenszeit der französischen Revolution unter dem Namen Père Duchêne bekannt, und einer der eifrigsten Agenten der terroristischen Parthei, wurde ohngefähr 1755 zu Alançon geboren. Er kam sehr jung nach Paris, um dort sein Glück zu machen; fand aber nur Gelegenheit, seine verderblichen Anlagen zu entwickeln. Nachdem er einige Zeit mit Betrügereien sich durchgebracht hatte, wurde er Billeteur an einem kleinen Theater, aber wegen Veruntreuung bald wieder fortgejagt. Die Revolution fand ihn ohne Unterhalt, und darum einen doppelt gelehrigen Schüler an ihm. Bei dem Ausbruche der Revolution kam ein gewisser Lemaire auf den Einfall, ein kleines Journal unter dem Titel Père Duchêne, heraus zu geben, das er in den Straßen vertheilen ließ und wodurch er die untere Volksklasse mit der neuen Constitution und andern revolutionären Vorgängen bekannt machte. Die Jakobiner setzten diesem Blatt einen andern Père Duchêne, von Hebert herausgegeben, entgegen, in welchem sie auf die pöbelhafteste Weise täglich den König, die Königin und die königl. Familie beleidigten. So wurde Hebert allmählig der Held des Pöbels. Nach dem 10ten August wurde er Mitglied der Commune, und sein glühender Patriotismus zeichnete ihn bald aus. In eine Verschwörung mit dem Maire Pache und einigen andern wüthenden Jacobinern verwickelt, wurde er verhaftet, allein ganz Paris erhob sich plötzlich, und begehrte Freilassung des Patrioten Hebert. Heberts Sieg zog unmittelbar die Auflösung der Commission der Zwölfe nach sich, und der größte Theil der Conventsmitglieder, woraus sie bestanden, wurde proscribirt. Hebert wurde einer der Ankläger den Königin; er beschuldigte sie Verbrechen, welche die Natur empören; er war einer der Commissäre der Municipalität, welche im Tempel die unglücklichen Kinder Ludwigs XVI. verhörten und die schmählichsten Fragen an sie stellten. Selbst Robespierren missfiel der darüber erstattete Bericht, und Hebert sah sich zum Kampfe mit diesem aufgefodert. Er verband sich mit Chaumette, um die furchtbare Faction, deren Häupter sie waren, zu verstärken; durch sie und durch Ronsin, den Chef der revolutionären Armee, verstärkt, machte sich Hebert zum Herren des Clubs der Cordeliers, die seit lange in Besitz der Mittel waren, die Volksmasse in Bewegung zu bringen, und klagte Danton an, die Natur der Freiheit und die Karte der Menschenrechte verletzt zu haben. Diese Verwegenheit schreckte Robespierre und Danton; und, wiewohl heimliche Feinde, vereinigten sie sich doch zur Vertilgung dieser neuen Faction, und ließen Hebert und einige seiner Anhänger verhaften. Mit der Freiheit verlor Hebert allen Muth und alle Besinnung. Er wurde den 24 May 1794 auf das Schaffot geschleppt: man hatte noch niemand muthloser sterben sehen, als ihn. Seine Gattin, eine ehmalige Nonne, wurde wenige Tage nach ihm hingerichtet.

Hebezeug (Mechanik) heißen überhaupt alle zu Hebung einer Last erfundene Instrumente, als Hebel, Heblade, Erdwinden, Fla-

schenzüge, Krähne, Räder an den Wellen, Haspeln, Radewinden, schiefe Ebenen mit ihren Anwendungen auf Keil und Schraube, die Schrauben ohne Ende u. s. w. Unter den Griechen hat sich Archimedes (3770) in Erfindung der Hebezeuge am berühmtesten gemacht. Denn mit seinen Maschinen konnte er allein ein beladenes und mit Menschen besetztes Schiff bewegen. Wenn das Hebezeug nur aus dem Hebel und der Rolle besteht, heißt es ein einfaches, in der Zusammensetzung mehrerer der oben genannten Werkzeuge ein zusammengesetztes Hebezeug, welches zur Hebung der schwersten Körper und Lasten dient. Seine Wirkung erfolgt jedesmal streng nach den Gesetzen der Bewegung in allen ihren Verhältnissen. X.

Hebräer, Ankömmlinge, Fremdlinge, heißen die Nachkommen Abrahams, der 2000 vor Chr. Geb. aus Mesopotamien jenseit des Euphrats nach Kanaan (Palästina) einwanderte. Sein Erbe, nomadisches Hirtenleben und der an göttliche Verheißungen (s. Abraham) gebundene Beschneidungsgebrauch, ging auf seinen Sohn Isaak und dessen jüngern Sohn Jacob (Israel) und dessen 12 Söhne über. Jacob zog bei einer Theuerung in Kanaan mit 70 Kindern, Enkeln und Urenkeln nach Gosen in Aegypten, wohin ihn sein am ägyptischen Hofe mächtiger Sohn Joseph rief. Während der 430 Jahre ihres Aufenthalts in Aegypten waren die Hebräer von 70 Seelen auf drittehalb Millionen angewachsen, worunter 600,000 streitbare Männer den Auszug unter Moses deckten, und die Nationen, an denen ihre 40jährige Reise vorüber ging, bekämpften. Unter den Beschwerden dieses langen Zuges durch Einöden und feindliche Völker stärkte sich ihr Geist zu Waffenthaten und die strenge Gesetzgebung ihres Anführers brachte in die unruhigen Gemüther Regel und Gottesfurcht. (Ueber diese Gesetzgebung und die Religion der Hebräer vergl. d. Art. Moses). Als die Hebräer endlich 1500 vor Christi Geburt das Land, in dem die Gebeine ihrer Väter, die lang ersehnten Ströme und Berge Gottes ihrer harrten, unter Josua erreicht hatten, theilten sich 12 Stämme, nähmlich: die neun Stämme der Söhne Jacobs: Ruben, Simeon, Juda, Dan, Naphtali, Gad, Asser, Isaschar, Sebulon, die Stämme der beiden Söhne Josephs: Ephraim und Manasse, und der Stamm Benjamin in die Provinzen; Ackerbau wurde die Grundlage ihres Gemeinwesens. Der Stamm Levi, des dritten Sohnes Jacobs, blieb ohne Grundeigenthum unter den übrigen in 48 Städte vertheilt, zum Gottesdienst geweiht. Er erhielt den Zehnten alles Erwerbs zur Besoldung und bildete, wie die Priesterkaste in Aegypten, einen ausgezeichneten Stand, der in der von Moses gegründeten theokratischen Staatsverfassung der Hebräer im Namen Jehovas, des unsichtbaren Königs, handelte und das Volk bei Verwaltung des auf die Familie Aarons eingeschränkten Priesterthums (vergl. Hoherpriester) kirchlich, richterlich und polizeilich regierte, eine Gewalt, die er auch noch unter den Königen zu behaupten wußte. Die vier Jahrhunderte vom Einzuge in Kanaan bis 1100 vor Chr. Geb. sind das Heldenalter der Hebräer. Samuel (s. d. Art.), der letzte und größte ihrer Richter (so hießen ihre Regenten und Anführer) gab ihnen endlich auf ihr unverständiges Begehren um 1100 vor Chr. Geb. den langen, aber nicht geistesgroßen Saul zum Könige. Die Verfassung wurde anfangs dadurch wenig anders, der König war ohne Hofstaat

und feste Residenz, kaum mehr als Heerführer, und als er sich meh- rerer Mißgriffe schuldig machte und der Vormundschaft Samuels entziehen wollte, salbte dieser einen Hirtenjüngling, den mit allen Gaben des Geistes und Körpers gezierten Sohn Isais, David (s. d. Art.), zum Könige. Davids glorreiche Regierung war das Blü- thenalter des hebräischen Staates; die heidnischen Ureinwohner wur- den völlig verdrängt, die Gränzen durch glückliche Eroberungen weit nach Syrien und Idumäa hinein ausgedehnt, Jerusalem (s. d. Art.) zur Residenz gemacht, Baukunst und Poesie gehoben, Religion und Cultus befestiget, die Sitten veredelt, der Gewerbfleiß geför- dert, Handelsverkehr mit Phöniziern und Arabern angeknüpft, ja selbst die Schifffahrt auf dem mittelländischen Meere gewagt. Aber dieser Flor sank schon unter seinem Sohne Salomo (s. d. Art.). Seine Prachtliebe und Ueppigkeit *) vergeudete die Schätze Davids, und der weltberühmte Tempel, an den sie gewendet wurden, war kein Ersatz für die Verwöhnung und Bedrückung des Volks, das un- ter harten Auflagen seufzte. Mit Salomons Tode 975 vor Chr. Geb. zerfiel daher das Gebäude der Macht und des Ruhms der Hebräer; sein Sohn Rehabeam wußte nicht die empörten Gemüther zu be- gütigen, nur die Stämme Juda und Benjamin, aus denen das Kö- nigreich Juda entstand, blieb ihm treu, die andern zehn Stämme fielen seinem beliebteren Bruder Jerobeam zu, und bildeten das Königreich Israel. So wurde das Reich getheilt, um sich nie wie- der zu der alten Größe zu erheben. In Israel herrschte eine Reihe von neunzehn Königen aus verschiedenen Geschlechtern, deren wenige anders als durch Ermordung ihrer Vorgänger auf den Thron kamen. Dies Reich, obwohl stärker bevölkert und weiter ausgedehnt, als Juda, wurde doch früher als dieses ein Raub assyrischer Eroberer. Salmanassar nahm Samaria, die Hauptstadt Israels, und verpflanzte das unterjochte Volk in die Gebirge Mediens, 722 vor Chr. Geb. Länger erhielt sich Juda; unter 20 Königen aus Davids Hause zeich- nen sich Josaphat, Hiskias und Josia durch Regententugend und Eifer für den Dienst Jehova's aus, die andern wurden der Re- ligion und Ordnung ihrer Väter mehr oder weniger untreu, und unfähig, den Mächten Aegyptens, Assyriens und Babylons zu wi- derstehen, bald dieser, bald jener zinsbar, bis endlich Nebucadnezar 588 v. Chr. Geb. Jerusalem eroberte, den Tempel plünderte und zerstörte, den letzten König Zedekia blendete, und mit dem Volke, so viel vom allgemeinen Blutbade übrig war, in die Gefangenschaft nach Babylon führte. In den Resten der Literatur der Hebräer aus dieser Periode (s. d. folgenden Art.) finden wir den aegyptisch dü- stern, orientalisch feurigen, mosaisch strengen und überall feierlich religiösen Charakter diesen Volkes mit starker Eigenthümlichkeit aus- geprägt. Obgleich durch die Gewalt eigner Sinnlichkeit und fremder Unterjochung vielfach mit andern Völkern vermischt, verlor es doch nie den Stolz, zu dem es sich durch die Idee, das auserwählte Volk Gottes zu seyn, erhoben fühlte, und die hartnäckige, unvertilgbare Individualität, die es zu einem Gegenstande bald der Furcht, bald

*) Um sich einen Begriff von dem Luxus der Hebräer zu machen, ver- gleiche man das eben so gründliche als geschmackvolle Werk des Prof. Hartmann: Die Hebräerin am Putztische. (Im Verlage des Her- ausgebers vom Conv. Lex. 3 Thle. mit 9 Kupfern 7 Thlr.)

der Verachtung und des Spottes der Fremden machte. Der Name Hebräer wich nach der Theilung des Reichs dem besonders seit dem Exil üblicheren Namen Juden, und unter diesem Artikel wird daher die jüdische Geschichte der späteren Perioden ihren Platz finden. E.

Hebräische Sprache und Literatur. Der wesentliche Einfluß, den der Monotheismus der Hebräer durch das Christenthum und den Mahomedismus auf die Bildung des Menschengeschlechts gewonnen hat, gibt ihren alten Nationalschriften, in denen diese Religion reiner als durch den Cultus ihrer Nachkommen, der Juden selbst, auf uns gekommen ist, eine welthistorische Wichtigkeit. Daher hat die hebräische Literatur, auch abgesehen von dem dogmatischen Gesichtspunkte, auf dem sie als eine Sammlung von Urkunden der göttlichen Offenbarung erscheint, vielseitiges wissenschaftliches Interesse. An Alter, Glaubwürdigkeit, Originalität, poetischer Kraft und religiösem Gehalt übertrifft sie die Literatur jedes andern Volkes der vorchristlichen Zeit und enthält daher für die Geschichte des Menschengeschlechts und seiner geistigen Entwicklung bei weitem die merkwürdigsten Denkmale und zuverlässigsten Quellen. Wird die hebräische Sprache auch lange nicht mehr für die Ursprache des Menschengeschlechts gehalten (vergl. Wahls allgem. Geschichte der morgenländ. Sprachen 2c. Leipzig 1784.), so ist sie doch unter den Semitischen Sprachen (Chaldäisch, Aramäisch, Hebräisch, Syrisch, Arabisch, Phönizisch, Armenisch, Aethiopisch werden zusammen, wegen der Abstammung dieser Völker von Sem, dem Sohne Noahs, so genannt) erweislich eine der ältesten. In ihrer Bildung sind folgende Perioden zu unterscheiden: 1) von Abraham bis auf Moses, wo ihr altaramäischer Stamm durch ägyptische und arabische Zuflüsse modificirt wurde; 2) von Moses bis auf Salomo, wo sie nicht ohne phönizischen Einfluß zu vollkommener Selbstständigkeit heranreifte; 3) von Salomo bis auf Esra, wo sie, wachsend an Blüthe und Reichthum, doch durch Aufnahme fremder Ideen und Bezeichnungen anfing unreiner zu werden; 4) von Esra bis an das Ende des Makkabäischen Zeitalters, wo sie sich allmählig in die Neu-Aramäische verlor und zur todten Büchersprache wurde *). Spuren verschiedener Dialecte zeigen sich am Ende der dritten Periode, indem man nach dem Exil das Alt-Hebräische, das Idiom der auf uns gekommenen Handschriften des alten Testaments, unter dem Namen Jehudit, d. h. jüdische Sprache, von dem Samaritanischen und Aramäischen unterschied. Buchstabenschrift hatten die Hebräer schon beim Anfange der zweiten Periode, ihre Schriftzeichen waren aber bis zum Exil die phönizischen, die sich in den samaritanischen Handschriften noch am treuesten erhalten haben. In der babylonischen Gefangenschaft nahmen sie die jetzt bekannte hebräische Quadratschrift von den Chaldäern an und schrieben dann unter Esra die althebräischen Handschriften in chaldäische Buchstaben um. Diese Schrift hatte ur-

*) Vergl. Hezels Geschichte der hebr. Sprache und Lit. Halle 1776. Die besten Grammatiken der hebräischen Sprache sind von Michaelis, Güte, Hezel, Pfeiffer, Jahn, Wezel, Vater, Wekherlin, Hartmann; hebräisch-deutsche Wörterbücher von Castelli, Coccejus, Simonis, Michaelis, Schulz, und das neueste, vorzüglichste von Gesenius.

sprünglich nur drei Vocal-Buchstaben und erhielt ihre vollständige Punktation nicht vor dem 7ten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, aus dem die ersten schriftlichen Beiträge der Masorethen zur Berichtigung des Textes der hebräischen Nationalschriften herrühren (vergl. Masora). Daher erlitt schon die äußere Gestalt derselben seit ihrer Entstehung mannichfaltige Veränderungen; aber auch der Inhalt der Bücher, die jetzt den Codex des alten Testaments ausmachen, kann nicht völlig unverändert auf uns gekommen seyn. Moses schrieb auf Stein; noch lange nach ihm scheinen die Hebräer, was schriftlich aufbewahrt werden sollte, nur in Stein, Erz oder Holz eingegraben, aber eines bequemeren, zum Aufschreiben größerer Aufsätze geeigneten Materials, wie der Leinwand oder des Papyrus, welches die Entstehung einer Literatur nach unsern Begriffen erst möglich macht, sich nicht vor dem Zeitalter Samuels und der von ihm gestifteten Prophetenschulen bedient zu haben. Und selbst in diesem Zeitalter war Schriftstellerei noch bei allen Nationen etwas Seltenes. Weisen nun mehrere Schriften des alten Testaments z. B. die Bücher Mosis, das Buch Hiob, einige Psalmen, ausdrücklich auf einen früheren Ursprung zurück, so ist die Annahme nicht zu umgehen, daß sie von den Verfassern, welchen sie zugeschrieben werden, theils nur dem Hauptinhalte nach aufgezeichnet, theils durch mündliche Ueberlieferung auf die Nachwelt gebracht, von späterer Hand aber überarbeitet, aus solchen Ueberlieferungen vervollständiget und zu dem Ganzen verbunden worden sind, das sie jetzt ausmachen. Dasselbe behauptet die Kritik mit einleuchtenden Gründen auch von dem größten Theile der übrigen Bücher des A. T., deren Abfassung nach der gewöhnlichen Meinung in das Zeitalter vor dem Exil gehören soll; daher denn die Authentie und Integrität der Form, in der wir sie besitzen, von den Orientalisten unserer Zeit nur in einem sehr eingeschränkten Sinne zugestanden wird. Begreiflicherweise müßte bei dieser kritischen Sichtung nicht nur die innre Anordnung, sondern auch Manches von dem Inhalte der angeblich älteren Schriften der Hebräer, besonders der historischen, mehr oder weniger als das Werk einer späteren Redaction erkannt werden, als man sonst anzunehmen pflegte. Dadurch wird aber die Aechtheit der darin erzählten Thatsachen und des Geistes, der diesen Büchern eigenthümlich ist, keinesweges zweifelhaft; vielmehr müßte schon die bis ins Kleinste genaue Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht, mit der die Hebräer ihre heiligen Nationalschriften behandelten, die späteren Redactoren derselben über den Verdacht willkührlicher Abänderungen und entstellender Zusätze erheben, wenn auch die aus dem eigenthümlichen Gepräge jedes Buches hervorgehenden innern Gründe, welche diese Aechtheit entscheidend verbürgen, nicht berücksichtiget würden. Daß von den Schätzen der hebräischen Literatur, die besonders im Salomonischen Zeitalter sehr reich war, viel verloren gegangen seyn muß, läßt sich aus Stellen des A. T. selbst beweisen. Was aber in dem kleinen Theile, den wir davon besitzen, für die Geschichte der Hebräer und ihrer Religion Wichtigkeit hat, gehört seinem wesentlichen historischen und religiösen Stoffe nach den Epochen an, auf die es zurückweiset. Daher bezeichnet die Aufeinanderfolge der verschiedenen Zeitalter, in welche die Geschichte der Hebräer sich eintheilen läßt (1. Patriarchen, erster Bund mit Gott, 2. Moses und Gesetzgebung (Thorah), 3. Heldenalter unter

den Richtern, theokratische Republik, 4. Davids und Salomon's Regierung, theokratische Monarchie, 5. Propheten, Kampf der Theokratie mit der Monarchie, 6. babylonisches Exil, 7. Zeitalter nach der Rückkehr aus dem Exil), auch die allmählige Entwickelung des Geistes, der in ihren Schriften weht. Die Annahme der späteren Aufzeichnung bleibt bei dieser Ansicht unbestritten. Waren nun aus dem ersten Zeitalter die in der Genesis, dem ersten Buche Mosis, enthaltenen einfaltsvollen alten Sagen (vergl. den Art. Patriarchen, Abraham, Isaak, Jacob, Joseph), aus dem zweiten die von Moses aufgezeichneten Gesetze in Steinschrift, ausführlichere Vorschriften für den Gottesdienst und das bürgerliche Leben, historische Nachrichten und Lieder aber durch mündliche Ueberlieferung (s. d. Art. Moses) und aus dem dritten ähnliche Nachrichten (der Inhalt der Bücher Josua, Richter, Ruth) eben so auf das vierte gekommen, so entstand in diesem erst eigentliche Schriftstellerei, welche den vorhandenen historischen und poetischen Stoff in schriftlichen Sammlungen (der Pentateuch oder die fünf Bücher Mosis, Josua, die Richter, die Bücher Samuels) aufbewahrte und sich in neuen poetischen Schöpfungen übte. Dazu fanden die hebräischen Schriftsteller mächtige Anregung in dem Hirtenleben ihrer Erzväter, in der schönen, großartigen Natur ihres Landes, in der wundervollen Geschichte ihres Volks (Rettung aus der ägyptischen Knechtschaft, Kampf mit der Natur und feindlichen Horden während des vierzigjährigen Zuges durch die Wüste, Kriege unter den Richtern), in dem Gebrauche des Gesanges beim Gottesdienste und dem dadurch geweckten Eifer für die Musik und in dem bestehenden Propheten= (Lehrer= und Dichter=) Orden (vergl. Lowth de sacra Poësi Hebraeorum. Lps. 1815, Herders Geist der hebräischen Poesie. Dessau 1785, 2 Bde.). Poesie wurde die Grundlage ihrer Literatur: lyrische durch David, dem Lied und Elegie gleich glücklich gelang, und unter ihm; didactische noch mehr unter seinem Nachfolger, wo auch Versuche in der Idylle (Ruth) und dem kleineren Epos aufkamen (s. d. Art. David, Psalm, Salomo, Hohes Lied, Hiob). Starke Religiosität bezeichnet den Geist und Zweck dieser Dichtungen, nie hat der Sinn für das Gesetz Jehova's lebendiger gewirkt, als in den heiligen Gesängen aus der Davidischen Zeit; dagegen Salomo sich in seiner Handlungsweise, wie in den unter seinem Namen bekannten Schriften merklich vom israelitischen Particularismus ab und zu einem philosophischen, ja weltbürgerlichen Indifferentismus neigte. Nach der Theilung des Reichs erhielten nur noch Religion und Literatur die Reste der alten Nationalkraft, und ihre Bewahrer, die Propheten, wurden nun die Lehrer und Tröster des sittlich und politisch sinkenden Volks bis in die unglückliche Periode der babylonischen Gefangenschaft; vor derselben, noch unter den Königen, Jonas, Joel, Amos, Hosea, Jesaias, Micha, Obadja, Nahum, Habakuk; während derselben Jeremias, Ezechiel (Hesekiel), Daniel, Zephania; zur Zeit der Rückkehr nach Palästina Haggai, Zacharias (Sacharja) und Malachias. Ueber ihre Lebensumstände und den eigenthümlichen Geist der unter ihren Namen bekannten Schriften s. d. Art. Propheten und die einzeln behandelten Art. Jesaias, Jeremias, Ezechiel, Daniel und Habakuk. Diese Schriften sind größtentheils spätere Sammlungen ihrer Begebenheiten, Reden und Prophezeihungen, deren sehr un=

gleichen Umfang zu der Unterscheidung der großen Propheten (Jesaias, Jeremias, Ezechiel, und Daniel) von den übrigen kleineren Anlaß gegeben hat; doch besitzen wir nicht einmal die großen vollständig und von den kleineren augenscheinlich nur Fragmente. Die Zeit der Wiederherstellung des Mosaismus nach der Rückkehr aus dem Exil wurde für die hebräische Literatur dadurch höchst wichtig, daß Esra zur Sammlung ihrer alten Schätze ein Collegium von 120 Gelehrten, die große Synagoge, errichtete und Nehemia bald nach ihm diese oder eine neue Sammlung als Tempelbibliothek aufbewahrte, welche jedoch erst gegen das Ende der syrischen Verfolgungen hin geschlossen worden zu seyn scheint (vergl. d. Art. Juden). Die Absicht dieser Wiederhersteller, den Juden in der Sammlung ihrer alten Nationalschriften zugleich einen Religionscanon zu geben, läßt vermuthen, daß sie dabei mit möglichster Treue gegen den alten Mosaismus zu Werke gingen, und gewiß war dieser Canon des alten Testaments nach Anzahl und Ordnung der Bücher schon unter den Makkabäern so normirt, wie wir ihn jetzt haben, auch die jetzt übliche Eintheilung derselben in historische, poetische und prophetische dabei schon berücksichtiget. Zu den historischen gehören außer den schon in der Davidisch-Salomonischen Periode gesammelten, die nach dem Exil aus alten Annalen der Könige entstandenen Bücher der Könige und der Chronik, die Bücher Esra und Nehemia, zu den poetischen: Hiob, die Psalmen, Salomo's Sprüche, Prediger und Hoheslied, die unter dem Namen der Klagelieder des Jeremias bekannten Elegien, der historische Roman Esther und die Idylle Ruth; die prophetischen umfassen die Schriften der eben genannten 4 großen und 12 kleinen Propheten. Die Mosaische Religion ist die Seele, das überall vorwaltende Prinzip dieser gesammten Literatur; wie in den historischen Büchern die Auswahl und Darstellung des Erzählten von der theokratischen Tendenz dieser Religion abhängig erscheint und in den Psalmen das religiöse Gefühl sich ergießt, drängen sich in den prophetischen Büchern Zorn und Jammer über die Entartung des Volks, Drohung gegen die Abtrünnigen und Trost für die Frommen zusammen. Die Verheißung eines Gesalbten Gottes (Messias), der die Nation aus ihrem Elende retten und das glückliche Zeitalter Da ids wiederbringen würde, zieht sich, wie der Grundton einer himmlischen Harmonie, durch die Dichtungen der Propheten und klingt in ihren Orakelsprüchen mild und aufmunternd hervor. Nur dem Buche Hiob und den Salomonischen Schriften scheint dieser theokratische Geist fremd und eine philosophische Ansicht des Monotheismus geläufiger. In den Propheten aber, die in und nach dem babylonischen Exil blüheten, wird der Einfluß chaldäischer Religionsideen aus Zoroasters Lehre und schon manche Spur der Veränderungen merkbar, welche die Denkart der Juden in Folge ihrer Schicksale und näheren Verhältnisse mit fremden Völkern erlitt. Was nun nach dem Untergange der althebräischen Sprache noch von dieser sonderbaren Nation in andern Sprachen für literarische Bildung geschehen ist, gehört nicht mehr in den Plan dieses Artikels. Man vergl. darüber die Artikel Juden, Hellenisten, Septuaginta, Rabbinische Sprache und Literatur, Cabbala. E.

Hebriden oder Western Islands, eine an der Westseite von Schottland gelegene Gruppe von ungefähr 300 Inseln. Bewohnt sind jedoch nur etliche 40 derselben, deren gesammte Volksmenge auf

60,000 Seelen gerechnet wird. Die vornehmsten sind Sky mit 15,000, Ila mit 8000 und Mull mit 5000 Einwohnern. Sie liefern Metalle, Marmor, allerlei andere Steinarten, Thon u. s. w., und sind zur Schafzucht und Fischerei bequem. Auch Vögel von mancherlei Art haben ihre Herberge in den schwer ersteiglichen Klippen der Inseln, unter welchen sich viele Adler und Solangänse finden, deren Eier und Federn von den Einwohnern mit großer Gefahr aufgesucht werden. Der Getraidebau gedeiht nur an wenig Orten, besser die Viehzucht. Aus dem Seegras bereitet man viele Sode zum Gebrauch der englischen Glasfabriken. Die Lage der Einwohner ist sehr unglücklich, denn der größte Theil des Bodens ist das Eigenthum schottischer Stammhäupter, deren Pachter den armen Landmann auf das äußerste bedrücken. Er muß schwere Frohndienste thun, kann nach Willkür vertrieben werden, und lebt fast ohne Eigenthum mit dem wenigen Vieh, das er zum Landbau unumgänglich nöthig hat. Nur die persönliche Freiheit bleibt ihm, und diese ist von vielen wohlhabendern zu Auswanderungen nach Amerika benutzt worden. Von einigen Gutsherren aber, welche selbst auf ihren Gütern leben, ist diese Härte gemildert worden. — Die neuen Hebriden sind eine Gruppe von zwölf großen und vielen kleinen Inseln in Australien.

Hecate, eine Tochter des Tartarus, nach Andern der Nacht; noch Andere nennen Jupiter als ihren Vater, der sie bald mit der Juno, bald mit der Ceres, bald mit Asteria, bald mit der Phocäa, einer Tochter des Aeolus, gezeugt haben soll. Sie war eine unterirdische und der Magie vorstehende Göttin. Von der Juno den Nymphen zur Erziehung übergeben, entwandte sie die Schminkbüchse der Götterkönigin, und gab sie der Europa, der Tochter des Phönix. Als Juno sie dafür bestrafen wollte, flüchtete sie zuerst zu einer Gebärenden, und dann in das Gefolg eines Leichenzuges. Die dadurch Verunreinigte ließ Jupiter durch die Kabiren am acherusischen Pfuhle reinigen, und seitdem ward sie eine unterirdische Göttin. Andere erzählen andere Geschichten von ihr. Hesiod sagt, ihre Macht erstreckte sich über die Erde und das Meer; sie hatte unter den Gestirnen einen Platz und genoß vorzüglicher Ehre unter den Unsterblichen. Ehren und Güter verleiht sie dem, den sie begünstigt. Den Kriegern gibt sie den Sieg, sitzt dem Richter zur Seite, ist dem Prozeßführenden hülfreich, so wie den Wettkämpfern, segnet den Fischer mit reichlichem Fang, den Hirten mit Heerden, und befördert das Gedeihen und den Wachsthum der Jugend. Alle Zauberkräfte der Natur stehen ihr zu Gebote. Späterhin ward sie das Symbol des Mondes, und war dann mit der Diana einerlei. Aber ihre Macht erstreckte sich bis über die Unterwelt, und daher heißt sie auch unterirdische Diana. Ueberhaupt nennt man sie als unterirdische Göttin Hecate, im Himmel Selene, und auf der Erde Artemis oder Diana. Die Zauberer und Hexen flehten vor allen ihren Beistand an, und suchten sie bei ihren Beschwörungen sich geneigt zu machen. Man opferte ihr auf Scheidewegen, und vorzüglich Hunde. In Aegina wurden ihr jährlich geheimnißvolle Feste gefeiert. Ihre Gestalt war furchtbar; sie hatte Schlangenfüße, und Schlangen zischten um ihren Hals und ihre Schultern. In Rücksicht auf ihre dreifache Beziehung wurde sie mit drei Gesichtern oder Köpfen gebildet; daher hieß sie auch die Dreigestaltete. In den schönern Zeiten der Kunst bildete man sie nur mit

drei Gesichtern der jungfräulichen Diana; auf Gemmen findet man verschiedene Abbildungen.

Hecatombe, bei den Griechen ursprünglich ein Opfer von hundert Stieren, dann aber überhaupt von hundert Thieren. Einige erklären die Entstehung des Namens aus einer tropischen Figur bei den Dichtern, so daß er nur im Allgemeinen ein Opfer von vielen Thieren bedeuten soll, und führen an, daß man in gleicher Bedeutung Chiliomben, Opfer von tausend Thieren, gehabt habe.

Hecla, ein 4300 Fuß hoher feuerspeiender Berg in dem südwestlichen Theile der Insel Island, der aber sowohl in Wiederholung als Größe der Ausbrüche weit dem Aetna und Vesuv nachsteht. Dieser Vulkan liegt in einiger Entfernung südlich von dem Thiorsaa, einem der Hauptflüsse Islands. An der Westseite des Fußes des Hecla fließt der Fluß Wester-Ranzau, dessen Bette aus großen Lavamassen besteht. Der nächste bewohnte Ort bei dem Hecla ist die Meierei Naifurholt. Der Hecla hat drei Spitzen, die aber über dem Hauptberge nicht viel erhaben sind. Der ganze Gipfel ist ein Haufen Schlacken, und der Krater ist nicht viel über 100 Fuß tief. Man zählt seit 1004, in welchem Jahre der erste bekannte Ausbruch geschah, 22 Eruptionen, wovon die letzte 1766 sich ereignete, seit welcher Zeit der Hecla unthätig gewesen ist. Der Britte Mackenzie bestieg 1810 mit vieler Beschwerde und Gefahr diesen Vulkan. Von seiner Spitze übersieht man gegen Norden 2/3 der Insel, indem hier die Gegend niedrig ist, außer wo sich hier und da ein Jokul (Gletscher, Eisberg) erhebt; gegen Osten begränzen mehrere Jokuls die Ansicht des Landes. Nach Süden übersieht man eine ausgebreitete von dem Meere begränzte Ebene. Der Hecla ist mit Schnee und Eis bedeckt, das aber im Sommer aufthauet.

Hector, des Priamus und der Hecuba Sohn, der tapferste im Heer der Trojaner, dessen Oberbefehlshaber er war. Seine Gemahlin war des cilicischen Königs Eetion Tochter, Andromache, mit der er den Astyanax oder Scamander, nach Andern auch den Laodamas und Amphinous zeugte. Seine tapfern Thaten besingt Homer in der Ilias. In der Schlacht bekämpft er die Helden der Griechen, und drängt sie oft hart; sein Wort und Beispiel ermuthigt die Trojaner aufs neue, so oft ihre Kraft zu erschlaffen beginnt; im Rath empfiehlt er Ausdauer, Einigkeit und Verachtung der Gefahr. Troja ist unüberwindlich durch ihn. Als er aber Patroclus, des Achilles Freund, erlegt hatte, und dieser, des Haders mit Agamemnon uneingedenk, die Waffen ergriff, um den Tod des geliebten Genossen zu rächen, da erreichte ihn selbst das dunkle Verhängniß. Er fiel von Achilles durchbohrt; sein Leichnam ward von dem Sieger geschleift, und sodann für ein Lösegeld dem Priamus überlassen, der ihn feierlich bestatten ließ. Unstreitig ist Hector der trefflichste Held in der Ilias. An Tapferkeit Keinem weichend, erliegt er dem Achilles, nicht weil ihn derselbe an Muth übertrifft, sondern weil er, von langen Kämpfen und Wunden ermattet, einen Zweikampf eingeht, in welchem er des Deiphobus Hülfe vertraut, in dessen erlogener Gestalt Minerva ihn täuscht und verläßt. An Menschlichkeit aber übertrifft Hector Alle; zu den schönsten Episoden der Iliade gehört sein Abschied von der Andromache, in welchem er die reinsten und schönsten Gefühle als Fürst, Gemahl und Vater ausdrückt.

Hecuba, (griechisch Hekabe), eine Tochter des thrazischen Königs Dymas, nach Andern des Cisseus, oder des Flusses Sangarius, und der Metope. Sie war die zweite rechtmäßige Gemahlin des

Priamus, Königs von Troja, dem sie zuerst den Hector, sodann den Paris gebar. Als sie mit letzterm schwanger ging, träumte ihr, daß sie eine Fackel zur Welt brächte, welche ganz Troja verzehrte. Die darüber befragten Wahrsager deuteten den Traum dahin, daß der Sohn, den sie in ihrem Schooße trage, den Untergang des Reichs herbeiführen werde. Er ward deshalb ausgesetzt, aber auf eine wunderbare Weise gerettet. Hecuba gebar darauf noch die Creusa, Laodice, Polyxena und Cassandra, desgleichen den Deiphobus, Helenus, Pammon, Polites, Antiphus, Hipponous, Polidorus und Troilus. Nach der Eroberung Troja's fiel die unglückliche Fürstin dem Ulysses als Beute anheim. Voll Verzweiflung über ihr Mißgeschick, sich zur Sklavin erniedrigt zu sehen, reizte sie den Zorn der Griechen durch Schmähungen, und ward von ihnen gesteinigt. Statt ihres Leichnams aber fand man unter den Steinen einen Hund. Nach Andern stürzte sie sich ins Meer, und ward in einen Hund verwandelt. Die alten Tragiker haben sie vielfältig auf die Bühne gebracht, und schildern sie als eine edle Fürstin, zärtliche Mutter und tugendhafte Gattin, an der das ewige Verhängniß seine unwandelbare Allmacht bewährte.

Heemskerk (Martin van), dieser berühmte holländische Maler, wurde 1498 im Dorfe Heemskerk, wonach er sich nannte, geboren, und war der Sohn eines Maurers Namens Van-Veen, der ihn anfangs bei einem harlemer Maler in die Lehre gegeben hatte, aber dann wieder zu seinem Handwerke nach Hause nahm. Der junge Martin, der an der Kunst schon Geschmack gefunden hatte, kehrte nur mit großem Widerstreben in sein väterliches Haus zurück, und ergriff die erste Gelegenheit, sich wieder daraus zu entfernen. Er ging nach Delft zu einem Maler, Namens Johann Lucas, der einigen Ruf hatte, allein, da er sah, daß sein Meister nichts für ihn that, begab er sich zu J. Schorel, einem berühmten Künstler, der von Rom und Venedig viele Studien mitgebracht hatte. Heemskerk machte so überraschend schnelle Fortschritte, daß der Meister fürchtete, von ihm verdunkelt zu werden, und ihn wegschickte. Damals verfertigte er sein Gemälde: „der heilige Lucas malt die heilige Jungfrau und das Jesuskind," und machte mit demselben der Malerinnung zu Harlem ein Geschenk. Dies Gemälde fand großen Beifall. Indeß ging Heemskerk nach Italien, blieb gegen drei Jahre dort, bildete seinen Geschmack nach der Antike, und erholte sich öfters Rath bei dem berühmten Michel Angelo, der damals die Hauptstadt der christlichen Welt mit den Werken seines Pinsels bereicherte. Als er wieder nach Holland zurückkam, bedauerten einige seiner Bewunderer, in seinen Gemälden den Reiz nicht mehr zu finden, der sie entzückt hatte, allein die wahren Kenner freuten sich der Fortschritte, die er in der Zeichnungskunst gemacht und über die Veredlung seines Geschmackes. Sein Atelier war bald mit Schülern angefüllt, und er wurde in kurzer Zeit reich. Im Jahr 1572 erlitt er bei der Eroberung von Amsterdam einen großen Verlust; sein Haus wurde gänzlich zerstört und seine schönsten Werke wurden vernichtet. Dieses unglückliche Ereigniß macht es erklärbar, warum die Werke dieses fleißigen und fruchtbaren Künstlers so selten sind. — Seine Zeichnung ist kräftig und richtig; allein die Umrisse sind ohne Eleganz und Reiz; seine Draperie ist schwer und faltenreich; seinen Köpfen mangelt Hoheit und Würde. Seiner Kenntniß der Anatomie, worin er Michel Angelo nachzuahmen suchte, verdankte er hauptsächlich seinen Ruhm. Er starb zu Harlem 1574.

Heer (stehendes). Man hat mit diesem Namen in der neuern Periode der Kriegsgeschichte nur diejenigen Truppenmassen belegt, welche auch in Friedenszeiten zur innern und äußern Sicherheit des Staats unter den Waffen erhalten, zum Kriegsdienste gebildet, und für diese Dienste vom Staate besoldet werden (daher Soldaten im eigentlichen Sinne); es mögen diese Truppen übrigens zum Kriegsdienst verpflichtet, oder nicht verpflichtet seyn, und im letztern Fall aus Inländern oder Ausländern bestehen. Stehende Heere in diesem Sinne finden wir erst in den Monarchien der neuern Zeit, als durch die Erfindung des Schießpulvers und durch den allgemeinern Gebrauch des Feuergewehrs der Krieg allmählig eine ganz neue Gestalt gewann und zu einer Kunst erhoben wurde, bei welcher im Allgemeinen weniger die persönliche Tapferkeit, als eine besondere Gewandtheit und mechanische Fertigkeit gilt, welche durch fortdauernde Uebung erworben werden muß. Die ersten stehenden Truppen waren Söldner, und neben ihnen diente die Lehnsmiliz, welche in Kriegszeiten aufgeboten wurde (auch in Deutschland), einige Zeit noch fort, verfiel aber immer mehr, je mehr sich Kriegskunst und Kriegsdisciplin durch die stehenden Truppen ausbildeten. Theils die Kosten der Söldner aber, welche mit der Vermehrung der Truppen stiegen, theils die Sicherheit des Staats, welche nicht lediglich gedungenen Truppen überlassen seyn darf, machten es nothwendig, daß ein durch Bevölkerung, Größe, geographische und politische Lage, endlich auch durch Cultur des Staats bestimmter und daher nicht immer gleich großer Theil waffenfähiger Bürger fortdauernd unter die Waffen treten mußte, und in Verbindung mit jenen auf Kosten des Staats besoldet wurde; und diese werden im eigentlichen Sinne stehende Truppen genannt. Gewöhnlich versetzt man die Einführung der stehenden Heere unter die Regierung Carls VII., Königs von Frankreich (reg. 1423—1461), welcher durch dieses Institut seine zur Empörung geneigten Vasallen im Zaume hielt, und die königliche Macht nicht wenig vergrößerte. Schon König Philipp August führte zu diesem Zweck, und zum Besten der innern und äußern Sicherheit, während ein großer Theil seiner Vasallen sich an die Kreuzfahrer angeschlossen, und dadurch die Krone hülflos gelassen hatte, um 1215 die Gemeindetruppen (troupes des communes, communiae; communitates parochiarum, Communitäten) ein, welche aus den Bewohnern der Städte und Dörfer ausgehoben wurden, und deren eine Stadt nicht über 4 bis 500 stellte. Diese dienten auf Kosten der Städte, und nur in einer bestimmten Entfernung von ihrem Orte, neben den Lehnstruppen; durch sie wuchs die Macht der Städte, so daß die Bürger sich neben der Ritterschaft und im Gegensatze derselben zu einem besondern Stand, auch im Kriege geschieden, ausbildeten. Uebrigens wurden diese Gemeindetruppen, wie die Lehnstruppen, nur zur Zeit der Noth aufgeboten. So bestanden nun die Truppen Philipps und seiner Nachfolger aus Lehnsmiliz, Gemeindetruppen und allerhand irregulären Truppen, welche in Sold genommen wurden, (daher soldats, soudoyers), und gewisse Gesellschaften (compagnies) bildeten. Die Mangelhaftigkeit der erstern, welche sich oft gegenseitig befehdeten und dem Aufgebote wenig Folge leisteten, und die Räubereien der letztern, welche dem Staate so lästig wurden, daß schon Carl V. darauf denken mußte, sich ihrer zu entledigen, bewogen Carl VII., den Stifter einer bessern

Kriegsdisciplin zu werden. Zu dieser legte er nach weisen Berathungen mit vielen Großen seines Reichs im Jahre 1445 den Grund. Er erwählte nämlich 15 Hauptleute (capitains). Diesen befahl er, aus allen vorhandenen Truppen die bravsten Leute auszuwählen, um aus ihnen eben so viele Compagnien zu bilden. Diese Compagnien erhielten den, vielleicht schon früher zur Auszeichnung einiger königlichen Truppen gebrauchten Namen compagnies d'ordonnances, und sollten in Kriegs- und Friedenszeiten auf Kosten der Bürger und Bauern erhalten werden. Anfangs bestand jede dieser Compagnien aus 600 Mann Reiter (gensdarmes), die Volontärs abgerechnet, welche sich bald in großer Menge an dieselben anschlossen, und wurden in die Städte vertheilt. Von jetzt an kam das Ritterwesen immer mehr in Verfall, und die Vasallen stellten ihre Truppen nur in außerordentlichen Nothfällen zum Dienste, doch wurde die Lehnsmiliz erst im 18ten Jahrhunderte von den Söldnern ganz verdrängt. Im Jahre 1448 errichtete er auch eine angemessene Infanterie, aus Scharfschützen (franc-archers) bestehend, welche, verbunden mit erstern, bald ein ansehnliches Heer bildeten. Hier in Frankreich bildete sich also auch zuerst der Kriegsdienst und die Kriegsdisciplin aus (s. über diesen Gegenstand Daniel Histoire de la milice française etc.), und ging von da auf andere Länder in Europa über. Mit Vermehrung der stehenden Truppen in Frankreich und mit dem Wachsthum des Geldreichthums vermehrten sich auch die stehenden Heere anderer Staaten, namentlich Hollands, Englands und Deutschlands. Ist diese Vermehrung auf den höchsten Punkt gestiegen, so daß die Entscheidung der Kriege wiederum von den Massen abhängig gemacht werden muß, so verbreitet sich die Verpflichtung zum Kriegsdienst allmählig auch über die übrigen Theile der Bürger, und es wird ein nach Culturstufe, Bevölkerung und Bedürfniß eines Staats modificirtes Conscriptionssystem eingeführt, wodurch eine nach Jahren bestimmte Classe waffenfähiger Bürger auf eine größere oder geringere Reihe von Jahren zum Kriegsdienste gerufen wird. Dadurch werden die stehenden Heere und der Kriegerstand als ein besonderer Stand allmählig wieder aufgehoben, indem mit wenigen Ausnahmen alle waffenfähige Bürger zur Sicherheit ihres Staats zum Kriegsdienste geübt und zur Vaterlandsvertheidigung verpflichtet, die Truppenzahl selbst aber dem natürlichen Verhältnisse der Staaten gegen einander dadurch angemessener, die Kriegsdisciplin freier und edler wird. (Vergl. Soldaten.) T.

Heerbann, das Aufgebot, welches im Mittelalter der Lehnsherr bei bevorstehendem Krieg an seine Vasallen ergehen ließ, und vermöge dessen sie sich nebst ihren Leuten bewaffnet bei ihm einfinden mußten. Die Begleitung selbst, die sie ihrem Lehnsherrn im Kriege leisten mußten, hieß die Heeresfolge. Wiewohl diese Begriffe seit Einführung der stehenden Heere geruht haben, so erinnern doch die neuesten Kriege, in denen die Verpflichtung jedes Staatseinwohners, das Vaterland zu vertheidigen, in Anspruch genommen wird, wieder daran, und wir sehen sie somit aufs neue in möglichst größtem Umfang in Ausübung gebracht.

Heeren (A. H. L.), Hofrath und Professor der Geschichte auf der Universität Göttingen, Ritter des Guelfenordens u. s. w., geb. im Jahr 1760. Selten hat sich ein Historiker auf seinem Posten so der Zeit angeschmiegt wie er. Ihm entging nicht, daß manche Revo-

lutionen der Griechen und Römer erst durch die Geschichte unserer Tage ganz begreiflich wurden, und er säumte nicht, diese auf jene anzuwenden (Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums 1810); gewichtvoller als jemals zeigte sich das System der Colonien in der europäischen Politik, und er zog es mehr, als je geschehen war, in die Geschichte (Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems und seiner Colonien, 1809); emsig suchte er auf, was interessiren, und vermied dagegen, was mißfallen oder Anstoß geben konnte. In seinen Ideen über Handel und Politik der alten Welt (1805) rückte er uns das Alterthum nahe und forschte den Handelswegen der alten Völker scharfsinniger und unbefangener nach, als bisher geschehen. Weniger Werth hat seine Geschichte des classischen Studiums (1797 — 1802), denn ein Werk der Art muß die Blüthe der erlesensten Gelehrsamkeit und an Resultaten kleiner, zusammenhängender, unbeeilter, in das tägliche Geschäft verflochtener Untersuchungen fruchtbar seyn, wie es jene Compilation nicht ist. Von dem französischen Nationalinstitut erhielt er den Preis für seine Untersuchung über die Kreuzzüge, welche den Mann verräth, der auch das Mittelalter so vielseitig aufnahm, wie irgend ein Historiker, wiewohl die Grundgelehrsamkeit, das ganz specielle, in sich selbst gegründete Wissen hier viel sichtbarer fehlt, als in den Ideen über das Alterthum. Im Allgemeinen verbindet Heeren eine mehr als gewöhnliche Gelehrsamkeit mit nicht gemeinem Scharfsinn; seine Darstellung ist leicht, und für jeden Gebildeten ohne Anstrengung faßlich; doch läßt sich nicht verkennen, daß er bei aller Breite seiner Resultate mit einer gewissen Hast und Spannkraft, sein erhöhtes Gefühl mit einer gewissen Art sagt, als sey er desselben nicht historisch mächtig geworden. Eine umfassende Geographie der alten und mittlern Welt zu schreiben und in diesem Werke eine ewige Grundlage für die Geschichte zu schaffen, wäre er vielleicht geschickter als irgend ein anderer.

Heergeräth bedeutet eigentlich die nöthigsten Geräthschaften eines ins Feld ziehenden Kriegers. Bei unsern Vorfahren folgten die Söhne nicht allein in die Lehen, sondern auch in die Allodien (s. d. Art.) als Erben; und da zugleich die Waffen ein Zubehör der Aecker waren, so gehörten auch diese zu der bloß männlichen Verlassenschaft. Daher ist noch jetzt hin und wieder das Heergeräth ein gewisser Theil der Verlassenschaft, der bloß auf die nächsten Agnaten männlichen Geschlechts (Schwertmagen genannt) vererbt werden kann. Was dazu gerechnet wird, hängt von jedes Orts besondern Statuten ab; nach sächsischem Rechte gehört dazu das beste Pferd, gesattelt und gezäumt, Harnisch, Schwert, tägliche Kleidung des Verstorbenen, Heerpfühl, zwei Lailachen oder Betttücher, Tischtuch, zwei Becken, ein Fischkessel, ein Handtuch und ein Schüsselring oder Dreifuß. Geistliche hatten keinen Antheil am Heergeräthe, sondern an der Gerade (s. d. Art.).

Heermeister, eigentlich der Kriegsheerführer, dann überhaupt der Vorgesetzte einer unter einen Ritterorden gehörigen Provinz, wie Landcommenthur, weil der Heermeister sonst die Ritter seiner Provinz im Kriege anführte.

Hegira (Hedschra) heißt im Arabischen die Flucht. Vorzugsweise bezeichnen die Mohammedaner damit die Flucht Mohammeds, ihres Propheten, von Mecca nach Jatreb, welcher Ort in der Folge

den Namen Medina al Nabi, d. h. Prophetenstadt, erhielt. Von dieser Flucht, welche sie auf den 16ten Juli des 622sten Jahres nach Christi Geburt setzen, fängt ihre Zeitrechnung an. Will man die Jahre der Hedschra auf die christliche Zeitrechnung reduciren, ohne daß dabei eine strenge Genauigkeit beabsichtigt wird, so geschieht dies auf folgende Weise. Da das Mohammedanische Jahr ein Mondjahr von 354 Tagen ist, so betragen 33 Mohammedanische Jahre nur 32 christliche oder Sonnenjahre. Man zieht daher von der Mohammedanischen Jahrzahl für jede 33 Jahre eins ab, und rechnet 622 hinzu. So ist z. B. das Jahr 1000 der Mohammedanischen Zeitrechnung ungefähr gleich dem Jahr 1589 der unsrigen. Wem es auf größere Genauigkeit ankommt, der bediene sich der Tabellen, welche Wahl und Andere geliefert haben.

Heidegger (Johann Jacob), Oberaufseher der öffentlichen Vergnügungen zu London unter der Regierung Georgs II., war der Sohn eines Geistlichen und um das Jahr 1660 zu Zürich geboren. Die Geschichte verschweigt seine frühern Schicksale, sagt aber von ihm, daß er schon verheirathet wegen einer Liebesintrigue sein Vaterland verließ. In der demüthigen Gestalt eines Bedienten sah er die vornehmsten Städte Europa's, und bildete auf diesen Reisen seinen Geschmack für alle Gegenstände des feinen Lebensgenusses. Vierzig bis funfzig Jahre alt ging er nach England, wo ihm seine Gewandtheit und Jovialität bald in der großen Welt Freunde erwarben. Man nannte ihn nur den Schweizergrafen. Die einsichtsvollen Bemerkungen, die er über verschiedene Mängel in der damaligen Aufführung der Opern machte, und seine Anweisungen, um die Belustigungen auf dem königlichen Theater zu vervollkommnen, brachten ihn bald in den Ruf eines guten Kunstrichters. Sein Urtheil ward zu Rathe gezogen, und einige prächtige und geschmackvolle Decorationen, die nach seiner Angabe auf der Schaubühne angebracht wurden, gefielen dem König, der die Oper liebte, so wohl, daß er ihm bald darauf die Oberaufsicht über das Opernhaus ertheilte. Er machte sich hierauf an die Verschönerung der Maskeraden, an welchen der König nicht weniger Gefallen hatte, und führte auch über diese auf dem königlichen Theater die Aufsicht. Endlich ward er zum Oberaufseher aller öffentlichen Vergnügungen ernannt. Sein Credit war so allgemein, daß kein glänzendes Gastmahl ohne seinen Rath und seine Anordnung gegeben wurde. Die verschiedenen Aemter verschafften ihm ein jährliches Einkommen von 5000 Pfund. Er war wohl gewachsen, aber von einer so auffallend häßlichen Gesichtsbildung, daß er gegen den Grafen Chesterfield eine Wette gewann, daß kein häßlicheres Gesicht, als das seine, in London zu finden sey. Er starb im Jahr 1749 in dem hohen Alter von 90 Jahren.

Heidelberg, eine jetzt zum Neckarkreise des Großherzogthums Baden gehörige Stadt, war bis zum Jahre 1720 die Residenz der Churfürsten und Pfalzgrafen am Rhein. Sie liegt in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, am Ende der Bergstraße, und am linken Ufer des Neckars, der aus einem mit hohen waldigen Bergen eingeschlossenen Thale in einer ansehnlichen Breite hervorströmt, und über welchen eine steinerne, auf 9 Bogenpfeilern ruhende, 702 Fuß lange und 30 Fuß breite Brücke führt, mit sechs Altanen versehen, von welchen man die reizendste Aussicht auf die nahen und fernen Gebirge hat, und mit den Statuen des Kaisers Karl Theodor und der

Göttin Minerva geziert. Die Stadt ist zwischen den Strom und die Berge gedrängt; südlich der Stadt ist der hohe Königs-, jetzt Kaiserstuhl genannt (zum Andenken der Ersteigung des Kaisers Franz 1815), und nördlich auf dem rechten Neckarufer erhebt sich der Heiligenberg mit seinen Kloster- und Burgruinen, der von unten herauf theils mit Weinreben, theils mit Gemüsegärten angebaut ist. Heidelberg besteht aus der Stadt, der Vorstadt und der sich bis zu den Schloßruinen hinaufziehenden Bergstadt. Sämmtliche Theile enthalten mit dem Dorfe Schlierbach 1176 Häuser und 10,200 Einwohner. Unter den Gebäuden prangte sonst das auf einem Berge liegende churfürstliche Schloß mit einem der schönsten Fürstengärten; allein in dem französischen Kriege 1689 wurde dasselbe nebst der Stadt von den Franzosen zerstört, und was davon noch übrig blieb, durch einen Blitzstrahl im Jahre 1764 vollends zertrümmert. Die Ruinen sind jedoch noch äußerst ansehnlich und merkwürdig für den Freund der Baukunst. In dem Schloßkeller liegt das bekannte große Heidelberger Faß, welches 250 Fuder hält. Unter den Kirchen der Stadt bemerken wir die Heiligegeistkirche, in deren Chor die berühmte heidelberger Bibliothek (s. d. Art.) stand. In Heidelberg ist eine berühmte protestantische Universität, welche 1386 gestiftet wurde, und nach der Prager die erste und älteste in Deutschland ist. Bald erhob sie sich, und ihr Ruf verbreitete sich weit umher. Weltberühmt war sie durch ihre große Bibliothek, die wohl zu ihrer Zeit die bedeutendste in ganz Deutschland war. Doch dieser blühende Zustand der Universität endigte sich mit der 1622 durch Tilly erfolgten Eroberung der Stadt und Wegführung der Bibliothek. 1784 wurde die Staatswirthschaftsschule von Lautern nach Heidelberg verlegt, und in eine nähere Verbindung mit der Universität gebracht. Mit der Abtretung Heidelbergs an Baden im Jahre 1802 begann ein neuer Flor der Universität, und der Großherzog von Baden, Karl Friedrich, ist als ihr neuer Stifter anzusehen. Sie erhielt einen jährlichen Fond von 54,000 Fl. und ist jetzt in fünf Sectionen eingetheilt, in die kirchliche mit drei ordentlichen Professoren, in die juridische mit fünf, in die medicinische mit vier, in die staatswirthschaftliche mit fünf und in die allgemein bildende oder philosophische Section mit sieben ordentlichen Professoren. Rektor ist der Großherzog selbst. Die Universität hat eine Bibliothek von 45,000 Bänden, welche in sechs Sälen im untern Stock des Universitätsgebäudes auf dem Paradeplatze aufgestellt ist, eine Sammlung von physikalischen und mathematischen Apparaten, Modellen und Naturalien, ein anatomisches Theater in dem ehemaligen Dominikanerkloster, zwei botanische Gärten, einen Garten für forstbotanische und landwirthschaftliche Vorlesungen, ein klinisches Institut, ein akademisches Hospital, eine Entbindungsanstalt und ein philologisches und pädagogisches Seminarium. Die Zahl der Studenten betrug (1817) 363, worunter 272 Ausländer. Ferner ist in Heidelberg ein gemeinschaftliches Gymnasium für alle drei christliche Confessionen. Zu den Privat-Erziehungsanstalten gehören das Schwarzische für Knaben und das ehemalige Rudolphische (jetzt Hensische) Institut für Mädchen. Der Handel der Stadt, welchen der schiffbare Neckar und die sich hier kreuzenden zwei Hauptstraßen von Frankfurth nach Basel und von Mannheim theils nach ganz Schwaben, theils nach Franken und Sachsen, begünstigen, ist nicht ganz unbedeutend. Wenige Gewerbe werden fabrikmäßig getrieben, doch giebt es eine Krapp-, eine Wachslichter-,

eine Seifen-, eine Saffianfabrik, bedeutende Bierbrauereien, vier Buchhandlungen und zwei Buchdruckereien.

Heidelberger Bibliothek. Die Universität Heidelberg hat das Unglück gehabt, mehr als einmal ihre Bibliothek zu verlieren. Die berühmteste darunter, und von der auch hier nur die Rede seyn kann, ist diejenige, welche nach der Einnahme und Plünderung der Stadt durch Tilly im Jahr 1622 von dem Herzog Maximilian von Bayern als Kriegsbeute angesehen und dem Papst Gregor XV. geschenkt wurde. Diese Bibliothek entstand am Schlusse des vierzehnten Jahrhunderts, und erhielt damals durch die Büchersammlung des Kanzlers Konrad von Gelnhausen (1390) und durch ein Vermächtniß des ersten Rectors der Universität, Marsilius von Inghen, (1396) einen bedeutenden Zuwachs. Nächstdem gewann sie eine Vermehrung durch die Freigebigkeit des Bischofs von Heidelberg, Matthäus von Worms, im J. 1410, wozu noch Geschenke von verschiedenen Gelehrten kamen, so daß sie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts 700 Handschriften zählte. Im J. 1421 vermachte Churfürst Ludwig III. seine sämmtlichen Handschriften, 152 an der Zahl, dem heiligen Geist-Capitel zum Vortheil der Universität, doch wurden dieselben der ältern Sammlung damals nicht einverleibt. Im J. 1443 erhielt die Bibliothek, die inzwischen durch Vermächtnisse und Ankauf noch vermehrt worden war, ihr eignes Gebäude in dem akademischen Garten. Der günstigste Zeitpunkt für die Bibliothek trat unter dem Churfürsten Philipp ein. Eine Menge kostbarer Werke wurde damals von Johann von Dalberg und Rudolph Agricola angekauft; auch erhielt sie die reiche Sammlung, welche diese beiden berühmten Männer auf eigene Kosten gemacht hatten. Einen noch wichtigern Zuwachs gewann sie unter Churfürst Otto Heinrich, der nicht nur beide Bibliotheken verband, sondern sie auch mit einer Anzahl der seltensten Handschriften bereicherte, die er selbst auf seiner Reise nach Palästina gesammelt hatte. Ueberdies wurden sowohl unter dieses Fürsten als auch unter seines Nachfolgers Friedrich III. Regierung die pfälzischen Klosterbibliotheken mit ihr vereinigt; sie erhielt ein Vermächtniß von dem gelehrten Ulrich von Fugger und noch kurz vor ihrer Hinwegführung köstliche Bereicherungen durch ihren berühmten Vorsteher Janus Gruter. Sie enthielt damals 1956 lateinische, 431 griechische, 289 hebräische und 846 deutsche, also zusammen 3522 Handschriften, ohne die französischen, deren Anzahl nicht bekannt ist. Die gedruckten Bücher waren nicht von so großer Bedeutung. Diese ganze Sammlung, vielleicht mit Ausnahme des Minderwichtigen oder sonst auf irgend eine Weise davon Getrennten, wurde im J. 1623 unter des Leo Allatius Leitung nach Rom geschafft, wo sie seitdem unter dem Namen Bibliotheca Palatina eine eigne Abtheilung der vaticanischen gebildet hat. Im J. 1795 verlor sie 38 Handschriften, welche die Franzosen, die sich im Frieden von Tolentino 500 zu wählende Handschriften vom Papste ausbedungen hatten, nach Paris führten. Als aber im J. 1815 im pariser Frieden die Franzosen alle geraubten Kunst- und literarischen Schätze zurückgeben mußten, trat der Papst nicht nur jene 38 Handschriften an die Universität Heidelberg, als welcher sie ursprünglich zugehört hatten, ab, sondern willigte auf Oesterreichs und Preußens Verwendung auch ein, daß aus der in Rom befindlichen Palatina sämmtliche altdeutsche Handschriften an Heidelberg zurückgegeben werden sollten. Dem zufolge wurden 847 altdeutsche Handschriften, und noch überdies der berühmte Codex Palatinus, von des Mönchs Otfried

poetischer Umschreibung der vier Evangelien, und vier lateinische, die Geschichte der Universität Heidelberg enthaltende Handschriften, dem zu ihrer Empfangnahme nach Rom geschickten Hofrath Wilken im Jahr 1816 übergeben, der sie nach Heidelberg überbracht hat. Wiewohl diese Handschriften nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der ganzen verlornen Bibliothek ausmachen, so müssen wir uns doch der Rückkehr gerade dieser altdeutschen Handschriften als eines der folgenreichsten Ereignisse für die deutsche Gelehrsamkeit und Literatur erfreuen, da sie eine reiche Fundgrube für die Geschichte unsers deutschen Vaterlandes, besonders für die Geschichte unserer Sprache und Literatur sind, und viele Werke enthalten, von denen außerdem keine Abschriften mehr vorhanden sind, und die aus eben diesem Grunde noch wenig oder gar nicht benutzt worden, da sie den Italienern ganz unverständlich waren, unter den Deutschen aber, die in Rom längere Zeit verweilten, nur wenige Kenner und Bearbeiter unserer Literatur, wie Adelung, Tieck, Glöckle (die sich übrigens auf die Dichterwerke beschränkten), sich befanden.

Heiden, Ungläubige, heißen in der heiligen Schrift und dem Sprachgebrauche der christlichen Kirche bis in das Mittelalter alle Menschen, die weder Juden noch Christen sind, daher zu den Zeiten der Kreuzzüge auch die Türken noch unter die Heiden gerechnet wurden; jetzt, da man den Mohammedanern die Gerechtigkeit widerfahren läßt, sie, wie die Bekenner des Christenthums und des Judenthums, zu den Verehrern des wahren, einigen Gottes zu zählen, versteht die Umgangssprache unter Heiden alle, die sich nicht zu diesen drei vorzüglichsten Religionen bekennen. Dieser, wie erhellt, nur negative Begriff ward von jeher unter Juden und Christen um des Gegensatzes willen häufig gebraucht; was man als gottlos, bös und lasterhaft schildern wollte, nannte man mit einem Worte heidnisch, und der heilige Augustinus will auch die Tugenden der Heiden nur für glänzende Laster gelten lassen. Uebrigens hat der Ausdruck „Heiden" historischen Grund. Als sich das Christenthum im römischen Reiche verbreitete, faßte es zuerst in den Städten Fuß, auf dem flachen Lande, in den Dörfern erhielt sich die Volksreligion der Griechen und Römer noch lange, nachdem das Christenthum im römischen Reiche schon herrschend geworden war, daher die Verehrer der alten Götter von den christlichen Städtern pagani, d. h. Landbewohner, genannt wurden. Eben so verhielt es sich in Deutschland. Das Christenthum fand auch zuerst in den Städten Eingang, in Wäldern und Heiden dienten die Landbewohner (nach dem altdeutschen Ausdrucke „Heiden") den alten Götzen noch lange, weßhalb Heide oder Götzendiener bei uns gleichbedeutend ist. Unter dem Ausdrucke: Heidenthum, werden nun die gesammten Volksreligionen oder Völker verstanden, die es außer dem Gebiete des Christenthums, des Judenthums und des Islamismus auf Erden gibt.

Heilig nennen wir, was vom Gemeinen abgesondert und dem höchsten Wesen entweder eigen oder vorzugsweise gewidmet ist. Die Ideen der Wahrheit und Tugend, die Gefühle einer reinen Liebe und Freundschaft sind heilig, denn sie erheben über das Gemeine und führen zu Gott. Der Inbegriff heiliger Gedanken und Empfindungen ist die Religion, und daher alles heilig, was durch eine ausschließlich religiöse Bestimmung ausgezeichnet und vor jeder Vermischung mit dem Gemeinen bewahrt, oder wegen seiner religiösen Bedeutung und

Würde vorzüglich geehrt und für unverletzlich gehalten wird. Heiligthümer, heilige Oerter, Symbole, Palladien hat jedes Volk, das der ersten Wildheit entwachsen ist; in der Achtung gegen etwas Heiliges erkennen wir die erste Spur der Menschlichkeit. Menschen, denen nichts heilig ist, haben sich entweder noch nicht über den Zustand thierischer Rohheit erhoben, oder ihre Humanität durch Verwilderung und Entartung aufgegeben. Wird der Begriff des Heiligen in irgend einem Wesen personificirt gedacht, so muß er schon eine sittliche Bedeutung erhalten haben. Der Sprachgebrauch der ersten beiden Jahrhunderte zeichnete fromme Personen und insbesondere Bischöfe, noch bei ihrem Leben, durch den Ehrennamen Heilige aus, ohne dadurch etwas anders sagen zu wollen, als was wir unter dem Prädicat: „Ehrwürdige, dem Dienste Gottes geheiligte,“ zu verstehen pflegen. Sehr entfernt hat sich indeß von dieser einfachen Vorstellungsart der künstliche Begriff, den sich die christliche Kirche seit dem vierten Jahrhunderte von den Heiligen gebildet und zu einer der wirksamsten Glaubenslehren gemacht hat. Und dazu trugen die in den heidnischen Volksreligionen schon vorhandenen Vorstellungen von Heroen, Halbgöttern, vergötterten Menschen, und die Ideale der Philosophen von menschlicher Größe nicht wenig bei. Die Märtyrer des christlichen Glaubens, die unter den Verfolgungen der ersten Jahrhunderte Habe und Gut, Freiheit und Leben, um ihrem Bekenntnisse treu zu bleiben, heldenmüthig hingaben, wurden die Heroen der Christenheit, aber edlere, an Sinn und Wandel bei weitem reinere Heilige. Die Kirche war ihres Ruhmes voll, sie wurden bald Trabanten und Diener, bald Freunde und Vertraute Gottes, bald Beschützer des menschlichen Geschlechts genannt, an Rang nicht selten über die Engel gesetzt, und nach dem fast einstimmigen Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter des vierten und fünften Jahrhunderts in öffentlichen Reden und Predigten als mächtige Fürbitter bei Gott, als Helfer in allen Nöthen gepriesen und angerufen; ja von ihrem vereinigten Gebete hoffte man die Aufhebung der Sünden ganzer Völker, und von der wunderthätigen Kraft ihrer Gebeine und Gräber kamen erstaunenswürdige Erzählungen und noch stärkere Versicherungen des Schutzes in allen Gefahren, den ihre Reliquien jedem Gläubigen leisten würden, in Umlauf. Glücklich war die Gegend des Grabes eines Heiligen, ihre Bewohner konnten ihm alle ihre Angelegenheiten anvertrauen, er wurde ihr Schutzheiliger. Aber jede Provinz, jede Stadt und Gemeinde begehrte eben so ihren eigenen Schutzheiligen, wie sie im Heidenthume ihren Schutzgott gehabt. Weil es nun unter christlichen Kaisern und Königen an Gelegenheit fehlte, die Märtyrerkrone zu verdienen, so wurde das im vierten Jahrhunderte entstandene Mönchswesen die ergiebigste Pflanzschule neuer Heiligen. Eine gewaltsame Unterdrückung der natürlichen Triebe, ein geflissentliches Aufreiben und Abmergeln des Körpers durch die seltsamsten Büßungen und Peinigungen, auf die nur die ausschweifendste Phantasie fallen und in deren Erduldung nur der finstere Aberglaube ein Werk der Frömmigkeit und Gottesverehrung finden konnte, vor allen die Stiftung geistlicher Orden, deren Regel alle diese Uebungen mit sich brachte, wurde nun ein sicherer Weg zu der Ehre, den älteren Märtyrern gleichgestellt und von der Kirche zu Heiligen erhoben zu werden. Zwar wurden auch vorzügliche Verdienste um die Kirche mit dieser Auszeichnung belohnt, allein die meisten der in Calendern und Legenden prangenden Heiligen

sind es entweder nicht viel mehr als dem Namen nach, oder doch nur
solche, die der gemeine Sprachgebrauch die **wunderlichen** nennt.
Es konnte auch nicht fehlen, daß mancher Unwürdige zu dieser Ehre
kam, da das Recht, heilig zu sprechen, von jedem Bischof in seinem
Sprengel ausgeübt und oft zu leicht genommen wurde. Die Synode
zu Frankfurt am Main im Jahr 794 verbot zwar die Anrufung neuer
Heiligen, und Carl der Große schärfte ihren Beschluß 805 wieder ein;
aber dieß heilte den Clerus und das Volk immer nicht von der ein-
mal eingerissenen Sucht, neue Heilige zu creiren. Daher übernahm
es endlich der Papst selbst, Ordnung in diese wichtige kirchliche Ange-
legenheit zu bringen. Johann XV. gab 993 das erste Beispiel einer
päpstlichen und darum für die ganze catholische Christenheit gültigen
Heiligsprechung, da es früher der Willkür überlassen gewesen
war, ob die in einem Sprengel ernannten Heiligen auch in andern
verehrt werden sollten, und Alexander III. erklärte das Heiligsprechen
1170 für ein ausschließliches Recht des päpstlichen Stuhles. Er
nannte die Heiligsprechung zuerst **Canonisation**, weil der Name
des neuen Heiligen dabei in den **Canon** der Messe, d. h. in die
Gebete der Abendmahls-Liturgie, eingetragen wurde. Dieser Act er-
folgte oft lange Jahre nach der **Beatification**, vermöge welcher
die durch heiligen Wandel und gewirkte Wunder empfohlenen From-
men bald nach ihrem Tode die Anwartschaft zur Canonisation erhiel-
ten. Mancher blieb selig ohne heilig gesprochen zu werden; daher
man die **Heiligen** von den bloß **Seligen** unterscheiden muß. Laien
konnten höchst selten und nur durch die ausgezeichnetste Pietät und
Ergebenheit gegen die Kirche zur Ehre der Canonisation gelangen,
und es darf nicht befremden, daß unter den Heiligen nur wenige Für-
sten sind. Sie mußten entweder, wie Wladimir der Große von Ruß-
land, Knut von Dänemark, Olaf von Norwegen, Stephan von
Ungarn sich durch Einführung und Beförderung des Christenthums in
ihren Reichen, oder durch große Aufopferungen und Thaten, wie die
Kaiser Carl der Große und Heinrich II., und ein exemplarisches Le-
ben, wie die Prinzen Casimir von Polen und Wenzel von Böhmen,
um die Kirche verdient gemacht, oder ihren Tod im Dienste derselben
gefunden haben, wie Eduard I. von England und Ludwig IX. von
Frankreich. Doch immer leichter, als die durch den Verkehr mit der
Welt zu sehr gestörten Fürsten und Edlen, kamen ihre Frauen und
Töchter in den Geruch der Heiligkeit, und selbst unter den Päpsten
wurden wohl die aus den ersten Jahrhunderten als Märtyrer bekann-
ten, aber von den durch politische und kirchliche Verdienste ausgezeich-
neten Nachfolgern des heiligen **Petrus** in späteren Zeiten nur we-
nige, wie Leo und Gregor, die Großen, und nach einem Zwischen-
raume von beinahe tausend Jahren erst wieder Pius V. 1712 heilig
gesprochen, ob sie gleich alle das Prädicat **Heiligkeit** führen.
Ueberhaupt fingen sie seit der Wiederbelebung der Wissenschaften im
Abendlande an, sparsamer mit den Heiligsprechungen zu werden, da
die philosophische Kritik den frommen Aberglauben vor ihren Richter-
stuhl zu ziehen, und mancher Fürst an der Unfehlbarkeit päpstlicher
Aussprüche zu zweifeln wagte. Die Anerkennung der Canonisation
Gregors VII. konnte Benedict XIII. 1728 in Frankreich, Neapel und
den Staaten des deutschen Kaisers nicht erlangen; unbedenklicher war
im folgenden Jahre die Apotheose (so nennt es eine römische Münze)
des Prager Brückenheiligen Johann von Nepomuk. Die neuesten

Heiligen verdankt die catholische Kirche dem sechsten und siebenten Pius, welcher letztere noch 1803 den Cardinal J. M. Thomasi canonisirte. Die griechische Kirche erkennt die seit ihrer Trennung von der lateinischen zu Rom creirten Heiligen freilich nicht an, dagegen hat sie mehrere eigene National- und Kirchenheilige, welche der catholischen Kirche aus Mangel an Nationalinteresse gleichgültig und wegen abweichender Lehrmeinungen verhaßt sind. In dem Eifer für Heiligenverehrung überhaupt sind aber beide Kirchen sich gleich, und wer, der menschlicher Tugend Werth zu achten weiß und Gefühl für die Dankbarkeit hat, die man großen Verdiensten schuldig ist, möchte sich weigern, der kirchlichen Ansicht beizutreten, wenn sie es bei einem dankbaren Andenken an tugendhafte und verdiente Verstorbene hätte bewenden lassen. Denn mehr war die Heiligenverehrung des zweiten und dritten Jahrhunderts nicht. Allein wie schwer es ist, im Gefühle für Gegenstände der Liebe und Achtung Maß zu halten, zumal wenn die Hoffnung eines eigenen Vortheils davon sich einmischt, zeigt der Uebergang jener einfachen und herzlichen Aeußerungen der Pietät gegen die Heiligen zum förmlichen Heiligendienst. Zwar hat die catholische und griechische Kirche in ihren öffentlichen Bekenntnißschriften und durch ihre vorzüglichsten Lehrer zu allen Zeiten behauptet, daß unter der Anrufung der Heiligen nichts anders als die Bitte um ihre Fürsprache bei Gott zu verstehen und ihre Verehrung nur die des wahren Gottes sey, dem man für ihre Tugenden und Verdienste zu danken habe; allein wenige denken bei der Verehrung der Heiligen an etwas anders, als an einen Cultus, durch den man sie verherrliche, um sie günstig und die Erhörung der Gebete, die man an sie richtet, desto gewisser zu machen. Allgemeine und besondere Unfälle werden der Vernachläßigung dieses Dienstes und dem Zorne dieser Heiligen zugeschrieben, so wie glückliche Ereignisse ihrer Gunst und Wunder ihrer Kraft. Viele glauben, auf keinem andern Wege etwas von dem, der alles wirkt, erhalten zu können, als durch diese Vermittler, und mancher verläßt sich mehr auf sie als auf Gott. Die Stadt, das Land, wo ein Heiliger gelebt hat, hält sich ihm besonders verpflichtet und seiner vorzüglichen Obhut gewärtig. So hat Palermo seine Rosalie, Neapel seinen Januar, Frankreich seinen Dionys, Ungarn seinen Stephan, Rußland seinen Nicolaus, Andreas u. s. w. zum Schutzheiligen. Auch die verschiedenen Stände und Gewerbe der menschlichen Gesellschaft denken sich gewisse Heilige, die während ihres Lebens in irgend einem Bezuge mit ihnen gestanden, als ihre Beschützer, wenig anders, als ihnen die griechische und römische Mythe ihre besondern Schutzgötter zutheilte, und wenn Mars in dem heil. Ritter Georg wieder auflebte, hat die Muse der Tonkunst an der heil. Cäcilia eine würdige Nachfolgerin. Ja jene Schutzgeister und Genien, deren nach alter Mythe und Philosophie jeder Mensch einen hat, erscheinen in den Heiligen wieder, da jeder eifrige Catholik oder Grieche sich den Heiligen seines Namens zum Patron wählt, ihm vor andern dient und alles durch ihn erwartet. Daher werden die Namen der Heiligen, wie sie jeglicher auf den Tag, der vom Papste oder den Patriarchen zu seiner festlichen Verehrung angewiesen worden, im römischen und russischen Calender stehen, unter diesen Glaubensverwandten häufig gefunden und die Feier des Namenstages hat für sie eine religiose Bedeutung. Ein vorzügliches Beförderungsmittel dieser vielseitigen Verbreitung und

Anwendung des Heiligendienstes waren die Heiligenbilder. Erst in den Vorhöfen und vor den Thüren der Kirchen zur Erinnerung an die Heiligen aufgestellt, wurden sie seit dem fünften Jahrhunderte nach und nach in das Innere der Kirchen versetzt und aus Erweckungsmitteln bald Gegenstände der Andacht. Wie stark auch Fürsten und Kirchenlehrer gegen den Bilderdienst eiferten (vergl. den Art. Bilderstürmer), sie konnten nur auf kurze Zeit dem Volke nehmen, was ihm einmal theuer geworden, und die bildende Kunst ließ sich nicht von einem Gebiete vertreiben, das seit dem Sturze der alten Götter ihre einzige Zuflucht war. E.

Heilige Allianz (la sainte alliance), ein Regenten-Bund, dessen Idee vom Kaiser Alexander I. von Rußland zuerst aufgefaßt, hierauf unmittelbar von ihm, Kaiser Franz I. von Oesterreich und von dem Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen zu Paris durch die Acte vom 26sten September 1815, mittelst eigenhändiger Unterschrift vollzogen, und zuerst vom Kaiser Alexander im Jahr 1816, dann aber auch von den übrigen beiden Monarchen öffentlich bekannt gemacht wurde. Das Wesen dieses von allen bisherigen Fürsten- und Völkerverträgen verschiedenen Bündnisses besteht darin, daß statt der bisherigen alten Politik, die man die heidnische nennen könnte, weil die christlichen Staaten sie von Griechen, Römern und Barbaren ererbt haben, eine neue eingeführt werden soll, die mit Recht die christliche heißen wird, weil nach der Erklärung der Bundesstifter die Vorschriften des Christenthums, d. h. der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, sowohl der Verwaltung der Staaten im Innern, als der Leitung ihrer Angelegenheiten im Aeußern künftig zum Grunde liegen sollen. Dieser heilige Bund beruht auf dem feierlichen Bekenntnisse des festen persönlichen Willens der Souveraine, die höchsten und heiligsten Zwecke aller Völker und Regierungen stets zur Richtschnur ihres Verfahrens zu nehmen. Die Bundesacte enthielt zugleich die Bestimmung, die übrigen christlichen Regenten zum Beitritt einzuladen. Auf solche vom Kaiser von Rußland eigenhändig erfolgte Einladung, welche auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen noch besonders erlassen haben, sind fast alle europäisch christliche Regierungen, namentlich der König der Niederlande (Haag den 21sten Juni 1816), die Könige von Dänemark, Schweden, Bayern, Sardinien, Sachsen, beider Sicilien, Würtemberg und zuletzt noch die Tagsatzung der Schweiz, die freien Städte des deutschen Bundes, Portugal, Spanien und sämmtliche Fürsten Deutschlands, zu dem heiligen Bunde getreten. Früher hatten sich diesem Bunde durch eigenhändige Erklärungen angeschlossen der König von Frankreich Ludwig XVIII., und der Prinz-Regent von England. Sie haben sich nämlich, wie alle übrigen Souveraine, zu den Grundsätzen des Bundes bekannt, ohne daß dadurch ihr Reich mittelst Beistimmung der Kammern und des Parlaments verpflichtet worden wäre. Denn man darf die Bundesacte vom 26sten September 1815 nicht als einen förmlichen Staatsvertrag ansehn. In ihr ist keine Spur von einer bestimmten Verpflichtung oder von wechselseitigen Leistungen zu finden. Auch der Satz: „daß die Unterthanen aller christlichen Fürsten einander in allen Fällen Hülfe und Beistand leisten sollen," spricht nur von einer sittlich-rechtlichen Verpflichtung, ohne diese durch eine publicistisch stipulirte Form der Leistung zu einer Staatsvertrags-Obliegenheit zu stempeln. Die Urkunde ist eine Auf-

stellung allgemeiner, über alle Willkür erhabener Grundsätze, welche jeder Souverain, indem er der Acte vom 26sten September beitritt, für die seinigen erklärt. Daher bedurften weder die Haupt- noch die Beitrittsacten (außer in Republiken, wie in der Schweiz), irgend einer der gewöhnlichen diplomatischen Förmlichkeiten. Sie wurden von den Souverainen allein verabredet, von ihnen allein unterzeichnet, von keinem Minister contrasignirt und von keiner Staatsbehörde beglaubigt. Der Papst und der Congreß der vereinigten Staaten von Nordamerika sind, mit Ausnahme der Pforte, die einzigen Regierungen, welche der heiligen Allianz nicht beigetreten sind. Ueber die geheimen Zwecke dieses Bundes hat man viel gemuthmaßt; er hat keine, so wenig als geheime Artikel. Aber allerdings liegt in der Auslegung, die man seinen Worten geben will, alles, was die Herrscher nach ihrer Ansicht für gerecht und weise halten. Indeß bedarf er, um in Wirksamkeit zu treten, stets noch besonderer Staatsverträge; folglich ist er an sich mehr ein politisches Glaubensbekenntniß der Monarchen, als ein unmittelbares Werkzeug der Staatskunst. Es scheint, daß die Frau v. Krüdener (s. d. Art.) zu der Entstehung des heil. Bundes mitgewirkt habe. Wenigstens hat sie behauptet, daß ihre heilige Mission ein Erzeugniß desselben sey. In jedem Fall wird der heilige Bund, wenn er auch nicht einen ewigen Frieden herstellt, in der Geschichte der europäischen Staatskunst Epoche machen. Er begründet, wie der Verf. der kleinen Schrift: Was hofft Europa seit dem 3ten April 1814? die den 28sten April 1814 erschien, S. 93 voraussah: „die Gesetzgebung des Völkerrechts für ganz Europa, ausgesprochen im Namen der Völker durch Alexander, Franz und Friedrich Wilhelm!" — So erlebe denn die Menschheit fortan nur mit Sieg gekrönte Vertheidigungskriege! —

Heilkunst ist die Kunst, den kranken Zustand des Menschen zu entfernen. Der Arzt muß zuerst eine genaue Kenntniß von der Gattung der Krankheit erlangen, und dann sich eine Idee bilden, sowohl von dem wiederherzustellenden gesunden Zustande, als von der Möglichkeit und den Mitteln, solche Idee bei dem gegenwärtigen kranken Zustande zu realisiren. Da diese Idee zuerst gebildet, und dann erst und zwar nicht durch den Begriff selbst, sondern durch fremden Stoff realisirt wird, so tritt eben dadurch die Medicin in die Reihe der Künste, folglich auch der Arzt in die Reihe der Künstler. (Vergl. **Arzneikunde**, **Arzt**, **Medicin**.) ff.

Heilmethode, auch Curmethode genannt, heißt die Art, eine Cur, oder eigentlich einen Curplan auszuführen. Curplan ist aber der Plan, den der Arzt zur methodischen Ausführung des Heilungsprozesses (so heißen die in einer gewissen Zeit schneller oder langsamer erfolgenden Veränderungen, welche die zur Bewirkung einer Cur angeordneten Heilmittel in dem kranken Körper hervorbringen) entwirft. Die Heilmethoden werden eingetheilt in allgemeine und specielle, je nachdem sie sich auf einen allgemeinen, oder speciellen krankhaften Zustand des Menschen richten. So ist die Methode gegen sthenische und asthenische Krankheiten überhaupt eine ganz allgemeine; in so fern wir sie den verschiedenen Krankheitsformen als Gattungen, z. E. Fiebern, Entzündungen, Ausschlägen, anpassen, wird sie generell; speciell aber, wenn wir sie nach einzelnen bestimmten Krankheiten, z. E. dem Scharlach, den Pocken, der Hundswuth, einrichten. Eigentlich verlangt eine jede Krankheit eines jeden Individuums ihre

eigne Heilmethode, indem keine Krankheit mit einer andern völlig gleich, fast eine jede mit mehrern oder wenigern Zeichen anderer Krankheiten verbunden ist. Es zeigt von wahrer Kunst des Arztes, eine der Krankheit völlig anpassende Heilmethode zu erfinden. Von jeher sind auch bei ähnlichen Krankheiten nach der Verschiedenheit der Aerzte und der Zeiten immer verschiedene Heilmethoden angewendet worden, was von den verschiedenen herrschenden Systemen abhing, die wiederum durch den Zeitgeist, und namentlich durch den Standpunkt der Philosophie, modificirt wurden. (S. Arzneikunde, Medicin.)

Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d').

Hein, (Peter Petersen), von unbekannter Abkunft, schwang sich durch seine Tapferkeit zur Würde eines holländischen Großadmirals empor. Er war im J. 1577 geboren, stieg nach und nach bis zum Viceadmiral der ostindischen Flotte und übernahm drei Jahre nachher den Oberbefehl. Er schlug die Spanier im J. 1626 an den Küsten von Brasilien, nahm mehrere Schiffe, und führte eine reiche Beute nach Holland. Das Jahr darauf nahm er die spanische Silberflotte, deren Werth auf 72 Millionen betrug, die kostbaren Waaren, welche sie führte, nicht mitgerechnet. Zur Belohnung so großer Thaten ward er im J. 1629 zum Großadmiral ernannt; einige Zeit darauf ward er in einem Gefecht mit zwei von Dünkirchen ausgelaufenen Schiffen getödtet.

Heineccius (Johann Gottlieb), ein berühmter humanistischer Jurist, geboren den 11ten September 1680 zu Eisenberg im Altenburgischen, studirte anfangs zu Goslar und Leipzig Theologie, dann in Halle die Rechte, wurde daselbst 1713 Professor der Philosophie und 1721 der Rechte, ging 1724 in dieser Eigenschaft nach Franecker, und nach drei Jahren nach Frankfurt an der Oder, von da aber 1733 nochmals als Geheimerath und Professor der Rechte und Philosophie nach Halle, wo er den 21sten August 1741 starb. Er besaß eine tiefe Einsicht in alle Theile der Rechtswissenschaft, vornehmlich aber in die römischen und deutschen Rechte, zu denen er sich durch ein ernsthaftes Studium der Philosophie vorbereitet hatte, und womit er eine nicht gemeine Kenntniß der alten Sprachen und der Alterthümer und Völkergeschichte verband. Von vorzüglicher Brauchbarkeit sind noch immer sein Syntagma antiquitatum romanarum jurispr. illustr., seine Hist. jur. civ. rom., sein Dictionarium jurid. und verschiedene andere Schriften. Ein classisches Ansehen behaupteten ehemals und zum Theil noch jetzt seine zahlreichen juristischen Lehrbücher, die sich unter andern durch logische Ordnung und eine reine Latinität auszeichnen. Sein Sohn, Johann Christian Gottlieb, der Herausgeber mehrerer Schriften seines Vaters und einiger andern Rechtslehrer, war 1718 zu Halle geboren, stand lange als Professor an der Ritterakademie zu Liegnitz, legte einige Jahre vor seinem Tode die Professur nieder und starb zu Sagan im August 1791.

Heinecke (Christian Heinrich), ein berühmtes Wunderkind, geboren zu Lübeck 1721 und gestorben 1725. Zehn Monate alt sprach er bereits, wußte mit einem Jahre die Hauptbegebenheiten des Pentateuch mit dreizehn Monaten des ganzen alten, und mit vierzehn Monaten auch des neuen Testaments. Drittehalb Jahr alt beantwortete er die Hauptfragen aus der alten und neuen Geschichte und Geographie. Bald nachher sprach er Lateinisch und Französisch mit ziemlicher Fertigkeit. Vor seinem vierten Jahre kannte er alle Genealogien der

vorzüglichsten Fürstenhäuser von Europa. In Dänemark legte er vor dem Könige und dem ganzen Hofe Proben seiner mannichfaltigen Kenntnisse ab. Aber bald nach dieser Reise, als er schreiben lernte, ward er krank und starb. Der Körperbau dieses Kindes, das die Welt nach einem so kurzen Aufenthalt wieder verließ, war zu zart, als daß ihn die ungewöhnliche Geistesthätigkeit nicht hätte zerstören müssen. Fast bis an seinen Tod nahm er keine andere Nahrung als die Milch seiner Amme. Martini hat im Jahr 1730 eine Abhandlung über dieses Kind herausgegeben.

Heinecke (Samuel), Director des Taubstummen-Instituts zu Leipzig, dem der Ruhm gebührt, im nördlichen Deutschland zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf die bedauernswürdige Classe der Taubstummen rege gemacht zu haben, und für ihren Unterricht thätig gewesen zu seyn, war zu Nautschitz bei Weißenfels im J. 1725 geboren. Nachdem er bei seinen Aeltern bis in sein vierundzwanzigstes Jahr den Landbau getrieben hatte, kam er unter die churfürstliche Leibgarde nach Dresden, wo er sich zugleich einige wissenschaftliche Kenntnisse erwarb, die er nachher, als er 1757 den Soldatenstand verließ, auf der Universität Jena erweiterte. Hierauf war er zehn Jahre lang Hofmeister im gräflich Schimmelmannischen Hause zu Hamburg und erhielt sodann die Cantorstelle in Eppendorf. Er hatte schon vorher über den Unterricht der Taubstummen nachgedacht, und da er in Eppendorf gerade einen solchen fand, so gab ihm dieß Gelegenheit, eine bessere Methode, als man bisher angewandt hatte, in Ausübung zu bringen. Der Ruf davon verbreitete sich, man schickte ihm aus verschiedenen Gegenden dergleichen Unglückliche zu, und im Jahr 1778 erhielt er von dem damaligen Churfürsten von Sachsen den Ruf, ein Taubstummen-Institut in Leipzig zu errichten, dem er bis an seinen Tod, den 30sten April 1790, vorstand. Er soll sehr glückliche Proben von seinem Talent, Taubstumme zu unterrichten, abgelegt haben; nur schien er seine Zöglinge mit zu viel Härte zu behandeln, wie denn überhaupt sein Betragen das Gepräge seiner frühern Schicksale und einer erst spät erhaltenen literarischen Bildung an sich trug. Zugleich hat er sich als einen rüstigen Schriftsteller gezeigt.

Heinitz (Anton Friedrich, Freiherr von), königlich preußischer Staatsminister, war geboren den 14ten Mai 1724 und starb im Jahr 1802 in einem Alter von siebenundsiebenzig Jahren. Er ist einer derjenigen preußischen Staatsminister, welche auf die Ausbildung der innern Industrie, auf die Vervollkommnung der ganzen Staatswirthschaft den bedeutendsten Einfluß gehabt haben. Er erhielt seine erste Bildung in Dresden, besuchte dann Pforte, widmete sich darauf dem Bergbaue, studirte zu diesem Zwecke in Freiberg und trat ins practische Leben durch eine Anstellung im Braunschweigischen. 1763 erhielt er einen Ruf nach Dresden, nachdem er kurz vorher den Plan zu einer in Freiberg zu errichtenden Bergbauakademie eingereicht hatte, der durch ihn auch glücklich ausgeführt wurde und dessen nützliche Folgen sich über alle cultivirten Länder ausgebreitet haben. Seine geschwächte Gesundheit bewog ihn, 1774 alle seine Aemter niederzulegen, um sich bloß den Wissenschaften zu widmen. Er unternahm 1776—1777 eine Reise nach Frankreich und England. Eine Frucht dieser Reise war seine treffliche Schrift: Essai d'Economie politique. Nach der Zurückkunft von dieser Reise rief ihn Friedrich der Große als Staatsminister und Chef des Bergwerks- und Hütten-Departements

in seine Dienste. Heinitz entsprach ganz den Erwartungen des großen Königs, und seine Verdienste um das Berg- und Hüttenwesen, besonders im Schlesischen, gehören zu den ausgezeichnetsten. Von König Friedrich Wilhelm II. wurden seine Verdienste nicht minder erkannt. Dieser übertrug ihm unter andern auch die Curatel über die Akademie der Künste; auch war er 1787 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt worden, wie er es von einer großen Anzahl gelehrter Gesellschaften in und außer Deutschland, ja selbst der physikalischen Gesellschaft in Philadelphia war.

Heinrich. Mehrere europäische Staaten haben Regenten des Namens Heinrich gehabt. Deutschland hatte sieben Kaiser, Frankreich vier, England acht Könige dieses Namens, und mehrere Fürsten und Helden aus dem bayerischen, braunschweigischen, preußischen und portugiesischen Hause haben ihn merkwürdig in der Geschichte gemacht. Heinrich der Reiche, der entweder von dem Kaiser Friedrich I. oder dessen Sohn Heinrich VI. den größten Theil des heutigen Voigtlandes mit dem Recht erhielt, dasselbe auf seine Söhne zu vererben, soll zu Ehren Heinrichs VI. das Familiengesetz gegeben haben, daß seine Nachkommen für immer den einzigen Taufnamen Heinrich führen sollten; wenigstens ist dieß der einzige Taufname derselben seit diesen Zeiten. S. Reuß. — Von den wichtigsten der Heinriche handeln die folgenden Artikel.

Heinrich I., der Finkler oder Vogelfänger — ein Beiname, den er nach dem Zeugnisse älterer Schriftsteller, von dem Umstande erhielt, daß die Gesandten der deutschen Fürsten, die ihm seine Wahl zum König ankündigten, ihn beim Vogelheerd antrafen, — war der Sohn Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachsen, der die ihm (912) angetragene königliche Würde abgelehnt hatte. Heinrich wurde nach dem Tode seines Vaters Herzog von Sachsen, war mächtig, angesehen und kriegerisch. König Conrad I. wollte ihm, um seine Macht zu schwächen, einen Theil der Länder entziehen, über die sein Vater regiert hatte, aber der Krieg, in den er dadurch mit Heinrich gerieth, fiel unglücklich für ihn aus, und Heinrich blieb im Besitz des ganzen Herzogthums. Conrad empfahl vor seinem Tode den deutschen Fürsten Heinrichen als den würdigsten zur deutschen Krone, und als denjenigen, der am besten im Stande wäre, Ordnung in Deutschland herzustellen, und so wurde Heinrich (919) zu Fritzlar gewählt. Eine glückliche Wahl! denn Heinrichs Regierung wurde für Deutschland wohlthätig. Er hatte Unruhen im Innern, und Feinde von außen zu bekämpfen; durch sein Ansehn, kluge Einrichtungen und Tapferkeit bewirkte er beides. Die Herzoge von Schwaben und Bayern wurden bald genöthigt, sich zu unterwerfen. Das vorhin von den Westfranken von Deutschland abgerissene Lothringen vereinigte Heinrich (925) wieder mit dem deutschen Reiche, und ließ es durch einen Herzog regieren. Während der vorherigen Unruhen in Deutschland hatten die Ungarn, ohne großen Widerstand zu finden, öfters verwüstende Einfälle gemacht und einen jährlichen Tribut erzwungen. Ein Heerführer der Ungarn war gefangen worden; Heinrich ließ ihn ohne Lösegeld frei und bewirkte dadurch (924) einen neunjährigen Stillstand mit diesen Barbaren, ohne einen Tribut zu zahlen. Diese Zeit der Ruhe benützte Heinrich sehr weise; er verbesserte die Kriegskunst der Deutschen, übte die Truppen fleißig in den Waffen, und gab besonders der Reiterei, die, geharnischt und schwerfällig, gegen die den leichten

ungarischen Reitern eigenthümliche Art zu fechten bisher nichts hatte ausrichten können, eine andere Einrichtung. Eine der vorzüglichsten Anstalten im nördlichen Deutschland, die Heinrich zur Beschützung des Reichs machte, war, daß er die bereits vorhandenen Städte — größtentheils nur ein Haufen Hütten von Holz und Lehm, mit einem Erdwall und Graben umgeben — besser befestigen ließ, und offne Oerter mit Mauern einschloß. In diese Städte nun mußte der neunte Mann von den auf dem Lande wohnenden Edelleuten und Freigebornen ziehen, daselbst für die außerhalb der Städte bleibenden, auf den Fall eines feindlichen Angriffs, Wohnungen bereit halten, und die vom Lande dahin gebrachten Vorräthe an Lebensmitteln aufbewahren. Alle Volksversammlungen, um über öffentliche Angelegenheiten zu berathschlagen oder sich zu vergnügen, verlegte er in die Städte. Durch diese Einrichtung bildete sich nach und nach in den Städten ein dritter Stand, dem Deutschland, eben so wie in andern Ländern, hauptsächlich seine Cultur verdankt, denn in den Städten entstanden Handwerke, Fabriken, Manufacturen und Handel, und bildeten sich fortschreitend aus. — Während Heinrich die innere Verfassung Deutschlands thätigst beförderte, schaffte er auch auf andern Seiten den Gränzen Sicherheit. Um die Einfälle der Normänner oder Dänen zu verhindern, bekriegte er sie in ihrem eignen Lande, erweiterte dadurch die Gränzen Deutschlands über die Eider bis Schleswig, stiftete da eine sächsische Pflanzstadt und setzte einen Markgrafen ein. Verschiedene slavische und wendische Völkerstämme in der Mark und in Meißen (Dalemacier, die bisherigen Bundesgenossen der Ungarn), so wie die Böhmen, zwang er, sich ihm zu unterwerfen. Als der neunjährige Waffenstillstand mit den Ungarn zu Ende ging, verweigerte er den von ihnen verlangten Tribut. Da drangen sie mit zwei Heeren durch Thüringen und Sachsen ein, wurden aber von Heinrich bei Sondersheim und bei Merseburg, welches letztere sie belagerten (933 und 934), gänzlich geschlagen. Mit Verlust aller ihrer gemachten Beute und Gefangenen mußten sie fliehen. Dieser Sieg war die Frucht des durch Heinrich verbesserten Kriegswesens und des Ansehens, das er sich bei den Deutschen, die ihn nun willig unterstützten, erworben hatte. Die Ungarn wagten lange Zeit hindurch nicht, ihre Einfälle in Deutschland zu wiederholen. Daß Heinrich zum Andenken dieses Sieges die Thurniere eingeführt oder doch erneuert habe, ist schwer zu beweisen; kriegerische Wettkämpfe waren schon früher gewöhnlich, und das eigentliche Vaterland der Thurniere scheint wohl Frankreich zu seyn. — Nach diesen glücklich beendigten Kriegen wollte Heinrich einen Zug nach Italien unternehmen, um sich in Rom als Kaiser krönen zu lassen. Sein Tod verhinderte dieß. Heinrich starb, etwas über sechzig Jahr alt, nach einer sechzehnjährigen glücklichen und rühmvollen Regierung, im Jahr 936 zu Memleben, und wurde zu Quedlinburg in dem von ihm errichteten Stifte feierlich begraben. Er war ein an Geist und Körper vorzüglicher Regent. Sein natürlicher heller Verstand ersetzte den gänzlichen Mangel an wissenschaftlicher Bildung. Die Vorwürfe, die ihm gemacht werden, betreffen seine Prachtliebe und die Fehler des Temperaments. Was er begonnen hatte, setzte sein großer Sohn und Nachfolger, Otto I. rühmlich fort. Gh.

Heinrich III., Sohn des Kaisers Konrad II. aus dem Hause der salischen Franken, geboren 1017, folgte, da er schon früher

(1027) zum Könige gewählt worden war, seinem Vater (1039) in der Kaiserwürde. Ihm hatte die Natur die Talente, und die Erziehung den Charakter zu einem alles fest zusammenhaltenden Regenten gegeben. Die Kirche in allen ihren Theilen mußte ihre Abhängigkeit von ihm erkennen. Sein erster Zug über die Alpen (1046) setzte drei Päpste ab und einen neuen ein (Clemens II.), und gründete seine Mitwirkung zu der Wahl des römischen Bischofs so fest, daß, so lange er lebte, die Römer ihren Bischofsstuhl nur nach seinem Willen besetzten. Die übrige Geistlichkeit stand immer unter seiner strengen, aber auch gerechten Oberaufsicht. In allen Theilen seines deutschen, italienischen und burgundischen Reichs durfte ohne Rücksprache mit ihm kein geistliches Amt von Bedeutung vergeben, oder über Kirchengut eigenmächtig geschaltet werden. Den weltlichen Herrenstand hielt er nicht bloß männlich in Abhängigkeit, sondern sogar förmlich unterjocht. Die Herzogthümer und Grafschaften besetzte er und ließ sie unbesetzt, wie es ihm beliebte; nach und nach sollten die Deutschen von der Vorstellung entwöhnt werden, daß Herzoge zur Regierung Deutschlands nöthig wären, damit sich endlich ohne Anstoß das ganze Reich in eine von dem König allein abhängige Monarchie verwandeln ließe. Heinrich regierte durchaus willkührlich, bewies aber in allem, was er unternahm, einen festen und standhaften Muth. Alle Stände wurden zuletzt über ihn mißvergnügt; doch gaben ihm die Geistlichen, wegen seiner fast abergläubischen Frömmigkeit, die vielleicht nur Scheinheiligkeit war, Beifall und den Beinamen des F r o m m e n. Heinrich starb den 5ten October 1056 zu Bothfeld, nachdem er drei Jahre vorher seinen Sohn zum Nachfolger hatte wählen lassen. Dieser Sohn war

H e i n r i c h IV., beim Ableben seines Vaters noch ein Kind von fünf Jahren. Er stand zuerst unter der Vormundschaft seiner Mutter Agnes, der er aber bald durch die List des Erzbischofs Hanno von Cöln, welcher den jungen Prinzen bei einer Lustfahrt auf dem Rheine nach Cöln entführte, entzogen wurde. Hanno bemächtigte sich nun in Verbindung mit den Erzbischöfen von Mainz und Bremen der Reichsadministration. Heinrich übernahm im funfzehnten Jahre auf dem Reichstage zu Goslar selbst die Regierungsgeschäfte, aber der Einfluß, den Adalbert, Erzbischof von Bremen, auf ihn hatte, und die schädlichen Grundsätze, die er ihm beibrachte, erregten bald ein großes Mißvergnügen gegen Heinrich. Dieses wurde besonders in Sachsen sehr laut, wo Heinrich viele Gewaltthätigkeiten verübte, verschiedene von seinen Vorgängern ertheilte Privilegien einzog, und, um die Sachsen zu bändigen, auf allen Hügeln und Bergen Schlösser erbaute, deren Besatzungen das Land sehr plagten. Die Sachsen verbanden sich mit den Thüringern, die auf gleiche Art gedrückt wurden, und da Heinrich ihre ernstlichen Vorstellungen mit Härte und Verachtung zurückgewiesen hatte, griffen sie (1073) zu den Waffen, nöthigten Heinrichen aus Sachsen zu flüchten, und zerstörten eine Menge der von ihm erbauten Schlösser. Heinrich war gezwungen (1073), einen Vergleich mit den Sachsen einzugehen, und in die Zerstörung der übrigen Schlösser, selbst der H a r t s b u r g, zu willigen; doch sollten die bei der letztern befindlichen Gebäude und die Kirche stehen bleiben. Als aber auch diese von einen gemeinen Haufen zerstört worden war, verklagte Heinrich sehr unweise die Sachsen als

Kirchenschänder bei dem Papste, und gab selbst dadurch diesem Gelegenheit, sich in der Sache zum Richter aufzuwerfen. Die Sachsen erboten sich zwar deßwegen zu jeder Genugthuung; aber Heinrich überzog sie unvermuthet mit einem mächtigen Kriegsheere, und griff sie (den 7ten Aug. 1057) an der Unstrut bei Langensalza an, wo sie eine große Niederlage erlitten. Die Sachsen unterwarfen sich nun, aber Heinrich nahm alle ihre Fürsten und Großen gefangen, schickte sie in andere Länder, und behandelte das Volk als ein erzürnter Sieger. Die so sehr gedrückten Sachsen stellten nun bei dem Papste auf die bei demselben von Heinrichen wieder sie angebrachte Klage eine Gegenklage an. Auf den päpstlichen Stuhl war erst vor einigen Jahren, ohne Genehmigung des kaiserlichen Hofes, die später durch List erhalten wurde, Gregor VII. (Hildebrand) erhoben worden, ein verschmitzter, herrschsüchtiger Mann, bis zur Verwegenheit kühn und jedem Widerstande trotzend, der gleich anfangs den Entschluß gefaßt hatte, sich alles zu unterwerfen, und zum Herrn der ganzen Welt zu machen. Mit Freuden benutzte daher Gregor diese Gelegenheit, seine Macht zu vergrößern, und federte (1076) Heinrichen, bei Strafe des Bannes, vor seinen Richterstuhl zur Verantwortung wegen der Anklage der Sachsen. Heinrich achtete so wenig auf diese Drohung, daß er die auf seinen Befehl zu Worms versammelten Bischöfe bewog, dem Papst den Gehorsam aufzukündigen. Aber Gregor sprach den Bann wider Heinrich aus, und alle seine Unterthanen des ihm geleisteten Eides frei. Dies wirkte bei dem großen Mißvergnügen, das Heinrich gegen sich erregt hatte, so stark, daß er sich bald verlassen und in Gefahr sah, alles zu verlieren. In dieser Verlegenheit mußte er sich entschließen, nach Italien zu gehen, um von dem päpstlichen Banne losgesprochen zu werden. Zu Canossa, im Modenesischen unweit Reggio, einem festen Schlosse der Markgräfin von Toscana Mathilde, der Freundin Gregors VII., traf er diesen, der sich zu seiner eigenen Sicherheit dahin begeben hatte. Drei Tage nach einander erschien Heinrich im Costum eines Büßenden im Schloßhofe zu Canossa, ehe er Gehör beim Papste erhalten konnte. Nur unter den härtesten Bedingungen, sich, wenn es der Papst verlangte, zu stellen, der Regierung bis dahin sich zu enthalten, dem Papste in allem gehorsam zu seyn, u. dergl., wurde Heinrich von dem Bann losgesprochen. Dieses übermüthige Benehmen des eitlen Papstes brachte eine entgegengesetzte Wirkung hervor. Die italienischen Großen, längst schon mit Gregor VII. unzufrieden und dessen Absetzung wünschend, sammelten sich um Heinrichen, der jene harten Bedingungen zu erfüllen nicht gesonnen war, und boten ihm ihren Beistand an. Die deutschen Fürsten hatten unterdessen, auf Veranlassung des Papstes, zu Forchheim (1077) den Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige gewählt. Heinrich eilte nun nach Deutschland zurück, und war so glücklich, seinen Gegner Rudolph zu besiegen, der in der Schlacht (d. 18ten October 1080) das Leben verlor. Heinrichs nachherige Gegner, Hermann von Luxemburg, und Eckbert, Markgraf von Thüringen, konnten noch weniger gegen ihn ausrichten. Der Papst Gregor ging unterdessen in seinen Anmaßungen immer weiter, entzog den deutschen Königen das Recht der Investitur der Bischöfe (Belehnung mit Stab und Ring) und belegte Heinrichen aufs neue mit dem Kirchenbann, ward aber auch auf dem Concilio zu Brixen (1080) von den deutschen und italienischen Bischöfen

als Ketzer und Zauberer förmlich abgesetzt. Heinrich ging (1081) mit einem Heere nach Italien, um Rache an Gregor, der sich in der Engelsburg einschloß, zu nehmen, und ließ sich von dem von ihm eingesetzten Papst, Clemens III., zu Rom krönen. Gregor VII. fand Zuflucht bei den Normännern in Calabrien, und starb (1085) zu Salerno arm und verachtet. Das Mißvergnügen in Deutschland gegen Heinrich hatte noch nicht aufgehört; sein ältester Sohn Konrad trat als erklärter Gegner wider ihn auf, konnte sich aber nicht lange behaupten, und starb, von seinen Anhängern verlassen, (1101) zu Florenz. Heinrich bewirkte es, daß die deutschen Fürsten (1097) seinen zweiten Sohn Heinrich zu seinem Nachfolger wählten und krönten. Aber dieser achtete den geleisteten Eid, bei Lebenszeiten des Vaters sich nicht in Regierungssachen zu mischen, nicht, sondern ließ sich zur Untreue gegen seinen Vater verleiten. Mit List bemächtigte er sich erst der Person des Vaters (1105) und zwang ihn nachher zu Ingelheim, die Regierung niederzulegen. Heinrich IV. versuchte zwar noch einmal, auf den großen Schauplatz aufzutreten, aber von Allen verlassen, endigte er sein Leben und Leiden (den 7ten August 1106) zu Lüttich in größter Dürftigkeit, und wurde, weil er im Bann gestorben war, erst fünf Jahre nachher zu Speyer ordentlich begraben. Heinrich IV. hatte von Natur gute Anlagen, Klugheit und Muth, aber durch seine fehlerhafte Erziehung war er ganz verdorben, und zu seinem eignen Unglücke höchst unbeugsam worden. Er war ein guter Krieger, und aus 62 Feldschlachten immer siegreich zurückgekommen. Hätte er nicht selbst sich so viel Unglück bereitet, und einen weniger furchtbaren Gegner als Gregor VII. gehabt, er würde gewiß die Verfassung Deutschlands ganz umgeändert haben. Gh.

Heinrich IV., Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome, und der Johanna d'Albert, Tochter Heinrichs, Königs von Navarra, wurde 1553 am 4ten December zu Pau im Béarn (Departement des Basses Pyrénées) geboren. Nach dem Willen seines Großvaters mütterlicher Seite gab man dem jungen Heinrich eine für jene Zeiten sehr zweckmäßige Erziehung, gewöhnte ihn, alle Beschwerden zu ertragen, übte ihn früh in ritterlichen Beschäftigungen, und stärkte dadurch seinen Geist zu künftigen Großthaten. Seine Mutter verließ nach ihres Gemals Tode den französischen Hof, wo sie vor den rachsüchtigen Planen der Königin Catharina nicht sicher war, zog sich nach Bearn in ihr Erbfürstenthum zurück, erklärte sich dort öffentlich für die Partei der Hugenotten, und gab ihrem Sohn einen trefflichen Erzieher in der Person des berühmten la Gaucherie, dessen Nachfolger Florent Chrestien, ein sehr eifriger Protestant, wurde. Als der Prinz elf Jahr alt war, sah er sich genöthigt, wieder am französischen Hofe zu erscheinen. Ein schändliches Project der Guisen, welche, einverstanden mit Philipp II. von Spanien, Nieder-Navarra, Heinrichs Erbtheil, erobern und den jungen Heinrich in des spanischen Tyrannen Gewalt liefern wollten, wurde von der scharfsichtigen Königin Elisabeth von England entdeckt und vereitelt. Noch nicht 16 Jahre alt, stellte die heldenmüthige Johanna ihren Sohn an die Spitze der in der Schlacht bei Jarnac (1568) geschlagenen hugenottischen Armee, und der Jüngling leistete feierlich den Eid, seine Religion und die gemeinschaftliche Sache der Gewissensfreiheit bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Das

dadurch ermuthigte, von Admiral von Coligny befehligte Heer rief den jungen Heinrich zum Generalissimus aus, und ungeachtet der neuen Niederlage bei Montcontour, erhielten die Hugenotten einen vortheilhaften Frieden zu St. Germain en Laye. Heinrich bereis'te nun sein Land, unterrichtete sich von den wahren Bedürfnissen seiner Unterthanen, sah ihre Leiden in der Nähe, und faßte den edlen Vorsatz, solche mit Anstrengung aller seiner Kräfte zu mildern, um den Namen eines guten Fürsten rechtmäßig zu verdienen. Heldenmuth, großherzige, über jede kleinliche Beleidigung erhabene und von aller Rachsucht weit entfernte Gesinnungen, ein sanftes theilnehmendes Herz, verbunden mit vorzüglicher Neigung zum schönen Geschlechte, und einem feurigen, doch lenkbaren Temperament, bemerkte man schon damals als Hauptzüge seines Charakters; dieser schöne Charakter wurde in der Schule früher Leiden schnell ausgebildet zum festen männlichen Sinne. Der scheußliche Plan, alle Hugenotten in Frankreich mit einem Schlage zu zerschmettern, war bereits von der blutdürstigen Catharina entworfen, und ihr schwacher Sohn, König Carl IX., zur Einwilligung dazu bewogen worden. Das Project konnte aber nicht anders ausgeführt werden, als wenn sämmtliche Häupter der hugenottischen Partei in Paris versammelt wurden. Unter dem Vorwande, beide Parteien zu vereinigen, ward die Vermählung Heinrichs mit Margarethen von Valois, jüngster Schwester Carls IX. der Königin Johanna angetragen, und von dieser angenommen. Während der Vorbereitung zum glänzenden Vermählungsfeste starb Heinrichs Mutter zu Paris, nicht ohne gegründeten Verdacht der Vergiftung. Heinrich nahm jetzt den Titel eines Königs von Navarra an; seine Vermählung wurde am 18ten August 1572 vollzogen, und Heinrich dabei, wie vorher festgesetzt worden war, für seine Person der Beobachtung aller in der catholischen Kirche üblichen Ceremonien überhoben. In der Nacht vom 24sten zum 25sten August wurde der schreckliche Plan, die Hugenotten zu ermorden, ausgeführt (s. d. Art. Bluthochzeit). Heinrich und Condé mußten, um sich zu retten, sich äußerlich zum catholischen Glauben bekennen; aber der blutgierigen Königin Catharina war Heinrichs Rettung höchlich zuwider. Sie suchte, um ihn desto gewisser zu verderben, seine Ehe mit Margarethen zu trennen. Als dies mißlang, dachte sie nur darauf, des Jünglings edle Seele durch die Vergnügungen eines üppigen Hofes zu verderben, und Heinrich wurde wirklich ein ausschweifender Jüngling, dessen Liebschaften fast täglich wechselten. Doch blieb der Grund seines Herzens rein, und unbefleckt vom Laster. Im J. 1576 benutzte er eine Jagd, um vom Hofe zu entfliehen; er stellte sich an die Spitze der Hugenotten, und bekannte sich wieder öffentlich zur protestantischen Kirche. Die Königin Catharina, welche nach Carls IX. Tode auch für seinen Nachfolger Heinrich III. herrschte, hielt es daher für gerathen, mit den Hugenotten einen Frieden zu schließen, der ihnen freie Religionsübung sicherte (1576). Dadurch erbittert, errichteten die eifrigen Catholiken (1585) jene berüchtigte Ligue, die der König bestätigen mußte, und an deren Spitze der Herzog Heinrich von Guise stand. Bald darauf brach die Religionsfehde mit neuer Wuth los, und Heinrich schlug 1587 mit geringer Macht das Heer der Ligue bei Coutras. Auch König Heinrich III. war jetzt der mächtigen Liguistenpartei verdächtig geworden, und bei der Versammlung der Stände zu Blois (1588)

arbeiteten die Guisen und ihre Partei eifrigst daran, die königliche Gewalt ganz zu vernichten. Die Sorbonne erließ ein Decret, welches Heinrichs III. Unterthanen vom Eide der Treue lossprach, und der Papst Sixtus V. that den König in den Bann, weil er den Cardinal Guise hatte umbringen lassen. Es blieb daher dem schwachen und schlecht geleiteten Monarchen (selbst nach dem Rath der sterbenden Catharina) zu seiner Rettung nichts als Aussöhnung und Freundschaft mit Heinrich von Navarra übrig. Nachdem beide sich zu Tours vereinigt hatten, erhielten sie bald das Uebergewicht gegen die Liguisten, und Heinrich III. rückte vor Paris, um die aufrührerische Stadt zu züchtigen, fand aber im Lager zu St. Cloud seinen Tod. Seine letzten Befehle an den versammelten Adel waren: Heinrich von Navarra als rechtmäßigen Nachfolger auf Frankreichs Thron anzuerkennen und treu sein Recht zu behaupten. Heinrich IV., jetzt rechtmäßiger König von Frankreich, fand indessen unzählige Schwierigkeiten, sein Recht geltend zu machen. Daß er zum Protestantismus sich bekannte, war ein Haupthinderniß, und dieses wurde von allen Mitbewerbern um die Krone benutzt, um die Herzen der Catholiken von ihm abwendig zu machen. An der Spitze der Gegenpartei stand der Herzog von Mayenne; aber auch Philipp II. von Spanien trachtete nach der französischen Krone, und sandte den Liguisten ein beträchtliches Hülfsheer. Heinrich IV. schlug die Armee der Ligue zuerst in der merkwürdigen Schlacht bei Arques, und vollendete ihre Niederlage durch die berühmte Schlacht bei Ivri. Eine Folge dieser Siege war die Blocade von Paris, und schon stand Heinrich IV. auf dem Punkte, die fanatischen Pariser durch Hunger zur Ergebung zu zwingen, als der spanische Heerführer, Alexander, Herzog von Parma, durch geschickte Manövers ihn nöthigte, die Blocade aufzuheben. Immer stärker überzeugt, daß es ihm ohne Annahme des catholischen Kirchenglaubens nie gelingen werde, zum ruhigen Besitz des französischen Throns zu gelangen, gab Heinrich endlich den Bitten seiner Getreuen so weit nach, daß er erklärte, sich in den Lehren der römischen Kirche unterrichten lassen zu wollen, und am 25sten Juli 1593 legte er in der Kirche zu St. Denys das catholische Glaubensbekenntniß wirklich ab. Er entging glücklich der Gefahr eines meuchelmörderischen Angriffs, wurde (1594) zu Chartres feierlich zum Könige gesalbt, und hielt unter Zujauchzen des Volks seinen Einzug in die Hauptstadt, aus welcher die spanischen Truppen schimpflich entweichen mußten. Nachdem Heinrich auch die Zustimmung und Absolution des Papstes erhalten hatte, wurden alle Parteien in Frankreich besänftigt. Um Spaniens Stolz und Uebermacht zu demüthigen, schloß Heinrich mit England und Holland ein Angriffsbündniß; der Krieg gegen Spanien wurde durch den Frieden zu Vervins (1598) für Frankreich vortheilhaft geendigt. Heinrich benutzte die darauf folgende Ruhe, um den innern Wohlstand seines Reichs, besonders die sehr zerrütteten Finanzen, zu verbessern, welches ihm auch, mit dem Beistande seines großen Ministers Sully so vollkommen gelang, daß 330 Millionen Livres Staatsschulden bezahlt, und 40 Millionen im Schatz aufgespart werden konnten. Heinrichs Ehe mit Margarethen von Valois wurde durch Sully's Vermittlung getrennt; der Papst gab seine Zustimmung, und der König schloß ein neues Ehebündniß mit Marien von Medicis, der Nichte des damaligen Großherzogs von Toscana. Häusliche Leiden aller Art ent-

standen aus dieser unglücklichen Verbindung. Falsch, hinterlistig, herrsch- und eifersüchtig, verbitterte Marie Heinrichs Leben so unaufhörlich, daß er mehr als einmal den von Sully wieder vereitelten Entschluß faßte, sich auch von Marien scheiden zu lassen. Die Geburt eines Thronerben (Ludwigs XIII.) versöhnte ihn jedoch auf einige Zeit mit der Gemahlin. Andre Leiden drückten zugleich sein sanftes, stets zur Milde gestimmtes Herz, am meisten die Verschwörung seines ehemaligen Freundes und Waffengefährten, des Marschalls von Biron, den er gern retten wollte, aber wegen wiederholter Untreue vom Tode durch Henkers Hand nicht retten konnte. Nicht weniger schmerzhaft waren dem guten Könige die Verschwörungen des Grafen von Auvergne, des Marschalls von Bouillon und seiner eigenen Geliebten, der hinterlistigen Entraigues. Denn er mußte strafen, wo er so gern nur königliche Gnade hätte walten lassen. Seinen ehemaligen Glaubensgenossen, den Protestanten, gab er (1598) durch das Edict von Nantes (s. Hugonotten) völlige Religionsfreiheit und politische Sicherheit. Um Spanien und Oesterreich (gegen welches letztern Anmaßungen die Protestanten in Deutschland bei Heinrich Hülfe suchten) zu demüthigen, entwarf er einen — vielleicht chimärischen Plan zu einem großen Bunde, und einer ganz veränderten Einrichtung der Staaten in Europa, wovon ein ewiger Friede die Folge seyn sollte. Um diesen Plan auszuführen, rüstete er sich zum Kriege, und war im Begriff, den Feldzug anzutreten. Während seiner Abwesenheit sollte seine Gemahlin Marie Regentin seyn, und er ließ sie deßwegen am 13ten Mai 1610 zu St. Denys krönen. Als Heinrich am folgenden Tage durch die Straßen von Paris fuhr, um die Anstalten zu dem feierlichen Einzuge der Königin zu besehn, wurde seine Kutsche in der Gasse de la Feronnerie durch zwei in einander gefahrene Karren aufgehalten. Diesen Augenblick benutzte Ravaillac, um das längst vorbereitete ungeheure Verbrechen auszuführen, indem er in den Wagentritt stieg, und mit einem langen zweischneidigen Messer Heinrichen zwei Stöße ins Herz versetzte, die den besten König, den Frankreich je hatte, auf der Stelle tödteten. Ravaillac entfloh nicht nach der gräßlichen That, wie er wohl gekonnt hätte. Man ergriff ihn, und das Parlament verdammte den fanatischen Bösewicht zu einer schrecklichen Todesstrafe. Keine Marter vermochte zwar, ihm das Geständniß auszupressen, daß er Mitschuldige gehabt, doch machten Nebenumstände es wahrscheinlich, daß der Streich vom spanischen Hofe veranlaßt, und vielleicht nicht ohne Mitwissen der herrschsüchtigen Gemahlin des guten Heinrichs ausgeführt worden war. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine erste Gemahlin hatte ihm keine Erben geschenkt, aber von Marien waren zwei Söhne und drei Töchter vorhanden. Seine Maitressen, Gabrielle d'Estrées, Henriette de Balzac, Gräfin von Entraigues, Jacqueline, Gräfin von Moret, Charlotte des Essarts und Marie Henriette de Bourbon, Aebtissin von Chelles, hatten ihm zahlreiche Vaterfreuden gewährt. Gern übersah das französische Volk diese Schwächen eines zu zärtlichen Temperaments; sein edler humaner Sinn, seine väterliche Liebe gegen alle Unterthanen, seine wahrhaften Großthaten, sein jeder freimüthig gesagten Warheit stets offenes Herz, auch wenn diese Aeußerungen seine eigenen Fehler betrafen, erhielten sein Andenken im Segen bei der Nation, wie nie eines Königs vor oder nach ihm, und sein Grundsatz: ich will, daß jeder Bauer alle Sonntage ein Huhn in seinem Topfe habe, pflanzte

sich fort auf Kindeskinder, die den guten König mit dankbaren Thränen segneten. Selbst im Sturme der Revolution blieb dies Gefühl dem Volke, das seine ersten Freiheitsfeste bei dem Standbild des guten Heinrichs feierte, dessen Andenken jetzt, bei Wiederherstellung der alten Herrscher Frankreichs, von neuem gesegnet wird. zz.

Heinrich II., einer der mächtigsten Könige von England, war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter der Bildung des gelehrten und verständigen Roberts von Glocester seine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, beim Tode seines Vaters Herr der Grafschaften Anjou, Touraine und Maine und, durch seine Vermählung mit Eleonore von Guienne, des Herzogthums Guienne und Poitou, und vereinigte so in seinen Händen eine Macht, welche seine gegründeten Ansprüche auf die Krone Englands und seinen unternehmenden Geist hinlänglich unterstützt haben würde, wenn nicht sein kinderloser Vorgänger Stephan ihn durch einen Vertrag als Sohn und Kronerben angenommen hätte. Im J. 1154 kam er auf den Thron Englands, den er durch Gerechtigkeit ehrwürdig machte. Er vertheilte England in sechs Districte, über die er so viele Richter verordnete, welche sie zu bestimmten Zeiten durchreisen, und alle Urtheilssprüche, welche Unwissenheit oder Leidenschaft niedern Gerichten eingegeben, reformiren sollten. Er begünstigte die Städte, Kunstfleiß und Handel; schon wurde die Londner Messe von vielen Fremden besucht. Die Miliz bestand aus 60,000 Mann zu Fuß und 20,000 Reitern; Carlisle, Montgomery und andere Gränzburgen hielten die alten Britten in Wales von Einfällen ab. Irland, ein Kampfplatz vieler Parteien, wurde für ihn eine leichte Eroberung. Nicht leicht würde ein Fürst glücklicher gewesen seyn als Heinrich, wäre nicht der vornehmlich durch Thomas Becket (s. d. Art.) erregte Krieg mit der Kirche gewesen, den er hartnäckiger führen mußte, als seine Vorgänger. Ein zweites Unglück führte seine hochfahrende, ränkevolle und eifersüchtige Gemahlin herbei, welche ihm seine Untreue nicht verzeihen konnte. Mochte er immerhin durch ein Gebäude mit labyrinthischen Gängen, welches er für die schöne Rosamunde von Klifford zu Woodstock hatte aufführen lassen, seiner Geliebten Mittel verliehen haben, sich vor einem Ueberfall der wüthenden Eleonore zu retten, dem konnte er nicht begegnen, daß diese den Saamen der Zwietracht in die Herzen seiner Söhne streute, und sein Leben mit Kummer erfüllte. Eine Verschwörung seiner Söhne kam zum Ausbruch, und die Ränke des französischen Hofes unterhielten den Krieg der Söhne gegen den Vater. Zwar endigte dieser Krieg glücklich für Heinrich, brach aber bald von neuem aus, und Heinrichs ganzes Leben war fortan eine Kette von Leiden. Auch sein einziger treu geglaubter und von ihm innig geliebter Sohn Johann wurde abtrünnig von ihm. Kummer und Krankheit endeten Heinrichs Leben im J. 1189.

Heinrich V., Sohn Heinrichs IV., aus dem Hause Lancaster, bewies in seiner Jugend als Kronprinz große Tapferkeit, besonders in der entscheidenden Schlacht gegen die Rebellen unter Percy Mortimer, machte sich aber auch in Verbindung mit den liederlichsten Vagabunden der gröbsten, seine hohe Würde gänzlich schändenden Ausschweifungen schuldig, wobei er sich einmal so sehr vergaß, daß der erste Richter des Reichs, Wilhelm Gascoigne, ihn gefänglich ver-

wahren ließ; ein Urtheil, dem sich jedoch der zur Besinnung gekommene Jüngling ohne Widersetzlichkeit unterwarf. Nach seines Vaters Tode bestieg er im Jahr 1413 den Thron, und nun schien eine Verwandlung mit seinem ganzen Wesen vorgegangen zu seyn. Er entfernte alle ehemaligen Ausschweifungsgenossen, schenkte dem strengen Richter, Wilhelm Gascoigne, seine ganze Achtung, und hörte fortan nur die Stimme der erfahrnen Räthe seines Vaters. Frankreich wurde damals durch die entsetzlichsten Unruhen zerrüttet, einen großen Theil des Reichs hatten schon früher die Engländer erobert, und Heinrich hielt es, um auch seines in Factionen zertheilten Volks Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu lenken, für nöthig, selbst mit einem Heere von 30,000 Mann nach Frankreich überzusetzen. Krankheiten der fürchterlichsten Art rissen jedoch bald unter dem englischen Heere dergestalt ein, daß es bis auf ein Viertheil zusammenschmolz, und Heinrich zog sich in dieser traurigen Lage so eilig als möglich nach Calais zurück. Inzwischen hatte das französische ungleich stärkere Heer dem seinigen bereits den Rückzug abgeschnitten, und sich in der Ebene von Azincourt (in der ehemaligen Normandie) dergestalt postirt, daß die bis auf 9000 Mann geschmolzene, an allen Mund- und Kriegsbedürfnissen höchsten Mangel leidende englische Armee einer unter solchen Umständen für sie fürchterlichen Schlacht nicht mehr ausweichen konnte. Heinrich bot Frieden und Ersatz für allen angerichteten Schaden, wenn man ihn ruhig ziehen ließe; allein die Franzosen, an deren Spitze der Dauphin und der Connetable des Reichs standen, waren ihres Sieges so gewiß, daß sie unbedingte Ergebung foderten. Dadurch zur Verzweiflung gebracht, schrien alle Engländer, sie wollten siegen oder sterben; König Heinrich und der Herzog von York, diese Stimmung benutzend, stellten nun das englische Heer so, daß es, auf beiden Flanken durch Waldungen geschützt, nicht umgangen werden konnte, und machten durch ihre trefflich geübten Bogenschützen selbst den Angriff auf die französischen Schaaren. Diese, durch eine solche Kühnheit überrascht, und noch nicht gehörig geordnet, geriethen bald in Unordnung; der stolze Adel warf sich in der Flucht auf das Fußvolk, und riß es mit fort; der größte, ja ein fast unglaublicher Sieg ward dadurch von den Engländern in wenigen Stunden erfochten. Sie selbst hatten nur 40 Mann im Gefecht verloren, dagegen 10,000 Feinde getödtet, und 14,000 zu Gefangenen gemacht, von denen, nach der barbarischen Sitte jener Zeiten, ein großer Theil niedergehauen wurde, weil die Engländer sich zu schwach fühlten, so viele Gefangene zu bewachen. Dieser berühmte Sieg bei Azincourt (im J. 1414) führte Heinrich V. zum Besitz der französischen Krone, die auf dem Haupte des geistesschwachen Carls VI. schon lange geschwankt hatte. Ein Vertrag ward geschlossen, dahin: Heinrich solle Carls Tochter, Catharina, zur Gemahlin, ihr Vater, so lange er lebte, noch die königliche Würde, und Heinrich sogleich das Regiment erhalten. Nach des blödsinnigen Carls Tode solle dann Frankreich und England auf immer unter einem Scepter vereinigt, jedoch ein jedes Reich nach seinen eigenthümlichen Rechten und Gewohnheiten regiert werden. Nun schlug Heinrich seinen königlichen Sitz in Paris auf, und die Zeit des höchsten Glanzes der Engländer in Frankreich war gekommen, denn Catharina gebar ihrem Gemahl einen Sohn. Aber die ganze Herrlichkeit dauerte nicht lange; Heinrich starb nach einer zehnjährigen Re-

gierung im 34sten Jahre an einem schlecht behandelten Fistelschaden zu Bois de Vincenne 1422. Die Zeit seiner Regierung in England ward noch dadurch ausgezeichnet, daß während derselben die Wicleffitische Ketzerei, oder die Lehre der Lollards, unter dem Schutze Johann Oldcastle's feste Wurzeln schlug, und sich, allen blutigen Verfolgungen zum Trotze, unaufhaltsam ausbreitete. xx.

Heinrich VI. war neun Monat alt, als er durch den Tod seines Vaters Heinrich V. König von England und Frankreich wurde. Mit seiner Regierung eröffnete sich eine 64jährige Reihe großer innerer Unruhen; denn Heinrich besaß nicht das Talent zu regieren. Von Natur schwach und unentschlossen, folgte er bloß der Leitung Anderer. Der Verlust der schönsten Besitzungen in Frankreich war das geringste Uebel. Alle weitere Entwickelung der Constitution wurde aufgehalten, aller Patriotismus verwandelte sich in Parteigeist, und die Sitten des höhern Theils der Nation arteten in kriegerische Wildheit aus. Allein die Bauern gewannen dabei; die Leibeigenschaft nahm ab, denn die Fälle kamen gar zu häufig, daß der Adel seine Landleute bewaffnen mußte. Das entscheidendste Unglück des schwachen Heinrichs VI. war seine Vermählung mit Margaretha von Anjou, Tochter des Titularkönigs von Neapel, Sicilien und Jerusalem. Schon vorher hatte Wilhelm de la Pole, Graf von Suffolk, ein elender verrätherischer Minister, der mehr für Frankreichs als für Englands Nutzen sorgte, den König völlig beherrscht, jetzt, da auch die Königin seine Partei nahm, schien seine Herrschaft ganz begründet. Der muthvolle Herzog Richard von York benutzte die Schwäche des Königs und faßte den kühnen Entschluß, sich selbst auf den Thron zu setzen. Suffolk mußte sterben; und der Herzog ließ sich zum Protector erklären, und, obschon er in der Schlacht bei Wakefield blieb, so gingen doch alle seine Hoffnungen auf seinen Sohn Eduard über. Den 4ten März 1461 wurde dieser zu London feierlich als König anerkannt. Heinrich VI. war so unbedeutend, daß Eduard (IV.) vorerst nicht nothwendig fand, ihm das Leben zu nehmen. Auf eine kurze Zeit gelang es einer Partei, mit französischer Hülfe den entsetzten Heinrich wieder auf den Thron zu bringen, durch den Herzog von Glocester aber wurde er den 14ten April 1471 ermordet. — Heinrich wollte, dem Geiste seines Zeitalters gemäß, die Erfindung des Steins der Weisen befördern, wahrscheinlich um die Kronschulden zu bezahlen, und ertheilte mehreren Personen königliche Freibriefe, um die Alchymie ungehindert treiben zu können.

Heinrich VII., Stifter des Hauses Tudor, ward geboren im J. 1456. Nachdem er den Usurpator Richard III. bei Bosworth geschlagen und getödtet hatte (1485), bestieg er den Thron von England, ohne ein genealogisches Recht an denselben zu haben. Verschiedene Versuche wurden gemacht, durch falsche Eduarde und Richarde, wozu man einen Bäckerjungen und einen jüdischen Proselyten gebrauchte, seinen Thron wanken zu machen, allein gegen einen so planmäßigen, schlauen und entschlossenen König, als er war, konnte kein Prätendent aufkommen. Heinrich bekümmerte sich wenig um die großen Bewegungen, die während seiner Regierung auf dem festen Lande vorgingen. Er suchte mit Schottland Frieden zu haben, und schloß sich an Spanien an, um Frankreich in Furcht zu halten; seine ganze Aufmerksamkeit ging auf die innere Regierung seines Reichs. Dieses erhielt nun Ruhe, die Sittenrohheit fing an sich zu verlieren,

das Parlament dachte auf Verbesserung der Gesetze, das Recht der Freistätten in den Kirchen wurde beschränkt, der Ackerbau beschützt, und der Handel fing wieder an zu blühen. Noch mehr hätte geschehen können, wäre Heinrich weniger besorgt gewesen, Schätze zu sammeln. Er war der erste König von England, der eine Garde hatte. Die Britten setzen ihn in die Reihe ihrer großen Monarchen, und haben ihn den Salomo von England genannt. Er starb den 21sten April 1509.

Heinrich VIII. folgte (1509) als achtzehnjähriger Jüngling seinem staatsklugen Vater, Heinrich VII., der ihm eine völlig ausgerüstete Armee von 50,000 Mann, und beträchtliche Schätze hinterließ. Mit diesen Mitteln trat er ruhmsüchtig der Allianz Papst Julius II. und Ferdinands von Aragonien gegen Ludwig XII. von Frankreich bei, und fiel in Frankreich ein; verließ es aber nach einem zwar glänzenden, doch fruchtlosen Feldzuge, indem er sich mit Ludwig wieder aussöhnte. Wollüstig, herrschsüchtig und zu jeder Grausamkeit geneigt, die seinen wilden Leidenschaften freie Bahn machen konnte, überließ er sich jetzt ganz der Leitung seines intriganten Günstlings, des Cardinals Wolsey. Dieser schmeichelte allen seinen Lüsten, und schaffte durch die gröbsten Erpressungen die dazu nöthigen Summen herbei, wovon der beste Theil in seinen Seckel fiel. Der Tyrann wollte nun auch als Gelehrter und Theolog glänzen. Als daher Luthers großes Unternehmen begann, wirkte Heinrich sich vom Papste die Erlaubniß aus, Luthers Schriften, die bei Strafe des Kirchenbannes verboten waren, zu lesen, und eine Streitschrift gegen Luther über die sieben Sacramente erschien unter des Königs Namen, obwohl Wolsey der eigentliche Verfasser derselben seyn mochte. Sie wurde vom Papste mit großer Freude aufgenommen und dem Könige dafür der Ehrentitel: Beschützer des Glaubens, ertheilt. Aber der kühne Luther kehrte sich daran wenig, indem er den königlichen Schriftshelden ziemlich unsanft zurecht wies. Die römische Curie hatte selbst nicht lange Ursach, sich des so hochgepriesenen Beschützers des Glaubens zu erfreuen; denn er wurde bald ihr gefährlichster Feind, weil sie seine wilden Leidenschaften nicht begünstigen wollte. Heinrich liebte nämlich die schöne Anna Boulen, die Wittwe seines Bruders Arthur; und als diese schlechterdings auf die Bedingung der Ehe bestand, begehrte Heinrich vom Papste Clemens VII. nicht nur die Scheidung von seiner Gemahlin Catharina, sondern sogar Widerruf der Bulle, wodurch der vorige Papst die Ehe mit des Bruders Witwe verboten hatte. Der Papst, der weder sein eignes Ansehn aufs Spiel setzen, noch Kaiser Carl V., Catharinens nächsten Blutsverwandten, beleidigen mochte, zauderte. Die Verhandlungen über diese Sache dauerten einige Zeit ohne Erfolg fort, bis Heinrich endlich durchgriff, und durch den Erzbischof von Canterbury, Cranmer, mit Beistimmung des eingeschüchterten Parlaments, seine Ehe mit Catharinen trennen ließ, und die schöne Anna heirathete. Heinrich verjagte nun die Mönche und hob die Klöster auf; die reichen Einkünfte derselben fielen ihm und seinen Günstlingen zu. Bald nachher führte er den Kircheneid (Oath of Supremacy) ein, wodurch der König zum Oberhaupt der Kirche erklärt und jedermann vorgeschrieben wurde, was er glauben sollte. Papisten und Protestanten wurden nun gleich heftig verfolgt, überall dampften Scheiterhaufen, und der edle Kanzler Thomas Morus und der fromme Bischof Fisher

wurden enthauptet, weil sie die neuen wollüstigen Leidenschaften des Tyrannen zu billigen sich weigerten. Er war nämlich seiner geliebten Anna überdrüßig geworden, wilde Leidenschaft entflammte ihn neuerdings gegen Johanna Seymour. Anna wurde deßwegen des Ehebruchs und der lutherischen Ketzerei angeklagt. Ihre wohlgegründete Vertheidigung hörten die bestochenen Richter nicht, sondern Anna's Haupt fiel auf dem Schaffot durch den Scharfrichter von Calais, den man wegen seiner Geschicklichkeit dazu eigends geholt hatte. Johanna Seymour wurde nun des Unmenschen dritte Gemahlin, und Anna's Tochter, die nachmals hochberühmte Elisabeth, sollte nach seinem Plane für ein ehebrecherisch erzeugtes Kind vom Parlement erklärt werden. Doch dies unterblieb, und da Johanna Seymour im ersten Wochenbette starb, erhob Heinrich die Prinzessin Anna von Cleve zu seiner vierten Gemahlin. Ihrer wurde der Wollüstling gleichfalls bald überdrüssig, denn Catharina Howart hatte seine Begierden wieder entflammt. Anna von Cleve ward daher unter dem Vorwande, der König habe häßliche Leibesgebrechen an ihr entdeckt, verstoßen, und Catharina auf den Thron und in des Ungeheuers blutiges Bett geführt. Sie war es, die auf Anstiften ihres Oheims, des Herzogs von Norfolk, des Königs Günstling, Thomas Cromwell, stürzte, und ihn aufs Blutgerüst brachte. Doch bald nachher selbst des Ehebruchs und der schändlichsten Ausschweifungen angeklagt, der letztern jedoch nur vor ihrer Vermählung mit Heinrich überwiesen, ließ dieser sie im Tower enthaupten und schritt zur sechsten Ehe mit des Lords Latimer Wittwe, Catharina Parr, die wenigstens eines natürlichen Todes starb. Mit zunehmenden Jahren nahm auch Heinrichs Wuth und Grausamkeit zu. Die ewige Nemesis erreichte indessen den königlichen Verbrecher schon im irdischen Leben. Ein unheilbarer, offener und höchst schmerzhafter Schaden am Beine, verbunden mit unnatürlicher Corpulenz, die fast jede Bewegung unmöglich machte, peinigte ihn während der letzten vier Jahre seines Lebens, und die beständigen Schmerzen machten ihn einem wilden reißenden Thiere gleich. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam, seine Befehle waren nur Bluturtheile, und als schon der Tod an seine morsche Hülle klopfte, wagte es noch niemand, ihm die Gefahr, worin er schwebte, zu entdecken. Als dies Wagstück endlich Anton Denny unternahm, erschrak der elende Tyrann heftig, sandte Eilboten zum Erzbischof von Canterbury, und jedermann sahe, daß er die heftigsten Foltern des erwachten Gewissens empfand. Als Cranmer erschien, war die Sprache schon verloren, nur trostlose Blicke flehten um Vergebung der unsäglichen Blutschuld, der Priester sicherte ihm diese zu, und so starb der elende Wütherich im J. 1547, nachdem er 56 Jahre gelebt und 37 Jahre mit blutiger Tyrannei über sein Volk geherrscht hatte.

Heinrich der Löwe, geboren 1129, ein Sohn **Heinrichs** des Großmüthigen, Herzogs der Sachsen, und mütterlicher Seits ein Enkel des deutschen Königs **Lothar**, ist unstreitig der merkwürdigste deutsche Fürst des zwölften Jahrhunderts. Sein Vater starb 1139 an beigebrachtem Gift. Die Feindschaften, welche der Vater sich zugezogen hatte, erbten auf den Sohn, und wurden die Veranlassung zu den nachherigen Fehden Heinrichs. Während seiner Minderjährigkeit führten seine Mutter **Gertrud** und seine Großmutter **Richenza** die Regierung im Herzogthum Sachsen.

Die bayrischen Erblehen wurden von seines Vaters Bruder Welf verwaltet; das Herzogthum Bayern war schon dem Vater entrissen und einem österreichischen Fürsten verliehen worden. Die mächtigsten Feinde des jungen Heinrichs waren in Sachsen Albrecht der Bär, welcher auf das Herzogthum Ansprüche machte, und der bremer Erzbischof Adalbert. Heinrich trat im Jahr 1146 die Regierung selbst an, und kam bald zum ungestörten Besitz des Herzogthums Sachsen, welches Albrecht der Bär, Markgraf von Brandenburg, wieder aufgeben mußte. Auf dem Fürstentage zu Frankfurt 1147 erschien der junge Held zuerst in seiner ganzen Würde, und foderte vom Kaiser Konrad sein bayrisches Eigenthum zurück. Konrad suchte Ausflüchte, aber Heinrich stärkte seine Macht durch die Vermählung mit Clementinen, einer Tochter des mächtigen Herzogs von Zähringen, der ein Stammfeind der Hohenstaufen war, und erwarb sich früh Kriegsruhm durch glückliche Züge gegen die Wenden. Als nun Konrad seine Ansprüche auf Bayern nicht erfüllen wollte, griff er in Verbindung mit dem Oheim Welf zu den Waffen, um selbst sein Recht zu erfechten. Konrad zog nach Goslar, in der Absicht, von dort aus Braunschweig zu überfallen; aber Heinrich vereitelte durch List das Unternehmen, focht auch im folgenden Jahre glücklich gegen die Wenden, bestätigte durch Gewalt der Waffen den König Knut gegen den Prätendenten Swen auf Dänemarks Thron, und erstieg nun, da sein Vetter Friedrich von Hohenstaufen als Kaiser Friedrich I. ihm (1154) Bayern wiedergab, die höchste Stufe der Macht, welche damals nächst dem Kaiserthron ein deutscher Fürst erringen konnte. Von der Nord- und Ostsee bis zum adriatischen Meer erstreckten sich seine Besitzungen. Ost- und Westphalen nebst Engern, das wahre Herzogthum Sachsen vom Rheine bis zur Elbe, folgte seinem Heeresbann. Der größte Theil von Bayern war als Lehen sein Eigenthum, und für die Welfischen Stammgüter in Italien mußten die dortigen Vasallen ihm nicht nur am 24sten Oct. 1154 den Lehnseid leisten, sondern auch 400 Mark Silbers zahlen. Bayern liebte Heinrich jedoch weit weniger, als sein Geburtsland Sachsen. Des erstern Verwaltung überließ er daher dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach, in Sachsen aber nahm er Heinrich den Finkler ganz zum Vorbilde und den Maßstab seiner Rechte nach der herzogl. Gewalt, die jener Heinrich und Otto der Erlauchte ehemals handhabten. Dazu gehörte vor allem, daß der herzogliche Heerschild nicht mehr unter den bischöflichen erniedrigt wurde, und daß in den eroberten Landen die Bischöfe vor dem Herzoge sich zur Investitur mit Ring und Stab stellen mußten. Dies mißfiel den stolzen Bischöfen sehr, doch mußten sie vorerst der Gewalt des Herzogs nachgeben. Inzwischen hatten ums Jahr 1164 des Herzogs Feinde, an deren Spitze der bremer Erzbischof Hartwich stand, sich näher vereinigt, und schlossen im J. 1166 zu Merseburg ein Bündniß, dem viele Vasallen des Herzogs beitraten. Bald gesellten sich auch zu ihnen die Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt und Hildesheim, nebst den Markgrafen von Thüringen und Brandenburg. Heinrich, der eben auf einem Zuge gegen die aufrührerischen Wenden begriffen war, wendete sich schnell gegen die wider ihn verbündeten Bischöfe und Fürsten. Bremen ward erobert, Oldenburg mit Sturm genommen, und selbst die Felsenfeste Desenburg durch Abgrabung des Wassers,

in Heinrichs Gewalt gebracht. Als Kaiser Friedrich (1168) aus Italien zurückkehrte, hielt er auf dem Reichstage zu Bamberg Gericht, welches zu Heinrichs Vortheil ausfiel. Um diese Zeit trennte sich Heinrich wegen Gewissensscrupel von seiner ersten Gemahlin, Clementine, und verehelichte sich mit Heinrichs I., Königs von England, Tochter, Mathilde. Bald nachher unternahm Heinrich, dem Geiste des Zeitalters gemäß, einen Zug nach Palästina. Er hatte auf dieser Reise mancherlei Abenteuer zu Wasser und Land zu bestehen, kehrte aber nach erfülltem Gelübde glücklich nach Braunschweig zurück. Während seiner Abwesenheit hatten seine Feinde mancherlei Bewegungen wider ihn gemacht, und selbst sein Verwandter, Kaiser Friedrich, hatte schnell das Gerücht von Heinrichs Tode genutzt, um Sachsens feste Plätze in seine Gewalt zu bekommen. In Heinrichs Seele faßte jetzt unbesiegbares Mißtrauen Wurzel. Darum wollte er dem Oheim Welf die für seine bayrischen und italienischen Besitzungen gefoderte Summe nicht zahlen; aber Friedrich zahlte sie bereitwillig und nahm die italienischen Länder in Besitz. Zwar folgte Heinrich dem Kaiser mit zahlreicher Mannschaft auf dem fünften Zuge nach Italien (1174), verließ ihn jedoch bei der langwierigen Belagerung von Alessandria, obgleich Friedrich ihn fußfällig bat, zu bleiben. Heinrich verlangte als Entschädigung für die dem Kaiser geleistete Hülfe Goslar, welches ihm Friedrich nicht geben wollte. Die Folge von Heinrichs Abfall war, daß Kaiser Friedrich bei Legnago eine Schlacht gegen die italienischen Städte verlor, und mit seinen Gegnern einen nachtheiligen Vertrag eingehen mußte. Der Haß gegen den übermüthigen Herzog war nun in des Kaisers Herzen entschieden. Kaum merkten dies Heinrichs alte Feinde, so brachen sie von allen Seiten los. Heinrich ließ zwar das Schwert nicht ruhen, verklagte aber doch auf dem Reichstage zu Speier 1178 bei dem aus Italien heimgekehrten Kaiser die Ruhestörer. Als aber Friedrich sein Mißvergnügen über den Herzog äußerte, traten alle seine Gegner mit ihren Beschwerden gegen ihn hervor. Der angefeindete Herzog ward zur Verantwortung auf die Reichstage zu Regensburg, nachher zu Magdeburg, und zuletzt nach Goslar vorgeladen; da er aber niemals erschien, durch einen Ausspruch der Fürsten in die Acht und aller seiner Lehen verlustig erklärt (1180). Dieses harte Urtheil wurde sogleich vollzogen, und Heinrichs Länder unter seine Gegner vertheilt. Das Herzogthum Bayern erhielt Otto von Wittelsbach; Bernhard von Ascanien (Anhalt) Sachsen; der Erzbischof von Cöln erhielt Engern und Westphalen unter dem Titel eines Herzogthums. Den übrigen Erzbischöfen und Bischöfen wurden einzelne Theile verliehen. Das eigentliche Ostphalen war aber Allodium Heinrichs, und konnte ihm durch Reichsspruch nicht genommen werden. Da er sahe, daß Gewalt mehr als Recht galt, sendete auch er seine Getreuen, schlug bei Hallerfelde die cölnischen Heerhaufen, trieb die Angreifer aus Ostphalen, nahm den wüthenden halberstädter Bischof Ulrich gefangen, und hätte er nicht aus Eigensinn dem Grafen Adolph von Holstein die bei Hallerfelde gemachten Gefangenen verweigert, so würde er sich siegreich aller seiner Feinde erwehrt haben. Als aber Adolph ihn verließ, ging alles den Krebsgang. Der Kaiser kam mit dem Reichsheere nach Sachsen, und den treugebliebenen Vasallen Heinrichs ward eine peremtorische Frist gesetzt, binnen welcher sie

die Fahnen des Geächteten verlassen, oder selbst als Geächtete behandelt werden sollten. Heinrich mußte nach Lübeck flüchten; Braunschweig allein hielt fest an der gelobten Treue, und vergeblich ward es vom cölnischen Bischof belagert. Doch sahe nun Heinrich, daß er sich demüthigen müsse, wenn er nicht alles verlieren wollte. So erschien er zu Erfurt 1182, bat fußfällig den Kaiser um Gnade, und gewann dennoch nichts mehr, als die Zusicherung, daß seine Erblande, Braunschweig und Lüneburg, ihm verbleiben sollten, doch mit der Bedingung, drei Jahre hindurch außerhalb Deutschland als Verbannter zu leben. Er ging daher mit seiner ganzen Familie nach England zu seinem Schwiegervater, König Heinrich II. Dort wurde ihm sein Sohn Wilhelm, der Stammvater der nachmaligen Herzoge von Braunschweig, geboren. Heinrich, vom Erzbischof Philipp zu Cöln, der mit dem Kaiser sich entzweit hatte, zurückgerufen, erschien wieder auf heimischer Erde im J. 1184, fand die ganze Verfassung verändert, alles durch einander geworfen und die Prälaten im Kampf mit den weltlichen Großen. Hätte er jetzt selbst wieder zu den Waffen gegriffen, so wäre die Verwirrung noch größer geworden. Er lebte aber wie ein Privatmann still zu Braunschweig. Doch traute Friedrich dem gereizten Löwen nicht, sondern verlangte, er solle ihm nach Palästina folgen, oder nochmals drei Jahre nach England gehen. Heinrich wählte das Letzte. Während seiner Abwesenheit starb zu Braunschweig die treue Mathilde, und bald erfuhr er auch, daß das Versprechen, seine Allodien nicht anzutasten, keineswegs gehalten werde. Da hielt auch er sich seines Versprechens ledig, benutzte die Abwesenheit des Kaisers Friedrich, kam im J. 1189 nach Stade, ward von seinem ehemaligen Feinde, dem Erzbischof von Bremen, der jetzt seiner bedurfte, mit offenen Armen aufgenommen, und schlug bald, da die treuen Vasallen von Wölpe, Schwerin und Ratzeburg sich wieder zu ihm sammelten, die Dänen und Ditmarsen in die Flucht. Als Hamburg, Plön und Itzehoe wieder erobert waren, foderte er Unterwerfung von Bardewick, der blühendsten Handelsstadt jener Gegend. Aber stolz verweigerten die Bardewicker Gehorsam. Deßwegen wurde die Stadt, nachdem er sie mit Sturm erobert, größtentheils zerstört bis auf den Dom, und an des Doms Mauern das schreckende Bild des rächenden Löwen mit der Inschrift: Vestigia Leonis, gesetzt, die noch jetzt dort zu lesen ist. Nach Bardewicks Zerstörung ergaben sich Lübeck und Lüneburg; aber in der nächsten Schlacht gegen Adolph von Dassel, den Statthalter Holsteins, war Heinrich unglücklich. Viele seiner Vasallen blieben auf dem Wahlplatze, die andern verließen ihn. Die Bischöfe von Hildesheim und Halberstadt belagerten darauf in Gemeinschaft mit dem jungen König Heinrich, den Friedrich I. als Reichsverweser in Deutschland gelassen hatte, Braunschweig, jedoch vergebens. Darauf kam im Jahr 1190 durch Vermittlung der Erzbischöfe von Mainz und Cöln ein Vergleich zu Stande, worin Heinrich versprach, seine Söhne dem König als Geiseln zu stellen. Allein auch dieser Vergleich dauerte nicht lange; doch ward auf andere Weise die alte Feindschaft ausgeglichen. Heinrichs ältester Sohn, Heinrich, hatte sich mit Agnes, der Erbtochter des Pfalzgrafen Konrad am Rhein, Bruders Kaisers Friedrich I. vermählt. Diese Verbindung eines Welfen mit einer Hohenstaufen schien endlich die alte Fehde zu enden. Durch des Pfalzgrafen

Konrad und des jüngen Heinrichs Vermittelung erfolgte endlich eine Aussöhnung mit dem Kaiser, und Heinrich der Löwe, gedrückt von der Last so mancher Unglücksfälle, lebte nun ruhig zu Braunschweig, wo er in einem Alter von 66 Jahren (1195) starb und im dortigen Dome, wo noch sein Grabmal zu sehen, beigesetzt wurde. Heinrich der Löwe war ein Held, tapfer, großmüthig, unermüdet thätig, aber auch starrsinnig, hochfahrenden Wesens und leidenschaftlich gestimmt; dabei fromm, aber kein Frömmler. Durch sein ganzes Leben hatte er mit den Pfaffen, die seine erbittertsten Feinde waren, zu streiten. Ueber sein Zeitalter ragt er hervor durch seine unermüdeten Bemühungen, Handel, Industrie, Bürgerglück und Wohlhabenheit in seinen Ländern zu verbreiten, Künste emporzubringen und Gelehrsamkeit, wie er sie kannte, zu befördern. Er unterlag nie seinem harten Schicksale, sondern kämpfte ihm rastlos entgegen.

Z. Z.

Heinrich der Jüngere, Sohn Heinrichs des Aeltern, Herzogs von Braunschweig, geb. im Jahr 1498, ein Mann feurigen Geistes, unruhig, herrschsüchtig, oft hinterlistig, aber von festem männlichen Sinne wie sein Ahnherr, der entschiedenste Gegner der Reformation. Sein erster merkwürdiger Krieg war die berühmte hildesheimische Stiftsfehde, worin zwar Heinrich in der mörderischen Schlacht bei Soltau am 29sten Jun. 1519 entscheidend geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde, doch nachmals durch seine Gunst beim Kaiser Carl V. so glücklich war, daß ihm und dem Vetter Erich fast sämmtliche hildesheimische Stiftslande zugesprochen wurden. Vermehrt hatte er dadurch um ein Drittheil seine Erblande, aber sich auch in eine Abhängigkeit vom Kaiser gesetzt, die ihn nachmals hart drückte. Als Thomas Münzers fanatisch begeisterte Horden in Thüringen verheerend hausten, zog Heinrich dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog von Sachsen zu Hülfe, und nahm Antheil an der Schlacht bei Frankenhausen (den 15ten Mai 1528), wo die Bauern eine gänzliche Niederlage erlitten. Da Heinrich nie ruhig seyn konnte, erregte er eine neue Fehde gegen Goslar und belagerte die Stadt; doch bald rief ihn Carl V. ab, zur Unterstützung gegen den Papst und das stolze Venedig. Heinrich zog nach Italien mit 1000 wohlgerüsteten Reitern; allein das Heer ward die Beute ansteckender Seuchen, und der Herzog selbst entkam mit genauer Noth, als gemeiner Knecht verkleidet, den überall auflauernden Feinden. Von seinen stattlichen Reitern kehrten nicht mehr als sechzehn nach Wolfenbüttel zurück. Er fand jetzt neuen Verdruß, weil die Kirchenreformation in seinem Erblande reißend schnelle Fortschritte gemacht hatte. Zwar hörte er auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 der Protestanten Glaubensbekenntniß, blieb aber dennoch der alten Lehre und des Kaisers Interesse ergeben; denn eben auf diesem Reichstage ward er nebst dem Vetter Erich feierlich mit den gewonnenen hildesheimischen Gütern belehnt. Bald nachher gelang es ihm, seinen Bruder Wilhelm durch zwölfjährige Gefangenschaft zu jenem Vertrage zu nöthigen, wodurch das Recht der Erstgeburt und Alleinregierung im fürstlichen Hause gesetzlich eingeführt wurde. Nachdem die protestantischen Fürsten den Bund zu Schmalkalden geschlossen (1537), trat Heinrich nicht nur in den Gegenbund, an dessen Spitze der Kaiser selbst stand, sondern ließ sich sogar zum obersten Feldherrn des Bundes erklären. Beide Par-

teien rüsteten sich, Heinrich bedrohte Goslar und Braunschweig; diese riefen die schmalkaldischen Bundesgenossen zu Hülfe, und sie erschienen unter Anführung des Churfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen mit 15,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern. Heinrich flüchtete vor der Uebermacht; sein Erbland, sogar das feste Wolfenbüttel ward bald erobert. Indessen hatte Heinrich 32 Fahnen Fußvolk und 3000 Reiter zusammengebracht. Damit zog er dem Feind entgegen, und beim Kloster Höckelem kam es zum scharfen Treffen. Heinrichs Haufen wurden aber von der Uebermacht umzingelt, er mußte mit seinem ältesten Sohne Victor sich zum Gefangenen ergeben. Ihn befreite die für die protestantische Partei unglückliche Schlacht bei Mühlberg (1547). Mit bitterm Groll im Herzen kam er nun in sein Erbland zurück; Braunschweig vorzüglich sollte entgelten, was es zur Unterstützung der Feinde des Herzogs gethan. Doch hatte die Belagerung der Stadt nicht den gewünschten Erfolg. Ein Vertrag wurde geschlossen, denn neue schreckliche Fehde rief den Herzog ab, da Graf Volradt von Mansfeld plündernd und mordend in die wolfenbüttelschen Länder gefallen war. Heinrich zog ihm mit seinen beiden ältesten Söhnen, in Verbindung mit Churfürst Moriz von Sachsen, entgegen. Bei Sivershausen trafen am 9ten Juli 1553 die Heere auf einander, eine mörderische Schlacht erfolgte, der Sieg war Heinrichs, aber seine beiden Söhne lagen todt auf dem Wahlplatze, sein Bundesgenoß Moriz starb zwei Tage nach der Schlacht an den empfangenen Wunden. Noch einmal traf Heinrichs Heer den Feind zwischen Steterburg und Geitelde, und zwang ihn zur Flucht; aber der Tod der ältern ritterlichen Söhne schlug Heinrichs Herzen die tiefste Wunde. Es blieb ihm nur der stille, verwachsene, sogar der lutherischen Ketzerei zugethane Julius übrig. Doch als es ihm fehl schlug, den Bastard Eitel Heinrich vom Kaiser legitimiren zu lassen, mußte er freilich Julius das Erbrecht zugestehen. Ruhiger im Alter, versöhnte der stürmische Heinrich sich auch mit seinem sonst gehaßten Sohne, und ließ sogar seine Abneigung gegen die neue Lehre fahren. Er starb im Jahr 1568, auch in der Romanenwelt bekannt durch seine Liebe mit Eva von Trott, von der erzählt wird, daß sie scheinbar zu Gandersheim auf Heinrichs Befehl gestorben und beerdigt, dann aber im tiefsten Geheimniß auf die Feste Staufenburg geführt worden sey, wo Heinrich mit ihr in süßer Minne gelebt, und sieben Kinder (wovon jener Eitel Heinrich der älteste) gezeugt habe. Noch jetzt wird auf der verfallenen Staufenburg die Stelle gezeigt, wo einer von Eva's Brüdern, der sie aufzuspüren gekommen, auf Heinrichs Geheiß den Tod fand. z.z.

Heinrich der Seefahrer, war der dritte Sohn des Königs Johann I. von Portugal, der von 1385 an regierte. Portugal genoß damals einer glücklichen Ruhe; die Nation war thätig und unternehmend, und der Trieb, Entdeckungen und Eroberungen zu machen, fast allgemein. Besonders zeichnete sich hierin der Infant Heinrich aus. Schon früh gab der großherzige Jüngling glänzende Beweise seines Muthes, aber mehr, als die Waffen, liebte er die Wissenschaften, besonders Mathematik, Sternkunde und Schifffahrtskunst. Als die Portugiesen Ceuta eroberten (1415), hatte Heinrich sich sehr ausgezeichnet, und erhielt von seinem Vater die Ritterwürde. Nach seines Vaters Tode wählte er die Stadt Sagres in Algarbien, un-

weit des Vorgebirges St. Vincent, zu seinem Aufenthalt, und setzte den Krieg gegen die Mauren in Afrika rüstig fort. Er beunruhigte ihre Küsten durch seine Schiffe, und seine Seeleute kamen auf diesen Zügen in Gegenden des Weltmeers, welche die unkundigen Schifffahrer jener Zeit lange für unzugänglich gehalten hatten. Aber Heinrichs Entwürfe gingen auf etwas Größeres. Die Entdeckung unbekannter Erdgegenden war das Ziel, wohin er strebte. Bekannt mit den Fortschritten, welche die Erdkunde bis dahin gemacht hatte, versäumte er während seiner Feldzüge in Afrika keine Gelegenheit, durch die Mauren Kenntnisse von den Ländern zu erlangen, die an Aegypten und die arabischen Staaten gränzten, und nachzuforschen, ob man um die Westküste von Afrika einen Weg zu den Schätzen Indiens finden könnte. Die Araber waren bis dahin die einzigen, die nähere Kenntniß von diesem Erdtheile hatten. Aus dieser Quelle schöpfte Heinrich umständlichere Nachrichten von dem innern Afrika, von der Küste von Guinea und andern großen Küstenländern. Er besprach sich mit kundigen Männern, und als er ihr Zeugniß mit den eingezogenen Nachrichten einstimmig fand, entschloß er sich, seinen Plan auszuführen. Er errichtete zu Sagres ein Observatorium und eine Schule, in welcher junge Edelleute in allen zur Schifffahrtskunde erfoderlichen Wissenschaften unterrichtet wurden. Er war der erste, der den Gebrauch des Compasses, den man übrigens schon in Europa kannte, auf die Schifffahrt anwendete, und man schreibt ihm einen großen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums zu. Er sandte von Zeit zu Zeit Schiffe auf Entdeckungen an der Küste der Barbarei und Guinea aus, doch blieben diese Reisen anfangs ohne wichtige Resultate. Auf einer dieser Reisen entdeckten zwei in seiner Schule gebildete Hauptleute, Juan Gonsalez Zarco und Tristan Vaz, durch Stürme verschlagen, die Insel Puerto Santo, und 1418 die Insel Madera (Madeira, im Portugiesischen Holz; sie gaben der Insel diesen Namen von dem vielen Holze, womit sie bewachsen war). Heinrich empfing die Rückkehrenden freudig über den glücklichen Anfang. Seine erste Sorge war nun, die neu entdeckten Eilande mit Ansiedlern zu besetzen, und den üppig fruchtbaren Boden anzubauen. Auf Madeira hatten die Ansiedler, um schnell einen guten Boden für neue Anpflanzungen zu gewinnen, die dichten Wälder angezündet. Heinrich, der den künftigen Holzmangel voraussah, gab Befehl zu neuen Waldpflanzungen, und um den Zucker nicht mehr von den Arabern kaufen zu müssen, ließ er aus Sicilien Zuckerrohr kommen, das in dem feuchten Boden bald so vortrefflich gedieh, daß ein Flächenraum von drei Meilen 60,000 Arroben eintrug. Nach Entdeckung von Madeira waren Heinrichs Gedanken auf die goldreiche Guinea-Küste gerichtet. Nur sein beharrlicher Muth konnte die großen Schwierigkeiten überwinden, die der Unternehmung entgegenstanden. Das Vorgebirge Non, sagte man, wäre das Ziel, welches Gott der Menschen kühner Ehrsucht gesetzt hätte. Heinrich hörte alle Aeußerungen der Kurzsichtigkeit, wie allen Tadel, mit ruhigem Gleichmuth an, und seine Beharrlichkeit ward dadurch nicht erschüttert. Gilianez, einer von seinen Seefahrern, bot ihm seine Dienste an, um das furchtbare Vorgebirge zu umsegeln und Entdeckungen auf der Küste von Guinea zu machen. Er ging 1433 unter Segel, umschiffte glücklich das Vorgebirge Bojador und nahm Besitz von der Küste durch Errichtung eines Kreuzes, worauf, wie gewöhnlich geschah,

Heinrichs Wahlspruch: Talent de bien faire, geschrieben ward. Lobsprüche und Geschenke belohnten den kühnen Entdecker. Im folgenden Jahre ward ein größeres Schiff ausgesandt, das 30 Meilen über Bojador hinaus kam. Bei diesen glücklichen Erfolgen verstummte allmählig der Tadel, und Heinrich fand mehr Unterstützung. Sein Bruder Pedro, der während Alfonso's V. Minderjährigkeit die Regierung führte, leistete ihm kräftigen Beistand, und bestätigte die Schenkung der Inseln Puerto Santo und Madeira, die Heinrich schon von dem verstorbenen König Eduard erhalten hatte. Der Papst Martin V. bekräftigte nicht nur die Schenkung der beiden Inseln, sondern sprach zugleich den Portugiesen alle Länder, welche sie längs der afrikanischen Küste bis Indien entdecken würden, als Eigenthum zu. Der Papst hatte zwar kein Recht über diese Länder zu verfügen; aber die Könige von Spanien und Portugal glaubten dadurch, daß sie sich von dem Statthalter Gottes auf Erden das Eigenthum der Länder in andern Welttheilen, die sie schon entdeckt hatten, oder noch zu entdecken hofften, schenken ließen, ein unbestreitbares Recht auf dieselben zu erlangen, und allen übrigen Europäern den Eingang in diese Länder verwehren zu können. Im J. 1440 kamen Antonio Gonzalez und Nunno Tristan bis zum weißen Vorgebirge, und dieser neue glückliche Erfolg machte einen günstigen Eindruck auf das Volk. Von allen Seiten eilten muthvolle Junglinge herbei, und zeigten desto lebhaftern Eifer, an den Entdeckungsreisen Theil zu nehmen, da jetzt schon der Goldstaub auch die Habsucht reizen konnte. Heinrich hatte bisher alle Kosten allein bestritten, jetzt bildeten sich Gesellschaften unternehmender Männer, die unter seiner Leitung Entdeckungsreisen wagen wollten, und es wurde bald die Angelegenheit des ganzen Volks, was bisher nur die Sache eines einzigen Mannes gewesen war. Schneller stieg nun das Entdeckungsglück, als vereinte Kräfte das rühmliche Werk förderten. 1446 umschiffte Nunno Tristan das grüne Vorgebirge, und zwei Jahre später entdeckte Gonzalez Wallo drei von den azorischen Inseln, gegen 200 Meilen von der Küste entfernt. Heinrich setzte bis zu seinem Tode diese Bemühungen eifrigst fort. Er starb 1463, 67 Jahr alt, und hatte noch die Freude, die Entdeckung der Küste Sierra Leona zu erleben, und auf dem Throne seines Vaterlandes einen Fürsten, Johann II. zu sehen, dem es Ernst war, eifrig zu fördern, was mit so günstigen Vorbedeutungen begonnen war. Die wichtigen Folgen, welche die Erweiterung der Schifffahrt und die dadurch vorbereitete Entdeckung des Seewegs zu Indiens Handelsschätzen auf die ganze Welt hatte, sichern ihm einen unsterblichen Namen in der Geschichte, und seinen edeln Bemühungen den Ruhm, seinen bedeutungsvollen Wahlspruch würdig erfüllt zu haben.

Heinrich I. König von Hayti, ein Neger, geboren 1767 auf der Insel St. Christoph, von wo er an den englischen Kaufmann Badeche nach Cap François verkauft wurde, und die Aufsicht über die übrigen Sclaven erhielt. Er führte von seinem Geburtslande den Namen Christoph. Sein hoher Wuchs, die feste Entschlossenheit, sein wildes und hartes Betragen machten ihn zum Schrecken aller Untergebenen. Der Ausbruch der Negerrevolution veränderte plötzlich sein Benehmen, der Negerfeind wurde zum grimmigsten Verfolger der Weißen. Er folgte stets den Raubhorden, um zu plündern und die Beute der Uebrigen um Spottpreise zu kaufen, wodurch er

bald ein bedeutendes Vermögen sich erwarb. Er konnte nun als Anführer einer eignen Bande (1802) auftreten, und gewann bald einen Namen. Toussaint Louverture, damaliger Chef der Neger, ernannte ihn zum Brigadegeneral und sendete ihn gegen seinen Neffen, den ehrgeizigen Moses. Mit niedriger Hinterlist wußte sich Christoph in Moses Vertrauen einzuschleichen und ihn so mitten unter seinen Anhängern zu fangen und an Toussaint einzuliefern, der ihn hinrichten ließ. Christoph wüthete nun mit gleicher List und Kraft gegen Moses Anhänger im Cap, wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt, und zog sich erst vor der Uebermacht des französischen Generals Leclerc zurück, nachdem er die Stadt angezündet hatte. Seine Schlauheit wußte sich immer in die Zeit zu schicken, er ließ sich mit den Franzosen in Unterhandlungen ein, entwaffnete die Aufrührer, und zeigte sich als ihren eifrigsten Anhänger, bis sie ihre Armee wieder geschwächt hatten; dann trat er schnell wieder zu Dessalines über (Toussaint war indessen gestürzt worden) und zwang die Franzosen zu Räumung der Kolonie. Dessalines erhob sich nun unter dem Namen Jacobs I. zum Kaiser von Hayti, und ernannte Christoph zu einem seiner ersten Kriegs- und Hofbeamten. Christoph verband sich bald mit Pethion, brachte eine Revolution zu Stande, ermordete den 17ten October 1806 den schwarzen Kaiser und wurde zum Präsidenten und Generalissimus des Staats von Hayti ausgerufen, Pethion aber zu seinem Lieutenant und Statthalter des südlichen Theils der Insel ernannt. Eine Nationalversammlung trat zu Cap François zusammen, um eine Constitution zu entwerfen, und hier trennte sich Christoph und Pethion für immer in zwei feindliche Partheien, indem letzterer eine Volksrepräsentation einführen, Christoph aber völlig unbeschränkt herrschen wollte. Der Krieg zwischen Beiden brach blutig aus. Pethion wurde stets geschlagen, aber nie völlig besiegt und hielt sich immer in Port au Prince, von wo aus er als Präsident den ganzen Süden der Insel von Christoph unabhängig beherrscht. Christoph ernannte sich selbst 1811 zum König unter dem Namen Henri I., ließ sich von einem Kapuziner Cornelius Brell mit Cagodhl salben, ernannte diesen zu seinem Almosenier und Herzog von Ansa, richtete seinen Hof ganz nach dem Kaiserhof in Paris ein, schuf eine Menge Herzöge, Grafen, Kronbeamte, und stiftete den Orden der Legion de Henri. Er scheint sein Reich mit vieler Einsicht, Gewandtheit und Kraft zu regieren, und wußte mit mehrern Mächten, besonders mit England, vortheilhafte Handelsverbindungen anzuknüpfen, wo er auch stets Gesandte oder einen Chargé d'Affaires hält. Buonaparte's Sturz freute ihn sehr und sogleich erklärte er, mit der rechtmäßigen Dynastie von Frankreich in freundschaftliche Verhältnisse treten zu wollen, beharrte aber dabey, als Souverain in seinem eroberten Reich unabhängig zu bleiben, und wußte bis jetzt durch pomphafte Proclamationen und schlaue Maßregeln alle Versuche Ludwigs XVIII., das Volk auf seine Seite zu bringen, glücklich zu vereiteln. Den Zustand seines wohlgeordneten Landes sucht er noch mit Anwerbungen von europäischen und amerikanischen Gelehrten, Künstlern, Handwerkern, und vorzüglich mit den ausgewanderten Franzosen zu verbessern. Seine Kriegsmacht besteht jetzt aus 24 Regimentern Infanterie, 2 Regimentern Cavallerie und 2 Regimentern Artillerie. Sein 10jähriger Sohn Jacques Victor Henri führt den Titel eines Kronprinzen von Hayti. Vorgebens hat er bis jetzt

getrachtet, vom Papste die Ernennung seines Herzogs von Ansa zum Bischof von Hayti auszuwirken. Nach Pethions Tode scheint er den Plan gefaßt zu haben, sich auch des bisher von diesem regierten Theils der Insel zu bemächtigen. (S. Hayti.)

Heinrich (Prinz) von Preußen, s. Friedrich Heinrich Ludwig.

Heinse (Wilhelm), ein genialer deutscher Schriftsteller, war 1749 zu Langenwiesen, einem Dorfe bei Ilmenau in Thüringen, geboren. Ein Jüngling von feinem Sinn und ausgerüstet mit herrlichen Fähigkeiten, um mehr als Eine schöne Kunst zu erfassen und auszuüben; kräftig von Körper, das Gedächtniß treu, die Phantasie höchst entzündbar, schwelgerisch, üppig, bildete er sich mehr in der Welt, als in der Schule. Nachdem er seine juristischen Studien in Jena wohl oder übel vollendet hatte, ging er nach Erfurt. Hier erhielt er seine poetische Richtung durch Wieland. Mit der Uebersetzung des Petron begann er seine literarische Laufbahn; Laidion, oder die eleusinischen Geheimnisse folgten. Möge man auch das Talent des Verfassers, das sich in beiden Werken darthut, anerkennen, so darf man sich doch nicht verbergen, daß sie in unserer Literatur zu den wenigen erotischen Schriften gehören, die eine gefährliche Wollust athmen. Selbst Wieland nahm an dem kekken Muthwillen seines Zöglings ein Aergerniß. In Düsseldorf, wohin ihn Jacobi als Theilnehmer an der Iris von Halberstadt 1776 berief, ward durch den Besuch der herrlichen Bildersammlung sein Kunstsinn aufgeregt, genährt und verfeinert. Von da ging er 1780 in das heiß gewünschte Italien. Hier schwelgte er in Lust und Freude drei Jahre lang. Aber befremden muß es, daß damals Heinse das befreite Jerusalem und den Orlando aufgelös't in Prosa aus dem Lande der Musik nach Deutschland hinüber wandern ließ, und seinen Landsleuten zumuthete, daß sie aus dieser Nachbildung begreifen sollten, „wie die herrlichsten Menschen seit einigen Jahrhunderten von Ariosts Gedichten bezaubert worden wären.“ In Mainz fand der Heimgekehrte zugleich mit J. Müller ein ruhiges Plätzchen. Er würde Lector des Churfürsten, und nachher Hofrath und Bibliothekar. Dort schrieb er Ardinghello und Hildegard. Was er von Bildnerei und Musik, die er beide schwärmerisch liebte, in seinem Leben erfunden, geahnet und enträthselt hatte, legte er in seinen Werken nieder, deren stürmischer bacchantischer Taumel zwar den Leser gewaltsam ergreift und dahinrafft, ein edles Gemüth aber nicht erheitern kann. Er starb den 22sten Juni 1803, 54 Jahr alt. Höchst interessante Briefe von ihm finden sich in der Sammlung von Briefen zwischen Gleim, Heinse und Müller. Die 1805 unter seinem Namen erschienenen musikalischen Dialogen sind nicht von ihm.

Heinsius (Daniel und Nicolaus), Vater und Sohn, zwei berühmte Kritiker. Der Vater, geboren zu Gent 1582, war ein Schüler Joseph Scaligers, wurde Professor der Politik und Geschichte in Leyden, auch Historiograph von Holland, und starb 1655. Seine vielseitigen Verdienste als Philolog und Historiker, die schönen Verse, welche er in griechischer und lateinischer Sprache dichtete, und sein guter Geschmack erhoben ihn zu einer hohen Stufe des Ruhms. Unter den Alten hat er besonders den Horaz, den Maximus Tyrius, Terenz u. s. w. bearbeitet; auch sind seine Arbeiten für das neue Testament schätzbar. Seine historischen Schriften, so

wie seine Reden, empfehlen sich durch eine vortreffliche kräftige Sprache. — Nicolaus, geboren zu Leyden im J. 1620, machte viele Reisen nach England, Frankreich, Schweden, besonders aber nach Italien, wohin ihn die Königin Christina von Schweden auf ihre Kosten sandte. In der Folge bekleidete er die Stelle eines niederländischen Residenten zu Stockholm, brachte aber die letzten zehn Jahre seines Lebens in seinem Vaterlande zu, und starb 1681 im Haag. Er liebte vornehmlich die römischen Dichter, und war in kritischer Behandlung derselben so glücklich, daß er der Wiederhersteller des Ovid, Silius Italicus, Valerius Flaccus u. A. genannt zu werden verdient. Außer diesen Dichtern gab er auch den Virgil, Claudian, Prudentius u. s. w. heraus. Zerstreute Anmerkungen über mehrere römische Schriftsteller findet man in seinen Adversarien, die erst 1742 erschienen. Er war selbst ein guter lateinischer Dichter.

Heinsius, Großpensionär von Holland, war lange das Oberhaupt und Triebrad aller wichtigen Verhandlungen der Republik. Er war der Günstling und Vertraute des Prinzen Wilhelm von Oranien, der 1689 als Wilhelm III. den englischen Thron bestieg, und hatte großen Antheil an dessen politischen Verhandlungen. Wilhelm hatte ihn nach dem nimweger Frieden nach Paris gesandt, um da seine Rechte auf das Fürstenthum Oranien geltend zu machen. Heinsius sprach so lebhaft für das Interesse des Prinzen und der Protestanten, daß Louvois sich unterfing, ihn mit der Bastille zu bedrohen. Seitdem war er Frankreichs abgesagter Feind, und gab sich besonders während des spanischen Successionskriegs nicht vergeblich Mühe, Ludwig XIV. zu demüthigen. Aber sein Widerstand gegen die Abschließung des Friedens zog der Republik eine große Schuldenlast zu, und nachdem er 30 Jahre lang als Rathspensionär unumschränkt geherrscht hatte, verlor er seine Stelle und starb 1720 im Haag, 87 Jahre alt.

Heißhunger s. Bulimie.

Hela, s. Nordische Mythologie.

Heldenbuch, ein berühmtes altdeutsches Gedicht, enthaltend die Thaten und Abenteuer des lombardischen Königs Otnit, Elberichs, Hugdietrichs, Wolfdietrichs, König Giebichs von Worms, Dietrichs von Berne, des Königs Laurin, die Geschichte von dem berühmten Rosengarten zu Worms u. s. w. Dieses Heldenlied beschäftigt ungemein die Phantasie durch Vorführung bald der abenteuerlichsten, bald der lieblichsten Erscheinungen, mit großer Naivetät erzählt, und ist sehr interessant für die Sittengeschichte des Mittelalters. Als Hauptverfasser wird Heinrich von Ofterdingen zu Eisenach im 13ten Jahrhundert genannt. Zuerst ward es 1509 gedruckt. Allein so wird es schwerlich von Ofterdingen gekommen seyn, vielmehr scheint das Gedruckte nur eine freie Bearbeitung jenes alten Ofterdingenschen zu seyn, von dem man bis jetzt bloß Bruchstücke entdeckt hat. Zuletzt hat H. v. d. Hagen jene Heldenlieder herauszugeben angefangen.

Heldengedicht, auch Epopöie genannt, ist eine besondre Art aus der Gattung der epischen Poesie (des Epos). So geringfügig diese Bemerkung scheint, so wichtig ist sie doch; denn hält man sie nicht fest, so kann es nicht fehlen, man wird das viele Einseitige und Willkürliche, das über diese Dichtungsart bereits behaup-

tet worden ist, nur vermehren oder bestätigen. Das Einseitige und Willkührliche dieser Behauptungen hat aber seinen Grund darin, daß man das Heldengedicht als die Gattung selbst nahm, und aus den Gedichten Homers, wie sie dem Aristoteles erschienen waren, und Virgils, als Mustern für diese Gattung, die Regeln derselben ableitete und für alle ähnliche Werke festsetzte. Indem man nun Epos und Heldengedicht nicht unterschied, drang man auch jenem die Regeln auf, welche höchstens für dieses gelten konnten. Höchstens, sagen wir, denn es gab darunter auch solche, welche keineswegs in dem Wesen des Heldengedichts gegründet waren, sondern nur aus falscher Ansicht jener Muster entstanden seyn konnten. Von allem und jedem Epos verlangte man einen großen Umfang der Dichtung, in der Anlage eine tragische Verwicklung, Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der Handlung, in den Charakteren Idealität, in Ausdruck und Vers Pracht und Würde, und vor allen Dingen in der Erfindung das heroisch Wunderbare, zu dessen Darstellung auch eine Einmischung überirdischer Wesen für nothwendig erachtet ward. Nun sehe man nur, wie besonders die moderne Praxis, durch solche Regeln verleitet, alle Kunstgriffe aufbot, den darzustellenden Gegenstand zu vergrößern, wie sie dadurch aus allem epischen Charakter völlig heraustrat, und bald durch entfremdete Mythologie, bald durch selbst erfundene kalte Allegorie alles innere Leben erkältete und allen Glauben an die Darstellung ertödtete. Selbst in den gelungensten Werken dieser Art hat man noch oft genug Ursache, diese Mißgriffe zu bedauern. Seitdem man über die Entstehung der Gedichte Homers die richtige Ansicht gewonnen hatte, mußte man nothwendig auch von jenen, auf die irrige Ansicht jener Gedichte gegründeten, theoretischen Verirrungen in Ansehung des Epos zurückkommen, und so wurden denn Wolfs kritische Untersuchungen über Homer auch für die Aesthetik fruchtbar. A. W. Schlegel war es vornehmlich, der, nach der berichtigten Ansicht von Homers Rhapsodien, eine dem Homer und der Natur gemäßere Theorie des Epos aufstellte, nachdem bereits früher mehrere Stimmen gegen die Gesetzkräftigkeit bloß temporeller und localer Einrichtungen sich erklärt, und also vom Zufälligen mehr auf das Wesentliche hingewiesen hatten. Besaß man nun aber gleich eine richtigere Theorie des Epos überhaupt, so hatte man darum doch noch keine eben so richtige Theorie des Heldengedichts; ja es schien, als wollte man jetzt in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und nun dem Heldengedicht keine andern Gesetze zugestehen, als die des Epos überhaupt, und nach keinem andern Muster, als nach Homers Rhapsodien, zu welchem Behufe mitunter das Ansehn Virgils gar sehr verunglimpft wurde. Wer möchte behaupten, daß der neue Irrthum nicht auch ein Irrthum sey! Das Heldengedicht als episches wird zwar allerdings unter den Gesetzen des Epos stehen, als eine besondere Art in der Gattung aber auch Eigenthümlichkeiten haben müssen, durch die es sich von jedem Epos, das kein Heldengedicht ist, auszeichnet. Geht man nun von dem Grundsatz aus, daß die Form eines Kunstwerks bedingt sey durch den Stoff, und daß beide mit einander in der innigsten Harmonie stehen müssen, so wird man nicht umhin können, zu gestehen, daß unter den vielen Erklärungen vom Heldengedichte die von Heydenreich gegebene noch am meisten zum Ziele treffe. Er erklärt es als die Darstellung einer Handlung, welche durch ihre Wichtigkeit für die ganze Menschheit oder einen großen Theil derselben, durch die Charaktere, welche an ihr Theil

nehmen, und die Art ihrer Entwickelung das Gefühl des Erhabenen erregt, in der Form der höchsten, durch Sprache darstellbaren, Schönheit. Wenn der Urheber jener Definition die Darstellung einer Handlung fodert, so scheint er dem Heldengedicht Gesetze der Tragödie vorzuschreiben, denn in dem Begriff der Handlung sind die Anfoderungen der Einheit, Vollständigkeit u. s. w. mit eingeschlossen. Schwerlich würde man ein Heldengedicht darum tadeln, weil es diese Anfoderungen befriedigte; man kann aber freilich auch nicht, als auf eine absolute Nothwendigkeit, darauf dringen. Hier gelten die allgemeinen Gesetze des Epos. Streng hat dagegen der Sänger eines Heldengedichts über Einheit des Tons zu wachen, weil er, wenn er diese verletzte, die Wirkung seines Gedichts selbst vernichten würde. Als diese Wirkung nennt Heydenreich das Gefühl des Erhabenen, welches jedoch nur mit Einschränkung dafür kann angenommen werden. Es gibt nämlich drei verschiedne Classen von Heldengedichten, und bei jeder ist die Wirkung verschieden. Diese drei Classen kann man bezeichnen als das ernste, das komische und das romantische Heldengedicht. Was bisher von dem Heldengedicht überhaupt gesagt worden ist, kann man als von dem ernsten gesagt annehmen. Die Wirkung desselben soll allerdings Gefühl des Erhabenen seyn; gerade die entgegengesetzte aber hat das komische Heldengedicht zum Zweck. Dieses ist hervorgegangen aus der Parodie des ernsten Heldengedichts, d. h. aus der scherzhaften Anwendung der ernsten Form desselben auf einen mit ihr contrastirenden Stoff, wobei der Contrast hauptsächlich dient, das Gefühl des Lächerlichen zu erregen. Hier ist deshalb manches von sehr guter Wirkung, was im ernsten Heldengedichte geradezu seinen Zweck verfehlt, namentlich die ganze allegorische Maschinerie. Das romantische Heldengedicht kann man dem vorigen eigentlich nicht entgegensetzen, indem es ernst seyn kann, wie bei Tasso, Trissino, Camoens u. A., oder komisch, wie bei Ariosto. Da es jedoch mit der Zeit zu einer Mischung von Ernst und Scherz wurde, indem die Dichter es nicht verhehlten, daß sie mit ihrem Stoffe nur spielten, so kann man füglich das romantische Heldengedicht als eine eigne Classe neben jene stellen. Der Geist einer scherzenden Ironie waltet darin vor. Wie der Scherz überall mehr Freiheit hat als der Ernst, so ist auch diese Classe von Heldengedichten ungebundener, und der lose Geist Capriccio treibt bisweilen darin mit den Regeln ein loses Spiel. Hierüber indeß mehr, wo wir von der romantischen Poesie überhaupt zu sprechen haben. d. d.

Helena, eine Tochter der Leda und des spartanischen Königs Tyndarus (der Fabel nach des Jupiters, der in Gestalt eines Schwans der Leda genaht), war in ihrem achtzehnten Jahre von so unbeschreiblicher Schönheit, daß Tyndarus, aus Furcht, derjenige, dessen Gemahlin sie würde, möchte von allen Andern aus Neid verfolgt werden, fast alle griechischen Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, einen Eid schwören ließ, durch welchen sie sich verpflichteten, mit ihrer ganzen Macht demjenigen beizustehen, den sie zum Gemahl erwählen würde, im Fall er ihretwegen angefochten würde. Diesem gemäß foderte ihr Gemahl Menelaus, als sie ihm von Paris, dem Sohne des trojanischen Königs Priamus, entführt worden war, alle griechischen Fürsten zur Bestrafung des erlittenen Schimpfs auf, und dieß war die Veranlassung zu dem trojanischen Kriege. Aus dem Besitz des Paris, der im letzten Belagerungsjahre fiel, kam Helena in die Hände von dessen Bruder Deipho-

bus, und nach Troja's Eroberung nahm sie der erste Gemahl Menelaus, den sie durch ihre Liebkosungen wieder zu gewinnen wußte, mit sich zurück nach Sparta. Hermione hieß ihre mit Menelaus erzeugte Tochter.

Helena (Insel), s. St. Helena.

Helenenfeuer (auch St. Helms-, St. Elmo oder Eliasfeuer, Feu S. Elme), die Benennung einer Lufterscheinung, welche von brennbaren Dünsten in der Luft herrührt, in Gestalt einer Flamme sichtbar wird, und sich oft auf Schiffen an den Masten und Raaen sehen läßt. Erscheinen zwei Flammen (Castor und Pollux), so gilt dieß den Schiffern für eine gute Vorbedeutung, eine einzelne Flamme hingegen, die auch nur die Helene heißt, betrachten sie als ein böses Zeichen.

Helenus, des Priamus Sohn und der Cassandra Zwillingsbruder, begabt mit Seherkraft. Er warb nach Paris Tode vergebens um die Helena und verrieth, erzürnt darüber, Troja. Der Betrug mit dem hölzernen Pferde wird ihm zugeschrieben.

Helgoland, eine kleine Inselgruppe, die vor den Mündungen der Elbe, der Weser und der Eyder in der Nordsee liegt, und aus dem Haupteilande Helgoland, aus den Sandinseln, oder den Dünen, und aus verschiedenen Klippen und Riffen, unter denen der sogenannte Mönch die vorzüglichste ist, besteht. Helgoland selbst wird in das hohe und niedrige Land eingetheilt. Jenes hat 4200 Schritt im Umfange und ist 90 bis 160 Schuh über der Meeresfläche. Man steigt 208 Stufen hinauf. Das niedrige Land wird alle Jahre durch Ausspülen der See verringert, und es soll vor einem Jahrhundert noch eilfmal mehr Umfang gehabt haben, als gegenwärtig. Jetzt beträgt der letztere kaum 1200 Schritt. Die Dünen oder die Sandinseln haben nur zwei Fünftheile des Umfanges von Helgoland. Die ganze Insel besteht aus verhärtetem Thon von rother Farbe, worunter viel Eisen-Oxyd und etwas kohlensaurer Kalk ist. Auch findet man ziemlich viel kohlensaures Kupfer, am Strande Belemniten, verkohltes Holz, Schwefelkies und Kalkstein. Man weiß, daß große Veränderungen mit diesen Inseln vorgegangen sind. Helgoland selbst hing vor 100 Jahren noch mit der Sandinsel zusammen. Seit 1720 steht die See zwischen beiden 18 bis 20 Fuß hoch. Der Boden von Helgoland selbst ist bis auf eine Tiefe von 4 Fuß gutes Ackerland. Man baut jährlich ungefähr 300 Tonnen Gerste und wenig Hafer. 60 Kühe finden Weide und 4 bis 500 Schafe können erhalten werden. Auf dem Hochlande stehen 342 Häuser, 78 auf dem niedrigen. In diesen 420 Häusern wohnen ungefähr 2500 Menschen. Es sind größtentheils Fischer, und die vorzüglichste Einnahme besteht in dem Preise für die Seefische, wovon jährlich ungefähr für 60,000 Rthlr. ausgeführt werden. Die Einwohner sind unvermischte Abkömmlinge der alten Friesen, deren Sprache und Gebräuche sie vollkommen beibehalten haben. Die Weiber bestellen den Acker, dreschen und mahlen das Getreide. Pferde und Wagen giebt es nirgends. Die Feurung muß man aus der Elbe, der Weser oder der Eider ziehen. In diese Ströme die Schiffe zu leiten und ihnen als Lootsen zu dienen, ist das vorzüglichste Geschäft der Helgoländer. Es sind zwei Häfen auf der Hauptinsel, der nördliche für die größeren Fahrzeuge, und der südliche für die geringern. Man unterhält einen Leuchtthurm, nach dem sich alle Schiffe richten, die in die Elbe, die Eider, die Weser und die Jade einlaufen wollen. Vertheidigt wird die In-

sel von vier Batterien, die 19 Kanonen und 4 Haubitzen haben und von 56 Mann bedient werden. Sonst gehörte die Insel zu Holstein und also der dänischen Regierung. Im September 1807 nahm sie Admiral Russel und seit den neuesten Friedensschlüssen gehört sie England. Ihre Polhöhe ist auf 54° 11′, und ihre östliche Länge auf 7° 53′ berechnet.

Heliaden (Heliadae) waren die sieben Söhne des Sonnengottes Helios, welche erzeugt wurden, als Helios heiße Strahlen alle Feuchtigkeit auf der Insel Rhodus austrockneten. Ihre einzige Schwester Electryone starb als Jungfrau und ward von den Rhodiern als Halbgöttin verehrt. Die Brüder zeichneten sich alle durch Verstand nnd Kenntnisse aus, beschäftigten sich mit der Astronomie, verbesserten die Schiffbaukunst, und theilten die Tage in Stunden ab. Besonders that es Thenages seinen Brüdern an Scharfsinn zuvor, welche ihm deßhalb das Leben nahmen. Als aber diese Mordthat bekannt wurde, entflohen sie von Rhodus bis auf zwei, die sich nicht mit dem Blute befleckt hatten. Auch führt die Fabel Heliaden (Heliades) als Töchter des Helios und der Nymphe Merope oder Klymene an. (S. Phaeton.)

Helicon, ein berühmter Berg im Westen von Böotien, wohin die Griechen den Sitz der Musen verlegten. Sie hatten hier nebst dem Apoll Tempel und Bildsäulen. Hier waren die berühmten Musenqueuen Aganippe und Hippokrene. Die Gegend umher war überaus feuchtbar, und nach der Versicherung der Landleute waren die Pflanzen so gesund, daß selbst die Schlangen nach dem Genuß derselben ihr Gift verloren.

Heliocentrisch heißt in der Astronomie, was sich auf den Mittelpunkt der Sonne bezieht, oder was nach der Vorstellung aus dem Mittelpunkt der Sonne betrachtet wird. So bestimmt z. B. die heliocentrische Länge und Breite eines Planeten den Ort, welchen derselbe, aus der Mitte der Sonne betrachtet, einnimmt. Der Gegensatz ist geocentrisch.

Heliometer, Sonnenmesser, ist ein mit einem Mikrometer versehenes Fernrohr aus einem Stücke, das sich weder verlängern noch verkürzen läßt. Indem man nun durch dieses Fernrohr nach der Sonnenscheibe siehet, werden in dem Augenblick, als die beiden halben Bilder der Scheibe einander berühren, die Mittelpunkte der halben Linsen gerade um den Durchmesser der Sonne von einander entfernt. Man bestimmt nun diese Entfernung durch Schraubenumdrehungen, und kann dann für jede andre Entfernung der halben Linsen von einander die Größe ähnlicher Winkel am Himmel bestimmen.

Heliopolis in Cölesyrien, s. Balbek. Eine Stadt gleiches Namens lag in Niederägypten und war wegen ihres Sonnentempels berühmt.

Helios, der Sonnengott in der griechischen Mythologie, war ein Sohn Hyperions und der Theia, ein Bruder der Eos (Morgenröthe) und Selene (Mond). Im Oceanus hinter Colchis wohnt er sammt der begleitenden Eos. Aus dem Morgenthore fährt er auf der Dunstluft in schräger Krümmung zu dem Abendthore, und nachdem er sein Gespann im Ocean gekühlt, lenkt er in ein hephästisches Fahrzeug von schwebendem Golde, welches ihn mit wunderbarer Geschwindigkeit längs des nördlichen Gestades des Oceanus nach Colchis zurückträgt, wo er die Rosse im Sonnenteiche badet, und die Nacht bis zur Morgenröthe bei den Seinigen ruht. Spätere geben ihm

auch am westlichen Ende einen Palast, wo er sich und sein Gespann vor der Umschiffung des Nordgestades mit ambrosischer Nahrung erquickt. Aus der Geschichte des Helios führen die Dichter an, daß er mit Neptun einst um die corinthische Landenge stritt, daß er die heimliche Umarmung des Mars und der Venus verrieth, auch der Ceres den Räuber ihrer Tochter nannte. In Sicilien war ihm eine Heerde Rinder heilig, welche daselbst ungehütet weidete, und deren Anblick ihn erfreute, wenn er am Himmel daher fuhr. Schwer traf seine Rache des Ulysses Gefährten, die einige derselben schlachteten. Er drohte dem Jupiter, in den Orcus hinabzusteigen und den Todten zu leuchten, wenn er die Frevler nicht bestrafte, und der Donner zerschmetterte das Schiff der Verbrecher und versenkte sie in die Wellen. Da er aus dem Geschlechte der Titanen abstammte, führt er auch oft den Namen Titan. Sein Dienst war sehr ausgebreitet und er hatte viele Tempel und Bildsäulen, z. B. in Corinth, Argos, Trözene, Elis, besonders aber auf Rhodus, wo ihm jährlich ein Viergespann geopfert ward, das man ins Meer stürzte. Sonst opferte man ihm weiße Lämmer. Von Thieren waren ihm die Pferde, Wölfe, Hähne und Adler geheiligt. Abgebildet wird er als ein größtentheils bekleideter Jüngling, das Haupt mit Strahlen umgeben. Bisweilen fährt er auf seinem mit vier Rossen bespannten Wagen.

Helioscop oder Sonnenglas ist ein Fernrohr, hinter welchem man das Bild der Sonne auf einer Ebene auffängt. Ein astronomisches oder holländisches Fernrohr wird etwas weiter aus einander gezogen, als es, um dadurch zu sehen, nöthig ist. So wird es gegen die Sonne gerichtet, und das dadurch entstehende Bild in einem dunkeln Ort aufgefangen. In dieser Absicht wird entweder ein Zimmer verfinstert, oder man steckt das Fernrohr in ein dunkles trichterförmiges Behältniß, dessen Boden mit geöltem Papier überspannt, oder mit einem matt geschliffenen Glase verschlossen ist, worauf sich die Sonne abbildet. Auf diesem Papier oder Glase wird ein Kreis beschrieben, den das Sonnenbild gerade ausfüllt, und der durch fünf innere concentrische Kreise in die gewöhnlichen zwölf Zolle getheilt wird. Mit einem solchen Helioscop kann man das Bild der Sonne mit ihren Flecken, so wie die Sonnenfinsternisse, ohne Nachtheil für die Augen beobachten; doch leistet jedes Stück Glas, das man über der Lampe schwarz anlaufen läßt, denselben Dienst.

Heliotisch, s. Astronomie.

Hell (Maximilian), einer der verdienstvollsten Astronomen des vorigen Jahrhunderts, war 1720 zu Chemnitz in Ungarn geboren, und trat früh in den Jesuitenorden. Mit dem Studium der Astronomie und der Physik beschäftigte er sich von Jugend auf, unterstützte 1745 und 1746 den P. Jos. François, welcher der Sternwarte der Jesuiten in Wien vorstand, in seinen Beobachtungen, und nahm an der Errichtung eines Cabinets der Experimentalphysik in Wien lebhaften Antheil. Nachdem er einige Jahre in Clausenburg in Siebenbürgen die Mathematik gelehrt hatte, wurde er nach Wien zurückberufen, und versah 36 Jahre die Stelle eines Astronomen und Conservators der Sternwarte, die man nach seinen Angaben eingerichtet hatte. Vom Jahre 1757 an bis 1786 gab er alljährlich Ephemeriden heraus, die eine von den Astronomen sehr geschätzte Sammlung bilden. Der Graf Bachoff, Gesandter des Königs von Dänemark am wiener-

Hofe, drang in ihn, den Auftrag zur Beobachtung des Durchgangs der Venus in Lappland anzunehmen, und P. Hell reis'te wirklich den 28. April 1768 zu dieser Bestimmung von Wien ab, und kam erst im August 1770 wieder dahin zurück. In jenen nördlichen, so wenig besuchten und gekannten Gegenden ist alles interessant, und P. Hell hatte auf alles seine Aufmerksamkeit gerichtet, auf die Geographie, die Geschichte, die Sprache, die Künste, die Religion u. s. f.; leider sind diese Beobachtungen nie erschienen. Der Zweck, den Durchgang der Venus zu beobachten, wurde vollkommen erreicht und ist eines der schönsten Resultate der Astronomie. P. Hell stand auch in Verbindungen mit Mesmer, und überrascht von den Resultaten, welche dieser mittelst einiger magnetisirten Stücke Stahl, die er von P. Hell erhalten hatte, bewirkt haben wollte, glaubte er, dem Magnet selbst die Eigenschaft, Nervenkrankheiten heilen zu können, zuschreiben zu dürfen, und machte die Vermuthung bekannt, welche aber der Erfinder des animalischen Magnetismus bestritt. P. Hell starb zu Wien den 14. April 1792, nachdem er auf seiner langen Laufbahn zur Erweiterung der astronomischen Wissenschaften beigetragen hatte. Außer den schon erwähnten astronomischen Ephemeriden führen wir von seinen zahlreichen Werken noch an: Tabulae solares N. L. de la Caille, cum suppl. reliquarum tabularum, 1763. Tabulae lunares Tob. Mayer, cum suppl. D. Cassini, de Lalande, et suis, 1763. De transitu Veneris ante discum solis die 3. Jun. 1769 Wardoehusii in Finnmarchia observato, 1770. De parallaxi solis ex observationibus transitus Veneris anni 1769. 1773 etc.

Hellas, Hellenen, Hellenismus. Hellas im engern Sinne war Mittelgriechenland mit seinen acht Landschaften, im weiteren Sinne versteht man das ganze dreifache Griechenland mit den Inseln und Colonien darunter, und befaßt unter dem Namen der Hellenen die Griechen überhaupt. (S. Griechenland.) Ihren Namen haben sie angeblich von Hellen (s. d. Art.), einem der Entwilderer der frühesten Bewohner Griechenlands, welche den Namen der Palasger führten. Hellenen stehen daher auch häufig im Gegensatz von Pelasgern, und dann versteht man unter ihnen den cultivirten Menschenstamm, der die Bewohner Griechenlandes zu Griechen machte. Durch die Promethiden verbreitete sich der erste Schimmer der Cultur über die pelasgischen Wilden, und diese Cultur, die einen Theil der Pelasger hellenisirte, ging von Thessalien aus. Man darf sich daher nicht wundern, wenn an den Namen der Hellenen sich der Nebenbegriff von Cultur, feinerer Lebenssitte, höherer geistiger Kraft, kurz von dem anküpfte, was wir in dem Artikel von der griechischen Kunst den griechischen Genius nannten. Eine Frage, deren Beantwortung uns dort zu sehr seitabwärts geführt haben würde, steht hier an ihrer rechten Stelle, die Frage nämlich: wie und wodurch gelangten die einst so rohen Horden der Bewohner Griechenlands zu diesem ausgezeichneten Charakter der Hellenen? Als bewirkende Ursachen hievon hat man angegeben: 1. den Einfluß eines günstigen Himmelsstriches. In einem Lande von mannichfaltig abwechselnden Naturschönheiten, unter einem Clima, das weder durch Hitze erschlaffend, noch durch Kälte zusammendrückend ist, konnte sich natürlich die geistige Anlage reger entwickeln. 2. Ursprünglich glücklichere Organisation der Griechen. (S. Garve's Versuche über Gegenstände der Moral und Literatur. Bd. 2. S. 94. fgg.). 3. Dadurch

entstandene natürliche Regsamkeit, Lebhaftigkeit und Neugier der Nation, bewegliche Phantasie, naives Gefühl, Sinn fürs Schöne und Rechte im Wissen und in der Kunst. Neugier ward die Mutter des Wissens. Bei dem Zusammenfluß so vieler Stämme, öfteren Wanderungen, Seefahrten, baldiger Verbindung mit policirten Völkern fand sich zu ihrer Befriedigung viel Gelegenheit. 4. Politische Freiheit und eigenthümliche Staatsverfassungen in dem, in viele kleine Freistaaten zerspalteten, Griechenland. Hiedurch wurde ungehinderte und ungestörte Entwickelung jedes Talentes nach der beliebigen Aeußerung seiner natürlichen Anlagen möglich. 5. Lage des Landes und häufiger Verkehr der Nation mit andern, durch eben diese Lage begünstigt und befördert. (S. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Bd. 3. S. 139. fgg.). 6. Gemächlichkeit und Wohlleben, Geist der Geselligkeit. Diese Lage des Landes, die freie Verfassung, Entfernung von Druck, schweren Auflagen, Frohndiensten an den Staat, wie sie von despotischen Regierungen unzertrennlich sind, vermehrte hier die Anzahl der Wohlhabenden, die sich in Hinsicht auf ihre Bedürfnisse, bei einfacher Lebensart, in einem Zustande von Gemächlichkeit befanden, welcher den Geist der besseren Vergnügungen weckte, in Geselligkeit den Witz belebte, und den Verstand nährte. 7. Erziehungsart der Griechen, nach welcher der Mensch keine bloße Staatsmaschine wurde, und seine Anlagen allseitig und harmonisch sich entwickeln konnten. 8. Geist der Freiheit im Denken, Mangel nöthigender Auctorität, besonders einer Priestercaste, mithin auch zwanglose, und eben deßhalb so phantasiereiche, Religion. Ihre Religion gab zwar Cultus, aber nicht Zwang, hatte weniger Mystik als Plastik, und wurde ausgebildet durch Poesie. Daher das Phantasiereiche und Lachende ihrer Götterbegriffe und Geschichten, woraus nachher die bildende Kunst die Götterideale schuf. Wenn daher die Griechen auch Ausländisches bekamen und aufnahmen, so wurde es doch hier zu Griechischem. Aus unförmlichen Fetischen bildeten die Griechen zuerst menschenähnliche Bilder, und erhielten aus ihren Stammsagen ein vermenschlichtes Göttergeschlecht. 9. Dadurch beförderte Richtung auf das, was den Menschen eigentlich zum Menschen macht. Zuerst entwickelte häufiger Menschenverkehr eine practische Menschenkenntniß, und diese entwickelte etwas aus den Griechen, was man bei Untersuchungen über ihre Bildung stets zu wenig in Anschlag gebracht hat, und was doch ungemein wichtig ist, den psychologischen Beobachtungsgeist, durch welchen sich ihre Dichter, Philosophen und Redner so ungemein auszeichnen. Schon die frühere Form der politischen Verfassungen, wo alles öffentlich verhandelt wurde, gab ihnen viel Spielraum. Woher sonst schon in früherer Zeit jene treffende Menschencharakteristik, jener Reichthum an Menschenkenntniß, jener Geist der Ideenentwickelung, jene treffende und pathetische Darstellung der Sprache? Dies ist also ein Hauptmoment für griechische Bildung und Verfeinerung, ein Erklärungsgrund der schönsten Phänomene des griechischen Genius, der eben in Zurückführung auf das echt Menschliche jenes richtige Maß fand, ohne welches keine Darstellung gefällt. 10. Einzelne große Genies, welche durch Gunst des Schicksals in dieser Nation aufblühten. Wo freier psychologischer Beobachtungsgeist mit einem naiven Gefühl und reger Imagination sich vereinigt, da ist Anlage zu Poesie und Kunst, die aber freilich nur durch eine besondere Gunst der Natur den Gipfel der Vollendung erreichen.

Hervorragende Geister, echt griechisch gebildet, traten auf, und welche Wirkungen sie durch ihre Darstellungen hervorgebracht haben, liegt am Tage. Unter einem so seltnen Verein begünstigender Umstände entwickelte sich also der griechische Genius, der die Bewohner des alten Griechenlandes als Hellenen zeigt, und was Wunder nun, wenn man bei dem Hellenischen an etwas in Literatur und Kunst Vorzügliches mit zartem Schönheitssinn Ausgebildetes, mit reiner Naturwahrheit Dargestelltes, kurz an etwas Classisches denkt. Manche Aesthetiker vornehmlich gebrauchen auch in der That den Ausdruck hellenisch für gleichbedeutend mit classisch, andere mit antik-classisch, und dann wohl auch mit antik überhaupt, in wie fern man den Begriff des Classischen schon in dem des Antiken mit enthalten denkt. Alle diese drei Bedeutungen des Hellenischen ermangeln jedoch der hinlänglichen Bestimmtheit; denn man kann hellenisch eigentlich nur das nennen, was in der Darstellung nach Stoff und Form griechischen Genius zeigt. Wie Recht man nun habe, das Hellenische dem Modernen entgegenzusetzen, läßt sich hieraus leicht beurtheilen. Mit größerem Rechte setzt man den Hellenismus der Romantik entgegen, d. h. den Geist in Poesie und Kunst, wie er bei den Griechen waltet, jenem, der aus der romantischen Poesie und Kunst der Neueren uns anspricht. dd.

Helldunkel. Dieses Wort, welches Hagedorn zuerst dem italienischen Chiaroscuro und dem aus diesem entsprungenen französischen Clair-obscur nachbildete, wird in den zeichnenden Künsten in einem doppelten Sinn gebraucht. Einmal bedeutet es die Haltung durch die Vertheilung des Lichts und des Schattens. Dann aber beschränken wir, da es in den zeichnenden Künsten ein eigenes Helldunkel giebt, dessen Reize uns zuerst Correggio kennen lehrte, und welches von der Vertheilung des Lichts und des Schattens, die von gewissen Gesetzen abhängt, sehr verschieden ist, seine Bedeutung auf diejenige Eigenschaft eines Gemähldes, wenn der Künstler mit weiser Wahl und in der Absicht, eine bessere Wirkung der in aller Wahrheit gefärbten und beleuchteten Gegenstände hervorzubringen, je nachdem es nothwendig ist, eine hellere oder dunklere willkürliche Farbe oder einen Gegenstand von hellerer oder dunklerer eigenthümlicher Farbe wählt. Dieses Helldunkel lehrte Rubens seine Schüler auch durch die Kupferstecherkunst hervorzubringen.

Helle, die Schwester des Phrixus und Tochter des Athamas und der Nephele. Um ihrer Stiefmutter Ino Haß zu entgehen, nahm sie mit ihrem Bruder die Flucht, und ein Widder mit goldenem Felle trug sie auf den Wink der Götter über Land und Meer nach dem fernen Colchis. Aber nur Phrixus langte hier an, denn die unglückliche Helle stürzte in das Meer, welches von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhielt.

Hellebarde oder Helleparte ist eine alte Gattung von Kriegsgewehr, ein Spieß mit einem Barte oder einem Beile, welches zum Stechen und Hauen diente. Sie war ursprünglich eine Waffe der Deutschen und Schweizer; von diesen kam sie um die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts zu den Franzosen. Jetzt wird sie etwa noch von den Fußtrabanten der Fürsten geführt.

Hellen, des Deukalion und der Pyrrha Sohn, von dem der Name der Hellenen abgeleitet wird.

Hellenen, Hellenisch s. Hellas.

Hellenisten nennen wir die gelehrten Kenner des griechischen Alterthums, vornehmlich der griechischen Sprache und Literatur.

Hellenisten (Aegyptische), wurden die jüdischen Colonisten genannt, die zuerst nach dem Untergange des Königreichs Juda um 600 vor Chr. nach Aegypten gekommen waren und durch die zahlreichen jüdischen Colonien, welche Alexander der Gr. 336 vor Chr. zur Bevölkerung Alexandriens und nach ihm Ptolemäus Lagi 320 und 312 vor Chr. eben dahin führen ließ, so sehr verstärkt wurden, daß sich unter der Regierung des römischen Kaisers Augustus beinahe eine Million Juden in Aegypten befand. Hier begründete nun die Mischung des jüdischen und ägyptischen Nationalcharakters und der Einfluß der von diesen Juden angenommenen griechischen Sprache und Philosophie eine neue Epoche gräcisirender jüdischer Cultur, die von ihrem herrschenden Charakter den Namen der hellenistischen erhielt. Pythagorismus und Platonismus verschmolz sich darin wunderlich mit jenem phantastischen Orientalismus, der hauptsächlich in Aegypten zu systematischer Ausbildung kam und noch in den mystischen Philosophemen der Gnostiker spukte. Der merkwürdigste unter den jüdisch hellenistischen Philosophen war **Philo** von Alexandrien (s. d. Art.) und das einflußreichste Denkmal des Fleißes der alexandrinischen Juden die griechische Uebersetzung des alten Testaments (s. **Septuaginta**). dd.

Hellespont ist die berühmte Meerenge zwischen Europa und Asien, welche jetzt die Straße der Dardanellen heißt. Ueber die Entstehung des Namens s. **Helle**. Die Ufer waren mit anmuthigen Hügeln, Städten und Dörfern besetzt. Hier sah man im Alterthum die Stadt Lampsacus mit ihren schönen Weinbergen, die Mündung des Aegos Potamos, durch Lysanders Sieg über die atheniſche Flotte verewigt, und die Städte Sestos und Abydos, das erstere in Europa, das letztere in Asien, beide durch das Gedicht des Musäus von der Liebe der Hero und des Leander berühmt. Hier war die Meerenge nur sieben Stadien breit, und Xerxes ging an dieser Stelle auf einer doppelten Brücke aus Asien nach Griechenland über.

Helm (Technologie), **Hut**, **Blasenkopf**, ist der hohe und hohle kupferne hutförmige Deckel einer Branntweinblase mit einem gewölbten Bogen oder einer gewölbten Decke, aus welcher unterwärts am Helm eine hohle Röhre schräg herausgeht, die mit ihrer Mündung beim Brennen auf die Mündung der Schlange des Kühlfasses ganz dicht aufgesetzt wird. Wenn der Branntweinbrenner recht vielen und guten Branntwein brennen will, so muß der Helm in einem gerechten Verhältniß zur Blase stehen. Helm und Helmröhre werden inwendig mit dem reinsten englischen Zinne verzinnt, und dies muß so oft geschehen, als die Verzinnung schadhaft wird. (S. **Neuenhahn** über die Helme der Branntweinblasen. Erfurt 1795, 8.) — In der Probierkunst ist der Helm ein gläserner oder kupferner Hut mit einem langen Schnabel. Der Hut wird auf den Kolben gesetzt, der Schnabel aber in die Vorlage gesteckt. Man gebraucht ihn sowohl zur Sublimation, als auch zur Destillation. Zuweilen befindet sich oben auf demselben ein gläserner Stöpsel. Ist er mit keinem Schnabel versehen, so heißt er ein **blinder** Helm. X.

Helmintholithen, versteinerte Wurmgehäuse; **Helminthiasis**, die Wurmkrankheit, welche von Eingeweidewürmern her-

rührt; **Helminthagoga**, ein wurmabtreibendes Mittel; **Helminthologie**, die Lehre von den Würmern.

Helmont (Johann Baptist van), Herr von Merode, Royenborch u. s. w., war 1577 zu Brüssel geboren und studirte vorzüglich Naturlehre, Naturgeschichte und Medicin, worin er so schnelle und bedeutende Fortschritte machte, daß er schon in seinem 17ten Jahre zu Löwen öffentlichen Unterricht in der Chirurgie gab. Das Studium der Alten überzeugte ihn von der Unstatthaftigkeit mehrerer ihrer Theorien von der Natur und Heilung der Krankheiten; besonders schien ihm der Gallenismus große Schwächen darzubieten; er verkündete also seine Absicht einer Reform. Doch plötzlich brachte ihm der Umstand, daß er eine Krätze nicht heilen konnte, einen solchen Widerwillen gegen die Medicin bei, daß er sie für eine unsichere Wissenschaft erklärte und sie ganz aufgab. Er verließ sogar sein Vaterland, nachdem er alles, was er durch Ausübung der Medicin gewonnen, verschenkt hatte, und irrte zehn Jahre in der Welt herum, als er mit einem praktischen Chemiker bekannt wurde und plötzlich Interesse an der Chemie nahm. Dem Paracelsus in seinen Grundsätzen ähnlich, glaubte er in der Chemie das Universalheilmittel zu finden. Seine alte Liebe zur Medicin wurde wieder wach, allein es war eine neue, ganz von ihm geschaffene Medicin; er nannte sich selbst medicus per ignem, auf die Quelle anspielend, woraus er sein Heilmittel nahm. Er verheirathete sich, und zog sich in ein kleines Städtchen, Vilvorde bei Brüssel, zurück. Hier beschäftigte er sich bis ans Ende seiner Tage mit chemischen Arbeiten, rühmte sich, das Mittel zur Verlängerung seines Lebens gefunden zu haben, und schrieb überspannte Theorien über die geistige und physische Bildung des Menschen und die Ursachen und die Behandlung der Krankheiten. Ungeachtet die Chemie noch gleichsam in der Wiege lag, machte er doch viele Erfindungen, entdeckte das Laudanum des Paracelsus, den Hirschhorngeist, das flüchtige Oelsalz u. s. w. Er wollte jetzt die ganze schulwissenschaftliche Medicin umstoßen, stellte sehr richtige Ansichten über dieselben auf; aber was er selbst hervorbrachte, war noch unsicherer, als alle bisherigen Ansichten in der Medicin. Nach Helmont existiren in uns zwei Principe, das **Duumvirat** und die **Lebenskraft**. Diese zwei Kräfte theilen die Herrschaft des menschlichen Körpers; allein das Duumvirat handelt mit mehr Despotismus als Macht: es wohnt im Magen und der Milz, und leitet alle Handlungen der Seele, die ebenfalls im Magen und in der Milz wohnt; das Duumvirat entsteht aus einer Wechselwirkung dieser beiden Eingeweide, und besteht aus dem Empfindungsvermögen, d. h. dem sinnlichen und geistigen. Wir haben, sagt Helmont, eine Thierseele, welche über die Organe herrscht; diese Seele ist sterblich geworden durch die Sünden der Eva; dies ist die Lebenskraft, u. s. w. Helmont verließ die 30 Jahre, die er in Vilvorde wohnte, sein Laboratorium nicht; doch versicherte er, er habe jährlich mehrere tausend Menschen geheilt. Die Kaiser Rudolph II., Mathias und Ferdinand II. luden ihn mit dem Versprechen von Reichthümern und Würden nach Wien ein, allein er zog die Unabhängigkeit seines Labaratoriums vor. Er starb den 30. Dec. 1644, und übergab noch vor seinem Tode seine Manuscripte seinem Sohne zur Bekanntmachung, wenn er sie deren werth hielte. Sie erschienen später bei Elzevir gesammelt und schön gedruckt.

Heloise. Diese durch ihren Geist, noch mehr aber durch ihre

Liebe zu Abelard berühmt gewordene Frau wurde zuerst Priorin des Klosters zu Argenteuil, widmete sich aber mehr den Studien, als der Leitung ihrer Untergebenen, die sich einer solchen Zügellosigkeit ergaben, daß sie 1129 vertrieben wurden. Sie folgte hierauf der Einladung Abelards und bezog mit einigen ihrer Nonnen das Bethaus Paraclet, wo sie ein neues Kloster stiftete. Hier lebte sie in musterhafter Frömmigkeit; die Bischöfe liebten sie wie ihre Tochter, die Aebte wie ihre Schwester und die Laien wie ihre Mutter. Abelard schrieb auf ihren Wunsch diesem Kloster eine Regel vor, welche Innocenz II. bestätigte. Sie starb im Jahre 1163. Die gleichzeitigen Schriftsteller sprechen sehr vortheilhaft von Heloisens Geist. Sie verstand lateinisch, griechisch, hebräisch, kannte die Alten, und war in die Tiefen der Philosophie und Theologie eingedrungen. Unter Abelards Briefen finden sich drei von ihr, voll Feuer, Geist und Phantasie; sie sind in Sprache und Empfindungen ein wunderbares Gemisch von Zärtlichkeit und Tugend. (Vergl. Abelard.)

Heloten hießen die Leibeigenen in Sparta. Man leitet den Namen gewöhnlich von der Stadt Helos her, deren Einwohner ungefähr 1000 Jahre vor Chr. Geb. von den Herakliden in die Sklaverei geführt wurden. Sie unterscheiden sich von den übrigen griechischen Sklaven darin, daß sie nicht Einem Herrn, sondern dem ganzen Staat angehörten, der allein über ihr Leben und ihre Freiheit zu gebieten hatte. Sie machten eine eigene Classe der Einwohner Laconiens aus, und ihr Schicksal war dem Loose der leibeigenen Bauern in manchen europäischen Ländern ähnlich. Der Staat, dem sie angehörten, theilte sie gewissen Bürgern zu. Diese konnten sie für sich arbeiten lassen, jedoch nicht ausschließend, weil der Staat ihnen auch Geschäfte gab. Der Ackerbau, so wie alle Künste und Handwerke, waren in den Händen der Heloten, da Lykurgs Gesetz dem freien Spartaner jedes erwerbende Geschäft untersagte. Für den Staat aber waren die Heloten verbunden, nöthigenfalls die Waffen zu führen. Die grausame Behandlung, der sie ausgesetzt waren, veranlaßte sie zu häufigen Empörungen, doch wurden sie jedesmal überwunden. Ihre Kleidung, durch welche sie sich von den übrigen freien Spartanern schimpflich unterschieden, bestand in einem Katzenfell und einer besonders gestalteten ledernen Mütze. Verdienste, zuweilen auch Geld, verschafften ihnen manchmal die Freiheit.

Helsingör, eine Stadt auf der dänischen Insel Seeland, mit einem kleinen und nicht tiefen Hafen. Sie liegt am Sunde, wo dieser am schmalsten ist. Ihren Haupterwerb nehmen die Einwohner, deren Anzahl ungefähr 6000 beträgt, aus dem Verkauf von mancherlei Bedürfnissen für die durch den Sund gehenden Schiffe. Diese haben hier einen Zoll zu entrichten, den Dänemark allein zieht, und zu dessen Schutz das feste Schloß Cronenburg angelegt ist. Aber auch außerdem ist der Handel lebhaft. Auch hat die Stadt eine Gewehrfabrik.

Helst (Bartholomäus van der), ein berühmter Maler, geboren zu Harlem 1613. Ohne die großen Meister der italienischen Schule kennen gelernt zu haben, erlangte er als Portraitmaler eine hohe Stufe in der Kunst. „Ehe ich die Werke dieses Malers gesehen hatte," sagt Falconet, „kostete es mir Mühe, denen Glauben beizumessen, die ihn über Rembrand, van Dyk und ähnliche Meister erhoben. Ich habe sie gesehn, genau gesehn und oft gesehn, und ich glaube,

daß, wenn man jedem Vorurtheil entsagt, man finden wird, daß Helst in gewissen Rücksichten jenen großen Mahlern überlegen ist, denn er ist wahrer u. s. w." In allen seinen Werken herrscht eine große Manier; nichts Frostiges, nichts Geleckes. Seine Draperien sind voll, seine Figuren schön gezeichnet; im Nebenwerk ahmt er die Natur auf eine bewundernswürdige Art nach. Sein Todesjahr ist unbekannt; man weiß nur, daß er zu Amsterdam lebte, und daß auch sein Sohn ein guter Porträtmahler war.

Helvetien, Helvetier. Zwischen der Rhone und dem Rhein, den Gebirgen des Jura (Jurten) und den rhätischen Alpen (in Graubündten) wohnten die Helvetier, ein gallischer oder celtischer Völkerstamm, zahlreicher und kriegerischer als die benachbarten Völkerschaften Galliens. Den Römern wurden sie erst zu den Zeiten des Julius Cäsar bekannt, der als Statthalter von Gallien ihre vorgehabte Auswanderung hinderte, und sie nach mehreren blutigen Schlachten, in welchen selbst die helvetischen Weiber mitfochten, in ihre Gränzen zurückdrängte. Helvetien, welches damals noch nicht den ganzen Umfang der heutigen Schweiz hatte, war in vier Gauen (Districte) abgetheilt, welche eine ganz demokratische Verfassung hatten. Cäsar unterwarf das Land der Herrschaft der Römer, welche daselbst verschiedene Colonien, von denen jetzt nur noch die Namen übrig sind, (z. B. Augusta Rauracorum im Frickthal) anlegten, und römische Cultur einführten; auch wurde in der Folge die christliche Religion unter den Helvetiern bekannt. In diesem Zustande blieb das Land bis zum Verfall des römischen Reichs in der Mitte des fünften Jahrhunderts. Das Weitere s. im Artikel Schweizerische Eidgenossenschaft.

Helvetius (Claude Adrien), geboren zu Paris 1715, empfing eine sorgfältige Erziehung, welche früh seine schönen Anlagen entwickelte. Als Kind fesselten ihn La Fontaine's anmuthige Erzählungen und als Knabe wählte er Homer und Curtius zu seiner Lieblingslectüre. Auf dem Collegium Ludwigs des Großen, wo er studirte, flößte ihm Locke's Versuch über den menschlichen Verstand besondere Liebe zur Philosophie ein, und er blieb dieser Neigung treu, als er sich nach beendigten juristischen Studien auf den Willen seines Vaters nach Caen begab, um sich daselbst practische Kenntnisse im Finanzfache zu erwerben. Erst dreiundzwanzig Jahr alt erhielt er durch Vermittlung der Königin die eben so ansehnliche als einträgliche Stelle eines Generalpachters. Aber so empfänglich er auch für alle Lebensgenüsse war, die sich ihm gleichsam von selbst darboten, so ließ er sich doch dadurch von den Musen nicht abwenden. Er setzte seine schon früher mit verschiedenen geistreichen Männern angeknüpften Bekanntschaften fort, und unterstützte mit edler Freigebigkeit junge talentvolle Männer. Als Generalpachter unterschied er sich durch Milde und Schonung sehr vortheilhaft von seinen Collegen, deren nichtswürdige Handlungsweise ihn so sehr mit Widerwillen erfüllte, daß er, um gar nichts mit ihnen gemein zu haben, sein Amt niederlegte und sich die Stelle eines Haushofmeisters der Königin kaufte. Nach Beifall war er so begierig, daß er einmal sogar unter dem Namen und der Maske des Javillier auf dem Operntheater tanzte. So strebte er auch nach literarischem Ruhme. Er richtete anfangs seine Absichten auf die Mathematik, weil er einmal in dem Tuileriengarten um den häßlichen Geometer Maupertuis einen Zirkel der vornehmsten und schön-

sten Damen versammelt sah. Doch bald darauf zeigte er sich in einer philosophischen Epistel als Nebenbuhler von Voltaire; man versichert auch, daß er sich in einer Tragödie versucht habe. Aber das Aufsehen, das Montesquieu's Esprit des lois erregte, brachte ihn zu dem kühnen Entschlusse, ein ähnliches Werk aufzustellen. Er wollte sich deßwegen in die Einsamkeit zurückziehen, aber diese sollte ihm eine liebenswürdige Gattin versüßen. Im J. 1751 verheirathete er sich mit dem eben so schönen als geistreichen Fräulein Ligneville, und begab sich auf sein Landgut Voré, wo er sich ganz dem Wohl seiner Unterthanen, den häuslichen Freuden und den Wissenschaften widmete. Im Jahr 1758 gab er sein Buch De l'Esprit heraus, dessen allerdings sehr materielle Ansichten ihm die Anfeindungen der Theologen zuzogen. Aber so wenig auch viele Paradoxen dieses Werks eine nähere Prüfung vertragen, so unläugbar gewährt es doch die mannichfaltigste Belehrung. Den Unannehmlichkeiten auszuweichen, die ihm von allen Seiten her bereitet wurden, ging er 1764 nach England und das Jahr darauf nach Deutschland, wo Friedrich der Große und andere deutsche Fürsten ihn mit vielen Beweisen von Hochschätzung aufnahmen. Nach der Rückkehr in sein Vaterland gab er sein Werk De l'Homme heraus, das als eine Fortsetzung jenes frühern zu betrachten ist, und zum Theil eine nähere Entwickelung der in jenem vorgetragenen Sätze enthält, zugleich aber auch viele neue, vorzüglich die Erziehung betreffende Gegenstände abhandelt. Helvetius starb 1771 in Paris. Außer den genannten Werken ist er der Verfasser mehrerer poetischer Episteln und eines allegorischen Gedichts, Le Bonheur betitelt. Es gibt mehrere vollständige Ausgaben seiner Schriften. Seine Gattin, eine Tochter des Grafen Ligneville, war 1719 geboren, und gehörte zu den trefflichsten Frauen ihrer Zeit. Nicht zufrieden, die Pflichten gegen ihren Gemahl im weitesten Umfange zu erfüllen, war sie eine Mutter der Armen und Kranken. Nach dem Tode ihres Gatten zog sie sich nach Auteuil zurück, wo ihr Haus, wie das Haus der Madame Geoffrin, der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler ward. Sie starb den 12ten August 1800. La Roche, Cabanis, Gallois drückten ihr die Augen zu. Franklin besuchte sie täglich; der Abbé Morellet verlebte zehn Jahre hindurch wöchentlich drei Tage bei ihr. Turgot liebte sie zärtlich und Champfort fand in ihrer Unterhaltung den angenehmsten Genuß. Sie starb zu Auteuil, und ist dort in ihrem Garten begraben. Vous ne savez pas, sagte sie einst zu Napoleon, combien on peut trouver de bonheur dans trois arpens de terre.

Helvoetsluys, ein befestigtes Fischerdorf mit 1200 Einwohnern in Südholland, auf einer Insel der Mündung der Maas. Wichtig sind der Hafen und die Rhede, so wie die ansehnlichen Magazine und Zimmerwerfte zu Ausbesserung der Kriegsschiffe. In Friedenszeiten geht alle Mittwoch und Sonnabend ein Packetboot von hier nach Harwich und wieder zurück. Bei gutem Winde geschieht die Ueberfahrt in 15 bis 18 Stunden. Im J. 1804 wurde das große Bassin vollendet, an welchem man viele Jahre gearbeitet hatte.

Hemerodromen, eine Art Läufer bei den Griechen, welche wegen ihrer außerordentlichen Geschwindigkeit berühmt waren, und vom Staat als Boten gebraucht wurden. Man bediente sich ihrer nicht bloß zum Brieftragen in Friedenszeiten, sondern auch als Kund-

schafter und Ueberbringer von Verhaltungsbefehlen im Kriege. Von ihrer großen Schnelligkeit führen die Alten mehrere Beispiele an.

Hemikranie oder Hemigraine, s. d. Art. Kopf und Migräne.

Hemisphäre, s. Halbkugel.

Hemsterhuis (Tiberius), Vater des Philosophen Franz Hemsterhuis, ein wegen seiner seltenen Gelehrsamkeit, besonders in der griechischen und römischen Sprache, und wegen der Schule, die von ihm ausging, berühmter holländischer Philolog, geboren zu Gröningen am 1sten Februar 1685, gestorben zu Leiden am 7ten April 1766 als Professor der griechischen Sprache und der Geschichte daselbst. Sein Vater war ein sehr gelehrter und geschätzter Arzt in Gröningen, von welchem er auch den ersten Unterricht erhielt, so daß er bereits im vierzehnten Jahre die Universität seiner Vaterstadt besuchen konnte, wo Johann Bernoulli sein Lehrer in der Mathematik und Philosophie ward. Einige Jahre darauf ging er nach Leiden, wo er von den Curatoren der dasigen Universität den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Handschriften der dasigen Universitäts-Bibliothek zu ordnen. Er war noch nicht zwanzig Jahr alt, als er einem Rufe nach Amsterdam zur Professur der Mathematik und Philosophie folgte. Hier ward er von Janus Brouckhuysen und Ludolph Küster auf die philologische Bahn geleitet. Hemsterhuis übernahm jetzt die Herausgabe des Lexikographen Julius Pollux, und kam dadurch in Verbindung mit dem großen Richard Bentley, dessen zwar freundliche, doch überlegene Kritik einiger Stellen, besonders in Beziehung auf Metrik, den Jüngling auf kurze Zeit niederschlug. Doch war dieß zu seinem Heile. Er studirte nun desto eifriger alle griechische Autoren nach der Zeitfolge mit solchem Nutzen, daß man wohl behaupten kann er sey unter seinen Zeitgenossen der gründlichste Kenner der griechischen Sprache gewesen, und daß man ihm den Vorzug vor den frühern großen Gelehrten, selbst vor Casaubon und Saumaise, zugestehen muß. Er war im vollendeten Sinne des Wortes Grammatiker und Kritiker zugleich; dabei besaß er die umfassendsten Sachkenntnisse, die mit seinem Studium nur in einiger Verbindung standen. Ein eigenes Verdienst erwarb er sich um die Analogie der griechischen Sprache, der er zuerst ein wissenschaftliches Fundament gab, nachdem schon Joseph Scaliger und Saumaise dazu vorgearbeitet hatten. Diese Analogie, wie er sie begründete, brachte helleres Licht in den Ursprung und die Bedeutung der Wörter, zeigte die Verwandtschaft einzelner Wörter mit ähnlichen und mit der römischen Sprache selbst, die er oft auf den äolischen Dialect zurückführte. Dadurch befruchtete er das Studium der griechischen und lateinischen Sprache; doch ist auch nicht zu läugnen, daß sie schon durch seinen Schüler Lennep etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit verlor, noch mehr aber von Scheidius verunstaltet wurde, und seitdem oft willkürlich gemißbraucht worden ist. Es ergibt sich aus dem Gesagten, daß Hemsterhuis ein eben so vollkommener Kenner der lateinischen Sprache gewesen ist, wiewohl es seinem Ausdruck an der leichten Anmuth fehlt, die wir z. B. bei Ruhnkenius finden. Dieser und Valkenaer sind seine berühmtesten Schüler; auch hatte er einen bedeutenden Einfluß auf Wesselings kritische Bildung; wie denn aus allem hervorgeht, daß ihn seine Schüler mit einer Art von Abgötterei verehrten. Denn wenn man unter der Kritik die zur Fertigkeit gewordene Kunst versteht, mit be-

sonnenem Gebrauch der Handschriften und, bei vollendeter Bekanntschaft mit seinem Autor und mit allen gleichzeitigen oder nachahmenden Schriftstellern, zurückgesetzte Lesarten in Schutz zu nehmen, neue mit Scharfsinn und erfinderischer oder combinirender Geisteskraft an die Stelle falscher zu setzen, Glosseme und Verfälschungen auszuspüren, Lücken auszufüllen, Einzelnes zu versetzen, und dabei auf Interpunktion, übliche Form und Schreibart eine stete Rücksicht zu nehmen; so darf man wohl sagen, daß Hemsterhuis diese Kunst im vollkommensten Grade besessen und ausgeübt habe. Beweise davon liefern seine Werke. Sie sind: die bereits erwähnte Ausgabe des Onomastikon von Julius Pollux, Lucians auserwählte Gespräche, der Plutus des Aristophanes, der erste Band der Werke Lucians. Dazu kommt noch eine Menge der ausgesuchtesten Anmerkungen und Verbesserungen zu verschiedenen Autoren. Sein Charakter war im hohen Grade sanft und bescheiden. Er vermied ganz den harten absprechenden Ton, in welchem sich manche holländische Philologen so sehr gefallen haben. Der Umgang mit Hemsterhuis hatte bei all seinem Ernst viel Reizendes, und sein dankbarer Freund und Schüler Ruhnkenius, unser Landsmann, theilt uns in dem classischen Denkmale, welches er ihm zu Ehren gesetzt hat, einen schönen Charakterzug mit. Als ihn einst einige Freunde auf zwei Tage besuchten, erhielt er eben die Nachricht vom Tode eines hoffnungsvollen Sohnes. Er gewann aber die Kraft über sich, den väterlichen Schmerz zu verbergen, um seinen Freunden den Genuß dieser zwei Tage nicht zu verkümmern. bb.

Hemsterhuis (Franz), der würdige Sohn des Vorigen. Mit classischer Bildung, als einem väterlichen Erbtheil, ausgestattet, widmete er seinen Geist vorzüglich dem Studium der Philosophie, namentlich der Sokratischen. Jene ist es daher, die man auch in seinen Darstellungen überall wiederfindet, Platons Geist, der ihm als hohes Muster vorschwebte. Daher bediente er sich auch vorzüglich der lebendigen Form des Dialogs, der systematischen Darstellung weniger fähig und geneigt. Nicht ohne Wahrheit sagt **Georg Forster** von ihm (Ansichten vom Niederrhein rc. 2 Th. S. 397): „Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß Feinheit der Empfindung, Reichthum und Wahl der Ideen, Politur des Geschmacks, verbunden mit Fertigkeit und den subtilen Stacheln des echten Witzes, mit der lichtvollen Ordnung einer herzlichen Philosophie und dem Dichterschmuck einer alles verjüngenden Einbildungskraft, nicht an irgend eine Erdscholle gebunden sind, so würde wenigstens ein Mann, wie dieser, beweisen, daß Holland nicht aus der Zahl der Länder ausgeschlossen ist, wo die edelsten Kräfte und die zartesten Empfänglichkeiten der menschlichen Natur den höchsten Punkt ihrer Entwickelung erlangen und die reifsten Früchte bringen können. Der Geist, der in diesem schwachen Körper wohnt, ist so empfindlich für Harmonie aller Art, und leidet so im eigentlichen Verstande bei jedem Mißverhältniß in der sinnlichen, wie in der sittlichen Natur, daß er sich sogar seiner vaterländischen Mundart nicht zum Vehikel seiner Gedanken bedienen konnte, sondern alle seine (gedruckten) Werke französisch schrieb, und auch diese Sprache zu seinen Zwecken umbildete, indem er ihr seinen eignen Styl aufdrang. Seine Schriften sind unter uns weniger bekannt, als sie es verdienen; allein man muß sie in der Ursprache lesen (eine Uebersetzung erschien in 3 Th. Leipzig 1782, 1797, 8.), wenn man von ihrer attischen Eleganz, die oft nur ein unnachahmlicher Lebenshauch

ist, nichts verlieren will.“ Der vorzüglich durch Locke verbreitete Sensualismus lag auch der Philosophie des Hemsterhuis zum Grunde, wurde aber von ihm mit großem Scharfsinn weiter ausgebildet, und mit eigenen Erfahrungen durchwebt, lebendig und geschmackvoll dargestellt. Selbst die Einseitigkeiten jener Ansicht verbirgt oft die Lebendigkeit des Geistes, der sich über seine Untersuchungen verbreitet, und eine geniale Ansicht der Natur dämmert in mehreren seiner Schriften. Dieses alles, verbunden mit einem höchst liebenswürdigen Charakter, einem natürlichen Schönheitssinn und reichen Kunstkenntnissen, erwarb unserm Denker, der sonst ein sehr einfaches wissenschaftliches Leben führte, die ausgezeichnete Achtung und den vertrauten Umgang mehrerer bedeutenden Personen, z. B. der Prinzessin Gallitzin, welcher er mehrere seiner Schriften unter dem Namen Diotima zueignete, und des Grafen von Fürstenberg, in deren beider Gesellschaft er auch eine Reise durch Deutschland machte, auf welcher er einen reichen Schatz von Kunsterfahrungen sammelte, die er in einem in holländischer Sprache geschriebenen und aus dieser in die französische übersetzten Briefe an seinen Freund und Collegen Smeth mittheilte. Zu viel aber sagt Forster von ihm, wenn er ihn „den Plato, nicht etwa nur der hiesigen akademischen Schattengänge, sondern unsres (des achtzehnten) Jahrhunderts“ nennt. Denn an Tiefe des philosophischen Geistes und wenigstens systematischer Gründlichkeit übertraf ihn Kant weit, wenn auch dieser ihm wiederum in lebendiger Anschauung des Schönen nachstand. Seine Ansicht über Philosophie überhaupt hat er vorzüglich in dem Dialog Sophyle ou de la philosophie ausgesprochen. Eine zweite Classe seiner Schriften bezieht sich auf Kunstphilosophie und Archäologie, vorzüglich gehört hieher die lettre sur la sculpture (1760), worin er von dem Zwecke der schönen Künste und insbesondere der Bildhauerei und ihren verschiedenen Perioden handelt. Der Religionsphilosophie ist der Dialog Aristée ou de la divinité (zuerst gedruckt 1779) gewidmet und die bekannte lettre de Diocles à Diotime sur l'Athéisme (1785), welche durch seinen Freund F. J. Jacobi (Schrift über die Lehre des Spinoza) zuerst dem deutschen Publikum bekannt gemacht, und von ihm beantwortet wurde. Die noch übrigen Schriften sind ein Dialog Alexis ou de l'age d'or (1787) und die meisterhafte Description philosophique du Charactère du feu Mr. Fr. Fagel 1773. Alle diese Schriften sind gesammelt und von Jansen zuerst 1792, dann in der zweiten Ausgabe 1809 (Paris bei Hausmann, 8.) in zwei Theilen herausgegeben worden, unter dem Titel: Oeuvres philosophiques de F. Hemsterhuis etc. Einige Vignetten dieser Ausgabe zeigen ihn auch als geschmackvollen und sinnigen Zeichner. Von seinen Lebensumständen ist uns nichts weiter bekannt geworden, als daß er 1720 geboren war, früher sich zu Leyden aufhielt, dann zu Haag privatisirte, außerdem die Stelle eines ersten Commis bei der Staatskanzlei der vereinigten Niederlande einige Zeit verwaltete, auch zu dem Directorium der Zeichnungsakademie zu Amsterdam gehörte. Er starb von seinen Schülern und Freunden betrauert, zu Haag im Junius 1790. T.

Hendekasyllaben ist der Name eines elfsylbigen Verses, dessen sich unter den Alten besonders Catull bediente, und der für kleine Tändeleien eine recht angemessene Form ist. Das Schema ist:

—∪—∪∪—∪—∪—∪

Hendel-Schütz, s. Schütz.

Hengist, der Gründer des Königreichs Kent in Großbritannien, war, so wie sein Bruder **Horsa**, unter den Sachsen berühmt durch seine körperliche Stärke und das Alter seiner Ahnen, die ihren Ursprung unmittelbar von Odin ableiteten. Es war gegen das Jahr 450, als die Britten ihr Vaterland gegen den Andrang der Schotten und Pikten nicht mehr vertheidigen konnten, und darum von den Sachsen Hülfe begehrten. Lange schon hatten diese Verlangen getragen, die schöne Insel zu überfallen, gern folgten sie daher dieser Einladung, Hengist und Horsa stellten sich an ihre Spitze, landeten am Ausflusse der Themse, griffen die Feinde der Britten an und schlugen sie bei Stamford. Da sie hier ohne große Anstrengung gesiegt hatten, glaubten sie um so leichter ein Volk unterjochen zu können, das so schwachen Feinden nicht zu widerstehen vermochte. Sie sandten Berichte von der Fruchtbarkeit des Landes nach Sachsen, und erklärten die Besiegung eines Volkes, das seit langer Zeit den Gebrauch der Waffen verlernt hätte und unter sich selbst getrennt und zerfallen sey, für mühlos und sicher. So wie die beiden Brüder Verstärkung aus dem Vaterlande erhalten hatten, suchten sie Streit mit den Britten, unter dem Vorwande vorenthaltenen Lohnes und entzogener Verpflegung, ließen die Maske fallen, verbanden sich mit den Schotten und Pikten und griffen die Britten an. Diese hatten zu den Waffen gegriffen, ihren König Vortiger, der durch seine Laster und die verderblichen Folgen seines Rathes verhaßt geworden war, abgesetzt, und seinen Sohn Vortimer auf den Thron erhoben. Der Krieg wurde mit der größten Wuth geführt, aber ohne Vortheil für die Britten. Die Feinde drangen verheerend in das Innerste des Landes ein, verwüsteten und sengten, übten alle Gräulthaten, und den Britten blieb nichts mehr übrig, als sich dem Joch ihrer Sieger zu unterwerfen; einige hatten sich nach Armorica (dem heutigen Bretagne) geflüchtet, und diesem Lande auch ihren Namen gegeben. Hengist, der seinen Bruder in der Schlacht bei Eglesford (jetzt Ailsford) verloren hatte, blieb Sieger, und gründete das Königreich Kent, welches die heutigen Grafschaften Kent, Middlesex, Essex, Surrey umfaßte. Er schlug seinen Wohnsitz in Canterbury auf und starb gegen das Jahr 488, indem er seinen Nachfolgern das neueroberte Reich hinterließ. Octa und Ebissa, sein Bruder und sein Neffe, die er später gerufen hatte, ließen sich in Northumberland nieder; ihrem Beispiele folgten mehrere sächsische Feldherrn und gründeten so die sieben brittischen Reiche.

Henil, Henile, war eine Art Fetisch oder Götzenbild der alten Wenden. Er bestand aus einem Stabe, woran oben eine Hand befestigt war, die einen Ring hielt. Dieß Götzenbild ward vor den Thüren herumgetragen, und man opferte ihm, um sich seines Schutzes zu versichern.

Henke (Heinrich Philipp Conrad), Doctor der Philosophie und Theologie, Vicepräsident des wolfenbüttelschen Consistoriums, Abt des Klosters Königslutter, Generalsuperintendent, erster Professor der Theologie zu Helmstädt, und Director des dortigen Predigerseminars, war der Sohn eines Predigers zu Braunschweig und 1752 zu Hehlen geboren. Sein Vater starb früh, der Jüngling war der Dürftigkeit und der Unterstützung vermögender Gönner überlassen. Früh zeichnete er sich durch anhaltenden Fleiß und hervorstechende Talente aus. Er wollte sich erst ausschließlich dem philologischen Studium widmen, und

dieses führte ihn zur Weihe des classischen Alterthums. Ein glückliches Gedächtniß kam seinem Fleiße zu Hülfe, eine lebhafte Einbildungskraft ließ ihn treu und fest die großen Gedanken und kühnen Worte der alten Classiker nicht nur bewahren, sondern ihren Geist sich ganz aneignen. Sein Lieblingsschriftsteller war der Redner Quintilian. Er übersetzte ihn, und begann damit seine literarische Laufbahn als Schriftsteller. Unter der Leitung Schirachs, der damals noch in Helmstädt als Professor lebte, nahm Henke Theil an der Herausgabe der bekannten lateinischen Zeitung, und promovirte in der philosophischen Facultät. Schon war er entschlossen, eine Lehrstelle am Martinsgymnasium zu Braunschweig anzunehmen, als durch Verwendung seiner Gönner ihm eine außerordentliche Professur der Theologie zu Helmstädt anvertraut ward. Sein lebhafter, freier, durch körnigte Rede gewürzter mündlicher Vortrag verschaffte ihm schnell ein zahlreiches Auditorium. Den ersten Grund seines literarischen Ruhms legte seine Kirchengeschichte, von welcher der erste Band im J. 1788 erschien, und die nachmals mehrere Auflagen erlebt hat. Dieses Buch enthält einen Schatz von historischer Gelehrsamkeit, und gibt den redendsten Beweis der vielumfassenden Belesenheit und freien Ansicht des Verfassers. Aber die Zusammenstellung der Thatsachen in einem scheinbaren pragmatischen Zusammenhange ist offenbar erkünstelt. Der Zweck, daß dieses Werk ein akademisches Hand- und Lehrbuch zu Vorlesungen über die Kirchengeschichte seyn sollte, ist vollends verfehlt. Henke war ein Feind des zum Glaubenszwang oder zur Einschüchterung freier Forschung führenden Dogmatismus, ein Protestant im edelsten und eigentlichsten Sinne des Worts. Als daher das preußische Religionsedict erschien, übernahm er es zuerst, als Recensent aller über jenes Edict erschienenen Schriften in der allgemeinen deutschen Bibliothek aufzutreten, und sich bald darauf öffentlich und ohne Scheu als Verfasser jener Recensionen zu nennen. Im Vaterlande selbst hatte er, bei Gelegenheit der projectirten Einführung einer neuen Liturgie, durch die Herausgabe der Zeitschrift Eusebia, ärgerliche Streitigkeiten mit einigen wortklaubenden steifsinnigen Juristen, welche ihre Buchstabenweisheit gegen ihn geltend machen wollten. Allein an der Bitterkeit des Tons, womit damals die Streitigkeiten geführt wurden, hatte Henke einigermaßen selbst Schuld. Auch gedieh das wohlthätige Werk auf diesem Wege nicht. Henke nahm bald darauf Theil an der projectirten Verlegung der Universität Helmstädt nach Braunschweig, und war wohl sicherlich das thätigste Mitglied der dazu niedergesetzten Commission; aber auch dieses Werk kam nicht zu Stande. Seine Dogmatik ist in classischem Latein geschrieben, und wiederum ein schöner Beweis seiner weitumfassenden theologisch-historischen Gelehrsamkeit; aber als Lehrbuch möchte sie, obwohl ungleich vorsichtiger geschrieben, eben so wenig als seine Kirchengeschichte zu empfehlen seyn. Durch die Herausgabe des Magazins für die Religionsphilosophie und des Museums für Kirchengeschichte hat er sich in seinen letztern Lebensjahren noch dauernde Verdienste um die theologische Aufklärung erworben. Man möchte ihn mit Recht einen starken, kräftigen Redner nennen; auf den Titel eines angenehmen, durch Rührung dem Herzen wohlgefälligen Redners durfte er nicht Anspruch machen. Seine Predigten hatten oft etwas Steifes, denn er disponirte und arbeitete weder schnell noch leicht, aber gründlich, logisch richtig und stets die ruhige Ueberzeugung des

Verstandes in Anspruch nehmend. Als Mensch war Henke liebenswürdig durch seine hingebende Heiterkeit, seine reine Stimmung für wahre Menschenfreude, seine frohe Laune und seinen feinen, doch nie schmerzlich verwundenden Witz. Wer ihn näher kannte, mußte ihn achten und lieben. Er hatte in seinem frühern Leben sich das Glück gewünscht, sich durch Reisen bilden zu können, im Alter erlebte er es, als es für ihn kein Glück mehr war; denn er sah und erfuhr, was er nie zu sehen gewünscht. Er ging als Deputirter für das braunschweigische Land nach Paris, zur Huldigung des Königs von Westphalen; dann nach Cassel als Reichsstand. Den Keim des Todes brachte er mit; sein Arzt, der bekannte Hofrath Beireis, konnte ihn nicht retten, sondern folgte selbst bald (1809) dem verehrten Henke, dem guten Menschen, dem zärtlichen Gatten und treuen Vater geliebter und ihn liebender Kinder. zz.

Henrici (Christian Friedrich), der unter dem Namen Picander als Dichter auftrat, war 1700 zu Stolpen im meißnischen Kreise des Fürstenthums Sachsen geboren, und studirte zu Wittenberg und Leipzig die Rechtswissenschaften. Eine besondere Neigung führte ihn zur Dichtkunst, durch welche es ihm auch gelang, sein Glück zu machen. Im J. 1727 wurde er Actuarius bei dem Oberpostamte zu Leipzig, sodann Postsecretär und endlich Oberpostcommissarius. Dazu wurde ihm 1740 noch die Kreis-Landsteuer- und die Stadt-Tranksteuereinnahme in Leipzig nebst der Weininspection ertheilt. Zu allen diesen Aemtern verhalf ihm die Dichtkunst. Er starb 1764. Den Namen Picander soll er deßwegen angenommen haben, weil er im J. 1722 auf dem Dorfe Niederglaucha bei Düben nach einer Elster geschossen, anstatt derselben aber einen Landmann, der auf einem Eichbaume ein Elsterneft ausnehmen wollte, getroffen und stark verwundet hatte. Seine Gedichte zeichnen sich durch derben Witz und glückliche Leichtigkeit vortheilhaft aus, nur ist ihr unsittlicher Ton oft anstößig.

Hephästion. Wir kennen im Alterthum mehrere Männer dieses Namens. Der eine war aus Alexandrien gebürtig, lebte unter Trajan, und schrieb ein mythologisches Werk, von dem wir noch einige summarische Auszüge haben. — Ein anderer, ein Grammatiker, eben daher gebürtig, war unter des Kaisers Verus Lehrern, und schrieb über die Metra; ein dritter lebte zu Constantins des Großen Zeiten, war aus Theben, und schrieb verschiedene astrologische Werke. — Auch ein Freund Alexanders führte den Namen Hephästion. Er begleitete den König auf seinen Heereszügen, und starb zu Ecbatana. Alexander, den sein Verlust sehr schmerzte, ließ ihm ein prachtvolles Grabmal bauen.

Hephästos, s. Vulcan.

Heptachord heißt in der Tonkunst die Septime, d. h. der siebente Ton von den heraufsteigenden Tönen einer Octave.

Heptagonalzahlen bestehen aus der Summe zweier oder mehrerer Zahlen, die in einer arithmetischen Progression fortgehen, wo der Unterschied der Glieder 5 ist. Wenn die arithmetische Progression z. B. 1, 6, 11, 16, 21, 26 u. s. w. ist, so sind die Heptagonalzahlen 1, 7, 18, 34, 55, 81 u. s. w. Die Heptagonalzahlen werden gebildet, indem man immer die Glieder der arithmetischen Progression addirt, deren Unterschied 5 ist. Eine Eigenschaft

dieser Zahlen ist, daß wenn man eine derselben mit 40 multiplicirt und zum Producte 9 addirt, die Summe eine Quadratzahl giebt, z. B. $(18 \times 40) + 9 = 729 = 27^2$. Die Reihe des Quadrats wird 7^2, 17^2, 27^2, 37^2 u. s. w. seyn, und die Differenz der Wurzeln 10. Eben so verhält es sich mit den Hexagonalzahlen, wo der Unterschied 4 ist. Wäre also die arithmetische Progression 1, 5, 9, 13 u. s. w., so sind die Hexagonalzahlen 1, 6, 15, 28 u. s. w.

Heraklea, der Name mehrerer Städte des Alterthums, unter denen Heraklea in Großgriechenland, eine Colonie der Thurier und Tarenter, die berühmteste. Man glaubt, daß diese Stadt in der Nähe des heutigen Albano gelegen habe.

Herakliden, die Nachkommen des Hercules, welche gestützt auf das von ihrem Ahnherrn ihnen vererbte Recht auf den Peloponnes, in Verbindung mit den Doriern die größten Anstrengungen zur Eroberung desselben machten. Zweimal waren ihre Angriffe abgeschlagen worden, als sie achtzig Jahre nach der Eroberung Troja's aufs neue erschienen. Auch dießmal erging es ihnen anfänglich sehr widerwärtig. Aristodem, einer ihrer Hauptanführer, fand unter den Zurüstungen seinen Tod; ein großer Theil des Heeres wurde von einer Hungersnoth weggerafft. In dieser Bedrängniß fragten sie das delphische Orakel um Rath, und erhielten die Antwort, daß sie sich der Führung eines dreiäugigen Feldherrn überlassen sollten. Diesen fanden sie in dem Aetolier Oxylus, welcher ihnen auf einem einäugigen Maulthiere begegnete. Von ihm, den sie sogleich zu ihrem Befehlshaber machten, geführt, drangen sie von mehreren Seiten in den Peloponnes ein, eroberten in kurzem fast die ganze Halbinsel, und vertheilten das Land unter ihre Anführer. Temenus bekam Argos mit Mycenä und Sicyon, Kresphontes Messenien, und die Söhne des Aristodemus, Prokles und Eurysthenes, Lacedämon, wo sie gemeinschaftlich regierten.

Heraklit, ein berühmter griechischer Philosoph, aus der Stadt Ephesus in Kleinasien gebürtig, der Dunkle genannt, lebte um die 69ste Olympiade. Statt die höchsten obrigkeitlichen Würden in seiner Vaterstadt anzunehmen, widmete er sich der Philosophie, und studirte dieselbe unter Xenophanes und dem Pythagoräer Hippasus. Alsdann bereis'te er verschiedene Länder, vorzüglich Afrika. Sein von Natur finsteres und melancholisches Gemüth, das sich auch in seiner Philosophie ausdrückte, ließ ihn bald den Umgang der Menschen ihrer Laster wegen fliehen. Er begab sich in ein einsames Gebirge, um hier von Wurzeln und Kräutern zu leben. Aber diese Diät bekam ihm so übel, daß er von einer unheilbaren Hautkrankheit befallen wurde, welche ihn nöthigte, nach der Stadt zurückzukehren, wo er bald darauf starb. Er hinterließ ein Werk über die Natur der Dinge, worin er auch vom Gottesdienst und der Staatsverwaltung handelte. Es war in einem dunkeln und bildlichen Styl abgefaßt, welcher Ursach ward, daß es bald aus der Acht kam, und endlich ganz verloren ging. Aus dem Wenigen, was von seiner Philosophie auf uns gekommen ist, geht hervor, daß er das Feuer zum Grundwesen erhob, woraus alle übrigen Wesen entstanden wären. Wahrscheinlich verstand er aber darunter nicht das gemeine Feuer, sondern ein ätherisches Feuerwesen, womit sich die abweichende Nachricht vereinigen ließe, daß er die reine heitere Luft, oder die bloße Ausdünstung für das Urelement gehalten habe.

Heraldik oder **Wappenkunde** ist die Kenntniß von Wappen. Wappen kann man als Hieroglyphen von Personen, Familien oder Ländern ansehen; daher man sie in persönliche, Familien- und Länderwappen eintheilt. Seit wann die Wappen eingeführt wurden, darüber ist oft Streit gewesen. Zeichen und Bilder auf Schildern und Helmen kamen freilich in den ältesten Zeiten vor. Schon im vierten Buch Moses wird den Kindern Israel befohlen, daß ein jeder unter seinem Panier und Zeichen, nach ihrer Väter Hause, sich lagern solle. Wer weiß nicht, wie oft bei den Dichtern der Griechen und Römer Gemählde und Kunstarbeiten auf Schildern und Helmen vorkommen? Ja, es ist gewiß, daß diese Symbole sogar erblich waren. So erzählt Xenophon, daß die medischen Könige einen goldenen Adler auf ihren Schildern geführt. Suetonius berichtet, daß Domitian einen goldenen Bart zum Wappen gehabt, und von den alten Germanen erzählt Tacitus, daß sie ihre Schilde durch ausgezeichnete Farben unterschieden und in die Treffen gewisse Zeichen vorangetragen haben. Obgleich also einige Spuren von Wappen in der alten Welt unverkennbar sind, so ist doch auf keine Weise die eigentliche Wappenkunde für älter zu halten als die Turniere. Daß die Wappen bei diesen feierlichen Kampfsübungen zuerst allgemeiner und nach gewissen Regeln erfunden worden, läßt sich aus folgenden Gründen darthun. Zuerst nämlich findet man kein Grab- und Denkmal mit Wappen, welches älter wäre als das elfte Jahrhundert. Das älteste Grabmal dieser Art soll in der Kirche Sanct Emmeran zu Regensburg seyn, wo man das Wappen eines gewissen Wahrmund, Grafen von Wasserburg, findet; der Schild ist nämlich in die Quere getheilt, halb Silber und halb schwarz, darüber ein Löwe und die Unterschrift: Anno domini MX. Auf den meisten übrigen Grabmälern, selbst des elften Jahrhunderts, findet man keine Wappen, und erst im zwölften scheint dieser Gebrauch allgemeiner geworden zu seyn. Der erste Papst, von dem man beweisen kann, daß er ein Wappen geführt, ist Bonifaz VIII., der von 1294—1303 auf dem heil. Stuhle saß. Alle frühern päpstlichen Wappen sind Erdichtungen späterer Schmeichler. Auch auf Münzen findet man vor dem dreizehnten Jahrhundert durchaus keine Wappen. Die Fürsten ließen vorher bloß ihr Bildniß und ihren Namen auf Münzen prägen. Ein zweiter Beweis des angegebenen Ursprunges der Wappen ist das Wort blason, wodurch im Französischen wie im Englischen, im Italienischen wie im Spanischen, die Wappenkunde bezeichnet wird. Dieß Wort hat höchst wahrscheinlich seinen Ursprung in dem deutschen Worte **blasen**; denn so oft auf den Turnieren ein neuer Ritter erschien, mußte der Herold blasen, und, weil jener mit geschlossenem Visir auftrat, die Hieroglyphe seines Schildes oder das Wappen deuten und auslegen. Weil nun dieß der Herold that, so heißt diese Kenntniß Heraldik, und weil er dabei blies, so nannten es die Deutschen das Wappen ausblasen. Daß dieß bei den Turnieren so herkömmlich gewesen, kann man aus Gedichten der alten Troubadours aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert beweisen. Daher kommt es auch, daß solche Ritter, deren Turnierfähigkeit schon durch das Ausblasen ihrer Wappen beurkundet war, zwei Trompeten auf dem Helm ihres Wappens führten. Von den Deutschen ging dieser Gebrauch zu den Franzosen über; denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß in Deutschland schon von Heinrich dem Vogelsteller Turniere angeordnet sind, und also viel früher bei uns in Gebrauch

waren, als in Frankreich. Die Franzosen bildeten aber die Turniere und den damit verbundenen blason oder die Wappenkunde, wie das ganze Ritterthum, weit mehr aus; sie gaben dem Worte blasonner nicht allein die Bedeutung des Auslegens der Wappen, sondern auch des Anpreisens überhaupt. Da ferner am Hofe der normännischen Könige in England die französische Sprache herrschte, so haben sich auch in der brittischen Heraldik lauter französische Kunstausdrücke erhalten. So nennt man die grüne Tinctur im Wappen vert, so heißt der getheilte Schild coupé, so spricht man von passant, regardant, dormant, couchant u. s. w. Dagegen hat die deutsche Heraldik fast lauter echt deutsche Kunstwörter. Endlich ist die Betrachtung der Theile eines Wappens der sicherste Beweis für den angegebenen Ursprung. Den Schild denkt man sich als einen wirklichen, den der Ritter zur Bedeckung seines Leibes vor sich hält, und unterscheidet an ihm das Haupt, das Herz, den Nabel und den Fuß. Offenbar wird deßwegen der Helm auf das Schild gesetzt, und die Helmdecken umgeben den letztern, so wie auf den Turnieren der Mantel des Ritters mit dem Helm und Schilde an den Wänden des Kampfplatzes aufgehängt wurden. Die Farben der Schilder oder die Tincturen, wie man sie nennt, haben ohne alles Bedenken ihren Grund in dem Gebrauche der ältesten Germanen, ihren Schildern verschiedene Farben zu geben, ein Gebrauch, der in den Turnieren des Mittelalters selbst eine zärtliche Bedeutung erhielt, indem die Ritter, verpflichtet, die Ehre der Damen zu verfechten und sich ihrem Schutze zu widmen, die Farben der letztern auf den Schildern trugen. Nach und nach kamen auch die Theilungen oder Sectionen der Schilder auf. Denn wie ein Ritter oft mehrere Damen zu beschützen hatte, so trug er auch mehrere Farben im Schilde, der deßwegen in Felder getheilt seyn mußte. Als nun gegen Ende des elften Jahrhunderts die streitlustige Jugend fast aus ganz Europa in heiligem Eifer auszog, um das gelobte Land zu erobern, da wurde der Gebrauch der Wappen noch allgemeiner und nothwendiger. Um die einzelnen Nationen, Heereshaufen, Rotten und Geschlechter zu unterscheiden, wählten die Fürsten und Heerführer dergleichen Symbole, die sich bald auf Heldenthaten und Vorfälle des Feldzuges, bald auf die Würde des Anführers bezogen, bald endlich das Werk der Phantasie oder einer vorübergehenden Laune waren. So hatten die Markgrafen von Brandenburg aus dem ascanischen Hause einen rothen Adler im silbernen Felde, den schon Albrecht der Bär im zwölften Jahrhundert führte. Die bayerischen Markgrafen führten dasselbe Wappen, und selbst einige aus dem luxenburgischen oder böhmischen Hause. Als aber das hohenzollernsche Haus die Markgrafschaft Brandenburg bekam, nahm es sein Familienwappen an, einen von Silber und Schwarz quadrirten Schild, und erst 1466 erhielt Churfürst Friedrich II. als Erzkämmerer den Scepter. Den schwarzen preußischen Adler aber verlieh der König von Polen als Lehnsherr den beiden brandenburg-anspachischen Prinzen, Albrecht und Georg, im Jahr 1525, als ersten Lehnsherzogen von Preußen. Man sieht schon aus diesem Beispiele, daß die Wappenkunde mit der Geschichte und der Genealogie so innig verbunden ist, daß die eine durch die andere aufgeklärt wird, und man kann daraus abnehmen, daß diese Kenntniß auf keine Weise zu den ganz verächtlichen gehört. Freilich ist die Heraldik so reich an Kunstwörtern, daß man sie nicht ohne Wörterbuch oder umständliche Anleitung erlernen kann. Wir

haben aber in „Gatterers Abriß der Heraldik, Göttingen 1792," und in dessen „practischer Heraldik, Nürnberg 1791," vortreffliche Handbücher. Die practischen Arbeiten des Heraldikers bestehen in dem Blasoniren, Historisiren, Kritisiren und Aufreißen der Wappen. Das Blasoniren ist die kunstmäßige Beschreibung eines Wappens. Man übernimmt dabei die Rolle eines Herolds bei den Turnieren. Man legt erstlich den Schild nach seinen Tincturen, Figuren und Sectionen aus. Dann blasonirt man die Nebenstücke des Wappens, nämlich den Helm mit seinen Kleinodien, welches Trompeten, Flügel und Federn, Menschen und Thiere, oder deren Gliedmaßen sind, dann die Helmdecken und ihre Tincturen, hierauf die Krone, Hüte und Mützen, endlich die Schildhalter, die Wappenzelte, die Losungsworte oder Devisen und andere Nebendinge. Historisiren heißt bei der Wappenkunde, die Geschichte eines Wappens, seinen Ursprung und die Veränderungen erklären, die es erlitten. Hier hat der Heraldiker ein großes Feld vor sich, den Reichthum historischer Kenntnisse und den Ausschlag gründlicher Forschungen anzubringen. Will er ein Wappen historisch deuten, so muß er nicht gerade angeben wollen, warum eben diese oder jene Figur das Wappen eines Landes oder eines Fürsten ausmache, sondern er muß beweisen, daß gerade diese Figur die wahre Hieroglyphe der Familie oder des Landes ist. Er führt z. B. aus historischen Quellen den Beweis, daß der zweiköpfige Adler des römischen Königs nur erst im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts unter Albrecht I. aufgekommen, und daß vorher, seit Otto II., der Reichsadler nur einköpfig gewesen; daß die drei Leoparden im englischen Wappen zuerst 1127 unter Heinrich I. aus dem normännischen Hause vorkommen. Man sieht, wie wichtig nicht allein für die Historie, sondern auch für die Rechte der Staaten, der Fürsten und Völker diese Untersuchung ist. Das Kritisiren eines Wappens besteht in der Beurtheilung desselben, ob es echt und ob es den heraldischen Regeln gemäß sey. Endlich das Aufreißen der Wappen besteht in der Angabe und Verfertigung neuer Wappen. Der Heraldiker folgt hierin entweder den Vorschriften eines Landesherrn, oder er erfindet die Idee und macht den Plan des Wappens nach eigner Willkür, oder er setzt aus mehreren Wappen ein neues zusammen.

Herbarium (auch Herbarium vivum), ein Kräuterbuch, eine Sammlung lebendiger Pflanzen in getrocknetem Zustande, um ihre Merkmale und Beschaffenheit daran zu studiren. (S. Botanik.)

Herbelot (Barthelemi d'), ein gelehrter Orientalist, geboren zu Paris 1625, studirte von seiner ersten Jugend an die morgenländische Literatur, erweiterte seine Einsichten durch mehrere Reisen nach Italien, wo er vorzüglich bei dem Großherzog von Toscana eine ehrenvolle Aufnahme fand, und starb 1795 als Professor der syrischen Sprache zu Paris. Viele Aufklärungen verdankt die morgenländische Geschichte und Literatur seiner noch immer sehr brauchbaren Bibliothèque orientale, für die er mit unermüdlichem Fleiße die Materialien sammelte, und die nach seinem Tode Galland herausgab.

Herbst, diejenige von den vier Jahreszeiten, welche in der nördlichen gemäßigten Zone ihren Anfang nimmt, wenn die Sonne bei ihrem scheinbaren Niedersteigen nach der südlichen Halbkugel den Aequator berührt. Das Ende des Herbstes fällt auf den Zeitpunkt, an welchem die Sonne ihre kleinste Mittagshöhe zeigt, oder wenn sie jenseits des Aequators auf der südlichen Hemisphäre den Wendekreis

des Steinbocks erreicht hat. Nach unserer gewöhnlichen Zeitrechnung fällt der Anfang des Herbstes um den 23sten September, wenn zum zweitenmal im Jahre Tag und Nacht gleich sind, und das Ende desselben um den 21sten December, wo wir den kürzesten Tag haben. Die Bewohner der südlichen gemäßigten Zone haben den Herbst zu entgegengesetzten Zeiten, also wenn bei uns Frühling ist. Verschieden von diesem astronomischen Herbst ist der meteorologische oder die herbstliche Witterung, die gewöhnlich erst um die Mitte oder das Ende Octobers eintritt. — Herbstnachtgleiche heißt die Zeit, in welcher die Sonne in ihrem Abwärtssteigen aus der nördlichen in die südliche Halbkugel, den Aequator erreicht, an allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich macht und bei uns den Anfang des Herbstes bestimmt. Der Durchschnittspunkt des Aequators und der Ekliptik heißt der Herbstpunkt und die Sonne erreicht ihn um den 23sten September. Er ist der Aufgangspunkt des Zeichens der Wage, obgleich das Sternbild der Wage diesen Ort verlassen hat, und der Herbstpunkt jetzt nahe bei den Sternen auf der linken Schulter der Jungfrau steht. Er ist dem Frühlingspunkt entgegengesetzt, daher beträgt seine Aufsteigung 180 Grad, und seine Länge eben so viel, oder sechs Zeichen; seine Abweichung und Breite aber sind = 0.

Herbst (Johann Friedrich Wilhelm), Prediger an der St. Marienkirche zu Berlin, berühmt als einer der geschicktesten Naturforscher Deutschlands, war 1743 zu Petershagen im Fürstenthume Minden geboren, ging nach Vollendung seiner akademischen Studien als Hauslehrer nach Berlin, wurde darauf Feldprediger des Winningschen Infanterie-Regiments zu Berlin, dann Prediger an der dasigen Garnisonkirche und bei dem Cadettenhause, und ging als Prediger nach Reppen in der Neumark. Von hier kam er wieder nach Berlin als dritter Prediger an der St. Marienkirche und starb als Archidiaconus an derselben im J. 1807. In den Jahren seiner vollen Kraft war er einer der geachtetsten und beliebtesten Kanzelredner Berlins; Gedankenfülle und gesunde Begriffe zeichneten seine Kanzelvorträge aus, von denen mehrere gedruckt sind. Als Naturforscher hat er sich besonders um die Entomologie verdient gemacht. Sein Cabinet von Insecten, namentlich seine Sammlung von Krabben und Krebsen, war ausgezeichnet. Seine naturhistorischen Schriften sichern ihm ein ehrenvolles Andenken auch bei der Nachwelt. Die vorzüglichsten derselben sind: Versuch einer natürlichen Geschichte der Krabben und Krebse, 3 Bände, 1782—1804; kurze Einleitung zur Kenntniß der Insecten, 3 Bände, 1784—87; kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme, 2 Bände, 1787; Natursystem der Käfer, 6 Bände, 1783—95; Natursystem der Schmetterlinge, 7 Bände, 1783—95; Natursystem der ungeflügelten Insecten, 4 Hefte 1797—1800. Diese Werke sind auch zusammengefaßt unter dem Titel: Natursystem aller bekannten in- und ausländischen Insecten, als Fortsetzung der Buffonschen Naturgeschichte, 11 Bände, 1783—1804. Herbst war Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, namentlich der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin, deren Schriften er ebenfalls durch schätzbare Beiträge bereichert hat.

Herberstein (Sigismund, Freiherr von), ein ausgezeichneter Staatsmann und Geschichtsschreiber, war im J. 1486 zu Wippach in Krain geboren. Er studirte die Rechtswissenschaft, wählte aber nachher den Militärstand und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen

die Türken. Der Kaiser ernannte ihn zum Befehlshaber der ganzen Reiterei von Krain, machte ihn zum Ritter und ertheilte ihm die Würde eines kaiserl. Hofraths. Herberstein wurde mit mehrern wichtigen Staatssendungen beauftragt. Im Jahr 1516 wurde er nach Dänemark geschickt, um zu versuchen, Christian II. von seiner thörichten Leidenschaft für die Dyveke zurückzubringen. Im J. 1516 und 1526 ging er als Gesandter nach Rußland, und später nach Constantinopel; überhaupt bereis'te er den größten Theil von Europa. Seine Bemühungen für das Interesse seines Fürsten wurden durch die Würde eines geheimen Raths und Präsidenten des Finanzcollegiums belohnt. Im J. 1553 zog Herberstein sich von den Geschäften zurück und starb 1566. Sein Name ist besonders durch ein schätzbares Werk auf die Nachwelt gekommen, welches den Titel führt: Rerum Moscoviticarum commentarii, quibus Russiae ac metropolis ejus Moscoviae descriptio, chorographicae tabulae, religionis indicatio, modus excipiendi et tractandi oratores, itineraria in Moscoviam duo et alia quaedam continentur, und oft gedruckt und übersetzt worden ist. Alle Schriftsteller, die über Rußland geschrieben haben, stimmen darin überein, daß Herberstein's Werk das beste über die ältern Zeiten dieses Reichs ist. Man erkennt aus demselben, daß der Verfasser ein geistreicher Beobachter war, und nichts versäumte, um sich zu unterrichten. Man kann ihn noch jetzt mit Nutzen über vieles zu Rathe ziehn. Eine von ihm selbst aufgesetzte Geschichte seines Lebens, die bis 1545 reicht, ist erst 1805 zu Ofen in der Sammlung von Kovachich erschienen; aus ihr besonders hat Adelung seine interessante Lebensbeschreibung Herbersteins (Petersburg 1818) geschöpft.

Herculanum, eine Stadt in Neapel, 11,000 Schritte von Neapolis selbst entfernt, ward unter der Regierung des Cäsar Titus bei einem Ausbruch des Vesuv von einem Lavastrom so gänzlich bedeckt, daß man auch ihre Stätte nicht mehr sah. Ein gleiches Schicksal hatten Pompeji, eine andere, unweit jener, am Flusse Sarnus gelegene Stadt, eine der gewerb- und volkreichsten dieser Küste, und Stabiä, welche an der Stätte des heutigen Gragnano lag. Schon früher hatte man Nachgrabungen veranstaltet, allein diese waren gänzlich wieder im Andenken der Menschen erloschen, als man im J. 1711 bei Gelegenheit eines Brunnens, welchen der Prinz Elboeuf zu Portici, einem auf der Stelle des alten Herculanum gelegenen Dorfe, graben ließ, drei weibliche bekleidete Statuen fand (die jetzt im Antikencabinet zu Dresden stehen). Dem Prinzen wurde nach dieser Entdeckung das weitere Nachgraben untersagt, allein man dachte auch in mehr als dreißig Jahren nicht mehr daran, bis der König von Spanien, Carl, Vater Ferdinands IV., zum Besitz des eroberten Neapels gelangte, und Portici zu seinem Frühlingsaufenthalte wählte. Jetzt grub man (1738) in jenem Brunnen tiefer hinab, bis man Spuren von Gebäuden fand. Das Theater von Herculanum war die erste Entdeckung, die man machte. Leider war die Aufsicht über diese Nachgrabungen bei dem spanischen Ingenieur Rocco Giachino Alcubierre nicht in den besten Händen; seine Unerfahrenheit hat Schuld an vielem Schaden und dem Verlust vieles Schönen. Erst als ein schweizerischer Ingenieur, Carl Weber, die Aufsicht erhielt, wurden bessere Maßregeln genommen, und diesem verständigen Manne, dem la Vega gleich rühmlich folgte, verdankt man alle die guten Anstalten,

die nachher gemacht wurden. Nachdem man zu Herculanum glückliche Entdeckungen gemacht, suchte man auch Stabiä und Pompeji auf, an welchem letzteren Orte man die großen Ueberreste eines Amphitheaters entdeckte. In dem Keller eines Landhauses fand man auch nahe bei einer Thür 27 weibliche Gerippe, und den Abdruck der Brust einer dieser Unglücklichen in einst feuchter, dann verhärteter Aschenmasse, nebst dabei befindlichem Hals- und Armschmuck. Hier war es auch, wo man, am untern Eingang des Landhauses, zwei Skelette ausgrub, deren eins in den Knochen der einen Hand noch einen Schlüssel, in der andern einen Beutel mit Münzen und Kameen hielt. Nahe bei beiden stieß man auf Gefäße von Silber und Bronze, so daß man vermuthet, der eine sey der Herr, der andre der Sklav gewesen, die beide vergeblich den Ausgang suchend, unter der Aschenmasse erstickt hingesunken. Uebrigens ist wahrscheinlich, daß die meisten Einwohner dieser Städte sich durch die Flucht zu retten, noch Zeit fanden. Wenn Winckelmanns Prophezeihung, daß bei der Schläfrigkeit, mit welcher die Nachgrabungen betrieben wurden, noch für die Nachkommen im vierten Gliede zu graben und zu finden übrig bleiben werde, nur zu richtig eingetroffen ist, so war dieß weniger Schuld der Aufseher, als der Regierungen. Doch ging man von Zeit zu Zeit mit etwas mehr Eifer an das Werk, welches für den Antiquar und Archäologen Ausbeute gab, wie kaum ein anderes. Unmittelbar vor unsern Augen schien das längst abgestorbene Alterthum wieder aufzuleben, so daß jeder, für Gegenstände dieser Art nur einiges Interesse habende, die Empfindungen theilen muß, die unser Schiller in einem eigenen Gedichte (Pompeji und Herculanum) so schön ausgedrückt hat. Die alten Straßen, die alten Gebäude öffneten sich wieder, und das häusliche Leben der Alten wurde uns hier befreundeter. Die Einrichtung und Beschaffenheit der Häuser der Alten hatte man vorher nie so kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und eine Menge aufgefundener Geräthschaften vergegenwärtigte das Leben in diesen Häusern. Besonders wichtig wurden aber diese Entdeckungen auch für Literatur und Kunst, denn man fand einen großen Schatz von Handschriften und Kunstwerken. Die große Erwartung der gelehrten Welt von diesen literarischen Schätzen ist zwar noch nicht erfüllt worden, indem man auch hier nur allzusaumselig zu Werke gegangen ist; allein schon das ist etwas werth, daß man das Materielle der alten Handschriften näher kennen lernte; und vielleicht gelingt es noch dem eifrigen Bemühen, durch das sehr mühsame Geschäft der Entwickelung dieser Schriftrollen ein Werk von Bedeutung zu Tage zu fördern. Es war am dritten November 1753, als man in einer jetzt wieder verschütteten Villa des alten Herculanum an 1700 Papyrusrollen entdeckte, welche verkohlten Cylinder fast ganz das Ansehen von Tabacksrollen haben. P. Antonio Piaggio erfand eine einfache, aber sinnreiche Maschine, wo man mittelst Seidenfäden die, vorher mit Goldschlägerhäutchen befestigten Streifen der Handschrift allmählig abrollt. Schon Winckelmann hat sie beschrieben; die klärste Vorstellung bekommt man aber von ihr durch die in Bartels Briefen über Calabrien gegebene Abbildung und Erläuterung. Die Schriftsteller, von denen man bisher Werke entdeckt hat, sind Epikuros, Philodemos, Demetrios, Polystratos, Kolotes, Phädros, Phanias. Erschienen sind: Herculanensium Voluminum quae supersunt Tom. I. Neap. 1793, Fol. Dissertationis isagogicae ad Herculanens. Voll.

explanationem Pars I, Neap. 1797. Leider ist das abgedruckte vierte Buch des Philodemos über die Musik nichts weiter, als eine höchst unfruchtbare Declamation gegen den Nutzen der Musik. Der zweite Band enthält die Physik Epikurs. Scotti und Carlo Rossini sind mit der Aufzeichnung und Herausgabe dieser Werke beschäftigt. Mehr als die Literatur hat durch die hier gemachten Entdeckungen die Kenntniß der alten Kunst gewonnen. Wie viele Bildsäulen, Basreliefs und andere Werke der bildenden Kunst sind nicht in diesen verschütteten Städten gefunden worden! Von vorzüglicher Wichtigkeit sind jedoch, mag man nun auf Inhalt oder Composition, Zeichnung oder Farbengebung sehen, die hier entdeckten Mauergemählde. Diese Gemählde, unter dem Namen der herculanischen allgemein bekannt, sind mit der Mauer, die den Grund derselben macht, zugleich von den Gebäuden ausgeschnitten worden, in dem Museum von Portici in sechzehn Zimmern unter Glas und Rahmen aufgestellt, und jedes mit einem der Zeichen P. E. St. versehen, um anzuzeigen, ob sie in Pompeji, Herculanum oder Stabiä gefunden sind. Abgebildet sind die in diesen verschütteten Städten entdeckten Antiken in dem großen Werke Le Antichità d' Ercolano, Nap. 1757 u. f., welches mit dem (ziemlich unkritischen) Catalogo degli antichi Monumenti d' Ercolano, verfaßt von dem Prälaten Bayardi (1755), aus 10 Foliobänden besteht. Bis auf einige später gefundene sind jene Mauergemälde in den sechs ersten Bänden dieses kostbaren Werks dargestellt (con qualche spiegazioni di Pasquale Carcani), und von diesen hat man wohlfeilere Nachstiche in Frankreich von David, in Deutschland von Kilian, mit Erklärungen von Murr (Augsb. 1777 — 1783, 5 Bde.). — Unter der Regierung Joachims wurden die Nachgrabungen weit thätiger und planmäßiger betrieben als unter der vorigen. Die Herren Rossini, Scotti und Pasetti zu Neapel beschäftigten sich unermüdet mit dem Aufrollen und Entziffern der herculanischen Manuscripte, und verschiedene sehr schätzbare literarische Monumente aus dem römischen und griechischen Alterthum wurden durch sie theils ganz, theils fragmentarisch hergestellt. Die Aufgrabungen hatten besonders über den Trümmern von Pompeji, und auf der von Pompeji nach Neapel führenden Consularstraße Statt, sie gewährten eine Menge höchst interessanter Entdeckungen aller Art, und versprachen noch immer mehr bei Fortsetzung der Arbeit. Ein Theil der schönen Decken und Fußböden von Marmor, die man gefunden hat, sind in den Gallerien des Museums, andere in dem Saale der Zeichenakademie zum Studium der Künstler aufgestellt worden. Die politischen Ereignisse, die im Jahr 1815 in Neapel Statt hatten, unterbrachen natürlich das Geschäft. Durch ein Decret von 22sten Februar 1816 verordnete der jetzige König aber die Fortsetzung aller Arbeiten. dd.

Hercules, bei den Griechen Herakles, auch Alcides genannt, ist einer der berühmtesten Heroen der griechischen Fabelwelt, in welchem die Poesie das Ideal menschlicher Vollkommenheit im Sinne des heroischen Zeitalters, d. i. höchste Körperkraft mit allen Vorzügen des Geistes und Gemüths gepaart, die jenes Zeitalter anerkennt, darstellte, und zwar so darstellte, daß dieses Ideal von Vollkommenheit sich dem Heile der Menschen weiht. Ein solcher Held ist ein Mensch: aber jenes Große und Herrliche in ihm ist göttlichen Ursprungs; Hercules ist demnach der Sohn des Königs der Götter von

einer sterblichen Mutter. Seine Natur strebt nach dem Göttlichen, aber als Menschennatur, d. h. ringend und kämpfend; sein Leben ist deßhalb eine ununterbrochene Kette von Anstrengungen und Kraftäußerungen. Seine unermüdete Beharrlichkeit bringt ihm den Sieg, und dieser Sieg zeigt uns den Triumph des Göttlichen in dem Menschen über sein Irdisches; sein Tod erwirbt ihm Unsterblichkeit und den Ehrensitz unter den Göttern. Welcher Mythus konnte nun wohl für Menschen anziehender und belehrender zugleich seyn, als dieser von Hercules, durch und durch von moralischer Tendenz und allegorischer Einkleidung, worin man das irdische Leben mit seinen Schicksalen, seinen Kämpfen, seinen Hoffnungen und Aussichten so treulich wiedererkennt! Kein Wunder daher, wenn eben dieser Mythus ein Lieblingsgegenstand von Sängern, Schauspieldichtern und Künstlern aller Art wurde, wodurch sich denn aber auch die Thaten des Hercules, und zwar über die Dauer eines Menschenalters hinaus, am Ende selbst planlos, häuften. Das hindert jedoch nicht, die eigentliche Einheit des Mythus durch alle späteren Zusätze hindurch zu erkennen, und wir wollen denselben zuvörderst, gemäß dieser Einheit, mittheilen. — Hercules war ein Sohn von Jupiter und Alcmene, der Gemahlin des thebanischen Königs Amphitryon, in dessen Gestalt der Vater der Götter die schöne Königin überlistet hatte. Nie war Juno eifersüchtiger auf ihren Gemahl gewesen, als diesmal; nie aber war sie freilich auch so gereizt worden, indem Jupiter den Genuß einer Sterblichen noch nie so reizend gefunden, daß er die Nacht desselben ums dreifache verlängert hätte. Des Sohnes dieser Nacht erbitterte Feindin war daher Juno schon, bevor er noch geboren war. Jupiter hatte einen Eid geschworen, daß der an diesem Tag Geborne alle Umwohnenden aus seinem Heldengeschlecht beherrschen solle, und Juno wußte zu bewirken, daß die Geburtsgöttinnen die Geburt der Alcmene hemmten, und dagegen die der Gemahlin des Sthenelos, die ihr Kind erst im siebenten Monat trug, beschleunigten. Eurystheus hieß dieser Knabe, in dessen Dienst nun der noch ungeborne Hercules kommen mußte. Alcmene kam endlich auch, und zwar mit Zwillingen, nieder, wovon Hercules des Jupiter, Iphikles Amphitryons Sohn war. Hercules legitimirte sich schon in der Wiege als Sohn eines Gottes, indem er nahende Schlangen, vor denen sein Bruder schreiend zurückfuhr, ergriff, lachte, als sie züngelnd die Köpfe gegen ihn erhuben, und sie erwürgte. Durch Amphitryons Sorge ward der junge Göttersohn in allen Künsten, durch welche die Helden jener Zeit sich auszeichneten, von den größten Meistern unterwiesen. In allen waren seine Fortschritte groß, nur für die Lyra schien seine Hand nicht gebildet, und als ihm einst sein Lehrer darin, Linos, einen Schlag gab, kostete ihm dieser das Leben. Amphitryon entfernte ihn deßhalb von sich auf das Land, wo er die Heerden weidete. Hier blieb er bis zu seinem achtzehnten Jahre, in welche Zeit die Scene der Dichtung fällt, die dem Sophisten Prodikos gehört. An einem Scheideweg, erzählte dieser, stand Hercules, und zwei Göttinnen begegneten ihm. Die eine derselben, in üppigen Reizen prangend, lüstern sich an den Jüngling anschmiegend, bot ihm Entfernung von allen Mühseligkeiten und Gefahren, und jede Freude, jeden Wonnegenuß, wenn er ihrer Leitung sich überlassen wollte. Es war die verführerische Wollust. Die andere, nicht minder schön, als jene, aber ernst, bescheiden und voll Würde, versprach ihm Un-

sterblichkeit und einen Sitz in den Hallen des Olymps, wenn er unter ihrem Beistand allen Gefahren und Mühseligkeiten des Lebens kühn die männliche Brust entgegenstellen wollte. Hercules, dessen Herz die weichen, verführerischen Töne des Lasters nicht ansprach, empfand tief die Worte der Göttin der Tugend; und seines hohen Ursprungs, seiner Bestimmung und der Kraft, mit welcher er ausgerüstet war, eingedenk, reichte er ihr die Hand, und wählte sie zur beständigen Gefährtin seines Lebens. Aber es war die Tugend des Heroenalters; nicht unsere christliche Tugend! Die Tugend des Heroenalters war nur hohe, kraftvolle Männlichkeit, die kühn jeder Gefahr trotzt, mit Keule oder Schwert das wilde Thier oder den frevlen Räuber erschlägt, mit gleicher Macht dem einbrechenden Feind und dem einbrechenden Strome Halt gebeut, die sich nur in der Gefahr gefällt, sie stets aufsucht, und dann auch wohl, in ihrer Besiegung, aus Lust zum gefährlichen Abenteuer, manche sonst geachtete Schranke kühn überspringt. Tapferkeit und Großherzigkeit zeigt jene Tugend stets, Gerechtigkeit und Billigkeit nicht immer. In Erlegung verwüstender, gefährlicher Ungeheuer und räuberischer Unholde, welche die Gegenden unsicher machten, in Austrocknung von Sümpfen, Ableitung von Gewässern, Beförderung des Verkehrs der Menschen unter einander, Anlegung von Colonien, durch welches alles das Wohl der Menschen vielfach befördert wurde, konnte die Tugend eines Helden jener Zeit sich wohlthätig für sein Geschlecht bewähren, und so bewährte sich auch des Hercules Tugend. Zur Vertilgung von Ungeheuern waren aber auch wenige so von der Natur gemacht, als er, dessen kraftvoller gewaltiger Körper eine Höhe von vier Ellen hatte, und ein Maß der Glieder, welches das riesenmäßige der Statur verdoppelte, denn seine Arme und Beine waren noch eins so stark, als bei gewöhnlichen Menschen, und seine Brust von einer ungeheuern Breite. Mit dieser Größe und Stärke nun zugleich die seltenste körperliche Geschicklichkeit verbindend, trat er auf den Schauplatz. Ein wüthender Löwe, der am Kithäron umhertobte, ward der erste Gegenstand seiner Aufmerksamkeit. Der König Thespios, dessen Staaten durch dieses Ungeheuer verheert wurden, nahm den kühnen Jäger gastfreundlich auf, der, bis das Ungeheuer seiner Kraft erlag, in den Armen der 50 schönen Töchter des Thespios ruhte, die ihm eine zahlreiche Nachkommenschaft gebaren. Auch die physische Kraft der Zeugung mußte ja der Held in einem hohen Grade besitzen, da ein großes Geschlecht zu den Dingen gehörte, auf welche die Menschen jener Zeit stolz seyn durften. Als er hierauf nach seiner Geburtsstadt Theben zurückgekehrt war, befreite er dieselbe nicht nur von der Schmach eines Tributs, den sie an die Orchomenier hatte zahlen müssen, sondern zwang auch diese, den zuvor empfangenen Tribut hinführo selbst zu zahlen. Kreon, der König von Theben, gab ihm dafür seine Tochter Megara zur Gemahlin. Juno's Haß aber wuchs nun auch in demselben Grade, als des Helden rasch aufschießende Größe; und ein Werk jenes Hasses war, daß Eurystheus jetzt den Hercules zu sich entbot, und ihm befahl, Abenteuer, die er ihm auftragen würde, zu bestehen. Hercules, unwillig ihm zu dienen, ging nach Delphi, das Orakel deßhalb zu befragen, das ihm zur Antwort gab: zehn von Eurystheus gebotene Abenteuer, wozu aber dann noch 2 kamen, müsse er bestehen, dann aber gelange er zur Unsterblichkeit. Dieser Ausspruch stürzte den Helden, der einem

Schlechtern zu dienen seiner unwürdig hielt, in Schwermuth, welche von Juno zu wirklicher Raserei erhöht ward, deren Opfer seine eigenen, mit Megara erzeugten, Kinder wurden, die er für seine Feinde ansah und erlegte. Nachher von seiner Raserei befreit und seinen Irrthum erkennend, ergriff ihn ein ungeheurer Schmerz, der ihn den menschlichen Anblick und Umgang fliehen machte. Endlich geheilt von der Zeit, mit den Göttern und sich selbst versöhnt, und von der Blutschuld gereinigt, begab er sich zu Eurystheus, und unterzog sich den berühmten Abenteuern, bekannt unter dem Namen der zwölf Arbeiten des Hercules. 1. Erlegte er den nemeischen Löwen, der in den Wäldern von Nemea und Kleone hauste, und von keinem Geschoß eines Sterblichen verwundet werden konnte. Hercules zerschlug ihm mit der Faust den Nacken, und zog ihm dann das undurchdringliche Fell ab, welches ihn fortan gleich einem Harnisch umgab, indeß der Kopf, wie ein Helm, den seinigen deckte. 2. Erlegte er, mit Jolaos Beistand, die lernäische Hydra, die Verderben aus 100 Köpfen drohte, deren einer unsterblich war, und der, statt jedes abgehauenen Kopfes, auf der Stelle zwei neue wuchsen (s. d. Art. Lernäische Schlange). 3. Fing er die Hindin der Diana, gleich sehr durch ihre Schnelligkeit, als durch ihr goldenes Geweih und ihre ehernen Füße ausgezeichnet. Da sie lebendig eingefangen werden mußte, so galt es, daß der Held, wie vorher Kraft und List, so jetzt Schnelligkeit bewies. 4. Fing er den erymanthischen Eber, der die Gegend um den Berg Erymanthus verheerte, ein, und brachte ihn lebendig auf seinen Schultern zu Eurystheus, der darüber so sehr erschrak, daß er sich in ein Gefäß verkroch, und fortan nicht wagte, dem Hercules seine Befehle selbst zu geben. 5. Reinigte er in Einem Tage die Ställe des Augias, worin dieser König von Elis 3000 Rinder seit langer Zeit hatte stehen gehabt, dadurch, daß er die vereinigten Flüsse Alphëus und Penëus hindurch leitete. 6. Tödtete er die Stymphaliden, ungeheure Raubvögel mit ehernen Flügeln, Schnäbeln und Klauen, welche die Gegend um den dichtumwaldeten See Stymphalis in Arkadien verheerten. 7. Fing er den Stier aus Creta, den, ausgezeichnet durch Schönheit und Kraft, Neptun einst auf des Minos Flehen aus den Fluthen hatte aufsteigen lassen, um durch dies Wunder dem Flehenden das Reich zu verschaffen. Statt, wie er gesollt, den Stier dem Gott zu opfern, hatte Minos ihn, gereizt von dessen Schönheit, unter seine Heerden gebracht, was er zu bereuen nur zu sehr Ursache fand. Denn nicht nur stürmte jetzt der Stier mit nicht zu bändigender Kraft verheerend durch das Eiland, sondern Pasiphaë faßte auch jene unnatürliche Leidenschaft für ihn, deren Frucht Minotaurus war. Als Hercules mit ihm auf den Schultern zu Eurystheus kam, ließ dieser ihn wieder frei, worauf der Stier noch einmal, unter dem Namen des marathonischen, in den Sagen von Theseus vorkommt. 8. Brachte er die menschenfressenden Rosse des thrazischen Königs Diomedes, der ihnen alle Fremdlinge, die sein Gebiet betraten, vorwarf, nach Mykene; zu welchem Abenteuer ihn freiwillig viele Helden begleiteten. Eben so zu dem folgenden, als er 9. das Wehrgehäng der Amazonen-Königin Hippolyte für des Eurystheus Tochter Admete holte. 10. Die Rinder des dreigestaltigen Geryones, bewacht von dem zweiköpfigen Hund Orthros und dem Riesen Eurytion, aus Erytheia, einer Insel im west-

lichen Ocean, unfern von Spanien, die nachher Gadeira (Gades) hieß, zu holen, wurde nun ihm auferlegt; und hatte er bei dem vorigen Zuge nach dem damals fernsten Osten wandern müssen, so wanderte er bei diesem nach dem fernsten Westen, wobei es denn, wie sich fast von selbst versteht, an Nebenabenteuern nicht mangelte. Waren aber bereits die bisherigen Wanderungen mühsam und gefahrvoll gewesen, so übertrafen doch die folgenden sie weit an mühevoller Gefährlichkeit. Zunächst ward ihm aufgetragen, 11. die goldenen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden zu holen. Schon darum war dieß Abenteuer um vieles bedenklicher, weil Hercules eigentlich nicht einmal wußte, wo diese Aepfel zu suchen wären. Getrost indeß, wiederum mancherlei Fehden und Kämpfe bestehend, wanderte er so lange zu Lande und Wasser, bis er den Ort erreichte. Atlas zwar holte eigentlich dann die goldenen Aepfel, Hercules aber trug einstweilen statt seiner das Himmelsgewölbe. Das letzte der von Eurystheus gebotenen Abenteuer bestand in nichts geringerem, als 12. den Cerberus aus der Unterwelt heraufzuholen. Kein Wunder, wenn der Held ein solches Abenteuer nicht ohne Vorbereitung bestand. Der Herrscher der Unterwelt verhieß dem Allgefürchteten den Cerberus unter der Bedingung, sich seiner ohne Waffen zu bemächtigen. Schnell ergriff nun der Held das Ungeheuer, drückte dessen drei Köpfe zwischen seine Beine, und fesselte es, trotz der wüthenden Angriffe, die der Drache, in welchen Cerberus endigte, von hinten auf ihn machte. So brachte er das Thier auf die Oberwelt und zu Eurystheus, der es ihn wieder in die Unterwelt bringen hieß. Auch das that er, und war nun, nach des Schicksals Willen, frei von der schimpflichen Knechtschaft, die ihm der Zorn einer strengen Göttin aufgelastet hatte. Während er aber, diese zwölf Abenteuer auf Befehl zu bestehen, die Welt durchzog, war er auch nicht lässig, für seine eigene Rechnung zu wirken, sondern verrichtete vielmehr hie und da, wie sich ihm Gelegenheit darbot, weit mehr Thaten, als jene gebotenen. Man pflegt diese seine Nebenthaten (Parerga) zu nennen, unter denen sein Kampf mit den Centauren, seine Theilnahme am Zuge der Argonauten, seine Befreiung der Hesione, die von ihrem Vater einem Meerungeheuer ausgesetzt war, um den Zorn der Götter zu versöhnen, die Errichtung der sogenannten Säulen des Hercules, sein Rückzug von Spanien nach Argos, den er mit bleibenden Spuren seines Daseyns bezeichnete, die Erlegung des Alcyoneus, seine Kämpfe mit Anteus und Cygnus (Kiknos), die Befreiung des an den Caucasus gefesselten Prometheus, und des Theseus aus der Unterwelt, die denkwürdigsten sind. Nachdem er alle die Thaten vollbracht, kehrte er zurück nach Theben, und vermählte seine Gemahlin an Jolaos. Er selbst wollte sich indessen auch wieder vermählen; und da er vernahm, daß Eurytos, der König von Oechalia, seine Tochter Jole dem, der ihn und seine Söhne im Bogenschießen übertreffen würde, als Kampfpreis ausgesetzt hatte, so ging er nach Oechalia, besiegte Alle, erhielt aber die Gemahlin nicht, weil man einen neuen Anfall seines Wahnsinns fürchtete. In der That ergriff ihn auch dieser bald darauf — nachdem er in der Zwischenzeit die Alçeste aus der Unterwelt zurück in die Arme ihres Gemahls gebracht hatte — noch einmal, und in diesem Anfall stürzte er Iphitos, der Jole ältesten Bruder, seinen treuen Freund, von den Mauern Tiryнths herab. Ungeachtet er von diesem Morde

gereinigt wurde, verfiel er doch darüber in eine schwere Krankheit, derentwegen er das delphische Orakel zu befragen ging. Da ihm die Pythia Antwort versagte, plünderte er den Tempel, raubte den Dreifuß, und kämpfte selbst mit dem Apollo. Endlich erhielt er denn doch das verlangte Orakel, welches also lautete: Von seiner Krankheit werde er genesen, wofern er auf drei Jahre sich zum Sklaven verkaufe und dem Eurytos den Kaufpreis als Sühngeld gäbe. Diesem Orakelspruch zu Folge verkaufte Mercur den Hercules an Omphale, der Lydier Königin. Während dieser Dienstschaft war er aber keineswegs bloß seiner unwürdig mit weiblicher Arbeit und weichlicher Liebe beschäftigt, sondern bezwang auch manchen Straßenräuber, und strafte manchen plagenden Unhold. Nach Vollendung seiner Dienstzeit strafte er manche Ungerechtigkeit, die man in früherer Zeit gegen ihn selbst begangen, und Wortbrüchigkeiten, deren man sich gegen ihn schuldig gemacht hatte. So zog er mit einem Heer gen Troja, um Laomedon, der Hesione Vater, zu bestrafen; und mit einem andern gegen Augias, welche beide ihn um den bedungenen Lohn betrogen hatten. Zu Kalydon hatte er inzwischen um des Oeneus Tochter Deïanira geworben, und um deren Besitz mit Achelous gekämpft. Mit dieser Gemahlin begab er sich nach Trachin. Am Fluß Evenus angelangt, traf er auf den Centauren Nessus, der die Wanderer um Lohn übersetzte. Hercules ging durch den Fluß, Deïaniren aber trug Nessus um den bedungenen Lohn hinüber. Während dieses Tragens widerstand der Centaur seinen Lüsten nicht; Deïanira schrie, Hercules sah es, und schoß dem Centauren, so wie er ans Ufer trat, den in das Gift der Hydra getauchten Pfeil durchs Herz. Im Verscheiden sagte er zu Deïaniren, sie solle, wenn sie einen Liebestrank für Hercules haben wolle, seinen verschütteten Saamen mit seinem Blute mischen. Dies that sie auch, und bewahrte die Mischung. Deïanira hatte in ihrer Ehe öfters einsame Stunden, denn Hercules hatte auch jetzt noch mancherlei Züge zu thun, welche einzeln nahmhaft zu machen zu weitläuftig seyn würde. Nur eines einzigen müssen wir, seiner wichtigen Folgen halber, gedenken. Unter den an ihm verübten Ungerechtigkeiten hatte er auch die des Eurytos zu bestrafen, der ihm die wohlverdiente Jole verweigert hatte. Deßhalb zog er jetzt auch gegen Oechalia. Eurytos und seine Kinder blieben, die Stadt ward genommen, geplündert, und Jole als Gefangene weggeführt. Von da zog er nach Kenäos auf Eubäa, und errichtete auf dem Vorgebirge dem Jupiter einen Altar. Um hier feierlich zu opfern, sandte er nach Trachin um ein weißes Gewand. Deïanira befragt den Boten wegen Jole, und da sie fürchtet, ihr Gemahl werde diese mehr lieben, als sie, so nimmt sie des Nessus vermeinten Liebestrank und bestreicht damit das Gewand. Hercules bekleidet sich damit; kaum aber ist er erwärmt, so greift das Gift den Körper an. Er reißt das Gewand vom Leibe, und mit ihm sein Fleisch herab. In solchem Zustand brachte man ihn zu Schiffe nach Trachin, wo Deïanira, von dem Vorgefallenen benachrichtigt, sich erhing. Hercules selbst begab sich nun auf den Berg Oeta, errichtete da einen Holzstoß, bestieg ihn, und befahl, ihn anzuzünden. Wie der Holzstoß aufloderte, kam eine Wolke, die unter Donner ihn in den Himmel auftrug. Dort der Unsterblichkeit theilhaft und versöhnt mit Juno, ward er mit Hebe vermählt, der Göttin ewiger Jugend, der blühenden Mundschenkin des Olympus. Auch mit ihr noch zeugte er zwei Söhne; deren, die er im irdischen Leben theils in theils au-

ßer der Ehe zeugte, könnte man leicht gegen hundert zählen. Einige seiner Nachkommen sind in der Geschichte unter dem Namen der Herakliden bekannt. Gewöhnlich zweifeln die historischen Erklärer an der wirklichen Existenz des Hercules nicht, bezweifeln aber die Möglichkeit, daß ein Mensch in seinem Leben so viel und in der Art ausgeführt habe, wie es erzählt wird, zu geschweigen der Anachronismen, die in dieser Geschichte nicht selten sind. Dies hat die meisten bewogen, mehrere Heroen dieses Namens anzunehmen, wozu es an Zeugnissen der Alten nicht fehlt. Varro hat deren nicht weniger als 44 aufgezählt, Cicero nimmt deren nur sechs, Diodor nur drei an. Darunter finden wir einen indischen, ägyptischen, tyrischen oder phönicischen und thebanischen Hercules, und namentlich diesen letzteren als Erben aller auch von den übrigen verrichteten Thaten. Untersuchen wir das Wesen der orientalischen Gottheiten, welche die Griechen mit des Hercules Namen belegen, so können wir in der That kaum zweifeln, daß sie ursprünglich nichts anders als astronomische Symbole waren. Der ägyptische Hercules, der eigentlich Chom oder Dson heißt, gehört nach Herodot und Diodor zu den zwölf großen himmlischen Göttern, die 17,000 Jahre vor Amasis aus den acht Göttern entstanden. Da nun sowohl die acht, als die zwölf Götter der Aegypter astronomisch zu verstehen sind, so ist leicht ausgemittelt, daß Hercules hier eigentlich nichts ist, als das Product des Sonnenlaufs durch die zwölf himmlischen Zeichen, d. i. ein Jahreskreis; und die Sage, daß er vor 17,000 Jahren schon existirt hat, besagt, daß man seit dieser Zeit astronomische Berechnung hatte. Der phönicische Hercules, dessen eigentlicher Name Melcarthos ist, gibt einen ähnlichen Ursprung schon durch seine Mutter Asteria (Sternhimmel) zu erkennen. Daß man auch in dem thebanischen oder griechischen Hercules noch mannichfaltige Erinnerungen an die orientalisch-astronomische Uridee findet, kann nicht bezweifelt werden. Die zwölf Arbeiten sind dieser Idee zufolge nichts anders als die Wanderung der Sonne durch die zwölf Zeichen des Thierkreises, durch die plastische Poesie der Griechen zur Sage geworden, vielleicht durch den Cultus, welcher diese zwölf Arbeiten der Sonne symbolisch dramatisirte. Seine Vermählung mit Hebe haben schon von den Alten welche dahin gedeutet, daß, nachdem er seinen Kreis durchlaufen, er wieder jugendlich dasteht. Besonders aber darf man bei dem griechischen Hercules nicht vergessen, daß er von dem phönicischen unmittelbar abstammt; denn seine Geburtsstadt Theben war eine phönicische Colonie. Der phönicische Hercules, als der Schutzgott und das Symbol des phönicischen Völkerstamms, wanderte überall mit hin, wohin diese Britten der alten Welt mit ihrem Handel und ihren Colonien sich verbreiteten, und dadurch erschienen seine Züge als eine allegorische Erzählung der Verbreitung dieses Volks durch Handel und Schifffahrt, und der Civilisation der Völker, die davon eine Folge war. Es könnte demnach sehr leicht sein, daß niemals ein Hercules als Person existirt, und es gleichwohl Herakliden gegeben hätte, Abkömmlinge nämlich einer phönicisch-griechischen Colonie aus Theben. Indeß wollen wir damit die Persönlichkeit eines thebanischen Hercules nicht gänzlich läugnen, am allerwenigsten darum, weil eine alte Ueberlieferung von ihm sagt, daß er ursprünglich nicht Hercules, sondern Alkäos geheißen, und jenen Namen erst von dem Gott Hercules überkommen habe (Sext. Empir.

adv. Phys. p. 557. ed. Fabric.). Wie dem nun sey, auf diesen thebanischen Alkäos-Hercules wurde alles das übergetragen, was man von den übrigen berichtet hatte, und diese Berichte verwandelten sich im Munde der so eigenthümlich anthropomorphosirenden Griechen in Sagen, wie sie die Griechen liebten. Der ganze Mythus erhielt nach solcher Zusammenschmelzung andere Tendenz und Gestalt. Der Mythus des griechischen Hercules stellt uns nämlich die Geschichte der frühesten Cultur oder die Entwilderungsgeschichte Griechenlands dar. Dieses Entwildern wurde auf drei Wegen bewirkt: physisch durch Urbarmachung des Bodens, Austrocknung von Seen und Sümpfen, Grabung von Canälen, Ausrottung von Wäldern und der in ihnen hausenden wilden Thiere; merkantilisch, durch Schifffahrt und Handelsverkehr mit entfernten Gegenden; politisch-religiös, durch Stiftung heiliger Spiele, Satzungen u. s. w. Alles dies bewirkte der phönicisch-thebanische Hercules, auf welchen eine Menge von Städten, phönicische Pflanzungen, ihren Ursprung zurückführten. Alle sie feierten ihm zu Ehren Feste, und an diesen Festen sang man von seinen Thaten. Unstreitig flossen darin astronomische Ideen, Wundersagen von den merkantilischen Zügen und Thaten eines oder mehrerer griechischen Helden in einander. Auf diese Weise entstanden nach und nach Herakleen, d. i. Gedichte von größerem Umfang, deren Inhalt das Leben und die Thaten des Hercules waren. Ohne Zweifel gab es deren bereits in einfacherer Gestalt vor Homer. Endlich kamen auch die dramatischen Dichter, welche, besonders in den Satyrhandlungen, einen travestirten Hercules darzustellen liebten, wodurch eine Menge Farcen in die Sagen des Hercules kamen. Dahin gehört wohl ohne Zweifel, was nun von Hercules dem Fresser, dem Säufer, von Hercules bei Omphale am Spinnrocken, wo das Ideal männlicher Kraft und Tapferkeit dem gebietenden Pantoffel preis gegeben ist, u. dgl. m. hin und wieder berichtet findet. Wie es demnach mit der Uridee des Hercules möge beschaffen seyn, so ist kein Zweifel, daß die Idee des griechischen Hercules, als eines Heros, ihre Ausbildung der Poesie verdankt, weßhalb man ihn in gewisser Hinsicht als ein bloß poetisches Wesen betrachten kann. Das poetische Ideal wurde nachher von der bildenden Kunst sichtbar dargestellt. Hercules erscheint in der Reihe der Idealfiguren griechischer Plastik als die nervigste und untersetzteste. Außerordentlich starke und breite Schultern, ein kurzer, dicker Hals, eine große, gewölbte Brust bei einem verhältnißmäßig kleinen Kopfe zeichnen ihn aus. Der Kopf ist geistreich, gutmüthig; nur selten erscheint er mit einem Ausdruck von Wildheit. Sein Bart ist kraus, sein Haar kurz. Im gewöhnlichen Costume erscheint er nackt, mit Löwenhaut und Keule; in älteren Werken führt er Bogen und Pfeile. Die von ihm noch vorhandene Hauptstatue ist der sogenannte Farnesische Hercules, ein Werk des Atheners Glykon. Uebrigens läßt sich leicht erachten, daß man in mancherlei Bildwerken ihn in verschiedenen Attituden, wozu die reichen Scenen seiner Geschichte von selbst auffoderten, werde dargestellt haben. Man findet ihn als Kind, Jüngling und Mann, ringend und kämpfend, leidend und genießend, in voller Anstrengung und in Ruhe Eine vorzüglich merkwürdige Darstellung ist der sogenannte Torso di Michel Angelo, also genannt, weil dieser große Künstler sieben Jahre lang an diesem Bruchstück einer Hercules-Statue studirte. Aus der Anatomie zu schließen, saß die

Statue vorwärts gebückt, mit aufgerichtetem Kopf, auf die Keule gelehnt. Die Löwenhaut ist über den Sitz geworfen. Was den Hercules sonst auszeichnet, Brust und Schultern, sind in hohem Grade schön, die starken Muskeln aber nicht ausgedrückt; der Künstler — Apollonius, Nestors Sohn von Athen — stellte nicht mehr den kämpfenden Helden dar, sondern den Gott, der jetzt die Thaten überdenkt, die ihm Unsterblichkeit gaben. Zu den denkwürdigen Darstellungen gehört noch Hercules als Musenführer, Musagetes, zu welcher Ehre er durch seine eigenen Musenkünste wohl schwerlich gelangt seyn kann, denn dem Linos wußte er den Unterricht nicht sonderlich Dank. Indeß wurde er doch in dieser Beziehung mit der Lyra dargestellt. Die Vorstellung ist römisch. Fulvius Nobilior erbaute dem Hercules einen Tempel, in welchem er die von ihm zu Ambracia eroberten Musen aufstellte; und es scheint in der That, er habe seinen Landsleuten dadurch eine Warnung geben wollen, die kriegerische Tapferkeit nicht für unvereinbar mit den Musenkünsten zu halten. dd.

Hercules Säulen nannte man 2 Säulen, die Hercules zu beiden Seiten der nach ihm benannten oder gaditanischen Meerenge zwischen Europa und Afrika (Meerenge von Gibraltar) auf den Bergen Calpe und Abyla errichtet haben sollte, gleichsam als die Grenzsteine seiner Wanderungen nach Westen.

Herder (Johann Gottfried von), einer der originellsten, geistreichsten Schriftsteller der Deutschen, wurde am 26sten August 1744 zu Morungen, einer kleinen Stadt in Ostpreußen, geboren, wo sein Vater unterster Schullehrer war. Nicht begünstigt durch Erziehung und äußere Umstände, entwickelte sich die schöne Natur des jungen Herder nur durch eigne Kraft. Nur die Lectüre der Bibel und des Gesangbuchs verstattete ihm sein Vater, ein unersättlicher Wissensdurst aber trieb den Sohn nach andern Quellen hin. Alle die Bücher jedoch, die er sich zu verschaffen wußte, mußte er verstohlen lesen. Dürftigkeit hatte ihn bald in eine ihm eben so unangenehme, als seinen Talenten unangemessene Laufbahn genöthigt. Der Prediger Trescho bediente sich des angehenden Jünglings, welcher schön schrieb, als Schreiber. Da er indeß bald Gelegenheit hatte, auch des Jünglings seltne Geistes= und Herzensanlagen zu entdecken, so entschloß er sich, diesen größere Entwickelung zu verschaffen, und ließ ihn Theil an den Lehrstunden nehmen, die er seinen eigenen Söhnen im Griechischen und Lateinischen gab. Herder, bei seinem großen durch kein Hinderniß besiegbaren Eifer, machte darin ungemeine Fortschritte. Um diese Zeit befiel ihn eine Augenkrankheit, die ihn in nähere Bekanntschaft mit einem russischen Wundarzt brachte, der damals in Trescho's Hause wohnte. Da diesem des Jünglings schöne Bildung und edler Anstand gefielen, so erbot er sich, ihn mit sich nach Petersburg zu nehmen, und dort unentgeldlich die Chirurgie lehren zu lassen. Herder, der keine Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien leben zu können, verließ demnach 1762 seine Vaterstadt, entschlossen, diesen Vorschlag anzunehmen. In Königsberg aber ward er mit Männern bekannt, die zu würdigen verstanden, was in ihm lag, und sich beeiferten, ihm eine seinen Neigungen und Talenten mehr entsprechende Laufbahn zu eröffnen. Man verschaffte ihm eine Stelle im Friedrichscollegium, wo er erst Aufseher einiger Pensionärs, dann Lehrer in der ersten philosophischen und zweiten lateini=

schen Classe wurde, wobei es ihm an Zeit und Gelegenheit zu eignem Studiren nicht mangelte. Er entschied sich für die Theologie, studirte diese aber in jenem hohen Sinn und Geist, durch welchen es ihm späterhin gelang, auch hier als Reformator aufzutreten. Von dem edelsten Triebe für Wissenschaft und Kunst beseelt, strebte er, seinen Kreis immer mehr zu erweitern. Deßhalb versenkte er sich mit dem regsten Eifer zugleich in die Tiefen der Philosophie und Naturwissenschaft, und ermüdete nicht, die unermeßlichen Gebiete der Geschichte, Staats-, Völker- und Sprachkunde zu durchwandern. Wie eine Biene von Blume zu Blume, so eilte er von Wissenschaft zu Wissenschaft, und nahm den reinsten Honig zur Ausbeute mit. Im Jahr 1765 erhielt er den Ruf als Rector der Domschule nach Riga, mit welcher Stelle zugleich ein Predigtamt verbunden war. In diesem doppelten Beruf begleitete ihn der Segen der schönsten Wirksamkeit; seine Zöglinge und Zuhörer hingen enthusiastisch ihm an. Die Art, wie er als Lehrer die Studien behandelte, weckte, belehrte, ermunterte den Geist; als geistlicher Redner sprach er voll Einfalt, Herzlichkeit und ungeschminkter Wahrheit so evangelisch lauter, daß er sich Aller Herzen bemächtigte, und hatte so großen Beifall, daß man sich sogar entschloß, für ihn eine geräumigere Kirche zu bauen. Im Jahr 1768 trug man ihm von Petersburg aus das Inspectorat der dortigen St. Petrischule an, allein er lehnte nicht nur diesen Ruf ab, sondern legte selbst seine Stellen in Riga nieder, weil es ihn drängte, die Welt in der Welt, die Menschen auf der großen Bühne des Lebens, die Kunst an der Quelle zu studiren. Alle diese Neigungen zu befriedigen, bot sich ihm eine erwünschte Gelegenheit dar, indem er zum Begleiter des Prinzen von Holstein-Eutin durch Frankreich und Italien auserwählt ward. Leider konnte er von diesem glücklichen Ereigniß nicht alle die Vortheile ziehen, die sich sein Geist davon versprochen hatte. Sein Augenübel, das weit gefährlicher wiedergekehrt war, hielt ihn in Straßburg fest, wo er mit Göthe bekannt und befreundet ward, und auf ihn einen so bedeutenden Einfluß gewann, daß dessen Wirkungen in unserer Literatur und unserm Leben noch immer fortdauern (s. den Art. Göthe). Herder hatte damals auch schon als Schriftsteller einen bedeutenden Ruf gewonnen, und sich durch seine Fragmente, seine kritischen Wälder und andere Schriften unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt. Obschon er bis dahin für die Theologie noch nichts von Bedeutung geliefert hatte, so erhielt er doch in Straßburg (1770) den Ruf als Hofprediger, Superintendent und Consistorialrath nach Bückeburg. In dieser Stelle machte er sich bald auch in der Reihe berühmter Theologen einen bedeutenden Namen, und erhielt 1775 einen Ruf als theologischer Professor nach Göttingen, wohin er aber nur abging, um in eine peinliche Verlegenheit zu gerathen. Er sah nämlich bei seiner Ankunft durchaus keine Anstalt zu seiner Anstellung. Nicht nur hatte der König seine Berufung nicht bestätigt, sondern man verlangte auch, gegen alle Gewohnheit, daß er sich zu einem Colloquium stellen solle. Wie unerwartet unangenehm ihm alles dies auch seyn mußte, so blieb ihm, da er sich in Bückeburg mit einer eben so geistreichen als liebenswürdigen Gattin verbunden hatte, doch keine Wahl übrig. Der Tag zum prüfenden Gespräch war da, aber auch sein guter Genius nicht fern; denn an dem Mittage desselben Tages erhielt er über Tische (eine Folge sei-

ner Freundschaft mit Göthe) den Ruf als Hofprediger, Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath nach Weimar. War irgend ein Ort der Welt, wo der geniale Herder seinen ganzen Geistesreichthum entfalten, und nicht bloß ungestört, sondern auch befördert und vielfach angeregt, die schönste Wirksamkeit äußern konnte, so war es unstreitig Weimar, unter Amalia's und Carl Augusts Regierung. Die schönsten Früchte seines reichen Geistes reiften hier, und Weimar wird sich noch lange erfreuend und dankbar dessen erinnern, was er als geistlicher Redner, als Aufseher der Schulen, als Beförderer der Talente, als Stifter mancher trefflichen Einrichtung segenreich gewirkt hat. Galt Weimar für das deutsche Athen, so hat auch er seinen Antheil daran; denn auch er glänzte als ein Stern erster Größe an diesem Himmel. Geliebt und geehrt von einem der edelsten, würdigsten Fürstenhäuser, erhielt er auch manchen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste und seines Werthes, denn 1793 wurde er Vicepräsident, und 1801 Präsident des Oberconsistoriums, was bis dahin kein Bürgerlicher gewesen war. Erst nachdem er dies geworden, wurde er von dem Churfürsten von Bayern in den Adelstand erhoben, eine Begünstigung, welche ihm aus Familienrücksichten angenehm seyn mußte. So lebte und wirkte Herder, bis am 18ten December 1803 der Genius des Todes die schöne Wirksamkeit seines Lebens unterbrach. Doch hört er darum nicht auf, unter uns zu leben, zu wirken; der große Mann, der edle Geist lebt über das Grab hinaus. Ein schönes Vermächtniß hat er uns in seinen Schriften hinterlassen, und mit ihnen sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet. Die neue Auswahl seiner sämmtlichen Werke (bei Cotta in Tübingen, seit 1805) ist mit Recht in mehrere Classen abgetheilt, in *Schriften zur schönen Kunst und Literatur*, *Schriften zur Religion und Theologie*, und *Schriften zur Philosophie und Geschichte gehörig*; denn man erkennt dadurch beim ersten Anblick gleich die Vielseitigkeit des Mannes, der als *Philosoph*, *Geschichtschreiber*, *Theolog*, *Philolog*, *Archäolog*, *Aesthetiker*, *Dichter* und *Uebersetzer* mehr als 40 Jahre lang mit rastlosem Eifer unter uns gewirkt hat. Als Theolog beförderte er der heiligen Urkunden historische, climatische Interpretation; als Philosoph, wenn nicht der Schule, doch des Lebens, hinterläßt er einen theuern Schatz bewährter Natur-, Menschen- und Welt-Beobachtungen; als Erklärer des classischen Alterthums bewirkte er harmonische Bildung des Menschen durch Studium der classischen Alten; zur Belebung des Naturstudiums trug er sehr vieles bei; läuterte und machte allseitig unsern Geschmack; erhob uns durch Anschauung und richtige Würdigung der schönen Kunst zu reiner Menschheit; stimmte fast in Allem, was er schrieb, zur Begeisterung, weckte rührend zu dem Guten, hauchte unsern Seelen edle Gefühle ein, entflammte sie zum Enthusiasmus für alles wahrhaft Schöne und Große. Das Hauptwerk Herders sind seine *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* (Riga 1784 — 91, 4 Bde.), in welchem alle Strahlen seines Geistes, wie die Radien eines Cirkels in dem Mittelpunkte, sich vereinigen. „Schon in ziemlich frühen Jahren, sagt er, da die Auen der Wissenschaften noch in alle dem Morgenschmuck vor mir lagen, von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein, ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie

und Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral, Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten." Und so suchte Herder schon von jener Zeit an nach einer Philosophie der Geschichte der Menschheit, wo er nur suchen konnte. Deßwegen zeigt sich auch wirklich in Allem, was er jemals schrieb, diese Tendenz, aus welcher seine Tugenden wie seine Fehler hervorgehn. Den Punkt zu finden, wo Alles in Eins fällt, wo aus Einem Alles hervorgeht, war sein heißes Streben, und zwar nicht durch metaphysische Speculation, sondern durch Beobachtung. So ging er denn den langen Weg von Erfahrungen und Analogien der Natur, den nicht kürzeren Weg der Geschichte und aller Zweige menschlicher Cultur durch, Religion, Philosophie, Gesetzgebung, Heilkunde, Poesie und Kunst, um endlich, wie ein kühner Alexander, im Mittelpunkt von allen zu thronen. Von seinem Standpunkt aus liegt Welt und Menschenleben, Vergangenheit und Zukunft wie ein großes Panorama vor dem erstaunten Blick, alle Verwirrung lös't sich, und erhabene Ruhe bemeistert sich des Herzens. Ausgerüstet mit Kenntniß der Menschennatur im Allgemeinen, führt uns der Historiker der Menschheit unter alle Zonen, in alle Zeiten hin, um ruhig mit uns zu beobachten, wie sie unter solchen oder solchen Bedingungen sich entwickeln, und welche Erfolge jedesmal eine solche oder solche Entwicklung haben müsse. Dabei entdeckt er das große Gesetz, das Ziel und den Endpunkt dieser Menschennatur und alles ihres Strebens in der Humanität. Diese Humanität ward Herders Göttin; auf sie bezog er Alles; für sie wirkte er mit rastlosem Eifer. Er war ein vollherziger, kräftiger Mensch, und Mensch im schönen Streben und Wirken zu seyn, darauf war all sein Bemühen gerichtet, so daß man mit Einem, freilich oft entweihten, Worte, sein ganzes Wesen bezeichnen kann. Er war Humanist, und spricht uns als solcher in dem unvergänglichen Monument seines Geistes, in seinen Ideen, schön, rührend und erhaben an. Was auch im Einzelnen gegen dieses Werk, aus welchem Galls Lehre hervorging, sich sagen läßt, es bleibt im Ganzen ein classisches Werk, das in dem Strom der Vergessenheit so leicht nicht untergehen, und hellere Gedanken in den Seelen der Nachlebenden erwecken wird. dd.

Here, s. Juno.

Herhan (Louis Etienne), Kunstgießer und Stereotypendrucker in Paris, ward bei dem Druck der Assignaten zu einem von Camus in den Mémoires de l'Institut beschriebenen Verfahren, das man Polytypage nennt, angestellt, und erhielt im December 1797 ein Patent für die Erfindung seiner Stereotypen. Er errichtete gemeinschaftlich mit Pierre und Firmin Didot eine Stereotypen-Druckerei nach dem Verfahren des letzteren. Damals erfand er auch eine tragbare Maschine, um schnell und genau jeden fehlerhaften Buchstaben im Satze zu verbessern, wodurch der Stereotypendruck immer correcter wurde. Um nach seinem eigenen Verfahren zu drucken, trat er 1799 aus jener Verbindung, und gründete, von einem Freunde mit beträchtlichen Vorschüssen unterstützt, nach wiederholten Versuchen, eine vollkommnere Schriftgießerei, wozu er alle seine Parallelepipeden (längliche Würfel) von gestrecktem Kupfer verfertigte, und

sie mit einer stählernen Patrize aufs Genauste zu beweglichen Matrizen schlug. Bei der Ausstellung im Louvre (Sept. 1801) fanden Drucke nach diesem Verfahren, welches anfangs allgemein für unausführbar gehalten wurde, solchen Beifall, daß er die goldne Medaille erhielt. Seitdem hat er mehrere Stereotypendrucke in 12. 18. und 8., theils aus seiner Werkstatt, theils aus der der Gebrüder Mame hervorgehen lassen. Die typographische Kunst hat durch ihn einen Schritt weiter in ihrer Vervollkommnung gethan. (Vergl. den Art. Buchdruckerkunst.)

Hering, Heringsfang. Hering ist der bekannte Zugfisch, der in ungeheuern Schaaren seine Züge macht, und in unermeßlichen Quantitäten an vielen Küsten gefangen, und dann gesalzen, oder getrocknet als Bückling, durch ganz Europa verfahren wird, und zur Consumtion für alle Volksclassen dient. Gegen Johannis findet er sich an den schottischen Küsten ein, zieht sich von da nach den englischen Küsten, und gegen Ende des Jahrs nach den irländischen Dünen; hierauf zum Laichen wieder höher nach Norden, wo er dann wieder bis zum nächsten Jahr bleibt. Vorzüglich und in seiner besten Güte wird er in der Nordsee gefangen; die in der Ostsee an den Küsten von Dänemark, Norwegen, Schweden, Gothland u. s. w. gefangenen sind magerer. Der in der Zuidersee gefangene wird zu Bückling zubereitet und getrocknet, oder auch von der gemeinsten Volksclasse roh verbraucht. — Die Heringsfischerei war schon vor vielen Jahrhunderten ein großer Nahrungszweig der Flamänder. Die Holländer bemeisterten sich desselben aber größtentheils, als im Jahr 1416 Wilhelm Baukels das Einsalzen auf die jetzt noch übliche Weise zur höhern Vollkommenheit brachte. Daher das Wort einböckeln. Die holländischen Heringe haben sich seit dieser Zeit auch trotz aller Concurrenz im Ruf als die ersten und besten erhalten, und um einen frischen guten Hering anzupreisen, wird nicht verfehlt, ihn einen holländischen zu nennen. Der Fang geschieht insbesondre an der Küste von Norfolk, und zwar vorzüglich von Johannis bis Jacobi. Vor der Johannis-Nacht darf kein Netz ausgeworfen werden. Ueber die Zeit und Art der Fischerei gibt es strenge Ordnungen. In Holland werden die dazu gebrauchten kleinen Schiffe von 24 — 30 Last Buisen genannt, und als Holland noch fast den Alleinhandel mit den Heringen hatte, wurden wohl gegen 1000 solcher Buisen auf den Fang geschickt. Dies hat sich nach und nach durch die Concurrenz der andern Nationen sehr vermindert, die Anzahl ist aber immer, besonders seit dem wiederhergestellten Frieden, noch sehr bedeutend.

Hermandad. Als in Castilien die Städte zu Ansehen gelangten, und durch die Begünstigungen der Könige, welche die Macht derselben gegen den übermüthigen Adel brauchten, ein Gefühl ihrer Wichtigkeit erhielten, schlossen sie mehrmals mächtige Verbindungen, welche ihren Zweck, gegen die Anmaßungen und die Raubsucht des unbändigen Lehnadels zu schützen, unverholen aussprachen. Am auffallendsten verkündigte diesen Zweck die im Jahre 1295 von den Stadtgemeinden der Reiche Castilien und Leon geschlossene Verbrüderung (hermandad), welche die Verbündeten berechtigte, jedem Adeligen, der einen Bundesgenossen beraubt oder gekränkt hatte, und nicht Genugthuung leisten, oder Bürgschaft für die Beobachtung des Rechts stellen wollte, seine Häuser zu zerstören, seine Weinberge

und Gärten zu verwüsten, ja sogar, wenn ein Adeliger ein Mitglied des Bundes nur herausgefodert oder bedroht hatte, und nicht Bürgschaft geben wollte, dem Bedrohten erlaubte, ihn zu tödten, und jenem ihren Schutz versprach. Dieser frühern Verbrüderungen mußten wir hier erwähnen, weil sie das Vorbild der spätern Hermandad der Stadtgemeinden waren, welche unter Ferdinands und Isabella's Regierung in Castilien sich ausbildete. Sie wurde zuerst im Jahre 1486 mit des Königs Genehmigung errichtet, zu einer Zeit, wo der Adel die Friedensgebote des Königs nicht achtete, in Fehden sich aufrieb, die wehrlosen Bewohner friedlicher Dörfer und gewerbfleißiger Städte beraubte und die Heerstraßen unsicher machte. Die Stadtgemeinden warben ein Heer, und ernannten Richter in verschiedenen Gegenden des Reichs. Die Störer des Landfriedens wurden von der bewaffneten Macht aufgesucht, vor die Richter geführt und bestraft. Den Verbrecher gegen die öffentliche Ruhe schützten nicht Rang und Stand, und selbst in Kirchen konnte er nicht sichere Zuflucht finden. Der Adel, der durch diese Anstalt seine unruhige Fehdelust gebändigt und seine Richtergewalt beschränkt sah, lehnte sich vergebens dagegen auf, denn der König beschützte die Hermandad als ein kräftiges Mittel zur Sicherung des Landfriedens, und zugleich als ein wirksames Hülfsmittel, der königlichen Gewalt Kraft und Ausdehnung zu geben, da die Kriegsmacht der Stadtgemeinden einen Theil des stehenden Heeres ausmachte, ohne daß sie vom Hofe besoldet zu werden brauchte. Auch in Aragon ward 1488 die Hermandad eingeführt. Die Hermandad, die heilige genannt (welche Benennung Veranlassung geworden, daß man diese Anstalt mit der Inquisition verwechselt, oder für eine von dieser abhängige Anstalt gehalten hat), hatte gleich der frühern Anstalt, deren Fortsetzung sie war, die Bestimmung, die innere Sicherheit zu schützen und Ruhestörer und Straßenräuber zu greifen, setzte sich aber nicht eher in Bewegung, bis die strafbare That geschehen war. Sie bestand nur aus einer Compagnie von bewaffneten Polizeiwächtern, die bloß in die verschiedenen Bezirke des Königreichs Castilien vertheilt war, und für die Sicherheit der Straßen außerhalb der Städte wachen mußte. Eine ihrer strengsten Vorschriften ging dahin, ihre Gewalt nicht innerhalb der Städte auszuüben. Sie stand unter dem Rathe von Castilien. Die Hauptabtheilungen der ganzen Compagnie hatten zu Toledo, zu Ciudad-Rodrigo und zu Talavera ihre bleibenden Sitze. R.

Hermann (lat. Arminius), der Retter der deutschen Freiheit von dem Joche der Römer. Leider haben wir nur sehr mangelhafte Nachrichten von den Lebensumständen dieses Helden. Drusus hatte durch seine Siege das römische Reich mit allem deutschen Lande, das zwischen dem Rhein, der Elbe und der Saale liegt, vergrößert. Um die kriegerischen Bewohner dieser Gegenden im Gehorsam zu erhalten, versäumten die Römer keine Maßregel, welche Klugheit und der Charakter ihrer neuen Unterthanen anrathen konnten. Einige der ansehnlichsten jener Völkerschaften, wie die Sicambern, deren herzhafter Muth dem Lollius so verderblich geworden war, wurden an den Rhein und bis ins Innere von Gallien verpflanzt, während man sich der Treue der andern durch Geiseln und durch eine vollkommen römische Erziehung, die man den Kindern ihrer Heerführer und Häupter gab, zu versichern suchte. Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer (Sigmer oder Sigmar bezeichnete

in der Sprache der alten Deutschen einen berühmten Sieger), gebohren achtzehn Jahr vor Chr., ward in Rom erzogen, in den Ritterstand aufgenommen und bei dem Heere des Augustus angestellt. Allein weder des Fürsten Gunst, noch aller Zauber der Cultur, welche die Augen eines Barbaren zu blenden wohl geeignet seyn konnte, machten ihn seinen Erinnerungen und den Göttern seines Vaterlandes untreu. Statt der Ketten, die er in Rom finden sollte, fand er Waffen, und gebildet in der Schule der Römer, lernte er Rom in Rom überwinden. Er überzeugte sich, daß Deutschlands wahre Tapferkeit der römischen Kriegskunst im offenen Felde nicht widerstehen konnte; er griff daher zur List, und ward darin von den Umständen ungemein begünstigt. Der Statthalter Quintilius Varus, „welcher das reiche Syrien arm betreten hatte, um reich das arme Syrien zu verlassen," war Befehlshaber der schönsten aller römischen Armeen, bestimmt, die neuen Besitzungen jenseits des Rheins in Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erhalten. In blindem Vertrauen auf seine Macht glaubte er die deutschen Völkerstämme, die stets als ihr höchstes Gut die Freiheit betrachtet hatten, nach römischen Einrichtungen umwandeln zu können. Eine große Zahl von Agenten und Rechtsgelehrten, die ihm folgten, sollten die neue Ordnung der Dinge einführen. Aber wenn schon diese Bestimmung sie armen und kühnen Völkern verhaßt machen mußte, so empörten sie die Gemüther noch mehr durch Uebermuth und Erpressungen. Hermann hielt dafür, es sey dieser Zeitpunkt der Ausführung seiner Anschläge günstig, und es gelang ihm, die Häupter beinahe aller zwischen der Elbe und dem Rhein wohnenden Völkerstämme für seine Plane zu gewinnen. Um eben diese Zeit (im neunten Jahre unserer Zeitrechnung) brach ein allgemeiner Aufstand in Pannonien und auf den Gränzen Dalmatiens aus; ob im Zusammenhange mit Hermanns Planen, und vielleicht zu Gunsten der durch die Römer bedrängten, von Marbod zwischen der Elbe, der Saale und der Oder gegründeten Monarchie, lassen wir unentschieden. War dies aber auch nicht der Fall, so haben wir doch noch Ursach genug, die Uebereinstimmung zu bewundern, welche in den Unternehmungen der Bundesgenossen herrschte, und die sogar durch den Abfall des Segestes nicht gestört werden konnte. Dieser Anführer der Katten machte den römischen Feldherrn mit den geheimen Anschlägen bekannt. Varus aber verachtete die empfangene Warnung, und dem Hermann gelang es, durch verdoppelte Sorgfalt jedes Mißtrauen zu tilgen, und die Aufmerksamkeit des Römers auf die Unruhen an der Weser hinzulenken, welche von ihm selbst in der Absicht angestiftet waren, um das römische Heer ins Innere von Deutschland zu locken. Die als Hülfstruppen dienenden deutschen Heere zeigten überall unbedingte Ergebung und Gehorsam, und ihre Anführer, Hermanns Freunde und Mitverschworne, wiegten den Varus mehr und mehr in blinde Sicherheit ein. Verabredete kleine Aufstände hatten erst in entfernten Gegenden Statt, um den römischen Statthalter zu Zerstreuung seiner Kräfte zu verleiten. Als nun aber die Hauptarmee nur noch aus drei Legionen, einigen Cohorten und den verrätherischen Hülfstruppen bestand, da ward der Aufstand allgemeiner. Hermann und seine Freunde, die das Vertrauen des Varus genossen, und Zutritt zu seinem Rathe hatten, vervielfältigten die Beweise anscheinenden Diensteifers, und drangen darauf, daß man die Rebellen nicht erwarte, sondern ihnen entgegengehe, um das Feuer des Aufruhrs in

seinem Brennpunkte zu dämpfen. Vergebens wiederholte der treue Segestes seine Warnungen; mit jedem Tage entfernte sich das Heer weiter vom Rhein, und vertiefte sich mehr in die Gegenden, wo die verderblichste Schlinge ihm gelegt war. Nahe bei den Quellen der Lippe, im Lande der Bructerer, nach einem langen beschwerlichen Marsche durch Sümpfe und Wälder, sah es in einer von Hügeln umgebenen Vertiefung, deren Anhöhen überall von Deutschen besetzt waren, sich plötzlich eingeschlossen. Zugleich vernahm es, daß Hermann mit dem Nachtrupp, den er anführte, über die Römer herfiel, und daß er die Seele aller sich jetzt entwickelnden feindlichen Angriffe sey. Da öffnete der unglückliche Varus die Augen; der Muth und die Kriegszucht der Weltbesieger verrichteten Wunder; aber sie konnten nur die Noth verlängern. Drei Tage dauerten ihre Leiden. Vielleicht hat in diesen Unglückstagen die ausharrende Tapferkeit der Römer Gallien gerettet und einen Einfall der Deutschen abgewandt, dessen Möglichkeit in den ersten Augenblicken den Augustus mit Schrecken erfüllte; den Hermann konnten sie nicht hindern, sich drei römischer Adler zu bemächtigen, und ihren Fortschritten im nördlichen Deutschland für immer ein Ziel zu setzen. Varus wollte die Schande nicht überleben. Hermann befleckte seinen Sieg durch unnütze Grausamkeiten. Die Wuth der Sieger richtete sich zunächst gegen jene Rechtsgelehrten, deren Lehren und Spitzfindigkeiten mit den Nationalsitten in so grellem Widerspruche standen; dem Einen hieben sie die Hände ab, Andern stachen sie die Augen aus. Der eigentliche Ort des Schlachtfeldes ist schwer zu bestimmen; die Alten bezeichnen ihn nur unbestimmt mit dem Namen des Teutoburger Waldes; doch widerlegen die Angaben, welche sich in der Erzählung des Tacitus finden, die Meinung Mannerts hinlänglich, die jenes Schlachtfeld auf den Gränzen der Grafschaften Lippe, Mark und des Herzogthums Westphalen sucht; sie stimmen viel eher mit der Sage überein, welche die Schlacht des Varus nahe bei den Quellen der Ems und der Lippe, zunächst der kleinen Stadt Detmold, vorfallen läßt. Die benachbarten Orte sind voll von Erinnerungen der denkwürdigen Begebenheit. In eben dieser Gegend hat sich auch Carl der Große des Ermenful bemächtigt, des Bildes von einem Krieger, welches die von ihm bekämpften Völker anbeteten, und das wahrscheinlich der letzte Ueberrest der Verehrung war, die die germanischen Nationen ihrem Befreier erwiesen. Hermann, nachdem er die Freiheit seines Landes erfochten, blieb nicht unthätig über seinen Lorbeern ruhend. Er zerstörte die Festungen, die von den Römern an der Elbe, an der Weser und am Rhein aufgeführt waren; er that mehr, indem er bei einer Nation den kriegerischen Geist pflegend nährte, den er mit Recht als die beste Schutzwehr gegen den Eroberungsdurst der Cäsaren betrachtete. Seine Bemühungen waren ohne Zweifel nicht fruchtlos, aber er mußte gegen seine eigenen Mitbürger kämpfen, unter denen viele waren, welchen der Friede um keinen Preis zu theuer schien; unter ihnen Segestes vorzüglich, eines mächtigen Stammes Haupt, dessen einem andern Fürsten verheißene Tochter er entführt hatte. Segestes, von der Nationalpartei, deren Seele Hermann war, angegriffen, rief den Germanicus zu Hülfe; die Römer eilten auf sein Verlangen herbei, und befreiten ihn aus einer Art von Belagerung. Unter den Gefangenen, die in ihre Hände fielen, befand sich auch die Gattin Hermanns. Als man sie dem Germanicus

vorstellte, waren ihr Betragen wie ihre Gesinnungen des Gatten würdig; ihr Schmerz, sagt Tacitus, war stumm; sie wandte weder Thränen noch Bitten an. Ihre Hände, setzt der große Maler hinzu, hielt sie gefalten, und ihr Blick war auf den Leib geheftet, welcher den Sohn des Befreiers von Germanien barg. Die Verrätherei des Segestes und Thusnelda's Schicksal gaben dem vaterländischen Sinne Hermanns verstärkten Schwung und erneuerte Kraft. Sein Oheim Inguiomar, ein Krieger von großem und den Römern seit langer Zeit bekannten Rufe, bot ihm Unterstützung an. Germanicus fühlte die Nothwendigkeit, dem Angriffe zuvorzukommen, und eröffnete einen Kampf, dessen Erfolg, wie glänzend auch einzelne Siege der römischen Tapferkeit und Kriegszucht waren, dennoch das Band zwischen ihren Feinden nur enger knüpfte und ihr Vertrauen nur höher stimmte. Im darauf folgenden Jahre machte der römische Feldherr neue Anstrengungen; seine Rüstungen waren ungeheuer, und sein Plan in Entwurf und Ausführung untadelhaft. Dessen ungeachtet, und obgleich dieser sein vierter Feldzug in Deutschland durch die Niederlage Hermanns in der Ebene Idistavisus, an den Ufern der Weser, berühmt ward, blieb er doch ohne entscheidenden Ausgang, und endigte sich mit dem Rückzuge der Römer. Zu Anfang desselben und vor der Schlacht von Idistavisus hatte Hermann einen Zusammentritt mit seinem Bruder Flavius verlangt, der, gleich ihm in Italien erzogen, dem Interesse der Römer treu geblieben war; er hatte an der Weser Statt, und die Unterredung geschah in der Sprache der Römer, von einem Ufer zum andern hinüber. Umsonst versuchte Hermann den Bruder für die Nationalsache zu gewinnen, indem er seine militärischen Ehrenzeichen einen gemeinen Sold seiner Niederträchtigkeit und die Pfänder einer schändlichen Knechtschaft nannte. Der Fluß nur zwischen ihnen hinderte thätlichen Angriff. Flavius ward von den Seinen zurückgeführt. Tibers Eifersucht gegen den Germanicus kam den Anstrengungen der Verbündeten zu Hülfe; aber als diese von außen Ruhe hatten, wandten sie bald ihre Waffen gegen einander. Marbod, der Sueven König und Stifter des marcomannischen Reiches, wollte seine Eroberungen jenseit der Saale und Elbe ausdehnen; auch er hatte, gleich Hermann, seine Erziehung in Rom erhalten, aber er brachte Grundsätze, welche jenen des Cherusker-Helden gerade entgegengesetzt waren, von dort zurück. In Hermann fand er einen eben so furchtbaren Gegner seiner Herrschsucht, als die Römer hinwieder ihn als muthvollen Vertheidiger der Unabhängigkeit seines Landes kennen gelernt hatten. Des Abfalls Inguiomars ungeachtet, der, weil er unter den Befehlen seines Neffen nicht stehen wollte, auf Marbods Seite trat, blieb Hermann Sieger in diesem Bürgerkriege, und erwarb sich den Ruhm, seine Mitbürger, nachdem er sie vom Joche des Auslandes befreit hatte, auch aus der drohenden Gefahr innerer Bedrückung gerettet zu haben. Die Schlacht, welche entschied, war blutig und von langer Dauer; die Deutschen schlugen sich nicht mehr regellos und vertheilt; Hermann hatte sie an römische Ordnung gewöhnt, und von allen Künsten des Krieges war ihnen keine mehr fremd geblieben. Die Anordnungen der Kämpfer waren der Schule ihrer Führer würdig, und der Ausgang blieb lange unentschieden. Weil aber der Marcomannen König zuerst seine Truppen vom Schlachtfelde zurückzog, ward er auch für den Besiegten gehalten. Er verlor einen großen Theil seines Heers durch De-

sertion, mußte sich schnell ins Innere seiner Staaten, nach Böhmen, zurückziehen, und flüchtete endlich nach Italien, wo er ein verachtetes Leben führte. Wenn man alle Beweise, welche Hermann von seiner Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit gegeben hat, überdenkt, so kann man sich kaum überzeugen, daß er dennoch die freien Völker Germaniens zu unterjochen den Entwurf gemacht habe. Inzwischen versichert dies Tacitus, und sein Ansehn muß die rein moralischen Ansichten überwiegen. Er habe, meldet uns Tacitus, als er nach königlicher Macht strebte, sich den Haß seiner Mitbürger zugezogen, und durch einen Mordanschlag seiner Verwandten im 37sten Altersjahre sein Leben geendigt. Kurz vor seinem Tode hatte der Celtenfürst Adgantestes oder Adgantestrius an den Senat geschrieben, und ihm Hermanns Vergiftung angeboten; der Senat wollte von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen. — Hermann war 26 Jahre alt, als er die Legion des Varus vernichtete: zwei Jahre vor seinem Tode erfocht er den Sieg über Marbod. „Unstreitig war Hermann," sagt Tacitus, „der Befreier Germaniens; er hat die Römer, nicht zur Zeit, wo sie noch schwach waren, gleich andern Königen und Feldherrn, sondern als ihr Reich mächtig und ihr Ruhm am glänzendsten war, bekämpft. Das Glück blieb ihm nicht immer treu; aber auch besiegt hörte er nicht auf, durch sein Benehmen und durch seine Kräfte dem Sieger Ehrfurcht einzuflößen. Zwölf Jahre leitete er Deutschlands Angelegenheiten nach den Wünschen seiner Mitbürger; nach seinem Tode ward er der Gegenstand ihrer Verehrung."

Hermann von Thüringen. Wenn man, wie gewöhnlich geschicht, jenen Hermann von Winzenburg, welcher nach Ludwig dem Springer eine kurze Zeit Landgraf von Thüringen war, von Lothar II. aber im Jahr 1129 der landgräflichen Würde beraubt ward, unter den Landgrafen Thüringens, die aus der Familie Ludwigs des Bärtigen stammen, nicht mitzählt, so hat man Recht, diesen Hermann mit dem Beinamen des Ersten zu bezeichnen. Ein Sohn Ludwigs IV. oder Eisernen, Enkel Ludwigs III., welchen Lothar statt jenes Hermanns 1130 zum Land- und Erbgrafen von Thüringen einsetzte, kam Hermann im Jahr 1192 zur Regierung, nachdem sein älterer Bruder, Ludwig V. oder Fromme, kinderlos verstorben war. Die Landgrafen Thüringens waren als kaiserliche Statthalter und Oberrichter den Grafen des Landes vorgesetzt, welche die Beisitzer des Landgerichts waren, und dem Aufgebote des Landgrafen folgen mußten. Unter ihrer Regierung erhob sich Thüringen zu einer der blühendsten Provinzen Deutschlands, und die Landgrafen selbst erhoben sich zu solch einem Ansehn, daß einer der Söhne Hermanns, Heinrich Raspe, zum Gegenkaiser Friedrichs II. erwählt ward. Unter Hermann wurde 1193 das thüringische Landgericht in vier sogenannte Dingstühle eingetheilt. Der Sitz des ersten war zu Gotha, und unter ihn gehörte die Grafschaft Gleichen und der Synodalbezirk Ohrdruf; der zweite war zu Thomasbrücken; der dritte, der sich über die Grafschaft Beichlingen und den Synodalbezirk Bibra erstreckte, zu Weißensee; der vierte, aus der Grafschaft Käfernburg und dem Synodalbezirk Erfurt bestehend, zu Buttelstädt. Alle vier Dingstühle waren dem Landgericht zu Mittelhausen unterworfen, wo der Landgraf selbst zu Gerichte saß. Dreimal im Jahr versammelte sich das Gericht auf dem Ried bei Mittelhausen. Hier saß am erhabensten Orte der Bühne der Landgraf, zum Symbol des Richteram-

tes einen weißen Stab in der Hand, vor ihm der Herold, zu beiden Seiten Schöppen und Beisitzer; ein Freibote war der Diener des Gerichts. Nicht aber bloß nach innen ungemein thätig und wirksam, spielte Hermann auch in politischer Hinsicht eine wichtige Rolle. Gegen Kaiser Heinrich VI., welcher Thüringen selbst in Besitz zu nehmen Lust hatte, ergriff er solche Maßregeln, daß alle Versuche Heinrichs fruchtlos blieben. Mit gleicher Entschlossenheit und gleichem Glück widersetzte er sich den Anmaßungen des Erzbischofs von Mainz, der Thüringen so gern mit ihm getheilt, und des Abtes von Fulda, der ihm einige seiner Lehngüter so gern entzogen hätte. Nur in den unseligen Kriegen, welche nach des sechsten Heinrichs Tode Deutschland verheerten, schwankte Hermanns Politik oder Interesse zu sehr zwischen den beiden Prätendenten der deutschen Königskrone, Philipp aus dem Hause Hohenstaufen, und Otto von Braunschweig (1198 — 1208), und er zog durch seine bald mit diesem, bald mit jenem eingegangenen Bündnisse seinem Lande so ungeheure Verwüstungen zu, daß der Erwerb von Nordhausen, Mühlhausen, Saalfeld, des Schlosses Ranis und des Bezirks an der Orla, die noch überdies mit Gewalt genöthigt werden mußten, seine Oberherrschaft anzuerkennen, nicht für Ersatz gerechnet werden konnte. Nachdem Otto, nach langen Kämpfen, allein zum Kaiser der Deutschen gekrönt war, den Wünschen des Pabstes Innocenz aber nicht nach Hoffnung entsprach, brachte dieser mit Hülfe Frankreichs, welchem Otto's wachsendes Glück bedenklich war, eine Versammlung deutscher Fürsten zu Stande, auf welcher Otto's Absetzung und des sicilischen Friedrichs Wahl vorgeschlagen wurde. Hermann versammelte zu diesem Behuf eine Anzahl von Fürsten und Grafen in Naumburg, wo man jenen Vorschlag zum förmlichen Beschluß erhob. Sehr theuer würde dieses ihm zu stehen gekommen seyn, denn die Sachsen bemächtigten sich hierauf der Städte Nordhausen und Mühlhausen, viele thüringische Herren wurden ihrem Landgrafen untreu, und Otto rückte mit einem Heer in sein Land, wenn nicht zum Glück für ihn Friedrichs Ankunft in Deutschland diese Truppen weggerufen, und Otto seinem Gegner hätte weichen müssen. Wie viel sich Friedrich von Hermanns Unterstützung versprach, erkennt man daraus, daß er diesem, als er sich auf dem zu Frankfurt 1213 gehaltenen Hoftag einfand, mit 500 Pferden entgegenritt. Hermann seiner Seits versäumte aber auch nicht, diesem Vertrauen zu entsprechen, denn er reis'te in Deutschland umher, eifrig bemüht, Otto's noch übrige Anhänger dem neuen Kaiser zu unterwerfen. Er sah sein Unternehmen gelungen; ein Jahr vor seinem Tode (1215) wurde Friedrich (II.) zum deutschen Kaiser gekrönt. Mitten unter so vielen Beschäftigungen vernachlässigte Hermann die Künste des Friedens nicht, und verdient auch in dieser Hinsicht eine besondre Beachtung. Sein Leben fällt in die Zeit der schwäbischen Kaiser, dieses goldene Zeitalter der deutschen Poesie. Hermanns Name steht selbst mit in der Reihe der Minnesinger, die er gern als eine besondre Zierde an seinem Hofe aufnahm. Schon zu der Zeit, als sein Bruder noch regierte, und er Pfalzgraf von Sachsen war, hatte er, auf seinem Wohnsitz zu Neuenburg an der Unstrut, deren mehrere um sich versammelt, und ihre poetischen Wettkämpfe verschönerten seine Einsamkeit. Als er, zur Regierung gelangt, seinen Sitz auf die berühmte Wartburg bei Eisenach verlegte, folgten ihm seine Sänger auch hieher. Heinrich von Veldeck, Wolf=

ram von Eschenbach, Walter von der Vogelweide, Heinrich von Ofterdingen, Biterolf, Reimar von Zweter, Klingsor und Andere der berühmtesten waren hier, und haben sein Andenken auf mehr denn eine Weise verewigt. Die sechzehnreimige Strophe, deren sie sich bedienten, heißt des Fürsten von Thüringen oder der thüringer Herren Ton. Der eine ihrer poetischen Zweikämpfe vom Jahr 1207 ist uns noch übrig, und bekannt unter dem Namen des Krieges auf der Wartburg. Wie vielfach übrigens Hermann auf die Poesie seiner Zeit wirkte, erhellt aus mehreren Beweisen. Er ermunterte Veldeck zur Beendigung seiner Aeneide, Albrechten von Halberstadt zur Bearbeitung der Metamorphosen Ovids, und sein Beispiel wirkte auf seine Nachkommen fort. Hermanns Söhne und Töchter waren Freunde der Poesie, und beschäftigten sich mit ihr. Heinrich Raspe ließ die Bibel in deutsche Verse übersetzen, und seine Schwester Irmengard trug den Geschmack an deutscher Poesie an den anhaltischen Hof über. Von Heinrich dem Erlauchten, Hermanns Enkel, haben wir noch einige Lieder in der Sammlung der Minnesinger. Mit Hermann theilte die Liebe zu den Musenkünsten sein jüngerer Bruder Friedrich, und Heinrich von Veldeck rühmt deßhalb beide. Daß auch spätere Dichter ein Fürstenhaus, worin die Poesie geehrt und gepflegt worden war, nicht sobald vergaßen, davon sprechen das Lobgedicht auf Ludwig den Heiligen, Hermanns Sohn (s. Gottscheds Büchersaal X, 264), und das Leben der heiligen Elisabeth, der Gemahlin dieses Ludwig, einmal durch Konrad von Marburg, und einmal durch Johannes Rothe. In dem letztern ist auch der Ruhm unsers Hermann nicht vergessen, und von dem Krieg auf der Wartburg die ausführlichste Nachricht gegeben. dd.

Hermann, (Johann Gottfried, eigentlich Johann Gottfried Jakob), einer der größten jetzt lebenden kritischen Philologen. Seine Vaterstadt ist Leipzig, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, und er im Jahre 1772 geboren wurde. Durch guten Unterricht wurde seine Neigung für die classische Literatur frühzeitig begründet und entwickelt. Die Philologen Ilgen und Reiz, Ernesti und Beck waren seine Lehrer. Ersterer, damals noch in Leipzig, bereitete ihn für die akademischen Studien vor, die er unter dem Rectorate des berühmten Reiz 1786 wirklich begann. Dieser, ihm zugleich verwandt, wirkte durch sorgfältigen und gründlichen Unterricht in der griechischen und lateinischen Sprache am mächtigsten auf des talentvollen Jünglings Bildung ein, der übrigens auch durch philosophische und mathematische Studien (unter Cäsar, Platner, späterhin Reinhold in Jena, Töpfer, Hindenburg) seinen Scharfsinn übte, und durch Geschichte seine Kenntniß erweiterte. Dessen ungeachtet war Hermann eigentlich für die Jurisprudenz bestimmt, die er, mit Ausnahme des natürlichen Rechts, ohne Neigung unter Anleitung Sammets, Wieners und Haubolds betrieb. Auch vertheidigte er nach halbjährigem Aufenthalt in Jena 1793 seine criminalistische Dissertation de fundamento juris puniendi auf dem juristischen Katheder unter Erhards Präsidium. Seit dieser Zeit wurde jedoch seine Richtung auf die humanistischen Studien immer fester. Im Jahre 1794 erwarb er sich das Recht, Vorlesungen zu halten, durch Vertheidigung seiner Dissertation de poeseos generibus. Zum Antritt einer außerordentlichen Professur der Philosophie im Jahre 1798 schrieb er observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis. Im Jahre 1803 erhielt er die ordent-

liche Professur der Beredsamkeit auf der Universität Leipzig, mit welcher die der Poetik 1809 verbunden wurde. Die damals von ihm vertheidigte Dissertation, so wie das Antrittsprogramm handeln de differentia prosae et poeticae orationis. Indessen hatte er schon durch sein vorzüglich auf die Lectüre der Alten gebautes System der Metrik (De metris poetarum Graecorum et Romanorum libri II. Lips. 1796, und Handbuch der Metrik, Leipzig 1798 8.), mehrere kritische Ausgaben alter Schriftsteller (Aeschyli Eumenides 1799, Aristophanis Nubes 1799, Euripidis Hecuba 1800, Plauti Trinummus 1800, Aristotelis ars poetica 1802 Lips.) und gelehrte Abhandlungen (de emendanda ratione graecae grammaticae Lips. 1801, epistola de dramate comico satyrico und mehrere andere in Becks Comment. soc. philol.), die Aufmerksamkeit des gelehrten Publikums auf sich gezogen. Seine umfassende und tiefe Gelehrsamkeit, mit seltenem kritischen Scharfsinn, großer Lebendigkeit des Geistes und ungemeiner Lehrgabe verbunden, machten seit dieser Zeit seine philologischen Vorlesungen und seine sogenannte griechische Gesellschaft zu einer Pflanzschule ausgezeichneter Philologen für Sachsen, und alle deutsche Länder, und trugen zu dem Flor der leipziger Universität bedeutend bei; so wie seine persönlichen Eigenschaften ihm die Liebe und Achtung aller derer erwarben, welche Sinn für gründliches Wissen oder Privatverhältnisse ihm näher führten. Seine Schriften, unter welchen noch die Ausgabe des Vigerus de praecipuis graecae dictionis idiotismis, der Orphica Lips. 1805, der Homerischen Hymnen Lips. 1806; seine Observationes de graecae linguae dialectis 1807; Photii lexicon 1808; de ellipsi et pleonasmo in graeca lingua in Wolfs und Buttmanns Museo ect. 1809, die akademischen Programme de dialecto Pindari 1809; de usu antistrophicorum in Graecorum tragoediis 1810; de praeceptis quibusdam Atticistarum 1810; de argumentis pro antiquitate Orphei argonauticorum etc. allatis 1811; de legibus quibusdam subtilioribus Sermonis Homerici P. 1 et 2 1812 et 1813; de Aeschyli Glaucis 1812; de Aeschyli Persis 1814; de versibus spuriis apud Aeschylum 1814; de metrorum quorundam mensura rhythmica 1815; de choro Eumenidum Aeschyli Diss. 1 et 2 1816; de mythologia Graecorum antiquissima 1817, welche Abhandlung den nun auch öffentlich erschienenen Briefwechsel zwischen ihm und dem berühmten Mythographen Hofrath Creuzer bewirkte; de Historiae graecae primordiis 1818; ferner die Ausgaben einzelner Tragödien des Sophocles (Aiax, Electra) Euripides (Hercules furens); und seine umgearbeitete Metrik (Elementa doctrinae metricae Lips. 1816 und epitome etc. ibid.) sind Zeugnisse des rastlosen Fleißes, mit welchem dieser scharfsinnige Geist das classische Alterthum behandelt, und haben ihm auch im fernsten Auslande den begründetsten Ruf und die Mitgliedschaft mehrerer gelehrten Gesellschaften erworben. Das Vaterland hat seine Verdienste 1815 auch durch Verleihung des königlich sächsischen Civilverdienstordens geehrt.

Hermannstadt, ungarisch Szeben, die erste von den sächsischen Städten und Hauptstadt in Siebenbürgen, am Fluß Szeben. Sie ist groß, nach alter Art befestigt, wird in die Ober- und Unterstadt eingetheilt, und ist fast rings mit großen Teichen umgeben, mittelst welcher sie auf einigen Seiten unter Wasser gesetzt werden kann. Sie hat über 13,000 Einwohner, welche größtentheils die

evangelische Religion bekennen. Zu bemerken sind das lutherische und catholische Gymnasium, das Landhaus, Rathhaus, Zeughaus, Waisenhaus und die von dem Freiherrn von Bruckenthal angelegte Bibliothek, nebst einem Münzcabinet und einer Bildergallerie. Die Stadt ist der Sitz des Militärgubernators, des königlichen Grafen der sächsischen Nation und des Hauptpostamts. Die Landtage werden gleichfalls hier gehalten. Der Handel nach der Walachei und nach Wien ist nicht unbedeutend; auch hat die Stadt Manufacturen von feinen Hüten, Leder, Musselinen, guten Weinbau, und in der Nähe eine Pulvermühle und einen Kupferhammer.

Hermaphroditos (auch Atlantius genannt, von seinem Großvater Atlas) war ein Sohn des Hermes und der Aphrodite, deren beider Namen in dem seinigen vereinigt sind, wie er der Sage nach auch beider Aeltern Schönheit in sich vereinigte. Die Nymphen in den idäischen Höhlen zogen ihn auf. Als er aber sein funfzehntes Jahr erreicht hatte, verließ er die väterlichen Berge, zog in den benachbarten Ländern umher, und kam auch nach Carien, wo er, an dem klaren Quell der schönen Nymphe Salmacis stehend, von dieser kaum gesehen, auch schon geliebt ward. Der spröde Knabe erhörte die schöne Nymphe nicht, die ihn aber liebend umfaßte, als er in ihrer Fluth sich badete. Doch auch jetzt versagte er der Liebenden Gegenliebe. Da flehte diese zu den Göttern, daß nie ein Tag sie von ihm, noch ihn von ihr trenne, und ward erhört. Beider Körper vereinigten sich in Einen, der nicht mehr Mann, nicht mehr Weib war, und doch beides schien. Der also Verwandelte erflehte von seinen Aeltern im Schmerz, jeglicher, der in diese Fluthen hinabsteige, möge wie er als Mannweib herausgehen. Berühmt ist aus dem Alterthume die schöne Bildsäule des Hermaphroditen, in der großherzoglichen Gallerie zu Florenz.

Hermelin, eine Art Wiesel, von der Größe eines Eichhörnchens, die vorzüglich in Siberien und in Canada angetroffen wird, und deren Fell, als Pelzwerk zubereitet, seiner Zartheit und ungemein schönen Farbe wegen, sehr geschätzt ist. Das Thier hat im Sommer ein Fell, welches ins Gelbe oder Röthliche fällt; zur Winterszeit aber wird es schneeweiß. Zubereitet ist es insbesondre eine auszeichnende Tracht großer Herren, wie denn hohe fürstliche Personen, die Erzbischöfe und Bischöfe der catholischen Kirche, vorzüglich ihre Mäntel damit auszieren lassen. Petersburg und Archangel liefern die schönste Waare dieser Art. Je weißer von Farbe und zarter von Haaren sie ist, je mehr wird sie geschätzt.

Hermen nennt man alle viereckigen, steinernen Pfeiler, oben mit einem Kopf. Ihren Namen scheinen sie von Hermes oder Mercur erhalten zu haben, dessen Bild anfänglich am häufigsten auf diese Art verfertigt und an den Wegen aufgestellt wurde. Nachher gebrauchte man dieses Wort zur Bezeichnung jeder Bildsäule dieser Art, und deutete auch bloß etwas Viereckiges überhaupt damit an. Verband man mit dem Kopfe des Hermes eine Athene oder Minerva, einen Hercules, Eros oder Amor, oder setzte auch wohl nur den Kopf einer Athene, eines Hercules, eines Eros auf solch einen viereckigen steinernen Pfeiler, so nannte man dergleichen Hermen: Hermathenä, Hermerakle, Hermerotes. Bildsäulen dieser Art waren ursprünglich die ersten Versuche der noch rohen Kunst, welche erst bloß viereckige Pfeiler und nachher abgerundete Köpfe darauf als Götterbilder aufstellte. In der Folgezeit wurde diese Form,

selbst in der blühendsten Kunstepoche, beibehalten und verschönert. Zu Athen standen dergleichen vor allen Häusern, auf allen öffentlichen Plätzen und Straßen, wo sie mit Kränzen geschmückt wurden. Wer sich an ihnen vergriff, wurde wie ein Schänder des Heiligen bestraft. Bei den Römern hießen diese Hermen termini, von dem Gränzgott Terminus, weil sie an den Landstraßen standen, die Pfeiler gewöhlich mit Aufschriften versehen, um den zweifelnden Wanderer über den richtigen Weg zu belehren. Nicht aber bloß Köpfe von Göttern und Helden, sondern auch von Staatsmännern, Philosophen, Dichtern, Rednern und andern Gelehrten und Künstlern stellte man auf dergleichen Pfeiler, je nach dem Bedarf des Ortes, wo man sie anbrachte. Bald wurde nur der Kopf, bald zugleich die Brust und ein Theil des Leibes ausgearbeitet, gewöhnlich nackt, selten bekleidet, und meist ohne Attribute. dd.

Hermeneutik kommt von einem griechischen Worte her, welches auslegen, erklären bedeutet, und bezeichnet die Wissenschaft, welche die Grundsätze der Auslegungskunst aufstellt. Gewöhnlich indeß wird der Gebrauch dieses Wortes auf die Wissenschaft beschränkt, welche die heilige Schrift verstehen lehrt. Die Hermeneutik verhält sich zu der Interpretation und Exegese wie die Theorie zu der Praxis. N.

Hermes, s. Mercur.

Hermes Trismegistus, ein historischer Name, über den es uns durchaus an zuverlässigen Angaben fehlt. Die Aegypter und Phönizier vergötterten unter demselben den Erfinder der Buchstabenschrift und aller andern nützlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Die Aegypter nannten ihn auch Thot, Taaut, Thoyt oder Theut, und setzten ihn als eine wohlthätige Gottheit dem Osiris und der Isis zur Seite, deren Zeitgenosse er gewesen seyn soll. Nach Diodor war er des großen Osiris Freund und Rathgeber, der ihn seiner Talente wegen hochschätzte, bildete die Sprache der Aegypter, und erfand die ersten Schriftzeichen, die Grammatik, Astronomie, Rechenkunst, Meßkunst, Tonkunst, Medicin, war ihr erster Gesetzgeber, der Anordner ihrer gottesdienstlichen Gebräuche, der erste Anbauer des Oelbaums, der Lehrer der gymnastischen Uebungen und der das Leben erfreuenden Tänze. Auch Sanchuniaton, Manetho und Plutarch erzählen auf ähnliche Weise von seiner Weisheit. Aber alle diese Angaben sind so unsicher und schwankend, daß weder Zeit und Ort, wann und wo er gelebt, noch ob er überhaupt existirt habe, mit einigem Grunde bestimmt werden kann. Um seine Wissenschaft auf die Nachwelt zu bringen, soll er sie in steinerne Säulen gegraben, und diesen Säulen sollen Pythagoras und Plato ihre Kenntnisse zu danken gehabt haben. Nachher verzeichnete man den Inhalt derselben in ein eigenes Buch, und später entstanden unzählige Bücher, die Hermes Namen trugen. Besonders schob ihm die alexandrinische Schule alles unter, was sie über Magie, Theosophie, Alchymie und andere übermenschliche Wissenschaften träumte, und so ist er auch wohl noch von neuern Schwärmern als eine Quelle geheimer Weisheit betrachtet worden. Wem um die richtige Deutung dieser Sagen zu thun ist, der lese Dorneddens Aufsatz: Ueber die Erfindungen des Thoyth in dessen Neuer Theorie der griechischen Mythologie, und Grubers mythologisches Wörterbuch.

Hermes (Johann Timotheus), bekannt als ein aufgeklärter helldenkender Theolog, Kenner mehrerer Sprachen, populärer Philosoph und warmer Freund alles Guten und Schönen, wurde 1738 zu Petznick bei Stargard in Hinterpommern geboren. Seine erste Bildung erhielt er von seinem gelehrten Vater und seiner in jeder Rücksicht vortrefflichen Mutter. Die Fähigkeiten seines Geistes entwickelten sich ungewöhnlich schnell. Dann wurde er von einem Hauslehrer und endlich auf dem Gymnasium zu Stargard unterrichtet. Auf der Reise zur See nach Königsberg, wohin er, Theologie zu studiren, ging, bekam er in einem fürchterlichen Sturm eine Quetschung der Brust, welche einen fast tödtlichen Blutsturz zur Folge hatte. Von Allem entblößt kam er in Königsberg an, und würde, da er die vorausgeschickten Gelder nicht vorfand und seine Noth nicht entdecken wollte, zu Grunde gegangen seyn, wenn ihm nicht theils seine Bücherkunde, theils edle Menschen zu Hülfe gekommen wären. Seine Kenntniß der französischen Sprache öffnete ihm die besten Häuser der Stadt. Kant und Arnold wurden seine Lehrer, und letzterer, der sich besonders verdient um ihn machte, erkannte schon damals mit Scharfblick einen deutschen Richardson in ihm. Zu jener Zeit (1759) fing Hermes an, die ganze Moral des Weibes in der Form selbstgemachter Erfahrungen niederzuschreiben, um sie künftig in einer Reihe von Bänden nach und nach herauszugeben. Dabei wollte er große Reisen machen, erst spät ins Predigtamt treten u. s. w. Diese Plane aber wurden zum Theil vereitelt. Von Königsberg ging er nach Danzig, und von da nach Berlin, wo er geraume Zeit, mit nicht geringem Vortheil für seine Geistesbildung, lebte. Hier schrieb er seine **Fanny Wilkes**, um zu erfahren, welche Aufnahme er für **Sophiens Reise**, welche auch sein Hauptwerk geblieben ist, einst zu erwarten habe. Nachdem er hierauf als Lehrer an der Ritterakademie zu Brandenburg, dann als Feldprediger zu Lüben in Schlesien, und als fürstlich anhaltischer Hof- und Schloßprediger zu Pleß gelebt hatte, wurde er 1772 nach Breslau berufen, wo er verschiedene geistliche Aemter bekleidete, und seit 1808 Superintendent der Kirchen und Schulen im Fürstenthume Breslau, Pastor primarius zu St. Elisabeth und Professor primarius der Theologie ist. Seine bekanntesten Werke sind die schon genannten beiden Romane, die bei ihrer Erscheinung viel Aufsehn machten, und denen, wenn sie jetzt auch bei ihrer unkünstlerischen Tendenz veraltet sind, doch die Ehre bleibt, die Reihe unserer lesbaren psychologischen Romane eröffnet und ein besseres Muster der Menschendarstellung in dieser Gattung gegeben zu haben.

Hermetische Kunst, s. **Alchymie**.

Hermione, die einzige Tochter des Menelaus und der Helena. Sie war von dem Vater dem Pyrrhus oder Neoptolemus, Achills Sohne, versprochen, ward aber des Orestes Gemahlin und gebar ihm den Tisamenus. Nachher soll sie sich mit dem Diomedes vermählt haben, und mit ihm unsterblich geworden seyn. Außerdem s. **Harmonia**.

Hermitage, eine der feinsten und feurigsten Sorten französischer Weine, die längs der Rhone zwischen Valence und Valiore wächst. Es giebt davon rothe und weiße Sorten, jene sind aber die beliebtesten. Ihren Namen haben sie von dem Eremitengebirge, welches dem Flecken Tain gegenüber liegt. Man bringt sie über **Cette** und **Beaune** zum Handel.

Hermode, s. Nordische Mythologie.

Hernia, s. Bruch.

Hero, eine Priesterin der Venus zu Sestos auf der thrazischen Küste, deren Liebesabenteuer mit Leander, einem Jüngling aus dem auf der Gegenseite des Hellespont gelegenen Abydus, in einem schönen Gedicht erzählt wird, das wir unter Musäus Namen besitzen. An einem feierlichen Feste zu Sestos, der Venus und dem Adonis zu Ehren, zu welchem auch die Einwohner von Abydus herübergekommen waren, sahen sich Hero und Leander, und entbrannten gegenseitig von der feurigsten Liebe. Begünstigt von dem Dunkel der einbrechenden Nacht, schlich Leander sich in den Tempel, und gestand der erröthenden Jungfrau seine unbesiegbare Leidenschaft. Er fand Gegenliebe, aber ihrer Verbindung stellten sich Hero's priesterlicher Stand und der Wille ihrer Aeltern entgegen. Den liebenden Jüngling schreckten diese Schwierigkeiten nicht. Er redete mit Hero ab, daß er mit einbrechender Nacht über den Hellespont schwimmen wolle; eine von ihr auf dem Thurm aufgesteckte Fackel solle ihm zum Wegweiser dienen. So eilte er allnächtlich in die Arme seiner Geliebten, und von dem verschwiegenen Dunkel beschirmt, genossen beide der süßesten Freuden. Aber der Winter erschien, und brausende Stürme regten das Meer auf. Leander stürzt sich auch jetzt in die Fluthen, aber seine Kräfte erliegen dem empörten Element, und entseelt schleudern ihn die Wellen an den Fuß des Thurmes, wo Hero, von Angst gefoltert, seiner harrt. Sie, vom Schmerz überwältigt bei diesem Anblick, stürzt sich von der Höhe auf den theuern Leichnam hinab und stirbt, ihn mit ihren Armen umschließend.

Herodes ist der Name von vier jüdischen Regenten, unter welchen derjenige der merkwürdigste ist, welcher der Große genannt wird. Sein Vater war Antipater, der Edomiter. Geboren zu Ascalon im Jahr 71 vor Chr. Geb., erlangte er in seinem 25sten Jahre die Regierung über Judäa durch Betrug und Grausamkeit. Staatsklugheit, Tapferkeit, Liebe zu den schönen Künsten, und ein feiner Geschmack in denselben zeichnen ihn vor den übrigen jüdischen Königen eben so sehr aus, als seine argwöhnische Grausamkeit und sein Blutdurst. Bei einigem Schein der Güte und Religiosität war doch sein Herz nie von wahrem Religionsgefühl und Menschenliebe durchdrungen, und seine Regierung durchaus willkürlich. Nach Laune setzte er Hohepriester ein und ab, verkleidet behorchte er seine Unterthanen, und brauchte die niedrigsten Werkzeuge des Despotismus, selbst ein niedriger Sklav der römischen Oberherren. Zum Theil wurde er verführt von seiner Schwester Salome. Seine Gemahlin Mariane, Aristobul sein Schwager, Alexandra dessen Mutter, der alte Fürst Herkan, und drei von seinen eigenen Söhnen wurden von ihm hingerichtet. Er erhielt sich auf dem Throne ungeachtet des Hasses der Juden und der Gefahr, in die ihn die Parteien in dem römischen Bürgerkriege brachten, durch knechtische Unterwerfung unter den Willen des jedesmaligen Oberhaupts der siegenden Partei. August vermehrte seine Staaten mit Trachonitis, Auranitis, Batanäa und Zenodors Gebiet. Unter seiner Regierung wurde Christus geboren. Herodes baute den Tempel von Jerusalem prächtiger, als er vorher war, zierte seine Hauptstadt mit vielen schönen Gebäuden, und vermehrte die Zahl der Städte. Auch als Krieger und Eroberer machte er sich berühmt. Er schlug die Araber und ihren Anführer Aretas, und besiegte die syrisch-arabischen

Räuber. Er starb nach einer Regierung von 34 oder 37 Jahren, fünf Tage nach der Ermordung seines Sohns.

Herodian, ein bekannter griechischer Geschichtschreiber, von dessen Lebensumständen wir nicht viel mehr wissen, als daß er in Rom öffentliche Ehrenämter bekleidete, und über das Jahr 238 nach Chr. Geb. hinaus gelebt haben muß, da er seine in griechischer Sprache abgefaßte Geschichte, welche von dem Tode des Antoninus anhebt, mit diesem Jahre schließt. Sie besteht aus acht Büchern, und ist zwar ohne chronologische Angaben, aber mit Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe in einem reinen und würdevollen Styl geschrieben. Größere kritische Ausgabe von Irmisch (Leipzig von 1789—1805), Handausgabe von Wolf (Halle, 1792).

Herodot, der älteste auf uns gekommene griechische Geschichtschreiber, geboren zu Halicarnaß in Carien im vierten Jahre der 73sten Olympiade (484 vor Chr. Geb.). Wenn man durch den Beinamen eines Vaters der Geschichte, den man ihm zu geben pflegt, bezeichnen will, daß er es war, der die Geschichte zuerst würdiger und umfassender behandelte (nach Cicero's Ausdruck, historiam ornavit), so verdient er denselben vollkommen. Aber Herodot war keineswegs der Schöpfer der historischen Gattung. Vor ihm hatten sich viele andere Schriftsteller, und zum Theil mit Erfolg, in dieser schwierigen Laufbahn versucht. Hellanicus von Lesbos und Charon von Lampsacus hatten sogar, wie auch Dionys von Milet, großentheils denselben Gegenstand behandelt, den nachher Herodot wählte; und Dionys von Halicarnaß bemerkt, daß diese Concurrenz, weit entfernt seine Unerfahrenheit abzuschrecken und muthlos zu machen, nur dazu diente, seinen Wetteifer zu entflammen und sein Talent zu entwickeln. Herodot hatte durch die Richtung seiner ersten Studien und selbst durch die Beispeile seiner Familie früh die Wissenschaften liebgewonnen. Der berühmte Epiker Panyasis, dem mehrere Kritiker des Alterthums den ersten Platz nach Homer anweisen, war sein Oheim. Später weckten die Werke der oben von uns bezeichneten Schriftsteller sein aufkeimendes Genie. Sie erregten in ihm die Begierde, die Länder zu besuchen, deren Schilderung sich ihm unter so anmuthigen Farben darbot; und seine Vermögensumstände erlaubten ihm, einer Neigung Genüge zu leisten, die damals die Weisen seines Vaterlandes auszeichnete. Es ist zweifelhaft, ob er schon vor dem Antritt seiner langen Reisen den Plan oder nur die Idee zu dem Werke gefaßt hatte, in welchem er nachher die Früchte derselben niederlegte; eben so ungewiß ist es, ob er Griechenland und die umliegenden Inseln besuchte, ehe er sich in die entferntern und unbekanntern Gegenden des Morgenlandes begab. Vielleicht ist es natürlicher, um eine genaue Charte seiner Reisen zu entwerfen, anzunehmen, daß eine lebhaftere Neugierde ihn zuvörderst in die Länder führte, die ihm eine reichere Erndte neuer Beobachtungen versprachen. Wie dem auch sey, so scheint Aegypten, zu allen Zeiten so berühmt wegen der Weisheit seiner Einrichtungen, einer der ersten und bleibendsten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit und seiner Untersuchungen gewesen zu seyn. Dieses Land, das die argwöhnische Politik seiner Regenten und die ungastlichen Vorurtheile seiner Bewohner den Ausländern so lange unzugänglich gemacht hatten, war seit kurzem den Griechen geöffnet worden; und ob es gleich ihren begierigen Blicken ein fast völlig neues Land darbot und seitdem eine unzählige Menge von Reisen-

den in allen Richtungen durchforscht und in allen Sprachen beschrieben haben, so kann man doch sagen, daß kein Schriftsteller, weder der alten noch der neuern Zeit, uns eine so genaue und belehrende Beschreibung davon geliefert hat. Er begnügte sich nicht mit der Kenntniß der Orte; die Erzeugnisse des Bodens, die Sitten, die Gebräuche, die Religion der Völker, die Geschichte der letzten Fürsten vor der Eroberung der Perser, und mehrere interessante Einzelheiten über diese Eroberung selbst wurden von ihm auf seiner Reise durch Aegypten beachtet und untersucht. Das zweite Buch seiner Geschichte, welches ganz der Beschreibung dieses berühmten Landes gewidmet ist, bleibt noch jetzt die reichste und lauterste Quelle für die Kenntniß seiner alten Geschichte und Geographie. Von Aegypten ging er nach Libyen, über welches er eine Menge ebenfalls für seine Zeitgenossen neuer und für uns lehrreicher Nachrichten sammelte. Die genaue Beschreibung, welche er uns von diesem Lande, von den Gränzen Aegyptens bis an die jetzige Meerenge von Gibraltar, giebt, ist zu übereinstimmend mit den Berichten der geschätztesten Reisenden, namentlich des Doctor Shaw, als daß wir annehmen dürften, er habe sie nach fremden Angaben abgefaßt. Sein Aufenthalt in Tyrus wird von ihm selbst bezeugt. Er besuchte die Küsten von Palästina und sah an den Säulen, welche Sesostris hier hatte errichten lassen, das Emblem, welches die alte Verächtlichkeit seiner Bewohner bezeichnete. Von da begab er sich nach Babylon, damals so reich und herrlich. Mehrere neuere Gelehrte bezweifeln, daß Herodot je Assyrien bereis't habe; aber wenn man die verschiedenen Stellen seiner Beschreibung von Babylon untersucht, wird man sich überzeugen, daß nur ein Augenzeuge die Eigenheiten dieser großen Stadt und die Sitten ihrer Einwohner so genau habe schildern können. Colchis war das erste Land Asiens, das Herodot besuchte. Als er zu dem benachbarten Lande der Scythen, dieser damals in Griechenland, das sie ursprünglich bevölkert hatten, so wenig bekannten Völkerschaften, gekommen war, drang er mittelst der Wege, welche die griechischen Colonien am Pontus Euxinus erst kürzlich geöffnet hatten, in ihre ungeheuern Einöden ein. Er ging von da zu den Gäten, nach Thracien, Macedonien und begab sich sodann durch Epirus nach Griechenland zurück. Herodot erwartete, in seinem Vaterlande die seinen Bemühungen schuldige Achtung und zugleich die zur Bearbeitung der eingesammelten Materialien nöthige Muße zu finden; aber Lygdamis, der sich der höchsten Gewalt in Halicarnaß bemächtigt und das Blut der edelsten Bürger, unter andern auch des Panyasis, vergossen hatte, nöthigte ihn, eine Zuflucht in Samos zu suchen; und wahrscheinlich ordnete er hier in ruhiger Zurückgezogenheit seinen Stoff und schrieb die ersten Bücher seiner Geschichte, für welche er den ionischen Dialect, der in Samos gesprochen ward, dem dorischen seines Vaterlandes vorzog. Diese Arbeit beschäftigte ihn jedoch nicht so sehr, daß er nicht auch an sein unterdrücktes Vaterland und auf Mittel gedacht hätte, den Tyrannen zu verjagen und Rache an ihm zu nehmen. Nachdem er mit mehrern Gleichgesinnten zu diesem Zweck einen Bund geschlossen, kehrte er nach Halicarnaß zurück und stürzte glücklich den Tyrannen, ohne jedoch damit seinem Vaterlande wahrhaft zu nützen, denn die mit ihm verbundenen Vornehmen gründeten jetzt eine Aristokratie, die für Halicarnaß noch ungleich drückender war, als die Willkühr des verjagten Tyrannen. Herodot, der bald dem Volke, das ihn als den

Urheber seiner vermehrten Leiden ansah, so wie den Vornehmen, deren Handlungen er mißbilligte, verhaßt ward, sagte seinem unglücklichen Vaterlande auf ewig Lebewohl und schiffte sich nach Griechenland ein. Dort feierte man eben die 81ste Olympiade; aus allen Theilen Griechenlands waren die Edelsten und Vorzüglichsten zu diesem Feste in Olympia versammelt. Herodot las hier vor der versammelten Menge den Anfang seiner Geschichte und einige Bruchstücke, die besonders geeignet waren, den Enthusiasmus seiner Landsleute zu wecken, und ihrem Stolz zu schmeicheln. Sein Erfolg war vollständig. Allgemeines Entzücken und lauter Beifall brachen aus bei der so wahren, so lebendigen, so rührenden Schilderung des Kampfs der Griechen gegen die Perser und des Triumphs der Freiheit über den Despotismus. Herodots bisher unbekannter Name war bald in Aller Munde. Aber die Wirkung seiner Vorlesung beschränkte sich nicht auf diese tiefen Eindrücke bei einem ganzen Volke. Der junge, kaum funfzehnjährige Thucydides wohnte auch den olympischen Spielen bei; er vergoß Thränen der Rührung, als er den Mann erblickte auf den Aller Augen gerichtet waren, und Herodot, der dieß wahrnahm, wagte dem Vater des Knaben die glänzende Bestimmung desselben vorherzusagen. Ermuntert durch den ihm gewordnen Beifall wandte Herodot die zwölf folgenden Jahre an, sein Werk fortzusetzen und zu vervollkommnen. Er bereis'te jetzt alle Landschaften Griechenlands, das er bisher nur flüchtig gesehen hatte, schöpfte aus den Archiven der verschiednen Völker die Nachrichten der großen Begebenheiten und berichtigte nach den Originaldenkmälern die Genealogien der berühmtesten Geschlechter. Es ist wahrscheinlich, daß Herodot, indem er sich von einem Volke Griechenlands zum andern begab, in ihren öffentlichen Versammlungen die Bruchstücke seiner Geschichte vorlas, die jedes Volk betrafen, nicht sowohl des leeren Beifalls wegen, als um nützliche Fingerzeige zu erhalten. Die Erzählung des Dio Chrysostomus, daß Herodot den Corinthern eine für ihren Muth höchst rühmliche Beschreibung der Salaminischen Schlacht vorgelesen, als sie ihm aber den verlangten Lohn dafür verweigert, eine andere Beschreibung ganz im entgegengesetzten Sinne abgefaßt habe, verdient keinen Glauben. Zwölf Jahre nach seiner ersten Vorlesung bei den olympischen Spielen las Herodot sein Werk, das wahrscheinlich jetzt vollendet war, an dem Feste der Panathenäen vor (444 vor Chr.). Die Athenienser beschränkten ihre Dankbarkeit nicht auf bloße Lobsprüche; sie machten dem Schriftsteller, der die Großthaten ihres Volkes verherrlicht hatte, zehn Talente zum Geschenk. Dessen ungeachtet blieb er nicht in Athen, sondern schloß sich der Colonie an, welche die Athenienser einige Jahre später nach der unweit der Ruinen des alten Sybaris erbauten Stadt Thurium in Italien sandten. Sein langer Aufenthalt daselbst hat selbst mehrere Schriftsteller des Alterthums verführt, diese Stadt für sein Vaterland zu halten. Er benutzte seine Muße hier, um sein Werk noch auszufeilen und mit Zusätzen zu bereichern, und starb wahrscheinlich auch zu Thurium in einem hohen Alter. Genaueres wissen wir darüber nicht. Herodot hat schon im Alterthum viele Neider und Widersacher gefunden, die ihn auf mannichfaltige Weise angegriffen und vornemlich seine Glaubwürdigkeit verdächtig gemacht haben. Die Folgezeiten aber und die gründlichsten Untersuchungen haben diese Beschuldigungen so vollkommen widerlegt, daß wir sie füglich hier ganz übergehen können. Sein Geschichtswerk

ist eins der kostbarsten Denkmäler, die aus der Vorzeit auf uns gekommen sind. Es besteht aus neun Büchern, die man schon früh mit den Namen der neun Musen bezeichnet hat. Aus den zahlreichen Reisen, welche Herodot vor Abfassung seines Werks unternahm, aus den mühsamen Forschungen, die er beim Sammeln der Materialien anstellte, kann man schließen, welchen hohen Begriff er von den Pflichten eines Geschichtschreibers hatte, und wie viel wichtiger es ihm schien, wahrhaft und zuverlässig als angenehm und beredt zu seyn. Wo er etwas erzählt, dessen Echtheit und Glaubwürdigkeit ihm verdächtig ist, setzt er aufrichtig seine Zweifel hinzu. Dennoch hat man ihn zu großer Leichtgläubigkeit beschuldigt, statt daß man es ihm hätte Dank wissen sollen, daß er eine Menge von Ueberlieferungen, die, so falsch und wunderbar sie auch sind, den Geist der alten Völker trefflich charakterisiren, uns aufbehalten hat. Eine kurze Uebersicht dessen, was wir dem Herodot verdanken, wird am besten seinen hohen Werth darthun. Ihm allein verdanken wir die Geschichte von dem Ursprung und den Fortschritten der Monarchie der Perser, so wie der frühern Meder und Assyrer. Der Ursprung des Lydischen Reichs, dessen Zerstörung durch Cyrus und die verschiednen Kriegszüge dieses berühmten Eroberers, die Eroberung Aegyptens durch Cambyses und die genaueste und umfassendste Beschreibung dieses Landes und seiner Bewohner, die zahlreichen Kriege der Nachfolger des Cyrus und besonders die Unternehmung des Darius gegen die Scythen, die den Verfasser zu einer höchst lehrreichen und getreuen Beschreibung aller damals bekannten Nordländer Europa's und Asiens führt: dieß sind die Hauptzüge der Einleitung, durch welche er auf die Geschichte des Kriegs der Perser gegen die Griechen kommt. Dieser Krieg selbst, so reich an großen Ereignissen und großen Charaktern, in dessen Lauf sich mit so vieler Energie und so vielem Glanz die verschiednen Gebrechen und Talente der berühmtesten Völker der alten Welt entwickelten: dieß alles vereinigt sich zu einem der größten und herrlichsten Gemählde, die je der menschliche Geist entworfen hat. Was die Schreibart und Ausführung betrifft, so haben diese schon im Alterthum die Bewunderung der einsichtigsten Kritiker erregt, und auch wir, für die so mancher Reiz nothwendig verloren geht, fühlen uns entzückt und gefesselt durch einen Vortrag voll Hoheit zugleich und Anmuth, voll Kraft und rührender Einfalt. Außer diesem Geschichtswerk besitzen wir unter Herodots Namen noch eine Lebensbeschreibung Homers, die ebenfalls von großem Werth ist und selbst im Alterthum allgemein für Herodots Werk gegolten zu haben scheint, von den meisten neuern Kritern aber ihm abgesprochen wird. Die besten Ausgaben von der Geschichte Herodots sind von Wesseling (Amst. 1763, Fol.) und Schweighäuser (Straßb. 1816, 6 B. 8.). Uebersetzungen haben wir von Degen, Jacobi und Lange. Sehr schätzbar sind die Arbeiten Larcher's über Herodot.

Heroen, Helden, Starke, hießen dem Griechen alle vor andern durch Tapferkeit, Muth, Kraft und Wissenschaft ausgezeichnete Männer der frühen Vorzeit. Er erkannte in ihnen übermenschliche Wesen und reihte sie zunächst an die Götter, zwischen welchen und den Menschen sie eine Mittelstufe bildeten. Sie waren ihm Halbgötter, an denen nur das Sterbliche untergegangen, das Göttliche aber nach dem Tode zu den Göttern übergegangen war. Helden dieser Art, halbgöttlicher Natur, pflegen in der Mythensprache vorzugsweise Heroen zu heißen. In der griechischen Heroenwelt, welche mit dem

Einfall der Herakliden in den Peloponnes (1120 vor Chr. Geb.) endet, und den Uebergang vom ehernen zum eisernen Zeitalter macht, treten folgende Stämme in verschiedenen Geschlechtern auf: 1. die Prometheiden, von Prometheus, oder Deukalioniden, von Deukalion; 2. die Inachiden, von Inachus; 3. die Agenoriden, von Agenor; 4. die Danaiden, von Danaus; 5. die Pelopiden oder Tantaliden, von Pelops oder Tantalus; 6. die Cekropiden, von Cekrops. Einzelne Geschlechter, z. B. die Aeakiden, Perseiden, Atriden, Herakliden, gehören unter den einen oder den andern jener größern Stämme. Die Epoche dieser Helden ist die Zeit des romantischen Heroismus, der Abenteuer und menschlichen Wunderthaten. Nach zwei vor andern der Auszeichnung würdigen Unternehmungen kann man diese Zeit in zwei Perioden abtheilen, und in diesen die Heroen vor dem Argonautenzug und die Heroen nach demselben unterscheiden. Unter letztern sind die Helden des trojanischen Krieges die vorzüglichsten. Die früheren Heroen ragen über die späteren hervor, die, wenigstens ihrer Zeit, nicht gleich als das erschienen, was die Folgezeit in ihnen sah. Bei der Ferne war der Antheil, den die Einbildungskraft an der Sage hatte, wenig beschränkt, die Nähe hob ihn fast ganz auf, weßhalb auch die Heroenwelt eigentlich da aufhört, wo die poetische Sage der Geschichte weicht. Als auch diese späteren Heroen, von der Zeit in weitere Ferne gerückt, in der Poesie fortlebten, standen sie ebenfalls als göttergleiche Gestalten da; jedoch kaum Einer gelangte zu der allgemeinen Verehrung, die man den früheren weihte. Weder diesen noch jenen wurden, wie den olympischen Göttern, größere Opfer gebracht, sondern man weihte ihnen nur geheiligte Haine und brachte Libationen auf ihren Grabhügeln. Nach Plutarch verehrten die Griechen am Tage des Neumonds ihre Götter, am darauf folgenden ihre Heroen, denen auch stets der zweite Becher gemischt wurde. Ihr Aufenthalt nach dem Tode wird verschieden angegeben. Einige, wie Bacchus, Hercules, Pollux u. a., gingen zur Burg der ewig waltenden Götter ein; andere wohnten auf den Inseln der Seligen; noch andere schimmerten am Sternenhimmel. Aber auch an diesen Vorstellungen änderte die folgende Zeit vieles. Uebrigens waren die Heroen der Griechen die Laren der Römer.

Heroide nennt man ein lyrisches Gedicht in Briefform, worin irgend ein Held oder eine Heldin (daher der Name, von Heros) der Fabel oder Geschichte einer andern Person ihre Empfindungen in einer merkwürdigen Situation des Lebens mittheilen. Sie können deßhalb als feierliche Monologen in entscheidenden Lagen des Lebens betrachtet werden. Ovid wird als der Urheber dieser Dichtungsart genannt, und nach seinen Mustern haben einige Theoretiker behaupten wollen, die Heroide gehöre zur Elegie. Ob schon sie aber öfters dem Gegenstand und der Person nach das weichere elegische Gefühl athmen kann, so hindert sie doch auch nichts, sich im höhern tragischen Ton auszusprechen, und Pope hat Heloisen an Abälard diesen Ton anstimmen lassen. Wollte man Pope verurtheilen, daß er nicht Ovid sey, so wäre das um nichts besser, als wenn man Ovid tadeln wollte, daß er nicht wie Pope dargestellt habe. Der Streit, ob die Heroide zur höhern oder niedern lyrischen Poesie gehöre, scheint ganz nichtig, weil doch alles von der bald mehr tragischen, bald mehr elegischen Situation abhängt. Wollte man aber gar die Heroide für unstatthaft erklären, weil sie sich nicht über den Leisten einer Theorie schlagen läßt,

so wäre dies noch thörichter. Diejenigen, die den poetischen Brief verwerfen, sollen wenigstens noch den ersten vernünftigen Grund darüber vorbringen. Mit ihm besteht denn auch die Heroide als ein lyrischer Brief. Keine Nation hat mehrere aufzuweisen, als die französische, wo Colardeau, Blin de St. More, Dorat besondere Beachtung verdienen; unter uns Deutschen sind Wielands Briefe Verstorbener an ihre noch lebenden Freunde (wenn man sie wirklich hieher zählen kann) auch jetzt noch das Vorzüglichste in dieser Art. dd.

Heroisch bezeichnet jene Energie des Willens, die trotz aller Gefahren große und edle Zwecke verfolgt. Der Heroismus besteht demnach in Handlungen. Gesinnungen kann man nur in so fern heroisch nennen, als sie zu heroischen Handlungen führen. Der Hauptcharakter des Heroischen ist Erhabenheit und dieses Gefühl müssen diejenigen Werke der Kunst (namentlich der Poesie und Musik) erwecken, die auf den Namen heroischer Anspruch machen.

Herold. Das Amt eines Herold ist so alt, als das der Priester; es findet sich bei allen Völkern der alten und neuen Welt, wo man die militärischen Herolde, unter der Benennung „Parlementärs," recht eigentlich wiederfindet. Ueberall hatten und haben sie den Charakter der Unverletzlichkeit, wie Gesandte noch höhern Ranges, und wurden und werden noch bei gewissen Feierlichkeiten durch Kleidung und eigene Attribute ausgezeichnet. — Bei den Römern unterschied man drei Classen derselben: Friedensherolde (Caduceatores), welche die Griechen (unter dem Namen κηρυξ) mit diesen gemein hatten, Kriegs- und Friedensherolde (Fetiales) und Herolde obrigkeitlicher Behörden (Praecones). Der eigentliche Friedensherold der Römer (Caduceator) trug gewisse Kräuter (Verbena, z. B. Myrten, Oelbaum, Rosmarin rc.), als symbolisches Zeichen seines Amtes und dessen Bedeutung und zu seiner Sicherheit in der Hand vor sich her; bei den Griechen aber einen Lorbeer- oder Olivenstab (Caduceus, s. d. Art.). Der Friedensherold der Athener trug statt dieses Schlangenstabes einen mit Wolle umwundenen und mit allerlei Früchten geschmückten Friedenszweig (εἰρεσιωνη); er mußte oft auch noch andern Beschäftigungen (sogar denen der Köche und Mundschenken) sich unterziehen; die griechische Benennung Kerykes war von Keryx (dem Sohne Mercurs und des Cecrops Tochter Pandrosus) abgeleitet, von welchem vornehmlich die athenischen Herolde abstammen, dagegen die lacedämonischen Nachkommen des Talthybius, des in einem Tempel zu Sparta göttlich verehrten Herolds des Agamemnon, seyn mußten. — Die Fetialen, ein von Numa eingesetztes Collegium von 20 Mitgliedern, hatten zugleich einen rein diplomatischen Character, denn ihre Geschäfte erstreckten sich über alles, was auf Kriegserklärungen und Unterhandlungen Bezug nahm. War ein Krieg beschlossen: so wurde er durch sie jedesmal vorher feierlich erklärt. Glaubte Rom sich von einem andern Volke beleidigt, so wurde durch einen Fetialen Genugthuung gefodert; erfolgte diese binnen 33 Tagen nicht, so begab der Herold sich abermals an die feindliche Gränze, warf einen blutigen Speer mit angebranntem Schafte hinüber und erklärte durch eine feierliche Formel (Clarigatio) den Krieg. Als Roms Gränzen sich immer mehr erweitert hatten, ward diese Ceremonie auf einem Felde vor der Stadt (ager hostilis) vorgenommen. Auch die Fetialen trugen jene heiligen Kräuter (verbena), aber als Kranz, um die Schläfe; diesem wurde noch ein Kie-

selstein, den sie bei sich führten, beigefügt, wenn sie zum Abschluß eines Friedenstractats abgesendet wurden. Die Präcones endlich wurden zu allen Proclamationen an das Volk, bei dem Gottesdienste, in den Comitien, bei öffentlichen Auctionen, bei gerichtlichen Verhören, im Senat, bei Verkündigung der Gesetze, die sie vorlesen mußten, bei feierlichen Leichenbegängnissen, bei Schau- und Fechterspielen, bei der Armee, wenn ein Feldherr diese haranguiren wollte, dann auch bei Hinrichtungen und überhaupt allen übrigen öffentlichen Versammlungen gebraucht. Die Herolde aller andern Nationen alter und neuer Zeit haben mit den Caduceatoren, Kerykeu und Fetialen der Römer und Griechen mehr oder weniger Verwandtschaft; ihre Costüme, die Feierlichkeiten bei Ausübung ihrer Functionen waren und sind überall anders. Brittische Wappenkönige sah man zuweilen in Deutschland bei gewissen Veranlassungen; z. B. als Herzog Ernst II. von Gotha 1773 den Orden des blauen Hosenbandes empfing, und noch kürzlich in Hannover bei den Feierlichkeiten des neuerrichteten Guelphen-Ordens am 30sten Decbr. 1815. In Dresden wurde am 20sten Decbr. 1806 von einem Herold in alter Tracht die Königswürde Friedrich Augusts proclamirt.

Heronsball, eine kleine hydraulische Maschine, die ihren Namen von ihrem angeblichen Erfinder, dem Mechaniker Hero aus Alexandrien, hat und aus einer kupfernen Kugel besteht, in welcher eine fast bis auf den Boden gehende Röhre senkrecht eingekittet ist, die dicht über der Oberfläche der Kugel mit einem Hahne muß verschlossen werden können. Leert man nun so gut wie möglich diese Kugel von aller Luft, was durch Aussaugen geschehen kann, dreht man hierauf den Hahn zu, taucht alsdann die Kugel unter Wasser und öffnet in diesem den Hahn, so wird durch den Druck der äußern Luft so viel Wasser in die Kugel getrieben, bis die noch in ihr zurückgebliebene Luft gleiche Dichtheit mit der äußern hat. Wenn man nun (mit dem Munde oder auf andere Weise) noch mehr Luft in die Kugel drängt und den Hahn noch einmal und so lange verschließt, bis die Röhre wieder in die Höhe gerichtet worden ist, so treibt die übermäßig hineingepreßte Luft das Wasser in einem Strahle so lange heraus und empor, bis die innere Luft der äußern wieder gleich ist. Die Erscheinungen des Heronsbrunnens haben gleichen Grund.

Herostratus, ein Bürger von Ephesus, den die Wuth, sich berühmt zu machen und seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, zu dem höchst seltsamen Entschluß trieb, den prächtigen Dianentempel zwischen der Stadt und dem Hafen von Ephesus in Brand zu stecken. Nur die vier Mauern und einige Säulen dieses Prachtgebäudes blieben stehen, das Dach und die innern Verzierungen des Schiffes waren ganz zerstört worden. Der Brandanstifter büßte die Unthat durch einen martervollen Tod. Auch decretirte der Reichstag der Jonier, daß sein Name einer ewigen Vergessenheit übergeben werden solle; doch eben diese Verordnung mußte sein Gedächtniß bewahren, so wie der Historiograph Theopompus in seiner Geschichte Griechenlands den Wunsch des Herostratus zur Erfüllung gebracht hat. Die Nacht des Jahres, in welcher jener Brand geschah, war zufällig dieselbe, in welcher Alexander der Große geboren wurde.

Herrenbank. Bei verschiedenen Gerichten (z. B. den Schöppenstühlen und beim sonstigen Reichshofrath) führt diesen Namen diejenige Abtheilung oder Bank der Beisitzer, auf welcher die Herren

und Ritter sich befinden, dagegen diejenige Bank, auf welcher die bürgerlichen oder gelehrten Mitglieder sitzen, die Gelehrtenbank genannt wird. Auch versteht man zuweilen unter jener Benennung die Herren und Ritter selbst.

Herrera (Hernando de), ein berühmter spanischer Dichter, geb. zu Sevilla gegen das J. 1516. Er widmete sich dem geistlichen Stande und starb gegen das J. 1595. Auffallend ist es, daß man durchaus nichts mehr von den Lebensumständen dieses Mannes weiß, dessen Dichterwerth seine Zeitgenossen so lebhaft fühlten, daß sie ihn vorzugsweise divino nannten; ein Beiname, der um so ehrenvoller für Herrera war, als er in einem Zeitraum lebte, wo die vorzüglichsten Köpfe um den Preis in der Dichtkunst mit ihm wetteiferten. Gebildet durch das Studium der Griechen, Römer und Italiener, umfaßte er zugleich alles Wissenswürdige, so daß sogar seine Einsichten in der Mathematik gerühmt werden. Viele seiner Gedichte sind erotischen Inhalts und ziehen durch sanfte Gefühle an; dagegen waltet in seinen Oden oft eine hohe Begeisterung. Mehrere seiner poetischen Arbeiten, deren seine Zeitgenossen erwähnen, sind nie erschienen und scheinen verloren gegangen zu seyn. Herrera war auch Verfasser einiger historischen Werke.

Herrera (Antonio), der berühmteste unter den spanischen Geschichtschreibern, war geboren 1559, und hieß von seinem Vater Tordesillas, vertauschte aber diesen Namen mit dem seiner Mutter. Er war längere Zeit Secretär von Vespasian des Gonzaga, Vicekönigs in Neapel, und wurde in der Folge von Philipp II. zum ersten Historiographen der beiden Indien und Castilien ernannt. Er starb zu Madrid im J. 1625, kurz nachdem er zum Staatssecretär erhoben worden war. Das vorzüglichste von seinen Werken ist seine allgemeine Geschichte der Thaten der Castilianer auf den Inseln und dem festen Lande des Oceans, von 1492 bis 1554. Aus den reichen Quellen, die ihm offen standen, hat er ein Werk geliefert, das durch Genauigkeit und Vollständigkeit vor allen Werken, die wir über die Entdeckung der neuen Welt besitzen, sich auszeichnet. Außer diesen erwähnen wir noch: Beschreibung von Westindien, 1601; Geschichte der Welt, unter der Regierung Philipps II., von 1584 bis 1598; Commentar über die Thaten der Spanier, Franzosen und Venetianer in Italien, von 1285 bis 1559. Madrid, 1624 u. s. w.

Herrnhut, ein offner Ort, mit 90 Häusern und 1200 Einwohnern, zwischen Löbau und Zittau in der Oberlausitz, am südlichen Abhange des Hutberges, auf dem Grunde und Boden des nördlich im Thale gelegenen Rittergutes Berthelsdorf Die feinen und dauerhaften Arbeiten der hier wohnenden Handwerker, Fabrikanten und Künstler werden überall geschätzt, besonders die Lakirwaaren, Lederarbeiten und Lichte. Die Wohnungen sind nett und freundlich, die Menschen harmlos und zufrieden und auch bei dem Aermsten herrscht Ordnung und Reinlichkeit. Die Lage des Ortes ist sehr angenehm und man bemerkt, daß er mit Bedacht zum Asyle, einer heitern Frömmigkeit gewählt ward. Vor dem J. 1722 war er noch wüste. In diesem Jahre aber siedelten sich Nachkommen der in ihrem Vaterlande verfolgten mährischen Brüder unter der Begünstigung des Grafen von Zinzendorf, damaligen Besitzers von Berthelsdorf, an der Mittagsseite des Hutberges an. Ueber die Eigenthümlichkeiten dieses Ortes und der Gemeinde, die ihn bewohnt, s. Brüdergemeinde.

Herschel (Wilhelm). Dieser berühmte Astronom, geboren zu Hannover den 15ten Nov. 1738, ist der Sohn eines unbegüterten Musikus, der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte. Glücklicher Weise fand der junge Herschel einen würdigen Lehrer, der seine Fähigkeiten erkannte, und ihn mit Eifer in seinen Lieblingswissenschaften, der Logik, Ethik und Methaphysik unterrichtete. Dadurch wurde des Jünglings Lernbegierde auf das lebhafteste gereizt, und er arbeitete mit ununterbrochenem Fleiß, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Diese, ein musikalisches Instrument und einige geschriebene Notenbücher waren alles, womit sein Vater ihn ausstatten konnte. Nach dem Ausbruch des siebenjährigen Kriegs kamen im J. 1759 Vater und Sohn mit einigen hannöverschen Truppen, zu deren Musikcorps sie gehörten, nach London. Jener kehrte nach Deutschland zurück, der Sohn aber blieb dort, um sein Glück weiter zu versuchen. Seine Lage in einem fremden Lande und ohne Freunde war sehr drückend; aber mit Standhaftigkeit ertrug er alle Widerwärtigkeiten, und fuhr beharrlich fort, sich in einer Beschäftigung zu üben, die ihm so wenig versprach. Er hoffte in der Provinz mehr Verdienst zu finden und verließ daher London. Das Glück führte ihn endlich nach Halifax, wo er die Stelle eines Organisten erhielt. Seine Lust zu lernen erwachte jetzt, da er der drückendsten Sorgen überhoben war, nur noch lebhafter; er studirte das Italienische, Lateinische und Griechische, ferner die Theorie der Harmonie, nach dem Werke des gelehrten aber dunkeln Dr. Smith. Er machte sich nach und nach auch mit den übrigen mathematischen Wissenschaften bekannt. Die Algebra lernte er für sich selbst; dann studirte er Euklid und Newton. In diese Zeit fällt wahrscheinlich seine Reise nach Italien. Hier machte Langlé seine Bekanntschaft zu Neapel. Darauf fand er ihn zu Genua in Verlegenheit wegen der Kosten seiner Rückreise nach England, wo er eben den Preis für eine Abhandlung erhalten hatte. Langlé verschaffte ihm die Gelegenheit, ein Concert zu geben. Herschel führte allein ein Quatuor auf, mittelst einer Harfe und zwei Hörnern, die er sich an beide Schultern hatte befestigen lassen. Das Neue dieses Schauspiels zog viele Menschen herbei, und der Ertrag reichte zu dem Reisegelde hin. Im J. 1766 ward er zum Organisten in Bath erwählt. Er hatte zugleich die Direction des Theaters, der Oratorien, der öffentlichen und Privatconcerte, und außerdem eine Menge Zöglinge zu unterrichten. Aber unter allen diesen Geschäften fand er Zeit, seine mathematischen Studien fortzusetzen. Er widmete ihnen nach einem arbeitsvollen Tage die Stunden der Nacht. In dem Ladies Diary von 1783 erschien von ihm die Beantwortung einer Preisaufgabe über die Schwingungen der Saite, wenn sie in der Mitte mit einem kleinen Gewichte beschwert ist. Schon früher waren seine Studien auf Optik und Astronomie gerichtet. Das Vergnügen, mit welchem er den Himmel durch ein zweifüßiges Gregorianisches Telescop betrachtet hatte, erweckte den Wunsch in ihm, einen vollständigen astronomischen Apparat zu besitzen. Er trug einem Freunde in London auf, ihm ein noch größeres Telescop zu kaufen, und beschloß auf dessen Anzeige von dem unerwartet hohen Preise, der dafür gefodert wurde, selbst ein solches zu verfertigen. Lange arbeitete er vergeblich, bis endlich ein glücklicher Erfolg seine Beharrlichkeit krönte, und er im J. 1774 die Genugthuung hatte, den Himmel durch einen selbstverfertigten fünffüßigen Newtonianischen Reflector zu betrachten. Nicht

zufrieden damit, ging er weiter, und beschloß, Instrumente von größerm Umfang zu verfertigen, als man bisher noch gekannt hatte. Nachdem er dergleichen von 7 und 10 Fuß zu Stande gebracht hatte, unternahm er die Verfertigung eines zwanzigfüßigen Instruments. Sein Fleiß und seine Ausdauer bei diesen Arbeiten waren unglaublich. Er genoß dafür die Belohnung, in der Nacht des 13. März 1781 einen neuen, zu unserm Sternsystem gehörigen Planeten zu entdecken, den er Georgium sidus, das Ausland aber Herschel nannte, der aber jetzt den Namen Uranus führt. Für diese große Entdeckung ernannte ihn die königliche Gesellschaft zu ihrem Mitglied. Im folgenden Jahre nahm ihn der König unter seinen unmittelbaren Schutz. Herschel verließ Bath und seine musikalischen Instrumente und zog nach Slough bei Windsor, wo ein Haus und eine Sternwarte für ihn eingerichtet wurden. Hier in einer glücklichen Unabhängigkeit, sah er sich in den Stand gesetzt, seine Plane weiter zu verfolgen. Schon zu Bath fing er damit an, ein dreißigfüßiges Telescop zu verfertigen; jetzt brachte er von 1784 bis 1789 ein vierzigfüßiges zu Stande. S. dessen Beschreibung in den philosoph. Transact. von 1795 und die Bibl. britannique, T. I. Allein die Schwierigkeiten, einem Instrumente von solchem Umfange die gehörigen Vollkommenheiten zu geben, sind fast unübersteiglich, und so ist bis jetzt dieses Telescop mehr ein Gegenstand der Bewunderung als der Brauchbarkeit gewesen. Herschel hat keine seiner wichtigen Entdeckungen demselben zu verdanken. Im J. 1783 entdeckte er einen Vulkan im Monde, und im J. 1787 noch zwei andere; am Uranus aber entdeckte er, daß er mit einem Ring umgeben sey und sechs Trabanten habe. Für diese wichtigen Erweiterungen der Sternkunde ernannte ihn die Universität zu Oxford zum Doctor der Rechte, eine Würde, mit welcher sie, zumal gegen Fremde, nicht freigebig ist. Wir bemerken noch, daß Herschel in seiner kenntnißreichen Schwester Caroline (geb. den 16. März 1750) eine thätige Gehülfin bei seinen Arbeiten hatte. Auch sie hat mehrere wichtige Entdeckungen gemacht, z. B. 5 Kometen in den Jahren 1786 bis 1791, und der königlichen Gesellschaft in geistreichen Abhandlungen vorgelegt. Unter mehreren Abhandlungen von Herschel ist die über die Nebelsterne, welche er für entfernte Sonnensysteme hält, sehr merkwürdig. Uebrigens ist er ein kerngesunder Mann von bescheidenen Sitten, im Umgang offen, mittheilend und heiter.

Hertha, Jord, Joard, (die Gäa, Tellus, Titäa, Cybele der Römer und Griechen), die Erde, eine Göttin der scandinavischen Mythologie die heilige, erhabene Schöpferin, Mutter, Erhalterin, gemeinschaftlich verehrt von den Assiern, Longobarden, Reudignern, Avionen, Angeln, Warnern und noch andern germanischen Völkerstämmen, welche jenseit der Elbe in der Gegend der Warne und an den Ufern der Ostsee wohnten. Hertha war die Tochter der Nacht und des Anar, Schwester des Dagur oder des Tages von mütterlicher Seite, Gemahlin des Odin, und Mutter des Thor oder Donnergottes genannt, und ist ohne Zweifel ganz eine und dieselbe mit Frigga (s. Nordische Mythologie). Der Grund ihrer Verehrung war vorzüglich der beruhigende Glaube, daß sie Antheil an den Angelegenheiten der Menschen nehme, sie leite, und diese sogar zu gewissen Zeiten besuche. In einem heiligen Hain auf einer Insel des östlichen Oceans befand sich das Heiligthum der Göttin. In dem dunkelsten Schatten stand ein der Hertha geweihter Wagen, mit einem Teppich bedeckt; er durfte

nur von dem eingeweihten Priester berührt werden. Nur diesem ward es wissend, wenn die Göttin den Thron ihres Gemahls verließ und im Innern des Wagens sich befand. Nun spannten Hertha's Diener zwei junge Kühe vor das Heiligthum, und geleiteten so die Erhabene durch das Land. Da begannen die Feste. Alle Fehden hörten auf — die Waffen entfielen den Kämpfern und wurden sogar verschlossen, und so lange Hertha's Wagenräder rollten, (aber auch nicht länger), war eine allgemeine Versöhnung, tiefe Ruhe unter den Völkern, die sie anbeteten. Der Augenblick, wo die Göttin nach ihrer himmlischen Heimath zurückverlangte, wurde dann dem geleitenden Priester kund, der sie hernach in den heiligen Hain zurückbrachte. Der Wagen nebst Teppich und der Göttin selbst wurde nun in den heiligen im Haine befindlichen See hinabgelassen und von Sklaven darin abgewaschen, die aber sogleich nach vollbrachter Arbeit von den geheimnißvollen Fluthen verschlungen wurden. Mit heimlichem Ergrauen ward das Volk erfüllt, das ehrfurchtsvoll kaum eine Vorstellung von den Dingen sich erlaubte, welche die Unglücklichen in dem Wasser sahen, und deren Anschauen sie mit dem Leben bezahlen mußten. Die Insel Rügen hält man für jenes Eiland, welches das Heiligthum der Göttin trug. Auch sieht man dort noch in einem großen Buchenhain einen runden Platz von hohen, uralten Buchen umgeben, kühl und düster, und in dessen Mitte einen kleinen See mit stehendem, beinahe schwarzem Wasser. Dieser Platz liegt in der sogenannten Stubnitz, und wird von den Einwohnern der Burgwall und Burgsee genannt. (S. Kosegartens Rhapsodien, Band 2.)

Herz. Dieses mit dem Blutumlauf unzertrennlich verbundene Eingeweide ist als der muskulöseste Anfang der Arterien und als das muskulöseste Ende der Venen anzusehen. Es steht nur mit den großen Blutgefäßen, an denen es gleichsam als ein blinder dicker Fortsatz hinter dem Brustbeine befestigt ist, in Verbindung, und wird durch einen Beutel in eine bestimmte Lage eingeschränkt. Die Gestalt des Herzens ist kegelförmig. Gewöhnlich liegt es beim Menschen mit seiner Achse so, daß es die Spitze links unterwärts und etwas vorwärts, die Basis hingegen rechts hinterwärts richtet. Daß es in zwei Kammern getheilt ist, bemerkt man schon von außen an der Kerbe auf der obern, und an einem Streifen auf der untern Fläche. Das mit seinem Beutel aus dem Körper eines erwachsenen Menschen herausgelös'te Herz wiegt 10 bis 12 Unzen, und besteht aus vier Stücken, der Lungenarterienkammer, der Aortenkammer, dem Lungenvenensack und dem Hohlvenensack. Alle diese Stücke hangen unzertrennlich zusammen, und sind nur in der Mitte durch eine gemeinschaftliche Scheidewand von einander abgesondert. Außer den vier allgemeinen Blutgefäßen, der Lungenarterie, der Aorte, der Lungenvene und der Hohlvene, hat das Herz auch seine eigenen Gefäße, die es mit Blut versorgen. Dies sind die ersten Zweige aus der Aorte, oder die rechte und linke Kranzarterie. Nerven hat es weniger, und Einige sprechen ihm das Empfindungsvermögen ganz ab. Die Bewegung des Herzens, die nur mit dem Tod aufhört, besteht in einer wechselsweisen Zusammenziehung und Erweiterung. (S. d. Art. Blut.)

Herz (Marcus), philosophischer Arzt in Berlin und als Verf. der classischen Schrift „über den Schwindel" (Berlin 1786 und 1790) in der philosophisch-medicinischen Literatur unvergeßlich. Er war in Berlin geboren den 17ten Jan. 1747 und starb dort am

19ten Jan. 1803. Sein Vater war ein armer jüdischer Schreibmeister und Marcus kam als Lehrling zu einem jüdischen Handelsmann nach Königsberg. Hier lehrte damals Kant. Bei Herz erwachte feurige Liebe zu den Wissenschaften, er fand Unterstützung und machte schnell die größten Fortschritte. Mit Kants, seines Lehrers und Freundes, Empfehlungen an Lambert, Sulzer und Mendelssohn kehrte Herz 1774 nach Berlin zurück. Er hielt hier bis zu seinem Tode sehr besuchte Vorlesungen über Experimentalphysik, war glücklicher Arzt, Vorsteher des jüdischen Krankenhauses, und einer der liebenswürdigsten, angenehmsten Männer als Gesellschafter, so wie sein Haus der Sammelplatz der guten und gebildeten Gesellschaften war. Zu seinen Bizarrerien gehörte seine Abneigung gegen die Kuhpocken-Impfung, welche er die Brutal-Impfung nannte.

Herzberg (Ewald Friedrich Graf von), königlich preußischer Cabinetsminister und Curator der königlichen Akademie zu Berlin, geb. am 2ten September 1725 zu Cottin bei Neu-Stettin, gestorben am 27sten Mai 1795, im 70sten Jahre, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert lang mit Geist und Kraft seinem Vaterlande gedient hatte. Graf Herzberg war einer der größten Diplomatiker seiner Zeit. Frühzeitig schon entwickelte er Talente für die Laufbahn, die ihm so vielen Ruhm brachte, in einer umständlichen Abhandlung über das brandenburgische Staatsrecht, als er die Universität Halle verließ, wo er unter Böhmer, von Ludwig, Schmauß und Wolf dem Studium des deutschen Staatsrechts und der dahin einschlagenden Wissenschaften drei Jahre eifrig sich gewidmet hatte. Da das berliner Cabinet den Druck dieser Schrift nicht gestattete, so wählte er zum Gegenstande der Streitschrift, die er öffentlich ohne Vorsitz vertheidigen wollte, die Geschichte der Churfürsten-Vereine. Bald hierauf wurde er beim Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, zum Personale der churbrandenburgischen Gesandtschaft zur Kaiserwahl als Legationssecretär gezogen, und 1742 Legationsrath, als er Friedrichs des Großen Aufmerksamkeit durch seinen Fleiß und sein unablässiges Arbeiten im Archiv auf sich geheftet hatte. Er hatte nämlich aus den Archiven Auszüge für des Königs Friedrich II. Denkwürdigkeiten von Brandenburg, vorzüglich für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs und des brandenburgischen Kriegswesens, gemacht. Deßwegen erhielt er (1650) auch den Auftrag, das seit dem Kriege von 1745 eingepackt gewesene geheime Staats- und Cabinetsarchiv wieder auszupacken und neu zu ordnen, durch welche Beschäftigung er nur um so mehr für sein künftiges, geschäftreiches Leben sich vorbereitete. Seine, von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gekrönte, Abhandlung über die erste Bevölkerung der Mark Brandenburg hatte die Folge, daß er zum Mitgliede der Akademie und zum geheimen Legationsrath ernannt wurde; in diesem Charakter erhielt er später die Besorgung eines Theils der geheimen Expeditionen im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, wo er nun den gewöhnlichen Conferenzen beiwohnen durfte. Zu jener Zeit schrieb er die höchst schätzbare „Historie der ehemaligen brandenburgischen Seemacht des Churfürsten Friedrich Wilhelm des Großen und der afrikanischen Compagnie, wie auch der brandenburgischen Besitzungen auf der Küste von Afrika, welche König Friedrich Wilhelm 1720 an die Holländer verkauft hat." Aus den, in dem Archiv zu Dresden gefundenen Depeschen des österreichischen und sächsischen Hofes arbei-

tete Herzberg (1756) binnen acht Tagen das berühmte Mémoire raisonné in drei Sprachen (lateinisch, deutsch, und französisch) aus, das in unzählbarer Menge verstreut wurde; in Wien allein wurden an einem Tage 210,000 Exemplare verkauft. Bald nachher ward er erster Geheimerath oder Staatssecretär beim auswärtigen Departement, und leistete während des Krieges dem Könige große Dienste. Der Friedenstractat mit Rußland und Schweden (1762) war sein Werk, und nun erschien auch der wichtige Augenblick, wo die Abschließung des Hubertsburger Vertrags ihm jenen denkwürdigen Lobspruch aus dem Munde seines Königs: Vous avez fait la paix, comme j'ai fait la guerre, un contre plusieurs, und den Posten eines zweiten Staats- und Cabinetsministers (oder Ministers der auswärtigen Angelegenheiten) erwarb. Die erste Theilung von Polen sollte geschehen (1772); sie wäre vollbracht worden, auch ohne Preußens Theilnahme, das fühlte Herzberg, wie Friedrich selbst, und da in solchem Falle Westpreußen wesentlich nothwendig ward für Preußens Vertheidigungsstand, so war auch Niemand thätiger, als Herzberg, um Friedrichs nächstes Recht auf jene (durch den Vertrag von Thorn 1466 von Preußen losgetrennte) Provinz unumstößlich zu deduciren und durch die feinsten Rathschläge das Gelingen seiner Absichten zu befördern. Der Bayersche Erbfolgekrieg und der Teschner Friedensschluß gaben ihm nachher viel Beschäftigung und vergrößerten seinen Ruhm. Die Absichten Oesterreichs auf Bayern gaben bekanntlich (1785) die unmittelbare Veranlassung zu Friedrichs erhabenstem Werke, zur Errichtung des Fürstenbundes, wobei außer dem Könige selbst und dem damaligen Kronprinzen, dem Minister Herzberg der größte Theil des Ruhms gebührt. (S. Bd. 2. der von Herzberg unter dem Titel: „Recueil des Déductions, Manifestes, Déclarations, Traités et autres Actes, qui ont été rédigés et publiés pour la Cour de Prusse,“ herausgegebenen Sammlung von Staatsschriften.) In den letzten Lebenstagen Friedrichs des Einzigen war Herzberg einer der Wenigen, die der große König zu seiner täglichen Gesellschaft in Sanssouci um sich hatte. Herzberg konnte erwarten, mit dem Tode seines königlichen Freundes in eine politische Dunkelheit zurückgehen zu müssen; Friedrichs Nachfolger aber gab ihm in kurzer Zeit mehrere Zeichen seiner Gnade und seines Vertrauens. Er ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden, wählte ihn zu seinem Begleiter bei der Huldigungsannahme in Preußen und Schlesien, erhob ihn in den Grafenstand, beauftragte ihn, die Huldigung in Pommern und der Neumark für ihn zu empfangen, übertrug ihm die auswärtigen Geschäfte und ernannte ihn zum Curator der Akademie. — Herzberg erwarb sich unter der neuen Regierung auch neue Verdienste. Seine Bemühungen stillten die Unruhen in Holland. Außerdem beschäftigte ihn vorzüglich die Erhaltung des politischen Gleichgewichts, im Geiste der Grundsätze, welche den Charakter des Fürstenbundes ausmachen. Ein Resultat hievon war die denkwürdige Reichenbacher Convention (1790), welche aber durch des Königs von Preußen Nachgiebigkeit für England und Holland auf eine ganz andere Basis abgeschlossen wurde, als Herzberg früher gewollt hatte. Da er nicht durchdringen konnte, lieh er doch seine Feder zu der berühmten Generaldeclaration an Oesterreich, welche dem Kaiser Leopold die Bedingungen vorschrieb, unter welchen Preußen und die Seemächte wollten, daß er Frieden mit der Pforte

schließen solle. Doch ließ jenes Mißlingen eines Planes, den er selbst für sein Meisterstück hielt, einen Stachel in Herzbergs Brust zurück, der durch mehrere, seiner einmal gereizten Empfindlichkeit schmerzlich fallende, Umstände, worunter die Anstellung zweier neuen Minister gehörte, immer mehr geschärft wurde, so daß er endlich (im Mai 1791) seine Entlassung begehrte, die ihm aber nicht zugestanden und er nur von der Besorgung einiger Geschäfte des auswärtigen Departements entbunden wurde; er selbst reducirte demnach allmählig seinen Wirkungskreis bloß auf die Curatel der Akademie und die Aufsicht über den preußischen Seidenbau, woneben ihn seine eigene ländliche Oekonomie lebhaft beschäftigte, so wie die Geschichte des großen Friedrichs, wozu er das geheime Archiv benutzen durfte, die er aber nicht vollendet hat. Das Gefühl dankbarer freundschaftlicher Anhänglichkeit an den verklärten König war überhaupt das herrschende, welches ihn in die Geschäftsruhe begleitete. So brachte er ein Denkmal auf Friedrich, mit einer eigenen Aufopferung von 1000 Thalern, zu Stande; es bestand aus einer marmornen Bildsäule von Schadow, die er selbst durch eine Rede (am 10ten Oct. 1793) einweihte. Die zweite Theilung Polens (1793) und Preußens politisches Verhältniß, das durch dessen Theilnahme an der Coalition gegen Frankreich in eine gewisse Crisis gerathen war, brachte ihn zu dem Entschlusse, dem Könige seine Dienste wieder anzubieten. Er that dies in drei Schreiben an Friedrich Wilhelm II. (im Juli 1794), welche nur Patriotismus, Weisheit und edles Selbstgefühl athmen. Vielleicht war es dieses Letztere, weßwegen der König ihn bitter zurückwies. Der Schmerz über verfehlte Wünsche und unbefriedigte Erwartungen mußten nothwendig ein Gemüth, wie Herzberg war, an den zartesten Nerven angreifen. Elf Monate nach des Königs förmlicher bitterer Zurückweisung nahm ihn das Grab auf. — Herzbergs Verdienste um die Akademie der Wissenschaften, in deren Interesse er die vorzüglichsten Gelehrten Preußens zu ziehen wußte, sind nicht minder groß. Besonders lag ihm deutsche Literatur und die Cultur der deutschen Sprache am Herzen; sein Plan zu einer Verbesserung derselben nach Leibniz setzte die besten Köpfe, die gründlichsten Gelehrten (Gedike, Zöllner, Teller, Meierotto, Ramler, Moriz) in Bewegung, und er widmete diesen Arbeiten und der Ausführung vieler Vorlesungen, die er in der Akademie hielt, den größten Theil der Muße, welche ihm die Zurückgezogenheit von den Geschäften gewährte. Mit bedeutenden Aufopferungen ließ er auch die Verbesserungen des vaterländischen Schulwesens sich angelegen seyn; er suchte das Loos der armen Landschullehrer besonders dadurch zu erleichtern, daß er ihnen, bei seinen großen Bemühungen um die Cultur des Seidenbaues in Preußen, hierin einen Nebenverdienst verschaffte. Er selbst legte auf dieses Product der vaterländischen Industrie einen so hohen Werth, daß er einst (1784) seinem Souverain an dessen Geburtstage nichts angenehmeres zu erweisen wußte, als daß er, der immer durch die höchste Einfachheit im Aeußern sich auszeichnete, an jenem Tage in einem prächtigen Sammetkleide erschien, das von selbst gewonnener Seide in Preußen gefertigt worden war. So wie hierin, wirkte Herzberg auch im Allgemeinen noch für die Verbesserung der Landwirthschaft, worin er auf seinem Gute Britz überall mit gutem Beispiele voranging. In seinem bürgerlichen Leben war Herzberg, dessen ausdrucksvolle Physiognomie in rei-

nen Zügen den gebildeten Denker auf den ersten Blick verkündete, anspruchlos, schlicht, patriarchalisch; er sah wenig Gesellschaft bei sich, und meistens nur Gelehrte, die ihm wegen seiner unendlichen Verdienste, schätzbaren Kenntnisse und um seines staatsschriftstellerischen Charakters willen viele Verehrung und Anhänglichkeit zollten. Seine Offenheit und Geradheit wurde ihm als Diplomatiker oft zur Last gelegt; so liebenswürdig ihn jene schönen Eigenschaften machten, so glaubte man doch, daß er in Beziehung auf seine Geschäfte, deren Natur freilich mehr Verschlossenheit bedurfte, nicht hinlängliche Vorsicht und Klugheit beobachte. Vielleicht lag hierin ein Grund, daß man das Allerheiligste des Cabinets zuletzt ganz vor ihm verschloß, ja sogar seine Correspondenz in Geheim controlirte. Allein große Geneigtheit für Publicität überhaupt war ein wesentlicher Grundzug seines Charakters. In diesem Geiste sprach er einst in einer Vorlesung, welche er am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms II. in der Akademie hielt, die in dem Munde eines so alten ausgebildeten Diplomatikers um so sinnvollern Worte: "jeder Staat, der seine Handlungen auf Weisheit, Kraft und Gerechtigkeit gründet, gewinnt allemal, wenn sie durch jene Publicität ins helle Licht vors Publicum gesetzt werden, die nur denjenigen Regierungen gefährlich ist, die dunkle und versteckte Schleichwege lieben;" und in diesem Geiste schrieb er einst an Angelo Fabroni zu Pisa: — „recte faciendo neminem timeas!" — I

Herzog bedeutet ursprünglich den Anführer eines Heeres (oder einer größern Abtheilung desselben), welcher vor demselben herzog, und zugleich denjenigen, welcher in wichtigen Rechtshändeln, wo die Grafen als Unterrichter nicht entscheiden durften, entschied, im Allgemeinen aber in Zeiten des Friedens die höchste Gewalt mittelbar oder unmittelbar, als Vorgesetzter einer Landschaft, ausübte. Eine solche Landschaft erhielt den Namen Herzogthum; die Herzoge wurden Regenten, Besitzer des Landes selbst, und in dieser Bedeutung versteht man das Wort vorzüglich und jetzt ausschließlich. Die ältesten Herzoge waren in Bayern, Sachsen, Schwaben und Franken. Nach und nach würde die herzogliche Würde erblich, und geht der gemeinfürstlichen vor. In Deutschland, wo man im vierten Jahrhunderte (unter Constantin dem Großen) die erste Spur davon vorfindet, hatten die Herzoge, so lange die alte Reichsverfassung dauerte, den Rang unmittelbar nach den Churfürsten. — Der Titel Erzherzog bedeutet den vornehmsten Herzog eines Reiches; die Herzoge von Lothringen und Brabant führten ihn; jetzt haben ihn vorzugsweise die Prinzen von Oesterreich. Höher stand von jeher der Großherzog, als solcher, der mehrere Herzoge und Fürsten unter sich haben soll; in der neuern Zeit führten die Regenten von Toscana diesen Titel, den mit königlichem Range zur Zeit Napoleons mehrere deutsche Fürsten als Mitglieder des rheinischen Bundes erhielten, nähmlich: Baden, Hessen (Darmstadt), Berg, Frankfurt und Würzburg. Die Titel der drei leztern sind seit 1814 weggefallen, dagegen hat ihn Sachsen-Weimar und Meklenburg angenommen, und für Preußen sind zwei neue Großherzogthümer, Polen und vom Nieder-Rhein, errichtet worden.

Herzogenbusch, (Bois-le-Duc) auch schlechtweg im Busch genannt, eine befestigte Stadt im Königreich der Niederlande, mit 3200 Häusern und 13300 Einwohnern, am Zusammenfluß der Dom-

mel und Aa, welche durch ihre Vereinigung die Diest bilden. 5° 9' Länge von Greenwich, 51° 40' nördlicher Breite. Herzog Gottfried von Brabant ließ im Jahr 1184 hier einen Theil des Waldes ausrotten, und legte den Grund zu diesem nachmals wichtigen militairischen Posten. Die heutigen Festungswerke bestehen in starken Mauern und sieben sich gegenseitig flankirenden Bastionen, vorzüglich aber darinn, daß die ganze Umgegend nach Willkür unter Wasser gesetzt werden kann. Zu seiner sonstigen Vertheidigung dienen die Forts Creve-Coeur, Isabella, und St. Anton nebst der im 18ten Jahrhundert erbauten Citadelle Papen-Briel. — Die Stadt hat vier Thore und drei Eingänge zu Wasser. Die Kathedral-Kirche ist eine der schönsten in den Niederlanden. Herzogenbusch, welches in den Religionskriegen des 16ten Jahrhunderts viel gelitten, kam erst 1629 an Holland. Den 14ten Sept. 1794 siegten hier die Franzosen über ein englisches Truppencorps. Den 9ten Oct. desselben Jahres ging es an Pichegrü über. Im Januar 1814 nahm es der preußische General v. Bülow.

Hesekiel, s. Ezechiel.

Hesiodus, einer der ältesten Dichter Griechenlands, von welchem noch Werke auf unsere Zeit gekommen sind, war aus Kumä in der kleinasiatischen Provinz Aeolien gebürtig, verließ aber als Jüngling seinen Geburtsort, und lebte nachher in Askra, einem Flecken in Böotien, am Fuße des Helikon. Hievon heißt er der Askräer. Nach Einigen soll er bei den Akarnanern die Wahrsagerkunst ausgeübt haben, die, zumal in Böotien, mit der Poesie in nahem Zusammenhange stand. War er, wie Andere berichten, ein Priester im Tempel der Musen auf dem Helikon, so konnte er leicht Poesie und Prophetenkunst gemeinschaftlich üben. In seinem Alter wohnte er zu Lokris, und soll von zwei Lokriern, die ihn im Verdacht eines unerlaubten Umgangs mit ihrer Schwester hatten, ermordet worden seyn. Seinen Leib warfen sie ins Meer, Delphine aber brachten ihn ans Ufer; die Mörder wurden entdeckt und bestraft. So lautet die gewöhnliche Sage; genau betrachtet wissen wir von ihm sehr wenig Gewisses. Gleich über sein Zeitalter ist man ungewiß. Nach einer bekannten Sage hätte er einst zu Chalkis einen Wettstreit mit Homer, und erhielt den Preis. Demnach wäre er ein, wenn auch jüngerer, Zeitgenosse Homers. Herodot erklärt beide für gleichzeitig, und setzt sie 400 Jahre vor seiner Zeit, also ungefähr 900 Jahre vor Christus. Hesiodus selbst erklärt sich (Tage und Werke 174) dem nächsten Zeitalter nach dem trojanischen Kriege angehörig, aber freilich in einer Stelle, die der Kritik verdächtig ist. Ueberhaupt hat diese mehrere Gründe für ein späteres Zeitalter des Hesiodus. Johann Tzetzes berichtet, daß sechzehn Werke den Namen Hesiods geführt haben. Von dreizehn wissen wir bloß die Titel noch, und können daher nur von dreien noch übrigen urtheilen. Diese sind 1. die Theogonie, eine Sammlung der ältesten Mythen, hier zu einem Ganzen geordnet; das wichtigste, aber auch schwierigste von allen. An sie schloß sich vermuthlich der Catalog der Frauen an, aus dessen viertem Gesang, die großen Eöen genannt, das Bruchstück 2. Schild des Hercules seyn soll, welches jedoch offenbar aus zwei verschiedenen Bruchstücken an einander gereiht ist, die schwerlich von demselbigen Verfasser seyn können. (Uebers. von J. D. Hartmann, Lemgo 1794. Ausgabe von C. F. Heinrich,

Bresl. 1802. Schlichtegrolls archäol. Untersuchung darüber, Jena 1790). Der Stoff der Theogonie ist aus früheren Kosmogonien und Theogonien entlehnt, woraus sich so manches Auffallende in Inhalt und Verbindung erklärt, denn man findet Verschiedenheit der Mythen, die bald roher und unentwickelter, bald feiner und gebildeter sind; und Verschiedenheit der Erzählung, die bald kurz und schmucklos, bald weitläuftiger und verschönert ist. Aus mehrmaliger Wiederholung des nämlichen Mythus nach Verschiedenen entstand öfterer Widerspruch; die Zusätze und Einschiebsel von Neueren zu den alten Dichtungen störten die Harmonie des Tons. (Heyne de Theogonia ab Hesiodo condita in den Comment. Soc. Reg. Gott. Vol. 2. 1779. Ausgabe von Wolf, Halle 1783. Briefe über Homer und Hesiodus von Hermann und Kreuzer. 1817.) Aus der didactischen Sammlung ist ein Werk auf uns gekommen, welches den Titel führt: 3. Werke und Tage (Hauslehren: Hesiods moral. und ökonom. Vorschriften. Griechisch und Deutsch von J. D. Hartmann mit Anmerk. von L. Wachler, Lemgo 1792), ein didactisches Gedicht über Landwirthschaft, Tagewahl, untermischt mit Vorschriften der Lebensklugheit für Erziehung, Hauswirthschaft, Schiffahrt u. s. w. Deutlicher und dem Inhalt entsprechender ist die Ueberschrift, welche Tzezes wählte: Ethische und ökonomische Vorschriften. In diesem Werke, welches nach Pausanias (9, 31), die Böotier allein für echt Hesiodisch anerkannten (bis auf die ersten 10 Verse), erfahren wir von Hesiodus selbst das Meiste. Er und sein Bruder Perses lebten mit ihrem Vater zu Askra, und nährten sich von Ackerbau und Viehzucht. Nach des Vaters Tode wurde das Vermögen unter beide Brüder getheilt, ungerechte Richter aber brachten den Dichter um die Hälfte seines Eigenthums, und sprachen es seinem eben so habsüchtigen als verschwenderischen Bruder zu. Ihm blieb nichts übrig, als seinen Rest klug zu bewirthschaften, und das gelang ihm so gut, daß er nichts schien eingebüßt zu haben. Seines Bruders Habe hingegen verminderten Trägheit und Vernachlässigung der Wirthschaft, und verleiteten ihn zu Rechtshändeln und Bestechungen. Alle diese Umstände veranlaßten gegenwärtiges Gedicht. Wer unsern Dichter in seiner ganzen Liebenswürdigkeit will kennen lernen, der lese die gemüthliche Entwicklung dieses Gedichts in J. G. Müllers Reliquien, Bd. I. S. 10 — 32. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß bei Anordnung desselben sich mancherlei Wiederholungen finden, aus denen einige auf die Einfalt des Hesiodischen Zeitalters, andere auf eine spätere Zusammensetzung des ursprünglich nicht ganzen Gedichtes schließen lassen. Vernachlässigung der Uebergänge deutet ebenfalls darauf hin. Nach allem diesem ergibt sich nun aber ohne Erinnerung, daß, den poetischen Charakter des Hesiodus anzugeben, so leicht nicht sey. Wenn aber Dionysius von Halicarnaß von ihm sagt: Anmuth sey sein Ziel, in der Wahl der Worte suche er Weichheit, in der beifallswürdigen Wortstellung Flüssigkeit; wenn Vellejus ihn als einen Mann von sehr feinem Geiste rühmt, der durch die weichste Süßigkeit der Gesänge merkwürdig sey, und Quintilian ihm den Kranz in der mittlern Gattung des Ausdrucks zuerkennt: so wird schwerlich jemand diesen Urtheilen widersprechen. Hält man ihn vergleichend an Homer, so findet man, daß Hesiodus von dem ionischen Sänger sich unterscheide durch Mangel

an schöner epischer Entfaltung, durch Zusammendrängen des Mannichfaltigen, durch Tendenz zum Didactischen; weßhalb der Gedanke die Dichtung überwiegt, welche häufig kälter und matter ist, als die Homerische. Sieht man auf die Poesie beider, wiefern sie ein Denkmal der sittlichen Cultur und Ausbildung ihres Zeitalters ist, so findet man, daß die Hesiodische Weltansicht sich an die Homerische anschließt. Beide sind in Absicht der Schätzung der Tugenden und Laster größtentheils einander gleich, beide dringen gleich stark auf Ausübung der Gerechtigkeit, auf Heiligkeit des Eides, der Rechte der Gastfreundschaft, auf Versöhnlichkeit, aber nur unter der Bedingung hinlänglicher Genugthuung, aus Furcht vor der Strafe des Zeus. Doch deuten bei Hesiodus die immer wiederkehrenden Klagen über die geschenkefressenden Könige und ihre falschen Richtersprüche, nebst den bittern Ausfällen auf das weibliche Geschlecht, auf einen nachhomerischen Zustand der bürgerlichen Verfassung und Sitten, auf einen Mittelzustand, wie er in dem gährenden Uebergange zwischen der Herrschaft heroischer Könige und dem Republikanismus Statt finden konnte, von dem sich schon bestimmtere Spuren zeigen. — Die vorzüglichsten Ausgaben dieses Dichters sind von Dan. Heinsius 1603, 4.; von Robinson, Oxf. 1737, 4.; Lösner, Leipzig 1787. Uebersetzungen der sämmtlichen Gedichte besitzen wir von Chr. Heinr. Schütze, Hamb. 1797, und J. H. Voß, Heidelb. 1806. — Man sehe übrigens: Uebers. d. Gedichte des Hesiodus, ihren Ursprung und Zusammenhang mit denen des Homer, von Fr. Thiersch. dd.

Hesperiden. Hesiod, der sie in der Theogonie Kinder der Nacht nennt, singt von ihnen:

> Hesperiden zugleich, jenseit der Okeanosströmung,
> Die Goldäpfel bewachen, und Goldfrucht tragende Bäume.

(Nach Andern waren sie Töchter des Atlas, oder des Zeus und der Themis, oder auch der Keto und des Phorkys). Diese helltönigen Hesperiden werden den Gorgonen gegenüber und an den Atlas gesetzt. Ihr Mithüter ist ein Drache, von Hesiodus Ladon genannt. Nach Apollonius hießen die Hesperiden Hespere, Erytheïs und Aegle; nach Apollodor Aegle, Erytheia, Hestia, Arethusa; nach Lutatius Aegle, Arethusa, Hesperie. Die goldnen Aepfel, welche sie bewachten, waren ein Brautgeschenk, welches die Erde der Juno bei ihrer Vermählung gab, und welche seitdem in dem Garten dieser Göttin prangten. Diesen Garten aber haben wir nach Hesiod auf einer westlichen Oceaninsel, nach Pherecydes am Fuße des hyperboreischen Atlas zu suchen. Bekanntlich war es des Hercules elftes Abentheuer, diese Goldäpfel zu holen (S. Hercules). Der Held erschlug daher den hundertköpfigen Drachen mit den vielerlei Stimmen, die Mädchen flohen, — oder Atlas ging zu ihnen und holte die Aepfel. Genug, sie wurden dem Eurystheus gebracht, der sie dem Hercules und dieser wieder der Minerva schenkte, von welcher sie an ihre vorige Stelle zurückgebracht wurden.

Hesperus, ein Sohn oder Bruder des Atlas, und großer Freund der Sternkunde. Das Volk verehrte ihn göttlich, und benannte nach ihm den schönsten Stern am westlichen Himmel, den Abendstern, den Planeten Venus. Nach Andern war er ein Sohn

der Venus und des Cephalus, und wurde wegen seiner Schönheit auch mit dem Namen seiner Mutter bezeichnet.

Heß (Ludwig), ein Landschaftsmaler in Zürich, welcher seine vaterländische Natur mit einer so hinreißenden Wahrheit darzustellen wußte, daß ihm fast dieselbe Genugthuung ward, welche einst Zeuxis um seiner Trauben willen empfing; denn noch hatte Heß das vierzehnte Jahr nicht erfüllt, als bei einer seiner Zeichnungen ein appenzeller Aelpler verwunderungsvoll in die Worte ausbrach: „schau! schau! ordetli hät er d'Berg abgeschriebe." Heß, geb. 1760, war der Sohn eines Fleischers, und für das Handwerk des Vaters erzogen. Doch sehr früh, wovon die eben erzählte Anekdote den Beweis führt, entwickelte sich in ihm das Talent für eine Kunst, für die er eigentlich geboren war; er ward mit Geßner bekannt, und der Umgang mit demselben wirkte entschieden günstig auf den beginnenden Künstler, der die Natur mit dem Pinsel copirte, während sein liebenswürdiger Freund und Lehrer in seinen Dichtungen sowohl, als auch selbst mit dem Pinsel ihm musterhaft voranging. Selbst seine ursprüngliche Bestimmung zum väterlichen Gewerbe gab ihm vielfache Veranlassung, die Natur zu studiren, und er that dies auch, vertieft in ihr Anschauen, begeistert von dem in seinem Innern aufglimmenden Funken, auf seinen Wanderungen beim Viehhändel. Doch bald gab er sich bloß der Kunst hin, und in kurzer Zeit hatte Heß im Vaterland wie im Auslande einen Namen sich erworben. Noch hatte er seinen Wunsch, Italien zu sehen, nicht befriedigen können; im September 1794 war es ihm endlich möglich; nach zwei Monaten war er in die geliebte Heimath zurückgekehrt, welcher der Sturm sich schon nahete, der die sichere Ruhe Helvetiens bedrohete und vernichtete. Heß war genöthigt, um des täglichen Unterhalts willen, den größten Theil seiner Zeit auf das Kupferätzen zu verwenden; das damit verbundene anhaltende Sitzen, im Verein mit der leidenschaftlichen Heftigkeit, mit welcher er diese neue Beschäftigung ergriff, zerstörten seine Gesundheit: sein Körper konnte einem damals dort herrschenden Gallenfieber nicht widerstehen; er starb am 12ten April 1800, und hinterließ eine trostlose Gattin, die an Gemüth und Kunstsinn ihm gleich war. Vorzüglich waren die Alpenmassen die Gegenstände seines Studiums und seines Fleißes; aber auch andere Gegenden nahm er auf, doch in der Regel nur solche, die nicht schon einmal dargestellt worden waren. Treue, fleißige Darstellung, Harmonie, herrliche Colorit, gefälliges Kühnheit des Pinsels charakterisiren seine Bilder, deren sehr viele fast durch ganz Europa zerstreut sind, wie es denn auch viele Zeichnungen und geätzte Blätter von ihm gibt. Von seinen Meisterstücken nennen wir nur den Montblanc, den Alpenmorgen, den Abend am Lago maggiore, den Alpsee des glarnerischen Murgthales, den Grütli und Tells Capelle in der hohlen Gasse.

Heß (Carl), einer der vorzüglichsten deutschen Kupferstecher unserer Zeit, gegenwärtig in München mit dem Titel als Professor bei der Kunstakademie angestellt, ist in Darmstadt 1760 geboren. Er studirte in Manheim und Düsseldorf, und arbeitete in letzterer Stadt seine schönsten Sachen. Wir rechnen zu diesen, sieben Blätter nach so viel Gemälden von Rembrandt und den berühmten Charletan nach Gerard Douw; eine Faunengesellschaft nach Poussin; die Himmelfahrt nach Guido Reni; und insbesondre Ruben

mit seiner ersten Frau. Seine Blätter in einer Reihe von Jahrgängen des Mohnschen Taschenbuchs (Düsseldorf bei Schreiner) sämmtlich nach den besten Bildern der düsseldorfer Gallerie, gehören zu den ausgezeichnetsten dieser Art. In neuester Zeit hat er dergleichen auch für das Taschenbuch Urania (im Verlage des Herausgebers dieses Lexicons) geliefert, die sich sehr auszeichnen. Einer seiner Söhne hat sich zum Schlachtenmahler gebildet, und begleitete in dem Feldzuge von 1814 das bayersche Armeecorps. Ein treffliches Gemälde von der Schlacht bei Arcis für den König von Bayern hat ihm die Bewunderung aller Kenner erworben.

Heß, (D. J. L. von), ein geistreicher Schriftsteller und für die deutsche Sache, insbesondre für Hamburg sehr thätiger Mann, war im J. 1813 Oberbefehlshaber der Bürgergarde von Hamburg, die er nebst Friedrich Perthes, einem wackern hamburger Bürger, organisirt hatte. Durch einen Eilboten, welchen Heß d. 12ten März (noch ehe sich der König v. Preußen gegen Napoleon erklärt hatte) 1813 nach Ludwigslust an den russ. Obersten von Tettenborn abfertigte, erhielt dieser die Nachricht von dem Abzuge der Franzosen aus Hamburg. Nach dem Einrücken der Russen in Hamburg stellte ihn Tettenborn an die Spitze der auf 7200 Mann angesetzten Bürgergarde. Ueber die darauf folgenden Ereignisse gibt die Schrift des H. v. Heß: Agonien der Republ. Hamburg im Frühjahre 1813 viele Aufschlüsse. Er behauptet, daß mehrere Hamburger Rathsherrn den dänischen Commandanten Haffner in Altona beauftragt hätten, insgeheim, und ohne Vorwissen Tettenborns und der Befehlshaber der Hamburger Bürgermacht, mit den franz. Generalen Davoust und Vandamme wegen der Uebergabe Hamburgs zu unterhandeln. J. v. Heß hat sich noch durch folgende Schriften rühmlich bekannt gemacht: Versuche zu sehen, Hamburg 1796 und 1800. 2. B. Reisen durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich 7. B. 3 A. 1802. Topogr. polit. histor. Beschreibung der Stadt Hamburg 2 A. 1812 3. B. Auch stehn mehrere interessante Aufsätze von ihm in der Minerva von Archenholz, und in dem Journale Frankreich.

Hessen. Der Ursprung der Hessen, einer der achtbarsten deutschen Völkerschaften, verliert sich in die älteste Kunde von den Germanen, wo sie unter dem Namen Katten dargestellt werden; doch waren von der frühesten Zeit an im Allgemeinen schon die von uns als Hessen bekannten Landstriche ihre Wohnsitze; aber es wanderte aus ihnen schon vor Christus ein Theil in die Niederlande, wo sie Bataver hießen. Die zuverlässigere Geschichte erwähnt ihrer unter dem Kaiser August; Germanicus, des Drusus Sohn, besiegte sie, verbrannte ihre Hauptstadt Mattium (Marburg) und führte eine kattische Fürstentochter mit einem ihrer Priester in seinem Triumphzug auf. In der Folge gehörten sie zu dem großen Frankenreiche. Noch vor Carl dem Großen wurden unter den Auspicien des mainzischen Erzbischofs Bonifacius die Kirchen zu Hersfeld, Fritzlar und Amöneburg gegründet. Nach dem Vertrage von Verdün, durch den Deutschland von Frankreich getrennt wurde, ward Hessen von fränkischen Herzogen regiert, bis es unter die unmittelbare Regierung der deutschen Könige kam. Bis fast in die Mitte des 13ten Jahrhunderts war die Geschichte Hessens mit der thüringischen verschmolzen, und erst nachdem Heinrich der Erste (das Kind) von

Brabant (Sohn von Sophia, Tochter des thüringischen Landgrafen, Ludwig IV., welche Hessen als Allodium ererbt hatte, und Herzogs Heinrich II. von Brabant) nach einem heftigen Kampfe mit dem Hause Meißen zum ruhigen Besitz Hessens gelangt war (1263), wurde dieses vom König Adolph von Nassau zu einem lehnbaren Reichsfürstenthum (11ten Mai 1292), und sein Regent sammt dessen Nachkommen zu Reichsfürsten erklärt. Cassel ward des Landgrafen Heinrichs I. Residenz; er erbaute sich dort ein Schloß. Sein Tod veranlaßte die Theilung seiner Staaten unter seine beiden Söhne Otto und Johann, in Ober= und Niederhessen; der letztere starb (1311) ohne Erben, und Otto war nun alleiniger Herr der gesammten hessischen Lande. Sein Sohn Heinrich II. (der Eiserne genannt, 1328) erwarb Treffurt, einen Theil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden, und mehrere bedeutende Güter. Nachdem er länger als hundert Jahre gelebt hatte, ward sein Neffe Herrmann, den er nach dem Tode seines Sohnes (Otto, der Schütz genannt) zu seinem Mitregenten erklärt hatte, sein Nachfolger; wegen seiner zu Paris und Prag zur frühern Bestimmung als Geistlicher getriebenen Studien hieß er der Gelehrte; doch hatte er wenige Freunde unter der zahlreichen Ritterschaft seines Landes; mehrere Conföderationen bildeten sich wider ihn; der Bund der Sternritter, der Gesellen der alten Manne, der Falkner, der Hörner, der Ritter vom grimmigen Löwen in der Wetterau und der Flegler machten ihm viel zu schaffen; die damaligen Streitigkeiten in Rom wegen Mainz zogen ihm zwar einen ernstlichen Kampf mit Adolph von Nassau zu, verschafften ihm aber die Schutzgerechtigkeit über die Abtei Hersfeld; auch erwarb er käuflich die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Woltersdorf. Sein Sohn, Ludwig I., folgte ihm, nachdem dessen drei ältere Brüder gestorben waren; er vereinigte mit seinen Staaten Ziegenhayn und Nidda, erhielt die Advocatie über die Herrschaft Corvei und die Lehnherrlichkeit über Waldeck. Zwei seiner vier Söhne, Ludwig II. und Heinrich III., theilten das väterliche Erbe; der erstere erhielt Niederhessen mit Cassel, der letztere Oberhessen mit Marburg. Ein zwischen ihnen wegen dieser Theilung entstandener Krieg endigte sich damit, daß Ziegenhayn mit Oberhessen vereinigt wurde. Als Ludwig II. gestorben war (1471), übernahm der Oheim seiner beiden Söhne, Wilhelm I. und II. die vormundschaftliche Regierung, bis der erstere, nach des Oheims (Heinrichs III.) Tode (der durch Heirath die Grafschaft Katzenellenbogen an Hessen gebracht hatte), die Regierung in Niederhessen und Wilhelm II. die in seinem Antheile antrat. Jener aber wurde auf der Rückkehr aus Palästina blödsinnig und Heinrich III., Sohn Wilhelms III. (der Mittlere), brach den Hals, und so sah sich Wilhelm II. im Jahre 1500 im alleinigen Besitz der nun wieder vereinigten gesammten hessischen Lande, welche er (1509) seinem fünfjährigen Sohne Philipp (in der Folge der Großmüthige genannt) hinterließ. Während seiner Minderjährigkeit ward Hessen zuerst von einem aus dem Adel gebildeten Landregimente und sodann, nach vergeblichen Versuchen des noch lebenden blödsinnigen Wilhelms I. und des Churfürsten Friedrich von Sachsen, sich der Regierung zu bemächtigen, von der Landgräfin Mutter in Verbindung mit den Landständen regiert. Die damaligen Unruhen in Deutschland veranlaßten den Kaiser Maximilian, den jungen Landgrafen in seinem vierzehnten Jahre für volljährig zu er-

klären (1518), da dieser bereits verrieth, was seine Kraft einst leisten würde. Dem Unwesen des bekannten Franz von Sickingen machte Philipp bald ein Ende (1523), warf sich im Bauernkriege den Aufrührern entgegen, und vernichtete sie (1526), war aber zugleich der eifrigste Beförderer der Reformation, die er (nebst einer neuen Kirchenordnung) in Hessen einführte. Die Klöster hob er auf, und stiftete aus Klostergütern die Universität Marburg und vier große Hospitäler. So veranstaltete er auch das berühmte Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli, in der Absicht, sie zu vereinigen (1529), und übernahm mit Sachsen die Direction des schmalkaldischen Bundes. Die Schlacht bei Mühlberg, die den Kaiser Carl V. so übermächtig machte, war von dem bedeutendsten Einfluß auch auf Philipps Schicksal. Als Gefangener des Kaisers mußte er fünf Jahre lang sich in Carls Gefolge herumführen lassen, während welcher Zeit Hessen unendlich viel litt. Nach seiner Loslassung regierte er mit dem friedfertigsten Sinn, und theilte seine Lande durch ein Testament (1562) in vier Theile unter seine Söhne, Wilhelm IV., Ludwig III., Philipp und Georg; der erstere erhielt die Hälfte des Länderbestandes mit Cassel, der zweite ein Viertheil mit Marburg, Philipp ein Achttheil mit Rheinfels, und Georg ein Achttheil mit Darmstadt. Aber Philipp starb 1585. Ludwig III. starb 1604, jeder ohne Erben, und so verblieben nur die beiden Hauptlinien von Hessen-Cassel und Hessen-Darmstadt. (S. die Artikel Cassel und Darmstadt.) Die sämmtlichen hessischen Besitzungen begreifen einen nicht zusammenhängenden Strich Landes im südwestlichen Theile Deutschlandes, und enthalten 380 Quadratmeilen mit 1,195,000 Einwohnern.

Hesychasten, d. h. Ruhende, Stille, war der Name einer Partei unter den Mönchen auf dem Berge Athos, welche sich im 14ten Jahrhundert durch eine der seltsamsten Schwärmereien hervorthat. Den Nabel hielten sie für den Sitz der Seelenkräfte und folglich auch für den Gegenstand der Intuition. Sie glaubten im Gebet, das Kinn auf der Brust liegend und die Augen unverwandt auf den Nabel gerichtet, nach langem Beharren endlich das göttliche Licht sinnlich zu sehen und der Wonne des Anschauens Gottes genießen zu können. Dieses Licht, in dem die Gottheit wohnt und das aus ihr fließt, erklärten sie für unerschaffen und doch von dem Wesen der Gottheit unterschieden. In einem Streit über die Natur dieses Lichtes, wo der calabrische Mönch Barlaam gegen sie auftrat, gewannen sie unter dem Schutze des griechischen Kaisers Andronikus Paläologus des Jüngern und durch den Eifer ihres Vertheidigers Palamas, Erzbischofs von Thessalonich, auf einer Synode zu Constantinopel 1341 die Oberhand. Eine Regierungsveränderung entriß den Nabelbeschauern späterhin diesen Sieg wieder, und andere Streitfragen der Kirche brachten einen Wahn in Vergessenheit, der an den Quietismus des 17ten Jahrhunderts erinnert und physiologische Aufklärungen über die Möglichkeit seines Entstehens vielleicht durch den Magnetismus des 19ten erhalten kann. E.

Hesychius, berühmt als Verfasser eines nur verstümmelt und mit Zusätzen verfälscht auf uns gekommenen griechischen Glossariums, das er theils aus ältern Sprachlehren sammelte, theils aber auch mit vielen Wörtern und Beispielen aus Homer, den dramatischen und lyrischen Dichtern, Rednern, Aerzten und Geschichtschreibern vermehrte und erläuterte, war aus Alexandrien gebürtig, und lebte

nach Einigen gegen Ende des dritten, nach Andern im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Chr. Von seinen Lebensumständen ist nichts bekannt. Die beste Ausgabe seines Glossars ist von Alberti und Ruhnken.

Hetären (von ἑταῖρα, die Freundin) nannten die Griechen, im Gegensatze der Hausfrauen, ihre Buhlerinnen, Concubinen, Maitressen, Courtisanen. Ja selbst Venus wurde unter dem Beinamen Hetäre (die buhlende) an einigen Orten verehrt, und ihre Priesterinnen Hetären genannt. Hetären hießen also Priesterinnen der Venus im eigentlichen und uneigentlichen Sinne. Letztere waren gemeiniglich fremd; ja an den Orten, wo man stolz auf angebornes Bürgerrecht war, z. B. in Athen, wurden die fremden Frauen von den eingebornen meist verachtet und durch die Gesetze zurückgestellt; daher mit dem Namen einer Fremden eine üble Bedeutung allgemein verbunden war. Der Hetären gab es zwar verschiedene Classen; jedoch verbietet der den Griechen angeborne Schönheitssinn, und die natürliche Grazie, welche unter ihnen gleich einem äußern Gesetze herrschend war, und sich daher auch über den freien Umgang der Geschlechter erstreckte, sie mit den Buhldirnen der Neuern zu vergleichen. Denn nicht nur daß der Genuß weniger öffentlich und feil war, so kennen wir auch unter diesem Namen mehrere Frauen und Mädchen, welche durch ihren Geist, durch ihre mannichfaltigen politischen und andern Kenntnisse, und durch die höchste Feinheit ihres Umgangs die gebildetsten Staatsmänner und Philosophen (Perikles, Alcibiades, Platon, ja sogar einen Sokrates) um sich versammelten, und wegen dieser seltnen Verbindung von Geist und Anmuth in der Culturgeschichte dieses Volks berühmt geworden sind. Zu diesen gehört die bekannte Aspasia, deren politischer Einfluß eben so bekannt ist, als daß sie des Perikles und Sokrates Lehrmeisterin in der Beredsamkeit genannt wird, Leontium, Theodata u. A. Mehr durch buhlerische Künste bekannt sind Cratina, Lais, Phryne u. A. Aus dem angegebenen Grunde wurden sie auch durch die bildenden Künste ausgezeichnet. Der große Bildhauer Praxiteles bildete die letztere in einem marmornen und goldenen Bilde; auch war sie ihm Modell bei seinen Venusbildern. Sein Sohn Cephissodor machte sich, wie mehrere andere Künstler, durch Hetärenstatuen bekannt. Eine anschauliche Vorstellung von dem Leben der Hetären erlangt man durch Wielands Menander und Glycerion und Aristipp.

Heterodox und Heterodoxie kommt von zwei griechischen Worten her, welche anders meinen und glauben bedeuten. Vorzugsweise aber wird eine solche Meinung heterodox genannt, welche dem öffentlich angenommenen Begriff einer Kirche widerstreitet, und, nach den Grundsätzen dieses Lehrbegriffs beurtheilt, Irrlehre ist. In der katholischen Kirche pflegt man diejenigen, welche sich von dem öffentlichen durch die Autorität der Concilien und die Aussprüche der Päpste bestätigten Lehrbegriffe entfernen, Häretiker zu nennen, da man sich hingegen in der protestantischen Kirche des mildern Ausdrucks Heterodoxen, anders Meinende und Lehrende, bedient hat. Das Gegentheil der Heterodoxie ist die Orthodoxie (s. d. Art.). Als in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mehrere Theologen in der protestantischen Kirche auftraten, welche den Lehrbegriff bald in diesen, bald in jenen Theilen

verändern wollten, entstanden dadurch vielfältige Streitigkeiten zwischen den Neuerern und den Vertheidigern der alten Lehre und die Namen Orthodoxie und Heterodoxie, Orthodox und Heterodox waren an der Tagesordnung. Allmählig indeß ward manche dieser Streitigkeiten ausgeglichen, und unverkennbar sind die streitenden Parteien einander näher gerückt, indem man von der einen Seite manches Unhaltbare aufgab und von der andern Seite einsah, daß man in vielen Stücken zu weit gegangen sey und Lehren in Anspruch genommen habe, welche in der Vernunft wie in der Schrift hinreichend begründet sind.

Heterogen und Homogen. Unter heterogenen Dingen versteht man überhaupt solche, welche verschiedener Gattung oder Natur sind, im Gegensatz von Homogen, womit man Dinge gleicher Gattung, von gleichen Bestandtheilen bezeichnet. Eine besondere Anwendung macht man von beiden Begriffen in der Musik, wo man sie den Bedeutungen von diatonisch und enharmonisch gegenüber stellt, indem man unter homogenen Tönen solche versteht, welche in Rücksicht auf Schreibart mit der Tonleiter eines angenommenen Grundtones näher verwandt und verbunden sind, als andere, nämlich die heterogenen Töne. So wird z. B. der Ton Fis mit der harten Tonart von G homogen (diatonisch), dagegen der Ton Ges heterogen (enharmonisch) seyn, da Ges mit jener Tonart entferntere Beziehungen als Fis hat.

Heteroscii (Verschiedenschattige), nannten die Alten die Bewohner der gemäßigten nördlichen Zone gegen Norden und die Bewohner der gemäßigten südlichen Zone gegen Süden, deren Mittags-Schatten sich stets nur nach einem der beiden Pole hin neigen.

Hetmann oder Ataman ist der Titel des Oberhauptes (Feldherrn) der Kosaken. Dieser Titel soll von dem altdeutschen Worte Het (Haupt) herkommen. Als die Kosaken noch unter polnischer Oberherrschaft standen, setzte ihnen der König Stephan Batori (1576) einen obersten Befehlshaber, unter dem Titel eines Hetmanns, vor, und gab diesem, zum Zeichen seiner Würde, eine Fahne, einen Commandostab und ein Siegel. Diese Zeichen der Würde sind noch jetzt üblich, und werden dem Hetmann überall nachgetragen. Der Hetmann wird von den Kosaken selbst gewählt, aber vom Kaiser bestätigt. Als die Kosaken im Jahr 1654 sich den Russen unterwarfen, wurde ihre ganze Verfassung beibehalten. Aber nachdem der bekannte Hetmann Mazeppa 1708 die Partei Carls XII. ergriff, in der Absicht, sich wieder mit Polen zu vereinigen, schränkte Peter I. die Kosaken sehr ein, und die Stelle eines Hetmanns blieb öfters eine Zeit lang unbesetzt. Als im Jahr 1750 der Graf Rasumowsky zum Hetmann gewählt wurde, erhielt er, statt der ehemaligen Domainen und Zolleinkünfte, 50,000 Rubel jährlichen Gehalt. Catharina die Große hob die ukrainische Hetmannswürde gänzlich auf, und verordnete dafür eine Regierung von acht Mitgliedern. Die donischen Kosaken haben ihren Hetmann immer behalten; zwar ist seine ehemalige große Gewalt ziemlich beschränkt worden, allein er ist im Frieden immer noch mehr Regent als bloßer Feldherr und Gouverneur. (Vergl. den Artikel Kosacken).

Hetrurien s. Etrurien.

Hetsch, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden deutschen Historien- und Porträtmaler, königl. wirtemberg. Galleriedirector und

Adjunct bei der neuen Akademie der schönen Künste. Er ist ein geborner Würtemberger, gegen 1760 geboren, studirte zu Stuttgart unter Quibal, und nachher auf herzogl. Kosten mit Heidelof und Scheffauer zu Rom. Er kam 1787 nach Stuttgart zurück. 1796 ging er zum zweitenmal nach Rom. Den Sommer 1818 verlebte er in Leipzig. Mehrere und seine schönsten historischen Compositionen befinden sich in dem königl. Schlosse zu Stuttgart. Wir nennen von ihnen Tullia, wie sie über den Leichnam ihres ermordeten Vaters wegfährt, den blinden Oedip, wie ihm Theseus seine beiden Töchter, Ismene und Antigone, zuführt; Regulus, wie er von seiner Familie Abschied nimmt, um nach Carthago in die Gefangenschaft und zum Tod zurückzukehren; Daniel in der Löwengrube; Odin, wie er die Zauberin von ihrem tausendjährigen Schlafe erweckt, um von ihr die Zukunft zu erfahren, und Brutus Abschied von Porcia.

Heuschrecken, eine Insectengattung aus der Ordnung der Halbkäfer. Die zahlreichste unter allen Arten ist die Zugheuschrecke, welche von allen Insecten den Menschen am meisten schaden kann. Man bemerkt von Zeit zu Zeit, jedoch in der neuern Zeit weniger als in der ältern, in den verschiedensten Weltgegenden ungeheure Züge dieser furchtbaren Insecten, wo sie dann in wenigen Tagen ganze Landstriche verheeren. Bei ihrem Anzuge wird selbst die Luft verdunkelt. Dies war unter andern im Jahr 852 der Fall, als unzählbare Schwärme von Morgen gegen Abend zogen. Solche Züge geschehen immer bei Sonnenaufgang. Deutschland ist seit 1750 gänzlich mit dieser großen Plage verschont geblieben. In Arabien und im nördlichen Afrika wird diese Wanderheuschrecke häufig genossen.

Hevristik oder Heuristik (Erfindungskunst oder Anweisung [Theorie], methodisch Erfindungen zu machen, so wie die Methode der Erfindung selbst). Es gibt keine besondere Erfindungskunst, weil jede eigentliche Kunst von Erfindung (s. d. Art.) ausgeht. Die Erfindung in den Künsten aber beruht auf dem feinen Spiele der Phantasie und des Gefühls, und kann daher nicht auf Regeln gebracht werden. Die Wissenschaft aber ist Sache des Verstandes, welcher die Ideen entwickelt, oder die Erfahrung nach Ideen ordnet, und diese Erfindung und Ausbildung der Wissenschaft ist an bestimmte Regeln gebunden, nach welchen der Verstand verfährt, wenn er selbstthätig und ohne Mittheilung durch Unterricht wirksam ist, und deren Inbegriff wir Hevristik oder hevristische Methode nennen. Zwar erfodert das Erfinden im Gebiete der Wissenschaft auch nothwendig eine besondere Anlage und einen hohen Grad der Geisteskraft, welcher nur wenigen zu Theil worden ist und oft ohne klares Bewußtseyn dieser Regeln, ja am öftersten unmethodisch wirksam ist. Dessen ungeachtet bleibt es wichtig, sich dieselben klar zu entwickeln, und ebenfalls für sich kennen zu lernen, um so mehr, da beim wissenschaftlichen Forschen das Bewußtseyn seiner eignen Thätigkeit sicherer leitet und von manchen Abwegen der Untersuchung zurückhält. Es gibt aber gewisse allgemeine Regeln der wissenschaftlichen Erfindung, woraus sich durch Beziehung auf besondere Wissenschaften besondere Regeln ergeben. Erstere werden gewöhnlich unter dem Namen einer allgemeinen Hevristik in der Logik oder Verstandeslehre und zwar in demjenigen Theile der angewandten allgemeinen Logik, von Andern in der allgemein wissen-

schaftlichen Encyklopädie, Methodologie oder Hodegetik vorgetragen, welcher von der Erweiterung der Erkenntnisse handelt. Sie kann nur höchst allgemeine Regeln aufstellen. Letztere gehört zu den Methodologien der besondern Wissenschaften, für welche sie bestimmt ist. Wir wollen zuvörderst die wichtigsten Punkte der allgemeinen Hevristik mittheilen, welche früher von J. L. Dommerich (die Mnemonik und Hevristik nach ihren ersten Zügen ntworfen. Halle 1765) und Degen (Tentamen theoriam heuristicae generalis adumbrandi. Havniae 1798. 8.) besonders abgehandelt worden ist. Alles methodische Erfinden ist ein absichtliches Nachdenken über gewisse Gegenstände (Meditation), welches analytisch oder synthetisch seyn kann, indem man von Folgen auf neue Gründe oder umgekehrt fortgeht *), und es gelten hier die Regeln und Erfodernisse der Meditation. Die hauptsächlichsten sind folgende: Man suche sich vor allem in einen ruhigen Gemüthszustand zu versetzen, oder erwarte diesen, und stelle sich den Zweck seines Nachdenkens in Form einer deutlichen Frage oder Aufgabe dar, wozu die Antwort oder Auflösung gesucht wird. Bei jeder Aufgabe ist etwas gegeben (datum), und damit steht in Verbindung etwas, was gesucht wird (quaesitum). Beides muß zuerst unterschieden werden. Wo keine data vorhanden sind, da ist auch keine Aufgabe. Die gegebenen Stücke müssen, um die Aufgabe bestimmt lösen zu können, vollständig, nicht blos verneinend, und mit dem Gesuchten in dem Zusammenhange von Grund und Folge stehen. Was das Gesuchte anlangt, so überzeuge man sich zuerst von der Möglichkeit der Aufgabe — sie ist objectiv unmöglich, wenn die Frage einen Widerspruch in sich schließt, alle data fehlen oder das Gegebene dem Gesuchten widerstreitet — sie ist subjectiv unmöglich, wenn man die gehörigen Vorkenntnisse und Fähigkeiten nicht besitzt; man untersuche daher erst reiflich, in welchem Gebiete oder unter welchem höheren Begriffe der gesuchte Gegenstand liegt, und da die Frage einfach oder zusammengesetzt seyn kann, so unterscheide man den Hauptgegenstand und die Nebengegenstände der Untersuchung, und richte auf erstern seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Ferner suche man, auf welchem Wege man am sichersten zur Erkenntniß des gesuchten Gegenstandes gelange, und suche das Gegebene mit dem Gesuchten in das Verhältniß von Folge und Grund zu bringen. Während der Untersuchung selbst suche man sich stets den Punkt, wo man steht, und das Ziel, zu welchem man hinstrebt, gegenwärtig zu erhalten, und suche sich die Aufgabe durch Vergleichung verwandter Aufgaben, Analogie, Bilder, Beispiele möglichst deutlich zu machen. Das durch Nachdenken Gefundne schreibe man kurz nieder, um es leicht zu übersehen, und dadurch Anregung zu weiterer Untersuchung bei günstiger Zeit zu gewinnen. So weit die allgemeinen Regeln der Meditation, in so weit sie die Erfindung betreffen. Vergl. Lamberts neues Organ VII. Hauptst. von den Aufgaben. In Hinsicht auf besondere Sphären des Nachdenkens unterscheidet man nach Fries System der Logik §. 117 im Allgemeinen das Erfinden in dem Gebiete des rein historischen Wissens, das Erfinden in dem Gebiete des reinen selbstthätigen Nachdenkens (Spekulation), und das Erfinden in dem Gebiete der angewandten Vernunftwissenschaften. Die hevristischen Methoden, welche sich darauf beziehen,

*) Vorzugsweise nennt man oft die analytische Methode die hevristische.

nennt er Empirismus, Speculation und Induction. Was das reinhistorische oder Erfahrungswissen anlangt, welches gewonnen wird durch Beobachtung (s. d. Art. Erfahrung und Beobachtung), so schreibt die heuristische Methode für dasselbe folgende Regeln vor: a) in Beziehung auf eigne Beobachtung: Richte deine ganze Aufmerksamkeit ruhig, unbefangen und fest auf den zu beobachtenden Gegenstand, gebrauche und übe deinen Sinn, das Organ der Wahrnehmung und die Erinnerungskraft, auf naturgemäße Weise, suche den Sinnenschein zu vermeiden, indem du einen Gegenstand wo möglich von allen Seiten, unter den verschiedensten Verhältnissen (künstliche Beobachtungen und Versuche), mit den zweckmäßigsten Mitteln (z. B. künstliche Werkzeuge) und, wo es nöthig ist, durch mehrere Sinne betrachtest, und das Angeschaute von der Einbildung oder der Reflexion über dasselbe, so wie das Wesentliche von dem Zufälligen gehörig unterscheidest; b) in Beziehung auf fremde Beobachtung, welche wir auf Zeugniß anderer annehmen. Das Fürwahrhalten fremder Aussagen (historischer Glaube) richtet sich nach der Glaubwürdigkeit des Zeugnisses, und zwar nach der subjectiven Beschaffenheit des Zeugen (ob er tüchtig und aufrichtig sey und in wiefern er die Wahrheit habe erfahren können), so wie nach der objectiven Beschaffenheit des Zeugnisses: ob nämlich ein Bericht, eine Sage, ein Gerücht und inwiefern sie mit der Erfahrung und ihren Gesetzen stimme, wobei wiederum das Factum von dem Raisonnement zu unterscheiden ist; ferner inwiefern es ächt und authentisch sey, was bei einem mittelbaren und schriftlichen Zeugniß durch historische Kritik bestimmt wird; und was der Sinn und Inhalt desselben sey, welches die Hermeneutik oder Auslegungskunst entscheidet (s. d. Art.). — Die hevristische Methode für die reine Vernunft und Wissenschaft, oder die speculative Methode, wodurch wir die Ideen und allgemeinen nothwendigen Gesetze unserer Erkenntniß aufsuchen, ist vorzüglich analytischer Art. Sie bedient sich der Abstraction. So in der Mathematik, wo die reinen Anschauungen in Begriffen dargestellt und neue Constructionsmethoden oder Anwendungsarten erfunden werden, besonders in der Algebra bei Aufsuchung unbekannter Größen; so auch in der Philosophie, wo man sich zu den Grundüberzeugungen der Vernunft erhebt. In den angewandten Vernunftwissenschaften kommt es darauf an, Thatsachen durch Unterordnung unter Gesetze zu erklären. Hier geht man entweder von einfachen Prinzipien aus, wie in der angewandten Mathematik; oder sucht auf regressivem Wege die Prinzipien für die Erklärung der richtig erkannten Thatsachen, wie in der Naturgeschichte. Aber die Lehre von der Methode der Erfindung in den mathematischen Wissenschaften und in der Naturkunde gehört schon in die besondere oder specielle Hevristik. Ueber die erstere insbesondere findet man in Mönnichs Lehrbuche der Mathematik 2 Aufl. Berl. 1800 S. 433 u. f., in Klügels mathematischem Wörterbuch, Leipz. 1803 unter den Artikeln Auflösung rc., so wie in Kiesewetters Lehrbuch der Hodegetik, Berl. 1811 § 344 — 355 mehreres, so wie auch einiges über die letztere. — Außerdem ist aus der besondern Hevristik vorzüglich die historische und oratorische zu bemerken. Die historische Hevristik gehört nebst der Historiographie zur historischen Kunst. Sie besteht in derjenigen Bearbeitung der geschichtlichen Materialien, vermöge deren das Nothwendige und Wesentliche aus der Masse der-

selben gefunden und herausgehoben und aus dem Vorhandenen und Gegebenen das Unbekannte erwiesen wird. Sie erfodert große Combinationsgabe und Urtheilskraft, und folgt den Gesetzen: daß alles dasjenige wirklich gewesen seyn müsse, ohne welches etwas anderes, welches als geschehen oder vorhanden erwiesen ist, nicht gewesen seyn würde, daß die Natur der Menschen und Dinge dieselbe bleibe, und ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen. Der erstere Grundsatz, (welchen Koens in seinen encyklopädischen Ansichten 2ter Theil S. 37 anführt) wendet der Historiker überall an, wo er Denkmäler, Erzählungen, deren Aechtheit nach den obigen Rücksichten geprüft ist, benutzt. Aber treffend sagt Rühs (Entwurf einer Propädeutik des historischen Studiums): in der Auswahl des Bedeutenden offenbart sich zunächst das historische Talent; es ergreift aus der ganzen Masse des historischen Wissens, das mit der größten Anstrengung zu Tage gefördert worden ist, nur das, was für den Zweck, den es beabsichtigt, wichtig ist. — Die oratorische Heuristik endlich nennen wir das ganze Capitel der Rhetorik, welches von der oratorischen Erfindung (de inventione) handelt, und die Wahl und Auffindung des Hauptsatzes und der übrigen Materialien des rednerischen Vortrags betrifft. T.

Hexameter, eine von den Griechen erfundene Versart, die ihren Namen von den sechs Füßen oder Gliedern hat, aus welchen sie besteht. Die vier ersten Glieder sind Dactylen oder Spondeen, im Deutschen wohl auch Trochäen, das fünfte ein Dactylus, das sechste ein Spondeus oder Trochäus. Diese Versart, die dem Dichter weniger Zwang anlegt, als die meisten andern, verlangt dennoch mehr Sorgfalt, als mancher glaubt; denn es ist nicht genug, die Wörter nach jenem Maße zu fügen: der Wohlklang verlangt noch mehrere Rücksichten. Wie schlecht würde z. B. folgender Hexameter klingen: Fernhin hauchten tausend Blumen liebliche Düfte? Aber man befördert den Wohllaut theils dadurch, daß durch die Glieder die einzelnen Wörter an einander geschlungen werden, z. B. Flechte das Blumengewind' in der blonden Locken Geringel! — theils dadurch, daß ungefähr in der Mitte des Verses sich beim Lesen ein Ruhepunkt darbietet. Dieser findet Statt, wenn die erste Sylbe des dritten Gliedes ein Wort endigt wie vorhin die Sylbe wind'; oder man bringt das Gleichgewicht dadurch hervor, daß die erste Sylbe des zweiten und vierten Fußes Ruhepunkte werden, z. B.: Ob in dem Hain auch saus'te der Sturm, doch waren sie fröhlich. Durch den Wechsel jener Anschlingungen, dieser Ruhepunkte und der Dactylen, Spondeen und Trochäen gewinnen die Hexameter so viel Abwechselung, daß sie auch in langen Gedichten nicht ermüdend werden. Im Hexameter herrscht ein starker Wechsel von leichter und schwer steigender, von schwebender und abgestoßener, von sanft gesenkter und stürmisch wallender Bewegung, nachdem der Gedanke vielfachen Ausdruck nothwendig macht. Der Hexameter heißt auch der heroische oder epische Vers, weil die alten Epiker, wie Homer, Virgil u. s. w., ihn zu ihrem Versmaß wählten. Seine Erfindung wird in der griechischen Anthologie dem Orpheus zugeschrieben; Andere leiten ihn vom orakelgebenden Apollo ab, und Herodot will den ältesten auf einem Dreifuß in einem Tempel des Apollo bei Theben in phönicischer Sprache gefunden haben. Gewiß ist es, daß die Orakel in Hexametern gegeben wurden. Am besten läßt er sich wohl vom ältesten Tanz ableiten.

zuweilen findet sich im fünften Gliede, oder i. d. 5ten Region oder als 5ter Fuß auch nur ein Spondeus. Hexameter mit sogenannten Vorschlagsylben, wie in Kleists Frühling, sind schon zu lang. Der Hexameter bedienten sich die ältesten griechischen Dichter, z. B. Homer, Hesiod; unter den Römern bildete Virgil sie am schönsten; im Mittelalter schrieb man lateinische Hexameter, die sich in der Mitte und am Ende reimten, oder leoninische. Jetzt sind die Hexameter in vielen neuen Sprachen versucht worden und endlich am besten im Deutschen gelungen. Die ältesten Deutschen, aber zufälligen, finden sich in dem Heldengedicht Titurel aus dem dreizehnten Jahrhundert, und in Luthers Bibelübersetzung, z. B. thue den Frommen Gutes, so wird dirs reichlich vergolten. Absichtlich, doch zuerst gereimt, versuchten sie im sechzehnten Jahrhundert J. Fischart, K. G. Heräus, C. Gesner u. A. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden sie vorzüglich von Uz, Klopstock und Kleist empfohlen und gebraucht. Aber freilich mußte man sich statt des römischen Spondeus im Deutschen oft den Trochäus erlauben. Doch hat A. W. Schlegel in seiner Elegie: Rom, und Apel in mehreren Gedichten gezeigt, daß man diesen auch vermeiden könne. Wohllautender als jene wußte sie J. F. Schmid (schon 1789 in seinen Gedichten) zu bilden, und als Meister in der Kunst ist J. H. Voß anzuerkennen. Italienische versuchte Annib. Caro, französische Baif, beide im sechzehnten Jahrhunderte, englische Stanyhorst und Sydney, schwedische Adlerbeth in seinem Virgil, holländische Meermann und neuerlich auch ungrische Barot und Debrentei.

Hexapla, eine in sechs Sprachen verfaßte, vorzugsweise die von dem griechischen Bischof Origenes zusammengetragene, Bibel, welche den hebräischen Text sowohl mit hebräischen, als auch mit griechischen Buchstaben, die Uebersetzung der 70 Dolmetscher (Septuaginta) und noch drei andere Uebersetzungen enthält.

Hexe und Hexerei. Im eigentlichen Sinn bedeutet Hexe eine Zauberin, welche durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister außerordentliche Wirkungen hervorbringt, und Hexerei ist daher Zauberei durch Hülfe des Teufels und der bösen Geister. Im uneigentlichen oder figürlichen Sinne ist Hexe eine listige, verschlagene Weibsperson und wird diesem Worte das Beiwort alt vorangesetzt, so ist es ein Schimpfname. Ueber den Ursprung des Wortes sind die Meinungen der Sprachforscher getheilt, indem es einige von dem lateinischen Saga, Zauberin, andere von dem altdeutschen Worte Hag, Haug, Hug, welches Nachdenken, Gemüth bedeutet, herleiten, so daß eine Hexe ursprünglich eine kluge Frau bezeichnet habe. Der Glaube an Zauberei ging aus dem Heidenthum in die christliche Welt über und erhielt hier durch die Verbindung, in welche er mit dem Glauben an den Einfluß des Teufels auf die menschlichen Dinge gesetzt ward, eine neue, eigenthümliche Gestalt. Es sey, wähnte man, dem Menschen möglich, mit dem Teufel und den bösen Geistern in nähere Verbindung zu treten und durch Hülfe der finstern Höllenmächte sich selbst zeitliche Vortheile, andern aber, zur Befriedigung seines Hasses, Schaden und Verderben zu bereiten. Je finsterer es im Mittelalter ward und je weniger man sich daher von dem Alltäglichen abweichende Erscheinungen aus den Gesetzen der Natur zu erklären wußte, desto mehr Eingang mußte dieser Wahn finden. An allen Orten trug man sich mit den seltsamsten Erzählungen von den

unter vielfacher Gestalt erscheinenden bösen Geistern, von den künstlichen Nachstellungen, durch welche der Teufel die Menschen in seine Netze zu ziehen trachte, und von den schädlichen Wirkungen, welche die mit ihnen verbundenen Hexen und Zauberer an Menschen und Thieren hervorbrächten. Nicht bloß der Pöbel, das ganze Zeitalter ward von diesem Wahne beherrscht. Da, wer mit dem Teufel in Verbindung trat, von Gott abfallen mußte, und nur ein Mensch von böser Gesinnung und verderbtem Herzen dem ewigen Heil um zeitlichen Gewinnstes willen entsagen konnte, auch die schwarze Kunst dem Leben, der Gesundheit und dem Wohlstand andrer Menschen unablässig Gefahr drohte, so ward die Hexerei als das schwärzeste Verbrechen betrachtet und eben so wie die Ketzerei mit dem Scheiterhaufen bestraft. Unzählige Unglückliche sind das Opfer dieses traurigen Wahns geworden. Im Jahr 1484 ward der Hexenprozeß durch eine Bulle des Papstes Innocentius VIII. förmlich in Deutschland eingeführt, und eine im Jahr 1489 unter dem Titel malleus maleficarum (Hexenhammer) unter öffentlicher Autorität erschienene Schrift schrieb das bei diesen Prozessen zu beobachtende Verfahren vor. Weder durch die Wiederherstellung der Wissenschaften im 15ten und 16ten Jahrhunderte, noch durch die Reformation wurden die einmal tief eingewurzelten Meinungen von der Hexerei und dem Einflusse der bösen Geister auf die Natur und auf den Menschen ausgetilgt, vielmehr dauerten sie unter den Protestanten wie unter den Catholiken fort, und noch im Jahr 1780 ward zu Glarus in der catholischen Schweiz eine Hexe hingerichtet. Zwei Männer besonders, **Balthasar Becker** und **Christian Thomasius**, haben sich durch Bestreitung der in ihrem Zeitalter noch allgemein herrschenden Meinungen über Hexerei und Teufelsbesitzungen ein großes Verdienst erworben und den allmählig erfolgten endlichen Untergang dieses Aberglaubens vorbereitet.

Heydenreich (K. Heinr.), geboren 1764 zu Stolpen in Sachsen und gestorben am 29sten April 1801. Er wurde 1785 in Leipzig Magister und 1789 Professor der Philosophie. Sein unordentliches äußeres Leben brachte ihn fast unausgesetzt in große Verlegenheiten und er fand sich dadurch selbst veranlaßt, Leipzig zu verlassen. Er begab sich nach einem Dorfe bei Weißenfels, wo er 1801 an den Folgen seiner Ausschweifungen, an einem Nervenschlage, starb. Er war ein Mann von ausnehmenden Talenten und seltenem Scharfsinn des Geistes und Tiefe des Gefühls, und als philosophischer Denker und geistreicher Schriftsteller nahm er einen bedeutenden Rang unter seinen Zeitgenossen ein. Seine zahlreichen Schriften findet man bei **Meusel** verzeichnet.

Heynatz (Joh. Friedr.), verdienstvoller deutscher Sprachforscher, dessen Andenken werth zu halten ist. Er war 1744 in Havelberg geboren und starb am 5ten März 1809. Er war erst in Berlin an einer der dortigen hohen Schulen, dann als Rector und endlich als Professor zu Frankfurt an der Oder angestellt. Als deutschem Sprachforscher gebührt ihm das Lob eines seltenen Fleißes in Aufsuchung alles dessen, was zur Festsetzung oder Bestätigung seiner Regeln und grammatischen Bemerkungen dienen kann; allein selten wurde dieser Fleis durch genugsame Wahl, durch Geschmack und philosophischen Geist geleitet. Von seinen bei **Meusel** verzeichneten

Schriften haben mehrere viele Auflagen erlebt und sind noch immer als brauchbar zu betrachten.

Heyne (Christian Gottlob). Dieser berühmte Humanist ward den 25sten September 1729 zu Chemnitz in Sachsen geboren, wohin sein Vater, ein armer Leinweber aus Gravenschütz in Schlesien, zu flüchten sich genöthigt sah. Die drückendsten Umstände und Schicksale, unter welchen er aufwuchs, und die ihn bis ins Mannesalter verfolgten, vermochten nicht, seinen für edlere Bildung empfänglichen Sinn und das ihm angeborne Zartgefühl zu unterdrücken, sondern wiesen ihn an sich selbst zurück, und lehrten ihn der eignen Kraft vertrauen, ohne Stolz und Anmaßung. Kaum fand er die geringe Unterstützung, welche nöthig war, seinen frühen Wunsch, in der lateinischen Sprache unterrichtet zu werden, zu befriedigen. Von 1741 bis 1748 besuchte er die Stadtschule zu Chemnitz, unter dem bekannten Rector Hager. Des Conrectors Krebs bessere Anleitung zur Philologie konnte er nur sehr kurze Zeit benutzen. Beide erkannten sein ungemeines Talent und rastlosen Fleiß, durch welchen er sich, ungeachtet er sich von allen literarischen Hülfsmitteln fast entblößt sah, eine ausgezeichnete Fertigkeit in den alten Sprachen erworben hatte. In der kummervollsten Lage bezog er 1748 die Universität Leipzig. Dort zog ihn vorzüglich Ernesti's lebendiger und gründlicher Vortrag an, welcher ihn mit den Grundsätzen der Erklärungskunst bekannt machte, und des Professors Christs archäologische und antiquarische Vorlesungen erweiterten seine Kenntniß des classischen Alterthums, so wie seine Kenntniß der Literatur überhaupt durch fleißige Lectüre mehrerer Bücher, welche sich ihm hier darboten, und durch fast übermäßiges Nachtarbeiten schnell erweitert wurde. Nach damaliger Sitte trieb er neben diesen Studien noch ein Brotstudium — das Recht, und hörte mit vorzüglichem Nutzen die Geschichte des römischen Rechts, mit Rücksicht auf alte Literatur und Geschichte, durch den berühmten Bach vortragen, welches ihn späterhin in den Stand setzte, über römische Alterthümer besonders für Juristen zu lesen. Auch schrieb er nachher (1752) eine Magisterdisputation juristischen Inhalts. Eine lateinische Elegie, welche die reformirte Gemeinde zu Leipzig auf den Tod ihres Predigers Lacoste durch Heyne verfertigen und sehr splendid drucken ließ, machte ihn dem Staatsminister Grafen von Brühl bekannt. Da der Ertrag der Informationen, welche er von Zeit zu Zeit übernahm, nicht hinreichte, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu befriedigen, so entschloß er sich auf Anrathen seiner Freunde nach Dresden zu reisen, um sich dem Minister persönlich zu empfehlen. Seine Erwartungen blieben jedoch unbefriedigt; eine Hofmeisterstelle, welche er in Dresden anzunehmen genöthigt war, reichte nicht hin, die Schulden, welche er wegen dieser Reise gemacht hatte, zu decken. Erst nach wiederholtem Gesuch wurde er (1753) Copist der gräflich Brühlschen Bibliothek, mit 100 Rthlr. Gehalt. Der einzige Nutzen, welchen er aus dieser Anstellung zog, war die erweiterte Bekanntschaft mit den Werken der alten Literatur, für welche seine Richtung nun immer bestimmter wurde. Zuerst trieb ihn die Noth, mehrere Uebersetzungen zu übernehmen. Der erste Classiker, zu dessen Bearbeitung ihn mehr der Drang des Gefühls und eine Gleichheit der Empfindung hinzog, war der Dichter Tibull (welchen er zum erstenmale 1755 herausgab). Verwandtschaft der Gesinnung führte ihn bald

zu dem Stoiker **Epictet**, dessen Grundsätze ihn stärkten (erste Ausgabe 1756). Beide Arbeiten gründeten seinen Ruhm im Auslande. Um dieselbe Zeit traf er auch mit **Winckelmann** auf der genannten Bibliothek zusammen, doch entstand erst späterhin, als Winckelmann schon in Italien war, unter beiden ein genaueres Verhältniß durch Briefwechsel. Der eintretende siebenjährige Krieg beraubte Heyne nicht nur seines Gehalts und Wirkungskreises, sondern auch seiner übrigen Erwerbsquellen. Auf den Gipfel der Noth gebracht, fand er 1757 durch **Rabeners** Empfehlung in dem Hause der Frau von Schönberg eine günstige Unterstützung, deren Bruder er, als Hofmeister, 1759 nach Wittenberg begleitete, wo er Gelegenheit fand, durch den berühmten **Ritter** tiefer in das Heiligthum der Geschichte eingeführt zu werden. Der Krieg riß ihn wiederum aus seinen Studien heraus, und setzte ihn in die verschiedensten, ja in die drückendsten Lagen, durch welche das Talent des Geschäftsmannes in ihm nicht wenig entwickelt wurde. In diese Zeit fällt die Ausarbeitung des lateinischen Textes zum dritten Tausend der Lippertschen Dactyliothek, welche ihn mit diesem Gebiete der Archäologie immer vertrauter machte. Durch Ruhnkens Empfehlung erhielt er 1763 den Ruf an des verstorbenen **Geßners** Stelle in Göttingen als **Professor der Beredsamkeit**. Die mannichfaltigsten Arbeiten waren nöthig, diesen Posten zu behaupten. Sehr naiv sagt er von sich selbst: „Erst als Professor erlernte ich die Kunst, die ich lehren sollte." Aber bald war er in diesem Wirkungskreise ganz einheimisch. Seine zahlreichen und wahrhaft classischen Programme, welche sich über die interessantesten Gegenstände des Alterthums verbreiten und den Umfang seiner Kenntnisse bewundern lassen (Opusc. acad. 6 Thle.), zeigen, daß er lateinisch dachte und arbeitete, und sich nicht bloß correct, sondern auch leicht und geschmackvoll auszudrücken wußte. Eben so zeigte er in seinen mündlichen Vorträgen eine seltene Verbindung echter Gelehrsamkeit mit Geist und Geschmack. Seine Collegia, die er mit dem pünktlichsten Eifer las, bildeten allmählig einen besondern Kreis des Interessantesten und Wissenswürdigsten, was ihm das Studium der Alten darbot, und standen mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit wiederum in der engsten Berührung. Durch **diese** Vorlesungen, wie durch seine funfzigjährige Theilnahme an der von Haller gestifteten ehrwürdigen Societät der Wissenschaften zu Göttingen, deren fleißigstes Mitglied er war, ferner durch seinen unermüdlichen Antheil an den göttinger gelehrten Anzeigen, welche sich das Verdienst, Deutschland mit den wichtigsten und seltensten Werken und Forschungen der Engländer und Franzosen bekannt zu machen, vorzüglich unter seiner seit 1770 42 Jahr lang geführten Direction und Redaction, erworben haben; endlich und vor allen aber durch die Direction des philologischen Seminar's zu Göttingen, welches unter seiner Leitung eine wahre Pflanzstätte echter Philologie wurde und Deutschlands Culturanstalten eine unzählige Menge wackerer Lehrer gegeben hat, in Verbindung mit seinen weltbekannten Ausgaben und Erklärungen classischer Schriftsteller, durch alles dieses wird Heyne als einer der ersten und würdigsten Lehrer und Gelehrten Deutschlands, ja der ganzen gebildeten Welt, in unvertilgbarem Andenken bleiben. Der **Mittelpunkt seines ganzen Wirkens** aber, mit welchem alles Uebrige in fast systematischer Verbindung stand, war **die classische Literatur**,

namentlich die poetische, welche er auch frei von den engherzigen Ansichten, die vor und zu seiner Zeit unter den Philologen herrschend waren, um ihrer selbst willen, und mit poetischer Ansicht umfaßte. Die Alterthumskunde und die classische Literatur aus dem Schulstaube zu erheben und in die Kreise der gebildeten Welt einzuführen, war sein eigenthümliches Verdienst. Er wollte ganz Humanist seyn und „achtete daher zwar das Studium der Sprache, der Grammatik und Metrik, als Grundlage des weitern Studiums der classischen Literatur, jedoch hielt er es nirgends für Zweck." Dieses bezeugen seine Ausgaben der Dichter, welche ihm den ausgebreitetsten Ruhm erwarben, des Tibull, und vorzüglich des Virgil. Auch für den schwersten der alten Dichter, der noch am wenigsten bearbeitet war, für den Pindar, hat er vieles geleistet, ihn lesbar zu machen, und ihn zuerst in den Lehrkreis eingeführt. Die größte seiner Arbeiten aber, welche ihn achtzehn Jahr hindurch beschäftigte, war seine große Ausgabe des Homer, in welcher Fülle der Kenntnisse, Geschmack und Schärfe der Kritik gleiche Bewunderung verdienen. Von der Bearbeitung der Dichter ausgehend, trat er in das Gebiet der Mythologie, in welcher er zuerst ein Licht ansteckte. Wie durch seine Ausgabe des Apollodor für Mythologie, so wirkte er durch seine antiquarischen Schriften wohlthätig für die Archäologie. In Wechselwirkung standen mit diesen archäologischen und antiquarischen Untersuchungen seine historischen Arbeiten, namentlich die Bearbeitung der griechischen und römischen Antiquitäten und seine ausgebreitete Kenntniß der innern Geschichte, Verfassung und Gesetzgebung der Staaten des Alterthums, welche er mit feinem und politischem Blick auf die Begebenheiten seiner Zeit anzuwenden wußte, für die er sich auf mannichfaltige Weise interessirte. Aber auch als Geschäftsmann und Mensch war Heyne verehrungswürdig, weshalb ihm auch die ehrenvollsten Aemter und Geschäfte von allen Seiten anvertraut wurden, und er selbst von den wechselnden Curatoren seiner Universität nicht selten in Betreff derselben zu Rathe gezogen wurde. Durch ihn wurde die Bibliothek in den vollkommnen Zustand gebracht, in welchem sie sich gegenwärtig befindet, so daß sie von Kennern für die erste gehalten wird, weil alle Fächer gleichmäßig besetzt sind, wobei Heyne's Ueberblick der Wissenschaften mit Recht zu bewundern ist. In derselben Blüthe hinterließ er die übrigen Institute, welche seiner Aufsicht untergeben waren. Der Ruf seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit war es nicht allein, sondern auch die Festigkeit seines Charakters und die Feinheit seines Benehmens, was die gebildetsten und bedeutendsten Menschen seiner Zeit in seinen Kreis zog, und zum Theil mit seiner Familie verknüpfte. Zu den letzteren müssen auch ein Georg Forster (seit 1775), Huber und Heeren, seine Schwiegersöhne, gerechnet werden. Immer jedoch blieb der Mittelpunkt seines Geschäftslebens die Universität, welcher er sich gewidmet hatte, und die er mit kindlicher Pietät und uneigennütziger Sorge liebte. In gefahrvollen Zeiten diente das ehrwürdige Ansehen, welches er sich überall erworben, und seine erprobte Rechtlichkeit und Klugheit jener literarischen Anstalt zur Stütze; weßhalb auch seine Lebensgeschichte mit der Geschichte dieser Universität so eng verflochten ist. Durch seine Mitwirkung blieb vorzüglich bei der französischen Occu-

pation von Hannover (1803 — 1805) die Universität und Stadt Göttingen von Einquartierung verschont. In dieser Zeit wurden seine Geschäfte und Sorgen vielfach vermehrt, ja er selbst zum Mitglied der ständischen Commission ernannt. Als das Königreich Westphalen errichtet wurde, war er nicht weniger thätig, und hatte auch hier das Vergnügen, seine Wirksamkeit gelingen und seine Verdienste anerkannt zu sehen. Bald, nachdem er seinen nochmals überarbeiteten Schriften den möglichen Grad der Vollendung gegeben hatte, und fast in der Mitte seines Berufs, endete der liebenswürdige Greis durch einen plötzlichen Schlagfluß den 14ten Juli 1812 sein thätiges Leben.

Hiatus. Hierunter versteht man überhaupt etwas Lückenhaftes; in der Prosodie z. B., wenn das eine Wort mit einem Vocal sich endigt und das nächstfolgende mit einem Vocal sich wieder anfängt, so daß im Aussprechen eine dem Gähnen ähnliche Oeffnung der Lippen entsteht. Auch nennt man (mit poetischer Licenz) oft eine willkürliche Lücke in der Folge der Verse einen „Hiatus." Lücken in Stammbäumen bezeichnet man ebenfalls mit diesem Worte.

Hibernien, der alte Name Irlands, zuerst so von Julius Cäsar, von Pomponius Mela Juverna, von Ptolemäus Juvernia (von andern auch Overnia, Bernia, Iris) genannt. Aristoteles erwähnt dieser Insel unter dem Namen Ierna, indem er von Albion spricht; doch früher schon führt Orpheus in seiner Argonautik das Eiland Iernis an. Die Bewohner Britanniens erzählten dem Cäsar, daß Hibernien im Westen ihrer großen Insel liege und nur halb so groß sey, wie diese. Strabo wollte aber behaupten, daß dieß Eiland nördlich über Britannien liege und gegen Norden die Gränze eines bewohnten Landes sey. Auch Mela nahm Strabo's Meinung an. Doch unter Claudius und seinem Nachfolger kam man der Wahrheit ganz nahe. Ptolemäus, von den dorthin gereis'ten Kaufleuten besser noch unterrichtet, fehlte in seinen Angaben über Größe, Gestalt und Lage nur wenig; durch jene Mittheilungen sah er sich auch im Stande, eine Karte von Hibernien zu fertigen und ziemlich genaue Notizen von ihrer Küste, ihren Vorgebirgen, Flüssen und Bewohnern zu hinterlassen. Agricola traf alle Vorbereitungen zu einer Expedition dahin, doch sie unterblieb und so kam Hibernien nie unter die Gewalt der Römer. (Vergl. Großbritannien und Irland).

Hibridisch, auch hibrisch, was von zweierlei Gattungen oder Geschlechtern abstammt, wie z. B. ein Maulthier. Hibridische Pflanzen nennt man solche, die aus der Begattung zwei verschiedner Arten, hibridische Wörter (Zwitterwörter), welche aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengesetzt sind.

Hidalgo, ein spanischer Edelmann von der niedern Classe des Adels. Es gibt in Spanien eben so, wie in andern Ländern, zwei Classen des Adels, den hohen und niedern. Die erstern wurden ehemals Ricos Hombres, d. i. reiche Leute, genannt; aber diese Benennung hat aufgehört, nachdem die Titel der Herzoge, Marquis, Grafen und Barone aufgekommen sind; diese machen jetzt den hohen Adel aus, und werden daher Titulados (Titulirte) genannt; diejenigen unter ihnen, die besondere Vorzüge vor den andern haben, heißen Grandes (s. d. Art.). Zu dem niedern Adel gehören die Cavalleros, Escuderos und Hidalgos (von Higo, Sohn, und Algo, Vermögen). Es gibt Hidalgos de naturaleza, die von ebenbürtiger

Geburt sind: Hidalgos de privilegio, welche von zweierlei Art sind, entweder solche, denen der König den Adel zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im Kriege oder Frieden ertheilt, und solche, die den Adel erkaufen. Diese letztern haben zwar auch alle Rechte und Vorzüge der andern Edelleute, werden aber eigentlich nicht sehr geachtet. Ueberhaupt sind, einige alte Häuser und die Ordensritter ausgenommen, die Hidalgos den bürgerlichen Unterthanen ziemlich gleich (s. auch d. Art. Fidalgo).

Hierarchie ist ein griechisches Wort, welches heiliges, geistliches Regiment bedeutet. Es wird in einem doppelten Sinne, theils von der Regierung der Kirche durch sich selbst, theils von der Herrschaft der Kirche über den Staat gebraucht. Die Hierarchie im ersten Sinne entstand mit der christlichen Kirche als einer für sich bestehenden Gesellschaft. Obgleich Aelteste, Presbyter genannt, den frühesten christlichen Gemeinden vorstanden, so war doch ihre Verfassung demokratisch, indem alle einzelne Gemeindeglieder an den Angelegenheiten ihrer Gesellschaft Theil nahmen, und ihre Stimme gaben, wenn Aelteste gewählt, oder Fehlende von der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen, oder Büßende wieder in ihre Mitte aufgenommen werden sollten. Allmählig aber neigte sich diese demokratische Verfassung zu der Aristokratie, indem die Regierung der Gemeinden immer mehr in die Hände ihrer Vorsteher kam, wie dies denn auch, nachdem die Gemeinden Gesellschaften von großem Umfange geworden waren, nicht anders seyn konnte. Seit dem 2ten Jahrhunderte schon erhoben sich die Bischöfe über die Aeltesten, und wurden die obersten Vorsteher der Gemeinden, obgleich auch die Presbyter, und in manchen Fällen die sämmtlichen Gemeindeglieder, noch einigen Antheil an der Kirchenregierung behielten. Vor den Bischöfen auf dem Lande und in kleinen Städten wurden bald die Bischöfe in den Hauptstädten der Provinzen, Metropoliten genannt, ausgezeichnet und zu Aufsehern der übrigen Bischöfe bestellt; über diese erhoben sich wieder die Bischöfe in den ersten Städten des römischen Reichs, zu Constantinopel, Antiochien, Alexandrien und Jerusalem, und erhielten den Titel Patriarchen, und durch alle diese Unterordnungen entstand eine feste ausgebildete aristokratische Verfassung. In der griechischen Kirche dauerte diese fort. Im Abendlande aber ging die Aristokratie in den spätern Jahrhunderten in eine Monarchie über. Hier nämlich erlangte der römische Bischof den Primat über alle übrigen, und nachdem die Meinung herrschend geworden war, der Apostel Petrus habe die römische Gemeinde gegründet, und der Bischof dieser Gemeinde sey sein Nachfolger, und er seit dem Ende des 8ten Jahrhunderts durch die Freigebigkeit Pipins des Kleinen einen ansehnlichen Landstrich in Italien zum bleibenden, wenn auch anfangs nicht unabhängigen, Besitz erhalten hatte, stieg sein Ansehn immer höher. So geschah es, daß der römische Bischof nach und nach das monarchische Oberhaupt der abendländischen Christenheit ward. Oefter jedoch wird das Wort Hierarchie im zweiten Sinne, nähmlich von dem Verhältnisse der Kirche zu dem Staate gebraucht, nach welchem die Kirche nicht nur unabhängig von dem Staat ist, sondern auch den Primat behauptet, und Unterordnung seines Zwecks unter ihren Zweck fodert. In diesem Sinne nimmt man das Wort, wenn man das hierarchische System von dem Territorialsysteme, nach welchem das entgegengesetzte Verhältniß zwischen Staat und Kirche Statt findet,

und von dem Collegialsysteme, nach welchem Staat und Kirche als unabhängig von einander betrachtet werden, unterscheidet. Folgendes sind die wichtigsten Punkte aus der Geschichte der Hierarchie. In den ersten Jahrhunderten stand die Kirche in gar keiner Verbindung mit dem Staate. Sie suchte keinen Einfluß auf den Staat zu erlangen, und der Staat mischte sich nicht in ihre Angelegenheiten, ob er sich gleich, weil sie der bestehenden öffentlichen Religion den Untergang drohte, zuweilen hart verfolgte. Als die Kirche seit Constantin dem Großen in eine Gesellschaft mit dem Staate zusammenfloß, erhielt sie zwar dadurch große Vortheile, ward aber auch abhängig von den Regenten, welche das Recht behaupteten, die allgemeinen Synoden (Kirchenversammlungen) zusammenzurufen und die Bischöfe der Hauptstädte zu bestellen, oft auch in die innern Angelegenheiten der Kirche, in ihre disciplinarischen Anstalten und in ihre Verhandlungen über die Bestimmung des Glaubens, sich mischten. Eben so war es in den Reichen der Gothen, der Longobarden und der Franken, welche auf die Trümmer der römischen Monarchie gegründet wurden. Auch die Könige der germanischen Reiche, und namentlich Carl der Große, übten die Hoheitsrechte über die Kirche aus, welche die römischen Kaiser behauptet hatten, und da in den germanischen Reichen das Lehnssystem entstanden war, so trugen die Bischöfe ihre Güter als von den Fürsten empfangene Lehen, und selbst der römische Bischof stand als weltlicher Herr in Lehnsnexus zu dem Beherrscher der fränkischen Monarchie. Die Keime indeß, aus welchen das hierarchische System sich entwickelte, waren schon in diesen Zeiten vorhanden, und lagen in der Idee der Kirche als einer fortwährend durch den göttlichen Geist erleuchteten Gesellschaft, in der aus dem Judenthum auf die christlichen Lehren übergetragenen Idee eines von Gott selbst eingesetzten Priesterthums, durch welches der Geistliche eine, alle weltliche Hoheit übertreffende, Würde und eine nicht von dem Staate sondern von Gott selbst kommende Gewalt erhalte, und endlich in der Ueberlegenheit, welche die Geistlichen dadurch über die Laien erlangten, daß sie, indem der Adel nur mit Kriegsthaten sich beschäftigte, und ein Bürgerstand noch nicht existirte, die einzigen Bewahrer wissenschaftlicher Kenntnisse wurden. Erst dann aber konnte sich aus diesem Keime das hierarchische System vollständig entwickeln, als der römische Bischof den unbestrittenen Primat erlangt hatte, und allgemein als das Oberhaupt der abendländischen Christenheit galt; denn nun erst kam Einheit und feste Haltung in die Bestrebungen der kirchlichen Gewalt. Mehrere Jahrhunderte hindurch war das Ansehn dieses Bischofs fortwährend gestiegen, und Ursache seiner erhöhten Macht ward die im 9ten Jahrhundert entstandene pseudoisidorische Sammlung theils erdichteter, theils verfälschter Kirchengesetze, deren Hauptzweck es war, die kirchliche Gewalt über die weltliche zu erheben. Denn da diese Sammlung bald als echt angenommen ward, und öffentliche Autorität erhielt, so wurden die der Hierarchie günstigen Grundsätze immer mehr in den Gemüthern der Menschen befestigt, und die Päpste konnten sich nunmehr bei allen ihren Ansprüchen auf schon vorhandene gesetzliche Bestimmungen berufen. Daher ward denn im 9ten und 10ten Jahrhunderte die Bestrebung der Kirche, sich nicht nur von den Staatsgewalten unabhängiger zu machen, sondern auch eine Superiorität über den Staat zu behaupten, immer sichtbarer. Mit dem

kühnsten Muthe und dem lebhaftesten Eifer strebte namentlich Gregor VII. im 11ten Jahrhunderte, die Ansprüche der Hierarchie durchzusetzen, und suchte seinen Zweck hauptsächlich dadurch zu erreichen, daß er den Fürsten das Investiturrecht, d. h. das Recht, die Bischöfe zu belehnen, zu entreißen trachtete. Auch hing die Einführung des Cölibates mit seinem Plane zusammen (s. Gregor VII.). Gregor indeß erreichte seinen Zweck nicht vollständig. Seine Nachfolger aber verfolgten seinen Plan mit Glück und Beharrlichkeit, und die seit dem Ende des 11ten Jahrhunderts unternommenen und zwei Jahrhunderte lang erneuerten Kreuzzüge begünstigten ihre Bestrebungen. Denn theils beförderten diese Kriege eine Stimmung, welche den Ansprüchen der Kirche nicht anders als günstig seyn konnte, theils boten sie, da sie als Religionskriege betrachtet wurden, den Päpsten mannichfaltige Veranlassungen dar, an den allgemeinen Angelegenheiten der europäischen Völker Theil zu nehmen, und die Unternehmungen der Fürsten zu leiten. Auch bildete sich unter diesen Kriegen die Idee eines Vereins der christlichen Völker, an dessen Spitze der Statthalter Christi stehe, völlig aus. So kam nun vom Ende des 11ten bis in die Mitte des 13ten Jahrhunderts die Idee der Hierarchie ihrer Ausführung am nächsten. Die Kirche galt als ein über den Staat erhabenes Institut, und ihr mit übernatürlicher Gnadenfülle ausgerüstetes Oberhaupt stand in der öffentlichen Meinung über den weltlichen Fürsten. Die höchsten Autoritäten der europäischen Welt waren das Pontificat und das Kaiserthum; die päpstliche Tiare aber war die Sonne, die Kaiserkrone der Mond. Dies war die Zeit, wo die Päpste aus den Streitigkeiten mit den Fürsten meist siegreich davon gingen, und besonders wußten Urban II., Paschalis II., Innocentius III. und IV. die Würde ihres Stuhls und ihre Superiorität über die Fürsten zu behaupten und ihren Einfluß auf die Angelegenheiten der europäischen Völker geltend zu machen. Die Hierarchie ging nothwendig aus dem Geist und den Verhältnissen der Zeit hervor, und die Päpste waren nicht herrschsüchtiger, als die Fürsten, und handelten ihrem Charakter und ihrem Verhältnisse gemäß, wenn sie die Kirche unabhängig von der politischen Gewalt zu machen und sie über den Staat zu erheben strebten. Da die Hierarchie auf der öffentlichen Meinung beruhte, so mußte sie diese Meinung auf jede Weise zu erhalten, und was sie zu verändern drohte, zu unterdrücken trachten, und sie hat daher allerdings verderblich gewirkt, indem sie um dieses Zwecks willen die Geistesfreiheit beschränkte und Ketzergerichte anordnete. Auf der andern Seite aber hat sie auch wohlthätig gewirkt; denn sie war der Vereinigungspunkt der europäischen Völker, hielt der militärisch-politischen Gewalt das Gegengewicht, schlichtete oft die Streitigkeiten der Fürsten, wehrte dem Ausbruch des Kriegs, und verschaffte der Religion Einfluß auf die rohen Völker des Mittelalters. Seit dem 13ten Jahrhundert, in welchem das Pontificat culminirt hatte, neigte es sich wieder, obwohl nur allmählig, und mit ihm die Hierarchie. Das beweisen die Streitigkeiten der Päpste mit Philipp dem Schönen und Ludwig dem Bayer im 14ten Jahrhundert, welche jetzt nicht mehr, wie vormals, zu ihrem Vortheile sich endigten. Dazu kam die Wanderung der Päpste nach Avignon, und das große Schisma, welches die Synoden zu Pisa (1409), zu Costnitz (1414) und zu Basel (1431) zur Folge hatte, wo die Päpste als Parteien vor

einem höhern Richter erschienen, und der Grundsatz, daß das Concilium über dem Papste sey, ausgesprochen ward. Was aber noch wichtiger war, die allgemeine Meinung fing allmählig an, sich zu ändern, und an vielen Orten fanden die von Wiklef und Huß erregten Zweifel Eingang. Indeß bestand das Pontificat und mit ihm das hierarchische System in seinen äußern Formen unversehrt bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts. Zu dieser Zeit aber ward das schon schwankend gewordene Gebäude durch die Reformation mächtig erschüttert. In dem Theile der abendländischen Christenheit, welcher sich von Rom trennte, hörte die Hierarchie gänzlich auf. In den Ländern, wo Luthers Lehre eingeführt ward, trat an die Stelle des hierarchischen Systems das Territorialsystem, indeß in den Ländern, welche die reformirte Lehre annahmen, ein dem Collegialsysteme sich näherndes Verhältniß zwischen Staat und Kirche entstand. Die catholische Kirche fuhr zwar auch nach der Reformation fort, ihre hierarchischen Ansprüche zu behaupten, allein sie mußte einem ihrer Rechte nach dem andern entsagen, das Pontificat sank immer mehr, und endlich ist auch sie in eine völlige Abhängigkeit von den Staatsgewalten gekommen. N.

Hieres und Hierische Inseln. Hieres ist eine Stadt an der Küste von Provence, im Departement des Var, Bezirk Toulon, zwei Meilen von Toulon, an den steilen Felsen eines Meerbusens gelegen, bekannt wegen der herrlichen, immer blühenden Natur und üppigen Vegetation, deren Genuß jedoch durch die, wegen bedeutender Sümpfe, ungesunde Luft sehr verleidet wird. Sie hat etwa 6500 Einwohner und beträchtliche Salzwerke in ihren nahen Umgebungen. Ihr gegenüber, im mittelländischen Meere, liegen die, noch reizendern und der Größe nach in der That niedlichen, hierischen Inseln, vier an der Zahl, Porquerolles, Bagueaux, Porto Croß und Levant (Titan), von denen jedoch nur zwei bewohnt und mit kleinen Festen besetzt sind. Pomeranzen, Citronen, Granaten gedeihen hier in der Heimath eines ewigen Frühlings.

Hiero I. war der Bruder und Nachfolger Gelo's, der, nachdem er ihm bei seinem Antritt der Regierung von Syracus die Statthalterschaft von Gela, seiner Geburtsstadt, abgetreten hatte, ihm bei seinem Tode (478 vor Chr. Geb.) einen Scepter hinterließ, den er durch seine Tugenden gleichsam zu einem rechtmäßigen Eigenthume gemacht hatte. Hiero's Regierung, wenn auch vielleicht weniger glorreich als die vorhergehende, war dennoch von eigenthümlichem Glanze durch die freigebige Aufmunterung, welche während ihrer Dauer den Wissenschaften zu Theil ward. Wenn einige Geschichtschreiber die Tugenden dieses Fürsten zu sehr erhoben haben, so haben auch wieder andere seine Fehler übertrieben. Die Erinnerung an seinen Vorgänger, der ein verehrtes Andenken hinterlassen hatte, ließ ohne Zweifel die Fehler Hiero's mehr in die Augen fallen, der in den ersten Tagen seiner Regierung, einigen Geschichtschreibern zufolge, mehr für einen Tyrannen galt als für einen rechtmäßigen König. Die Achtung, sagen sie, in der sein Bruder stand, hielt allein das Mißvergnügen seiner Unterthanen zurück. Man muß gestehen, daß Hiero in jener Zeit einen Theil der Vorwürfe, die man ihm machte, wohl verdienen konnte; verblendet durch die Größe, verderbt durch die Schmeichelei und vornehmlich bis zum Uebermaß argwöhnisch, umgab

er sich anfangs nur mit Ausländern und Söldlingen, indem er stets fürchtete, in einem Tugendhaftern und Gewandtern als er selbst einen Nebenbuhler zu finden. Sein Bruder Polyzelus erweckte ihm besonders Argwohn; dieser war ein von dem Volke geliebter Fürst, das ihn gern mit Gelo verglich. Hiero, beunruhigt darüber und für die Sicherheit seiner Krone besorgt, erblickte in seinem Bruder nur einen Feind seiner Macht, dessen er sich zu entledigen wünschte. Der Krieg, welcher sich zwischen den Crotoniaten und Sybariten erhob, gab ihm einen Vorwand, seinen Plan in Ausführung zu bringen. Indem er diesem Bruder den Befehl über die Sybaris zu Hülfe gesandten Truppen übertrug, hoffte er, daß das Schicksal der Waffen ihn bald von demselben befreien sollte. Aber Polyzelus, der seine Absichten durchschaute, nahm die Sendung nicht an und suchte eine Zuflucht an dem Hofe seines Schwiegervaters Theron, Königs von Agrigent. Ueber den Schutz, den er hier fand, war Hiero mißvergnügt; ein Krieg brach zwischen beiden Fürsten aus. Hiero indeß endigte ihn, indem er seinem Feinde einen Dienst erwies, wofür dieser ihm dankbar war. Die Einwohner von Himera wurden durch Thrasydäus, des Thero Sohn, regiert; müde der Bedrückungen, die sie unter diesem Fürsten erlitten, machten sie dem Hiero den Antrag, ihm ihre Stadt zu übergeben. Der König von Syracus, weit entfernt diesen Vortheil zu benutzen, benachrichtigte davon Thero, der sich nicht minder großmüthig zeigen wollte, und ihm den Vorschlag machte, durch einen dauerhaften Frieden die zwischen ihnen bestehenden Streitigkeiten zu beendigen. Hiero empfing aus den Händen des Königs von Agrigent dessen Schwester zur Gemahlin und Polyzelus trat in die Gunst seines Bruders zurück. Hiero hatte wenig Gelegenheit, seine militärischen Talente zu zeigen: jedoch endigte er mit Glück alle Kriege, die er zu unternehmen genöthigt war. Er vertrieb die Einwohner von Naxos und Catana, bevölkerte beide Städte mit einer neuen Colonie, gab der letztern den Namen Aetna und nahm selbst als Stifter den Namen Aetneus an, indem er damit Anspruch auf die Heroenehre machte, die man denen zugestand, welche eine Stadt, deren Bevölkerung sich auf zehntausend Einwohner belief, gründeten. Bald nach Hiero's Tode bemächtigten sich die Catanäer ihres alten Vaterlandes wieder und verjagten die dahin versetzten Einwohner; diese erbauten nicht weit davon eine andre Stadt Namens Aetna, und Catana nahm den seinigen wieder an. Thrasydäus, Thero's Sohn, setzte nach seines Vates Tode die freundschaftlichen Verhältnisse mit Syracus nicht fort. Er legte den Agrigentern dasselbe Joch auf, unter welchem Himera geseufzt hatte. Statt den guten Rath, den Hiero ihm gab, zu benutzen, erzürnte er darüber und hob ein Kriegsheer aus, um gegen Syracus anzurücken; aber Hiero that es ihm an Schnelligkeit zuvor. Thrasydäus wurde gänzlich geschlagen, und Agrigent erlangte so seine Freiheit wieder. Wenn einige Flecken die ersten Regierungsjahre Hiero's verdunkelt haben, so muß man dies der peinlichen Ungewißheit zuschreiben, die von dem Standpunkt, auf den er gestellt war, unzertrennlich war; aber er hat seine ersten Fehler durch schöne Handlungen, die sein Leben verherrlicht haben, wieder gut gemacht. Es war ihm eine angenehme Pflicht, seinen Bundesgenossen in ihren Kriegen beizustehn und vornemlich die schwächern zu beschirmen. Er half den Cumäern gegen die Tyrrhenier; aber was ihn in die Reihe der großen Fürsten setzte, ist der besondere Schutz, den

er den Wissenschaften gewährte, und die günstige Aufnahme, welche Gelehrte aller Art bei ihm fanden. Eine lange Krankheit, die ihn befiel, war die hauptsächliche Ursach dieser Veränderung. Da er sich nicht mehr mit den Sorgen der Königswürde beschäftigen konnte, und Erholung zu suchen ihm Bedürfniß ward, versammelte er eine Gesellschaft von unterrichteten Männern um sich, in deren Unterhaltung er sich gefiel. Damals lernte er den Reiz der Wissenschaften kennen; und auch nach seiner Genesung hörte er nie auf, sie zu schätzen. Sein Hof ward der Sammelplatz der berühmtesten Männer seiner Zeit; ihrem Umgang verdankte er edlere Sitten und ein verständigeres Betragen. Wir brauchen nur Simonides und Pindar unter seinen beharrlichsten Hofleuten zu nennen, um zu zeigen, mit welchem richtigen Blick er bei der Wahl seiner Freunde verfuhr. Als Aeschylus, eifersüchtig auf die ersten Erfolge des Sophocles, Griechenland verließ, begab er sich zu Hiero, um dort seine Tage zu beschließen. Bacchylides und Epicharmus gehörten zu seinen Vertrauten. Der Dichter Simonides hatte besonders eine große Gewalt über den Geist dieses Fürsten und gebrauchte sie stets nur, um ihm eines Herrschers würdige Gesinnungen einzuflößen. Xenophon würde in seinem Dialog über die Eigenschaften der Könige dem Hiero und Simonides gewiß nicht Worte in den Mund gelegt haben, die ihren Handlungen widersprochen hätten; und der Titel Hiero, den er seinem Buche giebt, ist die schönste Lobrede dieses Monarchen. Nach Aelian und Pindar möchten wenige Fürsten mit ihm verglichen werden können. Ersterer berichtet, daß er mit seinen drei Brüdern in vollkommner Eintracht lebte. Dies scheint mit seinem Betragen gegen Polyzelus in Widerspruch zu stehn; alles indeß erklärt sich, wenn man diese Angabe von der Zeit nach ihrer Aussöhnung versteht. Stets bereit zu geben, noch ehe er gebeten ward, setzte er seiner Freigebigkeit keine Gränzen. Er war mehrmals Sieger in den Spielen Griechenlands. Pindar hat seine Siege verherrlicht; mehrere Oden dieses Dichters sind mit seinem Lobe angefüllt. Hiero starb zu Catana im J. 467 vor Chr. Geb., und hinterließ die Krone, die er elf Jahre getragen, seinem Bruder Thrasibul, der sie aber schon in dem ersten Jahre seiner Regierung verlor.

Hiero II. war, wie der Obige, König von Syracus und regierte ungefähr zwei Jahrhunderte nach ihm. Sein Vater Hierocles behauptete von der Familie Gelo's abzustammen. Da er diesen Sohn von einer Frau empfing, die nicht freien Standes war, so ließ er ihn gleich nach der Geburt aussetzen, aus Furcht, sein Adel möchte durch ihn entehrt werden. Aber nach Justin nahmen Bienen sich seiner an und nährten ihn mehrere Tage. Die darüber um Rath gefragten Wahrsager erklärten, daß dies ein Vorzeichen seiner künftigen Größe sei. Hierocles nahm ihn darauf wieder zu sich, sorgte für seine Erziehung und behandelte ihn seitdem als seinen Sohn. Hiero benutzte die Sorgfalt, die auf ihn gewendet wurde, und zeigte für kriegerische Uebungen eben so viel Neigung als Geschick. Er ward deßhalb ausgezeichnet von Pyrrhus, König von Epirus, der damals Herr von Sicilien war und, indem er die Insel sich selbst überließ, nur Unordnung und Anarchie darauf zurückließ. Die Syracusaner, die des Hiero hervorstechende Eigenschaften erkannt hatten, übertrugen ihm den Oberbefehl, und so ward es ihm nicht schwer, später zur Königswürde zu gelangen. Um sich Anhänger zu

verschaffen, hatte er sich, indem er die Tochter des Leptines heirathete, mit einer der angesehensten Familien von Syracus verbunden. Unter Hiero's Regierung begann der erste punische Krieg: anfangs ein Bundesgenosse der Carthaginienser und geschlagen von dem Consul Appius Claudius, der den Mamertinern zu Hülfe gekommen war, sah er wohl ein, daß es für ihn vortheilhafter sei, auf die Seite der Römer zu treten, da die Siege der Carthaginienser auf Sicilien ihm von keinem Nutzen seyn konnten, und er in diesem Volke nur einen gefährlichen Nachbar erblickte. Um den Krieg von seinen Staaten zu entfernen, ließ er die Römer im Kampf mit Carthago, und schickte Gesandte an die Consuln Otacilius und Valerius, um ihnen einen Friedens- und Bundesvertrag anzubieten. Seit dieser Zeit war er nur der Zeuge bei den Streitigkeiten beider Völker. Obgleich er sich den Römern günstiger zeigte, indem er sie während des ersten punischen Krieges mit Bedürfnissen aller Art versorgte, so versagte er doch auch den Carthaginiensern die Hülfe nicht, die sie in dem Sclavenkriege foderten, und wußte so mit Geschicklichkeit sich beider Freundschaft zu erhalten. In dem ziemlich langen Zeitraum, der den zweiten punischen Krieg vom ersten trennte, wandte er seine Sorgfalt auf die Regierung. Er gab weise Gesetze und war einzig mit dem Glück seines Volks beschäftigt. Die Ermunterung, die er dem Ackerbau angedeihen ließ, bereicherte ihn und verdoppelte die Einkünfte des Staats. Er hielt das seinen Bundesgenossen gegebne Wort; und als die Römer, von Hannibal geschlagen, am Trasimen eine gänzliche Niederlage erlitten, zeigte Hiero, daß er nicht bloß an ihnen hing, wenn sie siegreich waren. Er ließ ihnen Lebensmittel, Menschen und Waffen anbieten und schenkte ihnen eine goldne Victoria, dreihundert zwanzig Pfund an Gewicht, die sie als ein glückliches Vorzeichen annahmen. Diese zarte Aufmerksamkeit befestigte den Bund zwischen Rom und Syracus, und selbst der Verlust der Schlacht bei Cannä, dem der Abfall aller Bundesgenossen Roms folgte, erschütterte nicht seine Treue. Hiero beschäftigte sich nicht allein mit Errichtung von Tempeln und Palästen; er ließ auch nach der Angabe des großen Archimedes Kriegsmaschinen aller Art erbauen. In der Absicht, die Herrlichkeit der andern Könige zu übertreffen, ließ er ein Schiff bauen, das an Größe und Pracht nie seines Gleichen gehabt hatte und dessen Beschreibung uns Athenäus aufbehalten hat, nach welchem es einer schwimmenden Stadt nicht unähnlich gewesen seyn müßte. Da sich aber fand, daß Sicilien keinen Hafen zur Aufnahme dieses ungeheuren Gebäudes hatte, beschloß Hiero, dem Könige Ptolemäus ein Geschenk damit zu machen; und da Aegypten zu derselben Zeit Mangel an Getraide litt, benutzte er diese Gelegenheit, einen großen Getraidetransport damit nach Alexandrien zu schicken. Hiero starb im J. 214 vor Chr. Geb. Da sein Sohn Gelo noch vor ihm gestorben war, so hinterließ er die Krone, die er vier und funfzig Jahre getragen, seinem Enkel Hieronymus.

Hierodulen. Dies Wort, welches im Griechischen heilige Tempeldiener bezeichnet, ist erst unter uns wieder allgemein bekannt geworden durch das sinnig und schön geordnete Maskenfest, welches den 8ten Januar 1818 im königl. Schloß zu Berlin bei Gelegenheit der Vermählungsfeier des Prinzen Friedrich von Preußen mit der Prinzessin Luise von Anhalt-Bernburg Statt fand. Hofrath Hirt

hatte den eben so prachtvollen als poetischen Maskenzug erfunden, und antike und romantische Gestalten darinn mit künstlerischem Sinn und zartem Gefühl zusammengestellt (man hat ausführliche Schilderungen dieses herrlichen Maskenzuges). Er ließ den Götterwagen der Here Telaia von Hierodulen umgeben; diese heiligen Tempeldiener waren anmuthige Gestalten, einfach antik costumirt, die Männer, einen grünen Kranz im Haar, die Frauen, eine weiße Binde um die Schläfe, aus welcher hinter dem Ohr ganz kleine Flügelchen mit dem Pfauenauge in der Mitte hervorragten; die Gewänder waren in der Art drappirt, wie sie die thymelischen Tänzerinnen gewöhnlich tragen. Doch die Benennung Hierodulen veranlaßte in öffentlichen Blättern viele gelehrte Streitigkeiten der Alterthumsforscher, da sie wohl etwas unbesonnen gewählt war, indem sie die der Gottheit hingegebenen Sklaven und Sklavinnen bezeichnet, die mit den Bajaderen auf gleicher Stufe standen. Es gab bei dem Tempeldienst der Griechen unstreitig Jünglinge und Mädchen, die für den Schmuck der Tempel, die Bekränzung der Altäre, das Malen, Sticken und Reinigen der Schleier und Gewänder der Götterbilder, zu sorgen hatten. Diese Mädchen hießen Plyntriden und Ergastinen, und die Jünglinge und ältern Tempeldiener nannte man Neokoren, Pastophoren, Hierophanten und Daduchen. Ganz verschieden hiervon ist aber das eigentliche Hierodulenwesen. Dies stammt aus dem asiatischen Dienst der Naturgottheit her. Man verehrte bekanntlich in der Urzeit in Asien, neben dem männlichen selbstständigen Licht- und Wärmestoff, dessen Repräsentant die Sonne war, auch das leidende, allempfangende weibliche Princip, den Wasserstoff, und als dessen Repräsentanten den Mond am Firmamente, oder oft auch die Erde selbst. Diese Naturgöttin wurde Venus Urania genannt, doch gar nicht in dem Sinn des spätern griechischen Zeitalters, welches die überirdische himmlische Schönheit darunter verstand; hier bezog sich Urania nur auf den im Aether schwebenden Mond, und der Dienst dieser Mondgöttin ist gleich dem der assyrischen, phönizischen, persischen, kappadozischen Anaitis, Semiramis, Atargatis, Tauropolos, und dem der Cybele. In der rohesten Vorzeit wurden die Jungfrauen getödtet, als Menschenopfer im Dienst dieser die schönsten Erstlinge fodernden Naturgöttin. Später wurden daraus die leibeignen Sklavinnen, welche der großen Himmels- und Naturgöttin für ihre Tempelhallen und Lusthaine theils geschenkt, theils von ihr erkauft wurden, und welche sich bei alljährigen Festen den Pilgrimmen und Anbetern der Göttin ihr zu Ehren preis geben mußten. Die männlichen Hierodulen waren Tempeljünglinge, die mit gauklerischer Schwärmerei sich selbst zerfleischten, und wüthend in Kreisen herumwirbelten, gleich den türkischen und indischen Fakirn. Strabo erzählt von 6000 theils männlichen theils weiblichen Hierodulen, die er im heiligen Tempelbezirk der Comanischen Naturgöttin im cappadocischen Gebirgslande traf. Bei jedem Tempel der phönizisch- karthaginiensischen Urania, ja selbst bei denen der ephesischen und phrygischen Diana, waren solche leibeigne Mädchen, die man in phönizischer Sprache Benoth nannte (dies bedeutet so viel als junge Mädchen); man behauptet, daß aus dieser Benennung der Name Venus entstanden sey. Der Dienst der Aphrodite kam aus Asien nach Griechenland und hier sowohl als in dem berühmten Venustempel auf dem Berge Eryx in Sicilien finden

wir Schaaren von Hierodulen, welche gleichsam verpflichtet und Hetären waren, die alle Summen, die sie durch ihre käuflichen Reize erwarben, zum Tempeleigenthum geben mußten. Mehr als ein Venustempel (namentlich der in Samos) wurde von solchem Erwerb erbaut. Wir haben noch Abbildungen dieser Venusdienerinnen auf den Fragmenten einer Tempelfrise und auf zwei dreiseitigen Candelaber-Basen, welche früher für spartanische Tänzerinnen gehalten wurden, in denen aber der scharfsinnige *Zoega* ächte Hierodulen erkannte. Sie sind in zierlicher Stellung gebildet, auf den Fußzehen sich zum Tanz hebend, beide Arme anmuthig und hoch aufgehoben, den schlanken Körper wendend zu den verführerischen Bewegungen ihrer geheiligten Tänze. Ihre Bekleidung besteht nur aus einem einzigen hochgegürteten ganz kurzen Gewand aus dem zartesten und durchsichtigsten Byssus, welches kaum bis an die Knie reicht. Arme und Füße sind ganz unbekleidet, an den Fußsohlen haben sie leichtgeschnürte Sandalen, und auf den in einen Knoten einfach zusammengeschlungnen Haupthaaren einen seltsam geflochtnen Kranz von aufrecht stehenden, strahlenförmig in die Höhe ragenden Blättern oder Stäbchen, der völlig abweichend von dem Hauptschmuck der Griechinnen, auf eine ausländische, asiatische Abkunft zu deuten scheint. Ist nun die Benennung Hierodule vielleicht in den allerfrühesten griechischen Zeiten, wo locrische Jungfrauen als Tribut zum Tempeldienst der Pallas nach Ilium geschickt wurden, noch unentweiht, so bezeichnet sie später doch stets jene berüchtigten Venusdienerinnen, mit denen Jonien und Cypern das eigentliche Griechenland versorgten.

Hieroglyphe ist nach der Etymologie (von den griechischen Wörtern *Hieron* und *Glypto*) *heiliges Bildwerk*, der Bedeutung nach: *allegorische Bilderschrift*. Es sind die bei den Aegyptern gebräuchlichen Hieroglyphen in Reihen und Zeilen nach Art der Buchstaben gestellte ganze, obwohl verkleinerte, bisweilen abgekürzte, und nur mit einigen andern Zeichen vermischte Abbildungen natürlicher und artistischer sinnlicher Gegenstände, die eine allegorische oder symbolische Bedeutung haben, um sichtbare Gegenstände, Begriffe, die an und für sich nicht abgebildet werden können, darzustellen. Eine Stufenfolge ihrer Fortbildung und Bedeutung, und Veränderung ihres Gebrauchs lassen sich historisch erweisen. Zoega unterscheidet fünf Classen derselben: 1. *Kyriologika*, vollständige Bilder von Gegenständen der Natur und Kunst, welche diese Gegenstände selbst andeuten sollen; 2. *Kyriologumena*, nur in Umrissen und nach der gemeinen Ansicht ausgedrückte Bilder sinnlicher Gegenstände, z. B. ein Kreis als Bild der Sonne; 3. *tropische* Bilder sichtbarer Gegenstände wegen irgend einer deutlichen Verbindung oder Verwandtschaft übergetragen auf unsichtbare Gegenstände, Begriffe, z. B. Hund, zur Andeutung der Wachsamkeit; 4. *änigmatische*, bei denen das Bild von dem bezeichneten Gegenstand weit entfernt, und folglich die weit her zu leitende Verbindung zwischen beiden nicht so sichtbar ist, z. B. ein Käfer als Symbol der Sonne; 5. *phonatische* oder Worthieroglyphen, wo das Bild der Bedeutung, die an sich das Wort hat, mit welchem der abgebildete Gegenstand bezeichnet ist, oder der Aehnlichkeit des Lautes entspricht, z. B. *Baieth*, Habicht, die im Herzen wohnende Seele (Lebenskraft), nach *Bai*, Seele, *Eth*, Herz. Zoega hat 958 Charaktere aus den noch übrigen Denkmalen der Aegypter zu-

sammengebracht, und theilt diese in sieben Classen: 1. verticale und horizontale, krumme und wellenförmige Linien, auf verschiedene Weise verbunden, Dreiecke, Vierecke, Kugeln, Halbkugeln, Kreise, Sterne; 2. Bilder künstlicher Producte, Werkzeuge, Waffen, Gebäude, Schiffe; 3. Bilder von Vegetabilien; 4. von Gliedern der Thierkörper, besonders des menschlichen Körpers; 5. von vierfüßigen, kriechenden und andern Thieren, besonders Vögeln; 6. von menschlichen Figuren in verschiedenen Stellungen, auch Mumien; 7. monströse Figuren, zusammengesetzt aus Mensch und Thier. Diese, von der Mahlerei ausgehende, hieroglyphische Schrift erfuhr mancherlei Veränderungen, und Zoega setzt sechs Epochen derselben fest: 1. Vor Erfindung der alphabetischen Schrift, wo die Aegypter sich nur der Hieroglyphen bedienten, und in ihrem Gebrauche von der natürlichen zur symbolischen und änigmatischen Darstellung fortgingen; 2. nach Erfindung der alphabetischen Schrift, wo Hieroglyphen nur auf öffentlichen und heiligen Denkmalen und Mumienbinden, auch in einigen Priesterschriften gebraucht wurden, im gemeinen Leben aber die Buchstabenschrift, und eine zierlichere und weniger verständliche Art derselben auf manchen Denkmalen und in Büchern von den Priestern, die hieratische Schrift; 3. von Psammetich bis zur Besitznahme Aegyptens von den Griechen, da die Priester, ihrer Herrschaft meist beraubt, anfingen, Geheimnisse zu bilden und die hieroglyphische Schrift mit räthselhaften Bildern vermehrten; 4. unter den Ptolemäern, wo man die Hieroglyphen nur noch auf Denkmalen, die den Göttern und vergötterten Königen geweiht waren, und einigen Mumien brauchte, die hieroglyphischen Charaktere auch zur Bezeichnung neuer, von den Griechen eingeführten Ideen anwandte, und den alten Monumenten neue Erklärungen gab; 5. als griechische und ägyptische Religion vermischt, das alte Priesterinstitut fast vernichtet war, und die richtige Kenntniß der Hieroglyphen verschwand, fuhr man doch fort, theils die alten Hieroglyphen zu gebrauchen auf Stein, Mumienbinden und Büchern, welche die Mysterien angingen, theils neue zu erfinden; 6. im 3ten und 4ten Jahrhundert wandte man die hieroglyphischen Charaktere zu den theurgischen, magischen, gnostischen, chemischen und astrologischen Träumereien an, wodurch ihre alte und ursprüngliche Bedeutung in Vergessenheit gerieth. Ihre Entstehung ist zu erklären aus dem Nilcalender, und der Verzeichnung der hiezu nöthigen astronomischen Beobachtungen und Berechnungen. Ihrer Wichtigkeit und Schwierigkeit halber wurden sie für heilig geachtet, und nach Dornedden entwickelte sich aus ihnen der ägyptische Thierdienst, der eigentlich nichts war, als Schriftdienst. Die eigentliche Bedeutung war Priestergeheimniß, und sie bedurften eines Schlüssels in der Priesterauslegung. Daraus entstanden die eine Verschiedenheit der Volks- und Priesterreligion andeutenden Mysterien. Leider haben wir den Schlüssel zu diesen Geheimnissen so gut wie verloren. Das Werk von Horapollo darüber ist sehr unkritisch, das von Athanas. Kircher zu willkürlich; die größten Verdienste darum hat der gelehrte dänische Archäolog Zoega in seinen beiden Werken über die ägyptischen Münzen und Obelisken. dd.

Hieronymiten, Hieronymianer, Einsiedler des heiligen Hieronymus, heißt ein 1373 gestifteter Orden regulirter Chorherren oder Kleriker, der weiße Kleidung mit schwarzem Scapulier trägt.

In den Niederlanden, wo mehrere Brüderschaften zu milden Zwecken, besonders die 1376 zu Deventer von Gerhard Groote gegründete Gesellschaft der Kleriker und Brüder des gemeinschaftlichen Lebens, welche das erste Beispiel einer zweckmäßigen Erziehung der Jugend zur Erkenntniß der Wissenschaften und zur Arbeitsamkeit gab (vergl. d. Art. Institut) und sich um den Anbau der classischen Philologie rühmliche Verdienste erwarb, aus diesem Orden hervorgingen, und in Spanien, wo er sich dem beschaulichen Leben widmete, unter andern das prachtvolle Kloster des heil. Laurentius im Escurial, dem Begräbnißorte der Könige, besitzt und jetzt noch zu den reichsten und angesehensten Orden gehört, wurde er am zahlreichsten und mächtigsten. Auch in Sicilien, Westindien und dem spanischen Amerika hat dieser, politisch nie bedeutend gewesene, Orden noch Klöster. E.

Hieronymus der Heilige, einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Schriftsteller der alten lateinischen Kirche, wurde 331 in Dalmatien von bemittelten Aeltern geboren, mit Sorgfalt für gelehrte Studien erzogen und zu Rom unter dem Grammatiker Donatus mit den römischen und griechischen Classikern vertraut. Nebenbei ließ ihn auch das üppige Leben der Hauptstadt nicht unberührt, und er bekennt selbst, als Jüngling in der Liebe ausgeschweift zu haben. Gleichwohl neigte er sich bald zum Christenthum; die Katakomben und Gräber der Märtyrer gaben seiner Andacht die erste Nahrung. Reisen am Rhein und in Gallien brachten ihn mit mehrern christlichen Lehrern in Berührung, und noch vor seinem 40sten Jahre wurde er zu Rom getauft. Nach einem längern Aufenthalte zu Aquileja begab er sich 373 nach Antiochien in Syrien, wo sich seine Neigung für das ascetische Leben entschied, 374 ging er in die Wüste von Chalcis, und brachte darin unter den härtesten Kasteiungen und fleißigen exegetischen Studien vier Jahre als Einsiedler zu. Die Weihe als Presbyter zu Antiochien zog ihn wieder aus seiner Einsamkeit hervor. Ohne sich jedoch auf die Verwaltung dieses Amtes zu beschränken, ging er bald hierauf nach Constantinopel, um den Unterricht Gregors von Nazianz zu genießen. In Rom, wohin ihn sein Freund, der Bischof Damasus, zog, trat er 383 selbst als Lehrer auf. Seine Auslegungen der heiligen Schrift fanden Beifall bei den Römerinnen, und obgleich niemand die Sitten der damaligen feinen Welt mehr züchtigte, als er, so folgten doch mehrere vornehme Matronen mit ihren Töchtern seinen Anleitungen zum ascetischen Leben und wurden Nonnen. Marcella und Paula, die Heiligen, sind durch die gelehrten und geistreichen theologischen Briefe, die er ihnen schrieb, wie durch ihre seltene klösterliche Frömmigkeit berühmt. Paula begleitete ihn, da er 386 nach Palästina ging und bei Bethlehem von ihren Reichthümern und in ihrer Gesellschaft ein Kloster gründete, in dem er bis zu seinem 420 erfolgten Tode blieb. Der Einfluß, den er auf die theologische Denkart seiner Zeit gewann, verewigt ihn nicht weniger, als die Menge und der Werth seiner Schriften. Man erkennt ihn daraus als einen thätigen Theilnehmer an den Meletianischen, Origenistischen und Pelagianischen Streitigkeiten; überall verfocht er das rechtgläubige System der Kirche mit Eifer und Geschicklichkeit, obwohl seine eigenen Schriften nicht frei von Spuren der Ansicht und Denkart dieser abweichenden Parteien sind. Seine vertraute Bekanntschaft mit der Bibel, die er in den

Ursprachen las, hatte ihn oft auf Resultate geführt, die er später mit der Kirche bestritt, und die Manier seiner Schriftauslegung streift nahe an die allegorischen Deutungen des von ihm geachteten, benutzten und angefochtenen Origenes. Uebrigens ist sein Verdienst um die Bibel bedeutend, seine lateinische Uebersetzung des A. Testaments aus der Grundsprache liegt der Vulgata zum Grunde, und seine Commentare gaben dem Studium der heil. Schrift neuen Schwung. Im Streite mit Jovinian und Vigilantius, den freimüthigen Gegnern der ascetischen Frömmelei, verleitete ihn sein ungemessener Eifer für das Mönchsleben, der allerdings viel zur Beförderung dieses damals noch neuen Instituts beitrug, zu Schmähschriften, die mehr von Stärke und Feuer der Empfindung, als von Reife des Urtheils zeugen. Ueberhaupt besaß er bei einer glühenden Einbildungskraft, die seine Diction lebhaft und anziehend machte, ungeachtet seiner ausgebreiteten Sprachkenntnisse, doch weniger philosophischen Geist, als sein berühmter Zeitgenosse Augustinus. E.

Hieronymus von Prag, aus dem Geschlechte von Faulfisch, gebildet auf den Universitäten zu Prag, Paris, Cöln und Heidelberg, 1399 der freien Künste Magister und Baccalaur der Theologie, auch Ritter am Hofe des böhmischen Königs Wenzel, war im Lehren und Leiden der treue Gefährte des berühmten Johannes Huß, den er an wissenschaftlicher Bildung und Beredsamkeit noch übertraf, und beim Wirken für den kühnen Reformationsversuch des 15ten Jahrhunderts nur an Mäßigung und Besonnenheit nachstand. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit war so bedeutend, daß Wladislaw II. von Polen ihn 1410 zur Organisation der Universität zu Cracau brauchte, und Siegmund von Ungarn ihn in Ofen vor sich predigen ließ. Die Wiclefschen Lehren, die er hier eingemischt hatte, zogen ihn bei der Universität zu Wien eine kurze Gefangenschaft zu, aus der ihn die Prager befreiten. Mit ganzer Seele nahm er nun zu Prag an dem Kampfe seines Freundes Huß gegen die Mißbräuche der Hierarchie und den sittenlosen Klerus Antheil, und schritt nicht selten zu Gewaltthätigkeiten. Er eiferte heftig gegen den Reliquiendienst, trat sie mit Füßen, und ließ Mönche, die sich ihm widersetzten, verhaften, ja einen in die Mulde werfen. Die Kreuzbulle wider Ladislaw von Neapel und die päpstlichen Ablaßbriefe verbrannte er 1411 öffentlich. Als Huß in Costnitz verhaftet ward, konnte er daher nicht unthätig bleiben, und eilte zu seiner Vertheidigung. Allein ein offner Brief, in dem er das Concilium von Ueberlingen aus um sicheres Geleit gebeten hatte, wurde ihm nicht befriedigend beantwortet, und da er nach Prag zurückreisen wollte, ließ ihn der Herzog von Sulzbach den 24sten April in Hirsau festhalten und in Ketten nach Costnitz bringen, noch ehe die Frist der Ladung des Conciliums an ihn abgelaufen war. Hier mußte er im Kerker das schreckliche Schicksal seines Freundes erfahren, und nach mehreren Verhören, wo man ihn nicht zu widerlegen vermochte, hatte eine halbjährige Gefangenschaft ihn so abgemattet, daß er der Gewalt endlich nachgab, und sich den 11ten September 1415 zum Widerruf der ihm und Huß angeschuldigten Ketzereien entschloß. Doch befreite dieser Verrath an der guten Sache ihn nicht, und nachdem er ein Jahr ohne sehen oder lesen zu können in der Finsterniß des Kerkers geschmachtet hatte, erwachte sein alter Muth in einem Verhöre am 26sten Mai 1416. Hier nahm er seinen Widerruf feierlich zurück,

bekannte, daß ihn keine seiner Sünden mehr betrübe, als jene der Untreue, und erklärte sich für die Grundsätze Hussens und Wiklefs mit einer Freimüthigkeit, Kraft und Beredsamkeit, die seinen Gegnern Bewunderung abnöthigte, aber nichts desto weniger seinen Untergang beschleunigte. Am 30sten Mai wurde er auf Befehl der Kirchenversammlung verbrannt. Er ging unter Absingung des apostolischen Glaubensbekenntnisses und geistlicher Lieder getrost zum Scheiterhaufen, und gab unter lautem Gebet seinen Geist auf. Seine Asche streute man in den Rhein, um sein Andenken auf immer zu verwischen, aber die Nachwelt hat ihn gerechtfertigt und unzählige verehren in ihm einen Märtyrer der Wahrheit, der unermüdet wirksam im Leben und wahrhaft groß im Tode sich um die Vorbereitung der Kirchenreformation unsterbliche Verdienste erwarb. Seine eigenthümlichen Ansichten und Behauptungen stimmen nahe mit den Hussischen überein. S. deßhalb Huß.

Hieronymus Napoleon, s. Buonaparte (Jérôme).

Hierophant war der erste Priester oder Vorsteher der Eleusinien, und durfte nur aus dem Geschlechte der Eumolpiden gewählt werden, deren Ahnherr für den Stifter dieser Mysterien und ersten Hierophanten gehalten wurde. Sein Aeußeres in Gestalt und Kleidung mußte ganz dem erhabenen Posten entsprechen, den er bekleidete. Er mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht schön, doch ohne sichtliche Gebrechen seyn, und ein ausgezeichnet angenehmes Organ besitzen. Seine Stirn war mit einem Diadem geschmückt und die Haare rollten einfach und natürlich über den Nacken und die Schultern herab. Sein Wandel mußte ohne Flecken seyn, eine Glorie der Heiligkeit ihn in des Volkes Augen umgeben. Nach seiner Wahl war ihm das Heirathen untersagt, und um alle sinnliche Begierden in der Geburt zu ersticken, mußte er (nebst allen übrigen Priestern der Cybele) sich mit Schierlingssafte waschen, den man für das beste Dämpfungsmittel hielt; ja nach andern Angaben haben diese Priester solchen Saft sogar getrunken. Doch wird auch behauptet, daß nur die zweite Heirath ihnen untersagt gewesen sey, und daß ihre Weiber an gewissen Beschäftigungen, z. B. Schmücken der Bildsäulen u. s. w., hätten Theil nehmen dürfen. Dem Hierophanten (und den Eumolpiden überhaupt) lag es ob, die ungeschriebenen Gesetze zu bewahren und zu deuten, nach denen die Lästerer der Gottheit und Schänder ihrer Feier bestraft wurden. Bei den kleinen Mysterien hatte er die Einzuweihenden in den Eleusinischen Tempel einzuführen, und die, welche die letzten Prüfungen bestanden hatten, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen. Bei den Mysterien selbst repräsentirte er den Demiurg, Weltschöpfer, bekleidet mit den darauf sich beziehenden Attributen; er erklärte den Einzuweihenden die verschiedenen ihnen vorkommenden Erscheinungen mit tönender durchdringenden Stimme; bei den großen Mysterien war er auch der einzige Ausleger der im Innersten des Allerheiligsten ruhenden Geheimnisse, nämlich des geheimen Unterrichtes, der eigentlich der Hauptzweck der ganzen Anstalt war. Daher nannte man ihn auch Mystagog, oder auch Prophet, und keinem war es erlaubt, seinen Namen in Gegenwart eines Ungeweihten auszusprechen. Bei öffentlichen Feierlichkeiten gehörte es auch zu seinem Amte, die Bildsäule der Göttin zu schmücken und selbst sie zu tragen. (S. Eleusis).

Highwaymen (Straßenräuber, von Highway, die Landstraße), heißen in England solche Straßenräuber, welche unter selbstgewählten Masken die Reisenden überfallen. Sie sind jederzeit beritten, und dünken sich über die Räuber, die zu Fuß ihr Handwerk treiben (footpad), weit erhaben.

Hildburghausen, eins der sächsischen Herzogthümer, das aus einem Theile des Herzogthums Coburg und der Grafschaft Henneberg zusammengesetzt ist, und den Namen von seiner Hauptstadt erhalten hat, deren Erbauer der fränkische König Childebert, Chlodwigs Sohn, seyn soll. Diese Stadt und ihr District, ehedem zu Coburg gehörig, kam nebst Heldburg (als dessen Erbauer auch König Childebert genannt wird), Eisfeld und Königsberg durch Heirath an den Burggrafen von Nürnberg, und von diesem in der Folge auch durch Heirath an Sachsen. Als Ernst der Fromme gestorben war, erhielt dessen sechster Sohn, Ernst, diese Besitzungen zu seinem Antheile; von nun an wurden sie ein besonderes Fürstenthum, wovon er 1678 Besitz nahm; auch Amt und Stadt Königsberg, bisher ein Besitzthum seines Bruders Heinrich von Römhild, erhielt er 1683 durch Vergleich mit seinem Bruder Friedrich von Gotha. Er nahm nun seine Residenz, die vorher in Heldburg war, zu Hildburghausen, und erbaute hier ein Schloß (1685). Noch erhielt er als ein für sich günstiges Resultat des Coburgischen Successionsstreites das Amt Sonnefeld, von dem Römhildischen Antheile die Kellerei (Amt) Behrungen, die Eilsterschen Lehne und den Hof Militz. Nach dem Beispiele seines Bruders in Gotha hatte er das Recht der Erstgeburt auch in der von ihm gestifteten Seitenlinie eingeführt; sein ältester Sohn Ernst Friedrich I. folgte ihm am 17ten October 1715; dieser legte die Neustadt Hildburghausen an, hinterließ aber die Finanzen nicht in dem glänzendsten Stande; er starb am 9ten März 1724. Sein Sohn und Nachfolger Ernst Friedrich II. stand unter der Vormundschaft der Mutter (einer Gräfin von Erbach), bis er 1728 selbst die Regierung antrat. Auch nach dessen Tode (am 13ten August 1745) kam das Land unter die Regentschaft des unmündigen Herzogs Ernst Friedrich Carl. Die seit Friedrich I. entstandenen Landesschulden waren noch nicht getilgt, vielmehr noch höher angewachsen, so daß 1769 eine kaiserliche Debit-Commission beauftragt wurde, unter dem Vorsitz des Prinzen Joseph Friedrich von Hildburghausen, das Finanzwesen zu reguliren; es kam dahin, das die Landstände die Erziehung der fürstlichen Kinder übernehmen mußten. Der jetzt regierende Herzog Friedrich (seit 1780) ist der älteste Sohn aus Ernst Friedrich Carls dritter Ehe (mit einer Prinzessin von Weimar), und stand unter der Vormundschaft seines Ur-Großoheims, des Prinzen Joseph Friedrich, bis zu dessen Tode (1787), wo er erst die Regierung übernahm. Er ist seit 1785 mit Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, vermählt. 1813 wandte sich der Herzog auf die Seite der Alliirten und wurde dann auch Mitglied des deutschen Bundes. Das Areal des Herzogthums beträgt 10 Quadratmeilen mit 6 Städten, 120 Flecken, Dörfern und Weilern und 29,700 Einwohnern, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. Das Land liegt an dem südlichen Fuße des thüringer Waldes und an den Flüssen Werra und Robach. Ein Stück liegt getrennt im Würzburgischen. Der nördliche Theil ist gebirgig, überhaupt ist der Boden nur von mittelmäßiger Fruchtbarkeit. Jedoch hat man die gewöhnlichen deutschen Produkte aus dem Thier-

und Pflanzenreich; auch wird etwas Wein gebaut. Das Steinreich liefert Eisen, Kupfer, Salz, und in der Werra Goldsand. Bei Schwarzbrunn wurde sonst eine Goldwäsche betrieben. Die Industrie besteht hauptsächlich in einigen Wollenspinnereien, Gerbereien und Verfertigung von irdenen Geschirren. Die jährlichen Einkünfte betragen 200,000 Gulden. Der Herzog hat in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit den übrigen großherzoglich und herzoglich sächsischen Häusern, und eine besondere in der weitern Bundesversammlung. Die Haupt- und Residenzstadt heißt gleichfalls Hildburghausen, liegt an der Werra, ist wohlgebaut, besonders die Neustadt, und hat 500 Häuser mit 3000 Einwohnern.

Hildebrandismus nennt man die Herrschsucht der Geistlichen und das Streben der Kirche, sich über den Staat zu erheben, darum, weil der Papst Gregor VII. (s. Gregor VII.), welcher vor seiner Erhebung zum Pontificate Hildebrand hieß, das hierarchische System mit dem rastlosesten Eifer und dem kühnsten Muthe durchzusetzen strebte, und deßhalb der unmäßigsten Herrschsucht beschuldigt wird. N.

Hildesheim, ehemaliges Bisthum, in Niedersachsen, auf der Nordseite des Harzes, hatte von Osten nach Westen etwa zehn, und von Süden nach Norden acht Meilen in der Länge und Breite. Ein für den Ackerbau vortreffliches Land. Viehzucht wurde von jeher nicht so gut, als es wohl hätte geschehen können, getrieben. Die Berge im südlichen Theile des Landes, der Solling, die Siebenberge, der Sundern u. s. w. sind meist mit trefflichen Eichen, Buchen, Eschen und Birken bewachsen, und die wenigen kahlen Berge haben ergiebige Steinbrüche und Eisengestein. Des Landes Hauptflüsse sind die Leine, Ocker, Innerste und Fuse. Das ehemalige Bisthum enthielt 8 Städte, 4 Flecken, 75 adelige Güter und 248 Dörfer. Zu den Landständen gehörten: das Domcapitel, 7 Stifter, die Ritterschaft und die Städte Hildesheim, Peina, Elze und Alfeld. Zur evangelischen oder protestantischen Kirche bekannten sich alle Städte, der größte Theil des Adels und die meisten Dörfer; zur catholischen vorzugsweise der Landesherr, das Domcapitel, die Klöster, ein Theil des Adels und alle bischöflichen Bediente. Die protestantische Religionsfreiheit war durch den Receß von 1711 bestätigt. Im Jahr 822 hatte Carl der Große das Bisthum gestiftet. Sein ursprünglicher Bestand vermehrte sich unter verschiedenen Bischöfen. Bernhard I. brachte Winzenburg, Johann I. Peina, Siegfried II. Dassel, Otto II. Woldenberg und Heinrich III. Schladen ans Stift. Als aber Johann IV. im Jahr 1519 die berühmte hildesheimische Stiftsfehde mit Heinrich dem Jüngern von Braunschweig begann, lief diese, weil Heinrich Kaisers Carl V. Liebling geworden, so unglücklich ab, daß der in die Acht erklärte Bischof nichts als die Dompropstei, nebst den Aemtern Steuerwald, Marienburg und Peina behielt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges änderte sich die Lage der Dinge. Bischof Ferdinand bekam durch einen 1643 mit den Herzogen von Braunschweig-Lüneburg geschlossenen Vergleich das sogenannte große Stift, bis auf die Aemter Lutter am Baremberge, Dachtmissen, Coldingen und Westerhofen zurück. So blieb die Sache bis zur großen Theilung des geistlichen Guts, welche, durch die geheime Convention zu Berlin zwischen Preußen und der französischen Republik bereits im August 1796 vorbereitet, nach dem siebenten Artikel des lüneviller Friedens im Jahre 1802 ausgeführt wurde. Der König von Preußen erklärte

in einem Patente vom 6ten Juni 1802, daß er nun Hildesheim und Goslar sich zueignen werde, und die Besitznahme geschah wirklich am 30sten Juli desselben Jahres. Der letzte Fürstbischof, Franz Egon von Fürstenberg, wurde pensionirt, und Hildesheim ward eine preußische Provinz, bis durch Napoleons Decret vom 18ten August 1807 Hildesheim ausdrücklich zum integrirenden Theil des neuen Königreichs Westphalen erklärt ward. Nach den Ereignissen des Jahres 1813 fiel auch Hildesheim wieder an Preußen zurück, welches aber dasselbe an Hannover durch eine in Wien 1815 geschlossene Convention abgetreten hat. Die Stadt Hildesheim, die 2500 Häuser und 12,000 Einwohner hat, deren Hauptgewerbe in Garn- und Leinwandhandel besteht, liegt an der Innerste auf einem abhängigen Boden, besteht aus der Alt und Neustadt, deren jede sonst ihren eigenen Magistrat hatte, und ist altfränkisch und unregelmäßig erbaut. In der Domkirche zeigte man sonst einen schönen geistlichen Schmuck und vor dem hohen Chor die uralte Irmensul, ein bekanntes Götzenbild der Sachsen. zz.

Hill (Aron), ein englischer Dichter, geboren zu London im J. 1685. Genöthigt durch die Zerrüttung, worein seines Vaters Vermögensumstände gerathen waren, in seinem vierzehnten Jahre die Schule von Westminster zu verlassen, faßte er den Entschluß, so jung er war, sich allein nach Constantinopel einzuschiffen, wo Lord Paget, sein Anverwandter, sich als englischer Gesandter befand. Der Lord nahm ihn mit eben so viel Freude als Erstaunen auf, ließ ihn sorgfältig erziehn und schickte ihn unter Aufsicht eines gelehrten Geistlichen auf Reisen. Nachdem er Aegypten, Palästina und andere Gegenden des Morgenlandes gesehen, kehrte Hill gegen das J. 1703 mit seinem Beschützer nach England zurück. Einige Jahre später begleitete er Lord Wentworth auf seiner Reise durch Europa. Im J. 1709 fing er an, sich als Schriftsteller bekannt zu machen, indem er eine Geschichte des ottomanischen Reichs herausgab, die nach seinem eignen Urtheil mehr Beifall fand, als sie verdiente. Um dieselbe Zeit ließ er ein Gedicht, Camillus betitelt, zu Ehren des Generals Grafen Peterboroug erscheinen. Als er zum Director des Drurylane-Theaters ernannt worden war, schrieb er binnen acht Tagen das Trauerspiel Elfride oder die schöne Unbeständige, und als ihm die Direction der Oper in Hay-Market übertragen ward, verfaßte er die Oper Rinaldo, die Händel in Musik setzte und das Publikum mit Beifall aufnahm. Wegen eines Mißverständnisses aber, das zwischen dem Lord-Kammerherrn und ihm entstanden war, verließ er seinen Posten an beiden Bühnen, schrieb noch ferner Trauerspiele und Gedichte, die nur mittelmäßig ausfielen, und machte staatswirthschaftliche Plane, die einen noch schlechtern Erfolg hatten. Er starb im Jahr 1750. Seine Werke in Prosa und Versen sind ziemlich zahlreich. Sie verrathen Genie, noch mehr aber Affectation in Gedanken und Ausdruck.

Hill (Sir John), ein englischer Schriftsteller, geboren um das Jahr 1716, war anfangs Apotheker in Westminster und erhielt nachher die Aufsicht über die botanischen Gärten des Herzogs von Richmond und des Lord Petre, entsagte diesem Posten, um sich auf den Theatern von Hay-Market und Covent-Garden auspfeifen zu lassen, und kehrte zu seinem ersten Geschäft zurück. Er widmete sich jetzt den Wissenschaften und gab eine Anzahl Schriften heraus, die mit Beifall aufgenommen wurden. Dieser Beifall aber hatte einen nach-

theiligen Einfluß auf seinen Charakter, indem er ihn aus einem bescheidnen und anspruchslosen zu einem anmaßenden und streitsüchtigen Manne machte. Er gab damals zwei periodische Werke heraus, das British Magazine und den Inspector, denen er durch die Aufnahme scandalöser Geschichten und sonstiger Tagesvorfälle ein großes Publikum zu verschaffen wußte. Allein sie verwickelten ihn auch in viele Streitigkeiten und Händel und trugen ihm selbst einmal eine Tracht Schläge ein, die ein Irländer ihm in einem öffentlichen Garten gab. Auch mit der königlichen Gesellschaft gerieth er in Streit, bei der er sich vergebens als Candidat gemeldet hatte. Sein Credit als Schriftsteller litt dadurch so sehr, daß er sich nach andern Hülfsquellen umsehen mußte. Er verfertigte Balsame und allerlei Arzneien, die viel Käufer fanden und womit er viel gewann. Einige Zeit darauf gab er unter Protection des Lord Bute ein System der Botanik in 26 Foliobänden heraus. Seit der König von Schweden ihm den Wasaorden ertheilt hatte, setzte er seinem Namen das Prädicat Sir vor. Er starb im Jahr 1775. Seine Werke verrathen einen Mann von Geist, Talent und Kenntniß, aber sie sind wegen der Eilfertigkeit, womit sie abgefaßt worden, voll Ungenauigkeiten. Wir nennen von denselben nur noch eine allgemeine Naturgeschichte in drei Foliobänden, und eine Broschüre unter dem Titel Lucina sine concubitu, worin er beweisen will, daß eine Frau auch ohne Umgang mit einem Manne empfangen und gebären konne.

Hill (Baron Sir Rowland), engl. Generallieutenant, zweiter Sohn des Sir John Hill, Baronet von Hawkstone, geboren 1772, dient seit seinem 16ten Jahre in der brittischen Armee, und hat sich eben so durch Thätigkeit und Eifer, als durch sein mildes Betragen allgemeine Achtung erworben. Man gab ihm Urlaub, um ein Jahr in der Kriegsschule zu Straßburg zu studiren; darauf machte er mit seinem Oheim Sir Richard eine Reise in Deutschland, Frankreich und Holland. In einem Alter von 20 Jahren ward er 1792 Capitän, und begleitete seinen Freund, Sir Francis Drake, auf einer diplomatischen Sendung nach Genua. Dann war er in Toulon nach einander Adjutant der Generale Mulgrave, O-Hara und Sir David Dundas. Nach der Räumung dieses Platzes diente er als Oberstlieutenant in Gibraltar und in Aegypten, wo er den 13ten März 1801 verwundet wurde. Dann stand er als Brigadier in Schottland und Irland. Sein Verhalten erwarb ihm das Bürgerrecht der Stadt Cork; dasselbe gab ihm auch die Stadt Plymouth, aus Dankbarkeit für die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher er die verwundeten Soldaten von dem Heere des Sir J. Moore, dessen Rückzug nach Corunna er an der Spitze eines Reservecorps gedeckt hatte, verpflegen ließ. Im J. 1808 nahm er Theil an der Schlacht von Vimieira. Im Jahr 1809 übernahm er, als der General-Lieutenant Paget den 12ten Mai verwundet worden war, an dessen Stelle den Oberbefehl und siegte. Für seinen Antheil an der Schlacht bei Talavera bezeugte ihm das Parlament den Dank der Nation. Zu seinen glänzendsten Waffenthaten gehört das Gefecht bei Arrayo del Molinos in Estremadura, am 27sten October 1811, wo er durch geschickte Bewegungen eine französische Heerabtheilung von mehr als 3000 Mann unter dem General Girard überfiel und gänzlich schlug, so daß kaum der General Girard mit 200 Mann entrann, und alles Geschütz und Gepäck in die Hände des Siegers fiel. Der Prinz Regent nannte daher den Na-

men des General Hill bei der Eröffnung des Parlaments 1812 mit verdienter Auszeichnung, und ertheilte ihm den Bathorden. Auch ward er 1814 zum Baron Hill von Almaraz und Hawkstone ernannt. Mit gleicher Einsicht und Tapferkeit focht General Hill in den Feldzügen von 1812 u. 1813. Durch die Wegnahme der Höhen de la Suebla und Arlenzon entschied er am 20. Juni 1813 den Rückzug der Franzosen auf Vittoria. Den 25sten Juli ward er von zwei französischen Heerabtheilungen in der Stellung bei Puerto de Maya angegriffen, und mußte sich nach siebenstündigem Gefecht auf Irurita zurückziehn. Allein drei Tage später erkämpfte er, obgleich der Feind stärker war, den Paß von Velate, und trug durch seine geschickten Anordnungen zu den Erfolgen des 30sten und 31sten Juli viel bei. Eben so tapfer focht er am 10ten, 11ten, 12ten und 13ten December. Den 27sten Februar 1814 entschied er die Schlacht bei Orthez; den 2ten März 1814 warf er die Franzosen aus der Stellung bei Ayre, und bemächtigte sich dieser Stadt nebst den Magazinen. Im Jahr 1815 führte er in Belgien, während der Abwesenheit des Herzogs von Wellington, den Oberbefehl über das englisch-hannöverische Heer, und hatte an dem Siege bei Waterloo einen so großen Antheil, daß ihm der Prinz Regent die Pairswürde ertheilte.

Hiller (Johann Adam), geboren zu Wendischoßig bei Görlitz den 25sten December 1728. Er verlor seinen Vater, den Schulmeister des Orts, schon im sechsten Jahre, genoß jedoch einige Zeit den Unterricht des Nachfolgers seines Vaters auf dem Clavier und der Violine, fand schon damals seinen größten Zeitvertreib am Singen, und sang aus Mangel an andern Stücken am liebsten die Passions- und Sterbelieder aus dem Gesangbuche. Im zwölften Jahre kam er auf das Gymnasium nach Görlitz und wegen seiner guten Stimme unter das dasige Singchor. Hier übte er sich unter Anführung einiger Mitschüler auf mehrern Instrumenten. Um an einer neu errichteten musikalischen Gesellschaft, wo noch ein Baßspieler fehlte, Theil zu nehmen, kaufte er sich eine alte Baßgeige für 18 Gr., auf welcher er seine Kräfte üben wollte. Nachdem er fünf Jahre auf dem Gymnasium zugebracht, und hierauf wegen seiner drückenden Umstände einige Zeit bei Civilbeamten als Schreiber gewesen war, begab er sich 1747 auf die Kreuzschule nach Dresden, erhielt hier von Homilius Unterricht, und bildete sich vorzüglich durch das Anhören der damals mit aller Pracht und Vollkommenheit aufgeführten Hassischen Opern und durch das Studiren der Partituren davon, die er sich größtentheils zur Nachtzeit abschrieb. 1751 kam er nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, nahm als Baßsänger und Flötenist an dem dasigen öffentlichen Concert Antheil, componirte hier schon mehreres, und widmete sich auch besonders dem theoretischen Studium der Musik, bis er 1754 als Hofmeister bei dem jüngern Grafen von Brühl Dresden wieder sah, und zugleich gute Gelegenheit bekam, seinen Hang zur Musik noch mehr zu befriedigen. Als er Leipzig mit seinem Eleven 1758 zum zweitenmal bezog, hinderte ihn seine Hypochondrie, außer Gellerts geistlichen Liedern, die er aus Gefälligkeit für den Dichter setzte, an andere Compositionen zu denken; ja er legte sogar 1760 seine Hofmeisterstelle nieder, nachdem er schon einen Ruf als Professor nach Petersburg abgelehnt hatte, und erwarb sich seinen Unterhalt durch Uebersetzungen wichtiger Werke, gab den **musikalischen Zeitvertreib**, das erste practisch-periodische Werk der Art in Deutschland,

heraus, und wurde endlich 1763 als Director des leipziger sogenannten großen Concerts angestellt, das seine ganze Einrichtung und Ordnung vorzüglich ihm zu verdanken hat, und an welchem Demoiselle Schmehling (nachherige Mad. Mara) und Dem. Schröter als Sängerinnen Theil nahmen. Der wichtigste Dienst, den er damals nicht bloß Leipzig, sondern auch vielleicht ganz Deutschland leistete, war, daß er auf Veranlassung des bekannten Theaterprincipals Koch deutsche Operetten einführte, zu einer Zeit, wo man auf deutschen Theatern noch keinen deutschen Sänger gehört hatte. Wer kennt nicht von dieser Seite das große Verdienst des würdigen Hillers, dem man mit allem Recht die Verbesserung des deutschen Geschmacks an richtigem und edlem Gesang ursprünglich zu verdanken hat? Noch vermehrte er seine Verdienste um Leipzig 1771 durch Errichtung einer Singschule für junge Frauenzimmer, in welcher viele treffliche Sängerinnen gezogen wurden. Bei seiner Reise nach Mitau, wohin er zwei seiner vorzüglichen Schülerinnen, Podleska, begleitete, erhielt er vom Herzog von Curland viele Ehrenbezeigungen und Geschenke, und nachher (1784) den Charakter als Capellmeister. Ihm verdankt man es auch, daß man sowohl zu Berlin bei seiner damaligen Anwesenheit 1786, als auch nachher 1787 und 1795 zu Leipzig das berühmte Händelsche Meisterstück, den Messias, unter seiner Anführung gehört hat. Im Jahr 1789 übertrug man ihm endlich zu Leipzig den Posten des mit Ehren alt gewordenen und in Ruhe versetzten (zu Anfang des J. 1797 verstorbenen) Cantors und Musikdirectors an der Thomasschule, Doles, in welcher Stelle er sich die stete Verbesserung des Chors mit unermüdetem Eifer angelegen seyn ließ, so wie er auch durch Einführung besserer Melodien für die Kirchengesänge noch in seinem Alter sich Verdienste erworben hat. Daß übrigens unter seinen theatralischen Compositionen die Jagd, die Jubelhochzeit, die Liebe auf dem Lande, der Erntekranz u. s. w. so viele Volksgesänge hergegeben haben, ist eben so bekannt, als es zugleich Beweis für die Trefflichkeit derselben ist. Auch für die Kirche hat er vieles componirt, und mehrere theoretische Werke, so wie auch Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler herausgegeben. Er starb im Jahr 1804 an gänzlicher Entkräftung.

Hiller (Gottlieb), der Naturdichter genannt, ist der Sohn eines armen Fuhrmanns, geboren zu Landsberg in Sachsen 1778. In ihm regte sich von Kindheit auf ein natürlicher, tüchtiger Verstand und eine gemäßigte Einbildungskraft, beide durch Beobachtung und einen muntern, festen, aber sanftmüthigen und gutgearteten Charakter bestimmt und geleitet. Hieraus entwickelte sich eine ausgezeichnete Lernbegierde und Nachahmungsgabe, welche sich in Stunden, wo er von den groben Arbeiten seines Standes frei ward, durch mechanische Erfindungen, vorzüglich aber durch eifrige Lectüre jedes Blattes, dessen er habhaft werden konnte, und mancherlei Versuche, seine Gedanken und Einfälle in Reime zu fassen und aufzusetzen, äußerte, womit er bald sich einigen Erwerb verschaffte. Hätte Hiller einen planmäßigen Unterricht genossen, so hätte er leicht etwas leisten und seinem Talent Erweiterung und Sicherheit verschaffen können. Allein früher hinderten ihn daran jene Beschäftigungen, welche seine Lage mit sich brachten; später aber, nachdem er durch einige Gedichte bekannt geworden war, machte das übertriebene Lob seiner Freunde und Gönner, welche die poetischen Versuche, und seine Leichtigkeit zu

versificiren, unter den prosaischen Umgebungen, in welchen er stand, und bei Ermangelung einer gründlichen Anweisung, als Seltenheit betrachteten und anstaunten, oft auch wohl nur dem wackern Menschen und dessen schlichtem treuherzigen Thun und Wesen Beifall und Unterstützung schenkten, einen so überraschenden und fast berauschenden Eindruck auf ihn, daß er im Gefühle des Glücks, durch Anwendung seines Talents seine und seiner Familie Lage zu verbessern, worauf sein Streben einzig gerichtet war, an ein tieferes Studium nicht mehr dachte, sondern durch mehrere Reisen sich bekannt zu machen und durch Herausgabe seiner Gedichte Unterstützung und Pränumerationen zu gewinnen bemüht war. Diese Gedichte erschienen 1805 zu Cöthen und zeichnen sich weder durch Gediegenheit der Darstellung noch Fülle des poetischen Ausdrucks aus; ja sie verrathen vielmehr eine dem Wesen des wahren **Naturdichters** geradezu widersprechende Reflexion über Kunst und Naturbildung, welche durch die bei vielen Großen genossenen Auszeichnungen in ihm geweckt worden zu seyn scheint, und sich in seiner, jenen Gedichten vorausgeschickten weitläuftigen Selbstbiographie mit einer verzeihlichen Eitelkeit überall an den Tag legt. Im übrigen war er aber von Stolz so fern, daß er selbst nach jenen Auszeichnungen aus den Cirkeln der Vornehmen, in welche er erhoben worden war, zufrieden und munter in den Kreis seiner Familie und zu seinen liebgewonnenen Beschäftigungen, Lehmsteinstreichen und Taubennesterflechten, zurückkehrte.

Hiller (Johann Freiherr von), österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, einer der ersten Feldherrn Oesterreichs. Er diente früher in der Artillerie, und erhob sich durch Verdienste zu dem Range eines Generals. War er gleich nicht glücklich bei Abensberg am 20sten April 1809, wo er, vereint mit dem Erzherzoge Ludwig, von dem Kaiser Napoleon geschlagen und in Folge dieser Schlacht bis hinter Landshut geworfen wurde, so bewies er doch in dem Gefecht bei Neumarkt an der Rott (am 24sten April 1809), wo er die vereinten Corps der Herzoge von Montebello, Istrien und der Bayern unter Wrede angriff und bis Vils-Biburg zurückdrängte, und durch seinen musterhaften Rückzug bis an die Donau, auf welchem er das mörderische Treffen bei und in Ebersberg bestand, daß er ein tapferer Soldat, ein einsichtsvoller General und einer der unerschrockensten Männer sey. In den für die österreichischen Waffen so glänzenden Tagen vom 21sten und 22sten Mai 1809 bei Aspern und Eßlingen erwarb sich Hiller unverwelkliche Lorbeern. Seine Colonne, die erste in der Schlachtordnung, die, nach seiner Vereinigung mit dem Erzherzog Carl, den rechten Flügel der Armee bildete, war es, welche am 21sten den blutigen Kampf um Aspern kämpfte, dieses am 22sten eroberte, und zugleich die Niederlage des linken französischen Flügels entschied. In dem großen Völkerkriege der Jahre 1813 und 1814, führte er den Oberbefehl über die österreichische Armee in Italien, drang mit derselben von Klagenfurt her durch Illyrien und Tyrol vor, indem er die Franzosen den 8ten October aus ihrer festen Stellung bei Tarvis vertrieb und den 12ten November sein Hauptquartier zu Vicenza nahm. Er nöthigte dadurch den Vicekönig von Italien, sich bis Verona zurückzuziehen. Im December 1813 wurde Hiller zu der großen österreichischen Armee, die gegen Frankreich operirte, abgerufen, und überließ sein bisheriges Commando dem General Grafen von Bellegarde. Gegenwärtig ist Hiller Feldzeugmeister, wirklicher

geheimer Rath, Commandeur des militärischen Maria-Theresia-Ordens, Inhaber eines Infanterie-Regiments, seit 1814 commandirender General in Galizien und Präsident des militärischen Gerichts zu Lemberg.

Himmel, im physischen Sinne, ist gleichbedeutend mit Himmelskugel, Himmelsgewölbe, und gewissermaßen mit Firmament, und bedeutet das azurne Gewölbe, welches sich scheinbar wie eine ausgehöhlte Halbkugel über uns ausbreitet und auf den Gränzen des Horizonts ruht. Die Astronomie unserer Zeit hat uns gelehrt, daß das blaue Gewölbe über unsern Horizont der unermeßliche Weltraum sey, in welchem unsere Erde, die Sonne mit allen ihren Planeten und Nebenplaneten, so wie das unzählige Heer von Fixsternen schweben. Was die azurne Farbe des scheinbaren Himmelsgewölbes betrifft, welche man gewöhnlich Himmelblau nennt, so ist sie nach Nollet eine Wirkung des Lichts der Sonne und der Gestirne. Nach dieser Vorstellung müßte der unermeßliche Raum völlig schwarz erscheinen, wie alles, was nicht erleuchtet wird; allein das Licht der Himmelskörper, welches von der Erde in die Luft und von dieser wieder auf die Erde zurückgeworfen wird, verursacht den blauen Schimmer. Saussure leitet die blaue Farbe des Himmelsgewölbes zwar ebenfalls von dem zurückgeworfenen Lichte her, meint aber mit Recht, daß nicht die Luft, weil sie durchsichtig ist, sondern die Dünste in derselben die Strahlen zurückwerfen. Er stützt seine Meinung darauf, daß, wenn die Luft die Lichtstrahlen zurückwerfe und dadurch die Gegenstände blau färbte, die Gletscher und Schneegebirge in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen blau erscheinen müßten, welches jedoch nicht der Fall sey. Daß vielmehr die Lichtstrahlen von den Dünsten in der Atmosphäre zurückgeworfen werden, erhellt auch daraus, daß der Himmel auf hohen Bergen viel dunkler blau erscheint, als in den Ebenen; ja selbst hier ist das Blau sehr verschieden und um so dunkler, je reiner, um so blasser, je mehr mit Dünsten angefüllt die Atmosphäre ist. Saussure hat auf diese Beobachtungen einen eignen Apparat (Kyanometer) erfunden, um nach dem Grade der blauen Farbe des Himmels die Menge der Dünste in der Luft zu bestimmen. — Im Alterthume hielten nicht nur Ungebildete, sondern auch Philosophen, den Himmel für das, was er scheint, ein festes Gewölbe, wo die Götter ihren Wohnsitz hatten. Um die verschiednen Bewegungen der einzelnen Himmelskörper zu erklären, nahmen die alten Astronomen sogar mehrere Himmelsgewölbe über einander an. So gab es nach ihrer Meinung sieben Himmel für ihre sieben Planeten, nämlich einen Himmel des Mondes, des Mercur, der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter und Saturn. Der achte war der Fixsternhimmel, den sie vorzugsweise das Firmament nannten. Ptolemäus fügte einen neunten Himmel hinzu, welchen er primum mobile nannte. Nach ihm wurden noch zwei Crystallhimmel von König Alphons hinzugefügt, um einige Unregelmäßigkeiten in den Bewegungen der andern Himmels dadurch zu erklären, und zuletzt wurde als Wohnsitz der Gottheit noch ein zwölfter Himmel, das Empyreum, über das Ganze gesetzt, so daß die Gesammtzahl der Himmel zwölf betrug. Andere indeß nahmen noch viel mehr an, je nachdem es ihre Ansichten und Hypothesen nothwendig machten. Eudoxus nahm 23, Calippus 30, Regiomontanus 33, Aristoteles 47 und Fracastor nicht weniger als 70 an. Doch muß bemerkt werden, daß die Astronomen sich nicht deutlich

darüber erklären, ob die Himmel, welche sie auf diese Weise annahmen, wirklich vorhanden oder nicht, sondern daß sie ihnen zunächst nur dienten, die sinnlichen Bewegungen sammt den damit verbundnen Erscheinungen zu erklären.

Himmel und Himmelfahrt. Wenn der Mensch das Göttliche und Ueberirdische unter sinnlichen Bildern und als im Raume vorhanden sich vorstellt, so denkt er sich dasselbe als erhaben über sich und die Erde, so setzt er es in die Räume über die Wolken und die Sterne. Daher die dem Menschen natürliche Vorstellung von dem Himmel als dem Orte der nähern Gegenwart Gottes und der Wohnung der seligen Geister. Auch der aufgeklärteste Verehrer Gottes, welcher wohl weiß, daß Gott überall ist, und daß seine unendliche Kraft die Erde wie die Sterne durchdringt, breitet doch, von dieser dem menschlichen Geiste natürlichen Vorstellungsart geleitet, seine Arme gegen Himmel aus, wenn er betet, und schaut himmelwärts, wenn er sehnend einer vollkommnern Ordnung der Dinge entgegensieht oder der hingeschiedenen Geliebten gedenkt. In dieser Vorstellungsart ist der Ursprung der Erzählungen von weisen und guten Menschen, welche gen Himmel gefahren seyen, zu suchen. Den Gedanken: sie sind in eine vollkommnere Ordnung der Dinge versetzt worden, und haben den Lohn ihres verdienstvollen Wirkens empfangen, drückte man bildlich so aus: sie sind gen Himmel gestiegen, sie sind zu dem Orte emporgehoben worden, wo Gott und die seligen Geister wohnen. Die Nachwelt aber verwechselte oft das Bild mit dem hinter ihm liegenden Gedanken, und dachte sich das als Thatsache und Begebenheit, was ursprünglich bildliche Einkleidung eines Gedankens gewesen war. N.

Himmel (Friedrich Heinrich), königlich preußischer Capellmeister, wurde zu Treuenbrietzen in der Mittelmark Brandenburg von unbegüterten Aeltern geboren, und dem Predigerstande bestimmt. Kaum hatte er seine Studien vollendet, als er sich nach Potsdam begeben mußte, um zum Antritt einer Feldpredigerstelle das Examen zu bestehen. Hier, wo Friedrich Wilhelm II. sich einen großen Theil des Jahres aufhielt, und die ersten Künstler der königlichen Capelle versammelt waren, machte Himmels Fertigkeit auf dem Fortepiano so großes Aufsehen, daß der König davon erfuhr, und ihn zu hören verlangte. Himmel spielte zu wiederholten Malen vor dem Monarchen, der sich als ein Kenner von seinem seltenen Talent überzeugte, ihn zu seinem Capellmeister ernannte und auf Reisen sandte. Seitdem begründete Himmel theils als einer der vorzüglichsten Claviermeister, theils als Componist seinen Ruf, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß er selbst sich in letzterer Eigenschaft einen ungleich höheren Platz anwies, als die Kritik ihm einzuräumen geneigt seyn möchte. Der schnelle Glückswechsel, den er allerdings seinem Verdienst verdankte, und die Huldigungen, die ihm allenthalben zu Theil wurden, scheinen sein Selbstgefühl in einem höheren Grad erregt zu haben, als man bei dem Künstler, der sich selbst, aber auch die Schwierigkeiten seiner Kunst mit Besonnenheit erkannt hat, erwarten möchte. Dieses Selbstgefühl, so wie eine große Empfänglichkeit und Neigung für die Freuden des Lebens, die, verbunden mit vieler Liebenswürdigkeit und Offenheit, zu seinen charakteristischen Eigenthümlichkeiten gehörten, haben ihn gehindert, sein Talent mit Ernst und Beharrlichkeit auszubilden, wie dieß an seinen Compositionen leicht wahrzunehmen ist. Die berühmteste derselben ist seine Oper Fanchon, die allenthalben

mit Entzücken gehört wurde. Der Kenner wird nicht läugnen, daß die Musik in Fanchon viel Anmuth und Einschmeichelndes hat; aber den wahrhaft großen und genialen Musikwerken ist weder sie noch irgend eine von Himmels übrigen Compositionen beizuzählen. Wir nennen von diesen noch seine Urania, seine Cantate auf den Tod Friedrich Wilhelms II., einige Opern, z. B. Vasco de Gama, ein Liederspiel, mehrere Arien u. s. w. Zu rühmen ist es übrigens, daß Himmel seine Dankbarkeit gegen die Königin, die ihn mit ihrem Wohlwollen ehrte, so wie gegen den König, dessen Gunst er besaß, stets durch treue Anhänglichkeit bewiesen hat und daß er durch keine Anerbietungen bewogen werden konnte, die Dienste seines Fürsten zu verlassen. Eine Zeit lang hielt er sich in Gotha auf, ging aber nach Berlin zurück, wo er im J. 1814 starb.

Himmelskugel (künstliche), s. Globus.

Hinckelmann (Abraham), ein gelehrter Theologe und Orientalist, geboren im J. 1652 zu Döbeln im Meißnischen, wo sein Vater ein reicher Apotheker war. Er begann seine Studien in seiner Vaterstadt und setzte sie in Freiberg und Wittenberg fort. Nach Beendigung derselben ward er zum Rector an der Schule von Gardelegen ernannt und drei Jahre später ging er in derselben Eigenschaft an das Gymnasium nach Lübeck, wo er elf Jahre blieb. Darauf nahm er das Pastorat an der St. Nicolaikirche zu Hamburg an, welches er aber nur kurze Zeit verwaltete, da der Landgraf von Hessen-Darmstadt ihn an seinen Hof berief und zu seinem Prediger, Oberkircheninspector und Professor honorarius der Universität zu Giessen ernannte. Im J. 1688 kehrte Hinckelmann nach Hamburg zurück, um die erste Stelle an der St. Catharinenkirche einzunehmen. Die Erscheinung eines mystischen Werks von Poiret erregte großen Zwiespalt zwischen seinen Amtsbrüdern. Die Anhänger von Horbius, welcher der Herausgeber desselben war, vertheidigten die darin aufgestellten Grundsätze mit eben so viel Eifer, als die Gegner sie angriffen. Hinckelmann, der von sanftem und friedliebendem Charakter war, wollte keinen Theil an diesem Streit nehmen; aber statt ihm für diese Mäßigung Dank zu wissen, vereinigten sich alle, um ihn mit Schmähungen zu überhäufen. Er verbarg den Kummer, der darüber an seinem Innern nagte; aber ein Pamphlet, das einen Anhänger des Horbius zum Verfasser hatte, griff ihn dergestalt an, daß er beim Lesen Krämpfe bekam und wenige Tage darauf, den 11ten Februar 1695, starb. Hinckelmann ist vornemlich durch seine Ausgabe des Coran bekannt, die erste, welcher arabisch erschien (Hamburg, 1694, 4to).

Hindenburg (Carl Friedrich). Bewundernswürdig war der Umfang der Kenntnisse dieses Mannes, der als Erfinder der combinatorischen Analysis sich einen unsterblichen Namen gemacht hat. Er wurde zu Dresden, wo sein Vater Kaufmann war, den 13ten Juli 1739 geboren. Seine erste gelehrte Bildung erhielt er auf dem damals sehr blühenden Gymnasium zu Freiberg, von welchem er 1757 auf die Universität Leipzig kam, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er widmete sich ihr unter Anführung der damaligen berühmten Männer J. E. Hebenstreit, Ludwig, Janke, Bose u. s. w., so wie er die Philosophie, Physik und Mathematik bei J. H. Winkler, Heinsius und Rudolph, und über alte Literatur und schöne Wis-

senschaften bei J. Ernesti und Gellert hörte. Durch des Letztern Empfehlung kam er nach geendigter akademischer Laufbahn im Jahr 1763 als Erzieher zu dem nachmals schon in seinem Knabenalter als ein ganz außerordentliches mathematisches Genie sich auszeichnenden Herrn v. Schönberg, welches ihm Veranlassung wurde, als er seinen Zögling auf die leipziger Universität begleitete, sich vorzüglich mit Mathematik und Physik zu beschäftigen. Außer den bereits genannten Lehrern wurde ihm nun auch der Unterricht und der vertraute Umgang, dessen ihn der originelle und gründliche Professor der Mathematik, Borz, würdigte, und als er nachher die Universität Göttingen besuchte, Kästners Unterricht und Umgang höchst lehrreich. Im J. 1771 promovirte er in Leipzig als Magister, und seine Vorlesungen und vortrefflichen Schriften fanden so vielen Beifall, daß ihm 1781 ein außerordentliches Lehramt der Philosophie, und nach Funks Tode 1786 das ordentliche der Physik ertheilt wurde. Ansehnliche Rufe auf in- und ausländische Universitäten schlug er aus Liebe für sein Vaterland aus. Die angesehnsten Akademien und gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes schätzten es sich zur Ehre, ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. Als Gatte, Vater und Freund war er höchst liebenswürdig. Er starb 1808. Seine Schriften sind in Meusels gel. Deutschland bemerkt. r.

Hindostan oder Indien diesseit des Ganges, das eigentliche Indien, begreift Vorderindien mit Einschluß der Halbinsel diesseit des Ganges, zwischen den Flüssen Indus und Ganges oder eigentlich dem Burramputer. Die Gränzen sind gegen Osten die hinterindischen Staaten Aschem und Birma und der bengalische Meerbusen; gegen Süden das indische Meer; gegen Westen dasselbe Meer, Beluchistan und Cabulistan, und gegen Norden trennen hohe Schneegebirge, die in mehreren ungeheuren Ketten hinter einander aufgethürmt sind (das Himmallehgebirge, auch Imaus), Ostindien von Tibet und der Bucharei. Nach dieser Begränzung sind Napaul und die Ghorkaländer nebst Sirinagur mit einbegriffen. Der Flächeninhalt beträgt nach einigen 50, nach andern 60 bis 70,000 □Meilen, worauf über 90 Millionen Menschen wohnen. Es besteht aus dem eigentlichen Hindostan, oder dem alten Gebiet des großen Moguls; aus Bengalen, welches der englisch-ostindischen Compagnie unterworfen ist, und der eigentlichen diesseitigen indischen Halbinsel. Sehr gebirgig sind die nördlichen und nordwestlichen Provinzen, indem das hohe Schneegebirge (Himmalleh, auch Imaus) an der nördlichen Gränze hinläuft, und seine Aeste nach mancherlei Richtungen durch mehrere Landschaften vertheilt. Zu diesen gebirgigen Landstrichen gehören besonders Sirinagur, Napaul, Ghorka, die Dschatenfürstenthümer Dscheipur und Dschudpur. In diesen Gebirgsgegenden, an der Nordseite von Napaul, erhebt sich im Himmallehgebirge der Dholagir oder Dhawalagiri, welcher nach den neuesten Untersuchungen der Britten 26,800 Fuß hoch ist, und also den bisher für den höchsten Berg gehaltenen Chimborasso um 6000 Fuß an Höhe übertrifft. So wie sich von den nördlichen Schneegebirgen südliche Abstufungen durch mehrere ostindische Landschaften verbreiten, so erhebt sich auf gleiche Art bei dem Cap Comorin, der südlichsten Spitze Ostindiens, ein mächtiges Gebirge, welches in zwei abgesonderten Abtheilungen die Halbinsel durchzieht,

und sich zuletzt in den Bergen von Malva, Bundelkund und Bahar verliert. Dies sind die berühmten Ghauts (Gattes), deren Benennung einen Paß andeutet. Sie verursachen einen merkwürdigen Unterschied der Witterung auf den durch diese Gebirge abgesonderten Küsten Malabar und Coromandel. Auf der letztern wird es im Junius Sommer und auf Malabar Winter; hingegen wird es im October auf der Küste Malabar Sommer und auf der Küste Coromandel Winter. Die Ghauts theilen sich in die westlichen und östlichen. Die erstern nähern sich oft der Küste, und erheben sich ohngefähr 3 bis 4000 Fuß, durchziehen die Marattenländer, setzen ihren Lauf gegen Norden fort und theilen sich in mehrere Zweige. Die östlichen Ghauts setzen ihren Lauf gleich den westlichen nach Norden fort, ziehen sich längs den nördlichen Cirkars, und werden besonders da, wo sie diese Provinz von Bahar trennen, immer höher und unersteiglicher. Da die beiden Hauptzweige der Ghauts zuletzt mit andern Gebirgen zusammenstoßen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie zuletzt mit dem Himmalleh Verbindung haben. Im Ganzen ist jedoch nur der nördliche Theil Ostindiens ein Gebirgsland zu nennen, und das übrige Ostindien ist mehr eben, als bergig. Mehrere Landschaften, besonders die Gegenden am Ausflusse des Indus und Ganges und an den Ausflüssen anderer großen Ströme und Gewässer sind sumpfig und morastig; auch fehlt es nicht an Sandländern und selbst, besonders in den nördlichen Ländern, an größeren und kleineren Wüsten und Steppen. Dessen ungeachtet ist der Boden in den meisten Gegenden sehr fett und fruchtbar, und an den herrlichsten und mannichfaltigsten Produkten ergiebig, und hat einen Ueberfluß an schönen Ebenen, vortrefflichen Wiesen und an den reizendsten Thälern, von der Natur verschwenderisch mit ihren schönsten Geschenken ausgestattet. Zu dieser außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens trägt auch die Wärme der Luft bei, die sogar in einigen Gegenden einen solchen Grad erreicht, daß sie, wenn der heiße Landwind bläst, unausstehlich wird. In den meisten Ländern Indiens kennt man nur zwei Jahrszeiten, die regnerische und die trockene. In der ersteren ist der Himmel fast immer mit Wolken bedeckt, häufiger Regen stürzt herab, und die große Hitze vermindert sich alsdann. Bleibt der Regen zu lange aus, oder fällt er nicht in hinlänglicher Menge, so erfolgt eine schlechte Erndte und wohl gar eine Hungersnoth. In der trockenen Jahreszeit wird die Hitze oft so drückend, daß Europäer kaum die kleinste Beschäftigung vornehmen können. Unter den in Ostindien wehenden Winden sind besonders die Monsoons, Moussons, merkwürdig, welche regelmäßig auf dem Lande und auf dem Meere abwechseln. Die Seewinde sind eine außerordentliche Wohlthat für diese Länder, indem sie erfrischende Kühlung bringen; hingegen die mit dem heißen Landwinde verbundene Hitze ist so heftig, daß sie der Hitze vor einem glühenden Ofen gleichet. Im allgemeinen ist jedoch die Luft in Ostindien mehrentheils gesund, besonders bei Anwendung gehöriger Vorsichtsmittel. Der nördliche gebirgige Theil Ostindiens hat ein meist sehr gemäßigtes und mildes Klima, ja in einigen Gegenden wird es im Winter ziemlich kalt. Mit Ausnahme weniger Gegenden, ist Ostindien überall von großen und kleinen Flüssen gut bewässert. Von den großen Flüssen sind viele nicht kleiner als der Rhein, und viele von ihnen übertreffen die Donau am Flußgebiet. Die größten Flüsse sind: 1. der Indus, dessen

Quelle noch nicht genau bekannt ist; man hat seinen Lauf bis zur Stadt Dras in Kleintibet unter 35° 55′ nördlicher Breite verfolgt, wo sich zwei große Arme, acht Tagemärsche nordöstlich von Caschemir vereinigen. Er fließt anfangs zwischen hohen Bergen eingeschlossen, durch die Schneegebirge, welche Caschemir und Kleintibet trennen. Bei dem Fort Attoc nimmt er den schnellen Cabul auf, erhält den Namen Attoc, und ist unter diesem Namen bekannt, bis ihn die fünf Ströme erreichen, welche das Pentschab bewässern. Sie heißen: der Behat (sonst Hydaspes), der Chunaub (Acesines), der Rauvi (Hydraotes), der Bejah und der Setledge (welche beide letztern sich vereinigen und den Hyphasis der Alten, größer als die Elbe, bilden). Von dieser Verbindung mit den fünf Strömen tritt er in die Provinz Sind, und fließt südwestlich. In der Nähe von Hyderabad theilt er sich wieder in zwei Arme, wovon der östliche der Fulelee heißt. Nachdem sich der Fulelee wieder mit dem Indus vereinigt hat, fließt der Indus bei Tatta vorbei und tritt in den indischen Ocean; 2. der Ganges, der zweite indische Hauptstrom, entspringt in Großtibet, an der Westseite des Gebirges Keyntaisse, des höchsten tibetanischen Bergrückens, welcher eine nördliche Fortsetzung der indischen Schneegebirge ist, wahrscheinlich aus dem See Mansoroaor. Er durchfließt hierauf das Land Sirinagur, wo er durch eine Menge kleiner und großer Flüsse verstärkt wird, zuletzt fließt er als ein sanfter, überall schiffbarer Strom durch die herrlichen Ebenen von Delhi, Auhd, Bahar und Bengalen, dem Ozean zu, bewässert die angränzenden Gegenden, und verschafft ihren Produkten einen sichern ungestörten Absatz. Der ansehnlichste Strom, den er aufnimmt, ist der Jumna. Etwa 220 englische Meilen vom Meere nimmt die nördliche Spitze des sogenannten Delta des Ganges ihren Anfang. Die beiden westlichen Arme des Ganges (Cossimbazar und Jellingly) vereinigen sich, und bilden gemeinschaftlich den Hugly, den westlichen Arm des Ganges, der bei Calcutta vorbeifließt, und der am meisten von Schiffen besucht wird. Der südliche, längs des Meeres gelegene Theil des Delta besteht aus einem Labyrinthe von Flüssen und Strömen. Das Wasser des Ganges wird von dem Hindus für heilig gehalten; 3. der Burramputer, welcher aus demselben tibetanischen See Mansoroar entspringt, aus welchem der Ganges kommt, aber in der entgegengesetzten Richtung fließt und anfangs Sanpu heißt, aber bald seinen andern Namen Burramputer erhält. Er entfernt sich anfangs sehr weit vom Ganges, und nimmt einen Lauf, als wenn er sich in dem Meerbusen von Siam mit dem Meere vereinigen wollte, allein er wendet sich auf einmal westlich durch Aschem, tritt in Bengalen ein, durchfließt die östlichen Gegenden dieser Provinz, erhält eine beträchtliche Breite, und vereinigt sich bei Luckipore mit dem Ganges. Zu den übrigen beträchtlichen Flüssen gehören noch der Nerbudda, der Godavery, der Kistna und der Cavery oder der Coleram. In allen drei Reichen der Natur ist Indien ein sehr fruchtbares Land. Weizen, Gerste, Reiß, Mais, Zucker, Wein, Ananas, Limonen und Granatäpfel, Baumwolle, Pfeffer, Ingwer, Opium, Weihrauch, Kassia, Kampher, Indigo, Mohn, Betel u. s. f. liefert der Boden in Ueberfluß. Im Schooße der Erde werden treffliche Diamanten, Gold, Kupfer, Blei, Eisen, Salz, Borax und an den Küsten kostbare Perlen gefunden. Das Thierreich zeichnet sich aus durch Elephanten, Dromedare, Rhinoce-

rosse, Löwen, Tiger, Leoparden, Bisamthiere, Antilopen und Crocodille. Es giebt viel schöne Vögel, besonders Papageien, Colibri, Pfauen ꝛc., aber man hört selten den Gesang der Vögel. Es fehlt aber auch nicht an giftigen Schlangen, Scorpionen und Würmern, die sich in die Haut einfressen, und die gefährliche Krankheit Narcembu verursachen. Unter den Insecten sind die Muskitos für den Europäer die unerträglichsten. Das Alterthum der indischen Geschichte ist völlig dunkel. Alexanders Eroberungen gingen nie weiter, als zwischen den Indus und Hyphasis, doch drang einer seiner Nachfolger, Seleucus Nicator, bis an den Ganges vor, und Indien behielt Communication mit Europa durch den Handel über das rothe Meer nach der Marattenküste; Römer, Araber und Venetianer führten ihn auf diesem Wege. Ein türkischer Völkerzweig, die Ghaznawiden, Glazaniden, brach unter Mahmud im 10ten Jahrhundert nach Chr. in Indien ein, eroberte fast das ganze eigentliche Hindostan, und gründete eine mohammedanische Herrschaft daselbst, die bis ans Ende des zwölften Jahrhunderts dauerte. Dann kamen die Afghanen, ein georgisches Volk, vertrieben die Ghaznawiden und stifteten eine Herrschaft, die oft durch die Mongolen, besonders durch Tamerlans (Timur Lenks) schreckliche Einfälle gestört wurde, bis endlich der mongolische Fürst Babur (Omars Sohn, der von Timur abstammte) ihr den letzten Stoß im Jahr 1525 gab, und die Reihe der sogenannten großen Moguls anfing. Dieses Reich umfaßte in seiner größten Blüthe unter Akbar, Baburs Enkel, 70,000 □Meilen, zählte 40 Millionen Einwohner, hatte 225 Millionen Rthlr. Einkünfte, und unterhielt ein Heer von 900,000 Mann. Die Residenz des großen Moguls, oder indischen Kaisers, war abwechselnd zu Delhi und Agra. Es gab unmittelbare, von Vicekönigen (Nabobe) beherrschte, und mittelbare, eigenen Rajas (Fürsten) erblich unterworfene Provinzen, die nach den Urgesetzen des Landes regiert, dem großen Mogul nur Tribut zahlten. Als Vasco da Gama den neuen Weg ums Cap nach Indien entdeckt hatte (1498), behaupteten die Portugiesen fast 100 Jahre lang den ostindischen Alleinhandel, und theilten des Landes Herrschaft mit den Mongolen. Ihnen folgten 1595 die Holländer unter Cornelius Houtmann, dann die Engländer, Franzosen und Dänen. Die holländisch-ostindische Compagnie ward 1602, die englische 1698 errichtet. Bald nachher bestieg der grausame Usurpator, Aureng-Zeb, nachdem er seinen Vater, Shah Jehan, ins Gefängniß geworfen und seine Brüder größtentheils ermordet hatte, den indischen Kaiserthron; behauptete solchen unter mannichfaltigen Empörungen der unterjochten Völker, und starb 1707 in einem Alter von 90 Jahren. Aber des Tyrannen Verbrechen wurden an seinen Nachfolgern gerächt; zwölf Kaiser herrschten binnen 50 Jahren nach einander, und nur drei von ihnen starben eines natürlichen Todes. Bei solchem steten Thronwechsel kamen Anarchie und Empörung an die Tagesordnung. Unter ihrem Anführer, Gobid-Sing, machten sich zuerst die Seiks, ein indischer Völkerstamm, unabhängig, eroberten Laher und stifteten eine aristokratische Republik. Tschuraman, Befehlshaber der Dschatten, eines andern indischen Volks, folgte dem lockenden Beispiel und eroberte sogar die Kaiserstadt Agra; seine Nachfolger dehnten die Eroberungen aus und beherrschten eine Zeit lang das ganze Land vom Gebirge Mewat bis an den Jumnafluß.

Die Maratten, ein kriegerischer, ursprünglich am westlichen Abhange der Gauksgebirge wohnhafter Volksstamm, hatte sich nie den Mongolen unterworfen. Als nun Aureng-Zeb sie mit Gewalt unterjochen und die braminische Religion ausrotten wollte, verbanden sie sich mit mehreren des Tyrannenjochs ebenfalls überdrüssigen Fürsten, stellten den tapfern Sewaji (oder Swadschi, starb 1680), als Moha Raja, oder Großfürsten an ihre Spitze, und kämpften so siegreich gegen Aureng-Zebs schwache Nachfolger, daß ihr Staat der mächtigste in Indien wurde, bis 1777 eine Regierungsveränderung nach dem Tode des letzten Abkömmlings von Sewaji eintrat und statt des Moha Raja ein Peischwa (Reichsverweser, Bezier) die Zügel des Regiments führte. Jetzt herrschen in dem weitläuftigen Maratten-Staate, außer dem Peischwa, fünf unabhängige Fürsten (Rajahs). Die allgemeine Verwirrung unter Aureng-Zebs Nachfolgern benutzte gleichfalls der Herrscher Persiens, Thamas Kuli-Chan, brach, gelockt vom Subah oder Statthalter von Decan, der nach Unabhängigkeit strebte, über den Indus, verwüstete die Hauptstadt Delhi, plünderte das ganze Land, ermordete über 120,000 Einwohner und ließ sich nur (um 1739) durch den damaligen Großmogul Mohammed Shah, mittelst Abtretung von fünf am Indus gelegenen Provinzen, die jährlich 25 Millionen Thaler eintrugen, und Bezahlung einer Kriegssteuer von 150 Millionen Thalern zum Abzuge bewegen. Dabei hatte er den kaiserlichen Schatz von 500 Mill. Thalern geraubt, und die Einwohner berechneten den vom Perserheere angerichteten Schaden auf 750 Millionen Thaler. Inzwischen hatten die unzufriednen Großen, welche den fremden Wüthrich ins Land gelockt, ihren Zweck wirklich erreicht: denn der Subah von Decan (Golconda) und der Nabob von Auhd (Oude) machten sich unabhängig vom kaiserlichen Scepter; der Subah von Bengalen hingegen wurde im Laufe des Kriegs den Maratten zinsbar, seine Nachfolger besitzen das Land jetzt unter der Oberherrschaft der englisch-ostindischen Compagnie. Bald nach Thamas Kuli-Chans Abzuge (1744) unternahm es auch Ali Mohammed, Anführer der Rohillas, die in des Großmoguls Kriegsdiensten standen, das Joch abzuwerfen. Ihm schlossen sich die Angesehensten des Volksstammes der Rohillas an; die nördlichen und östlichen Gegenden von Delhi und die nordwestlichen von Auhd fielen in ihre Gewalt, und ein Theil des Landes erhielt nun den Namen Rohilcund. Dieser Strich ward von mehreren Fürsten beherrscht, die in Defensivallianz mit einander standen, bis 1774 die Engländer ihrer Herrschaft ein Ende machten, und dem Nabob von Auhd Rohilcund für 50 Lak Rupien verkauften. So ging in dem herrlichen Lande alles drunter und drüber. Ahmed Abdalla (Thamas Kuli-Chans Nachfolger), Herr von Candahar, drang mehreremale vom J. 1747 an in Hindostan ein und plünderte es aus, und fast jeder Unterbefehlshaber machte sich auf seinem befestigten Bergschloß und in seinem Bezirk damals unabhängig. In Carnatic waren die dort angesiedelten Franzosen Meister und gewannen eine Zeit lang, bis die Engländer ins Mittel traten, großen Einfluß auf Besetzung der Subahs- oder Nabobswürde. Unter allen einheimischen Usurpatoren spielte indeß keiner in neuern Zeiten eine so wichtige Rolle, als der Raja von Mysore, Hyder-Aly, der den letzten Großmogul, oder indischen Kaiser, Ali Gohar (gewöhnlich Shah Allum genannt) nöthigte, sich den Engländern

in die Arme zu werfen. Die Kriege des Hyder Aly gegen die Engländer (von 1767 — 1782), die allmählige Vergrößerung ihrer jetzt ungeheuern Macht in Indien, ihr letzter Kampf mit Tippo Saheb (1799), der im Jahre 1815 geendigte Krieg gegen den Rajah von Napaul, wodurch neue Ländererwerbungen und neue Handelsaussichten gewonnen worden, und ihre nun fast errungene vollkommene Souverainetät in allen indischen Provinzen diesseit des Ganges, gehören in die Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie, wohin wir den Leser verweisen. Nach den verschiedenen Beherrschern Ostindiens läßt sich dasselbe am besten eintheilen: in das Cabulische Ostindien, welches den von Ostindien durch die Afghanen abgerissenen und mit Cabulistan vereinigten Theil begreift; in den Staat Napaul nebst Ghorca und Sirinagur; in die Rasbuten- und Dschaten-Fürstenthümer (im nordwestlichen Theile Ostindiens), in die Lande der Seiks oder Sikhs; in die unter mehreren unabhängigen Beherrschern stehende Provinz Sind; in den Marattenstaat, jetzt größtentheils unter brittischem Einflusse; in die Gebiete der brittischen Bundesgenossen oder vielmehr Vasallen, als des Nabob von Auhd, des Rajah von Mysore, der Rajahs von Cochin und Travancore und des Nizams von Golconda oder Subah von Decan; und endlich in die Besitzungen der Europäer, wovon die der Britten bei weitem am größten sind (s. den Art. Englisches Reich in Ostindien). Die Besitzungen der übrigen Europäer, der Franzosen, der Niederländer, der Portugiesen und der Dänen begreifen zusammen nur 140 □Meilen mit 320,000 Einwohnern und den Städten Paliacate und Kodschin oder Cochin (niederländisch), Pondichery und Chandernagor (französisch), Goa und Diu (portugiesisch) und Trankebar (dänisch).

Hindus, die Ureinwohner Hindostans oder Ostindiens, eine asiatische, uralte Nation, menschenfreundlich, gutmüthig, fleißig und durch Wissenschaften und Künste der gebildeten Lebensart schon in jenen Zeiten verfeinert, als die meisten ihrer asiatischen Nachbarn noch auf der ersten Stufe der Cultur standen, die Griechen noch im Dunkel verborgen lagen und die Völker von Europa sämmtlich noch die gemeinsten Kunstbedürfnisse des menschlichen Lebens entbehrten. Sie bilden ein zahlreiches Volk, welches seit Jahrtausenden, auch unter fremder Herrschaft seine Nationalität behauptet hat, indem es noch jetzt seine eigenthümliche Sprache, Schrift, Verfassung, Religion, Sitten, Gebräuche und Lebensart besitzt. Was ihre Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hindus ein wohlgebildetes hübsches Volk, von einer gelbbraunen Farbe; jedoch sind die höhern und reicheren Stände beinahe so weiß wie die Europäer. Ihr Körper, von etwas mehr als mittler Statur, ist regelmäßig gewachsen, gut gebaut und besonders sehr geschmeidig und gelenk. Sie zeichnen sich hauptsächlich durch ihre kleinen Hände aus. Der sittliche Charakter wird sehr gerühmt. Der Mangel heftiger Leidenschaften, Nüchternheit, Mäßigkeit, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Gastfreundschaftlichkeit, Dienstfertigkeit zeichnen sie vortheilhaft aus. Sie sind nicht im geringsten blutdürstig noch rachsüchtig, doch giebt es auch unter ihnen sehr kriegerische Volkerschaften. Man wirft ihnen Liebe zur Ruhe, Langsamkeit und Geiz vor. Sie besitzen viele Geistesfähigkeiten, nur fehlt es ihnen heutiges Tages an der nöthigen Entwickelung derselben. Früher, ehe sie durch das Joch des fremden Despotismus erschlafft wurden, standen sie auf

einer höheren Stufe der Cultur, und man muß in ihrem Lande die Wiege aller Künste und Wissenschaften suchen. Sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Fischerei und Jagd, Berg- und Hüttenbau, Forstwissenschaft, Handwerke und Fabriken, Handel und Schifffahrt. Sie verfertigen verschiedene, zum Theil äußerst kostbare Zeuge, vorzüglich von Baumwolle und Seide, worunter sehr feine Kattune und die schönsten und feinsten Musseline gehören, gemalte Leinwand, feine Schawls, schöne Matten, Corduan 2c. und haben unnachahmliche Färbereien. Die Künste und Wissenschaften befinden sich zwar nicht mehr auf der hohen Stufe, auf welcher sie vor Zeiten gestanden haben, sind aber doch nicht ganz verloren gegangen. Ihre Musik und Malerei sind noch sehr zurück; in der Tanzkunst, Bildhauer- und Baukunst haben sie es weiter gebracht, besonders sind von den alten Zeiten noch sehr merkwürdige, eine geschickte Baukunst verrathende Canäle vorhanden. Sie kennen die Rechenkunst, Astronomie und Chronologie, und sind sehr große Liebhaber von der Dichtkunst und dem Gesange. Ihre Sprache wird nicht bloß gesprochen, sondern auch geschrieben, und zwar von der Linken zur Rechten, wie die abendländischen Sprachen. Sie theilt sich in mehrere Hauptdialekte, nebst vielen Nebendialekten. Die Sanskritsprache, worin die Religionsbücher der Hindus geschrieben sind, ist die Mutter aller hinduischen Sprachen. Ihre Gebräuche in allen Zweigen der Lebensart hier zu schildern, erlaubt die Kürze des Raumes nicht. Einer der seltsamsten, auffallendsten, empörendsten und grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hindus, ist das Verbrennen der Wittwen mit ihren verstorbenen Männern, eine seit undenklichen Jahren unter den Hindus eingeführte Sitte; doch ist dieses Wittwenverbrennen nicht mehr häufig, und findet noch vorzüglich in den Ländern Statt, welche von hinduischen Fürsten beherrscht werden; hingegen in denjenigen, welche mohammedanische Fürsten und Europäer beherrschen, wird es höchst selten geduldet. Besonders merkwürdig ist die seit den ältesten Zeiten eigenthümliche Volksabtheilung in viele von einander abgesonderte Rangordnungen, Stämme oder Klassen (von den Europäern Kasten genannt). Es sind vier edle und eine fünfte unedle Hauptkaste. Die vier edlen Kasten sind, zum großen Nachtheile der Landescultur, wesentlich von einander abgesonderte Nationalclassen, die von einander auf immer getrennt sind, so daß keine in die andere übergehen kann, keine sich in der Regel mit der andern weder durch Verheirathung, noch auf irgend eine andere Art vermischen, auch nicht ein Stand die Lebensart und Verrichtungen des andern ergreifen darf. Aller Unterschied ist hier aufs strengste genommen, erblich und persönlich, alle Vorrechte und Einschränkungen sind angeboren, und niemand kann werden, wozu ihn die Natur geschickt macht, sondern muß werden, wozu ihn die Geburt berechtigt, oder bleiben, wozu ihn die Geburt verdammt hat. Jede Kaste ist ausschließlich für sich zu gewissen Vorrechten und Verrichtungen privilegirt und durch bestimmte Gesetze und Gebräuche beschränkt. Die geringste Verletzung dieser Gränzen wird theils mit Ausschließung, theils auch, in besondern Fällen, mit Todesstrafe geahndet. Selbst der Unterschied der Nahrungsmittel ist genau angeordnet. Den drei obern Kasten sind alle Arten von Fleischspeisen verboten, der vierten wieder der uneingeschränkte Genuß derselben (mit Ausnahme des Rindfleisches) verstattet, und nur die niedrigsten Klassen der fünften Kaste dürfen

alles, was ihnen beliebt, an Fleisch sowohl, als an andern Nahrungsmitteln genießen. Je niedriger die Stammordnung eines Hindu ist, desto weniger ist er in seiner Lebensweise in Rücksicht auf Speise und Getränke eingeschränkt, dagegen aber in dem Grade der minderen oder größeren Erniedrigung die übrigen lästigen Einschränkungen zunehmen. Die erste und edelste Kaste heißt **Brahmana**, und ist die Kaste der Braminen, Bramanen oder Brahmanen, welche Priester, Gelehrte, Lehrer der Schulen und Akademien, Gesetzverständige und Staatsbeamte sind. (S. **Braminen.**) Die zweite edle Stammordnung heißt **Kschetria** oder **Kscherrija**, welche die Kschetrier oder Radschaputra, die Könige und Krieger, begreift. Den Namen Rasbuten, Radschaputren erhalten die Kschetrier vorzugsweise in ihren alten hindostanischen Erbländern. Die dritte edle Kaste heißt **Waischja**, deren allgemeine Bestimmung der Ackerbau oder die Feld- und Gartenarbeit, die Viehzucht und der Handel ist. Als Kauf- und Handelsleute heißen sie Wanija, gewöhnlich Banianen genannt. Die vierte edle Kaste heißt **Schudra**, und begreift unter dem Namen der Schudren oder Schudrier die Künstler und Handwerker. An die vier edlen Kasten mit ihren Unterabtheilungen schließt sich eine Menge vermischter oder unreiner Abtheilungen derselben an, Afterklassen der vier edlen Kasten, **Burum Ssunker** genannt, welche aus mannichfaltigen Mißheirathen der verschiedenen Glieder oder Stände der vier edeln Kasten entstanden sind, auf denen zwar nicht die strenge Verachtung der fünften unedlen oder verworfenen Menschenklasse haftet, die aber doch außer den Schranken der reinen vier edeln Kasten versetzt sind. Diese vermischten Kastenzweige machen zuletzt den Uebergang zu der fünften unedlen Kaste, welche **Nischa**, **Parria** und **Peleja** heißt, d. i. verächtliche, schlechte, unreine, unedle Menschenklasse. Diese Kaste besteht aus den unglücklichen Menschen, welche alles das thun müssen, was sonst niemand, ohne sich zu verunreinigen, thun darf. Sie werden nicht nur selbst als unrein geachtet, sondern verunreinigen auch alle Personen und Dinge, denen sie zu nahe kommen. Sie sind deshalb auf alle Art im bürgerlichen Leben nachtheilig ausgezeichnet, und durch vorgeschriebene Regeln in Rücksicht ihrer Lebensart, Wohnung und Hausgeräthschaften gebrandmarkt, dürfen die Pagoden oder Tempel der übrigen Kasten nicht besuchen, sondern haben ihre abgesonderten, eigenen Pagoden und Religionsübungen, dürfen die Häuser der andern Kasten nicht betreten (wenn es ja aus Unvorsichtigkeit geschieht, oder im Falle der Nothwendigkeit nicht verhütet werden kann, wird ein solcher Ort auf religiöse Art wieder gereinigt), müssen die öffentlichen Märkte vermeiden, dürfen sogar nur ihre eigenen Brunnen haben, die sie zur Warnung mit Thierknochen einfassen müssen, wohnen in elenden Hütten, von Städten und Dörfern entfernt, daß ihre Atmosphäre nicht anstecke, sind von aller gesetzlichen Nahrungsweise der übrigen Kasten ausgeschlossen, und essen daher auch Rind- und alles andere Fleisch ohne Unterschied. Zu den Hindus gehören die Seiks, Dschaten, Rasbuten, Maratten, Singalesen, Tamuler, Wadtuger, Gikbers oder Kafaren, Grassias, Gounds oder Gonnds, Kallers oder Kallier ꝛc., wovon einige zu der mohammedanische Religion übergetreten sind, andere, wie die Seiks, ihre eigene Religion haben. Uebrigens vergl. man die Art. **Indien**, **Indische Literatur**, **Indische Mythologie und Religion**, und **Indische Sprachen**.

Hinken, ein Fehler im Gehen, vermöge dessen der Leib sich bei einem von je zwei Schritten auf die Seite des vorgesetzten Fußes hinneigt. Hierdurch entsteht ein ganz ungleicher Gang, um so mehr, da der Hinkende meistens den einen Schritt geschwinder macht, und mit dem andern um etwas zögert. Die nächste Veranlassung des Hinkens wird durch alles das gegeben, was ein Unvermögen veranlaßt, bei einem Schritte wie beim andern den Schwerpunkt des Leibes mit der Achse desselben parallel und dadurch den Körper im Gleichgewicht zu erhalten. Jeder Körper nämlich (bloß als Masse betrachtet) hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, in welchem gleichsam sein ganzes Gewicht vereinigt ist; so lange dieser unterstützt wird, kann der Körper nicht fallen. Bei dem Hinken neigt sich der Schwerpunkt des Leibes vorzüglich nach einer Seite hin von der Achse des Beckens zu weit ab, daher bei dem Gehen des Hinkenden die Neigung des Falles nach dieser einen Seite hin vorzüglich sichtbar wird. Die Ursache davon ist entweder, daß der eine Fuß durch irgend eine Veranlassung, angeboren oder durch Krankheit oder Gewöhnung, kürzer als der andere ist, oder die untern Gliedmaßen der andern Seite in den Gelenken steif sind, folglich beim Vorschreiten sich nicht, gleich dem andern Fuße, durch Krümmungen verkürzen können, oder daß ein Schmerz in den untern Gliedmaßen der einen Seite den Fuß verhindert, die ganze Last des Körpers beim Gehen abwärts abwechselnd zu tragen, so daß der Hinkende diese Last schneller dem andern überträgt und länger auf ihm ruhen läßt. Die veranlassenden Ursachen können sehr mannichfaltig seyn. Das Hinken ist zwar nicht gefährlich, jedoch das ursprüngliche Übel, aus welchem jenes erst entstand, kann um desto gefahrvoller seyn. In dieser Hinsicht zeichnet sich eine Art des Hinkens aus, welches unter dem Namen der Coxalgie oder des **freiwilligen Hinkens** der Kinder bekannt, neuerlich aber erst genauer (von Albers und Ficker vorzüglich) beobachtet und untersucht worden ist. Die Krankheit selbst kannte man zwar schon in den frühesten Zeiten, doch wurde sie stets verkannt und falsch beurtheilt. Sie kann in jedem Lebensalter vorkommen, vorzüglich aber ist sie bei den Kindern von drei bis zwölf Jahren beobachtet worden, und besteht in einer allmählig ausgebildeten kranken Beschaffenheit einzelner oder aller Gebilde des Hüftgelenkes. Die Bänder-, Drüsen-, Knorpel- oder Knochensubstanz dieses Gelenkes schwillt an und wird entzündet. Die Entzündung geht in Eiterung über; allmählig wird die Gelenkpfanne von den angeschwollnen Theilen und dem ergossenen Eiter verengert, der Schenkelkopf hervorgedrängt, und dadurch die kranken Gliedmaßen verlängert. Zuweilen wird der hervorgetriebne Schenkelkopf durch das Gewicht des Körpers u. s. w. an den obern Rand der Pfanne gedrückt, und die anfangs verlängerten Gliedmaßen etwas verkürzt. In der frühesten Periode dieses Übels klagt der Kranke über eine ungewöhnliche, Morgens beim Aufstehen bemerkbare Steifigkeit des Schenkelgelenkes, Stiche in der Tiefe desselben, die Abends wiederkehren, ein Gefühl von Ermüdung und Lähmung, welches den Kranken oft während des Gehens auszuruhen und den kranken Schenkel etwas nachzuschleppen nöthigt. Diese Periode wird bei jungen Kindern meist verkannt, und man wird oft erst aufmerksam auf das Übel, wenn die zweite Periode eintritt, in welcher die Leistendrüsen schmerzhaft anschwellen, die Schmerzen im Gelenke, besonders auch im Knie heftiger und anhaltender werden, die Abmagerung des Schenkels und das Hinken

zunimmt. Der Eiter bahnt sich endlich einen Weg nach außen. Wenn die Heilung nicht gelingt, so erfolgt zuletzt Abzehrung, welche den Tod herbeiführt. Es ist demnach von der größten Wichtigkeit, diesem übel wo möglich in seiner ersten Periode zu begegnen, und sobald ein Kind von selbst einen ungleichen und hinkenden Gang bekommt, die Hülfe des Arztes zu suchen. H.

Hintergrund, s. Grund.

Hiob ist der Held eines sehr alten Lehrgedichts, das der Canon des alten Testaments bis auf unsre Zeiten gebracht hat (s. Hebräische Literatur). Der Gegenstand ist eine Theodicee, wie sie ein frommer Sinn, der die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes über die göttlichen Motive der Vorsehung und des Menschenschicksals abzuurtheilen und die Nothwendigkeit, sich den Fügungen Gottes gläubig zu unterwerfen anerkennt, was die Hauptideen betrifft, noch heut nicht anders geben würde. Diesem Thema und der religiösen Tendenz des Gedichts gemäß, ist seine Handlung im Himmel und was die Menschen, die sich gegen den Herrn des Schicksals nicht anders als leidend verhalten können, dabei thun, nur Reflexion und Ausdruck des Gefühls. Aber in diesen Reflexionen und Herzensergießungen zeigt sich ein Leben, eine Kraft und Innigkeit, in diesen Dialogen ein Wettkampf mit den stärksten Waffen des Geistes um die höchsten und die heiligsten Wahrheiten der Menschheit, der das Gespräch wieder zur lebendigsten Handlung macht. Stärker als irgendwo werden wir hier belehrt, es sey Vermessenheit, die Rathschlüsse Gottes beim Glück und Unglück der Menschen ergründen zu wollen, sein Rath sey wunderbar und er führe alles herrlich hinaus. Eine bis jetzt in Arabien und Syrien erhaltene Tradition beweis't eben so wie die unverkennbaren Spuren wahrer Natur in dem Gedichte selbst, daß es historischen Grund hat, und ein angesehener und frommer Emir Namens Hiob oder Jobab, der in wenigen Stunden aller Reichthümer, die er besessen, sogar seiner Kinder beraubt und selbst mit der furchtbarsten Krankheit heimgesucht ward, in Idumäa gelebt haben möge; ja an einigen Orten, wie bei Damask, will die Sage noch sein Grabmal nachweisen. Wie viel die Phantasie des Dichters hinzugethan und umgebildet hat, läßt sich nicht ausmitteln; daß er aber den vorzüglichsten Dichtern aller Zeiten an die Seite gesetzt zu werden verdient, zeigt die Größe und Originalität seiner Compositionen, die lebendige Natur und Frische seines Colorits, die ergreifende Stärke und Wahrheit seiner Situationen und Darstellungen der Empfindung, die Prägnanz und Fülle seiner Sentenzen, die Hoheit und Lauterkeit seiner Gesinnungen und jene himmlische Würde bei aller Einfalt der Natur, die niemand erkünsteln kann, dem Gott nicht mit dem Lichte des Genies zugleich den Funken der frommen Begeisterung verlieh. Der geschmackvollste übersetzer und Beurtheiler dieses Gedichts, Stuhlmann (Hiob, ein religiöses Gedicht. Hamb. 1804) bestreitet die frühere Meinung, daß Moses der Verfasser desselben sey, weil es durchaus keine Mosaischen Ideen enthält. Eben darum und sowohl wegen der darin merkbaren philosophischen Richtung, als auch wegen der mit der Sprache der Salomonischen Schriften am nächsten übereinstimmenden Diction, wird es mit der größten Wahrscheinlichkeit unter die Erzeugnisse des Salomonischen Zeitalters gesetzt, wenn schon eine ältere Sage dabei benutzt worden seyn kann. E.

Hipparchos. 1. Ein Sohn des Pisistratus und Bruder

des Hippias, ein Freund und Beförderer der Kunst und Wissenschaft, wie sein Vater (s. Hippias). 2. Einer der berühmtesten griechischen Astronomen aus Nicäa in Bithynien, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. Er lebte meist zu Alexandria, damals dem Hauptsitz der Gelehrsamkeit, und machte sich vorzüglich verdient durch eine genauere Bestimmung des Sonnenjahres, der Excentricität der Sonnenbahn und andere astronomische Berechnungen. Auch verfertigte er ein ausführliches und genaues Sternenverzeichniß und eine Himmelssphäre. Von seinen Schriften ist noch einiges vorhanden, was man in des Petavius Uranologie findet. Ihn hat vorzüglich Ptolemäus in seinem großen astronomischen Werke, das wir noch haben, benutzt.

Hippel (Theodor Gottlieb von), einer der originellsten Deutschen, welche existirt haben, war zu Gerdauen in Ostpreußen 1741 geboren, wo sein Vater Schulrector war. Als Knabe zeigte er einen großen Hang zur Einsamkeit und religiösen Schwärmerei, wohin ihn seine lebendige Einbildungskraft führte. Den Unterricht seines Vaters und des dortigen Predigers und Schulinspectors Keber, vorzüglich in Sprachen, nahm er schnell auf, und ging, erst 15 Jahr alt, auf die Universität Königsberg, um da Theologie zu studiren; daneben trieb er noch Philologie, Mathematik und Philosophie. Großen Einfluß auf sein künftiges Leben hatte die Bekanntschaft des holländischen Justizraths Voigt, eines berühmten Juristen, welcher den interessanten, geistreichen Jüngling in sein Haus aufnahm und vielfach unterstützte. Durch ihn erhielt er Kenntniß der holländischen Sprache und einige Neigung zur Jurisprudenz. Noch bedeutender wurde ihm die Bekanntschaft des zu Königsberg sich aufhaltenden russischen Lieutenants von Keyser, mit welchem er 1760 eine Reise nach Petersburg machte, wo er zuerst in die Kreise der Vornehmen eingeführt wurde. Ungeachtet sich ihm hier herrliche Aussichten eröffneten, trieb ihn doch die Liebe seines Vaterlandes zurück nach Königsberg. Hier übernahm er in einer sehr gebildeten adeligen Familie eine Hauslehrerstelle, und benutzte die ihm sich darbietende Gelegenheit, verschiedner Menschen Sitten und Charaktere kennen zu lernen und sich in ihrem Umgange auszubilden. Dadurch wurde er sich zugleich seiner Bestimmung und seines einzigen Strebens und Wünschens, in einem hohen Geschäftskreise als angesehener und geachteter Mann in dem vollen Genusse der Güter des Lebens seine hohen Geisteskräfte wirksam anzuwenden, immer mehr bewußt. Noch mehr brachte diesen Plan die Liebe zur Reife, indem der Gegenstand seiner Neigung an Stand und Vermögen über ihn erhaben war, und er nur durch das angestrengteste Bemühen des Verdienstes demselben näher zu kommen hoffen konnte. Zum Mittel wählte er die Rechtsgelehrsamkeit, deren Studium er sich nun ganz widmete, weil sie ihm eine schnellere Bahn zu hohen Ehrenstellen und Gütern versprach, und eine umfassendere Sphäre des Geschäftslebens eröffnete. Schon 1762 verließ er daher jene Familie wieder, indem er nun mit der unglaublichsten Resignation selbst in Hinsicht der äußern Lebensbedürfnisse, und mit dem muthigsten, angestrengtesten Eifer das unverrückte Ziel seiner Leidenschaft — Würden und Reichthum — verfolgte und schnell erreichte. Als er es errungen — entsagte er dem Besitze der Person, die er geliebt hatte, um im ehelosen Stande seinem Streben nach immer ausgebreiteterer Thätigkeit und Würde ganz zu leben. Zuerst machte

er sich als Rechtsconsulent (von 1765 an) durch seine Einsichten, Klugheit und Beredsamkeit geachtet und bekannt. Sein Ansehn stieg, und damit die Vortheile seiner Lage. Er schritt von einem Posten zum andern. Seine Pünktlichkeit und Leichtigkeit als Geschäftsmann besiegte jede Schwierigkeit und ertheilte den Ämtern, die er bekleidete, eine noch höhere Würde. 1780 wurde er endlich dirigerender Bürgermeister in Königsberg und Polizeidirector mit dem Charakter eines geheimen Kriegsraths und Stadtpräsidenten. Als solcher ließ er den Adel seiner Familie vom Kaiser erneuern. Bei der Besitznahme von Danzig wurden ihm Geschäfte übertragen, welche er, wie immer, mit der größten Betriebsamkeit und Geschicklichkeit verwaltete. Darauf kehrte er nach Königsberg zurück und endete den 23. April 1796 sein thätiges und nützliches Leben. Sein hinterlassenes Vermögen betrug 140,000 Thaler. Sein Leben und Charakter war übrigens voller Sonderbarkeiten und Widersprüche: Schwärmerei, Neigung zum Aberglauben bei einem hellen, aufgeklärten Verstand, eine an Andächtelei gränzende Frömmigkeit und warmer Tugendeifer bei starker Leidenschaft und Sinnlichkeit, eine fast schwärmerische Freundschaft bei Verschlossenheit selbst gegen seine liebsten Freunde, Herrschsucht und Strenge bei Heiterkeit und einem feinen Betragen, waren ihm vor allem eigen. Alles aber war bei ihm jenen Triebfedern seines Lebens untergeordnet. Daher Kant ihn einen Plan- und Centralkopf nennt, der mit der größten Leichtigkeit Plane entwerfen und eben so schnell und standhaft ausführen konnte. Eben so originell ist er in seinen Schriften, in welchen er, so lange er lebte, ein strenges Incognito liebte. (S. Borowski über die Autorschaft des Verfassers des Buchs über die Ehe. Königsberg 1797). Sie gehören zu den geistreichsten und gelesensten Werken der deutschen Literatur und nehmen den ersten Rang in der seltenen Classe humoristischer Geistesproducte ein. Eine reiche Ader des Witzes und der Laune strömt in ihnen. Auf dem Grunde liegt ein gewichtiger Ernst und bricht zuweilen unvermerkt hervor; die bilderreiche Phantasie aber spielt in leichten kühnen Sprüngen und Abschweifungen ihr ungezügeltes Spiel. Auch sind seine Werke noch durch tiefe Beobachtungen, Fülle der Menschenkenntniß und daraus hervorgegangne Charakteristiken bekannter Zeitgenossen sehr interessant, wie überhaupt sein freundschaftlicher Umgang mit mehreren geistreichen Menschen (z. B. mit Hamann und Kant, der aber erst in der letzten Zeit seiner Universitätsstudien auftrat) ihm einen Reichthum mannichfaltiger Ideen für seine Schriften lieferte. Seine wichtigsten und berühmtesten Schriften sind: 1. über die Ehe; zuerst 1774, 4te Auflage 1793. Hieran schließt sich 2. eine spätere Schrift: über die bürgerliche Verbesserung der Weiber. Berlin 1792, und 3. sein Nachlaß über weibliche Bildung. Berlin 1801, 8. Diese Schriften enthalten eine Menge trefflicher Reflexionen, welche das Resultat eines lebendigen, mehr practischen Denkens und einer feinen Beobachtungsgabe sind. Übrigens ist es sonderbar, daß Hippel in seiner ersten und gelesensten Schrift den größten Lobpreiser der Ehe macht, und doch selbst ehelos blieb. Nicht minder bekannt, obwohl weniger verstanden, sind 4. seine „Lebensläufe nach aufsteigender Linie" nebst Beilagen A. B. C. in 3 Theilen, Berlin 1778—81. Ein origineller Humor, eine lebendige, oft glühende Einbildungskraft und ein reger Wahrheitssinn haben gleichen Antheil an diesem Werke. Unter dem glänzenden, oft blendenden Ge-

wande kühner Bilder und witziger Aussprüche werden hier die Grundsätze einer ernsten Philosophie und einer gewandten Lebensweisheit mitgetheilt. Besonders suchte er in diesem Werke Kants philosophische Ideen, dessen Kritik damals durch den Druck noch nicht bekannt geworden war, wie er sie früher aus seinen Heften und aus persönlichem Umgange mit Kant aufgefaßt und zu den seinigen gemacht hatte, auf seine ihm eigenthümliche, d. h. unsystematische, aber geistvolle Weise mitzutheilen und zu verbreiten. In diesem Werke hat er sich selbst und seine Freunde gezeichnet, und man lernt ihn dadurch von den verschiedensten Seiten kennen. Einen Commentar zu diesen Lebensläufen liefert in dieser Hinsicht 5. Hippels Selbstbiographie, welche Schlichtegroll in seinen Nekrolog (1796, 2ter Bd. u. 1797 1r. Bd. mit Hippels Bildniß im Umriß) aufgenommen, berichtigt (denn Hippel hatte in derselben sich sehr idealisirt) und ergänzt hat (sie ging nur bis zu dem Jahre 1761). Das letzte Werk, welches er selbst herausgab, waren 6. die Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, (2 Bde. Berlin 1793 und 1794) in welchem er, wie 7. in seinem „Zimmermann I. und Friedrich II. von Joh. Heinr. Friedr. Quittenbaum, Bildschnitzer in Hannover, London gedruckt in der Einsamkeit 1790," viele politische Gegenstände und Zeitereignisse ernst, aber mit scharfer Satire berührt. Auch einige Lustspiele, geistliche Lieder (Berlin 1792) und andere poetische Versuche sind von ihm bekannt geworden, unter welchen seine idyllischen Handzeichnungen nach der Natur, Berlin 1790, ein wirklich poetisches Interesse gewähren.

Hippias, Beherrscher der Athener, Sohn des großen Pisistratus, nach dessen Tode er mit seinem Bruder Hipparch die Regierung Athens gemeinschaftlich besorgte, bis dieser am Feste der Panathenäen auf dem heiligen Zuge nach dem Minerventempel beim Ausbruch einer von zwei jungen Griechen, Harmodius und Aristogiton, geleiteten Verschwörung ermordet wurde. Jetzt nahm Hippias die Zügel allein in seine Hand, und rächte den Tod seines Bruders an dem Volke durch Auflagen, Verkauf der Ämter und Hinrichtung Aller, die nur einigermaßen sich ihm verdächtig machten, nachdem er durch die schrecklichsten Foltermartern sie zu Geständnissen gezwungen hatte. Dies Loos traf sogar mehrere seiner besten Freunde, da Aristogiton, voll Wuth, und nur, um dem Tyrannen wehe zu thun, jene als Mitverschworne nannte. Die Athener, müde, diese Despotie und Grausamkeit länger zu ertragen, sannen auf ein Mittel, sich davon zu befreien. Die List mußte siegen über die Gewalt. Man fand den goldnen Schlüssel zum Allerheiligsten des delphischen Orakels und dieses befahl den Spartanern, sie von der Herrschaft der Pisistratiden zu erlösen. In unbefangenem Glauben an die göttliche Pythia, deren Bestechlichkeit sie freilich wohl nicht ahnen mochten, zerriß Sparta das freundschaftliche Band zwischen sich und dem Herrscher Athens, der nun dem vereinten Angriff auf sich unterlag; Hippias ward aus der Stadt und ihrem Gebiete vertrieben (im J. 510 v. Chr.) und Athen athmete freier. Aber seine Mittel, mit denen er die Stimme des Orakels für sich gewonnen hatte, blieben kein Geheimniß, und voll Verdruß über diesen Betrug, verlangten die Spartaner die Wiedereinsetzung des Hippias, welches aber nicht gelang. Hippias suchte jedoch nun Schutz und Hülfe bei Arthaphernes, persischem Statthalter in Sardes; er erlangte, daß Darius, der ohnehin auf die Athener, wegen des Beistandes, den sie den asiatischen Griechen gegen

ihn geleistet hatten, noch sehr erbittert war, von ihnen die Aufnahme des Hippias foderte. Die categorische Verweigerung dieses Verlangens entflammte den ersten Krieg der Perser gegen die Griechen Europa's. Aber die Schlacht bei Marathon vernichtete mit des Darius Heer zugleich des Hippias Wünsche und Hoffnungen; er selbst blieb an diesem heißen Tage unter den Gefallenen mit dem Schwert in der Hand.

Hippiatrik, die Pferde- oder Roßarzneikunst.

Hippocentauren, nach den Mythologen Zwittergeschöpfe, aus der Begattung eines Centauren mit einer Stute entstanden. Nach der Etymologie höchst wahrscheinlich der Name eines Reiters, der vom Pferd herab einen Stier durchbohrt, da diese Benennung aus den Worten ἵππος, κεντεῖν und ταῦρος zusammengesetzt ist.

Hippŏcrates, der berühmteste griechische Arzt, Stifter einer eigenen Schule der Arzneikunde, ja des ersten Versuchs einer wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin überhaupt. Er war auf der Insel Cos, in der Stadt gleiches Namens, 456 vor Chr. geboren und ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Asclepiaden, welche ihren Ursprung von Äsculap herleiteten, so daß Hippocrates in der Reihe der siebenzehnte gewesen wäre. Sein Vater, Heraclides, war auch Arzt, der seinen Sohn selbst unterrichtete. Seine Erziehung und sein Unterricht sind sehr sorgfältig, und denen der vornehmen Familien der damaligen blühendsten Epoche Griechenlands gleich gewesen. Wahrscheinlich ist es, daß er den Unterricht der damaligen Philosophen in Athen, besonders auch Heraclits, mitgenossen hat. Die meiste Zeit seines Lebens brachte er außerhalb seiner Vaterstadt in verschiednen Städten Griechenlands zu, um in seiner Kunst sich immer mehr zu vervollkommnen. Am meisten hielt er sich in Thracien und Thessalien, besonders auf der thracischen Insel Thasus auf: reis'te aber auch weiter, und hat wahrscheinlich einen großen Theil von Asien durchreis't. Er starb im 90. Jahre seines Alters. Nicht alle Schriften, die unter dem Namen der Hippocratischen noch vorhanden sind, können diesem einzigen zugeschrieben werden. Es haben mehrere dieses Namens gelebt. So hieß z. B. der Großvater unsers Hippocrates gleichfalls so, wiederum ein Enkel von ihm hatte denselben Namen, so wie mehrere in Cos, auch in Athen. Einige der Hippocratischen Schriften sind auch später geschrieben, und ihm, besonders zur Zeit der alexandrinischen Schule, untergeschoben. Andre sind zwar echt, aber von seinem Sohne Thessalus, oder von andern seiner Nachkommen gesammelt, verändert, erklärt, mit Zusätzen vermischt worden. Die als echt anzusehenden Schriften des Hippocrates sind: das erste und dritte Buch von den Landseuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der Luft; den Wassern und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher; die Eidesformel; das Gesetz. Die geschätzteste Ausgabe (griechisch und lateinisch) ist die Genfer von 1657 in 2 Bänden Fol. Nächstdem nennen wir die Ausgabe von Van der Linden, Leyden 1665, 2 B. 8. und von Chartier, Paris 1639—1679, 13 Bde. Fol. (zugleich mit dem Galen). Hippocrates war ein eifriger, unermüdeter Beobachter der Natur, und sah die Krankheiten mit einem freien Geist ohne Befangenheit irgend eines Systems; daher wir die schönste Beschreibung des weder durch Arzneimittel noch durch irgend ein ungestümes und voreiliges Einwirken gestörten Verlaufs derselben von ihm haben. Er konnte so die Heil-

kraft der Natur, und die Wege, auf welchen sie die Heilung der Kranken bewirkt, auch die Mittel, welche sie in ihrem Geschäfte unterstützten, am besten kennen lernen. Ein Lebensprincip nahm er zwar als Grundkraft des lebenden Körpers an (Enormon), von welchem Leben, Gesundheit und Krankheit abhängen sollten; allein er erklärte sich hierüber nicht deutlicher, ließ sich auch auf vielerlei Hypothesen und Untersuchungen über das Wesen der Krankheiten nicht ein. Desto mehr Rücksicht nahm und empfahl er auf die äußern Einflüsse, als entfernte Ursachen der Krankheiten, besonders Luft, Nahrungsmittel, Clima, Wohnort, selbst die Verhältnisse des Kranken. Er beobachtete, daß die Natur im Verlauf der Krankheiten sich an gewisse Perioden des Wachsthums und der Abnahme hielt, und wurde dadurch auf seine Lehre von den kritischen Tagen geleitet, die wir noch bis jetzt wahrnehmen. In seiner Heilmethode nehmen die diätetischen Vorschriften den vornehmsten Platz ein, die er nach Beschaffenheit der Kräfte einzurichten empfahl. Dabei ging sein Bestreben dahin, die Bewegungen der Natur zu beobachten, zu leiten, nachzuahmen, nach Bedarf zu verstärken, oder zu mäßigen. Im Wachsthume der Krankheit unternahm er nicht gern etwas Entscheidendes, z. B. Ausleerungen, um die Natur in ihrer heilsamen Bearbeitung (Kochung) der Krankheitsstoffe nicht zu stören, er kam aber in und nach der Entscheidung (Crisis) der Absonderung und Ausleerung des Krankheitsstoffes der Natur durch Ausleerungsmittel zu Hülfe. Hippocrates eigentliches Verdienst um die Arzneikunde bestand also vorzüglich darin, daß er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Secten befreite, aus dem bisherigen beinahe ausschließenden Besitz der Priester zum gemeinschaftlichen Gute jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte; daß er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete, und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wiedergab; daß er auf die Wichtigkeit der äußern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur, und auf die Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Diät aufmerksam machte, und die Lehre von den Zeichen und von der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeten, den großen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den innern Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenden Schätzen bereicherte. H.

Hippocrene (Roßquell), ein Quell, welcher von dem Helicon, diesem den Musen heiligen Berg in Böotien, mit begeisterndem Wasser herabsprudelte, und deßhalb selbst den Musen und dem Apollo heilig war. Wer aus ihm trank, fühlte sich zu Gesang begeistert. Er sollte aus dem Hufschlag des Pegasus entstanden seyn.

Hippodamia hießen mehrere Frauen des Alterthums, z. B. die Gemahlin des Pirithoos, Königs der Lapithen. Die berühmteste ist wohl die schöne Tochter des Königs von Pisa in Elis, des Önomaos. Weil diesem geweissagt worden war, sein künftiger Eidam werde ihn tödten, so machte er die Bedingung, daß jeder, der sich um seine Tochter bewerben würde, mit ihm ein Wettrennen zu Wagen bestehen, und, wofern er, ehe sie an das Ziel kämen, ihn erreichte, durch seine Hand fallen sollte. So gelang es ihm, 13, nach Andern gar 17 Freier zu tödten, bis endlich Pelops durch Bestechung des Wagenlenkers es dahin brachte, daß Önomaos mitten im Rennen stürzte, wobei er sein Leben verlor. So wurde Hippodamia die Gemahlin des Pelops, und Mutter des Atreus und Thye-

ste. Sie tödtete sich selbst aus Gram über den Vorwurf, diese ihre Söhne zum Brudermord verleitet zu haben.

Hippodromus (von ἵππος Pferd, und δρόμος Lauf, Roßlauf), hieß bei den Griechen und Römern der öffentliche Platz, wo die Wettrennen zu Roß und zu Wagen gehalten wurden: Rennbahn. Unter allen Hippodromen Griechenlands war der zu Olympia, von welchem sich eine Beschreibung bei Pausanias findet, der merkwürdigste. Nächst ihm ist wohl keiner merkwürdiger, als der zu Constantinopel, welcher noch jetzt den Wanderer mit Erstaunen erfüllt. Severus begann den Bau dieses großen prachtvollen Platzes, und Constantin ließ ihn nach dem Modell des großen Circus in Rom beendigen. Zwei unabsehbar lange Reihen von geschmackvollen Säulen, die sich über einander erhoben und auf einer breiten Grundlage ruhten, umgaben, und eine außerordentliche Menge von Statuen aus Marmor, Porphyr und Bronze, von Menschen und Thieren, Kaisern und Athleten verzierten ihn. Unter andern merkwürdigen Kunstgebilden standen hier auch die vier bronzenen Pferde des Lysippus, die aus Griechenland nach Rom, aus Rom nach Constantinopel, aus Constantinopel nach Venedig, aus Venedig nach Paris gewandert und jetzt wiederum nach Venedig zurückgekehrt sind. Die Türken nennen diesen Platz gegenwärtig Atmeidan, d. i. Roßplatz, und erinnern dadurch noch an seine ehemalige Bestimmung. Er ist gegenwärtig 400 geom. Schritte lang, 100 breit, und manche kleine Unregelmäßigkeit abgerechnet, fast viereckig, und noch befinden sich hier, wenn schon vom Zahne der Zeit etwas benagt, einige colossale Alterthümer, die zu den merkwürdigsten gehören. Wer über die alte Beschaffenheit mehr Belehrung verlangt, dem giebt sie Heyne (Comment. S. R. G.) über die Kunstdenkmale in Constantinopel; wer das Gegenwärtige damit vergleichen will, der lese Murhards Gemählde von Constantinopel. dd.

Hippogryph, Roßgreif, ist der Name eines fabelhaften Thieres, das man sich als einen Greif dachte, dessen Körper in ein Roß endigte. Es war ein Symbol Apollo's, man weiß nicht genau, ob des Musen- oder Sonnengottes. Buonarotti meint, die Griechen hätten dieses Symbol mit dem Cultus Apollo's vom Orient aufgenommen, ohne dessen Bedeutung eigentlich zu kennen; und dies ist nicht unwahrscheinlich. Wenn das Symbol ursprünglich dem Sonnengotte gehörte, so gab es doch hin und wieder ein Dichter auch dem Musengotte statt des Pegasus, und so ruft unser Wieland im Oberon: Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, u. s. w. dd.

Hippolytus, Sohn des Theseus und der Amazone Antiope oder Hippolyte II. über sein tragisches Schicksal s. Phädra.

Hippolytus a Lapide, ein angenommener schriftstellerischer Name von Bogislav Philipp v. Chemnitz, welcher 1605 geboren ward, und 1678 als schwedischer Historiograph auf seinem Gute Hallstädt in Schweden starb. Durch seine 1640 erschienene Schrift de ratione status in imperio nostro Romano-Germanico wurden die bisher gemißbrauchten kaiserlichen Gerechtsame in ihre Gränzen zurückgewiesen, und dem Staatsrecht eine freiere Behandlungsweise vorbereitet. Ungeachtet man sich, dieser gern für aufrührerisch erklärten Tendenz halber, alle Mühe gab, das Werk zu unterdrücken oder gar zu vernichten, konnte man doch die Wirkung davon nicht aufheben, und es trug zu den Folgen, welche aus dem dreißigjähri-

gen Kriege für die Gerechtsame der Stände hervorgingen, nicht wenig bei. dd.

Hirschberg, nächst Breslau die vornehmste Handelsstadt Schlesiens, besonders in Ansehung des Leinwandhandels, liegt im Fürstenthum Jauer, wo die Flüsse Bober und Zacke sich vereinigen. Merkwürdig sind die Bleichen bei der Stadt, wo die Leinwand, die Schleier und andere Weberarbeiten weiß gemacht werden. In guten Jahren beträgt die Ausfuhr dieser Artikel über 2,000,000 Thlr., und in den schlechtesten doch über die Hälfte dieser Summe. Außerdem hat Hirschberg bedeutende Tuchmanufacturen, eine Zuckersiederei u. s. w. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6500; sie sind theils catholisch, theils lutherisch. Eine Meile von der Stadt liegt Warmbrunn mit seinen berühmten Bädern. Der hirschberger Kreis enthält auf 21 Quadratmeilen vier Städte, 82 Dörfer und gegen 80,000 Einwohner, die großen Theils von der Leinwandfabrikation leben, denn der Boden ist wenig fruchtbar.

Hirschfeld (Christian Cay Lorenz), Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften zu Kiel, mit dem Titel als dänischer Justizrath, wurde geboren zu Nüschel, einem Dorfe bei Eutin, wo sein Vater Prediger war, den 16. Febr. 1742, studirte seit 1756 auf dem hall. Waisenhause und nach vier Jahren auf der dasigen Universität nach dem Wunsche seiner Verwandten Theologie, nach seiner eignen Neigung Philosophie, Ästhetik, Geschichte und Alterthümer. Nach seiner Zurückkunft ins väterliche Haus wurde er als Lehrer einer Prinzessin und zweier Prinzen von Holstein-Gottorp angestellt, ging mit den letztern im Jahr 1765 auf Reisen, gab aber nach zwei Jahren diese Stelle auf, und lebte einige Jahre privatisirend in Leipzig. Diese Muße widmete er der Ausarbeitung mehrerer Schriften, und in dem Zeitraume von vier Jahren erschienen von ihm: Das Landleben; Versuch über den großen Mann; der Winter; Briefe über die vornehmsten Merkwürdigkeiten der Schweiz; und alle diese Schriften zeigten ihn als einen philosophischen Kopf und geschmackvollen Darsteller, welcher durch lautere Philosophie des Lebens, feinen moralischen Sinn, reizende Naturschilderungen und treue Sittengemählde des Beifalls sich versicherte. Nachdem ihn diese Schriften dem Publicum vortheilhaft bekannt gemacht hatten, wurde Hirschfeld 1770 zum Secretär des akademischen Curatel-Collegiums und außerordentlichen Professor zu Kiel, im Jahr 1773 aber zum ordentlichen Professor der Philosophie und schönen Wissenschaften ernannt. Mehrere kleine von ihm erschienene Schriften athmen denselben Geist, wie die vorhin genannten; zwei derselben aber gelten ganz eigentlich als Vorläufer des großen Werks, womit er sich selbst ein unvergängliches Denkmal gestiftet hat. Diese zwei Schriften sind seine Anmerkungen über die Landhäuser und die Gartenkunst, und seine kleine Theorie der Gartenkunst. Ungeachtet Hirschfeld das ganze Gebiet der schönen Kunst zu umfassen, und in keinem Theile derselben ein Fremdling zu bleiben strebte, wollte er doch seine ganze Kraft einem besondern Felde widmen, um hier so eher etwas von vorzüglicher Bedeutung leisten zu können. Er wählte sich hiezu das noch wenig angebaute Feld der schönen Gartenkunst. Das Resultat seiner Bemühung war die Theorie der Gartenkunst (in 5 Quartbänden mit Kupfern und Rissen), ein Werk, welches auch jetzt noch den Ruhm des vorzüglichsten in seiner Art behauptet. Ist

auch die Theorie darin noch nicht erschöpft, und bedarf gleich das Geschichtliche darin noch mancher Ergänzung und neuen Forschungen; so brach es doch zu diesem allen die Bahn, gibt viele treffliche Ansichten, und zeichnet sich durch seine Darstellung unter den theoretischen Werken über schöne Kunst so sehr aus, daß man es in dieser Hinsicht allerdings den classischen beizählen muß. Diese Darstellung selbst und die reizende Mannichfaltigkeit des Inhalts haben gewiß nicht wenig dazu beigetragen, den Sinn für schöne Gartenkunst mehr zu wecken und zu beleben, und Hirschfeld ist keiner der letzten unter den Schriftstellern, welche zur Verfeinerung unserer Empfindungen und zur Veredlung unserer Genüsse gewirkt haben. Zum Behuf seiner Theorie machte er mehrere größere Reisen nach Dänemark, Deutschland und der Schweiz, wodurch er sich zugleich in Verbindung mit vielen Freunden und Kennern dieses Fachs setzte, welche ihm möglich machte, seinen von 1782—1789 herausgegebenen Gartencalender, und seine kleine Gartenbibliothek (Kiel 1790) so reichhaltig auszustatten. Auf Befehl und Kosten seines Königs legte er 1784 zu Düsternbrok bei Kiel eine Fruchtbaumschule an, die in wenigen Jahren zu einer unerwarteten Vollkommenheit gedieh. Die Resultate seiner hier und anderwärts gemachten Beobachtungen über Baumcultur theilte er in seinem Handbuch der Fruchtbaumkunst (Braunschw. 1788 u. 89) mit. Er starb im Febr. 1792. dd.

Hirt (A.), königlich preußischer Hofrath, ordentliches Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, Professor bei den Akademien der bildenden Künste und der Baukunst, und seit der Errichtung der Universität in Berlin auch Professor der Archäologie, einer der berühmtesten jetzt lebenden Archäologen, vorzüglich aber als Kenner der alten Baukunst und Theoretiker im Fache der Architektur bekannt, welches auch seine Schriften über den Laocoon (in Schillers Horen, 1797. X. und XII. St.), sein Bilderbuch für Mythologie, Archäologie und Kunst, von welchem seit 1805 nur das erste Heft (Berlin, 4.) erschienen ist, ferner seine als Mitglied der genannten Akademie gehaltenen und einzeln herausgegebenen Vorlesungen über den Tempel der Diana zu Ephesus, über den Tempel Salomons, über das Pantheon zu Rom (in Wolfs und Buttmanns Museum der Alterthumswissenschaft), seine Anfangsgründe der schönen Baukunst (Berlin 1804) u. a., vorzüglich aber sein großes Hauptwerk: die Baukunst nach den Grundsätzen der Alten mit 50 erläuterten Kupfertafeln (Berlin, Realschulbuchh. Fol. 1809) beweisen. Übrigens hat Hirt in mehreren kleinen Aufsätzen, z. B. über das Kunstschöne im X. und XII. St. der Horen 1797, in einem andern, überschrieben Charakteristik, als Hauptgrundsatz in den bildenden Künsten, im Archive der Zeit 1798 und im Freimüthigen No. 137, 1805, das Kunstschöne aus dem Charakteristischen zu erklären und die Charakteristik zum Princip und Zwecke der bildenden Künste zu erheben gesucht, welcher ästhetischen Behauptung von Fernow, in seinen römischen Studien I. Bd., und von dessen Beurtheilern gründlich widersprochen worden ist. Von seinen Lebensumständen ist uns nur bekannt, daß er 1759 in Schwaben geboren worden, früh Gelegenheit fand nach Italien zu reisen und dort in Begleitung mehrerer berühmten Personen, deren Führer er wurde, eine lange Zeit die berühmtesten Werke alter Baukunst zu studiren. Er reiste

dann in Gesellschaft der Gräfin Lichtenau nach Deutschland zurück, wurde Lehrer des Prinzen Heinrich von Preußen, und erlangte dann seinen gegenwärtigen oben angeführten Wirkungskreis.

Hirtenbrief, der Brief eines geistlichen Hirten, das Kreisschreiben eines Bischofs an die ihm untergeordneten Geistlichen, kirchliche Gegenstände betreffend.

Hirtengedicht, s. Idylle.

Hirzel (Hans Caspar), Oberstadtarzt und Mitglied des großen Rathes zu Zürich, war geboren daselbst den 21sten März 1725, und starb den 19ten Februar 1303. Die Zeit seines Aufstrebens fällt in die erste Blüthe unserer schönen Literatur des 18ten Jahrhunderts. Unter Bodmers Leitung wurde er mit derselben zuerst bekannt, und nachher befreundete ihn das Schicksal mit mehreren von denen, die damals am meisten für den Ruhm dieser Literatur wirkten. Mit Sulzer machte er eine Reise durch die Schweiz; in Berlin wurde er mit Gleim, Ramler, Spalding und Sack bekannt; Kleist lebte einige Wochen bei ihm, und als Klopstock sich zu Zürich aufhielt, leitete Hirzel die angenehmsten seiner Vergnügungen, auch die berühmte Fahrt auf dem züricher See, die der Dichter in einer seiner schönsten Oden besang und Hirzel in einer anmuthigen Beschreibung darstellte. In die Reihe der Schriftsteller trat Hirzel übrigens erst in späterer Zeit, und zeichnete sich da vornehmlich aus durch: **Die Wirthschaft eines philosophischen Bauers** (Kleinjogg), Zürich 1761; **Das Bild eines wahren Patrioten** (Blaarer von Wartensee), das. 1767; **Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen**, das. 1779 u. a. m. Ungemein gelang ihm die Sprache für Philosophie des Lebens. Alle seine Schriften athmen Liebe zur Tugend, Enthusiasmus für sein Vaterland, republikanischen Geist und menschenfreundliche Gesinnungen. Wahr und stark dachte und schrieb er. Der Fluß seiner Rede strömt rein und ohne wildes Geräusch; seine Worte sind gewählt, ohne weit gesucht zu seyn, alle bedeutend und in ihrer Stellung wohllautend. dd.

Hispanien nannten die Römer die ganze pyrenäische Halbinsel, mithin das Land, das östlich von der pyrenäischen Gebirgskette, südlich vom iberischen Meere, der Herculischen Meerenge und dem Ocean, westlich und nördlich aber von dem cantabrischen und lusitanischen Meere begränzt ward. Die Griechen bezeichneten es mit dem Namen Iberien; den Namen Hesperien (Abendland) aber gaben ihm die römischen Dichter. Spanien wurde in den frühesten Zeiten bevölkert, zugleich mit dem ganzen Westen und Süden von Europa. Die ersten Einwanderer waren die Cyneter oder Cynesier an der Südküste, die Tartesier, hinter den Säulen des Hercules, und die Sicaner und Siculer. Die ersten beiden Völker vertrieben wahrscheinlich die Iberier aus Gallien nach Spanien, und die beiden letztern wurden wieder von den Iberiern aus Spanien nach Italien vertrieben. Den Iberiern, die ein freiheitliebendes, kriegerisches, aber auch grausames Volk waren, folgten die Celten, von denen ein Theil unvermischt unter dem Namen Celticer blieb, ein anderer Theil aber sich mit den Iberiern vereinigte, und mit ihnen das tapfere Volk der Celtiberier bildete. Später kamen auch phönicische und griechische Colonisten und endlich auch Römer hinzu. Jene Colonisten wohnten besonders an der Meerenge, zeichneten sich durch Cultur aus, und trieben ausgebreiteten Handel. Die ersten

Eroberungen in Spanien machten die Carthager nach dem ersten punischen Kriege (um das Jahr 516 nach Erbauung Roms), zuerst unter Hamilcar, dann unter Hasdrubal, der Carthago nova anlegte. Die Römer setzten den Carthagern den Iberfluß zur Gränze; doch Hannibal überschritt ihn, eroberte Sagunt und gab dadurch die Losung zum zweiten punischen Kriege. Roms Heere vertrieben unter Scipio die Carthager, allein die Völker jenseit der Gebirge, die Celtiberier, Carpetaner, Vaccäer u. s. w., blieben frei, und die nördlichern und westlichern kannte man noch nicht. Diese, die bisher von dem Solde der Carthager und von der Beraubung der südlichen Spanier gelebt hatten, fingen einen Krieg mit den Römern an, der erst nach 200 Jahren mit ihrer gänzlichen Unterjochung endigte. Cato (557 Roms) war zuerst glücklich gegen sie und T. Sempronius Gracchus zwang die Celtiberier, um Frieden zu bitten. Die Habsucht, Treulosigkeit und Grausamkeit der römischen Feldherrn reizten jedoch bald zu neuen Kriegen. Die Lusitanier ergriffen unter Viriathes die Waffen, unterwarfen sich aber, als die Römer ihren tapfern Feldherrn durch List aus dem Wege geräumt hatten. Gleich darauf brach der numantische Krieg aus, den nach einem furchtbaren Kampfe Scipio Africanus durch Numantia's Eroberung endigte (620 Roms). Seitdem waren die Römer im ruhigen Besitze der Ost- und Südküste und wußten die Völker im südlichen Mittelland in Achtung zu erhalten. Der berühmte Sertorius unterwarf endlich die Celtiberier und Lusitanier ganz, nöthigte sie, römische Sitten und Kriegszucht anzunehmen, und nach seinem Tode kamen sie unter Roms Botmäßigkeit. Die Nordländer unterwarf sich erst August in dem berühmten cantabrischen Kriege. Einzelne Völker, z. B. die Vasconen und Artabrer, blieben aber auch jetzt noch frei. Anfangs theilten die Römer Hispanien in Hispania citerior und ulterior, nachher in Baetica, Lusitania und Hispania Taragonensis, und zuletzt in sieben verschiedene Provinzen. Das Land war schon in den ältesten Zeiten als fruchtbar und reich bekannt. Es hatte Überfluß an edeln und unedeln Metallen, welche die Phönicier von dort holten. Außerdem hatte es treffliche Pferde und Schafe, und war fruchtbar an Wein, Öl und Getraide.

Historie, die durch die lateinische Sprache erhaltene, aus der griechischen entlehnte Benennung der Geschichte im eigentlichen Sinne (s. in Hinsicht auf deren Begriff, Umfang und Eintheilung den Art. **Geschichte**) deutet zugleich darauf hin, daß die neueren christlichen Geschichtforscher und Erzähler die wahre Geschichtsdarstellung bei den **Griechen** und ihren Nachfolgern, den Römern, kennen lernten, und diese als Muster der Geschichtschreibung anzuerkennen sich genöthigt sahen. Übrigens wird der Ausdruck Historie, wie der Ausdruck Geschichte, eben sowohl von den Gegenständen, als ihrer (schriftlichen oder mündlichen) Darstellung gebraucht. Ja in ersterer Hinsicht bezog man ihn sonst überhaupt auf alle (durch den innern oder äußern Sinn) wahrnehmbare Dinge (daher auch die Benennung **Naturgeschichte** oder Historie), dann vorzugsweise auf menschliche Thaten, Schicksale, Begebenheiten und Naturereignisse, so weit sie mit diesen in unmittelbarer Verbindung stehen. Da nun aber diese Gegenstände nicht, in so fern sie wirklich **in der Zeit vorhanden sind oder sich ereignet haben**, sondern nur in so fern sie als etwas Geschehenes dargestellt werden können, zu Gegenständen der schönen Kunst erhoben werden, so erklärt sich hier-

aus eine besondere Bedeutung des Worts Historie oder Geschichte, als Kunstausdruck im Felde der Mahlerei. Man nennt nämlich hier eine Historie, ein historisches Gemählde, ein solches, in welchem Menschen in gewissen (erdichteten oder historischen) Handlungen und Zuständen dargestellt werden (oft auch nur dessen Sujet) und redet daher auch von Historienmahlerei, Geschichtsmahlerei, im Gegensatz der Thier- und Landschaftsmahlerei. Doch braucht man auch diese Ausdrücke noch in specielleren Bedeutungen, von welchen unter dem Artikel Historisch geredet werden soll. T.

Historienmahler, Historienmahlerei, s. d. Art Historiker und Historisch.

Historiker. Dieser Titel kommt jedem zu, der sich durch ernstes Studium und Bearbeitung der Geschichte auszeichnet, und umfaßt also den Geschichtsforscher, wie den Geschichtschreiber (s. d. Art.), oder mündlichen Erzähler. Auch nennt man einen Historiker im Gegensatze des Philosophen oft im beschränkten Sinne denjenigen, welcher Gegenstände historisch (oder empirisch), d. h. wie sie in der Wirklichkeit sind und erscheinen, auffaßt und betrachtet. In noch beschränkterer Bedeutung wird in der Mahlerei ein Historienmahler (s. Historie), besonders ein solcher, welcher wirklich geschichtliche Gegenstände darstellt oder dargestellt hat, Historiker genannt. T.

Historisch heißt 1. im allgemeinen und dem Ursprunge des Worts angemessenen Sinne alles, was man durch äußere oder innere Wahrnehmung kennen lernt, was zur Erfahrung gehört, oder sich auf dieselbe bezieht. In diesem Sinne wird es dem Empirischen gleich- und dem Philosophischen — was durch bloßes Nachdenken oder reine mathematische Anschauung gewonnen wird — entgegengesetzt. Man redet daher von historischer Erkenntniß, d. h. derjenigen, welche aus Sinnesanschauung mittelbar oder unmittelbar entspringt, und sich mithin auf Daseyn und Beschaffenheit einzelner Gegenstände und Thatsachen bezieht, und von historischen Wissenschaften (in einem allgemeineren Sinne), d. h. systematischen Ganzen der Erfahrungserkenntnisse, welche sich mit Beschreibung der Gegenstände oder Erzählung der Thatsachen beschäftigen (Erfahrungswissenschaften), z. B. Geschichte, Geographie, Naturgeschichte; im Gegensatze der philosophischen oder Vernunft-Erkenntniß und der philosophischen Wissenschaften im Allgemeinen. Aber nicht bloß in Hinsicht der Quelle der Erkenntniß, und der dadurch bestimmten Gegenstände derselben, sondern auch 2. in Hinsicht der Auffassung und Wiederholung der Erkenntnisse setzt man das Historische dem Philosophischen entgegen, und versteht dann unter letzterem, was mit Selbstthätigkeit des Verstandes aufgefaßt und wiederholt wird (rationales, philosophisches Wissen), unter ersterem aber, was nach fremder Einsicht, ohne Selbstthätigkeit des Denkens, gedächtnißmäßig aufgenommen wird (historisches Wissen). Wie nun der Ausdruck Historie und Geschichte insbesondere auf die Darstellung wichtiger Veränderungen des Menschenlebens beschränkt wird, so nennt man ferner auch 3. historisch und einen historischen Gegenstand alles das, was in diesen bestimmten Kreis von Veränderungen, und mithin zum Stoffe der Geschichte, als Darstellung gedacht, gehört, oder sich auf

diese Darstellung bezieht; daher historische Wissenschaften in einem eigenen Sinne diejenigen, welche sich nicht mit der Beschreibung des Vorhandenen (wie die Naturgeschichte, Botanik) und periodisch wiederkehrender Naturerscheinungen, sondern mit Erzählung der Veränderungen des Menschenlebens beschäftigen, die eigentliche Geschichte, Historie, und ihre Hülfswissenschaften. Nun aber können Begebenheiten und Veränderungen des Menschenlebens auch bloß als geschehen dargestellt und berichtet werden; mithin ist in dem Kreise dieser Darstellung genau zu unterscheiden 4. das streng Historische, was durch glaubwürdige Zeugnisse als wirklich geschehen erwiesen werden kann, mithin Thatsache im strengen Sinne des Worts ist, von dem, was nicht reine Thatsache ist, sondern entweder nur auf einer Thatsache beruht und durch die Denk- und Anschauungsweise eines Volks fast unwillkührlich verändert und ausgebildet worden ist (Sage, Mythe), oder willkührlich, — um zu täuschen, erdichtet, oder zu einem rein poetischen Zwecke erdacht (gedichtet) worden ist (Dichtung im eigentlichen Sinne, Phantasie); letzteres möge nun geschehen seyn können, oder nicht (wie das phantastische Mährchen). Es wird daher das Historische nicht nur a) dem Mythischen und der Volkssage entgegengesetzt, obwohl in der Geschichte des Ursprungs der Menschen und Völker beides fast unzertrennbar verschmilzt, und die mythische Zeit überall gleichsam als Morgendämmerung der historischen vorangeht, sondern auch b) dem rein Poetischen. Eine vollkommene Entgegensetzung findet aber auch hier nicht Statt; denn das Wesen der Poesie beruht ja nicht auf Erdichtung, vielmehr bedient sie sich häufig historischen Stoffs, oder stellt die erdichtete Begebenheit als wirklich geschehen dar; so wie umgekehrt vieles Einzelne in der Geschichte poetisch ist, indem der Stoff zur anschaulichen und harmonischen Darstellung gebildet worden zu seyn scheint, ja das Leben der Menschheit selbst, nach seinem vollendeten Umfang, einen poetischen Geist in sich tragen muß. Daß aber bei der Bearbeitung der Geschichte, als einer treuen Darstellung menschlicher Vergangenheit in ihren bedeutendsten Zügen, die Einbildungskraft das geschichtliche Bild nur aus dem gegebenen, und nach seiner Glaubwürdigkeit genau geprüften Stoffe, unter chronologischen und geographischen Beziehungen zusammensetzen (componiren) kann, indem der Geist des Historikers in den vorhandenen Materialien die vormals lebendigen Glieder einer vergangenen Wirklichkeit entdeckt, und aus ihnen durch Betrachtung den zum Grunde gelegenen Geist derselben entwickelt, welcher ihn fähig macht, die Wirklichkeit gleichsam lebendig nachzubilden; daß dagegen in der Poesie die freie Phantasie, welche einzig zum Zwecke des Schönen erfindet, oder dem historischen Stoff, ungebunden durch eine Prüfung der Gegenstände nach ihrer Wirklichkeit (d. h. ob, wann und wie sie sich wirklich zugetragen haben), nach einer selbstgeschaffenen, dem Gegenstande verwandten Idee anordnet und anschaulich darstellt; das ist es, was Historie, historische Kritik, historische Kunst, und (worin diese sichtbar ist) eine historische Composition, von Poesie, poetischer Kunst und Darstellung genauer unterscheidet. Von dieser Unterscheidung hängt auch die Unterscheidung des poetischen und historischen Styls ab. Denn die besondere Art und Weise, ein Ganzes von Gedanken durch die

Sprache zu bezeichnen, wird durch die Natur der Gegenstände und den Zweck der Darstellung bestimmt. Bildlicher, idealisirender, affectvoller, kühner und ausgewählter ist immer der poetische, ruhiger, beständiger, gemäßigter und belehrender der historische Styl. Dieser wird durch den gegebenen Stoff nothwendig bestimmt; jener mit dem Stoffe oder dessen Behandlungsart erfunden. Hiedurch wird auch das Epische (als eine besondere Art des Poetischen), welches in andrer und selbst historischer Hinsicht unter allen poetischen Gattungen am nächsten an das Historische gränzt, vorzüglich da beide erzählende Darstellungen sind, von diesem hinlänglich unterschieden werden können. (S. Wendt de confinio poeseos epicae atque historicae. Leipzig 1811, 4.). Weil jedoch die Poesie auch historische Stoffe bearbeiten kann, so pflegt man in dem Gebiete der Poetik das Historische (z. B. historisches Schauspiel) auch dem rein Poetischen (obwohl nicht immer dem Geiste nach), der Originaldichtung, und in so fern die Allegorie größtentheils, und in ihrer wahren Bedeutung, nur auf Erfindung beruht, dem Allegorischen (s. d. Art.) entgegenzustellen. Letztere Unterscheidungen und Bestimmungen gelten auch von den Werken der bildenden Kunst, namentlich Sculptur und Mahlerei. In letzterer Kunst aber wird der Name des Historischen auch noch 5. in einer weitern Bedeutung gebraucht. Denn hier wird ein historisches Gemählde und Historienmahlerei der Thier- und Landschaftsmahlerei oft entgegengesetzt, und darunter die mahlerische Darstellung menschlicher Figuren in bestimmten Zuständen oder Handlungen verstanden, so daß auch mythische, allegorische, eigentlich historische oder Phantasiedarstellungen, ja selbst Conversationsstücke und Portraits, letztere jedoch mit Unrecht (denn in allen diesen, außer dem bloßen Portrait, werden Handlungen und Zustände als wirklich dargestellt), dazu gerechnet werden, und der Ausdruck historischer Mahler, oder besser Historienmahler mit einem Figurenmahler gewöhnlich gleichbedeutend gebraucht wird. Es ist aber das historische Gemählde in diesem Sinn, besonders wenn es Handlungen darstellt, unter allen übrigen Gattungen der Gemählde vom wichtigsten Inhalt und größten Umfange. Denn das Menschliche wird hier bald zu dem Göttlichen erhoben, bald das Göttliche in menschlicher Gestalt dargestellt, und kein anderes Gemählde trägt in sich diese Mannichfaltigkeit, weil die menschliche Figur die sprechendste und bildsamste ist. Wo aber die Mahlerei a) durch Verbindung mehrerer Figuren eine zusammengesetzte Handlung darstellt, und dadurch die Benennung der historischen vorzüglich verdient, weil wir hier eigentlich etwas geschehen sehen, und Veränderungen im Menschenkreise auf eine täuschende Weise zu erblicken glauben, da ist es eigentlich doch nur der festgehaltene Moment einer Handlung, welcher durch dieselbe dargestellt werden kann. Es soll aber ein solcher seyn, welcher gleichsam den Mittelpunkt der Handlung enthält, und welcher das Vorher und Nachher dem sinnigen Zuschauer geschickt und leicht andeutet, mithin der sprechendste ist, und übrigens eine freie Mannichfaltigkeit mahlerischer Formen gewährt. Und darin besteht das Wesen des eigentlichen historischen Gemähldes. Endlich wird das Historische b) als rein historisch auch von den genannten Arten mahlerischer Gegenstände und ihrer Darstellungen, besonders dem Allegorischen, dem Idyllischen, dem komischen, oder ernsten Charakter- und Conversationsstücke, ja selbst

c) die historische Landschaft, welche die Copie einer wirklichen ist, von der idealen (besser erfundenen) Landschaft unterschieden. T.

Historische Composition,
Historische Kritik,
Historische Kunst,
Historischer Styl,
Historisches Gemählde,
} s. Historisch, Historie und Historiker.

Histrionen. Als in Rom (391 nach Erbauung der Stadt) eine heftige Pest wüthete, und schon viele Mittel fruchtlos zur Versöhnung der Götter angewendet worden waren, fiel man darauf, zu diesem Zweck auch Schauspiele, d. i. Bühnenspiele, welche in dem ganzen Alterthume eine religiöse und feierliche Beziehung hatten, anzustellen. In Rom waren diese damals noch nicht üblich; die kriegerischen Römer hatten sich bisher nur an Spielen im Circus, d. i. Wettrennen und Wettkämpfen ergötzt. Man schickte also zu den Etruriern, von welchen die Römer überhaupt viele religiöse Gebräuche und Ceremonien annahmen, und ließ von dort her Tänzer holen, welche auf einer dazu eingerichteten Bühne, unter der Begleitung der Tibia ihre, wahrscheinlich mimischen, Tänze aufführten. Die römische Jugend fand an diesem neuen Schauspiel Gefallen, ahmte diese Tänze nach, und declamirte dazu scherzhafte Verse. Die Sache wurde durch einheimische Künstler ausgebildet, und ihnen der Name Histrionen (von einem etrurischen Worte, welches einen Tänzer oder Spieler bedeutet) beigelegt. Diese trugen nun allerhand komische Gedichte (Saturae, Satiren) declamirend und gesticulirend mit Musikbegleitung vor. Bald aber wurde die Declamation wiederum von der Mimik getrennt. Durch Livius Andronicus, der aus diesen Satiren (im alten Sinne) die ersten förmlichen Komödien bildete (240 vor Christus), und wie damals gewöhnlich war, selbst aufführte, kam nämlich auf zufällige Veranlassung der Gebrauch auf, daß eine andere Person nebst dem Histrio den Text des Gedichts declamirte, welchen dieser durch Mimik darzustellen suchte. Nur im Dialog mußte der Histrio mitsprechen. Und seit dieser Zeit wird der Ausdruck Histrio ziemlich gleichbedeutend mit Pantomime, d. h. einem solchen Künstler, der bloß durch Geberdensprache darstellt, gebraucht, nur daß diese Mimik oft nur begleitend, und mehr mit Tanz vermischt war. So berichtet Livius (VII. 2) die eigentlichen (declamirenden) Schauspieler blieben von den Histrionen getrennt. Ihre Kunst kam bald so in Aufnahme, das die größten Männer, vorzüglich Redner, bei ihnen Unterricht nahmen. Daher wurden aber auch in der Folge die Ausschweifungen der Römer theils durch die unsittlichen Darstellungen, theils auch durch Unruhen und bedeutende Factionen, welche ihre öffentliche Aufnahme veranlaßte, so befordert, daß ihnen nicht nur unter den Kaisern mehrmals das Auftreten auf der Bühne untersagt werden mußte, und nur Privatdarstellungen erlaubt wurden, sondern dieselben auch einigemal (z. B. unter Nero) aus der Stadt vertrieben und durch Gesetze auf mannichfaltige Weise beschränkt wurden. T.

Hobbes (Thomas), einer der scharfsinnigsten, aber auch wegen seiner paradoxen und dem religiösen und politischen Glauben seiner Zeit durchaus widersprechenden Ansichten sehr verrufener Philosoph, war der Sohn eines Predigers, geboren zu Malmesbury in England 1588. Er besuchte die Schule daselbst bis in sein 14tes

Jahr, wo er, ausgerüstet mit ausgezeichneten philologischen Kenntnissen, die Universität Oxford bezog. Hier studirte er von 1603 an mit vielem Eifer die damals herrschende Aristotelische Philosophie und Physik. Dann wurde er 1610 Hofmeister eines jungen Baron Hardwick, mit welchem er eine Reise durch Frankreich und Italien machte. Nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland kehrte er mit neuem Eifer zu den Alten zurück; denn es gehörte zu seinen Eigenheiten, nur wenig von den Schriften seiner Zeitgenossen zu lesen, und überhaupt mehr zu denken als zu lesen. Auch wurde er durch diese Lectüre der Scholastik immer abgeneigter. Damals übersetzte er auch, nicht ohne Bezug auf seine Landsleute, welche vielen Hang zur Demokratie zeigten, und um diese durch ein Bild der Unordnungen und Factionen, welches die griechischen Freistaaten gewähren, abzuschrecken, das geschichtliche Werk des Thucydides in seine Landessprache (herausgegeben 1628). Im J. 1629 ging er zum zweitenmal als Hofmeister nach Frankreich, und benutzte seinen Aufenthalt daselbst zur Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, durch welche seine strenge consequente Denkweise noch mehr ausgebildet wurde. Auch stand er schon in Verbindung mit einigen berühmten Denkern der damaligen Zeit, namentlich Baco, dessen kräftiger Empirismus nicht ohne Einfluß auf ihn und alle englische Philosophen blieb, obgleich Hobbes denselben mit noch strengerer Consequenz verfolgte; ferner mit Descartes, Gassendi, Galilei u. Andern. Von 1631 an wurde er Hofmeister eines jungen Grafen von Devonshire, mit welchem er 1634 seine dritte Reise nach Frankreich machte, von wo er mit ihm nach Italien ging. Von diesen Reisen brachte er eine Menge von physischen Kenntnissen, welche er sich in Paris sowohl durch eigenes Studium, als durch Unterhaltungen mit berühmten Naturforschern (z. B. einem P. Mersenne) erworben hatte, so wie überhaupt eine reiche Erfahrung und Menschenkenntniß zurück. Letztere war auch der Faden, an den er seine eigenen Untersuchungen, welche er durch Zeitumstände im Gebiete der Politik und des Staatsrechts anzustellen sich veranlaßt fand, knüpfte. Er wurde nämlich 1637 nach England zurückgerufen. Hier fand er alles in politischer Gährung und versuchte, da er selbst durch seine Reisen von den Gräueln der Anarchie überzeugt worden war, seine Landsleute von einer Revolution gegen Carl I., so viel dem Privatmann möglich war, abzuziehen, fand es aber bald für seine Studien und seine eigene Sicherheit angemessener, (1640) sich abermals nach Paris zu begeben. Hier schrieb er sein berühmtes Buch de cive, welches zuerst (noch unvollständig) 1642, dann in verbesserter Gestalt mehreremale herauskam und die erste abgesonderte Bearbeitung des Staatsrechts enthält, daher auch Einige Hobbes den Vater des Staatsrechts genannt haben. Er begründet hier den Staat ganz empirisch, nämlich auf gegenseitige Furcht der Menschen, und die Nothwendigkeit, dem Elende des Naturstandes, welchen er als Krieg Aller gegen Alle schildert, zu entgehen. Sein Staat ist daher Sicherheitsanstalt, auf Verträge gegründet; die beste und sicherste Form desselben die Monarchie, deren Wesen er in eine unbegränzte Regentengewalt setzt, wobei überdies eines Theils die demokratischen Gesinnungen der Parlamentsfreunde in England, gegen welche er Partei nahm, und der hieraus entspringende bürgerliche Krieg, andern Theils seine Anhänglichkeit an das königliche Haus und an sein Vaterland, den Ausgewanderten zu äußerster Härte verleiteten. Mit diesen Grundsätzen stand es in eng-

ster Verbindung, daß er auch der Geistlichkeit und der Kirche die Gewalt entzog, welche sie in den Zeiten der Finsterniß sich zugeeignet hatte, und sie der weltlichen Gewalt zurückgab; um so mehr, da er von seinem politischen und empirischen Standpunkt aus selbst die Religion für ein Product der Furcht, und ein wirksames Mittel bürgerlicher Ordnung in der Hand des Regenten, in ihrer äußern Gestalt lediglich von der Regierung abhängig, die Gottheit aber nur für die, uns verborgene, erste Ursache aller Bewegung hielt, welche man nur glauben müsse. Dieselben Grundsätze trägt er auch in seinem größern politischen Werke, welches er kurz nachher in Paris schrieb (wo er zugleich den aus England geflüchteten Prinzen von Wallis in der Mathematik unterrichtete), nämlich in seinem in englischer Sprache geschriebenen, aber bald von ihm selbst in lateinischer mit einem Anhang herausgegebenen Leviathan, vor. Er ließ dieses Werk noch in seiner Abwesenheit 1651 in England drucken. Vorzüglich der letzte Abschnitt dieses Buchs, welchen er das Reich der Finsterniß überschrieb, und in welchem er von den geheimen Triebfedern und Künsten des Papstthums und von der Verfälschung der Religion durch die Geistlichen handelte, reizte die Geistlichkeit so gegen ihn auf, daß ihm, als Urheber gottloser, ketzerischer Grundsätze, und Vertheidiger Cromwellischer Maximen und Handlungen, der Hof Carls II., welcher sich damals noch in Begleitung mehrerer englischen Geistlichen in Frankreich aufhielt, verboten wurde. Dieses, und weil er sich überhaupt vor den Päpstlichen in Frankreich nicht sicher glaubte, bewog ihn mitten im Winter 1652 nach England zurückzugehen, wo er sich ganz eingezogen einige Zeit bei dem Grafen von Devenshire aufhielt, so wie er überhaupt unter den englischen Großen viele Freunde hatte, ja selbst bei Carl II, welcher seit 1660 den Thron in England wieder einnahm, beständig in Gnaden stand. Letzterer ertheilte ihm auch ein jährliche Pension. Von dieser Zeit an gab er mehrere Schriften heraus, unter diesen auch eine Übersetzung der Iliade und der Odyssee des Homer, begleitet von einer Abhandlung über die Natur des heroischen Gedichts. Auch beschrieb er sein eigenes Leben in elegischen (eben nicht vorzüglichen) Versen unter dem Titel: Historia ecclesiastica carmine elegiaco concinnata, welche erst nach seinem Tode erschienen (1688). Späterhin hat (wahrscheinlich Warburton) seine Werke in englischer Sprache vollständig herausgegeben unter dem Titel: The moral and political Works of Th. Hobbes etc. London 1750, Fol. (übersetzt Halle 1793 u. ff.) Seine Schriften, namentlich de cive und der Leviathan, fanden schon bei seinem Leben eine große Menge Gegner, deren die bedeutendsten Sharrok und Cumberland sind. Unter den neuern sind vorzüglich Mendelssohn (in seinem Jerusalem) und Feuerbach (in seinem Antihobbes, Erlangen 1798) als seine Gegner aufgetreten; Andere, wie früher Gundling, welcher auch den Vorwurf des Atheismus von ihm abzulehnen suchte, später Maimon (in Niethammers phil. Journal, I. Bd. 2. Heft) u. A. haben ihn vertheidigt. Natürlich konnte auch sein Charakter der Mißdeutung nicht entgehen. Doch schildern ihn seine Biographen als einen freien, lebhaften, vaterlandsliebenden, zugleich aber auch rechtschaffenen, mäßigen, ehrlichen, mittheilenden und gefälligen Mann, und selbst seine Feinde mußten wenigstens seinem selbstdenkenden, eigenthümlichen Geiste und seinem unermüdeten Fleiße Gerechtigkeit wiederfahren lassen, mit welchem er überall, obwohl auf eigenem

Wege, die Wahrheit suchte. Er starb unverheirathet im J. 1679 in seinem 92. Jahre. Sein Leben (von J. Aubery) ist 1681 Carlopoli und mehrmals erschienen; eine andere Biographie findet sich in der englischen Ausgabe seiner Werke. T.

Hoboe, s. Oboe.

Hochamt ist die feierliche Messe, welche in catholischen Kirchen vor dem hohen Altar an Sonn- und Festtagen, auch bei besondern Solennitäten, z. B. bei der Feier eines Siegesfestes, gehalten zu werden pflegt. Es wird zuweilen auch hohe Messe oder Hochmesse genannt, s. Messe.

Hochberg (Graf Carl Leopold Friedrich von), großherzogl. badenscher Generallieutenant, geb. zu Carlsruhe d. 29. Aug. 1790, aus der zweiten Ehe des Großvaters des jetzt regierenden Großherzogs, des Markgrafen Carl Friedrich, mit Luise Freiin Geyer von Geyersberg, die den 26. Mai 1796 zur Reichsgräfin von Hochberg erhoben wurde. Dieser Prinz, welcher, wenn der jetzt regierende Großherzog keine männlichen Erben hinterlassen sollte, dessen Nachfolger seyn würde, commandirte die badenschen Truppen unter dem Marschall Duc de Belluno in Rußland. Er zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten, vorzüglich d. 25. November an der Berezina aus. In der Schlacht bei Leipzig ward er gefangen. Darauf erhielt er im J. 1814 den Oberbefehl über das badensche Truppencorps, welches zu dem Heere der Verbündeten stieß. Er commandirte die Heerabtheilung im Niederelsaß, wo den 12. April 1814 die Festung Pfalzburg den Alliirten die Thore öffnete. Den 16. April that dies auch das seit fünf Monaten gesperrte Straßburg, in Folge eines am 15. zu Brumath zwischen ihm, als dem Commandanten des Blokadecorps, und dem Gouverneur von Straßburg, Grafen von Broussier, durch den badenschen General v. Franken und den französischen General Humbert abgeschlossenen Waffenstillstandes. Seiner Tapferkeit wegen gab ihm der Kaiser von Österreich im Nov. 1814 den St. Stephansorden. Im J. 1816 begab sich der Graf von Hochberg in Beziehung auf die Angelegenheiten des südlichen Deutschlands nach Berlin und Petersburg. Im J. 1817 commandirte er die alliirten Truppen im Oberelsaß und hatte sein Hauptquartier zu Colmar. — Sein Bruder, Graf Wilhelm Ludw. Aug. Graf von Hochberg (geb. d. 8. April 1792) ist ebenfalls großherzogl. badenscher Generallieutenant und Chef eines Regiments. Sein jüngster Bruder, Maximilian Graf von Hochberg, ist großherz. badenscher Oberstlieutenant der Cavallerie.

Hoche (Lazare), einer der vorzüglichsten Heerführer, welche der französische Freiheitskrieg hervorgebracht hat. Er war den 24. Febr. 1768 zu Montreuil bei Versailles geboren, der Sohn eines Aufsehers der Jagdhunde des Königs und kam mit 14 Jahren als Stalljunge in den königl. Marstall. Seine Neigung zum Militärstande trieb ihn, mit 16 Jahren im Regiment der französischen Garden Dienste zu nehmen. Des Tages verrichtete er Lohnwachten und alle Arten von Arbeiten und schaffte sich von dem Ertrage dieser Anstrengungen Bücher an, die er des Nachts las. Bei dem Ausbruche der Revolution trat er sogleich zur Volkspartei über, nahm bei dem vierten Regimente der pariser Stadtgarde Dienste, zeichnete sich bald durch seinen Eifer und seine Geschicklichkeit aus und wurde Adjutantunterofficier. Im Jahre 1792 wurde er Lieutenant und studirte nun die Kriegswissenschaften mit großem Eifer. In der Belagerung von

Thionville gab er Proben von der Unerschrockenheit und großer militärischer Kenntnisse und wurde Adjutant des Generals Leveneur. Nach der Schlacht bei Neerwinden und Dumouriez Abfall ging er mit diesem nach Paris, trat dort mit seinem Operationsplan vor dem Wohlfahrtsausschusse auf, gewann den Beifall desselben und wurde als Generaladjutant zur Vertheidigung von Dünkirchen abgeschickt. Hoche begeisterte alles durch seine Reden und sein Beispiel, schlug alle Angriffe der Engländer ab, und schwang sich durch diese Vertheidigung schnell zum Brigade- und Divisionsgeneral empor. Er war noch nicht 24 Jahre alt, als er das Commando der Moselarmee erhielt. Diesem noch ungeübten Heere, flößte er sogleich seinen militärischen Geist und seine rasche und entschlossene Art zu handeln ein. Er wollte die Feinde aus dem Elsaß vertreiben; allein er hatte die erfahrensten Truppen von ganz Europa unter dem Herzog von Braunschweig gegen sich. Vergebens hatte er drei Tage lang die Linien von Kaiserslautern gestürmt; er mußte sich zurückziehen. Da beschloß er, die am Unterrheine stehenden Österreicher zu umgehen, ging bei dem schlechtesten Wetter und durch die schlechtesten Wege über die Vogesen, schlug am 26. Dec. Wurmser bei Weißenburg, befreite Landau, eroberte Germersheim, Speier, Worms u. s. w. und vertrieb die Österreicher aus dem Elsaß. Durch seine Freimüthigkeit dem Deputirten St. Just mißfallend, wurde er von diesem entsetzt, verhaftet und nach Paris geführt. Ohne die Revolution vom 9. Thermidor hätte er sicher das Schaffot bestiegen. Der Convent ernannte ihn nach derselben zum Anführer der Küstenarmee von Brest. Nach so vielen Generalen, durch deren Maßregeln der Bürgerkrieg in der Vendée nur verlängert worden war, glaubte er durch Milde mehr als durch Gewalt siegen zu müssen. Nachdem ihm der Oberbefehl über die drei gegen die Royalisten stehenden Armeen anvertraut worden war, nährte er die Hoffnung des Sieges, allein die Unterhandlungen der Conventsdeputirten führten einen unsichern Frieden herbei. Als die Feindseligkeiten wieder ausbrachen, und die Emigrirten in Quiberon landeten (Juni 1795), behielt er allein mitten in der Verwirrung jene Kaltblütigkeit, welche die Gefahren beherrscht. Er beschloß die Erstürmung des Forts Penthievre gegen die Überzeugung seines Kriegsrathes. Das Fort wurde mit dem Degen in der Faust genommen, die Royalisten wurden in das Meer getrieben und zum Unterhandeln gezwungen. Er foderte von ihnen die Auslieferung ihrer Häuptlinge, allein der Convent befahl die allgemeine Niedermetzelung. Darüber erzürnt, legte Hoche das Commando von Morbihan in die Hände des Generals Lemoine nieder, und ging mit seinen übrigen Truppen nach St. Malo. Als das Directorium die Zügel der Regierung bekam, wurde Hoche beauftragt, Charette und die Vendée zu unterwerfen. Man vertraute ihm eine Gewalt an, die vor ihm noch kein General gehabt hatte. Hoche bemächtigte sich aller militärischen Punkte der Vendée, brachte die Landleute durch die strenge Disciplin seiner Armee zur Ruhe, schmeichelte den Priestern, schwächte und entzweite die Royalisten und schlug sie überall mit leichten Colonnen, die er gegen sie gebrauchte; allein er hatte auch gegen Neid und gegen seine eigne Partei zu kämpfen. Charette und Stofflet fielen in seine Hände, in der Vendée wurde die Ruhe hergestellt und Hoche wendete sich nach Anjou und der Bretagne. Gleich glücklich und gewandt, stellte er auch hier in kurzer Zeit die lang vermißte Ruhe her und am 16. Juli 1796 erklärte das Directorium, daß Hoche und seine Ar-

mee sich um das Vaterland hoch verdient gemacht hätten. Hoche faßte jetzt den großen Plan, nach dem Innern Englands den Bürgerkrieg, den dies in Frankreich so lange genährt hatte, hinüber zu spielen, und ihm Irland zu entreißen. Nachdem er alle diesem Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse besiegt hatte, ging er am 15. Dec. in Brest nach Irland unter Segel, allein ein fürchterlicher Sturm zerstreute die Flotte, und er befand sich allein an der feindlichen Küste. So scheiterte das kühne Unternehmen. Nach seiner Zurückkehr erhielt Hoche das Commando der Maas- und Sambrearmee. Er eröffnete 1797 den Feldzug durch einen kühnen Übergang über den Rhein im Angesichte der Feinde. In vier Tagen hatte er mit seiner Armee 35 Meilen gemacht, in drei Schlachten und fünf Treffen gesiegt und bereits Wetzlar genommen; da hielt die Nachricht von dem in Italien geschlossenen Waffenstillstande seinen Siegeslauf auf. Nachdem er noch im Kampfe der innern Parteien dem Directorium seinen Arm zu leihen sich bereit gezeigt hatte, starb er plötzlich d. 15. Sept. 1797 in Wetzlar, wahrscheinlich an Gift. Hoche war ein geborner Soldat und einer von denen, die sich aus dem Volke durch angeborne Größe emporgearbeitet; stolz und ehrgeizig wie Cäsar, war er oft auch so groß und hochherzig wie dieser.

Hochheim, ein ansehnlicher Flecken mit 1800 Einwohnern, viertehalb Meilen von Frankfurt. Hier wächst der berühmte Rheinwein, der unter dem Namen des Hochheimer bekannt ist, und sich durch Feuer und Zartheit vor allen andern Rheinweinsorten auszeichnet. Die beste Art darunter heißt Hochheimer Blume. Vormals gehörte Hochheim dem Domcapitel zu Mainz, jetzt zu Nassau-Usingen.

Hochkirch oder Hohkirch, ein Dorf in der Oberlausitz, unweit Bautzen, auf der Straße von da nach Löbau und Zittau gelegen, berühmt durch zwei dort vorgefallene Schlachten. Als im siebenjährigen Kriege König Friedrich II. nach der Schlacht von Zorndorf nach Sachsen geeilt war, um die große österreichische Armee unter Daun daraus zu vertreiben, und Schlesien, von welchem er durch die Stellung der Österreicher abgeschnitten war, zu befreien, wendete er sich, in der Absicht, den Feind von seinem Hauptmagazin, Zittau, abzuschneiden, in die Lausitz, und nahm eine, freilich gewagte, Stellung bei Hochkirch. Die Österreicher standen ihm in einem vortheilhaften Lager gegenüber. „Wenn uns die Österreicher hier ruhig lassen," sagte der Feldmarschall Keith zu dem sichern König, „so verdienen sie gehangen zu werden!" Friedrich lächelte darüber, hatte sich aber diesmal in seinem Gegner geirrt. Am 14. Oct. 1758 früh 5 Uhr wurde die preußische Armee durch die, nach einem gut entworfnen Plane, von allen Seiten in geschlossenen Colonnen einbrechenden Österreicher aus dem Schlafe geweckt. Die brennend gebliebenen Wachtfeuer im österreichischen Lager und arbeitende Holzhauer maskirten das Ausrücken der Truppen. Der König war so sicher, daß er auf die erste Meldung von der Annäherung der Feinde keine Rücksicht nahm. Erst nachdem die Vorposten überwältigt, und schon verschiedene Batterien genommen und auf sein eignes Lager gerichtet worden waren, überzeugte er sich von der Wahrheit, daß er überfallen sey. Schnell suchte er nun die Truppen zu ordnen, die noch halb entkleidet zu den Waffen griffen; doch nirgends war ein Zusammenhang, nur einzelne Regimenter fochten gegen die dichten Österreicher: Hochkirch stand bald in Flammen; hier war der Kampf am hartnäckig-

sten; die Preußen fochten wie Verzweifelte, aber da sie wegen eines undurchdringlichen und ungewöhnlich anhaltenden Nebels sich durchaus nicht ordnen konnten, so war es bei allen Anstrengungen der größten Tapferkeit nicht möglich, Widerstand zu leisten. Da gab Friedrich Befehl zum Rückzug unter Salderns Schutz, und benutzte den ersten Augenblick, wo der Nebel fiel, um sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Noch wäre es Friedrichs Feldherrntalent vielleicht möglich gewesen, der Schlacht eine andere Wendung zu geben, wenn nicht, unter Begünstigung des Nebels, sein linker Flügel vom Herzog von Ahremberg umgangen gewesen wäre; eben war der König mit der neuen Disposition beschäftigt, als Ahremberg den linken Flügel angriff, diesen schlug, und so die Preußen nach einem fünfstündigen tapfern Gefechte zum förmlichen Rückzug nöthigte, der jedoch in möglichster Ordnung geschah. Friedrich hatte an diesem unglücklichen Morgen großen Verlust erlitten; seine ganze Artillerie (über 100 Canonen) und Bagage war verloren gegangen; 9000 Preußen waren geblieben oder untauglich gemacht; dem Prinzen von Braunschweig hatte eine Canonenkugel den Kopf weggenommen; Keith, der den König gewarnt hatte, fiel, von einer Kugel in die Brust getroffen, an der Spitze eines Regiments, das er zum Angriff in das brennende Hochkirch führte. Beinahe alle Generale waren verwundet, selbst der König, der fast gefangen worden wäre; noch auf dem Rückzuge zerschmetterte ein Schuß einen Fuß seines Pferdes. Dauns Triumph war groß, aber er benutzte die Vortheile nicht, welche ihm dieser Sieg hätte verschaffen können, und ließ es geschehen, daß der König Verstärkungen an sich zog. — Von einem gleich wichtigen Ereignisse, nur verschieden von jenem in seinem Gang und Resultate, war Hochkirch Zeuge im Mai 1813. Nachdem die verbündete russisch-preußische Armee nach der Schlacht von Lützen (am 2. Mai 1813) über die Elbe zurückgegangen war, wählten ihre Feldherren die von jenem Unfalle Friedrichs berühmte Stellung von Bautzen und Hochkirch, um dort den Franzosen eine zweite Hauptschlacht zu liefern. Die durch die Natur schon feste Position wurde von ihnen durch Verschanzungen und Redouten (deren Anzahl der französische Bericht auf 300 angibt) fast unangreifbar gemacht. Doch war es den Franzosen gelungen, in der Schlacht von Wurschen am 21. Mai 1813 ihren rechten Flügel zu umgehen, und so vermochte der linke Flügel, der an Hochkirch sich anlehnte, nicht, den vereinten Angriffen der beiden Corps der Marschälle Marmont und Macdonald zu widerstehen; er mußte dem Rückzuge, der nun für die ganze Armee angeordnet wurde, folgen. (S. den Artikel Bautzen und Wurschen.) I.

Hochmeister, ein Titel der Oberhäupter des ehemaligen deutschen und Maltheserordens. Erster hieß auch Hoch- und Deutschmeister. (S. Deutsche Ritter und Johanniterritter.)

Hochstädt. Diese kleine Stadt, gelegen im Königreich Bayern (drei Stunden von Donauwörth im Herzogthum Neuburg) ward in der Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges durch das Treffen am 20. Sept. 1703 und die große Schlacht am 13. August 1704, welche bei ihm vorfielen, merkwürdig. Von jenem Treffen führen wir nur an, daß darin der kaiserliche General Styrum von dem mit den Franzosen vereinten Churfürsten von Bayern geschlagen, und damit die frühere Hoffnung auf eine Versöhnung der Parteien vernichtet wurde. Wegen jener Schlacht verweisen wir auf Blenheim. I.

Hochverrath sollte man insbesondere nur dasjenige öffentliche oder Staatsverbrechen nennen, vermöge dessen ein Bürger die ihm vom Staate zum Besten desselben anvertrauten Mittel (Gewalt, Geheimnisse oder Güter) zur Zerstörung oder Vernichtung desselben anwendet, oder einem fremden und feindlichen Staat in die Hände liefert. Denn dieses ist der größte und wichtigste Verrath im Staate, und setzt voraus, daß der, welcher ihn begeht, auf irgend eine Art an der Staatsverwaltung Theil nehme. Hiedurch würde sich auch der Hochverräther vom Landesverräther, welcher absichtlich die Unternehmungen einer fremden, feindlichen Macht durch Unterstützung jeder Art (z. B. Spionerie) befördert, unterscheiden. Oft jedoch treffen diese Begriffe in dem Begriffe des Staatsverrathes und Staatsverräthers zusammen, so daß man unter Hochverrath überhaupt ein Verbrechen gegen den Staat im engern Sinne versteht, d. i. jedes Verbrechen eines Unterthanen, welches unmittelbar gegen den Staat, gegen die selbstständige Existenz und Verfassung desselben gerichtet ist, mithin die Fortdauer des Staats, überhaupt und in seiner bestehenden Form, aufzuheben strebt. Immer aber setzt es einen Unterthan voraus, der der Regierung zur Treue verpflichtet ist. In diesem Sinne gehört auch der Versuch zur Revolution, d. h. der Versuch einzelner Bürger, die gesetzliche Regierung oder Verfassung umzuändern oder umzustürzen, unter den Begriff des Hochverraths. Dieser aber unterscheidet sich dadurch zugleich noch von jedem andern Staatsverbrechen, nämlich von der gewaltsamen Widersetzung gegen die Ausübung der Staatsgewalt schlechthin (Aufruhr u. s. w.), von dem Verbrechen gegen einzelne Zweige der Verwaltung und einzelne Handlungen der Regierung (z. B. Polizeiverbrechen), so wie von dem Verbrechen gegen die Person des Regenten (im eigentlichen Sinne Majestätsverbrechen), welches letztere jedoch mit Hochverrath in so fern wieder zusammenläuft, als die Regierung und Verfassung an seine Person geknüpft ist. Dieses Verbrechen wird übrigens im ersten und besondern Sinn eben sowohl durch Mißbrauch und Überlieferung der dem Bürger verliehenen, oder nur bekannten Güter und Erhaltungsmittel des Staats (z. B. Magazine, Vertheidigungsmittel und Anstalten) und alle andere thätige Unterstützung des Feindes oder Unterhandlung mit demselben, als auch durch Nichtgebrauch derselben begangen, und nach Beschaffenheit mit Entehrung, lebenslänglichem Gefängnisse oder dem Tode bestraft. T.

Hodiz (Albert Joseph Graf von), ein durch seinen seltsamen, überall nach phantastischem Schimmer jagenden Kunsttrieb berühmter mährischer Güterbesitzer. Er war 1706 geboren. Mit mannichfaltigen und ausgebreiteten Kenntnissen durch frühen Unterricht ausgestattet, mit einer empfänglichen und lebendigen Phantasie von der Natur begabt, ging er nach Italien, wo die herrliche Kunstwelt, von einer reizenden Natur umgeben, einen unvertilgbaren Eindruck auf ihn machte. Nachher fand er auch als Kämmerer an dem Hofe Carls VI. mannichfaltige Nahrung für seine glühende Einbildungskraft. Vielleicht war es auch diese, welche den jungen, wohlgebildeten und liebenswürdigen Mann zum Anbeter der zwar 22 Jahre ältern, aber geistreichen, und auch in spätern Jahren noch anmuthigen Sophia, Witwe des Markgrafen Georg Wilhelm von Bayreuth, machte. Sie gab ihm 1734 ihre Hand, nachdem sie vorher zur catholischen Religion übergegangen war, und lebte mit ihm auf seinem Landgute

Roßwalde, welches er zu einem zauberischen Sitze aller Lust, und alles durch Kunst, Phantasie und geselligen Umgang erdenklichen Vergnügens umzuschaffen den Plan gemacht hatte. Um diesen Plan auszuführen, suchte er mit dem größten Eifer die Kunsttalente seiner zahlreichen Leibeigenen zu entwickeln, so daß es keine Art von Künstlern gab, die man nicht unter seiner Dienerschaft gefunden hätte. Der weitläuftige Park mit seinen Gebäuden und Verzierungen, seine Theater, Werke der bildenden Kunst, welche er nach seinen originellen Angaben ausführen ließ, die Maschinerien, Feuerwerke, Wasserkünste, welche er zu seinen Festen gebrauchte, waren größtentheils das Werk seiner Bedienten. Die geschicktesten unter denselben aber waren seine Musiker, Schauspieler, Tänzer, Sänger und Sängerinnen, welche letztere er zugleich für den Umgang in der großen Welt bilden ließ. Diejenigen aber, welche er zu diesen Hauptrollen nicht gebrauchen konnte, ja selbst Kinder, Alte u. s. w., brauchte er wenigstens als Statisten und Figuranten, in vielen Verkleidungen und Gestalten bei seinen originellen Festen und Lustbarkeiten. Sein Schloß war der Sammelplatz aller Vergnügen der Natur und bildenden Künste. In der seltsamen Zusammenstellung derselben jedoch, so wie in seinen, im verschiedensten Geschmack ausgeführten Gartenanlagen, in welchen 4000 Wasserkünste, ein großer Canal und viele Seen angebracht waren, äußerte sich eine herrschende Neigung zu dem Pikanten und Bizarren. Selbst auf Wirthschaftsgebäude, Ställe, Krippen und Butterfässer hatte sich dieser Hang zu idealisiren erstreckt. Überall glaubte man sich von Decorationen umgeben. Kein Wunder, daß der durch diese phantastische Mannichfaltigkeit berühmte Landsitz mehrmals, selbst in einer gelehrten lateinischen Abhandlung des D. Tralles (Adumbratio amoenitatum Roswaldensium) beschrieben worden ist. Doch gestehen Viele, welche diesen Ort besucht haben, die feine, angenehme und äußerst mannichfaltige Unterhaltung des originellen und wohlwollenden Wirths noch interessanter gefunden zu haben, der bis in das spätere Alter, ja selbst auf dem Krankenbette, einen Zirkel ihn umgebender Menschen durch leichten Humor und immer neue Erfindungen zu erheitern wußte, und durch Mahl, Gesang, Schauspiel und Naturbelustigungen für das Vergnügen unzähliger Menschen sorgte. Selbst Friedrich der Einzige, mit welchem er durch seine Gemahlin verwandt war, und welcher seine Unterhaltung liebte, besuchte seinen Feensitz, und seine Erwartungen wurden übertroffen. Er dankte dem Grafen durch ein ansehnliches Geschenk, noch mehr aber durch eine poetische Epistel (7ter Theil) der Oeuvres posthumes, S. 27). Indessen hatte dieses Schauspiel im Großen, welchem er sich als Virtuos allzu ausschweifend hingegeben hatte, eine nachtheilige Wirkung auf seine Ökonomie hervorgebracht, und verursachte ihm nach dem Tode seiner Gemahlin immer mehrere Sorgen. Der König, davon unterrichtet, entriß ihn denselben, indem er sich erbot, ihn in Potsdam bei sich aufzunehmen. Schwer ward es ihm, sich von seinem geliebten Roßwalde und seinen verlassenen Dienern zu trennen. Aber des Königs Gnade und zuvorkommendes Wohlwollen bereitete ihm, von seiner Capelle begleitet, einen erfreulichen Aufenthalt daselbst, bis er 1778 in Potsdam starb. Friedrich ehrte noch nach seinem Tode sein Andenken dadurch, daß er den Theil der Jägerstraße in Potsdam, in welcher der Graf gewohnt hatte, Hoditzstraße nennen ließ.

Hof, eine Stadt, vormals im Fürstenthume Bayreuth, jetzt in dem Obermainkreise des Königreiches Bayern, an der Saale, auf einer sanften Anhöhe, in einer fruchtbaren und wohlangebauten Gegend, hat über 700 Häuser, vier Kirchen, ein Gymnasium mit einer Bibliothek, ein reiches Hospital, ein Waisenhaus und 5000 Einwohner. Die Straßen sind erleuchtet, breit und gut gepflastert, die meisten Häuser aber altmodisch gebaut, doch sind in neuern Zeiten mehrere große Häuser erbaut und die Vorstädte durch geschmackvolle Gärten verschönert worden. Hof treibt einen äußerst beträchtlichen Transitohandel und einen für die ganze Gegend Gewinn bringenden Activhandel mit Baumwollengarn, davon viel in die Schweiz und nach Sachsen geht, Flor, Kattun, baumwollenen Tüchern, Leinwand, Wollenzeug und Tuch, welche theils in den Fabriken der Stadt, theils auf dem Lande verfertigt werden. Auch der Feldbau, die Gerbereien, die Bierbrauerei und Viehmastung gehören unter die beträchtlichen Nahrungszweige der Einwohner. 1791 waren hier 800 Baumwollenweber beschäftigt, und man rechnete den reinen Ertrag der Fabrikate auf 320,000 Fl.

Hof nennt man einen leuchtenden Kreis, oft von Regenbogenfarben, der sich um Sonne und Mond bisweilen sehen läßt. In nördlichen Gegenden findet sich diese Erscheinung sehr oft. Man sieht diese Lichtkreise größer oder kleiner, und ihr Durchmesser beträgt von 44 bis 92°. Nicht selten sind auch zwei Höfe, einer um den andern, deren äußerer die Regenbogenfarben in umgekehrter Ordnung gegen den innern zeigt. Auch kommen Fälle vor, wo sich ein oder zwei dergleichen Kreise durchkreuzen und an diesen Stellen erscheinen dann die sogenannten Nebensonnen. Doch können diese auch außerdem an einzelnen Stellen jenes Lichtkreises entstehen: meistentheils haben sie dann einen Schweif, den Kometen gleich, und gewöhnlich stehen ihrer zwei in entgegengesetzten Richtungen. Die Erklärung dieser Erscheinung ist von vielen großen Naturforschern versucht worden. Fast alle gehen von dem Grundsatze aus, daß da, wenn Schnee und gefrorne Dünste in der Luft sind, die Höfe am häufigsten gesehen werden, aus der prismatischen Brechung des Sonnenlichtes durch die Schnee- und Eiscrystalle, dies Phänomen zu erklären sey. Einer der neuesten Physiker, Thomas Young, nimmt bei seiner Erklärung der concentrischen Höfe besonders darauf Rücksicht, daß die Luft voll Schneetheilchen ist, die in allen möglichen Richtungen sich befinden. Eine große Anzahl derselben läßt das Sonnenlicht durchfallen, bricht es aber so, daß es sich in seine sieben Farben spaltet. Andere Schneetheilchen, die undurchsichtiger oder dichter auf einander gehäuft sind, werfen das Farbenbild auf entferntere Regionen des Dunstkreises zurück, und es ist ganz begreiflich, daß der blaue Kreis, der der äußere des innern Hofes ist, nun der innere des äußern Hofes werden muß. Wo sich die Kreise kreuzen, entsteht natürlich durch Vermischung der Farben ein weißes Licht. Es ist aber auch ohne diese Durchkreuzung denkbar, daß einzelne Stellen der Dunstwolke so dicht gedrängte Theile, vielleicht Hagel oder auch Eis enthalten, daß sich auf ihnen die Sonne wirklich abspiegelt und daß dergestalt Nebensonnen entstehen. Was von der Brechung der Lichtstrahlen durch Schnee- und Eistheilchen gesagt worden, gilt auch, obgleich in geringerem Grade, von bloßen wässerigen Dünsten, wie wir am Regenbogen sehen.

Hof bedeutet unter andern den Sitz eines großen Herrn, des Landesherrn mit Einschluß seiner Familie und seiner Beamten und Bedienten; oft auch versteht man darunter den Landesherrn, oder überhaupt einen großen Herrn selbst, seine Familie und seine vornehmsten Beamten. — Hofamt besonders das Amt des Kämmerers, Marschalls, Truchsessen und Schenken, womit gewisse Personen von Fürsten, Stiftern u. s. w. beliehen werden. Sind diese Ämter erblich, so heißen sie Erbhofämter (Erbämter). — Hofdame, eine adelige Dame, welche entweder zum Dienst oder zur Gesellschaft der Fürstin bestimmt ist. — Hofgericht, ein hohes Landesgericht, welches unter keinem andern Gerichte steht, und dessen Entscheidung und Ausspruch die Stände und andere befreite Personen ihre Streitigkeiten unterwerfen. Ehemals führte wohl der Landesherr selbst, jetzt aber ein Hofrichter den Vorsitz. Das kaiserliche Hofgericht war das Gericht, welches sich an dem jedesmaligen Hoflager des Kaisers aufhielt, von ihm unmittelbar abhing, und in welchem in ältern Zeiten der Pfalzgraf den Vorsitz hatte. Ähnliche Gerichte legten späterhin die Reichsstände in ihren Ländern an. In manchen Landschaften ist das Hofgericht so viel als Landgericht, und die Beisitzer desselben heißen Landräthe. In den schlesischen Hofgerichten hat der Hofrichter vier oder fünf Erbschulzen oder Hofschöppen zu Beisitzern. In Leipzig ist ein Oberhofgericht. — Hofgraf hieß im alten deutschen Staatsrechte der Graf oder Richter im kaiserlichen Gerichtshofe, der Hofrichter, auch Erbpfalzgraf. Späterhin, besonders unter Carl IV., waren die Hof- und Pfalzgrafen von weit geringerem Range, und zuletzt sank ihre Würde zum leeren Titel herab. — Hofmarschall, s. Marschall.

Hofer (Andreas), Sandwirth in Passeyr, Oberanführer der Tyroler in ihrer Insurrection 1809, im Kriege zwischen Österreich und Frankreich, wurde am 22sten November 1767 geboren in dem Wirthshause zu St. Leonard in Passeyr, am Sand genannt, weil es auf den Verwüstungen des Waldstroms erbaut ist. Seine Geburt und sein Gewerbe zogen ihn zum Handel mit Wein und mit Pferden, den er nach Italien trieb. Als 1796 der Krieg sich den Landmarken Tyrols näherte, führte er eine Schützencompagnie seiner Heimath gegen die Franzosen an den Gardsee. Als in den Jahren zwischen dem luneviller und presburger Frieden in Tyrol die Landmiliz organisirt wurde, und der Erzherzog Johann sowohl zu diesem Ende, als wegen der allgemeinen Befestigung das ganze Land bereis'te, zeigte Hofer ganz besondern Eifer für den vaterländischen Wehrstand. — Als 1805 in Folge des unglücklichen Ereignisses von Ulm auch das siegreiche Heer des Erzherz. Carl den Rückzug antrat, und der Erzherz. Johann den Schmerz erfuhr, Tyrol verlassen zu müssen, war Hofer mit unter den Deputirten, die den bittern Abschied von dem geliebten Prinzen nahmen. — Als 1808 durch die Ereignisse in Spanien der Bruch zwischen den Cabineten von Wien und von St. Cloud unvermeidlich schien, erhob sich in Tyrol gewaltige Bewegung. Zahlreiche geheime Boten gingen nach Wien, unter ihnen zuvörderst der Sandwirth Andreas Hofer. Dem zum Commandirenden der Armee von Innerösterreich, die nach Italien und nach Tyrol bestimmt war, ernannten Erzherzog Johann trugen sie des Felsenlandes Gesinnungen und Wünsche vor. Auf seinen Befehl entwarf der Freiherr von Hormayr den Plan zur Insurrection, zur blitzesschnellen Bemächtigung dieser Schlüssel Italiens und Deutschlands, zur Vernichtung der dort

aufgestellten Streitkräfte des Feindes. Es ist weltkundig, mit welchem Geheimniß und Glück dieser Plan ausgeführt, wie vom 11ten bis zum 13ten April fast das ganze Land erobert, 8000 Mann der besten Truppen von den Bauern gefangen, und dem Feinde die Verbindung zwischen Italien und Deutschland abgeschnitten worden. Am 12ten April zwang der Sandwirth Andreas Hofer ein bayersches Bataillon in der Ebene von Sterzing die Waffen zu strecken. Seine Leute gingen mit Heuwagen auf die bayerschen Canonen, mit Heugabeln, Dreschflegeln und Morgensternen auf die Cavallerie los. Als das nördliche und mittlere Tyrol glorreich befreit war, zog Hofer mit Hormayr in das südliche, wo bei Trient Barraguay d'Hilliers noch mit starker Übermacht stand, aber auch bald mit großem Verluste vertrieben wurde. — Inzwischen war das große Unglück bei Regensburg geschehen, die Franzosen bereits in Salzburg, und im raschen Vorrücken gegen Wien, Tyrol von mehrern Seiten eingeschlossen. Die Bayern brachen in selbes ein, sengten, brennten und mordeten. F. M. L. Chasteler erlitt am Tage der Übergabe Wiens, bei Wörgel, durch zehnfache feindliche Übermacht eine vollkommene Niederlage, retirirte nach der Centralposition des Brenners, und schlug sich in der Folge durch, zur Vertheidigung Tyrols den General Buol mit einem kleinen Corps zurücklassend. — Der Sandwirth Andreas Hofer hatte bereits anfangs May 1809, als General Ruska den in Tyrol sehr beliebten Grafen Leiningen auf wenige Tage aus Tyrol vertrieb, mit seinem bewaffneten Volk zur Verjagung der Feinde wesentlich mitgewirkt. Jetzt erschien er auf dem Brenner, und wurde bei aller Schwäche und Unentschlossenheit seines Charakters, bei aller Mittelmäßigkeit seiner Talente, dennoch der Mittelpunkt und der Abgott der Tyroler. Am 25sten und 29sten Mai 1809 geschahen am Berg Isel, im Angesichte der Hauptstadt Innsbruck, zwei Treffen, welche die Bayern nöthigten, Tyrol wieder zu räumen. — Anfangs Juni wurde Graf Leiningen in Trient von einer feindlichen Abtheilung belagert, aber in wenigen Tagen von den Truppen und von den bewaffneten Tyrolern unter dem Sandwirth Andreas Hofer wieder entsetzt. — Im Augenblicke der Schlacht von Wagram war Hofer auf Hormayrs Ruf eben im Begriffe, sich mit einer großen Menge Tyroler an die Truppe anzuschließen, welche Klagenfurt wegnehmen, und dadurch die Befreiung Innerösterreichs vollenden, zugleich aber auch eine directe Communication zwischen den innern Hülfsquellen des Kaiserstaats und dem von allen Seiten eingeschlossenen, an allem Mangel leidenden Tyrol eröffnen sollte. Der Schlacht von Wagram (6ten Juli) folgte am 11ten und 12ten Juli das Treffen und der Waffenstillstand von Znaim, kraft dessen Tyrol und Vorarlberg von den Österreichern geräumt, und der Rache ihrer Feinde Preis gegeben wurden. Wie natürlich, entstanden hierüber unter dem verlassenen Volke die wildesten Bewegungen, die abenteuerlichsten Entwürfe. Einige Wüthende wollten den General Buol und Hormayr festhalten, Canonen und Munition gewaltsam hinwegnehmen, was nicht freiwillig zu ihnen überträte, entwaffnen, die Kriegsgefangenen ermorden, damit die Österreicher vom Feinde keinen Pardon mehr zu hoffen hätten, und sich als Verzweifelte wehren müßten. — Dennoch wurde das größte Unheil noch verhütet, die Truppen zogen ruhig ab, wie der Waffenstillstand es gebot, und der tyrolische Nationalcharakter zeigte sich bei dieser Gelegenheit in seinem schönsten Lichte. — Der Sandwirth Hofer hatte zwischen Entschlüssen

hin und her geschwankt, endlich verbarg er sich in eine Höhle des Passeyr Thals. Als aber die bereits ins Herz Tyrols von allen Seiten eingedrungenen Feinde vom 3ten bis zum 7ten August 1809 durch das bewaffnete Volk, durch Speckbacher, durch den Capuziner Joachim Haspinger und Peter Mayer, wiederholte Niederlagen erlitten, trat auch der Sandwirth Andreas Hofer wieder aus seiner Höhle hervor, und zwar jetzt als oberster Anführer des für seinen alten Herrn und für sein altes Recht muthig aufgestandenen Tyrols. Am 13ten August geschah die Schlacht, wiederum am Berg Isel, im Angesicht der Hauptstadt Innsbruck, welche den französischen Marschall Herzog von Danzig zwang, die Flucht aus Tyrol zu nehmen. — Hofer trat nun an die Spitze der Militär- und Civilverwaltung, und führte solche unter den sonderbarsten Anomalien bis zum Frieden von Wien; wenige glänzende Waffenthaten, aber desto mehr innere Zuckungen, in welchen sich jedoch die Gediegenheit des Nationalcharakters und die Hoheit der ganzen Insurrection beständig bewährte. Am 14ten October wurde der wiener Frieden geschlossen. Das Volk, allzuoft durch die widersprechendsten Nachrichten getäuscht, maß demselben lange Zeit keinen Glauben bei. Mehrere feindliche Armeecorps standen schon von allen Seiten in den tyrolischen Bergen. Das Volk war noch immer gesammelt unter den Waffen, zu verzweifeltem Widerstande bereit. Hofer gab endlich (1sten, 5ten und 8ten November) die Erklärung seiner Unterwerfung dem Vicekönig Eugen und dem bayerschen Oberbefehlshaber. Gern hätte man ihn von mehrern Seiten gerettet, aber er schien bestimmt, das Ende seiner Wirksamkeit nicht zu überleben, und die Sehnsucht nach der heimathlichen Erde erlaubte ihm nicht, mehrere ausführbare Vorschläge der Flüchtung nach Österreich anzunehmen. Zwei Monate lang hielt er sich unter Schnee und Eis in einer Alpenhütte in Passeyr verborgen, nachdem er unglücklicher Weise in der Hälfte Novembers, durch die Nachrichten einiger Wüthenden irre geführt, die Feindseligkeiten wieder erneuert, nnd dadurch die Amnestie verwirkt hatte. Lange Zeit waren die goldenen Worte und die Drohungen der französischen Generale vergebens, in diesen Bergen einen Verräther zu finden, welcher seinen Aufenthalt entdeckte. Endlich flüsterte der Priester Donay, ehehin Hofers Vertrauter, und von ihm mit der Erklärung seiner Unterwerfung an den Vicekönig nach Villach abgeordnet, zeither aber von ihm beleidigt, dem General Barraguay d'Hilliers den Vertrauten zu, welcher Hofer Nachrichten und Speise für sich und seine Familie in jene Schneewelt hinauf bringe. Barraguay d'Hilliers ließ diesen unter einem erdichteten Vorwande kommen, und entlockte ihm sein Geheimniß theils durch Versprechungen, theils durch die Todesangst. Er diente der ausgesendeten Colonne als Wegweiser. Sie fing Hofer am 20sten Januar 1810. Er wurde nach Botzen, von dort nach Mantua geführt, und hier ein Kriegsgericht über diesen von Franzosen und Italienern so sehr gefürchteten Mann niedergesetzt, den die Letztern von seinem schönen langen schwarzen Bart: Il Barbone, die Erstern: le général Sansvird nannten. Im Kriegsrathe waren die Stimmen äußerst getheilt, es gab gar kein Resultat, aber der Telegraph aus Mailand sprach den Tod binnen 24 Stunden aus, damit Österreichs Intercession gewiß zu spät kommen müsse; denn es war eben der Zeitpunkt der Vermählung Bonaparte's mit Luise von Österreich. Am 20sten Februar 1810 wurde Hofer unter dem allgemeinen Wehklagen seiner zu Mantua mitgefangenen Landsleute

erschossen. Er ging dem Tode mit Standhaftigkeit entgegen. Seinen Landsleuten ist das Andenken seiner hohen Begeisterung fürs Vaterland und für Österreich, seiner Milde und frommen Treue, endlich seines Opfertodes heilig, und ewig bleibt dieser Landmann und seine Hütte das Symbol der unerschütterlichen Anhänglichkeit der Tyroler an Österreich, und ihrer kühnen Wagnisse für dieses uralte, unaussprechlich theure Band. Bmr.

Hoffmann (Friedrich), dieser berühmte Arzt, wurde 1660 zu Halle in Sachsen geboren, studirte bei Caspar Kramer in Erfurt die Chemie, und widmete sich dann dem Studium der Medicin. Nach Vollendung seiner Studien beschäftigte er sich ausschließlich mit der Chemie, und gab 1682 eine Abhandlung: De cinnabari antimonii, heraus, welche ihm den Ruhm eines geschickten Chemikers erwarb, den er als Lehrer der Chemie an der Universität Jena noch vergrößerte. Als der Churfürst Friedrich III. von Brandenburg 1693 die Universität Halle gründete, wurde er zum ersten Professor daselbst ernannt, und er entwarf ganz allein die Statuten der medicinischen Facultät. Sein Ruf verbreitete sich bald in und außer Deutschland, und mehrere Akademien ernannten ihn zum Mitgliede. Er machte oft Reisen an die vorzüglichsten Höfe und wurde mit Ehren und Reichthümern überhäuft. Nach einem thätigen Leben starb er den 12. Nov. 1742 in seiner Vaterstadt. Hoffmanns Charakter war sanft und bescheiden; sein Streit mit Stahl, sonst sein Freund, dann sein Nebenbuhler, führte ihn nie über die Gränze des Anstandes. In seiner Wissenschaft vertheidigte er mit tiefer Überzeugung die Lehre des Mechanismus, hatte gründliche Einsichten in der Medicin und war ein großer Practiker. Er war ein großer Freund einfacher oder sogenannter Hausmittel und pflegte zu sagen: wenn man gesund bleiben wolle, müsse man Medicin und Ärzte meiden. Ihm verdanken wir auch die sogenannten Hoffmannischen Tropfen, eines der vorzüglichsten besänftigenden Mittel. Sein wichtigstes Werk ist die Medicina rationalis systematica. Halle 1730. 9 Bde.

Hoffmann (Christoph Ludwig), Leibarzt des Churfürsten von Mainz, geb. 1721 zu **Rheda** in Westphalen, gest. den 28sten Juli 1807 zu Eltwiel am Rhein, machte sich durch ein eigenes System der Medicin bekannt, welches von den bis dahin beinahe allgemein angenommenen Systemen von Boerhave, Friedrich Hoffmann und Stahl abwich, denn er suchte (1770) durch Vereinigung der Humoralpathologie und Nervenpathologie ein Ganzes hervorzubringen. Er nahm die Empfindlichkeit und Reizbarkeit der festen Theile und die Verdorbenheit der Säfte, als Reize, zu Grundprincipen seines Systems an. Die Grade der erregten Reizung setzte er auf zehn fest. Die thierischen Säfte sind nach ihm zwei Hauptverderbnissen unterworfen: der Säurung und Fäulniß. Letztere findet am häufigsten Statt, und verursacht die meisten krankhaften Reizungen, z. B. alle ansteckende Fiebermaterien, alle thierische Gifte, alle Stoffe, welche Fieber und selbst Entzündungen hervorbringen, die Krankheitsstoffe in den Gedärmen bei der Hypochondrie, in den Knochen beim Scorbut, in den Gelenken beim Podagra u. s. w. Als Reinigungsmittel der verdorbenen Säfte dienen die Absonderungen und Ausleerungen durch Ausdünstung u. s. w., besonders auch durch das Ausathmen, indem die Lungen die vorzüglichsten Reinigungsorgane für das Blut von den sauren und faulen Stoffen desselben sind. Von der Zurückhaltung dieser verdorbenen Stoffe im Blut entstehen

viele Krankheiten. Die Blatternkrankheit hat nach seiner Theorie ihren Sitz in unzähligen kleinen Drüsen in der Haut, diese sondern eine gewisse Feuchtigkeit ab, welche durch ihren Übergang in die faule Verderbniß einen Reiz auf die Ausführungsgänge jener Drüsen, und dadurch alle Erscheinungen der Blatternkrankheit hervorbringen. Durch das Verwachsen dieser Blatterdrüsen geht alsdann die Fähigkeit, ferner die Feuchtigkeit abzusondern und eine Blatternkrankheit zu erregen, für immer verloren. H.

Hoffmann (E. T. A.), einer unsrer vorzüglichsten Schriftsteller im Felde des Romans und der Erzählung, ist 1778 zu Königsberg in Ostpreußen geboren, studirte auf der dortigen Universität die Rechte, arbeitete dann bei der Oberamtsregierung in Großglogau und dem Kammergericht in Berlin, ward 1800 Assessor bei der Regierung in Posen, 1802 Rath bei der Regierung in Plozk und ging 1803 in gleicher Eigenschaft nach Warschau. Der Einmarsch der Franzosen 1806 endigte hier seine Laufbahn. Ohne Aussichten im Vaterlande und ohne Vermögen nahm er seine musikalischen Kenntnisse in Anspruch, um, was er früher als Liebhaberei betrieben hatte, als Erwerbszweig zu nützen. Er folgte im Herbst 1808 einer Einladung des Grafen Julius von Soden nach Bamberg als Musikdirector an dem dort neu errichteten Theater, das aber bald wieder geschlossen ward. Er ertheilte jetzt Musikunterricht und arbeitete für die leipziger musikalische Zeitung. Im J. 1812 bekam er einen Ruf als Musikdirector bei der Joseph Seconda'schen Gesellschaft, traf zu dem Ende Ostern 1813 in Dresden ein und blieb in dieser durch die Kriegsereignisse in Sachsen beunruhigten Lage bis 1815, wo es ihm gelang, in seinem Vaterlande in die alten Dienstverhältnisse zurückzutreten. Er ward 1816 als Rath bei dem königl. Kammergericht in Berlin wieder angestellt. Von Jugend auf hat Hoffmann eine überwiegende Neigung zur Musik gehabt, und dem Studium dieser Kunst seine Nebenstunden gewidmet. Seine Lehrer im Generalbaß und Contrapunkt waren der Organist Podbielski in Königsberg, und später in Berlin der Capellmeister Reichardt, der sich seines Landsmanns getreulich annahm. In Posen brachte Hoffmann das Göthesche Singspiel: Scherz, List und Rache, aufs Theater, in Warschau die lustigen Musikanten von Clemens Brentano u. s. w. Anlaß zur Schriftstellerei gab ihm zunächst die Verbindung mit Rochlitz als Redacteur der musikalischen Zeitung. Die Auffoderung, die dort zerstreut erschienenen Aufsätze zu sammeln, veranlaßte ihn zur Herausgabe der Phantasiestücke in Callot's Manier (4 B.) Diesen folgten 1816 die Elixire des Teufels, und verschiedne in Almanachen und sonst zerstreut gedruckte Erzählungen. Der tiefe, geheimniß- und deutungsvolle Sinn, den der Verfasser in alle seine Erzeugnisse zu legen weiß, geben ihnen ein mehr als vorübergehendes Interesse; allenthalben läßt uns der Verfasser Blicke in das Innerste der Außenwelt wie des Menschen thun. Besonders scheint er sich in schaurigen Nachtstücken, die er in kühnen Zügen oft bis zum Graus und Entsetzen Erregenden ausführt, zu gefallen; aber auch durch die grellsten Dissonanzen dringt er glücklich zur harmonischen Auflösung hindurch.

Hofgeismar, eine fünf Stunden von Cassel entfernte Landstadt, bei welcher sich eine seit länger als einem Jahrhundert bekannte Mineralquelle befindet. Nach der Beobachtung eines Tilenius, Delius, Schröder und Waiz, welche dieser Heilquelle eigene

Abhandlungen gewidmet haben, gehört dieselbe zur Classe der salinisch-martialischen, die Badequelle enthält außerdem aber noch eine seifenartige Erde, deren wohlthätige Wirkung auf das Hautsystem allgemein anerkannt ist. Die Krankheiten, bei welchen das hofgeismarer Wasser besonders wirksam befunden worden, sind folgende: Allgemeine Schwäche des Körpers und einzelner Theile, Lähmungen und Contracturen, besonders nach Verwundungen, Verschwinden einzelner Glieder, langwierige Hautausschläge, Flechten und hartnäckige Krätze, alte Geschwüre, wobei sich besonders der Badeschaum sehr wirksam zeigt, Gicht, chronischer Rheumatismus, Atrophie, Skrofelkrankheit, englische Krankheit der Kinder, Stockung im Unterleibe, Verschleimung der Eingeweide, anhangende Schleimschwindsucht, Hämorrhoiden, Irregularitäten der monatlichen Periode, weißer Fluß, Hypochondrie, Hysterie und selbst Melancholie. — Im J. 1817 ist diese Badeanstalt noch durch Anlegung von Schlammbädern wesentlich verbessert worden. (S. Beschreibung der Heilquellen zu Hofgeismar in Churhessen, von Dr. Ferd. Wurzer. Leipzig bei Barth 1816.) KM.

Hofmannswaldau (Christian Hofmann von), geb. den 25sten December 1618 zu Breslau, wo sein Vater kaiserlicher Kammerrath war, gest. daselbst den 18ten April 1679 als Präsident des Rathscollegiums und kaiserlicher Rath. Auf der Schule seiner Vaterstadt schon zeichnete er sich durch seine Fähigkeiten aus, und zu Danzig, wohin er nachher aufs Gymnasium kam, zeigte er auch Anlage und Liebe zur Poesie. Unter Salmasius, Vossius, Boxhorn und Barläus studirte er zu Leiden, reis'te nachher mit dem Fürsten von Fremonville durch die Niederlande, England, Frankreich und Italien, kehrte über Wien in seine Vaterstadt zurück, und erhielt hier sogleich, ungeachtet er das erfoderliche Alter noch nicht erreicht hatte, die Stelle eines Rathsherrn. Seine Muße widmete er der Poesie, und es gelang ihm, sich dadurch, freilich auf Kosten des guten Geschmacks, einen bedeutenden Namen zu erwerben. Er und Lohenstein vertauschten die Einfachheit und die correcte Nüchternheit der schlesischen Schule gegen die Marinosche Affectation und eine falsche Erhabenheit, die nur zu oft in lächerlichen Bombast ausartete. Daß sie dem guten Geschmack schadeten, liegt am Tage; indeß hatten sie doch auch kein geringes Verdienst um die Bereicherung unserer bildsamen Sprache.

Hofnarren. Im Mittelalter und bis in das 18te Jahrhundert herab hatte man an geistlichen und weltlichen Höfen für die Lustigmacher ein ordentliches Amt, und diese hießen dann Hofnarren (Fou du roi en titre d'office), wenn sie als Lustigmacher wirkliche Bestallung hatten, denn manche Lustigmacher bekleideten Hof- oder Kriegschargen, und führten jenen Titel nicht. Bisweilen kommen sie auch, zumal in Frankreich, unter der Benennung von Hofpoeten vor, oder werden auch lustige Räthe, kurzweilige Räthe, Tischräthe genannt, wenn ihr Hofamt erfoderte, das Ceremoniel des Hofes zu reguliren. Es ist nicht nöthig, uns über ihren Ursprung in lange Untersuchungen einzulassen. Addison und Home leiten ihn aus dem Stolze Shaftesbury aus dem Despotismus der Großen her, es ist aber wohl natürlicher, ihn aus dem Hange zu Erheiterungen nach anstrengenden Geschäften abzuleiten. „Einige," sagt Flögel, „waren von grober Art, als Claus Narr, welche alles

herausredeten, was ihnen einfiel, keinen Unterschied unter den Personen und Zeiten machten, sich der gröbsten Possen, Unfläthereien und Zoten bedienten; und wenn auch manchmal ein witziger Einfall mit vorkam, so wurde er doch von hundert einfältigen und dummen Einfällen verdrungen. Andere im Gegentheil waren witzige, sinnreiche Köpfe, wie Brusquet und Angeli in Frankreich, schlaue Hofleute von der feinsten Art. Sie nähern sich in ihren Reden und Handlungen niemals der Grobheit, sie befleißigen sich der Höflichkeit und des Wohlstandes in allen Sachen, sind voll lustiger Reden, artiger Erzählungen, kurzweiliger Gespräche, lächerlicher Sprichwörter, und ihr Umgang ist so annehmlich, daß man sie muß lieb haben. Andere waren bloß Tellerlecker, Schmarotzer und Schmeichler, die sich verspotten ließen, bloß um ihren hungrigen Bauch zu füllen. Manche Fürsten haben auch an einfältigen, blödsinnigen, melancholischen Leuten und wirklichen Dummköpfen ihr Vergnügen gefunden, und sie als Hofnarren gebraucht. Ja die häßlichen Zwerge, rhachitische Ungeheuer, krumm und schief gewachsene Menschen sind als Hofnarren gebraucht worden. Vorzüglich scheinen pedantische Gelehrte der rechte Wetzstein zu seyn, an dem sich der Witz der Hofleute schleifen kann, welches das klägliche Beispiel des Freiherrn Paul von Gundling bezeugt." Flögel hat in einer eignen Geschichte der Hofnarren (Liegnitz 1779) die vorzüglichsten derselben bei den verschiedenen Nationen aufgezeichnet, und wir verweisen um so lieber auf dieses interessante Werk, da wir uns auf das Datail hier nicht einlassen können. Ehedem zeichneten diese officiellen Narren sich durch eine eigne Tracht aus, und dazu gehörte 1. der beschorne Kopf, 2. die Narrenkappe, Gugel, Kugel, Kogel, Koggel, Kagel (vom lateinischen Cuculus), eine sonst beiden Geschlechtern gemeine Gattung des Kopfputzes von kugelförmiger Gestalt, und bisweilen einem türkischen Bund oder Turban ähnlich. Da indeß die Gugel der Narren vielleicht nicht genug charakterisirte, weil auch Gelehrte, Mönche und gemeine Leute solche trugen, so fügte man 3. Eselsohren hinzu, welche seit dem 15ten Jahrhundert ein Prädicat und Schmuck der Narren waren; 4. daß aber auch schon im 15ten Jahrhundert der Hahnenkamm auf den Kappen zum Putz der Narren gehörte, erhellt aus vielen Zeichnungen; 5. der Narrenkolben (Marotte) gehört unter die uralten Waffen oder Ehrenzeichen der Narren, war vermuthlich anfangs nichts anders als die Pflanze, welche noch jetzt den Namen Narrenkolben, Rohrkolben (Typha L.) führt, in Sümpfen wächst, und erst braune, dann schwarze, walzenförmige, dicke Kolben hat. Sie führt daher auch den Namen Narrenscepter. Nachher machte man sie von Leder in Form einer Herculeskeule, mit einem Riemen, daß sie der Narr an der Hand oder am Arme konnte hängen lassen, entweder damit zu necken, oder sich gegen Angreifende zu vertheidigen. Außer den schlechten Narrenkolben hatte man aber auch sehr zierliche und künstlich gearbeitete, an denen gemeiniglich ein Narrenkopf befestigt war; 6. auch der große Halskragen wurde ein Abzeichen der Narren, und endlich 7. die Schellen, die, so wie der Kragen, früher ein allgemeiner Putz gewesen waren, weßhalb es in dem bekannten halb deutschen und halb lateinischen Kirchenliede des Petrus Dresdensis von 1410 heißt: Da die Schellen klingen in regis curia. Etwa gegen die Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden sie ein eigenthümlicher Putz der Narren, welche sie theils am Ende der Eselsohren, theils auf der Kappe, wo sonst

der Hahnenkamm war, theils am Gürtel, theils statt der Rockknöpfe, theils am Schienbein, an den Knien, den Elbogen, den Schuhspitzen u. s. w. trugen. Erasmus von Rotterdam glaubt, man habe den Narren deßhalb eine so seltsame Tracht gegeben, damit sie von Niemand beleidigt würden, wenn sie etwas Närrisches sagten oder thäten, welches sonst einem verständigen Manne nicht ungestraft hingehen würde; die Schellen wären also gleichsam eine Warnungsglocke. Daß indeß in einer solchen Tracht nicht stets der größte Narr des Hofes stak; daß sich bisweilen unter einer Kappe mehr Verstand, Witz und Weisheit, als in einem ganzen geheimen Rathscollegium fand, und daß sich oft unter die Schellen des Narren die geächtete Wahrheit flüchtete, bedarf wohl keiner Erinnerung. Dr. Lamprechter, Rath bei Carl V., pflegte zu sagen: „Ein jeder Fürst muß zween Narren haben, einen, den er vexirt, den andern, der ihn vexirt." Vielleicht konnte man sagen, an dem Narren erkenne man den Herrn; geistreiche Fürsten liebten auch geistreiche Narren, solche, wie jenen, welcher äußerte, wer ein guter Narr seyn wolle, müsse zuvor klug gewesen seyn. Daß sich in einer Geschichte der Hofnarren des Sonderbaren mancherlei finden werde, läßt sich erwarten; das Sonderbarste darin ist aber doch wohl die förmliche Organisation der Hofnarren am Hofe Peters des Großen. Dieser seltne und seltsame Fürst hatte eine sehr große Anzahl von Hofnarren, die in gewisse Classen eingetheilt waren. In der einen Classe waren die, denen von Natur Verstand mangelte, und die aus Mitleid unterhalten wurden; in einer andern solche, die in ihren ehemaligen Bedienungen wirkliche Narrheiten ohne einen vernünftigen Zweck begangen hatten. Diese waren eben so zur Strafe Narren, als die dritte Classe, die aus solchen bestand, welche, um einer Strafe zu entgehen, sich närrisch gestellt hatten, und eine vierte, in welche bloß solche kamen, die in fremde Länder geschickt worden waren, und nichts gelernt hatten. dd.

Hofwyl, s. Fellenberg.

Hogarth (William), berühmter Mahler und Kupferstecher, wurde (seinen eignen Memoiren zufolge) geboren zu London am 10ten November 1697. Sein erster Auftritt in der Welt schien keinen glänzenden Erfolg zu versprechen, denn der junge Hogarth wurde bei einem mittelmäßigen Silberschmid in die Lehre gethan, wo er mit Eingrabung von Wappen, Namenszügen und unbedeutenden Figuren sich beschäftigte. Kaum aber war er der Lehre entlassen, so besuchte er die Akademie von St. Martins-lane, und beschäftigte sich eifrig mit Zeichnen nach der Natur, ohne jedoch mehr als mittelmäßige Fortschritte hierin zu machen. Er schien nicht zum bloßen Copisten der menschlichen Gestalt bestimmt, sein Genie machte ihn zum Mahler der Charaktere, der Leidenschaften, der Seele der Figuren, die er auf die Leinwand trug. Wurde daher Hogarth gleich kein großer Mahler in Hinsicht auf Colorit, Helldunkel und was man sonst vom eigentlichen Mahler rühmt, ja wurde er sogar nicht einmal ein völlig correcter Zeichner; so gehört er doch durch Neuheit der Erfindungen, Reichthum der Gedanken, Wahrheit im Ausdruck, Geist und Witz der Compositionen zu den ausgezeichnetsten Künstlern. Besonders stark war er in komisch-satirischen Darstellungen, und hatte einen eigenen feinen Beobachtungsgeist für das Lächerliche, das er mit gleicher Leichtigkeit auffaßte und darstellte. Oft entwarf er in Gesellschaften unvermerkt die Hauptzüge einer Scene mit Bleistift

auf dem Nagel seines Daumen, und trug sie so nach Haus in sein Collectaneenbuch. Caricatur wurde deßhalb sein Hauptfach, jedoch in einem edleren Sinne, als man diese gewöhnlich nimmt. (S. Caricatur.) In seiner frühesten Kunstperiode sah er sich oft vom Mangel gedrückt. Seine Wirthin quälte ihn einst um Bezahlung der geringen Summe seines Miethzinses so sehr, daß er sich durch ein Caricatur-Portrait an derselben rächte, und dieses einzige Portrait würde hingereicht haben, zu beweisen, bis zu welchem Grade von Vollkommenheit er es in dieser Gattung bringen würde. Wie lange er in diesem Zustande dürftiger Dunkelheit geblieben, ist nicht leicht zu bestimmen; er beschäftigte sich während dieser Zeit mit Wappengraben, verfertigte Adressen für Kaufleute, und in der Folge zeichnete und stach er Platten für Buchhändler. Dies geschah in den Jahren 1726—1733. Keine dieser Arbeiten kündigte ein besonderes Kunsttalent an; nur die 17 Platten zu der Duodezausgabe des Hudibras ließen einen mehr als mittelmäßigen Künstler ahnen. Hierauf legte sich Hogarth auf Portraitmahlerei, eine Gattung, die sich für einen Mann, dem jede Schmeichelei fremd war, und der bei Auffindung lächerlicher Züge seinen Satyr nicht im Zaum halten konnte, wenig schickte. Dennoch verschafften ihm seine Leichtigkeit zu treffen, und die eigne Art, wie er Familiengruppen und ganze Zirkel darstellte, eine Zeit lang viel Arbeit. Im Jahr 1730 verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des königlichen Mahlers Jacob Thornhill, und bezog kurz darauf eine Sommerwohnung zu South-Lambeth. Da er damals mit Herrn Tyers eng verbunden war, so trug er zu den Verschönerungen des Frühlingsgartens im Vaux-hall durch seine Mahlereien vieles bei. Von ihm sind z. B. die vier Tageszeiten, welche Haymann copirt. Tyers verehrte ihm zum Dank eine goldene Einlaßkarte für sich und seine Freunde, mit der Aufschrift: In perpetuam beneficii memoriam (zum beständigen Andenken einer Wohlthat). Im Jahr 1733 fing sich jedoch der Ruf Hogarths erst an zu verbreiten, vornehmlich durch das dritte Blatt aus dem Leben eines Freudenmädchen (The jew decoyed, or a Harlot's progress), wodurch er den Großen der Nation bekannt ward. Die Darstellung dieses Lebenslaufes fand solchen Beifall, daß der Künstler über 1200 Subscribenten erhielt. Jetzt hatte er beides, seine eigenthümliche Sphäre gefunden und seinen Ruf begründet. Nach dem Wunsche des Abbé Dubos stellte Hogarth ganze Folgen dar, eine Reihe von Handlungen und Begebenheiten aus dem Leben einer Person von der Geburt bis zum Grabe. In jenen Blättern stellte er ein junges Mädchen dar, wie es in der Hauptstadt ankommt, und führt es durch alle wechselnden Scenen des Lasters bis zu einem frühzeitigen Tode. Was es heiße, für den Geist und das Herz mahlen, hat Hogarth hierin meisterhaft gezeigt, und vielleicht hat noch nie ein Künstler vor ihm seinen Pinsel so für den Nutzen der Moral verwendet. In gleichem Sinn und Geiste sind das Leben eines Lüderlichen, seine Heirath nach der Mode u. a. m. dargestellt, während andere seiner Werke, z. B. sein Jahrmarkt von Southwark u. a. m. humoristisch sind, eine Gattung, in welcher Hogarth nicht weniger glänzend sich hervorthat. Nicht zufrieden aber damit, ehrenvoll auf einer Bahn zu wandeln, welche vor ihm noch Keiner betreten hatte, wollte Hogarth sich auch als Historienmahler auszeichnen. Im J. 1736 lieferte er für das Bartholomäushospital zwei Gemählde, den Teich von Bethesda und den barmherzigen Sa-

mariter; allein das Genie, das in Scenen des Lasters und Unglücks des gemeinen Lebens sich auszeichnend bewährt hatte, verließ ihn in den Scenen, welche Anmuth und Würde erheischten; auch bei den ernstesten Gegenständen konnte er die komischen Züge nicht unterdrücken. So auch in seiner Predigt des heil. Paulus, in seiner Tochter Pharao's; nur sein Gemählde von Richard III. ist frei davon. Im J. 1753 gab er seine Analyse der Schönheit heraus (übers. von Mylius unter des Verfassers Augen, Berlin 1754), worin er durch eine Menge von Beispielen zu beweisen sucht, daß die Wellen= oder Schlangenlinie die wahre Schönheitslinie sey. Bei dieser Arbeit half ihm bis zum neunten Capitel der D. Benj. Hoaldy; nachher M. Ralph, mit dem sich aber Hogarth nicht lange vertrug; das ganze Werk wurde endlich von dem D. Mordell durchgesehen, und von Towsley die Vorrede geschrieben. Hogarth that sich auf diese Entdeckung etwas zu gute. Zuerst trug er seine Gedanken ohne weitere Erklärung vor, stach sein eignes Portrait, unten mit einer Mahlerpalette, auf welcher diese Linie dargestellt war mit der Unterschrift: Linie der Schönheit und Grazie. Anfangs wußte man nicht, was er damit wollte, und als er sich hernach weiter darüber erklärte, sagte man, und wohl nicht ganz mit Unrecht, das habe man längst gewußt. Dieses veranlaßte ihn, ein Blatt zu entwerfen, welches er gratis als Empfangschein an die Subscribenten auf seine Analyse der Schönheit ausgab, Columbus darstellend, wie er ein Ei auf die Spitze stellt, zur Widerlegung gegen jene, die die neue Welt auch wollten gekannt haben, bevor er sie entdeckte. Um die Eier in der Schüssel schmiegen sich ein Paar kleine Aale her, das Symbol der Hogarthischen Schlangenlinie. Was der Künstler nun damit wollte, liegt am Tage. Freilich ist die Vergleichung ein wenig überspannt, allein Hogarth war ein einfacher offener Mann, der nie heuchelte, und selbst dann nicht, wenn es auf mündliche Würdigung eigner Verdienste ankam. Als die berühmte Sigismunda des Correggio in einer londonschen Auction für 1624 Thaler wegging, sagte er treuherzig: wenn mir jemand eben so viel Geld gibt, so will ich wohl noch etwas besseres machen! Lord Grosvenor hielt ihn beim Wort; er mußte eine Sigismunda mahlen und — mußte sie behalten. Hogarth erlag in dem Wettstreit, wie wohl leicht zu vermuthen war, aber bei weitem nicht so schimpflich, als manche haben vorgeben wollen. Sein Gemählde soll reelles Verdienst haben, und wurde nach dem Tode seiner Witwe von Boydell für die Shakspeare=Gallerie gekauft. Im Jahre 1757 legte Thornhill seine Stelle als Mahler des Königs zu Hogarths Gunsten nieder. Bald darauf aber wankte Hogarths Gesundheit. Er starb den 26sten Oct. 1764, im 67sten Jahre seines Alters. Seine Werke wollen studirt seyn, indem der geistreiche Künstler fast in jedes noch so kleines Beiwerk, in jeden einzelnen Zug, witzige, komisch=satirische Bedeutung und Anspielung legte. Man kann deßhalb der Commentare zu seinen Werken nicht entbehren. Die vorzüglichsten darunter sind: Hogarth illustrated by John Ireland. 3. Vol. 8. Lond. 1791, und Lichtenbergs ausführliche Erklärung der Hogarthischen Kupferstiche, mit verkleinerten, aber vollständigen Copien derselben von E. Riepenhausen, 6 Bde., Gött. 1796. An der französischen Übersetzung der Hogarthischen Analyse der Schönheit von Jansen (Paris 1805, 2 Bde.) findet man eine sehr schätzenswerthe Notice

chronologique, historique et critique de tous les ouvrages de peinture et de gravure de Mr. Hogarth. dd.

Hogendorp (Carl Graf von), geb. in Haag, holländischer Gesandter in Petersburg, dann Gouverneur auf der Ostküste von Java, von welchem Posten er, da man über seine Verwaltung klagte, abgerufen wurde. Unter dem König Ludwig Bonaparte war er 1806 Kriegsminister, dann dessen Gesandter in Wien 1807, in Berlin 1809 und in Madrid 1810. Im Januar 1811 ernannte ihn Napoleon, dem er stets sehr ergeben war, zum Divisionsgeneral, im März zu seinem Generaladjutanten und den 1sten Juni 1812 zum Gouverneur von Breslau, wo er den 10ten August zur Geburtsfeier des Kaisers ein glänzendes Fest gab. Hierauf übernahm er den Befehl über die Truppen, welche Hamburg besetzten, wo er sich durch eine außerordentliche Härte und Strenge verhaßt machte. Nach Bonaparte's Fall zog er sich in sein Vaterland zurück, stellte sich aber wieder unter die französischen Fahnen bei Waterloo. In Folge dieser Niederlage blieb er ohne Anstellung und schiffte sich daher 1816 nach Amerika ein. Im Juni 1817 erschien unter seinem Namen ein Werk, das neue Ansichten von dem Colonisationssystem enthält: Du système colonial de la France sous le rapport de la politique et du commerce, nebst einem Tableau de tous les établissemens coloniaux et du commerce des Européens dans les autres parties du monde. — Sein Bruder, der Graf von Hogendorp, war niederländischer Gesandtschaftssecretär in Paris im October 1814. Überhaupt kommen in der neueren Geschichte des Königreichs der Niederlande zwei dieses Namens vor: G. K. von Hogendorp und J. F. von Hogendorp, die sich als treue Anhänger des Hauses Oranien bewiesen haben, und daher zu den wichtigsten Aufträgen und Ämtern des neuen Staats gewählt worden sind.

Höhe. In der Geometrie heißt die Höhe eines Punktes seine Erhebung über die Horizontalebene. Man denke sich durch den erhabenen Punkt eine auf die Horizontalebene senkrechte Linie (Verticallinie) gezogen, so ist die Länge dieser Linie die Höhe des Punktes. In der Schiffahrtskunde steht Höhe statt Polhöhe. Wenn ein Schiff, in der Nähe eines Ortes, ungefähr unter gleicher geographischer Breite (Polhöhe) mit demselben sich befindet, sagt man, es sey auf der Höhe dieses Orts. Ferner auf der hohen See seyn; die See geht hoch.

Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte. Der Staat, als eine nothwendige Verbindung der Menschen unter äußerem Gesetz und einer höchsten Macht, ist nicht denkbar ohne eine Oberherrschaft, von welcher dieses Gesetz ausgeht, und welcher diese höchste Macht zur Aufrechthaltung des Gesetzes und zum Bestehen des Ganzen zukommt. Diese Oberherrschaft wird durch durch eine oder mehrere Personen, nach Verschiedenheit der Verfassungen, ausgeübt, welche Regenten (Herrscher) genannt werden. Ihre Würde nennt man Hoheit, und ihre Rechte Hoheitsrechte, insbesondere sofern sie nicht erworbene sind und auf einem besondern Rechtsgrunde beruhen (wodurch man sie von Regalien unterscheiden will), sondern in dem Begriff und Wesen der Staatsgewalt begründet sind. Staatsgewalt aber nennt man überhaupt den aus dem Zwecke des Staats hervorgehenden Inbegriff der Rechte und Mittel, welche dem Regenten zur Beförderung des Staatzweckes zukommen müssen. So

viele wesentlich verschiedne Zwecke und Mittel es also in Beziehung auf den obersten Zweck des Staats gibt, so viele Ausflüsse der Staatsgewalt oder Classen der Hoheitsrechte gibt es, welche man Staatsgewalten in der Mehrzahl, oder Hoheiten nennt; denn der Regent hat zur Ausübung aller seiner Rechte im Staat auch die nöthige Gewalt. Indessen braucht man die Ausdrücke Hoheiten und Hoheitsrechte oft gleich bedeutend für einen Inbegriff der Rechte, welche dem Regenten zukommen. Auch werden die Hoheitsrechte in Hinsicht auf ihre Ausübung Regierungsrechte genannt, obgleich man unter letztern oft in einem engern Sinn die sogenannten Regalien versteht; denn in der Namengebung findet unter den Staatsrechtslehrern in diesem Punkt eine große Verschiedenheit Statt. Man theilt sie aber nach der doppelten Beziehung des Staats (zu seinen Bürgern und zu andern Staaten) in innere und äußere Hoheitsrechte; die innern wiederum a) nach den verschiedenen zum Grunde liegenden oder von demselben abhängigen Zwecken des Staats, zu welchen die Regierung hinwirken muß, in ursprüngliche (die Polizei- und Justizhoheit oder Gewalt) und abgeleitete Hoheitsrechte (Regierungsrechte im engern Sinn), z. B. das Recht der Ämter und Würden, die Finanzhoheit, Militärgewalt; b) nach der verschiedenen Art und Weise, wie die Regierung zu diesen Zwecken wirken muß, in gesetzgebende (legislative) und ausübende (executive) Gewalt, welche in der Oberaufsicht sich verbinden. T.

Höhenkreis oder **Almucantarath** oder **Almikanter**. Der Himmel erscheint uns als ein weites Kreisgewölbe, und die Sterne an demselben unendlich weit von uns entfernt. Um die Lage der Sterne am Himmelsgewölbe zu bestimmen, mißt man ihr Azimuth und ihre Höhe, d. i. ihren Höhenwinkel. Man denke sich einen Kreis durch den Stern und durch das Zenith und Nadir unsers Beobachtungsortes, so ist der Bogen dieses Kreises zwischen dem Stern und dem Horizonte der Höhe des Sterns oder dem Höhenwinkel gleich. Denkt man sich durch den Stern einen Kreis gelegt, mit dem Horizont parallel, so heißt dieser der Höhenkreis des Sternes, so daß alle Sterne, die gleiche Höhe haben, auch in demselben Höhenkreise liegen. L.

Hohenlinden, ein bayerscher Ort zwischen Ampfing und München, in der Kriegsgeschichte merkwürdig durch die Schlacht zwischen den französischen und österreichischen Truppen unter dem Befehl Moreaus und des Erzherzogs Johann, welche hier am 2ten und 3ten Dec. 1800 zum Nachtheil der österreichischen Armee geliefert wurde. Die erste Vorrückung der österreichischen Armee war ungemein glücklich, aber am 3ten December fand (fast in derselben unglücklichen Gegend, wo einst Friedrich der Schöne wider Ludwig den Bayern den Sieg, die deutsche Krone und die Freiheit verlor) der entscheidende Kampf selbst Staat. Eine Reihe von Verwirrungen kostete den Österreichern fast ihre ganze Artillerie und bei 40,000 Mann. Man hatte dem wackern Erzherzog Johann, damals eben 18 Jahr alt, den Feldzeugmeister und General-Genie-Director, Baron Lauer, zur Seite gegeben, einen guten Kriegsbaumeister, der aber durch die Leitung der Operation Wurmsers auf Mantua einen bösen Vorschmack seiner Talente als Stratege gegeben hatte. Dies war eine unglückliche Wahl, so wie die des General-Quartiermeisters, des leichtsinnigen und bloß intriguanten Obrist Weyrotters Der Erzherzog Johann that, was

bei seinem Alter und seinem Mangel an Erfahrung nur möglich war, und ihm konnte das herbe Unglück dieses Tages auf keine Weise zugeschrieben werden.

Hohenlohe. Noch sind in Franken, nicht fern von Hollach und Uffenheim, die Ruinen der Burg Hohenlohe zu sehen. Dorther stammen die ehemaligen Grafen, nun Fürsten von Hohenlohe, die Nachkommen Herzogs Eberhard von Franken, Bruders des deutschen Königs Konrad I., deren erster unter dem Namen Erato im neunten Jahrhundert vorkommt. In zwei Linien blühte ehedem dies Haus, die sich Hohenlohe-Brauneck und Hohenlohe-Hohenlohe nannten. Nachdem aber die erstere 1390 beim Absterben der Gebrüder Konrad und Gottfried erloschen war, theilte sich die hohenlohische 1. in die oberländische zu Weikersheim und Schillingsfürst und 2. in die unterländische zu Neuenstein und Waldenburg; aber auch jene, die oberländische, erlosch (1546) mit dem Grafen Wolfgang, so wie mit der unterländischen der Zweig von Neuenstein (1550) mit Grafen Albrecht verblühte. Die drei Söhne des verbliebenen Grafen Georg zu Waldenburg theilten das ganze ihnen zugefallene Erbe; es erhielt der älteste, Ludwig Casimir, die neuensteinischen Lande, der zweite, Eberhard, die waldenburgischen, und der jüngste, Georg, Weikersheim und Schillingsfürst; doch des Letztern Leben war nur kurz, und Weikersheim fiel nun an Casimir, so wie Schillingsfürst an Eberhard, wodurch die noch bestehenden beiden Hauptlinien, die neuensteinische oder evangelische, und die waldenburgische oder catholische, gegründet wurden. Zu der neuensteinischen oder evangelischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Langenburg (Resid. Langenburg), Hohenlohe-Jugelfingen (Residenz Öhringen), Hohenlohe-Kirchberg (Resid. Kirchberg); diese drei Linien besitzen etwa die Hälfte des Fürstenthums Hohenlohe, ferner die obere Grafschaft Gleichen unter Gothaischer Hoheit, und Ingelfingen mehrere mittelbare Herrschaften in Sachsen und in der Lausitz; zu der waldenburgischen oder catholischen Hauptlinie gehören die Linien: Hohenlohe-Bartenstein zu Bartenstein, Hohenlohe-Jaxtberg zu Jaxtberg und Hohenlohe-Schillingsfürst. Sie besitzen die zweite Hälfte des Fürstenthums Hohenlohe und außerdem die vormaligen würzburgischen Oberämter Jaxtberg, Haltenbergstetten, Laudenbach und Braunsbach. Als die Kaiser Carl VII. und Franz I. (1744 und 1764) die Abstammung der Grafen Hohenlohe aus dem herzoglich fränkischen Geblüt anerkannt hatten, wurden sie in den Reichsfürstenstand und ihre Lande zu unmittelbaren Fürstenthümern erhoben. Der Reichsreceß vom Jahr 1803 verlieh ihnen auch drei Stimmen im Reichsfürstenrathe; allein die Auflösung des deutschen Reichskörpers, welche auch jenen Fürstenrath vernichtete, und die Acte des rheinischen Bundes machte die Fürsten von Hohenlohe zu Vasallen, theils des Königs von Bayern, theils des Königs von Würtemberg, welcher Letztere (im Juni 1808) ihnen das Kron-Erb-Marschallamt in seinem Königreich ertheilte. Die Fürsten von Hohenlohe sind auch, nachdem der Rheinbund wieder aufgehört hat, mediatisirt geblieben. Die Succession geschieht in diesem Hause nach dem Recht der Erstgeburt, das bei den verschiedenen Linien zu verschiedenen Zeiten eingeführt worden ist; ein Hausgesetz gibt dem ältesten Fürsten des Gesammthauses das Seniorat. Das Fürstenthum Hohenlohe enthält 22 Quadratmeilen mit 64,000 Einwohnern, davon der bei weitem größere

Theil mit 61,000 Einwohnern unter königlich würtembergischer Landeshoheit steht und zu dem Jartkreise dieses Konigreiches geschlagen ist; und ein Theil der hohenlohe-schillingsfürstlichen Besitzungen mit 3000 Einwohnern steht unter königlich bayerscher Hoheit, und gehört zu dem Rezatkreise dieses Königreiches. Das Fürstenthum Hohenlohe wird von den Flüssen Kocher, Jart, Tauber und Wernitz bewässert. Der größte Theil besteht aus schönen großen Thälern, durch welche nur Berge von mittelmäßiger Höhe ziehen, die auf der Südseite viele Weinberge, und auf der Nordseite gute Getraidefelder und auf ihren Höhen die trefflichsten und wildreiche Waldungen tragen. Der Ackerbau und Weinbau werden daher stark getrieben, vorzüglich wichtig aber ist die Rindviehzucht und der Handel damit äußerst ansehnlich und einträglich. Vorzüglich wird in dem Städtchen Künselsau ein bedeutender Viehhandel nach Straßburg und von da nach andern französischen Städten getrieben. Auch hat das Land einträgliche Eisenbergwerke, Gyps, Kalk, Salz und Mineralwasser. Vor der Mediatisirung dieses Landes schätzte man die jährlichen Einkünfte der sämmtlichen Fürsten auf 470,000 Fl.

Hohenlohe-Bartenstein-Jartberg, jüngere Linie des Hauses Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, von der waldenburger Hauptlinie. Der Stifter dieser neuen Nebenlinie zu Jartberg, seit dem 23. Februar 1803, Fürst Carl Joseph Ernst Justin, geb. den 12. December 1766, königlich französischer und kaiserlich russischer Generallieutenant von der Armee, residirt zu Haltenbergstetten. Er ist der jüngere Bruder des Fürsten Ludwig Aloys, und war stets wie dieser ein treuer Anhänger des Hauses Bourbon. Daher commandirte er ein Regiment Hohenlohe in der Armee des Prinzen Condé. Im J. 1795 stand Prinz Carl mit dem Regimente im Breisgau. Hier ernannte ihn der Regent von Frankreich Monsieur, zum Lohn für seinen Eifer zum Marechal de Camp und gab ihm den Ludwigs-Orden. Wegen Kränklichkeit trat der Prinz das Commando seines Regiments an den Chevalier Durand ab. Im Jahr 1796 verlor es in den Gefechten bei Schussenried, Biberach u. s. w. an 400 Mann, darunter 42 Officiere. Als die Legion Hohenlohe 1797 mit dem Condéschen Heere in russische Dienste trat, erhielt Prinz Carl vom Kaiser Paul I., mit dem er durch seine Gemahlin (Henriette, Herz. Ludwig Eugens v. Würtemberg Tochter) verwandt war, den Grad eines Generallieutenants, doch konnte er nach den dortigen Verhältnissen die Legion nicht selbst commandiren, sondern mußte sie abermals dem Chevalier Durand übergeben. Der König Ludwig XVIII. schrieb an ihn bei dieser Gelegenheit, daß er ihn und sein Corps fortdauernd als in seinen Diensten stehend betrachte, indem er letzteres dem Kaiser von Rußland nur darleihe. — Hielt sich Prinz Carl in seinem Lande auf, so übte er stets gegen die Opfer der französischen Revolution jede Art von Gastfreundschaft aus. Seine Schlösser standen jedem Unglücklichen offen. Eins derselben nahm ein ganzes Seminarium von St. Sulpice auf, welches Deutschland viele Priester gab, und nach 20 Jahren in den Schooß der französischen Kirche zurückkehrte. Als dem Prinzen Carl sein erster Sohn geboren wurde, bat er den König Ludwig XVIII., desselben Taufzeuge zu seyn, was dieser mit dem Wunsche that, daß sein Taufsohn einst die edle Gesinnung seines Vaters erben möchte. Ungeachtet seiner Verwandtschaft mit dem König von Würtemberg weigerte sich Prinz Carl standhaft, unter den Fahnen des Rheinbundes für die Sache Bonapar-

te's zu kämpfen. Nach der Rückkehr des Königs auf den Thron von Frankreich bot er ihm seine Dienste an, und erhielt von ihm im Jahr 1815 den Grad eines Generallieutenants, so wie für den Erbprinzen, den Pathen des Königs, (Ludwig Albrecht Constantin, geb. den 5. Juni 1802), die Erlaubniß, die Uniform der Legion seines Oheims, des Prinzen Ludwig, zu tragen.

Hohenlohe-Ingelfingen (Friedrich Ludwig, Fürst von), welcher als preußischer Feldherr in der Geschichte der preußischen Armee eine denkwürdige Rolle gespielt hat, war 1746 den 31. Januar geboren und succedirte seinem Vater im J. 1796, so wie seinem Vetter, Fürsten Ludwig Friedrich Carl zu Öhringen in einem Theile seiner Lande. Er begleitete den König von Preußen 1791 nach Pilnitz. Im Kriege gegen die Franzosen commandirte er 1792 eine Division; ruhmvoll waren für ihn 1793 die Treffen bei Oppenheim, Pirmasens, Hornbach und sein Antheil an der Wegnahme der weißenburger Linien; 1794 errang er einen glänzenden Sieg bei Kaiserslautern, wurde 1795 zu einer Beredung mit dem österreichischen General Seckendorf über die Fortsetzung des Kriegs gegen Frankreich abgesendet, und erhielt das Commando über den Neutralitätscordon an der Ems, ward wirklicher General der Infanterie, später auch Generalinspecteur der schlesischen und fränkischen Truppen, und erhielt das Bürgerrecht der Stadt Frankfurt am Main. Im Febr. 1796 gelangte er durch den Tod seines Vaters zur Regierung, blieb aber in seinen Dienstverhältnissen zu Preußen. Der König gab ihm als ein Zeichen seiner Achtung einen goldenen mit Diamanten besetzten Degen. Im Jahr 1804 ward er Statthalter der fränkischen Fürstenthümer und Commandant von Breslau. Als 1805 Preußen für gut fand, seine Armee über die Elbe gegen Franken vorrücken zu lassen, commandirte der Fürst ein Corps zwischen der Saale und dem thüringer Walde, und als 1806 der Krieg mit Frankreich wirklich losbrach, stand er an der Spitze des Corps, dessen Avantgarde unter dem Prinzen Louis Ferdinand bei Saalfeld geschlagen wurde, das endlich an jenem verhängnißschweren 14ten October dem damals noch nie besiegten Gegner, dessen Operationen von einem Zusammentreffen widriger Umstände so sehr zum Nachtheile des Fürsten begünstigt wurden, selbst unterliegen mußte. Auf dem Rückzuge nach jener Schlacht erhielt er das Generalcommando, und führte nun die Trümmer der großen preußischen Armee, die unter ihm bei Magdeburg sich wieder gesammelt hatten, der Oder zu und dem Könige nach, der die preußischen Regimenter sammeln und dann seine ganze Armee mit der allmählig anrückenden russischen vereinigen wollte. Doch der Fürst konnte dem Schicksale nicht entgehen, das er selbst ahnete; die Lage des von ihm entfernten Generals Blücher gestattete diesem nicht, den erhaltenen Befehl des Fürsten, „sich mit ihm zu vereinigen," zu vollziehen und so, ohne Cavallerie, außer Stand, mit einer durch Märsche und Mangel abgematteten Infanterie in einen Kampf mit dem in aller Hinsicht überlegenen Feind sich einzulassen, sah er sich genöthigt, am vierzehnten Tage nach der Schlacht von Jena zu Prenzlau, 7 Meilen von Stettin, am (28sten October 1806) mit 17,000 Mann zu capituliren. Er sandte dem Könige seine Rechtfertigungsschrift wegen seines Schrittes, und ging auf sein Ehrenwort auf seine Güter nach Schlesien, nachdem er alle seine bisher bekleideten Stellen niedergelegt, die Regierung seiner hohenlohischen Lande aber schon den 20sten August 1806 an seinen ältesten Sohn, den Fürsten August von

Hohenlohe-Öhringen, abgetreten hatte. Nach einem später erfolgten unfreiwilligen Aufenthalt in Frankreich kam er nach Oberschlesien zurück, wo er auf seinem Gute Schlawentitz (oder Schlawentschütz) in stiller Zurückgezogenheit lebte, und den 15ten Februar 1818, 72 Jahr alt gestorben ist. Sein Sohn, Fürst August von Hohenlohe-Öhringen ist königlich würtembergischer Generallieutenant und residirt zu Öhringen.

Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein, die ältere Linie der waldenburger Hauptlinie, deren Senior jetzt der Fürst Ludwig Aloys Joachim (geb. den 18ten August 1765) ist. Er überließ im November 1806 seine Besitzungen seinem ältesten Prinzen Carl August Theodor. Fürst Ludwig Aloys ist mit der Ancienetät vom 28sten Februar 1806, königlich französischer Generallieutenant und Ober-Colonel der ausländischen Legion, oder der Legion von Hohenlohe, und lebt gegenwärtig zu Lüneville. Das Haus Hohenlohe hat zu allen Zeiten Fürsten gehabt, die der Krone Frankreich sehr ergeben waren; so unter der Regierung Franz I., Heinrichs IV., und während der Regentschaft der Anna von Österreich, wie in den Zeiten der Revolution. Daher erlaubten die Fürsten von Hohenlohe, ungeachtet der dringenden Abmahnungsschreiben von Seiten des Kaisers, des Königs von Preußen (vom 8ten März 1792) und des fränkischen Kreises, daß in ihren Landen die französischen Ausgewanderten, namentlich die Legion Mirabeau, im Jahr 1791 sich aufhalten konnten; letztere ward von ihnen mehrere Monate hindurch unterstützt. Endlich schlossen sie den 3ten Februar 1792 mit dem Regenten Monsieur und dem Grafen Artois eine Capitulation, nach welcher zwei Regimenter Fußvolk in ihren Landen geworben wurden, das eine von dem regierenden Fürsten von Hohenlohe, dem Vater der Prinzen Ludwig und Carl, das andere von ihrem Großoheim, dem Fürsten von Hohenlohe-Schillingsfürst. Die Prinzen Carl und Ludwig waren als Obersten die Eigenthümer dieser Regimenter und führten sie im April unter die Fahnen des Prinzen von Condé. Beide Corps mußten im Laufe jener mörderischen Feldzüge oft ergänzt werden, und zu ihrem Unterhalte brachten die Häuser Hohenlohe-Bartenstein und Schillingsfürst beträchtliche Opfer. Die hohenlohischen Truppen zeichneten sich in mehreren Treffen durch Tapferkeit aus. Prinz Ludwig focht in der Vorhut des Heeres des Prinzen Condé, und stellte sich selbst an die Spitze der Stürmenden bei dem Angriff auf ein verschanztes Lager in den weißenburger Linien, wo er 5 Kanonen eroberte, und den Sieg entschied. Am Ende des Feldzugs von 1793 traten beide Regimenter in eins vereinigt in holländische Dienste, wo sie die Bommel-Insel vertheidigten. Als hierauf der Feind über die zugefrorne Maas gegangen war, sah sich das Regiment Hohenlohe umzingelt; es schlug sich aber durch, zog sich hinter die Waal, und Prinz Ludwig machte vierzehn Stunden weit, unaufhörlich in seinen Flanken und im Rücken angegriffen, einen meisterhaften Rückzug. Von 1400 Mann, so stark war das Regiment im Anfange des Feldzuges, blieben ihm jetzt nur noch 300. Das Haus Hohenlohe machte neue Anstrengungen, um es wieder herzustellen. Damals schrieb der Regent aus Verona (den 28sten Mai 1795) an den Prinzen von Bartenstein, daß, wenn einst der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet sey, ein Regiment Hohenlohe im französischen Dienste ein dauerndes Denkmal der treuen Anhänglichkeit des Hauses Hohen-

lohe an die Sache der Bourbons werden solle. Dies ging 22 Jahre später in Erfüllung. — Prinz Carl übernahm jezt das Regiment, welches nun fortwährend bei dem Condéschen Armeecorps stand, bis dieses im Jahr 1801 aufgelös't wurde. Prinz Ludwig aber trat in kaiserlich österreichische Dienste. Er warb Truppen im Hohenlohischen, die zu dem Heere unter Clerfait stießen, und nahm als commandirender Oberster des Regiments Kerpen an den Feldzügen von 1796, 1797 und 1798 Theil. Im Jahr 1799 diente er als Generalmajor unter dem Erzherzog Carl. Im J. 1806 ward er Generallieutenant, und 1807 Gouverneur von beiden Gallizien. Napoleon ließ ihm die Wiederherstellung der Souverainetät von Hohenlohe anbieten, wenn er zum Rheinbunde träte; allein der Prinz lehnte dies ab, worauf sein Fürstenthum dem Königreich Würtemberg einverleibt wurde. In dem Feldzuge von 1814 commandirte Prinz Ludwig eine Heerabtheilung zu Troyes, wo er die weiße Fahne aufpflanzen ließ, und mehrere Anhänger des Hauses Bourbon (z. B. den Herrn von Widrange) der Rache Napoleons entzog. Derselbe Eifer für das französische Königshaus bewog den Prinzen Ludwig, im Jahr 1815, — als der Verlust seiner Regentenhoheit entschieden und die von ihm und funfzehn andern ehemals regierenden Reichsfürsten und Reichsgrafen den 30sten Januar 1815 dem Congreß zu Wien übergebene Verwahrung ihrer Rechte und Bitte um Wiedereinsetzung ohne Erfolg geblieben war, — den König von Frankreich zu bitten, ihn, zur Belohnung für die geleisteten Dienste, unter die Zahl seiner Unterthanen als Franzosen aufzunehmen. Ludwig XVIII. bewilligte ihm dies nicht nur, sondern ernannte ihn auch zum Commandeur des St. Michael- und des heil. Geistordens, ertheilte ihm den Rang eines Generallieutenants, machte ihn zum Inspecteur der Infanterie und wies ihm und seiner Familie als beständigen Wohnsitz das Schloß zu Lüneville an. Zugleich befahl der König von Frankreich, daß die ausländische Legion fortan den Namen Legion Hohenlohe führen und Prinz Ludwig der Obercolonel derselben seyn solle. Als Großmeister des hohenlohischen Hausordens vom Phönix hat Prinz Ludwig diesen Orden mehrern Franzosen und andern Kriegern ertheilt, die unter ihm für die Sache der Bourbons gekämpft haben. Der König von Frankreich bestätigte denselben und bestimmte die Zahl der Ritter und Commandeurs. Endlich ist Prinz Ludwig Präsident einer Wohlthätigkeitsanstalt, welche die Prinzessin von Hohenlohe, seine zweite Gemahlin, eine geborne Gräfin von Salm-Reiferscheid, zu Lüneville gestiftet hat.

Höhenmessung, Höhenwinkel. Das einfachste Mittel, die Höhe eines Gegenstandes, z. B. eines Thurmes oder Baumes, zu messen, wäre offenbar durch Anlegung von Maßstäben oder durch die Meßschnur. Zu dieser Art von unmittelbaren Höhenmessungen ist noch das Nivelliren zu rechnen. (S. Nivelliren.) Dazu würde aber erfodert, daß man überall zu dem Gegenstande hingelangen könnte. Ist nun dies nicht möglich, so muß man zu trigonometrischen Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen. Kann man noch geradezu zu dem Fuße des Gegenstandes gelangen, so messe man von hier aus in der Horizontalebene eine gerade Linie von gewisser Länge, und an dem Endpunkte dieser Linie messe man in der Verticalebene, die man sich durch den Gegenstand gelegt denkt, den Winkel, den die Gesichtslinie zu der Spitze des Gegenstandes mit der Horizontallinie macht, das heißt den Höhenwinkel; alsdann

läßt sich, nach den Lehrsätzen der Trigonometrie, in dem verticalen Dreiecke aus der gemessenen Grundlinie und Winkel und dem rechten Winkel, den der Gegenstand, dessen Höhe man messen will, senkrecht aufgerichtet bildet, die andere Seite des Dreiecks oder die Höhe des Gegenstandes selbst finden. Kann man aber von keiner Seite geradezu zu dem Fuße des Gegenstandes selbst gelangen, wie z. B. bei einem Berge, so messe man in einiger Entfernung davon eine gerade Linie, welche verlängert den eigentlichen Fuß treffen würde; an den beiden Endpunkten der gemessenen Linie messe man ferner die Höhenwinkel der Spitze des Gegenstandes, und dann läßt sich wieder aus diesen gefundenen Größen, nach trigonometrischen Sätzen, die Höhe selbst berechnen. Kann man endlich auch keine gerade Linie messen, die verlängert den Fuß des Gegenstandes selbst träfe, so hat man nur irgend eine andere gerade Linie zu bestimmen, an ihren beiden Endpunkten die Höhenwinkel zu messen, und nun noch an einem dritten Punkte, dessen Lage gegen die beiden vorigen Punkte man kennt oder sucht, wieder den Höhenwinkel zu bestimmen, woraus sich dann auch die Höhe selbst berechnen läßt. Bei allen diesen Messungen liegt aber die Voraussetzung zum Grunde, daß man alle jene erwähnten Stücke in der Horizontalebene, die durch den Fuß der Höhe geht, messen könne. Ist dies nicht der Fall, so muß man bei den in einer andern Ebene gemessenen Linien und Winkeln erst ihre Abweichung von der Horizontalebene bestimmen, und daraus dann die Höhe des Gegenstandes berechnen. Die Kenntniß und Benutzung einiger physikalischen Gesetze macht aber die Höhenmessungen noch auf einem andern Wege als dem so eben angezeigten, rein geometrischen, möglich. Da aus der Physik bekannt ist, daß ein schwerer Körper in einer gewissen Zeit immer durch eine bestimmte Höhe fällt, daß er in dem ersten Zeittheil von der Länge einer Secunde durch 15,015 pariser Fuß fällt, in der zweiten Secunde durch viermal 15,015 oder 60,060 Fuß, in der dritten durch neunmal 15,015 oder 135,135 u. s. w., daß man, um die Höhe zu erfahren, durch welche ein Körper nach einer bestimmten Zahl von Secunden gefallen ist, das Quadrat der Secundenzahl mit 15,015 pariser Fuß multipliciren muß, so läßt sich nun, wenn man die Zeit beobachtet, welche ein schwerer Körper, den man von einem Thurm oder in eine Grube fallen läßt, gebraucht, um zur Erde zu gelangen, aus der beobachteten Zeit die Höhe des Thurms oder die Tiefe der Grube, jedoch nur ungefähr, berechnen. Eine andere Art von Höhenmessung ist folgende. Indem es als ein in der Physik erwiesenes Gesetz gilt, welches von seinem Erfinder Mariotte das Mariottische heißt, daß die Dichtigkeit oder Schwere der Luft genau sich verhält, wie der Druck unter dem sie steht; daß die Schwere der Luft also desto mehr abnehmen muß, je höher man in der Atmosphäre steigt, weil dann auch die Menge der Luft, welche auf die untere drückt, immer mehr abnimmt, so mußte es nur ein leichtes Mittel geben, in den verschiedenen Höhen die Schwere der Luft genau zu bestimmen, um dann aus dem Unterschiede dieser Schwere die Höhe der verschiedenen Örter über einander gegenseitig zu berechnen. Dieses leichte Mittel nun, die Luft abzuwiegen, hat man in dem Barometer, da dasselbe immer die Höhe der Quecksilbersäule anzeigt, welche einer Luftsäule von demselben Umfange, die bis ans Ende der Atmosphäre reicht, das Gleichgewicht hält, d. h. eben so schwer ist, als diese. Kennt man nun das Verhältniß der specifischen Gewichte der Luft und des Quecksilbers, so läßt sich leicht berechnen, wie hoch man in der Atmosphäre gestiegen ist. Weil

indeß das Gesetz nicht genau bekannt ist, nach welchem die Wärme der Luft in den großen Höhen abnimmt, so wird man sehr zufrieden seyn müssen, wenn man bei einer einmaligen Messung einer Höhe von 200 Fuß nur um etwa einen Fuß fehlt, welches bei den größten uns bekannten Höhen, wie der des Chimborasso und den noch größern, welche Gay-Lussac mit seinem Luftballon erreichte, von etwa 20,000 Fuß, doch nur den, bei einer so großen Höhe sehr unbedeutenden Fehler von 100 Fuß erzeugen würde. An von einander entlegenen Orten pflegt man Jahre hindurch täglich die Barometerstände zu beobachten, und daraus das Mittel, oder den sogenannten mittlern Barometerstand für diese Orte herzuleiten, aus deren Unterschied man dann den Unterschied der Höhen der Orte selbst und auch ihre Höhe über dem Meere berechnen kann, da genaue Beobachtungen den mittlern Barometerstand an der Oberfläche des mittelländischen Meeres zu 2818 pariser Zoll gegeben haben. Noch ist ein anderes Mittel zu erwähnen, welches dienen kann, die ungefähre Höhe eines Thurmes oder Hauses zu bestimmen, indem man bei Sonnenschein die Länge des Schattens mißt, den der Thurm wirft, und zu gleicher Zeit die Schattenlänge eines senkrecht aufgestellten Stabes, oder einer Mauer, deren Höhe bekannt ist. Dann verhält sich die Schattenlänge des Stabes zu der des Thurmes, wie die Höhe des Stabes zu der zu findenden Höhe des Thurmes. Hiebei muß man aber auch zu dem Fuße des Gegenstandes selbst gelangen können, und die unsichere Gränze des Schattens läßt wenig Genauigkeit zu. L.

Höhenrauch oder Heerrauch, ein anhaltender, weit sich verbreitender trockner Nebel, der aus schweflichen und andern Dünsten besteht und die Luft trübe und weniger durchsichtig macht, so daß die Sonne bleich erscheint. Er heißt auch Landrauch, Sonnenrauch.

Hohenstaufen. In der Schlacht bei Merseburg (1080) zwischen Kaiser Heinrich IV. und dem Gegenkönige Rudolph von Schwaben, zeichnete Ritter Friedrich von Staufen, Herr zu Hohenstaufen in Schwaben unweit Göppingen, sich unter den Augen des Kaisers, seines Herrn, so mannhaft aus, daß dieser ihm das Herzogthum Schwaben verlieh und seine Tochter Agnes zur Gemahlin gab. So ward der erste Grundstein zur nachmaligen Größe eines Hauses gelegt, dessen Erhebung und Verlöschen die wichtigsten Epochen in der Geschichte des deutschen Reichs bezeichnen. Als Herzog Friedrich (1105) starb, hinterließ er zwei Söhne, Friedrich und Konrad; der erstere folgte ihm als Herzog von Schwaben, und Konrad ward einige Jahre darauf (1116) von seinem Oheim, Kaiser Heinrich V., mit dem neuen Herzogthum Franken ausgestattet, welches dieser aus der schon 1057 heimgefallenen nordbayerschen Markgrafschaft errichtet hatte. Nach dem Tode Kaisers Heinrich V. (23. Juli 1125), der den Mannsstamm des fränkischen Kaiserreichs beschloß, schienen seine beiden Neffen, Friedrich II. (der Einäugige), Herzog von Schwaben, und Konrad, Herzog von Franken, Hoffnung zur deutschen Krone zu haben; aber eben ihre Verwandtschaft mit dem verstorbenen Kaiser war Ursach, daß die beiden Directoren des Wahlgeschäftes, Erzbischof Adalbert von Mainz und der päpstliche Legat, Cardinal Gerhardt, ihm zuwider waren, und daß Lothar von Sachsen (1125) zum Könige ausgerufen wurde. Sowohl dies als zunächst auch des neuen Kaisers Zurückfoderung der unter der vorigen Regierung an die Hohenstaufen gekommnen Besitzungen entzün-

dete einen heftigen Krieg zwischen ihm und den Gebrüdern Hohenstaufen. Fast ganz würde Lothar in diesem Kampf unterlegen haben, hätte er nicht durch enge Vereinigung mit Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, dem er seine Tochter und das Herzogthum Sachsen gab, sich gerettet; denn nun konnte Friedrich II. der ihm überlegnen Macht beider nicht mehr widerstehen, da sein Bruder Konrad von Franken nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande einen Zug nach Italien, wo er sich (1128) zum König ausrufen ließ, unternommen und so seine Macht nicht mit Friedrichs Macht vereinigt hatte. Der Friede von Mühlhausen (1135) zwischen Lothar und Konrad machte endlich dieser zehnjährigen Fehde ein Ende, Konrad verzichtete auf den Titel als italienischer König, erhielt aber unter den Herzogen den ersten Rang, und, so wie sein Bruder, alle Länder zurück. Das achtbare Haus der Hohenstaufen war einmal zur Krone vom Schicksal bestimmt. Nach Lothars Tode (1137) wurde Herzog Konrad von Franken auf Deutschlands Thron erhoben (22. Febr. 1138 gewählt und den 6. März d. J. gekrönt); Erzbischof Adalbert von Trier und der päpstliche Legat, Cardinal Theodoin, vollbrachten dieses Werk; denn Konrad, klug und gewandt, hatte die geistlichen Stände während Lothars Regierung für sich zu gewinnen gewußt, und schien Allen weniger gefährlich, als sein Nebenbuhler — Herzog Heinrich der Stolze von Sachsen und Bayern, dessen große Macht man fürchtete. Der unauslöschliche Haß der Welfen gegen die Hohenstaufen (Gibellinen, Weiblinger), dessen erster Keim in jener Verbindung Herzogs Heinrich mit Lothar schon lag, wurde dadurch noch mehr entzündet, daß Kaiser Konrad III. den Herzog Heinrich den Stolzen in die Acht erklärte, seine gesammten Lehen einzog und anderweit verlieh, da dieser seiner Verordnung, das Herzogthum Sachsen, Toscana und einige andere italienische Besitzungen aus dem Grunde abzutreten, „weil es gegen die deutsche Verfassung sey, daß ein Fürst zwei Herzogthümer besitze," sich nicht hatte unterwerfen wollen. Über 300 Jahre lang dauerte der mit diesem kaiserlichen Urtheil begonnene Zwist zwischen beiden Häusern, der über Deutschland und Italien so viele Leiden brachte. Das Vertrauen, welches man allgemein im Reiche zu den Hohenstaufen hatte, leitete nach Konrads III. Tode (15. Febr. 1152) die Wahl auf seinen Neffen, Herzog Friedrich III. von Schwaben, Sohn Friedrichs II. (des Einäugigen), der nun in der Reihe der deutschen Könige Friedrich I., mit dem Beinamen Barbarossa, der Rothbart, hieß (s. d. Art.). Friedrich I. hatte durch seine stets anwachsende Macht in Italien die Eifersucht und den Haß des Papstes sich zugezogen; hierin lag wohl der wichtigste Grund, daß seines Sohnes und Nachfolgers, Heinrichs IV. (s. d. Art.), Bemühungen, die deutsche Krone erblich an seine Familie zu bringen, ungeachtet der schon geschehenen schriftlichen Einwilligung von 50 Reichsständen, scheiterten, daß er kaum die Ernennung seines zweijährigen Sohnes Friedrich zu seinem Nachfolger erlangte (1196). Der päpstliche Widerwille gegen die Hohenstaufen bewirkte nach Heinrichs IV. Tode (1197), daß dem, während der Minderjährigkeit des jungen, als König anerkannten, Friedrich II., zum Reichsverweser ernannten Oheim desselben, Herzog Philipp von Schwaben, erstlich Herzog Berthold von Zähringen, sodann aber Graf Otto von Poitou (Otto IV.) gegenüber gestellt wurde. Philipps Ermordung durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach (21. Juni 1208) verschaffte zwar Otto IV. auf einige Jahre die alleinige Regierung;

allein als er seine kaiserlichen Rechte in Italien geltend machen wollte, lud er den Unwillen des darüber erstaunten Papstes, Innocenz III., so sehr auf sich, daß dieser des jungen Königs Friedrich in Sicilien, den Otto IV. bekriegte, sich annahm, den Kaiser in den Bann that und eine große Partei in Deutschland selbst gegen ihn anfeuerte. König Friedrich zog nun nach Deutschland, ließ sich zu Aachen krönen, und ward nach Otto's IV. Tode (19. Mai 1228) Alleinherrscher als Kaiser Friedrich II. oder der Große (s. d. eigenen Art.). Noch bei seinem Leben hatte er (1237) seinen zweiten Sohn Konrad zum römischen König wählen lassen, nachdem sein Erstgeborner, Heinrich, in der Gefangenschaft, die er durch Empörung gegen seinen Vater sich zugezogen hatte (1242), gestorben war. Konrad IV. ward auch nach seines Vaters Tode von den mehresten deutschen Ständen als König anerkannt, allein der Haß des Vaticans brach nun mit aller Macht über ihn allein los. Innocenz IV. that ihn in den Bann, erklärte ihn aller Länder verlustig und verfolgte ihn mit unversöhnlichem Haß. Doch schien das Glück den Hohenstaufen nicht ganz verlassen zu wollen; die vom Papst erwählten Gegenkönige, Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland, hielt Konrad, der übrigens viele persönliche Freunde in Deutschland besaß, im Zaume, die päpstliche Armee ward von ihm geschlagen, und schon wollte er in die Lombardei eindringen, als er im Lager bei Lavello (am 21. Mai 1254) starb, man glaubt an Gift, das sein unehelicher Bruder Manfred ihm beigebracht hatte. Dieser Manfred hatte nach Konrads IV. Tode sich der Königskrone von Sicilien bemächtigt, allein er mußte sie nach einem harten Kampf, worin er das Leben verlor, an Carl von Anjou, der vom Papste 1266 zum Könige von Neapel und Sicilien gekrönt worden war, überlassen. Carls harte, grausame Regierung erweckte wider ihn eine starke Partei; die Erinnerung an die edeln Hohenstaufen wachte mächtig wieder auf, und so ward Conradin, Konrads IV. hinterlassener einziger Sohn, aus Bayern, wo er bisher erzogen worden war, berufen, um den ihm rechtmäßig zukommenden Thron zu besteigen. Conradin verpfändete, um die nöthigen Kosten zu einem Zuge nach Italien aufzubringen, mehrere Schlösser und Besitzungen für 2200 Mark Silber, zog an der Spitze einer tapfern Armee, begleitet von seinem Freunde, dem jungen Prinzen Friedrich von Baden, nach Italien, schlug den Usurpator Carl bei Aquileja, am 23. Aug. 1268, hatte aber das Unglück, als er den Feind zu hitzig verfolgte, mit Friedrich und mehreren deutschen Fürsten gefangen zu werden. Der schreckliche Carl ließ ihn nebst seinen Begleitern am 29. Oct. 1268 zu Neapel öffentlich hinrichten. So fiel das theure Haupt des letzten Hohenstaufen; das weltberühmte Geschlecht war mit ihm erloschen! Die Hohenstaufischen Besitzungen fielen an Bayern, Baden und Würtemberg; die herzogliche Würde in Schwaben und Franken hörte auf, und nur der Titel eines Herzogs von Franken ging auf den Bischof von Würzburg über. Unvergänglich ist der Ruhm der Hohenstaufen wegen der politischen Größe, welche besonders die Friedriche durch ihre Weisheit, Güte und Kraft errungen haben, und wegen ihres eifrigen Strebens, Deutschland von der Despotie der Päpste zu befreien, Ordnung unter allen Ständen im Reiche herzustellen, und Handel und Gewerbe zu heben; aber eben so auch wegen der unermüdlichen Sorgfalt, die sie der Cultur der Wissenschaften und Künste widmeten. Geschichte und Dichtkunst wurden vorzugsweise von ihnen befördert. In welchem Geiste z. B. die Geschichte von ihnen geschätzt wurde, erhellt

aus dem Briefe Friedrichs I., worin er seinen Vetter, den Bischof Otto von Freisingen, zu seinem Historiographen ernennt. Beide Friedriche, mit wahrem Sinn für Gerechtigkeit erfüllt, erwarben sich unendliche Verdienste um die Justizpflege; die Gerechtsame des Unterthanen, selbst gegen den Thron, ließen diese Kaiser, so wie ihre eigenen Rechte in bürgerlichen und geistlichen Dingen, genau bestimmen. Astrologie, Astronomie, Physik, Philosophie, Erdbeschreibung und vorzüglich auch Poesie waren die Gegenstände, welche mitten unter den erhabensten Planen und selbst im Getöse der Waffen von den Friedrichen mit Eifer und Liebe beachtet wurden. Die berühmtesten poetischen Turniere wurden von ihnen zuerst angeordnet, und von dem erfreulichsten Einflusse war die enge Verbindung der deutschen Dichter mit den Sängern aus Neapel und Sicilien, seit diese Staaten den Hohenstaufen gehörten. Friedrich II., der ohnehin für die deutsche Sprachcultur sehr besorgt war, daher er auch die Reichstagsbeschlüsse in deutscher Sprache abfassen ließ, errichtete sogar große Singschulen für die damaligen Minnesänger und gab ein Gesetz, welches die jungen Studirenden auf ihren Reisen nach den Universitäten vor jeder Gewaltthat in Schutz nahm. Daß aber die Cultur des Geistes und der Sitten in dem hohenstaufischen Zeitalter allerdings große Fortschritte machte, lag wohl hauptsächlich darin, daß diese Fürsten das Fortschreiten des nicht aufzuhaltenden Zeitgeistes klar erkannten und die beiden großen Begebenheiten jener Jahrhunderte, die Kreuzzüge und die Errichtung der Hansa, zu benutzen verstanden, so daß aus der glücklichsten Wechselwirkung Großes und Schönes wohl hervortreten mußte. I.

Hohenstaufen, ein sehr hoher Berg im Königreiche Würtemberg, zwischen den Städten Gmünd und Göppingen gelegen, merkwürdig als der Stammsitz des berühmten deutschen Geschlechts, das von ihm seinen Namen führte. Er erhebt sich über dem Bergrücken, der zwischen der Fils und Rems hinstreicht, in pyramidenförmiger Gestalt, an seinem südlichen Abhange liegt ein Marktflecken gleiches Namens. Die Burg Hohenstaufen wurde im Bauernkriege (1525) von den Empörern verbrannt. Man sieht jetzt von ihren Trümmern nichts mehr, als eine wenige Fuß lange niedrige Mauer.

Hohenzollern. Vom alten Bergschlosse Zollern oder Hohenzollern in Schwaben stammt das Geschlecht dieses Namens, dessen ältester bekannter Ahnherr Thassilo, Graf von Zollern war, der gegen das Jahr 800 starb. Sein Nachkomme im achten Geschlecht war Robert II., Graf von Zollern, der im Jahr 1165 lebte, und zwei Söhne hatte, Friedrich IV. und Konrad. Der letztere wurde im Jahr 1200 erster Burggraf von Nürnberg; sein Urenkel, Friedrich III., erhielt 1273 die fürstliche Würde, und das Burggrafthum Nürnberg als erbliches Lehn. Von ihm stammt die königlich preußische Dynastie her. Konrads älterer Bruder, Friedrich IV., pflanzte als Besitzer der väterlichen Erbgüter das Stammhaus Hohenzollern fort. Sein Nachkomme in der achten Generation, Graf Eitel Friedrich IV., geheimer Rath und Oberhofmeister, auch Kammerrichter zu Speier, ward 1507 von Kaiser Maximilian I. mit dem Reichserbkämmereramte beliehen und vertauschte an diesen gegen die Herrschaft Haigerlöch die Herrschaft Räzuns. Sein Enkel, Carl I., den Kaiser Carl V. in Spanien hatte erziehen lassen, erhielt, nach dem Erlöschen des Geschlechts der Werdenberge (1529), die Grafschaften Sigmaringen und Vöhringen. Dieser Graf von Zollern

ward Präsident des Reichshofraths und stiftete (1575) eine Erbvereinigung, nach welcher seine Söhne gemeinschaftlich den Titel und das Wappen der Grafschaften Hohenzollern, Sigmaringen und Vöhringen und der Herrschaften Haigerloch und Wöhrstein führen sollten, das Reichserbkämmereramt aber jedesmal bei dem Senior des Hauses bleiben solle, wenn dieser nicht selbst sich dessen begeben würde. Seine Söhne, Eitel Friedrich VI. und Carl II., theilten sich in das väterliche Erbe also, daß jener Hohenzollern und der jüngere Sigmaringen und Vöhringen erhielt; Friedrich VI. erbaute das Schloß Hechingen und hievon nahm seine Linie den Namen Hohenzollern-Hechingen an, dagegen die seines Bruders von nun an Hohenzollern-Sigmaringen genannt wurde. Graf Johann Georg von H. Hechingen, Friedrichs VI. Sohn, ward vom K. Ferdinand II. in den Reichsfürstenstand erhoben (28sten März 1623), welche Würde in der Folge auch auf den ältesten der sigmaringschen Linie übertragen wurde; Kaiser Leopold II. verlieh endlich (1692) auch, doch mit Ausnahme der Seitenlinie Haigerloch, den nachgebornen Söhnen den Fürstentitel. Das Stammland Hohenzollern war also nun eine gefürstete Grafschaft, welche mit allen ihren Regalien, Nutzungen, Herrschaften, Zöllen ein ganz freies Eigenthum und weder vom Kaiser noch vom Reiche lehnbar sey; nur den Blutbann sollten die Fürsten vom Kaiser zur Lehn tragen. Johann Georgs Nachkommen waren: Eitel Friedrich, Philipp Friedrich Christoph, Friedrich Wilhelm (und dessen Bruder Hermann Friedrich), Friedrich Ludwig, Joseph Wilhelm, Hermann Friedrich Otto und der jetzt (seit 1810) regierende Fürst Friedrich Hermann Otto, (geb. den 22sten Jul. 1776.) Unter dessen Vater, Hermann Friedrich Otto, verlor das Haus die lehnsherrlichen Rechte in den lüttichschen Herrschaften (Geule, Mouffrin und Boilonville) und erhielt dafür im Reichsdeputationshauptschlusse (1803) die Herrschaft Hirschlatt und das Nonnenkloster Mariä Gnadenthal im Dorfe Stetten. Im Jahr 1806 ward der Fürst von Hohenzollern-Hechingen (kaiserlich französischer Obrister) Mitglied des rheinischen Bundes; er erhielt die Souverainität und im Collegium der Fürsten seine Stelle unmittelbar nach Nassau. Im J. 1813 trat er zum deutschen und 1817 zum heiligen Bunde. Die Bevölkerung sämmtlicher hechingschen Besitzungen beträgt 14,000 Einwohner und das Areal 5½ Quadratmeilen. Das ganze Ländchen, von der Starzel durchflossen, ist gebirgig, indem es einen Theil der schwäbischen Alp begreift, doch bringt es in den Thälern (darunter das Killerthal das breiteste und fruchtbarste ist) und an den Abhängen der Berge das für die Consumtion nöthige Getraide hervor, besonders da man auch viele Kartoffeln zieht. Ein Hauptproduct ist auch das Holz. Die Industrie beschränkt sich auf einige Wollenweberei und Baumwollenspinnerei. In diesen Besitzungen liegt das alte Bergschloß Hohenzollern. Die Einkünfte des Fürsten wurden auf 80,000 Gulden geschätzt. Des Grafen Carl II., Stifters der Linie Sigmaringen, Sohn, Johann, erhielt 1638 die fürstliche Würde und von dem Churfürsten Maximilian von Bayern die Herrschaft Schwabeck. Seine Nachfolger waren: Mainhardt I., Maximilian (dessen Bruder Franz Anton in Haigerloch), Mainhardt II., Joseph Friedrich Ernst, Carl Friedrich, und der jetzt regierende Fürst Anton Aloysius Mainhardt Franz, (geb. den 20sten

Juli 1762, folgte seinem Vater den 26sten Dec. 1785). In Folge des lüneviller Friedens verlor er die Feudalrechte in den niederländischen Herrschaften Bormeer, Berg, Dixmüde, Gendringen, Etten, Wisch, Pannerden und Millingen und die Domainen in Belgien, wofür er die Herrschaft Glatt und die Klöster Inzighofen, Klosterbauern und Holeschein erhielt. Auch er ward in den Rheinbund (1806) aufgenommen und erhielt außer der Souverainität die Herrschaft Achberg und Hohenfels, die Klöster Klosterwald und Habsthal und außerdem noch die Souverainität über alle ritterschaftlichen Besitzungen innerhalb seines jetzigen Gebietes und der Territorien im Norden der Donau, namentlich die Herrschaften Gammertingen und Hettingen, die fürstl. fürstenbergischen Herrschaften Trochtelfingen, Jungnau, einen Theil des Amtes Mösskirch, und über die Thurn- und Taxischen Herrschaften Ostrach und Straßberg die Oberhoheit. Das Areal von Hohenzollern-Sigmaringen besteht in 20 Quadratmeilen, die Bevölkerung in 39,000 Einwohnern. Die Donau und die Lauchart durchfließen diese Lande. Der nördliche am linken Donauufer gelegene Theil, von der Alp durchzogen, hat meistens einen steinigen undankbaren Boden, welcher das nothdürftige Getraide nicht hervorbringt, aber reich an Waldungen ist; hingegen der südliche, am rechten Donauufer gelegene Theil enthält viel flaches und fruchtbares Ackerland, so daß viel Getraide ausgeführt werden kann. Eigentliche Fabriken finden sich nirgends. Beide fürstliche Häuser traten 1815 dem deutschen Bunde bei, und haben in der engern Bundesversammlung eine Gesammtstimme mit Lichtenstein, Reuß, Schauenburg, Lippe, Lippe-Detmold und Waldeck. In der weitern Bundesversammlung hat jedes eine besondere Stimme. Die Residenzstädte beider fürstlichen Häuser sind Hechingen und Sigmaringen.

I.

Hohenzollern (Fürst Friedrich Franz Xaver von), geb. den 21sten Mai 1757, Oheim des regierenden Fürsten von H. Hechingen, ist kaiserlich österreichischer wirklicher geheimer Rath, Kämmerer, General der Cavallerie, Inhaber des 2ten Chev. leg. Reg. und Commandirender in Illyrien, Innerösterreich und Tyrol. Er diente als Obrister eines österreichischen Küraß. Reg. mit Auszeichnung 1793 in den Niederlanden, dann seit 1796 als Gen. Maj. in Italien. Hier trieb er, an der Spitze des Vorzugs des Corps von Provera, den General Augereau im Jan. 1797 über die Etsch, schlug bei Angiari unter den feindlichen Batterien Schiffbrücken, und drang, zufolge erhaltenen Befehls, mitten durch die Division Augereau bis Mantua vor, wo er aber am 15ten das Fort St. Giorgio vom feindlichen General Miollis besetzt fand. Nach mehrern heftigen Gefechten, und da der Feldmarschall Alvinzi bei Rivoli geschlagen worden war, sah er sich nebst dem General Provera, mit nur noch zwei Bataillons und sechs Escadrons des Vorzugs, und einer großen Anzahl Geschütz, von fünf feindlichen Divisionen umringt, und mußte mit dem Divisionsgeneral Serrurier eine Capitulation abschließen, kraft welcher diese Avantgarde und die Reste des Proveraschen Corps mit allen militärischen Ehren, wie aus einem festen Platze, abzogen. General Provera und die Officiere wurden kriegsgefangen, jedoch zur österreichischen Armee zurückgeschickt, der Prinz von Hohenzollern aber sogleich auf dem Schlachtfelde gegen den General Fiorillo ausgewechset. Daher erschien der

Fürst schon am 5ten Febr. wieder an der Spitze eines österreichischen Corps bei Conegliano, wo er den Marschall Massena am Übergange über die Piave verhinderte. Im Feldzuge von 1800 eroberte er die Bochetta. Im J. 1805 deckte er am 17ten Oct. den Rückzug des bei Neresheim vom Feinde angegriffenen Generals Werneck, und öffnete seinem Corps den Weg von Trochtelsingen nach Öttingen. Allein der General Werneck folgte ihm nicht dahin, sondern capitulirte; der Prinz hingegen vereinigte sich am 19ten bei Kunzenhausen mit dem Erzherzog Ferdinand, und setzte seinen Dienst bei der Armee fort. In der Schlacht bei Eßlingen und Aspern 1809 commandirte er das dritte österreichische Armeecorps. Er schlug die wiederholten Angriffe der feindlichen Cavallerie zurück, blieb die Nacht unter dem Gewehr, und hielt am folgenden Tage den Hauptangriff der feindlichen Heermassen so tapfer aus, daß der Feind, welcher fünfmal Eßlingen gestürmt hatte, sich zurückziehen mußte. Im Kriege mit Rußland 1812 commandirte er die Cavallerie der Armee von Galizien; im Jahr 1813 nahm er an dem Feldzuge gegen die Franzosen in Sachsen Antheil, so wie im Jahr 1814 an dem Kriege in Frankreich. Das Dict. des homm. viv. führt ohne Grund an, daß der Prinz vom oberrheinischen Departement eine außerordentliche Contribution von 123,000 Fr. als Tischgelder für sich und die Officiere der Truppen erhoben habe. Denn jene Provinz ist nicht von den Truppen, die unter des Prinzen Befehl standen, sondern von einigen alliirten Corps unter verschiedenen Generalen besetzt gewesen, deren Unterhalt von dem Präfecten zu Colmar ausgemittelt wurde, ohne daß weder der Prinz noch sein Armeecorps das Mindeste davon erhielten. Auch von der im niederrheinischen Departement auf den ausdrücklichen Befehl des Fürsten von Schwarzenberg für das combinirte zweite Armeecorps zur Bestreitung der Tafelgelder in Geld erhobenen Contribution hat der Prinz zu Hohenzollern nie einen Heller beziehen wollen.

Hoherofen, Hohofen (Eisenhütte), gehört unter den Schmelzöfen der Metalle in die Classe der Schachtöfen, die ihren Namen davon haben, weil die innere Höhlung derselben, wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Schachten, Schacht genannt wird. Gegenwärtig sind sie bei der eigentlichen Schmelzarbeit die gewöhnlichsten und heut zu Tage wird in ganz Deutschland das Eisenerz darin ausgeschmolzen, nachdem man 1727 in der ehemaligen Grafschaft Mansfeld diese deutsche Erfindung zuerst eingeführt hatte. Wenn der Hoheofen angehen oder angelassen werden soll, schüttet man den ganzen Schacht voll Kohlen und macht unten Feuer, deckt aber die Schachtmündung und alle andern Öffnungen sorgfältig mit eisernen Platten zu, damit die Kohlen sich nur langsam anzünden und den Ofen erwärmen, wozu man bisweilen 10—14 Tage Zeit nöthig hat. Dann wird die Schachtmündung geöffnet und wenn die Kohlen ein wenig niedergebrannt sind, fängt man an, Eisenstein, Kalk, Lehm und oft auch flußbefördernde Zuschläge einzuschütten, und so wird mit Unterhaltung des Feuers und Eisenstein &c. einstürzen Monate lang fortgefahren. Man schmelzt in diesen Öfen entweder über den Sumpf, wenn das Geschmolzene sich im Ofen auf der vertieften Spur so lange verweilt, bis es durch das geöffnete Loch abgestochen wird; oder über das Auge, wenn das Geschmolzene sogleich aus dem Ofen durch das Auge, d. h. die Öffnung, in einen äußern Augentiegel abfließt. X.

Hoherpriester heißt in der deutschen Bibel das Oberhaupt der jüdischen Priesterschaft. Moses übertrug diese Würde seinem Bruder Aaron, in dessen Familie sie in ununterbrochener Reihenfolge forterbte; nach der Unterjochung des jüdischen Volks durch die Seleuciden, Ptolemäer und Römer wurde sie jedoch oft von den fremden Statthaltern nach Willkür ertheilt und ein Gegenstand mancher Cabalen und Rivalitäten; zu den Zeiten Jesu scheint sie sogar von mehrern wechselweis amtführenden Priestern zugleich verwaltet worden zu seyn. Die Wichtigkeit dieser Würde war schon durch die Pracht und Kostbarkeit eines Ornates angedeutet, der unter die vorzüglichsten Kunstwerke des Alterthums gehört. Berühmt ist besonders das Brustschild des Hohenpriesters, Urim und Thummim, d. i. nach Luther Licht und Recht, nach andern Auslegungen hellglänzende Edelsteine genannt, welches aus zwölf in Gold gefaßten, mit den Namen der zwölf Stämme bezeichneten und im Rechteck zusammengefügten Edelsteinen bestand. In diesem Schmuck erschien der Hohepriester als die heiligste und höchste Person im Volke bei seinen Amtshandlungen. Ihm stand die Anordnung und Oberaufsicht des Gottesdienstes, die Verkündigung der Befehle Jehovahs an das Volk, den nur er in wichtigen öffentlichen Angelegenheiten befragen durfte, und die Bewahrung der Nationalheiligthümer zu. Obschon die Justizpflege besondern Richtern übertragen war, entschied er in schwierigen Fällen doch auch weltliche Händel in letzter Instanz, und in Krieg und Frieden konnte ohne seine Zustimmung nichts Bedeutendes unternommen werden. Er hieß vorzugsweise der Priester, der vor dem Herrn steht, und war im eigentlichsten Verstande der Mittler zwischen Jehovah und der Nation. Einmal im Jahre ging er allein in das Allerheiligste der Stiftshütte (später des Tempels), und durch sein Gebet und Opfer bei dieser Feierlichkeit glaubte das ganze Judenvolk mit Gott versöhnt und der Vergebung seiner Sünden theilhaft zu werden; eine Vorstellung, deren Einfluß auf den christlichen Lehrbegriff vom Mittleramte Jesu leicht zu erkennen ist. Wie die römische Hierarchie jene jüdischen Begriffe vom Priesterthum zur Begründung ihres Ansehens zu benutzen und insbesondere die Prärogativen des Hohenpriesters auf den päpstlichen Stuhl überzutragen wußte, geben die Artikel Hierarchie, Klerus und Papstthum näher an. E.

Hohes Lied, oder Lied der Lieder, ist die Überschrift einer Reihe von Liedern und Wettgesängen der Liebe, die zwar im biblischen Canon unter den Salomonischen Schriften stehen und auch, was Sitte, Colorit und Diction betrifft, alle Spuren der Weichheit, Pracht und Üppigkeit des Salomonischen Zeitalters an sich tragen, aber doch wegen der merkbaren Hinneigung ihres hebräischen Idioms zum aramäischen Dialect von Eichhorn und Andern für Producte einer spätern Zeit erklärt werden. Welcher Gattung poetischer Kunstwerke die Ästhetik diese Gedichte zurechnen soll, ist schwer zu bestimmen. Sie machen allerdings als verschiedene Scenen und Situationen einer fortschreitenden Handlung ein Ganzes aus, und als solches streifen sie näher an den Charakter der Idylle als, wie Einige behauptet haben, des Drama's; daß sie aber sicherlich nicht das Werk eines Dichters waren, der die Kunstregel vor Augen, sich nur mit seiner Phantasie in die Lage der darin handelnden Liebenden versetzte, sondern aus einem Herzen flossen, das selbst liebend und geliebt sein eignes Liebesglück besang, erhellt eben

sowohl aus der überall hervorstechenden Individualität der Situationen und Wechselreden, als auch aus der Innigkeit und Entzückung des Gefühls, das aus jeder Zeile mit einer Natur und Wahrheit spricht, die sich weder verkennen noch erkünsteln läßt. Sey es denn, daß entweder Salomo diesen Ausbund seiner Lieder der Liebe und Jugendfreude zur Erquickung für sich und seine Sulamith selbst geschrieben, oder ein späterer glücklich liebender Dichter unter den Hebräern seine Poesie mit Salomonischem Costüm ausgeschmückt habe; ein hohes Lied der Liebe bleibt es für alle, die es unbefangen lesen — religiöse Beziehungen werden sie darin nicht entdecken, alles spricht nur von der zärtlichen Liebe des Bräutigams und der Braut. Gleichwohl haben seit Origenes bis in das 17te Jahrhundert die Kirchenexegeten sich angestrengt, diesem Buch eine mystisch-religiöse Deutung zu geben; über 1200 Jahre war in der christlichen Kirche die Meinung herrschend, das Hohelied beschreibe die Vereinigung der gläubigen Seele mit Gott, Christus sey der Bräutigam und seine Kirche die Braut; die Küsse, nach denen sie lechzt, wären ein Bild ihrer Sehnsucht nach ihm, die sehr ins Detail geschilderten Reize ihres Körpers nichts anders, als sinnliche Bilder von den innern Reizen, durch welche die gläubige Kirche Christo wohlgefalle; die kleinen Füchse, die Sulamith als Zerstörer ihres Weinbergs fürchtet, müßten dann freilich die Ketzer und Irrlehrer seyn. Weiser waren die jüdischen Rabbinen der alten Zeit, die die Lectüre des Hohenliedes keinem vor dem dreißigsten Jahre erlaubten und es nie öffentlich in der Versammlung vorlesen und erklären ließen; ja schon der Umstand hätte die christlichen Theologen von dem Wahn, hier ein religiöse Allegorie zu suchen, zurückführen sollen, daß das neue Testament nie von diesem Buche Gebrauch macht. Auch kehrten sich die deutschen Dichter des Mittelalters wenig an jene Deutungen und nannten es ohne Bedenken das Buch der Minne. Unter den Theologen wagte Erasmus den Thorheiten des Allegorisirens mit diesem Gedichte zuerst ein Ziel zu setzen, auch Bossuet nahm einen Wortverstand an und hielt es für Salomons Hochzeitlied, die größten Verdienste aber erwarb sich Herder um die Auslegung des Hohenliedes in seinen 1778 geschriebenen Liedern der Liebe. (S. seine Werke zur Religion und Theologie, 7r Thl. 1807.) Niemand hat die Situationen dieses Gedichts wärmer und wahrer durchempfunden und das orientalische Colorit desselben unserm Verständnisse näher gebracht, als er, auch scheint uns seine Übersetzung den Geist und die Süßigkeit des Originals besser wiederzugeben, als andere Verdeutschungen unserer Zeit.

E.

Höhlen sind gewisse, im Innern der Erde oder in Bergen befindliche leere Räume von verschiedener Größe. Sie werden mehrentheils in Kalkgebirgen, selten oder nie auf dem platten Lande angetroffen. Gemeiniglich haben die Höhlen Gänge von verschiedener Höhe und Richtung, welche in größere, mit Pfeilern und Figuren von Tropfstein ausgezierte Klüfte und Gewölbe führen, auf deren Boden sich mehrentheils Wasser befindet. Nicht selten trifft man in diesen Höhlen versteinerte oder mit einer Steinkruste überzogene Überbleibsel von Thieren, z. B. einzelne Zähne, ganze Kinnladen, ja vollständige Gerippe. Die meisten Höhlen, besonders die in Kalkgebirgen befindlichen, scheinen durch das Wasser gebildet zu seyn. Dieses erweicht nämlich bei seinem Durchseihen durch die Zwischenräume des Gesteins

die in Schichten oder Nestern liegenden kalkartigen Materien nach und nach, und führt die aufgelös'ten Theile mit sich fort. Da, wo die Wassertropfen hinfallen, setzt sich die ihnen beigemischte Kalkmaterie an, und so bildet sich der Tropfstein oder Stalaktit, welchen man in den Höhlen als Eiszapfen, Säulen und andere Figuren findet. Noch jetzt wirkt die Natur auf diese Art. Das eindringende Regen- und Schneewasser spült in Kalkgebirgen ganze Lagen oder Schichten aus, und macht dadurch die Öffnung, welche die Bergleute Kalkschloten zu nennen pflegen. Bisweilen stürzt dadurch ein Theil des darüberliegenden Bodens ein. Befinden sich in den Kalkschichten im Wasser unauflösbare Körper, z. B. Muscheln, Knochen u. dgl., so bleiben diese auf dem Boden der Höhle liegen. Außerdem aber erzeugen häufig auch Erdbeben und Vulkane Höhlen. Besonders berühmt sind die Baumannshöhlen am Harze, die Geulenreuther und andere Höhlen im Bayreuthischen, die Elfenhöhle im Derbyshire, die Hundsgrotte bei Neapel, die Grotte auf Antiparos, die Fingalshöhle u. a.

Hohlmünzen s. Bracteaten.

Holbach (Paul Thiry, Baron von), Mitglied der Akademien von Petersburg, Mannheim und Berlin, war zu Heidelsheim in der Pfalz 1723 geboren und starb zu Paris 1789 in einem Alter von 66 Jahren. Als ein scharfsinniger Kunstkenner und gelehrter Mineralog gehörte er zu den ausgezeichnetsten Männern der französischen Hauptstadt in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sein Charakter war heiter, wohlwollend und gesellig; was auch J. J. Rousseau in seinen Bekenntnissen, nicht aus Übelwollen, sondern aus Vorurtheil und Irrthum gegen ihn anführen mag. Die Rolle, welche er zu seiner Zeit in den höhern Cirkeln von Paris spielte, war von Bedeutung, indem er einem Kreise von geistreichen Männern zum Vereinigungspunkte diente, und auf die Verhältnisse derselben einwirkte. Um die Naturgeschichte und Chemie erwarb er sich nicht unwichtige Verdienste, besonders durch Übersetzung mehrerer deutschen Werke ins Französische. Er bearbeitete für die Encyclopädie eine Menge naturhistorischer, politischer und philosophischer Artikel; auch wird ihm das Système de la nature zugeschrieben, ein Werk, in welchem der Atheismus zum Princip gemacht ist. Noch größer waren vielleicht die Verdienste, die er sich, rathend, helfend, fördernd, um Andere erwarb. Seine geselligen Talente werden von denen, die ihn kannten, ungemein erhoben. Er verstand die Kunst, sich mit großer Bestimmtheit, Klarheit und Anmuth mitzutheilen. Seinen Reichthum betrachtete er nur als Mittel, das Gute und Schöne schneller und sicherer zu befördern, und die Art, wie er dabei verfuhr, machte ihn nur noch liebenswürdiger und ließ ihn seinen Zweck um so sicherer erreichen.

Holbein (Hans), gleich berühmt als Mahler und Formschneider, ward geboren 1498 (nach Andern 1495) zu Augsburg. Er lernte seine Kunst bei seinem Vater, Johann Holbein, einem guten Mahler. Von früher Jugend an gab der Sohn Beweise von Kunsttalent, mahlte in Miniatur, mit Wasserfarben und in Öl, Porträts und historische Gegenstände so gut, daß er schon im Jünglingsalter sich Ruhm erwarb. Um diese Zeit zog sein Vater nach Basel, wo der junge Holbein eine wichtige Bekanntschaft an dem berühmten Erasmus machte, der sich eben daselbst aufhielt, um seine Werke drucken zu lassen. Er mahlte den berühmten Gelehrten, und verfer-

tigte die bekannten Holzschnitte zu dessen Lob der Narrheit. Beide befreundeten sich mehr und mehr, und als Holbeins Leben von einer bösen Frau verkürzt zu werden bedroht war, gab Erasmus ihm den Rath, nach England zu gehen und ein Empfehlungsschreiben an den Kanzler Morus dahin. Willig nahm dieser ihn in sein Haus auf, wo er ihn gegen drei Jahre beschäftigte. Nach dieser Zeit lud Morus den König Heinrich VIII. zu sich, und hing alle Gemählde Holbeins in einer Halle gut geordnet auf. Der König, überrascht und entzückt von dem Anblick, rief aus: Lebt der Künstler noch, und ist er für Geld zu haben? Morus stellte denselben vor, der König nahm ihn in seine Dienste, und belohnte ihn reichlich. Wie sehr er die Verdienste desselben schätzte, beweis't die Antwort, die er einem Lord gab: Ich kann aus sieben Bauern sieben Lords machen, aber keinen Mahler Holbein. Der Künstler strebte aber auch mit allen Kräften, sich solcher Gnade würdig zu beweisen. Seine Porträts athmen Geist und Leben, seine historischen Darstellungen zeichnen sich durch erhabnen Ausdruck aus. Seine Ideen sind gut geordnet, die Ausführung vollendet. Die Fehler der altdeutschen Schule, Trockenheit und Härte, vermied er glücklich, hat schöne Formen, ein lebhaftes Colorit, weiche Gewänder und Figuren bis zur Täuschung herausgearbeitet. Die Leidensgeschichte Christi, den Leichnam desselben, eine heilige Familie und einige Köpfe rechnet man zu seinen vorzüglichsten Arbeiten. Seine meisten Gemählde sind zu Basel, Venedig und London. Nicht aber bloß als Mahler, sondern auch als Formschneider zeichnete sich Holbein höchst vortheilhaft aus, ja er dürfte leicht der größte Künstler im Formschneiden genannt werden. Auch diese Kunst übte er sehr frühzeitig aus; schon in seinem 16. Jahre schnitt er in Holz und gab bis zu seiner Abreise nach England 1526 eine ansehnliche Sammlung kleiner Holzschnitte heraus. Die vortreffliche Ausführung derselben verschaffte ihm viel Arbeit in dieser Art. Nachdem er eine große Anzahl historischer Stücke gemahlt hatte, zeichnete er dieselben ins Kleine und schnitt sie in Holz. Dies that er auch mit seinem zu Basel gemahlten berühmten Todtentanze, wovon die Originalzeichnungen auf der baseler Stadtbibliothek aufbewahrt werden. Die Holzschnitte davon sind ein Meisterstück seiner Kunst. (Man hat davon viele Ausgaben.) Auch seinen zu Basel gemahlten Bauerntanz schnitt er in Holz, und diese Blätter haben sich sehr selten gemacht. Von einer Folge von 90 kleinen Blättern, welche historische Gegenstände aus dem alten Testament vorstellen, ist die beste Ausgabe zu Lyon 1539 bei den Gebrüdern Melchior und Caspar Trechsel erschienen. Wahrscheinlich sind diese noch vor dem Todtentanze verfertigt, denn sie sind minder vollkommen als jener; die Figuren sind zu kurz, und haben gezwungene und übertriebene Stellungen. Holbein starb zu London 1554 an der Pest. Wenzel Hollar (ein Kupferstecher aus Prag, geb. 1607, gest. 1677, ein Schüler Merians) hat 61 Blätter nach ihm gestochen. Von seinem Todtentanze hatte Papillon eine ausführliche Beschreibung geliefert. Über sein Leben s. den ersten Band von Füßly's Geschichte der besten Künstler in der Schweiz. dd.

Holberg (Ludwig, Freiherr von), dieser Schöpfer der neuern dänischen Literatur und Volksschriftsteller in dem Sinne, wie es Cervantes bei den Spaniern, Moliere bei den Franzosen, Shakspeare bei den Engländern ist, war 1684 zu Bergen in Norwegen geboren. Er verlor seinen Vater, den ein Zug der Tapferkeit vom ge-

meinen Soldaten zum Obersten befördert hatte, in seiner Jugend schon; es konnte daher auf seine Erziehung und erste Ausbildung wenig verwendet werden. In Copenhagen studirte er 1702 Theologie und fremde Sprachen, und nahm nachher verschiedne Hofmeisterstellen an. Durch die Lectüre von Reisebeschreibungen wurde eine große Reiselust in ihm geweckt. Sein erster Ausflug war nach Amsterdam. Trotz seiner bedrängten Umstände und ob er gleich oft in Noth kam, gelang es ihm doch nach und nach, England, Deutschland, Frankreich und Italien zu besuchen. Nach der Beendigung seiner Reisen kehrte er nach Copenhagen zurück, wo er noch ein Paar Jahre lang als Sprachmeister in dürftigen Umständen leben mußte. 1718 erhielt er endlich eine Professur der Metaphysik; 1720 wurde er Consistorialassessor und Professor der Beredsamkeit. Seine Lage war dadurch sehr verbessert. Bis dahin hatte sich **Holberg** fast nur der Jurisprudenz, der Geschichte und dem Sprachstudium gewidmet, und bis zum 30. Jahre keinen Vers gemacht. Jetzt erst versuchte sich sein bewegliches Talent zum erstenmal in der Satire, in welcher Anfangs **Juvenal** ihm als Muster vorschwebte. Diese Versuche gelangen, und er schrieb nun sein groses heroisch-komisches Gedicht in Jamben, den „**Peder Paars.**" Durch diese **national-dänische** Satire begründete **Holberg** seinen Ruhm nicht nur unter seinen Landsleuten, sondern auch im Auslande, da diese Satire in mehrere Sprachen übersetzt wurde. Ein Zufall brachte ihn nun darauf, für die Bühne zu arbeiten, und hier war es nun vorzüglich, wo sich sein groses Talent als **Lustspieldichter** entwickelte, und wo er den eigentlichen Wirkungskreis für dasselbe gefunden hatte. Er schrieb mit groser Leichtigkeit und schnell hinter einander 24 Lustspiele, die sämmtlich großen Beifall erhielten, und wodurch er im eigentlichen Sinne Stifter der **komischen Bühne der Dänen** wurde. Auch sichern die lebendige, kräftige Laune, der gediegene Scherz und die originellen Charaktere seiner Lustspiele ihm überhaupt auf immer in der kleinen Reihe echter Lustspieldichter unter den Neuern einen der ehrenvollsten Plätze. War auch vieles nur auf seine Zeit und die damalige Culturstufe seines Volks berechnet, so zeigt es doch von dem wahren und echt komischen Charakter seiner Stücke, daß sie noch immer gern gesehen und gelesen werden, da einer der ersten Dichter Dänemarks in jetziger Zeit, **Baggesen**, eine Bearbeitung derselben, den jetzigen Culturfortschritten und der Ausbildung der dänischen Sprache angemessen, unternommen hat. Nicht minder als sein Peder Paars und seine Lustspiele machte ihn sein satirisch-humoristischer Roman: **Nicolaus Klimms unterirdische Reise** berühmt. Derselbe ist in lateinischer Sprache geschrieben, wurde aber gleich nach seiner Erscheinung in sieben Sprachen übersetzt, zuletzt **dänisch** von **Baggesen** 1789, und **deutsch** von **Mylius** 1788. Seine Episteln, Fabeln und Epigramme sind ebenfalls geschätzt, und nicht minder seine historischen Werke, die er unter Christian VI. schrieb, welcher der Poesie und den Vergnügungen nicht sehr günstig war; doch Holberg wußte sich in die Zeit zu finden. Durch alle diese Arbeiten erwarb sich Holberg groses Ansehn und große Reichthümer, und 1747 wurde er vom Könige in den Freiherrnstand erhoben. Er starb 1754 und vermachte den bedeutendsten Theil seines Vermögens der Ritterakademie zu **Sorde**. Holberg war seinem Charakter nach Engländer, seinem Geschmack und seiner Bildung nach Franzose; er war immer mit Auswahl gekleidet, stets munter und fein in seinen Scherzen.

In seiner Lebensweise war er äußerst mäßig. Eine seiner Eigenheiten war auch, daß er gern mit Frauen umging; er fand ihre Unterhaltung treffender und natürlicher, als die der Männer.

Holkar, der Geschlechtsname eines der mächtigsten Maratten-Fürsten, dessen Länder im westlichen Hindostan nördlich von Punah liegen. Malarow-Holkar, der Große, gründete nach manchem blutigen Abenteuer, durch Kriegsmuth und Staatsklugheit, dieses Herrscherhaus, welches, verbunden mit Scindiah, einem andern Maratenfürsten, nördlich vom Nerbuddastrome, dem Hauptsitze der räuberischen Pindarees, den Engländern lange Zeit trotzigen Widerstand leistete, und die Unzufriedenen aus der Kriegerkaste, welche in dem brittischen Indien nicht mehr wie ehemals vom Raube und der Unterdrückung der Hindus leben durften, unter seinen Fahnen versammelte. Malarow's Nachfolger, Jeswaul-Row-Holkar, Subah von Malwa, besoldete 50,000 Mann berittene Krieger und 50,000 Mann zu Fuß; allein innere Zwietracht und ein Krieg mit dem Scindiah schwächten seine Macht. Im Jahr 1803 griff er den Peischwah, das Oberhaupt des Marattenbundes, an. Als dieser hierauf bei dem brittischen Statthalter in Bombay Hülfe suchte, mischten sich sofort die Britten in die innern Händel der Maratten und schwächten alle Fürsten dieses Bundes, indem sie dem Peischwah Beistand leisteten. Holkar wurde nach einem tapfern Widerstande besiegt und mußte in den Friedensschlüssen vom 24. Dec. 1805 und vom 2. Febr. 1806 mehrere Provinzen an die brittische Compagnie abtreten, wodurch er alle Verbindung mit dem Meere und mit dem Auslande verlor. Indeß dauerten die räuberischen Unternehmungen der Pindarees gegen das brittische Gebiet fort; sie wurden insgeheim vom Holkar und vom Scindiah unterstützt, und als im Jahr 1817 der Peischwah selbst, durch seinen Minister, einen allgemeinen Krieg des westlichen Marattenbundes gegen die Britten erregte, traten auch Scindiah und der junge Holkar, dessen Mutter die Regentschaft führte, unter die Waffen. Aber der Marsch einer brittischen Armee unter dem Generalgouverneur, Marquis von Hastings (Lord Moira), brachte den Scindiah so außer Fassung, daß er einen neuen Bundesvertrag unterzeichnete, durch welchen er mehrere feste Plätze als Bürgschaft seiner Treue an die Britten abtrat. Die Mutter des jungen Molhar-Row-Holkar rückte zwar wie eine Amazone an der Spitze ihrer Armee vor, um sich mit dem Peischwah zu vereinigen; doch die Niederlage dieses Fürsten veranlaßte auch sie, um Friede zu bitten. Der junge Prinz befand sich damals mit seinen Ministern bei einem andern Heer; und die Minister wagten, gegen die Befehle der verwittweten Fürstin, eine Schlacht, deren Verlust das Schicksal Holkars entschied. Denn bald nach dem Siege, welchen der Generallieutenant Hislop d. 21. Dec. 1817 über sein Heer erkämpft hatte, mußte er den 31. Dec. zu Machindpoor den Subjectionsvertrag unterzeichnen, den ihm die Sieger vorschrieben. Als nun auch der Rajah von Berar gefangen und bald nachher der Peischwah selbst gänzlich besiegt war, ließ der Marquis von Hastings die Waffenplätze der Pindarees am Nerbudda angreifen. Ihre Haufen wurden zerstreut. Sie verloren Gepäck, Elephanten und Canonen; ihre Anführer baten um Gnade; der Peischwah wurde abgesetzt und der zwölfjährige Holkar der ostindischen Compagnie zur Erziehung überliefert. Von den 78 Laks Rupien Einkünfte (gegen 8 Mill. Gulden), die der Holkar hatte, sind ihm 12 zu seinem Unterhalt und seinem Hofstaate bestimmt. Übri-

gens muß er ein englisches Truppencorps in seinen Staaten (dasselbe ist auch der Fall bei den übrigen Marattenfürsten) unterhalten, eine Festung abtreten und darf ohne Erlaubniß des Generalgouverneurs keinen Europäer oder Amerikaner in seine Dienste nehmen. Doch behält er den prächtigen Titel: Maha = Rajah = Molhar, Row = Holkar (d. i. großer König Molhar, von dem Geschlecht der Fürsten Holkar). Nach diesem Vertrage und nach Vernichtung der Macht des Peischwah kann man den marattischen Fürstenbund als aufgelös't ansehen, und ganz Indien ist gegenwärtig im Jahr 1818, mit Ausnahme der Provinzen, die dem König von Cabul gehören, der Gewalt der brittisch ostindischen Compagnie unterworfen.

Holland (Lord Henry Richard Fox), ein ausgezeichnetes Mitglied der Opposition im brittischen Parlamente, ist der Neffe des berühmten Fox und geboren im Nov. 1773. Er verlor seine Ältern frühzeitig, studirte in Oxford, besuchte dann Frankreich und hielt sich mehrere Jahre in Italien auf. Im J. 1796 begleitete er eine schöne Brittin nach Rom und kehrte mit ihr nach England zurück, wo der Mann derselben auf die Scheidung klagte und Lord Holland 6000 Pf. St. Entschädigung an ihn zahlen mußte. Im Parlamente sprach er gegen den Krieg mit Frankreich, gegen die neuen Taxen und gegen die Vereinigung Irlands mit England. Er drang auf eine Reform der Parlamentswahl und widersprach nachdrücklich im J. 1799 der vierten, von Pitt durchgesetzten Suspension der Habeas = Corpus = acte, so wie den Beschränkungen der Preßfreiheit; dagegen drang er auf den Abschluß eines Friedens mit Frankreich. Nach dem Frieden von Amiens begab er sich, um seine Gesundheit wieder herzustellen, mit seiner Familie nach Barcelona und kehrte erst im Dec. 1804 über Lissabon nach England zurück. Im Mai 1805 erhob er sich gegen Lord Melville's Verwaltung des Seewesens und protestirte gegen das Urtheil des Parlaments, welches diesen Minister freisprach. Im Mai 1808 unterstützte er lebhaft das Emancipationsgesuch der irländischen Catholiken; im Juli d. J. schlug er vor, Spanien gegen Napoleons Usurpation kräftigen Beistand zu leisten. Im J. 1810 widersetzte er sich, obwohl vergebens, der Mehrheit, welche nach Lord Liverpools Meinung, den Prinz = Regenten in der Ausübung der königlichen Vorrechte beschränkte. Den 27. Juni 1814 unterstützte er die Motion des Lords Grenville gegen den Friedensartikel, welcher Frankreich den Sklavenhandel noch fünf Jahre lang gestattete. Im Juni 1816 sprach er mit Erfolg für die Sache der Neger in der Colonialverwaltung und drang darauf, daß die Regierung sowohl als die anglikanische Kirche die Unterweisung der Negersklaven im Christenthum thätiger als bisher befördern sollten. Im Febr. 1817 widersetzte er sich abermals, jedoch ohne Erfolg, der von den Ministern verlangten Suspension der Habeas = Corpusacte. Bei dem Hochverrathsprozeß gegen Watson, Thistlewood, Preston und Hooper im Juni d. J. war er, als Mitglied des Oberhauses, bei den Sitzungen des Kingsbench zugegen. Als darauf im März 1818 Graf Montolon und Santini, im Auftrag von Buonaparte, über die Härte der Einschränkungen des gefangenen Exkaisers vor dem Parlamente schriftlich Beschwerde geführt hatten, verlangte Lord Holland die Vorlegung aller von St. Helena angekommenen Papiere; allein seine Motion ward auf die vom Grafen Bathurst gegebenen Erläuterungen, daß jene Beschwerden fast sämmtlich ungegründet, die getroffenen Einschränkungen des Gefangenen aber nothwendig wären, verworfen. Außer mehrern politischen Flug=

schriften und Gedichten hat Lord Holland eine Nachricht von dem Leben und den Schriften des Lopez Felix de Vega Carpio 1806 (2. A. Lond. 1817, 2 B.) geschrieben, und drei Lustspiele aus dem Spanischen 1807 übersetzt. Auch hat er die von Fox, seinem Oheim, hinterlassene Geschichte der ersten Regierunsjahre Jacobs II. herausgegeben, und mit einer Lobschrift auf den Verfasser begleitet. Im October 1816 ließ er sich von Rom kostbare Kunstwerke kommen. Er ist mit Miß Vassal, der einzigen Tochter eines reichen Eigenthümers in Westindien, vermählt.

Holland s. Niederlande (Königreich der)

Holländer, ein nach holländischer Art eingerichtetes Mühlwerk in den Papiermühlen, welches die Lumpen vermittelst einer mit eisernen Schienen beschlagenen Walze vollkommener zermalmt und reinigt, als es durch Stampfen geschehen kann. — Holländerei, ein auf holländische Art eingerichtetes Landgut, wo die Hauptwirthschaft in Viehzucht besteht. Oft versteht man aber auch nur diejenigen Gebäude und Anstalten auf einem Gute darunter, wo man die Milch zu Butter und zu Käse verarbeitet. Der Name kommt daher, weil ausgewanderte Holländer sich zuerst ein besonderes Geschäft daraus machten, den Gutsbesitzern ihr Vieh abzupachteu.

Holländische Literatur und Sprache s. Niederländische Literatur und Sprache.

Holländische Schule, s. Niederländische Schule.

Hölle, von hohl und Höhle, bedeutet ursprünglich einen hohlen, verborgenen und versteckten Ort. Besonders führt diesen Namen der gemeiniglich enge und dunkle Raum zwischen dem Ofen und der Wand in den Häusern gemeiner Leute. Danach wird dieses Wort auch von den untersten, tiefsten Räumen der Erde im Gegensatze des Himmels gebraucht. So wie sich der Mensch das Göttliche, das Reine und Vollkommene als über sich und die Erde erhaben, als im Himmel und im Lichte wohnend, denkt, so versetzt er das Ungöttliche, das Unreine und Schlechte in die Tiefe, in den Abgrund, in die Nacht und Finsterniß, und daher ist es gekommen, daß man sich den Wohnort der bösen Geister als ein unterirdisches, entweder in den innern nächtlichen Schlünden der Erde, oder in den Tiefen, über welche die Erde schwebt, befindliches Behältniß vorgestellt und die Hölle genannt hat.

Höllenstein oder Silberätzstein, lapis infernalis, causticum lonare (Chirurgie), besteht aus den salpetersauern Silbercrystallen, aus welchen man durch die Schmelzung ihr Crystallwasser verjagt hat. Die Silbercrystallen schießen aus der Silberauflösung in Salpetersäure abgeraucht von selbst an. Der fertige Höllenstein ist schwarzbraun von Farbe, höchst ätzend und scharf, besteht inwendig aus kleinen Nadeln oder Strahlen, die aus dem Mittelpunkte nach der Oberfläche zulaufen, wird an der Luft etwas feucht und löst sich ganz im Wasser auf. Soll der Höllenstein gut seyn, so muß er aus reinem Capellensilber bereitet werden; denn der kupferhaltige sieht grünlich aus und zerfließt sehr leicht an der Luft. Man braucht ihn in der Chirurgie zum Wegnehmen des wilden Fleisches.

X.

Holm bedeutet im Niederdeutschen einmal einen Hügel, dann eine kleine Insel, besonders in einem Flusse, See rc. Diese Bedeutung hat es auch in dem Namen Bornholm, Stockholm. Dann ein Platz auf einer solchen kleinen Insel, und in weiterer Bedeutung

überhaupt ein Platz an der Küste, wo man Schiffe baut, daher ein Schiffsholm so viel als ein Schiffswerft.

Holstein, ein Herzogthum, gränzt im Norden an die Eyder und den holsteinischen Canal, durch welche es von Schleswig getrennt wird, im Osten geht es an die Ostsee und an das Herzogthum Lauenburg, gegen Süden und Westen wird es zuerst durch die Elbe vom Königreiche Hanover getrennt, und darauf von der Nordsee bespült. Die Ausdehnung von Osten nach Westen ist um einige Meilen größer, als die von Norden nach Süden, und der Flächeninhalt ist 153 Q. Meilen. Die Lage zu den Meeren läßt es als Theil einer Halbinsel betrachten, und was gewöhnlich bei Halbinseln Statt findet, trifft sich auch hier, nämlich ein Höhenzug, ein Theil der großen Verbindung zwischen dem Riesengebirge und den Kyölen, durchzieht es, und zwar von Süden nach Norden, wodurch das Land 2 Hauptsenkungen erhält, indem es an einer Seite zur Elbe und Nordsee, und an der andern Seite zur Ostsee abdacht. Diese Abdachungen unterscheiden sich wesentlich von einander. Die zur Elbe und Nordsee ist sanfter absteigend und größer, als die andere, auch werden hier mehrere Flußgebiete gebildet, von denen die größten zum Elbgebiete gehören, und folgende sind: das der Alster, der Pinnau, der Krükau und der Stör. Die Senkung zur Ostsee ist dagegen hügelichter, und nur 2 gebildete Flußgebiete verdienen Erwähnung, das der Schwentine und der Trave. Aber desto mehr Seegebiethe bilden sich hier, von denen die größten vom Plöner und Selenter See sind. Hier in der östlichen Senkung gibt es manche reizende Gegenden; besonders lieblich sind die Umgebungen von Plön, Eutin und Kiel. Der Boden ist bis auf den mittlern Rücken und einige Strecken der andern Abdachungshöhen durchaus fruchtbar, vorzugsweise findet dieses Statt bei den Marschländern an der Elbe und Nordsee, welche 4 Meilen unterhalb Hamburg anfangen, und sich bis zur Breite von 2 Meilen ausdehnen. Aber auch ein großer Theil des Bodens der östlichen Abdachung ist jetzt diesen Marschgegenden gleichzusetzen, welches vorzüglich durchs Mergeln bewirkt ist. An Mineralien ist das Land sehr arm, und man kann dahin nur Salz rechnen, welches aus einer Quelle gewonnen wird, so wie Kalk, welchen ein im Land isolirt liegender Berg liefert. Metalle findet man gar nicht, welches auch eben nicht zu erwarten ist, da der Flötz fast nirgends zu Tage ausgeht. Desto wichtiger sind die Producte des Pflanzen- und Thierreiches in diesem Lande, die Folge des fruchtbaren Bodens. Getraide ist fast immer im Überfluß, und aus dem Thierreiche sind die schönen Pferde im Auslande rühmlichst bekannt. Kunstproducte werden im Lande zwar hier und da erzeugt, doch ist dieses von keinem Belang, und es muß von dieser Seite vieles eingeführt werden, ja, da es dem Lande an Metallen fehlt, so sind auch diese roh ein Gegenstand der Einfuhr, wie denn auch Colonial-Waaren und Weine zu den Inporten gehören. Exportirt wird dagegen aus dem Pflanzenreiche vorzüglich Getraide, und aus dem Thierreiche besonders Pferde und Rindvieh. Die Aus- und Einfuhr der Waaren ist wegen der Lage an 2 Meeren leicht, und könnte wohl durch Anlegung von Canälen im Lande noch mehr erleichtert werden. Vorzüglich wichtig für den Verbrauch der holsteinischen Producte ist das angränzende Hamburg. Hier findet der holsteinische Bauer leichten und vortheilhaften Absatz seines Rindviehs, von welchem jede Woche der Markt voll ist, wie denn auch Butter und Torf wichtige Artikel

sind, die aus dem Holsteinischen nach Hamburg gehen. Als Handelsplätze, vorzüglich für den Umtausch der Waaren, sind Kiel an einem Busen der Ostsee, und Neustadt, ebenfalls an der Ostsee, so wie Glückstadt an der Elbe, und vor allem Altona zu merken. Seit der französischen Revolution ist der Werth der Exporten im Durchschnitt viel größer gewesen, als der der Inporten, und trotz der feindlichen Invasion und des Druckes in den letzten Jahren gehört es keinesweges zu den Seltenheiten, reiche holsteinische Bauern zu finden. Auch die Theilnahme an dem grönländischen Robben- und Wallfischfange, wozu die Ausrüstung vorzugsweise in Glückstadt geschieht, verschafft vielen Holsteinern Unterhalt und manchen reichlichen Gewinn. Überhaupt ist Holstein ein glückliches Land zu nennen, dem es nicht leicht an den nothwendigen Lebensbedürfnissen fehlen kann, und das gemeiniglich Überfluß hat. Für die geistige Bildung der Jugend gibt es im Lande manche Anstalten. So sind in Glückstadt, Altona und Kiel Vorbereitungsschulen zur gelehrten Bildung, und in Kiel ist eine im Jahr 1665 gestiftete Universität, woselbst auch oft Ausländer studiren, obgleich noch häufiger Holsteiner auswärtige deutsche Universitäten besuchen. Sehr großen Nutzen für die allgemeine Volksbildung stiftet auch das im Jahre 1780 errichtete Schullehrerseminar in Kiel; — und wenn auch hier noch Manches zu wünschen übrig bleibt, so ist doch nicht zu läugnen, daß vieles geschehen ist. Die Gesammtzahl der Bewohner dieses Landes beträgt nach einer Zählung vom Jahre 1771, ungefähr 2000 auf die Q. Meile, nämlich 310,000 Köpfe, welche in 14 Städten, 23 Flecken, und 486 Dörfern leben. Daß die Städte überhaupt von keiner bedeutenden Größe seyn werden, läßt sich erwarten, da kein Ort, — Altona ausgenommen — mit außereuropischen Ländern in unmittelbaren Handelsverbindungen stehet, die Aus- und Einfuhr auf mehrere Örter vertheilt ist, und endlich Fabriken und Manufacturen im Lande unbedeutend sind. Die wichtigsten holsteinischen Städte sind: Altona; Glückstadt, die Hauptstadt des Landes, liegt an der Elbe, und am Flüßchen Stien, der hier einen ziemlich guten Hafen bildet. Die Stadt hat 4500 Einwohner und war sonst eine wichtige Festung, ist aber jetzt geschleift. Hier ist, wie schon erwähnt, der Sitz der Landesregierung; Rendsburg an der Eyder, wo der holsteinische Canal, der den kieler Hafen mit der Eyder verbindet, aufhört, ist eine wichtige Festung mit 4000 Einwohnern; Kiel, an einem Busen der Ostsee, der einen sehr guten Hafen bildet, hat 7000 Einwohner. Besonders wichtig ist ein hier im Januar Statt findender Markt der kieler Umschlag genannt. Die übrigen Städte sind sehr unbedutend, als: Segeberg, wo ein Kalkberg ist, Oldesloe, wo Salzquellen sind, Plön, Eutin, Itzehoe, Wilster rc. rc. Die Regierung des Landes ist in den Händen des Königs von Dänemark, und zum Behufe der besonderen Justizverwaltung ist das ganze Land, mit Ausnahme der adeligen Besitzungen, in 21 Ämter und Landschaften getheilt, und nach der verschiedenen Größe ist theils in jedem Amte ein oberster Gerichtsverwalter, der den Titel Amtmann hat, theils sind auch mehrere Ämter zu einer Gerichtsbarkeit gehörig. Rechtssachen, welche in diesen Gerichtshöfen nicht entschieden werden, gehen dann an das obere Justizcollegium oder Obergericht zu Glückstadt, und demnächst nöthigenfalls an den König. Die herrschende Religion ist die evangelisch-lutherische, jedoch mit großer Duldung anderer Religionsparteien, und in Hinsicht kirchlicher Ordnung ist das Land in 8 Propsteien getheilt. In jeder

Propstei ist ein Consistorium oder geistliches Gericht, welches von mehreren Predigern der Propstei unter dem Vorsitze des Propstes gebildet wird, und zum Forum desselben gehörige Sachen entscheidet. Von hier aus appelliret man an das Ober-Consistorium in Glückstadt, welchen Titel das Obergericht unter dem Beysitze der Prediger zu Glückstadt und des General-Superintendenten erhält. So wie in jeder Propstei der Propst, führt der General-Superintendent die allgemeine Aufsicht über die Kirchen und Schulen des Landes und besucht solche theilweise jährlich. — Holsteins älteste Geschichte ist dunkel. Carl der Große bezwang die Einwohner dieses Landes, damals Nordalbingen genannt, die Sachsen, und versetzte über 10,000 Familien derselben jenseits des Rheins nach Flandern, Brabant und Holland. Kaiser Lothar machte Holstein und Stormarn zu einer Grafschaft und belehnte damit im Jahr 1106 den Grafen Adolph I. zu Schauenburg, dessen Sohn, Adolph II., auch Wagrien damit vereinte. Beide waren Lehnsträger der Herzoge von Sachsen. Nach mancherlei Besitzern kam das Land im Jahre 1460 unter Christian I., König von Dänemark, der es vom Kaiser Friedrich III. (1474) zu einem Herzogthum erheben ließ. Die Enkel Christians I., König Christian III. und Herzog Adolph, wurden die Stifter der beiden holsteinischen Hauptlinien — der königlichen, von welcher die Nebenlinien, Holstein-Sonderburg-Augustenburg und Holstein-Beck, so wie die ausgestorbenen, Glücksburg und Plön abstammten, — und der herzoglichen, Holstein-Gottorp, von welcher letzteren die jetzigen Regenten in Rußland und Schweden und das herzogliche Haus Oldenburg abstammen. Die Streitigkeiten, welche zwischen Dänemark und dem herzoglich gottorpischen Hause gewesen waren, wurden im Jahr 1773 dadurch geendigt, daß der Großfürst, nachmaliger Kaiser Paul I. von Rußland, seinen Antheil an Holstein dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überließ. Diese letztern wurden im Jahr 1777 zum Herzogthum Holstein-Oldenburg erhoben, und von Paul I. der jüngern gottorpischen Linie, die jetzt wieder im Besitze desselben ist, überlassen. Am 19ten December 1804 wurde in diesem Lande die Leibeigenschaft aufgehoben. Als durch den Rheinbund die deutsche Reichsverfassung im August 1806 ganz aufgelös't worden war, vereinigte der König von Dänemark das ganze Herzogthum Holstein den 9ten September 1806 mit dem Königreiche Dänemark, und hob die ständische Verfassung auf. Die Maßregeln, welche in der großen europäischen Krisis von 1813 der König von Dänemark ergriff, indem er sich zur Partei Napoleons schlug, zogen den Krieg auch nach Holstein. Unter dem General Wallmoden hatte bis zur Schlacht von Leipzig das Observations-Corps der Niederelbe gegen die mit Davoust vereinigte Macht der Dänen operirt. Nach der Schlacht von Leipzig aber kam der Kronprinz von Schweden mit einem Theile der Nordarmee, und Davoust sah sich genöthigt, sein Lager bei Ratzeburg zu verlassen, aus seiner Position an der Stecknitz herauszugehen, und sich auf Hamburg zu beschränken. Am 7ten December setzte sich die Armee unter dem Kronprinzen gegen das Innere von Holstein in Marsch, und schon am 9ten ging der Vortrab unter Tettenborn über die Eyder. Die dänischen Truppen wurden zurückgedrängt, die Festungen Friedrichsort und Glückstadt gingen mit einer großen Anzahl Geschütz durch Capitulation über, und ganz Holstein wurde von den verbündeten schwedischen und russischen Truppen besetzt. Nach einem kurzen Waffenstillstande

wurde der Friede zwischen Dänemark und Schweden nebst dessen Alliirten am 14ten Januar 1814 zu Kiel geschlossen, Holstein selbst aber erst später von den russischen Truppen geräumt. Im Jahre 1815 trat der König von Dänemark dem deutschen Bunde wegen des Herzogthums Holstein bei, und erhielt für dasselbe bei dem Bundestage eine Stimme, mit welcher später die Stimme wegen Lauenburg vereinigt wurde. Holstein wurde dadurch wieder in Verbindung mit Deutschland gesetzt, und eine ständische Verfassung sollte der Bundesacte gemäß eingeführt werden.

Hölty (Ludwig Heinrich Christoph). Dieser echt lyrische Dichter, vorzüglich in der Elegie und Idylle ausgezeichnet, war zu Mariensee bei Hannover 1748 geboren, wo sein Vater Prediger war. Als Knabe war er munter und wißbegierig, liebreich und gefällig. Der Verlust seiner Mutter aber und die Blattern, die ihn in seinem neunten Jahre entstellten, raubten ihm diese natürliche Munterkeit. Dazu wirkte auch wohl sein angestrengtes Studiren, welches er oft bis in die tiefste Nacht fortsetzte. Früh entwickelte sich sein Hang zum Schauerlichen, eben so früh das Talent der poetischen Darstellung. 1765 schickte ihn sein Vater auf die Schule in Zelle, wo er drei Jahre blieb, und 1769 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Er studirte gewissenhaft, ohne jedoch die Lectüre der Alten und Neuern und seine Poesie darüber zu vergessen. Schon seit 1769 hatte er den Ruf eines geistreichen Jünglings erlangt; daher nahm ihn auch Kästner in seine deutsche Gesellschaft auf. In der Folge machte er Bürgers und Millers Bekanntschaft; später lernte er Voß, Boje, Overbeck, Hahn, Leisewitz, Cramer und die Grafen Stolberg kennen. In diesem traulichen Kreise fühlte Hölty sich glücklich. Seine liebsten Unterhaltungen waren bouts rimés oder gemeinschaftliche Parodien. Die besten Gedichte Hölty's, selbst in der Gattung, die ihm eigen war, sind aus der Zeit, wo jene Freunde sich um ihn versammelten, und ihn durch geistige Unterhaltung vielfach aufregten. Noch mehr scheint dieser Einfluß sich zu zeigen in Hinsicht seiner Balladen, wovon die Nonne und Adelstan und Röschen in dem von Bürger wiedererweckten Geiste der Ballade geschrieben sind. Noch mehr Neigung empfand er zur schauervollen Romanze. Ungern mochte er sich von seinen Freunden und Göttingen trennen. Um länger bleiben zu können, suchte er sich einen Freitisch und eine Stelle im philologischen Seminar, auch durch Unterricht und Übersetzungen einen Erwerb zu verschaffen. Er hat verschiedene Übersetzungen gemacht, z. B. den Kenner aus dem Englischen des Town, Hurds Dialogen, Shaftesbury's Charakteristiken. Nicht wenig scheint ihm auch die Liebe seinen Aufenthalt in Göttingen theuer und werth gemacht zu haben. Denn er lernte, wie Petrarca, eine Laura kennen (1773). Doch verschwieg er ihr seine glühende Neigung. Sie wurde nachher bald verheirathet, und er mußte sein Gefühl unterdrücken. Im Herbste begleitete er Millern nach Leipzig. Schon damals war seine Gesundheit untergraben. Denn sein angestrengtes Studiren hatte seinen reizbaren Körper sehr geschwächt, das stete Sitzen ihm schon längst Hypochondrie zugezogen und den Keim zur Schwindsucht gelegt. Dazu kam 1775 seines Vaters Tod, welcher ihn tief rührte. Im Herbste 1775 ging er nach Hannover, um eine kleine Nachcur zu gebrauchen; aber vergebens. Im Vorgefühl des nahen Todes dichtete er hier mehrere schwermüthige Elegien, und war mit der

Sammlung seiner Gedichte beschäftigt. Er starb auch daselbst, für die deutsche Poesie viel zu früh, den 1sten September 1776. Er war, sagt Voß vortrefflich, ein Jüngling, dessen Geist unter der Last eines siechen Körpers so aufstrebte, daß er in jeder gewählten Gattung der Poesie unter den ersten Dichtern glänzt, der mit jedem neuen Versuche höher zur Vollkommenheit stieg, und selbst sein Vollkommenstes nur als Vorübung zu Werken des Mannes betrachtete. Er stellte nicht mit kalter Überlegung Gedanken und Bilder zusammen, worüber man mit sich einig geworden ist, sie schön zu finden. Voll warmer, allumfassender Liebe blickte er in die Natur umher, und sang, was sein Herz empfand. Überhaupt charakterisirte sich Hölty in seinen Gedichten durch Weichheit des Gefühls, das gleichsam aus der Brust in den Vers überfließt, und selbst in der metrischen Form mit sanfter, kunstloser Grazie uns anspricht, durch liebliche Schwärmerei und Wehmuth, Innigkeit und liebenswürdige Naivetät, durch eine ruhige und mehr schmückende, als erfindungsreiche Phantasie, die in dem Kreise schmerzlichsüßer Gefühle und inneter Entzückungen weilt. Tiefe, stille Liebe und heißer Sinn für Freundschaft, süße, wehmüthige Freude an den flüchtigen Erscheinungen der Natur und des Lebens bilden die Hauptbestandthele seiner Idyllen und Elegien. Seine Munterkeit besteht nur in Einfällen, und wo er sich daher zur Lustigkeit zu stimmen pflegte, ist seine Bemühung natürlich vergebens. Auch gestand er selbst ein, daß die komische Poesie sein Fach nicht sey, lieber überlasse er sich der ländlichen Poesie und der fröhlichen, empfindungsvollen Ode; diese Gattung macht auch den größten Theil seiner Sammlung aus. In der höhern Ode scheint er die Engländer vor Augen gehabt zu haben; das sanfte, elegische oder idyllische Lied ist ihm aber eigenthümlich, und nach ihm mit diesem Glücke kaum wieder gesungen worden. Die echte Ausgabe seiner Gedichte wurde durch Voß und Stolberg (1783) besorgt (zuletzt berichtigt und vermehrt durch Voß 1804). T.

Holzanbau ist die Anwendung der durch geprüfte Erfahrungen aus den Wirkungen der Natur gefolgerten richtigen Grundsätze, nach welchen jede Holzart in möglichst kurzer Zeit in Zuwachs und mit dem zu befriedigenden Holzbedürfniß in ein ausdauerndes gerechtes Verhältniß gebracht werden soll. Will man den Zweck des Holzanbaues erreichen, so muß man theils auf das Clima, die Lage und den Boden, nebst ihrem Einfluß auf die Forstwirthschaft, theils auf die Auswahl des Bodens und Standorts für jede Holzart, und auf die Urbarmachung des Bodens Rücksicht nehmen. In Ansehung des Clima's, worin die Wälder liegen, ist zu untersuchen, 1. ob es warm, 2. ob es gemäßigt, 3. ob es kalt sey. Nicht weniger wichtig ist die Lage eines Waldes. Denn es ist nicht für jede Holzart gleichgültig, ob sie in der Ebene, auf Gebirgen, oder in welcher andern Lage nach der Himmelsgegend sie angebaut wird. Diese wirkt immer stärker oder schwächer auf die verschiedenen Holzarten, und hat besonders einen großen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bodens. Ganz anders zeigt sich das Wachsthum und Gedeihen der Holzarten in ebener hohen und ebener niedern Lage, als in einer schrägen östlichen, südlichen, westlichen und mitternächtlichen Lage. Nach allen diesen zu beachtenden Erfodernissen hat der Boden selbst einen eben so großen Einfluß auf das Wachsthum der

Holzarten, weil er den Nahrungsstoff zum Wachsen der Hölzer theils selbst erzeugen, theils aufnehmen, vorbereiten, aufbewahren und endlich mittheilen muß. Die allgemeine und besondere Kenntniß der Erdarten ist daher bei jedem Holzanbaue vorauszusetzen, weil ohne dieselbe der rechte Standort für jede Holzart nie gewählt werden kann, da doch auf dieser Wahl der Holzanbau vorzüglich mit beruht; indem das Laubholz nach seinen verschiedenen Arten einen ganz andern Boden verlangt, als das Nadelholz mit seinen Arten. Ist die Auswahl des Bodens und des Standorts für jede Holzart geschehen, so muß nun noch vor dem wirklichen Holzanbau, besonders vor dem künstlichen, die Räumung und Urbarmachung des Bodens geschehen. Denn kein Holzanbau kann gedeihen, wenn der Samen nicht im Stande ist, auf frischen Erdboden zu fallen, darin schnell zu keimen, Wurzeln in diesem Boden zu treiben und die erfoderlichen Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum aus demselben zu ziehen. Bei der natürlichen Besamung ist der Platz, worauf das Holz abgetrieben worden ist, sofort von dem gefällten Holz zu befreien, die Stöcke sind auszurotten, die Löcher auszuebnen, und alles andere abzuräumen, was den ausfliegenden Samen hindern könnte, in frischen Erdboden zu kommen. Sollte der Boden gar beras't seyn, so muß derselbe wund gehauen, oder auch wohl gestürzt und aufgelockert werden, die Besamung mag von der Natur oder durch den Forstmann geschehen. Fände man den mit Holz zu besamenden Boden endlich gar moorig und sumpfig, so ist solcher Boden zuvor auszutrocknen, wenn man keine Bäume und Sträucher anbauen will, die ausdrücklich viel Feuchtigkeit erfodern. Der Holzanbau selbst zerfällt in den natürlichen und in den künstlichen. So gewiß und sicher auch der natürliche Holzanbau zum Zwecke führt, wenn wir ihn nicht in seinen Wirkungen hindern, sondern vielmehr befördern, so ist es dennoch oft nicht möglich, ohne den künstlichen Anbau einen Waldgang mit Holz in Bestand zu setzen. Natur und Kunst müssen hier meistentheils mit einander vereinigt werden, wenn man das vorgesetzte Ziel ganz erreichen will. Der künstliche Holzanbau kann geschehen a) durch Ausstreuung oder Aussäung des eingesammelten Holzsamens; b) durch Verpflanzung junger, entweder in Baumschulen erzogner, oder aus den Dickungen der Wälder genommener Holzstämme; c) durch Steckreiser, Setzstangen, Wurzeln und Ableger; indeß gehört das Vermehren der Waldbäume, mit Ausnahme der ausländischen Holzarten, durch Abiegen, so wie auch durch Pfropfen, Oculiren und Copuliren mehr für den mit diesen Bäumen und Sträuchern handelnden Forstmann und Gärtner, als für den practischen Forstmann, der sich nur mit der Erziehung der Bäume und Sträucher zu Bau-, Nutz- und Brennholz zu beschäftigen hat. Weitläuftiger findet man diesen Gegenstand beschrieben in der Anweisung zur Holzzucht für Förster von G. L. Hartig u. s. w. 4te Aufl. Marburg, akadem. Buchhandl. 1804. 8. Vgl. Forstwesen.

X.

Holzbrand oder Feuerschaden in Wäldern, auch Waldbrand genannt, ist das größte Hinderniß und Verderbniß einer guten Forstwirthschaft, indem den Waldungen kein größerer Schade zugefügt werden kann, als durch Feuer. Sollte der Feuerschaden auch nur ein sogenannter Erdholzbrand seyn, der nur auf der Erde fortginge, so wird auch dieses Feuer und der Rauch Ursache, daß die

Bäume aufhören zu wachsen, wenn sie nicht gar absterben. Überdies sind die Brandplätze sehr schwer wieder mit Holz in Bestand zu bringen, und der Schaden wird dadurch noch um so größer. Es wird daher in jedem Staate höchst nöthig seyn, die Ursachen aufzusuchen, woraus dieser Schaden entstehen kann und Anstalten dagegen zu treffen, um wenigstens den Schaden so viel als möglich abzuwenden und weniger fühlbar zu machen. Die Ursachen, welche einen Waldbrand herbeiführen können, sind theils positive oder vorsetzliche, theils negative oder aus Nachlässigkeit entsprungene. Nach jenen wird das Feuer mit Vorsatz von Leuten, z. B. Holz- und Wilddieben, angelegt. Solche Waldbrände kann die beste Forsthut nicht ganz verhindern, und nur die allerstrengste, öffentlich bekannt gemachte Bestrafung eines solchen entdeckten Frevels kann am sichersten von ähnlichen Unternehmungen abschrecken. Nächstdem werden Waldbrände veranlaßt durch die Kohlenbrenner, Äschenbrenner, Heidekrautabbrenner, Hirten, Holzhauer, Tabacksraucher, Vagabunden, Räuber, Diebe, Bettler und Fuhrleute; denn die von einigen behauptete Selbstentzündung der Wälder durch die Sonnenstrahlen ist noch nicht erwiesen. Allein durch den Blitz kann allerdings ein Waldbrand entstehen, dessen Folgen man nur zu vermindern, die Entstehung aber nicht zu verhindern im Stande ist. Damit nun ein Waldbrand so selten als möglich oder niemals entstehen kann, muß jede Forstordnung darüber feststehende Vorschriften enthalten, über deren Befolgung jeder Forstbediente die gewissenhafteste und sorgfältigste Aufsicht zu führen hat.

X.

Holzconsumtion oder Holzverbrauch ist der wichtigste Gegenstand für den Forstwirth, indem der nachhaltige Bestand der Waldungen sich darauf gründet. Die Kenntniß der Holzconsumtion bezieht sich nicht bloß auf das Brennholz, sondern auch auf das Nutz- und Bauholz. In Ansehung des letztern muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes und die Gegenstände selbst genau kennen, damit er zu jedem die brauchbarste und dauerhafteste Holzart anweis't, um der Holzverschwendung dadurch vorzubeugen und ihr Gränzen zu setzen. In Beziehung auf das Brennholz muß der Forstwirth die Eigenschaften des Holzes in Rücksicht seines Brennstoffs eben so genau kennen, um das Verhältniß der Brennbarkeit der Holzarten nach ihren höchsten Graden und ihrer längsten Dauer der Hitze zu bestimmen, damit zu jedem Feuerbedürfniß, z. B. für Zimmer, Küchen, Brauerei, Brennerei, Schmelzerei, Ziegelbrennerei u. s. w. die zweckmäßigste und beste Holzart verbraucht und dadurch zugleich der Holzverbrauch vermindert wird. Bei diesen Bestimmungen kommt es auch vorzüglich mit auf den Umstand an, ob das Holz in oder außer der Saftzeit gehauen, und ob dasselbe grün oder trocken verbrannt und angewendet wird.

X.

Hölzerne Uhren werden insbesondre auf dem Schwarzwalde verfertigt und bilden einen bedeutenden und interessanten Handelszweig für diese unwirthbare Gegend. Es gibt ihrer sehr vielerlei Arten, als Schlaguhren, Repetiruhren, Guckguckuhren, astronomische Uhren und andre, die sehr künstlich zusammengesetzt sind, als wobei sich menschliche Figuren bewegen u. s. w. Man gibt die Zahl der jährlich auf dem Schwarzwalde verfertigten Uhren, vielleicht etwas übertrieben, auf mehr als 70,000 Stück an. Viele hundert Schwarzwälder colportiren diese Uhren nach allen Ländern in Europa, ja bis nach Amerika, und tragen den Erwerb wieder in die Heimath. Die

Hauptniederlage dieses Uhrenhandels ist zu Neustadt im Fürstenbergischen.

Holzflößen nennt man die wohlthätige und vortreffliche Einrichtung, wodurch man holzarmen Gegenden das unentbehrliche Bau-, Nutz- und Brennholz auf dem Wasser wohlfeiler als zu Lande zuführen läßt. Das Bau- und Nutzholz wird entweder nur in einzelnen Stämmen ins Wasser geworfen, und vom Strom abwärts getrieben, oder man legt mehrere Stämme neben einander, und verbindet sie mit Floßband und Floßwieden zu einem festen flachen Fahrzeug ohne Borde, womit die Flößer stromabwärts nach dem Orte ihrer Bestimmung fahren. Dergleichen Fahrzeuge erhalten die Namen Bauflöße, Zimmerflöße, Langholzflöße. Auf diesen Flößen schafft man auch Dielen oder Bretter, Latten, Faßdauben und anderes kleines Nutz- und Schirrholz, nebst vielen verfertigten Holzwaaren fort. Allein das Brennholz wird in mittlern und kleinen Flößen, oder eigentlich zum Flößen erbauten Graben einzeln in das Wasser geworfen, und heißt alsdann Scheitholzflöße; hingegen in großen Flüssen und Strömen bringt man dasselbe theils auf Langholzflößen, theils in Kähnen oder kleinen Booten an Ort und Stelle. Insbesondere sind die Flöße auf dem Rhein, die in der Gegend von Andernach, Bingen und Coblenz aus großen Baumstämmen zusammengesetzt und den Rhein hinunter nach Holland, vorzüglich nach Dortrecht geflößt werden, merkwürdig. Der Werth dieser sehr kunstmäßig zusammengefügten Flöße, zu deren Direction mehrere hundert Menschen sich für die Zeit der Fahrt wie in einer Colonie auf demselben ansiedeln und verpflegt werden, zu welchem Ende alle Lebensbedürfnisse, sogar eine Anzahl Ochsen und anderes Vieh vom Ort der Abfahrt mitgenommen werden, ist sehr bedeutend (oft 3 bis 400,000 Gulden) und für die Unternehmer sehr gewinnreich, wenn sie glücklich das Ziel ihrer Bestimmung erreichen. So einfach auch die Erfindung der Scheitholzflößen scheint, so sind nach dem Zeugniß der Geschichte die Langholzflößen dennoch ältern Ursprungs, und haben die größte Ähnlichkeit mit den ersten Fahrzeugen der Alten. Als das Floßwesen in Europa völlig eingerichtet war, entstand bald darauf im 16ten Jahrhundert als ein Ausfluß des Eigenthums der Flüsse auch das Floßrecht oder die Floßgerechtigkeit (Jus ratium seu gratiae), worunter man das Recht versteht, Holz ohne Schiffe durch den bloßen Lauf des Wassers hinabzuführen. X.

Holzhandel wird in waldreichen Gegenden im Großen nur mit Vortheil auf dem Wasser mittelst der Flöße und Schiffe getrieben; denn der Landtransport ist dazu zu theuer, und vermindert den Absatz. Ein solcher Handel ist der einzige Weg in holzreichen Ländern, die Nutzungen der Wälder einträglich zu machen, besonders wenn der Landesherr vermöge des Forstregals diesen Handel nicht ausschließlich treibt, sondern alle Waldbesitzer daran Theil nehmen läßt. Allein auf jeden Fall muß von dem Forstdirectorium zuvor mit reifer Überlegung ein Forstwirthschaftsetat auf wenigstens 150 Jahre in Ansehung des jährlichen eigenen Holzbedürfnisses entworfen und festgesetzt werden, damit es nicht zuletzt für das eigene Bedürfniß an Holz fehlt, und die Waldungen forstwidrig angegriffen werden müssen. Zu diesem Handel zieht man nicht bloß die rohen, höchstens bewaldrechteten Baumstämme, weil diese Handlungsweise einen geringen Vortheil abwirft, sondern man bearbeitet alles Bau- und Nutzholz aus dem

Groben dazu, schneidet Bretter, Latten, Schiffsplanken, Faßdauben u. s. w., um dadurch sowohl den Holzpreis, als auch das Arbeitslohn und den Abgang für die Feuerung dem Staate zu gewinnen. Der stärkste Holzhandel wird auf dem Rhein, dem Main, der Weser und der Elbe getrieben. Auf den beiden erstern Strömen ging das Holz vorzüglich nach Holland, und dieser Handel hieß daher der Holländerhandel, auf den letztern beiden aber zogen vorzüglich die Engländer ihr Holz zum Schiffbau. Zum Glück für die deutschen Waldungen hat sich der Holländerhandel vermindert, und die Engländer ziehen kein Holz mehr aus Deutschland, weil sie es aus dem Norden von Europa und aus Ost= und Westindien, so wie auch aus Nordamerika wohlfeiler erhalten können. X.

Holzsparkunst besteht im eigentlichsten Sinne darin, die Wärme oder den Wärmestoff aus den Körpern, die dergleichen enthalten, auf die zweckmäßigste und vortheilhafteste Weise zu entbinden, zu entwickeln oder herauszuziehen, und ihre Entweichung auf die bestmögliche Art zu verhüten. Dieses wird erfolgen, wenn man a) bei der Anwendung des Holzes als Feuerungsmittel nur völlig trockenes, und nach Verhältniß des Feuerungsraums gehörig klein gesägtes und gespaltenes Holz braucht; b) sowohl dieses als jedes andre Feuerungsmittel durch den Zutritt der atmosphärischen Luft, oder richtiger durch den zur Unterhaltung des Feuers tauglichen Theil der atmosphärischen Luft, welcher die bei einem Feuer bemerkbare Wärme und Hitze aus sich hergibt, auf die schnellste und vollkommenste Weise verbrennt. Allein das schnelle und vollkommene Verbrennen kann nur dadurch bei allen unsern Feuerungen erhalten werden, wenn man die Schornsteine, Stubenöfen, Küchenherde, Kesselfeuerungen in Haushaltungen, Bier=, Branntweinbrennereien, Salzsiedereien u. s. w., die Kamine, Backöfen, Bratöfen, Bratspießfeuer u. s. w. zweckmäßig erbaut. X.

Holzschneidekunst, Holzschnitt (Gravure en bois). Um einen Holzschnitt zu verfertigen, nimmt man eine glatte Holzplatte, trägt auf diese die Zeichnung, schneidet mit scharfen Instrumenten von verschiedener Form alle Umrisse, Schraffirungen und Züge so, daß die, welche sich auf dem Papier abdrucken sollen, erhaben stehen bleiben, bestreicht sie dann mit Ölfarbe und drückt sie auf Papier ab. Diese Art von Platten hat viel Ähnliches mit den beweglichen Schriftplatten zum Bücherdruck, auf denen sich die Flächen der Buchstaben eben so wie bei jenen die Flächen der Züge abdrucken. Die Abdrücke selbst nennt man Holzschnitte. Eine besondere Art von Holzschnitten nennen die Italiener chiaroscuro, die Franzosen camayeu, clair obscur, wir Helldunkel. Diese druckt man mit drei und vier Holzplatten ab. Auf die erste werden die Umrisse gegraben, die zweite ist für die starken Schatten, die dritte und vierte für die Mitteltinten. Diese verschiedene Platten machen ein Ganzes aus, und der Künstler muß Sorge tragen, daß, wenn sie nach einander auf dasselbe Blatt abgedruckt werden, alles gehörig zusammenpasse. Die Italiener nennen Hugo da Carpi als Erfinder dieser Kunst; ein alter deutscher Meister aber, Johann Ulrich Pilgrim, hat sich früher darin ausgezeichnet, und bekanntlich gab Albrecht Dürer mehrere Blätter in dieser Art, und Lukas Cranach eins mit der Jahrzahl 1500. Die Deutschen nennen übrigens die Holzschneidekunst überhaupt auch Formschneidekunst, wiewohl diese Benennung allgemeiner ist, als jene. Der Grund liegt in der Entstehung dieser

Kunst, welche ihren Ursprung von der Verfertigung der Spielkarten (die man in Deutschland schon gegen 1300 hatte) ableitet, deren Formschneiden die nämliche Behandlung erfodert. Statt der grotesken Kartenfiguren fing man an, Bilder der Heiligen zu verfertigen, dergleichen auch die Geistlichkeit unter ihre Verehrer austheilte. Nach diesen in Holz geschnittenen Heiligenbildern verfertigte man auch historische Gegenstände, denen man eine ebenfalls in Holz geschnittene Erklärung beifügte, und hiedurch entstanden die ersten durch Holzplatten gedruckten Bücher, welche Guttenbergen nachher auf die Erfindung der Buchdruckerkunst mit beweglichen Lettern führten. Gleich nach Erfindung dieser Buchdruckerei bediente man sich der Holzschnitte zur Verzierung der Bücher. Der größte Theil der hiezu gebrauchten Formschneider ist uns unbekannt geblieben oder mit den Druckern verwechselt worden; durch ihre Werke kennen wir nur Johann Schnitzer, Sebald Gallendorfer, Hans von Culmbach und Michel Wolgemut, den Lehrmeister Dürers. Im 16ten Jahrhunderte nahte sich die Holzschneidekunst dem höchsten Grad ihrer Vollkommenheit. Viele Künstler beschäftigten sich mit ihr, unter denen Hieronymus Resch, Albrecht Dürer, Holbein, Altorfer u. A. sich besonders auszeichnen; viele Großen unterstützten und ermunterten sie. In eben diesem Zeitraume gewann aber auch die Kupferstecher- und Ätzkunst an Ansehn und Vollkommenheit. Da nun diese viel schneller und mit ungleich weniger mühsamer Anstrengung zu erlernen war, so fand sie bald mehr Schüler als jene, und in diesem Umstand ist wohl die erste Ursache von dem Verfall der Holzschneidekunst zu suchen. Ungeachtet die Formschneider es sich sehr angelegen seyn ließen, die Kupferstecherkunst herabzusetzen und zu unterdrücken, so gelang es ihnen doch nicht, die Nebenbuhlerin, die sich im Ausdruck des Sanften und Weichen dem Auge so gefällig machte, zu verdrängen, ja man vergaß, daß die Holzschneidekunst in der Kraft und Energie, womit sie ihre Gegenstände darstellt, von der Kupferstecherkunst nicht erreicht wird. So wie diese ausgebreiteten Beifall erhielt, verminderte sich die Anzahl der Holzschneider. Viele von diesen gaben ihre Kunst auf, und beschäftigten sich entweder mit jener gangbarern, oder vereinigten ihre Kunst mit der Buchdruckerei, bei welcher sie ihre Geschicklichkeit noch immer zeigen konnten. Als jene Künstler nach und nach ausstarben, wurde ihre Kunst beinahe mit ihnen begraben, denn es war leichter, durch einen mittelmäßigen Kupferstich, als selbst durch einen gut gearbeiteten Holzschnitt das Auge zu bestechen. Der Umstand jedoch, daß sich von einem Holzschnitt weit mehr Abdrücke machen lassen, als von einer Kupferplatte, verhinderte den gänzlichen Untergang, bis man endlich zu Ende des 18ten und Anfang des 19ten Jahrhunderts die Holzschneidekunst auch in ihre ästhetischen Rechte wieder einzusetzen versuchte. Die Sueurs, Jackson, Moretti, Canossa, Roger, Caron, Papillon, Beugnet, Dugoure haben sich mit Glück in ihr versucht, Zanetti suchte die Manier des Hugo da Carpi wieder einzuführen, die Gebrüder Unger und Gubitz haben sie bis zu einem hohen Grade vervollkommnet, und in England wetteifern mit ihnen Nesbit, Branston, Clennel und Hole auf das rühmlichste, wie die von ihnen gemeinschaftlich gelieferten Sinnbilder der Christen (Leipzig bei Brockhaus, 1818, Preis 9 Thlr.) beweisen. dd.

Holzwaaren. Ein bedeutender deutscher Handelszweig, womit insbesondere von Nürnberg, Fürth, Sonnenberg (bei Coburg) und dann auch von Berchtesgaden, Ulm, Tyrol, dem sächsischen Erzgebirge, auf den leipziger und frankfurter Messen, so wie nach Ita-

lien, Spanien Amerika, und den Indien über Holland und Hamburg sehr große Geschäfte gemacht werden, so unbedeutend die Artikel auch an sich scheinen, und so geringe einzeln ihr Geldwerth ist. Es bestehn solche insbesondre aus Kinderspielsachen von tausenderlei Art und Erfindung, in Schachteln, Kästen, Rahmen u. dergl.

Homann (Johann Baptist), berühmt als Begründer der nach seinem Namen benannten Landkartenofficin, war 1664 in dem mindelheimischen Dorfe Kamlach geboren, und von seinen Ältern für das Kloster bestimmt; dem zu entgehn, trennte er sich von seinen Ältern, trat in Nürnberg zur lutherischen Religion über, wurde 1687 Notar, beschäftigte sich aber ganz besonders mit dem Kupfer- und Landkartenstechen. Sein Eifer für diese Arbeiten, die damals einem allgemeinen Bedürfniß abhalfen, stieg mit dem Beifall, der ihnen zu Theil ward. Im Jahr 1702 eröffnete er zu Nürnberg einen förmlichen Landkartenhandel, und lieferte nach und nach gegen 200 Karten, die sich im Allgemeinen durch Brauchbarkeit, besonders aber durch Wohlfeilheit auszeichneten. Dabei verfertigte er kleine Sphaeras armillares und Taschengloben, und andre mechanische Kunstwerke. Bei dieser rastlosen Thätigkeit brachte er sein Institut in großen Flor, und erwarb sich die allgemeine Achtung, in deren Genuß er 1724 starb. Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte ihn zu ihrem Mitgliede erwählt, der deutsche Kaiser ihn mit einer goldnen Ehrenkette belohnt und ihn zu seinem Geographen ernannt, und der russische Czaar Peter ihn zu seinem Agenten gewählt und mit Ehrenbezeigungen ausgezeichnet. Um die Beförderung des Studiums der Geographie in Deutschland hat das Homannische Institut, das von den Erben fortgesetzt wurde, und noch jetzt besteht, im Allgemeinen große und wichtige Verdienste. In neueren Zeiten hat es durch den Wetteifer ähnlicher Anstalten natürlich bedeutend verlieren müssen. Zu erwarten ist, daß es unter dem neuen Besitzer (Gr. Chro. Franz Fembo) mit erneuter Lebenskraft aufblühen werde.

Homburg (Hessen), eine noch blühende Nebenlinie von Hessen-Darmstadt (s. Darmstadt). Der Landgraf Friedrich Ludwig Wilhelm Christian, geb. 1748, residirt zu Homburg vor der Höhe, und hat außer der unmittelbaren Herrschaft Homburg vom wiener Congreß ein Gebiet von 10,000 Unterthanen im ehemaligen Saardepartement angewiesen erhalten.

Home (Henry), als philosophischer Denker und classischer Schriftsteller der Engländer, besonders im Gebiete der Ästhetik, Moral und Religionsphilosophie ausgezeichnet. Er stammte von demselben schottischen Geschlechte, von welchem der berühmte Skeptiker David Hume herstammte, und stand zwar hinter dessen philosophischem Scharfsinn zurück, übertraf ihn aber dagegen durch Feinheit des Geschmacks und warmes Gefühl für Schönheit. Letzteres ist um so mehr zu verwundern, da er ein so bedeutender Geschäftsmann war. Denn er verwaltete als ein angesehener Rechtsgelehrter mehrere Ämter zu Edinburgh mit solchem Ruhme, daß er zuletzt zum königlichen Richter über Schottland erhoben wurde, und den Namen Lord Kaimes (1752) erhielt. In dieser Zeit schrieb er sein erstes Werk: Versuch über verschiedene Gegenstände der brittischen Alterthümer (1746), in welchem er durch Erinnerung an die Vorzeit seine Mitbürger zur bürgerlichen Eintracht entflammen wollte. Aber ihn beschäftigte zugleich ein fortgesetztes Studium der Wissenschaften, namentlich der Philosophie und der alten und neuern poetischen Literatur; daher auch seine eben so bestimmte als geschmack-

volle Darstellung. Im Jahre 1751 erschienen zu Edinburgh seine Versuche über die Principien der Sittlichkeit und der natürlichen Religion (deutsch von Rautenberg, Braunschweig 1768, 2 Thle. 8.), in welchen er das von den englischen Philosophen vorzüglich angenommene Princip des moralischen Sinnes weiter verfolgte. In den darauf folgenden Schriften: Historical law (1759, 8.) und the principles of equity (1760, Fol.) suchte er die Principien der Philosophie und Politik auf die Rechtswissenschaft anzuwenden. Was ihn aber am meisten berühmt gemacht hat, sind seine Elements of criticism (1762, 3 Vol. 8. und öfter; Deutsch: Grundsätze der Kritik, von Meinhard, Leipzig 1765, und in mehrern Auflagen). Das Werk enthält freilich nur eine Summe von psychologischen Beobachtungen über das Schöne in Beziehung auf die Gemüthskräfte, durch welche wir dasselbe auffassen und darstellen, durch die eingewebten Beispiele aus englischen Dichtern und Schriftstellern sehr interessant vorgetragen; dagegen finden sich nur wenige allgemeine Bemerkungen über den guten Geschmack und die Grundsätze, von welchen die Kritik ausgehen soll, am Schlusse des Werks; ja der Geschmack selbst wird weniger seiner Natur nach und in Beziehung auf das Schöne untersucht, als vielmehr mit dem gesunden Menschenverstande verglichen und dadurch vorausgesetzt. Aber auch in diese Gränzen eingeschränkt, hat das Werk noch so viel Werth, daß es mit Recht als eine vollständigere, wenngleich mehr psychologische als philosophische Theorie des Geschmacks im Geiste seines Zeitalters und der philosophischen Schule in England anzusehen ist, erworben hat. Auch bei den Deutschen hat es lange Zeit als Richtschnur gegolten. Neben seinen übrigen Werken, welche wir hier übergehen, verdienen auch seine Sketches on the history of man (London 1774, 2 Vol. 4. Deutsch: Entwürfe zu einer Geschichte des Menschen, Leipzig 1775 und 1783, 2 Bde. 8.), womit er seine literarische Laufbahn schloß, einer günstigen Erwähnung. Er starb 1782. T.

Homer, Homeriden. Sehr wenig ist es, was wir von dem Leben des berühmtesten aller Dichter wissen, und auch das Wenige ist höchst unsicher. Nach der gewöhnlichen Sage war sein Vater Mäon, seine Mutter Kritheïs, und er ward, als ein Kind der Liebe, am Flusse Meles unfern Smyrna geboren. Daher wurde er nach seinem Vater der Mäonide, nach der Stelle seiner Geburt Melesigenes (der am Meles Geborne) genannt. Andere geben ihm den Mentor, der Pylier König, zum Vater, und Klimene oder Themisto aus Cypern zur Mutter. Ungewiß, wie seine Ältern, ist aber auch sein Geburtsort. Bekanntlich stritten sich im Alterthum sieben Städte um die Ehre, Homers Geburtsort zu seyn: Smyrna, Kolophon, Chios, Argos, Athen, Rhodos und Salamis, statt deren zwei letzten Andere Kumä und Pylos nennen. Sucht man in seinen Gedichten Auskunft über seinen Geburtsort, so liefern diese manchen Beweis, daß er in Kleinasien, wahrscheinlich Jonien, oder auf einer der nahe gelegnen Inseln gelebt habe (s. Wood über das Originalgenie Homers, S. 32 — 60); nach dem Hymnus auf Apollon, den auch Thucydides anführt, auf Chios. Smyrna dürfte indeß das Meiste für sich haben. Fragt man nun weiter: wann Homer gelebt? so begegnet uns dieselbe Unsicherheit, denn es ist nicht entschieden, ob er im zehnten, neunten oder achten Jahrhundert vor Chr. Geb. gelebt. Die mittlere Angabe ist die wahr-

scheinlichere. (S. Mannert Geographie der Griechen und Römer 6, 456.) Bei solcher Ungewißheit über die Entstehung und das Zeitalter des Dichters ist es aber wohl nicht zu verwundern, wenn nun auch von seinen Schicksalen nur wenig bekannt ist. Man nennt als seine Lehrer den Phemios und Pronapides, nach einer späten, unverbürgten Biographie. Die vielen Reisen, die er, nicht bloß durch Griechenland, sondern auch durch Phönicien und Ägypten gemacht haben soll, dürften wohl bloß aus der Erd- und Schifffahrtskunde in seinen Gedichten gefolgert seyn. Wäre er wirklich blind gewesen, wie man erzählt (Pausan. 5, 33), so wäre er doch gewiß nicht blind geboren, denn ein Blindgeborner hätte solche Schilderungen von sichtbaren Gegenständen, wie wir in den Homerischen Gedichten finden, nie entwerfen können (Cic. Tusc. Qu. 5, 39). Nicht aber bloß zu einem Blinden, sondern bald zu einem blinden Schulmeister, bald gar zu einem blinden Bettler hat man ihn machen wollen, der aus Armuth sein Brot mit Absingen seiner Lieder vor den Thüren verdienen mußte (Pausan. 2, 33). Diese Nachricht ist gegen alles, was wir von den alten Aöden der Griechen und ihrem Zustande wissen. Wenn nicht reich und mächtig, waren sie doch sehr angesehen und geehrt, bei Opfern und Festen, in Versammlungen der Bürger und den Palästen der Fürsten gleich willkommen. War daher Homer, wie es wahrscheinlich ist, solch ein umherwandernder Sänger, so war er doch gewiß kein Bettler, und Schulmeister in einem ganz andern Sinne, als wir damit zu verbinden pflegen. Von seinem Tod ist eben so wenig etwas Zuverlässiges bekannt. Sein Grabmal will der Graf Pasch von Krienen auf der alten Insel Jos, einer der Sporaden, gefunden haben. Breve descrizione dell' Arcipelago e specialmente del sepolcro d' Omero, Livorno 1775, 8. Björnstahl Briefe auf seinen ausländischen Reisen 2, 469.) So wenig also wissen wir von Homer! Wie aber, wenn gar ein Homer niemals existirt hätte? Wir wollen bei dem, was bereits Hedelin d'Aubignac und Perault hierüber gesagt haben, nicht verweilen, können aber nicht umhin, der Genealogie des Historikers Charax bei Suidas (ed. Küster 2, 682) zu gedenken. Nach dieser stammt unser Dichter im vierzehnten Gliede von einem thracischen Sänger; der Name von Mutter, Vater und Großvater haben Beziehung auf Poesie: wie also, wenn in dieser Genealogie eine Geschichte der Poesie läge, die von Thrazien über Thessalien nach Griechenland, und von da nach Kleinasien kam? Homer wäre dann, wie auch Ilgens Scharfsinn aus dem Namen entwickelte (in der Vorrede zu seiner Ausgabe der Hymnen Homers) eine Gesammtstimme der Gesangesvorwelt, ein Vereiniger der Gesänge. Der Name Homer würde auf diese Weise zu einem Collectivnamen, und deutete eine ionische Sängerschule an, in der man die Poesie zugleich fortpflanzte und erlernte. (S. Fr. Schlegels Geschichte der Poesie der Griechen, S. 155, über das Wie? S. 69—79.) Auf solche Weise dürften sich die widersprechenden Nachrichten von Homer entwirren lassen. Bestimmtere Auskunft darüber geben vielleicht die Gedichte selbst, die wir unter dem Namen Homers besitzen. Vierundzwanzig werden uns genannt, die wir nicht mehr besitzen. Ohne diese verlornen aber weiter zu berücksichtigen, halten wir uns bloß an die noch vorhandnen: Ilias, Odyssee, Batrachomyomachie, Hymnen und Epigramme. Hier hat die Kritik entschieden, daß nicht alles dem Homer könne zugeschrieben werden. Der Frösche- und

Mäusekrieg, dieses komische Epos, ist offenbar nichts anders als ein, und zwar nicht eben mißlungener, Versuch, die Ilias und Odyssee zu travestiren, und verräth durch Darstellung, Sprache und neuere Sitten ein ungleich jüngeres Zeitalter als das Homerische. Die Hymnen, meist zur Gattung der epischen gehörig, und von den Orphischen wesentlich verschieden, zum Theil nur Bruchstücke alter cyklischer Gesänge und Proömien der Rhapsoden, sind von genauerer Kritik ebenfalls in ein jüngeres Zeitalter herabgesetzt und dem ionischen Sänger abgesprochen worden. Es blieben also, da die Epigramme von keinem Gewichte sind, nur die zwei großen epischen Gedichte, Ilias und Odyssee, übrig, aus denen wir über Homer urtheilen können. Um zwei Mittelpunkte vereinigte sich hier die Masse, der Sage und des Gesanges. Die eine ist ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gedränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; der andere die Fülle des Sinnlichen, Neuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Schon die Alten fühlten, daß die Odyssee in einem andern Geiste gedichtet sey als die Ilias, welche viel mehr Erhabenheit hat. Auch die Darstellung in beiden ist verschieden. In der Ilias sind oft in Einem Gesange vierzig Gleichnisse, während die ganze Odyssee nur zwanzig enthält. Longin (C. 33.) handelt ausführlich von dem Unterschied der Ilias und Odyssee, und ihm zufolge hat man den Sänger der Ilias mit der aufgehenden, den Sänger der Odyssee mit der untergehenden Sonne verglichen. Die in der Odyssee häufig vorkommenden Klagen sollen Beleg zur Behauptung des Alters seyn. Alexandrinische Grammatiker dagegen behaupteten, beide Gedichte seyen nicht von Einem Verfasser. Diese Grammatiker erhielten daher den besondern Namen Chorizonten, d. i. die Trennenden, wovon in den alten Scholien und Commentaren des Eustathius mehrere unverkennbare Spuren vorkommen. Gewiß ist es, daß in der Odyssee andere Worte, Begriffe und Mythologie vorkommen. Was in der Ilias Iris, verrichtet Hermes in der Odyssee. Kein Gott und keine Göttin sind in beiden Gedichten ganz dieselben; die Gestalten haben sich verändert. Auch der Olymp, die Begriffe vom Reich der Schatten, das Costume der Götter in ihrem Umgange mit den Menschen sind anders; Lebensart, Sitten, sittliche Begriffe, Kunst und Kenntnisse der Menschen fortgerückt. Die Vermuthung, daß beide Gedichte weder Einem Verfasser, noch Einem Zeitalter angehören, liegt demnach nahe genug und kann nicht als grundlos verworfen werden. Wolf in seinen Prolegomenen zu Homer ging aber noch weiter und behauptete, daß weder die ganze Ilias, noch die ganze Odyssee einen Verfasser haben, sondern daß jede ursprünglich eine Reihe von mehrern Sängern fortgesetzter Gesänge sey. Die Beweise für diese Behauptung sind folgende: Zur Zeit Homers war die Schreibkunst, wenn auch erfunden, doch nicht in allgemeinem Gebrauch. Wenn aber Homer nicht schreiben konnte, so konnte es ihm auch nicht einfallen, Werke von solchem Umfang zu dichten. Die Griechen waren auch zur Zeit Homers noch nicht so cultivirt, als zur Abfassung eines so kunstvollen Ganzen erfoderlich gewesen wäre: denn ist dieses gleich, zumal in der Ilias, nicht so vollkommen organisirt, als man öfters gemeint hat, so ist sie doch auf jeden Fall eine sehr künstliche Composition, und die Odyssee in dieser Hinsicht noch weit vollendeter. Zudem findet man aber auch in diesen Gedichten selbst manche Ungleichheit, besonders zwischen den erstern und leztern Gesängen. In der Ilias

enthalten Ges. 19—22 Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge fremden Tons und Charakters in Denkweise und Sprache. Vom achten Buch der Ilias an bemerkt man Reste von Kitt, wodurch die Rhapsodien verbunden wurden. Zur Zeit Homers endlich war die Sprache noch nicht so vollkommen und grammatisch gebildet als sie in beiden Gedichten erscheint, und nach Hermann (edit. Orph. p. 687) ist sich auch die Metrik nicht gleich, indem zwischen dem 13. und 23. Gesange z. B. sich in dieser Hinsicht ein sehr bedeutender Unterschied zeigt. Das Resultat aller dieser Forschungen nun ist, daß keins dieser beiden Gedichte weder von einem Verfasser noch aus einer Zeit sey. Man kann mehrere kleine Ganze darin unterscheiden; wie denn z. B. Gesang 7, 8, 9 eine Rhapsodie ausmachen: die Siege Hectors. Andere Stücke machen eben solche Ganze, manche derselben sind offenbar, und zum Theil auch schon von dem Alterthume anerkannte spätere Einschiebsel, z. B. das Schiffsverzeichniß, die Wettspiele u. a. m. Es fragt sich nun, wie aus diesen an sich verschiedenen kleinern Ganzen endlich zwei große wurden? Jahrhunderte lang erhielten sich diese Stücke durch den Gesang der Rhapsoden (daher sie Rhapsodien hießen), und waren die Lieblingsgesänge der ionischen Griechen. Lykurg brachte, etwa ein Menschenalter nach Homer, von seinen Reisen nach Creta und Asien die erste Sage von den Homerischen Gedichten in das griechische Mutterland. Drei Jahrhunderte später fingen die Pisistratiden an, die Werke Homers zu sammeln, und veranstalteten, daß sie alljährlich an dem Feste der Panathenäen von den Rhapsoden öffentlich vorgelesen wurden. Nach ihrer schriftlichen Bezeichnung und Zusammenordnung wurden sie nun zu mehreren Malen überarbeitet, ergänzt, fortgeführt und erhielten zuletzt durch die Bemühungen der alexandrinischen Kritiker die Gestalt, aus welcher sich der gegenwärtige Text gebildet hat. (Man s. die hiebei zu unterscheidenden Perioden bei Wolf, S. 22. fg. u. vgl. **Schlegel** a. a. O. S. 175 — 178.) Die hiebei thätigen Gelehrten hießen **Diaskeuasten**, d. i. Zubereiter, welche auch das Ganze in 24 Gesänge nach den Buchstaben des Alphabets abtheilten, was ebenfalls auf eine spätere Zeit deutet, indem es früher nur sechzehn Buchstaben gab. (S. **Griechische Sprache und Schrift.**) Vor diesen Diaskeuasten darf man demnach keine Ilias und Odyssee annehmen. Schwerlich also haben diese ihre ursprüngliche Gestalt, indem auch bei der treuesten Überlieferung in einem so langen Zeitraum allmählige Abweichungen unvermeidlich scheinen. Diese wurden noch größer durch die Kühnheit der Grammatiker in Berichtigung der Lesarten, und das Verwerfen einzelner Stellen war so häufig, daß wohl auch Bücher dagegen geschrieben wurden. (Schol. Ven. ad I, 424.) Nicht aber bloß einzelne Stellen, sondern ganze Rhapsodien erklärte die Kritik für unecht. Aus diesem allen urtheile man nun selbst, wie viel wir von dem ursprünglichen Homer wissen können und haben mögen. Die sogenannten Homerischen Werke erscheinen zum großen Theile als zusammengefügte Bruchstücke mehrerer Verfasser, und der eine Homer verwandelt sich in mehrere **Homeriden**, d. h. in Sänger aus derselben ionischen Schule (s. **Griechische Literatur**), aus welcher Homer selbst hervorging, oder der er wohl gar selbst vorstand. Homeriden aber, gleichsam Abkömmlinge Homers, werden diese Sänger mit Recht genannt, weil ihre Geister das Gepräge der schönen moralischen und ästhetischen Form Homers des Meisters der ionischen epischen Sängerschule, an sich tragen. Wenn wir nun dennoch von **Homerischen** Gedichten reden,

so geschieht es theils nur aus Gewohnheit, theils weil man annehmen kann, daß von dem wirklichen Homer, dessen Existenz wir doch nicht geradezu abläugnen mögen, der Grund zu diesen Gedichten gelegt und vielleicht auch der größere Theil gegeben sey. Wie dem aber sey, diese ganze kritische Ansicht (die an Harles, Voß, Wiedeburg, Wassenbergh, Ste. Croix, Mannert, Hug, Bouterweck, Schlosser — s. dessen Homer und die Homeriden, Hamburg, 1798 — u. A. auch ihre Gegner gefunden hat, ohne doch völlig widerlegt worden zu seyn), spricht den Homerischen Gedichten nur den Charakter kunstgerechter Epopöien ab, in denen eine ursprüngliche künstlerische Einheit, mit strenger Unterordnung aller einzelnen Theile unter einen alles in dem Gedicht umfassenden Plan, das Ganze bestimmt, und es sieht demnach eigentlich mit nichts mißlich aus, als mit den Regeln, welche gewisse Ästhetiker aus jenem vermeinten Ganzen ableiteten. Eine dem Epos fremdartige, mechanische und dramatische Einheit hat man ihm aufgedrungen, welche füglich in der Homerischen Poesie wegfallen kann, ohne daß sie ihren poetischen Werth und selbst die echt epische Form verlöre. Ungeachtet hier keine einfache, untheilbare Handlung ist, sondern eine Mehrheit des Dargestellten, welche Vermehrbarkeit und Verminderung zuläßt; so ist doch Handlung überhaupt das Leben der Homerischen Poesie. Nirgend ist Darstellung des Ruhenden oder sogenanntes poetisches Gemählde, alles ist in beständigem Fluß, in bewegendem Fortschritt, es wird vor unsern Augen. Aber nicht jeder Ausdruck des Handelns verträgt sich mit epischer Form; ein leidenschaftliches Handeln griffe in das lyrische und dramatische Gebiet. Homers Helden mögen daher von den gewaltigsten Leidenschaften bewegt werden, die Darstellung davon erscheint stets leidenschaftlos. Was der Dichter erzählt, muß jedem fühlenden Herzen Theilnahme einflößen, er selbst aber tritt nie mit der seinigen hervor, zeigt weder Neigung noch Abneigung. Ganz in seinen Gegenstand versunken, verliert er sich in ihm, und in dem Grade, wie seine Subjectivität untergeht, tritt die Objectivität reiner hervor. Deßhalb thut er keiner seiner Personen Unrecht. Selbst Grieche, interessirt er sich doch ungemein für die Troer und stellt ihr Gutes mit höchster Unparteilichkeit ins Licht. So bleibt er immer in Ruhe, fesselt uns überall an eine lebendige Gegenwart und hält uns fest. Hier ist nichts die Aufmerksamkeit auf einen letzten Effect Spannendes. Gleichmäßige Entfaltung im stetigen Fortschritt ist der Charakter des Homerischen Epos. Mit Recht rühmt Herder von Homer: „Die Wahrheit und Weisheit, mit der er alle Gegenstände seiner Welt zu einem lebendigen Ganzen verwebt, der feste Umriß jeder seiner Züge in jeder Person seiner unsterblichen Gemählde, die unangestrengte sanfte Art, in welcher er, frei als ein Gott, die Charaktere sieht, und ihre Tugenden und Laster, ihre Glücks- und Unglücksfälle erzählt, sie sind es, die in der Geschichte der Menschheit den Homer zum einzigen seiner Art und der Unsterblichkeit würdig machen." Das Große liegt bei Homer in den Ideen, nicht im Ausdruck, der sich nie ungewöhnlich erhebt. Seine Darstellung charakterisirt sich durch die treueste Anschauung und sinnlichste Wahrheit, ist schlicht und einfach wie die Natur, hat aber bei aller dieser Einfachheit zugleich die sinnlichste Mannichfaltigkeit. (S. Garve's Abhandlung I, 103.) Jeder Gegenstand hat seinen eigenthümlichen Ton und Farbe. Und wie abwechselnd sind die Scenen, wie mannichfaltig die Charaktere, wie reich die Gemählde, wie aus-

geführt das Detail ohne Künstelei und Ängstlichkeit! Hätte man die Gedichte Homers stets nur mit natürlichem Sinn, mit reinem Natur- und Kunstgefühl gelesen, wie anders würde das Urtheil über sie ausgefallen seyn, wie viel unnöthigen Theorienkram würde man sich erspart haben! Fast überall aber suchten die Ästhetiker die Schönheit dieser Poesie und das Wesen des Epos in der Einheit, Künstlichkeit, Ökonomie, dem Gebrauch des Wunderbaren und der Maschinen, woran Homer gewiß nicht dachte, in der Einmischung des Himmels in die Erde, in einer Encyclopädie alles Wissenswürdigen, und wer weiß worin noch, nur eben da nicht, wo es wirklich lag. Das Beste hat hierüber A. W. Schlegel gesagt in seiner Recension von Göthe's Hermann und Dorothea, und nicht ohne vielfache Belehrung wird man lesen, was Herder, zuerst in den Briefen zur Beförderung der Humanität, über die Humanität Homers schrieb. Das deutsche Publicum hat das Glück, Ilias und Odyssee in einer vortrefflichen Übersetzung von J. H. Voß zu besitzen, welche alle vorhergehenden, zum Theil sehr schätzbaren, Versuche von Damm, Küttner, Bodmer, Stolberg, Bürger u. A. weit hinter sich gelassen hat, und welche ganz vollkommen seyn würde, wenn sie auch die Homerische Einfalt völlig erreicht hätte. (Der Scholiast zum deutschen Homer, des ersten und letzten Bandes erstes und letztes Stück. Jahr VI der Voßischen Sprachumwälzung. 1798. — Von Radloff. —) Den Frosch- und Mäusekrieg haben mit ungleichem Erfolg übersetzt Damm, Willamov, Piper, Leo v. Seckendorf, Eschen; die Hymnen Stolberg, und zum Theil Seckendorf und Eschen. Von den Ausgaben nennen wir bloß die von Clarke und Ernesti, von Wolf, Porson und Heyne; von der Batrachomyomachie haben wir einzelne Ausgaben von Schier und Borheck, von den Hymnen von Ilgen, Matthiä und Hermann. Zur Erklärung des Homer ist so viel geschrieben, daß die bloßen Titel ein eignes Buch füllen könnten. Was Blackwell, Wood, de Bosch, Köppen, Goeß, Seidenstücker, Grodbeck, Drück, Seybold, Schlegel, Jenisch, Schelle u. A. über Homer überhaupt oder einzelne Gedichte oder auch nur Einzelnes in diesen Gedichten geschrieben haben, verdient Beachtung. Zur Einführung in den Zeitgeist Homers besitzen wir Feiths Homerische Alterthümer, de Marées Versuch über die Cultur der Griechen zur Zeit Homers, Halbkarts Homerische Psychologie; mehrere Schriften über Moral und Theologie Homers von Heyne, Harles, Delbrück, Hermann, Voß, Wagner, so wie über die Geographie Homers Werke von Schönemann, Schlichthorst, A. W. Schlegel und Voß. Selbst über Medicin, Mineralogie und überhaupt Encyclopädie Homers fehlt es nicht an eigenen Schriften. Statt aller dieser nennen wir nur Ein Werk noch, welches den Freunden der Homerischen Dichtungen gleich viel Vergnügen als Belehrung gibt: Homer nach Antiken gezeichnet von W. Tischbein, mit Erklärungen von Heyne. dd.

Homilie, die älteste und den Bedürfnissen des größeren Publicums angemessenste Predigtgattung, ist ein analytischer Religionsvortrag über den biblischen Text, dessen Inhalt er mit seinem Ideengange Schritt vor Schritt verfolgt. Die Homilie macht entweder 1. den Text selbst zum Thema, und bringt, ohne sich an eine streng logische Coordination der Theile zu binden, die einzelnen Gedanken, Situationen und Bilder derselben, wie er sie gibt, nach einander zur Sprache, um sie zur religiösen Belehrung und Erbauung der

Zuhörer anzuwenden; oder sie faßt 2. die einzelnen religiösen Momente des Textes unter einen allgemeinen practischen Hauptgedanken, dem sie sich füglich subordiniren lassen, zusammen, und behandelt sie als Theile des den ganzen Text reflectirenden Thema's, mit unmittelbarer Anwendung auf die religiösen Bedürfnisse der Zuhörer. Die Predigten der ältern Kirchenlehrer waren nur Erklärungen vorgelesener oder recitirter Bibelabschnitte mit eingeflochtenen Ermahnungen, und weil man diese Vorträge seit dem vierten Jahrhunderte Homilien (aus dem Griech.), d. i. Unterhaltungen, Gespräche, nannte, erhielt auch die wissenschaftliche Anweisung, christliche Religionsvorträge oder Predigten abzufassen und zu halten, den Namen Homiletik. T.

Hommel, diesen Namen führt eine alte und angesehene sächsische Familie, welche durch mehrere große Rechtsgelehrte berühmt geworden ist. Am meisten ausgezeichnet unter ihnen sind: 1. Ferdinand August, geboren zu Leipzig 1691, studirte seit 1713 Philosophie und Jurisprudenz, letztere auch zu Halle, wo er auch 1719 Doctor der Rechte wurde. Darauf eröffnete er in Leipzig seine juristischen Vorträge mit großem Beifall, welche er mit einer thätigen Praxis verband, wurde Beisitzer des Schöppenstuhls, bald darauf öffentlicher Professor des Rechts und Appellationsrath, und starb 1766. Er war ein eben so vortrefflicher Lehrer als practischer Rechtsgelehrter. Seine Schriften zeugen von mannichfaltiger Gelehrsamkeit; besonders aber verband er Philosophie mit Jurisprudenz. Vorzüglich hat er sich um die Referirkunst verdient gemacht durch seine Anleitung, gerichtliche Acten geschickt zu extrahiren und eine Sentenz darüber abzufassen (6te Aufl. Halle, 1795, 8.). Sein Andenken hat J. A. Ernesti gefeiert: Memoria D. Ferd. Aug. Hommelii (Opusc. orator. nov. Vol. Lips. 1791.) Er sah mit Vergnügen, wie sein noch berühmterer Sohn, 2. Carl Ferdinand, beständiger Decan und Ordinarius derselben Facultät wurde (1763), in welcher er selbst wegen körperlicher Schwäche seinen dritten Platz behielt. Carl Ferdinand war zu Leipzig 1722 geboren, studirte früher Medicin, vertauschte aber diese Wissenschaft bald mit der Jurisprudenz, welche er unter seines Vaters Anleitung in Leipzig und in Halle studirte, wurde 1744 Doctor, 1750 öffentlicher Lehrer der Rechte zu Leipzig, 1756 ordentlicher Professor der Decretalen, in dem genannten Jahre erster Lehrer dieser Wissenschaft, chursächsischer wirklicher Hof- und Justizrath u. s. w., und starb 1781, eben so angesehen als begütert. Er verfolgte die ruhmvolle Bahn seines Vaters; ja er übertraf ihn noch, denn er war eben so einheimisch in der theoretischen als in der practischen Rechtsgelehrsamkeit, bearbeitete alle Theile derselben mit Scharfsinn und Gründlichkeit, und gehörte zu den ersten Rechtsgelehrten neuerer Zeit, welche in die Behandlung ihrer Wissenschaft Geist und Leben brachten, und alle Art von Barbarei und Pedantismus aus dem Kreise derselben zu verdrängen suchten. Hieher gehört nicht nur, daß er mehrere Gegenstände der philosophischen Rechtslehre in seinen Schriften bearbeitete, sondern auch das Positive mit seltenem philosophischen Scharfsinn behandelte, und daher besonders zur Verbreitung einer menschlichern, und dem Geiste der Zeit angemeßnern Ansicht des Criminalrechts sowohl in seinen Schriften als in seinem umfassenden Lehr- und Geschäftskreise thätig wirkte; ferner nicht nur in

seinen Werken, selbst in denen, welche die Literatur der Jurisprudenz betreffen, einen bei solcher Gelehrsamkeit seltenen Witz überall beurkundet, sondern auch eine reinere zweckmäßigere und geschmackvollere Schreibart in den deutschen Gerichten einzuführen suchte, wozu er selbst durch mehrere in deutscher Sprache verfaßte juristische Werke das Muster aufstellte. Übrigens setzte er die Jurisprudenz auch mit Kritik, Geschichte, Alterthumskunde und aller Art der Gelehrsamkeit in vielseitige Verbindung, wovon z. B. seine Bibliotheca juris Rabbinica et Saracenorum Arabica, seine Jurisprudentia numismatibus illustrata, und seine mannichfaltigen akademischen Schriften zeugen. Unter seinen zahlreichen Schriften sind vorzüglich ausgezeichnet sein deutscher Flavius, d. i. Anleitung, sowohl bei bürgerlichen als peinlichen Fällen Urtheile abzufassen (4te Ausgabe, vermehrt und verbessert von D. E. F. Klein, Bayreuth, 2 Bde. 1800, 8.), Rhapsodia quaestionum in foro quotidie obvenientium etc. Vol. VII. Edit. IV. Lips. 1783—1787, 4., wovon der siebente Band, von Rössig herausgegeben, das Leben Hommels enthält; ferner seine Übersetzung des Beccaria von Verbrechen und Strafen nebst Anmerkungen, Breslau, 1778, 8., sein Buch (unter dem angenommenen Namen Alexander von Joch) über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen, 2te Ausg. 1772, seine Oblectamenta juris feudalis, Lips. 1755, 4. T.

Homocentrisch, was einerlei Mittelpunkt hat. Zwei Kreise sind homocentrisch, wenn sie aus einerlei Mittelpunkt gezogen sind.

Homogen, s. Heterogen.

Hompesch (Ferdinand Freiherr von), letzter Großmeister des Johanniterordens, war 1744 zu Düsseldorf geboren, kam in seinem zwölften Jahre nach Malta, wo er Page des Großmeisters ward, sich nach und nach bis zum Großkreuz emporschwang, und fünf und zwanzig Jahre lang Minister des wiener Hofs bei seinem Orden war, und wurde 1797 durch den überwiegenden Einfluß der bayerischen Zunge zum Großmeister gewählt. Er war der erste Deutsche, der diese Würde bekleidete. Als Bonaparte im Juni 1798 auf seiner Fahrt nach Ägypten auf Malta landete, wurden ihm von dem Commandanten Bosredon alle Festungswerke mittelst einer verrätherischen Capitulation, um die Hompesch nicht einmal befragt worden war, übergeben. Der Großmeister sah sich mit der rücksichtslosesten Härte von dem übermüthigen Sieger behandelt, mußte Zeuge seyn, wie man allenthalben und selbst in seinem Palast die Wappen und Zeichen des Ordens vernichtete, und ward am dritten Tage nach der Übergabe nach Triest eingeschifft. Man zahlte ihm 100,000 Thaler für sein Silbergeräth, und versprach ihm eine gleiche Summe als Jahrgehalt, die er aber nie bekommen. Nach seiner Ankunft in Triest protestirte Hompesch gegen die von ihm nicht geschloßne, noch je gebilligte Capitulation, und legte einige Monate nachher seine Würde zu Gunsten Kaisers Paul I. nieder. Er lebte seitdem in der Dunkelheit und großer Bedrängniß. Die Noth zwang ihn endlich, sich nach Montpellier zu begeben und die Rückstände der ihm versprochnen Pension zu fodern. Man war ihm zwei Millionen schuldig. Er hatte mit Mühe von dieser Summe 15,000 Franken erhalten, als er 1803 starb.

Hondekoeter (Melchior), der Sohn des ebenfalls als Mahler berühmten Egidius Hondekoeter, war geboren zu Utrecht 1636

und starb ebendaselbst 1695. Mit bewundernswürdiger Kunst mahlte er Thiere, besonders Vögel, deren Gefieder er auf das täuschendste nachahmte. Seine Hintergründe sind wohlgeordnete Landschaften. Sein Pinsel ist weich und voll, sein Strich fest und breit. Die Holländer bezahlen seine Gemählde zu hohen Preisen.

Honig. Die bekannte süße Substanz, welche der Bienenstaat aus dem Reiche Florens und Pomonens sammelt und in seinen Zellen aufbewahrt. Die beste Sorte, der weiße, wird auch Jungfernhonig genannt. Dieser läuft in der Sonne aus den Bienenkuchen von selbst aus. In allen Ländern wird Honig gewonnen, jedoch ein größerer Handelszweig ist er nur vorzüglich in Rußland, Polen, Malta, Spanien und Frankreich. Der Verbrauch des Honigs ist sehr mannichfaltig. Daß aus ihm die berühmten nürnberger, thorner, danziger und ulmer Pfeffer- oder Lebkuchen verfertigt werden, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Honigthau, eine zuckerartige Substanz auf den Blättern gewisser Gesträuche und Bäume, die man sonst für einen Thau aus den Wolken hielt. Es gibt zwei Arten desselben: die eine ist örtlich und ein von Blattläusen ausgespritzter Saft, die andere allgemein, wenn nämlich bei einer plötzlichen Veränderung der Lufttemperatur, wo nach einer heftigen Wärme eine plötzliche kalte Luft oder ein Sonnenregen eintritt, das Verfliegen der Ausdünstungen gehindert wird und diese als verdichtete Säfte liegen bleiben.

Honneurs nennt man beim Militär diejenigen äußern Ehrenbezeigungen, welche von ihm nach bestimmten Regeln allen erwiesen werden, denen eine besondere Achtung zu beweisen ist. Es bestehen solche in Abfeuern des Geschützes oder des Kleingewehrs, in Präsentirung desselben, in Paradirungen, in Begrüßungen mit klingendem Spiel, in gesenkter Fahne u. dgl., in Ehrenwachen u. s. w. — Im gesellschaftlichen Leben macht entweder der Hauswirth oder die Hausfrau, oder in Ermangelung dieser eine andere damit beauftragte Person bei Besuchen die Honneurs, d. h. es werden den Gästen von ihnen die erfoderlichen Aufmerksamkeiten bezeigt.

Hontheim (Johann Nicolaus von), aus einem alten patricischen Geschlecht in Trier, geb. 1701, und auf den Jesuiterschulen daselbst unterrichtet, wo er auch das römische und canonische Recht eifrig studirte. Nachdem er mit seinem Bruder auch einige Jahre die Universitäten Löwen und Leiden besucht hatte, kam er zurück und wurde 1724 zu Trier Doctor der Rechte, bei welcher Gelegenheit er über die natürliche Rechtswissenschaft und die höchste Gewalt schrieb. Er wählte aus Vorliebe für seine Studien und aus Hang zur Einsamkeit den geistlichen Stand, dessen er sich mit frommem Eifer annahm. Bald darauf machte er eine Reise nach Rom. Dort lernte er die römische Curialpraxis, die Politik des päpstlichen Hofes und die Mißbräuche der Hierarchie durch den Augenschein kennen. Er wurde, als er zurückkam, von dem gelehrten Churfürsten Franz Georg zum geistlichen Rath des Konsistoriums zu Trier und bald darauf zum Professor der Pandecten und des Codex ernannt. Letzterer lernte seine Verdienste immer mehr kennen und schätzen, und gebrauchte ihn daher zur Besorgung mehrerer wichtigen Landes- und Kirchengeschäfte, durch deren eifrigste Verwaltung seine Gesundheit sehr zerrüttet wurde. Daher übertrug ihm der Churfürst eine ruhigere Stelle an dem Consistorium in Trier, und erhob ihn 1748 zum Weihbischof des Erzbisthums, welche Stelle er bis in

sein spätes Alter bekleidete. Als solcher schrieb er seine diplomatische Geschichte von Trier (in lateinischer Sprache, 1750 3 Bde. Fol., denen noch zwei Bände unter dem Titel eines Prodromus 1760 folgten), ein Werk tiefer und fleißiger historischer Forschung. Mehr als durch dieses aber hat er sich durch den Febronius, oder vielmehr durch sein Werk über den Zustand der Kirche und die gesetzmäßige Gewalt des Papstes, ein Buch zur Vereinigung der streitenden Parteien in der christlichen Kirche, welches er 1763, 4. unter dem erdichteten Namen des Justinus Febronius in lateinischer Sprache herausgab, als einen kühnen Gegner der päpstlichen Anmaßungen und muthigen Vertheidiger der Freiheit der Kirche berühmt gemacht, und, obwohl er von den Jesuiten erzogen und ein aufrichtiger Verehrer des catholischen Glaubens war, den heiligen Stuhl durch seinen Angriff so erschüttert, daß ihm der Papst, dem er selbst aus reinem Eifer das Werk gewidmet hatte, zornig überall nachspüren und sein Buch durch verschiedne Breven an die geistlichen Churfürsten und andere Geistliche streng verbieten ließ. Allein es wurde desto allgemeiner bekannt, in mehreren Auflagen verbreitet, übersetzt und in allen christlichen Staaten Europa's mit Beifall gelesen. Gegen die Einwürfe und Widerlegungen, welche dieses Buch fand, vertheidigte er sich in mehreren folgenden Theilen bis 1774 unter angenommenen Namen und verfertigte (1777) auch einen lateinischen Auszug daraus. Bald hatte der römische Hof den Verfasser ausgespürt, ohne ihm jedoch wegen des mächtigen Schutzes, dessen er genoß, etwas weiter anhaben zu können. Indessen ermüdete man doch durch ununterbrochene Neckereien den schon 80jährigen Greis dergestalt, daß dieser sich endlich 1778 zu einem schriftlichen Widerruf seines Systems überreden ließ, über welche verbrauchte Formalität man sich in Rom höchlichst freute, obgleich die Wirkungen seiner Schriften nicht mehr zu ändern standen. Auch erklärte er sich über diesen Widerruf (1781) in einer besondern lateinischen Schrift, aber natürlich sehr unbestimmt. Hontheim verrichtete seine Geschäfte unausgesetzt bis an das Ende seines edeln, frommen und wohlthätigen Lebens (1790), stand mit den wichtigsten Gelehrten der verschiedenen Religionsparteien in Verbindung, und genoß überall den Ruf einer unbescholtenen Tugend und Frömmigkeit. T.

Honthorst (Gerhard), ein vorzüglicher Mahler der niederländischen Schule, geboren 1592, der sich in Italien bildete und von den Italienern seinen Zunamen delle notti daher erhielt, daß fast alle seine Bilder vom Kerzenlicht beleuchtet waren. Er gehörte zu jenen Künstlern seiner Zeit, die damals vom höchsten Grad des Manierirten und den willkührlichsten Ausschweifungen der Phantasie des Arpinos und Merigi in eine sklavisch treue Nachahmung der Natur nach Caravaggio verfielen. Jedoch entlehnte Honthorst vom Caravaggio nur seine Carnation, sein Leben, seine großen Schatten und Lichtmassen, wogegen er in den Umrissen genauer, in den Formen gewählter, in den Bewegungen graziöser war. — Er war zuletzt Mahler des Prinzen von Oranien, wohnte im Haag und arbeitete viel auf dem Lustschloß „im Busch" genannt, wo noch gegenwärtig viele seiner schönsten Bilder zu sehen sind.

Hood (Samuel) englischer Admiral, wurde geboren 1735 zu Butleigh, wo sein Vater Pfarrer war, und starb 1816. Schon in

seiner frühesten Jugend kam er für den Marinedienst bestimmt auf ein Kriegsschiff. Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges wurde er Kapitain, und bald darauf erhielt er das Schiff die Vestalin, eine Fregatte von 35 Canonen, und bemächtigte sich sogleich nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Portsmouth einer französischen Fregatte. Gleichsam zur Belohnung erhielt er das Commando des Afrika von 64 Canonen. Beim Ausbruche des amerikanischen Krieges befand er sich auf der Station von Boston, wurde bald darauf zum Baronet und Admiral erhoben und zeichnete sich in der Folge in der merkwürdigen Seeschlacht, die Sir George Brydges dem Grafen de Grasse lieferte sehr aus, indem er den Grafen zwang, sich ihm zu ergeben. Nach dem Kriege wurde er zum Pair von Irland und zum Lord der Admiralität ernannt. Als der Krieg mit Frankreich sich wieder erneuerte richteten sich die Augen der ganzen Nation auf den Admiral Hood. Er wurde nach dem mittelländischen Meere abgesendet, um in Verbindung mit den Royalisten im südlichen Frankreich zur Wiederherstellung des Thrones mitzuwirken, bemächtigte sich der Stadt Toulon, verlor sie aber wieder an die Republikaner. Als er Toulon verließ, zerstörte er die ganze französische Marine, alle Zeughäuser und Vorräthe, und fügte so dem französischen Gouvernement einen empfindlichen Schaden zu. Darauf blokirte er Genua, eroberte Corsica und kehrte nach dieser Expedition nach England zurück. Im Jahr 1796 wurde er zum Vicomte und Gouverneur des Hospitals von Greenwich ernannt und bekleidete diese Stelle bis an seinen Tod.

Hooft (Pieter Corneliszoon), geboren in Amsterdam im Jahr 1581, Sohn des großen Patrioten, des Bürgermeisters Cornelis Hooft, eines der wackern Edlen, die sich 1587 mit Gefahr ihres Lebens Leicesters Tyrannei widersetzten. Der Sohn bildete sich durch das Studium der alten römischen und griechischen Classiker und durch seine Reisen in Italien und bekleidete nach seiner Zurückkunft von 1609 bis 1647 das Amt eines Drostes von Muiden und Richters von Gooiland, ohne nach höhern Würden, wozu ihn Geburt, Kenntnisse und Reichthum befähigten, zu verlangen. In Muiden lebte er im Umgange mit geistreichen Männern und Frauen und im Genusse der Ergötzungen der Musik und Poesie. Hooft ist als der Schöpfer der holländischen Literatur in Prosa wie in der Poesie zu betrachten. Tacitus war ihm als Geschichtschreiber sein Muster und das Ziel seines Strebens, auch wird seine Übersetzung desselben noch jetzt für classisch gehalten. In der Geschichte Heinrichs IV. und des Hauses Medicis zeigte er sich selbst als Meister, doch den größten Werth hat seine Geschichte der Niederlande von 1550 bis 1587, wo die Statthalterschaft des Engländers Leicester ihr Ende erreichte. Seine Briefe werden nicht minder als Muster betrachtet und als Dichter schuf er in Holland sowohl die Tragödie als die erotische Gattung. Er starb 1647.

Hopfen, eine allgemein bekannte, zur Würzung der Biere häufig benutzte Pflanze, die zwar wild wächst, aber veredelt in vielen Ländern sorgfältig gebaut wird. Die vorzüglichsten Sorten, welche im Handel kommen, werden im Braunschweigischen, in Böhmen, in Bayern und in England gewonnen. Die Frucht wird im September geerntet, dann sorgfältig getrocknet und aufgehoben. Der häufige Wechsel der Preise bei diesem Artikel macht ihn zu einem Gegenstand der Speculation im Handel.

Hopital (Michel de l'), Kanzler von Frankreich, war 1503 zu Aigneperse in Auvergne geboren. Sein Vater war Arzt, und, wie seine Feinde behaupteten, ein Jude, entsagte aber der Medicin und trat in die Dienste Carls von Bourbon, Connetables von Frankreich, dessen Angelegenheiten er mit Eifer und Redlichkeit vorstand, und der ihn reichlich dafür belohnte. Seinen Sohn erzog er mit Sorgfalt und ließ ihn auf den berühmtesten Universitäten Frankreichs und Italiens studiren. Michel de l'Hopital entwickelte die ausgezeichnetsten Talente sowohl für die Wissenschaften, als für die Geschäfte. Nachdem er seine juristischen Studien beendigt hatte, ward er Auditor der Rota zu Rom, dann Parlamentsrath zu Paris und 1454 Oberintendant der Finanzen. Mit unbestechlicher Treue verwaltete er den königlichen Schatz, der durch Verschwendung, Veruntreuungen und Kriege völlig erschöpft war. Als nach Heinrichs II. Tode (1559) der Cardinal von Lothringen unter Franz II. an der Spitze der Geschäfte stand, trat l'Hopital in den Staatsrath, folgte bald darauf Margarethen von Valois als Kanzler nach Savoyen, kehrte aber schon nach sechs Monaten nach Frankreich zurück, wo man ihn in der Hoffnung zum Kanzler ernannt hatte, daß er den Übeln, welche das Reich zerrütteten, abhelfen würde. L'Hopital zeigte sich in diesem neuen Amte mitten unter den Parteien des Hofs und der allgemeinen Gährung des Reichs als einen unverzagten Weisen. Er sah ein, daß nur durch Mäßigung die vernichtete Ordnung der Dinge wieder herzustellen sey. Daher rieth er, als 1560 die unglückliche Verschwörung von Amboise ausbrach, denen zu verzeihen, die falscher Religionseifer irre geleitet hatte. In demselben Jahre gab er das Edict von Romorantin, um die Einführung der Inquisition in Frankreich zu verhindern. Mit Schmerz sah er das Feuer des Bürgerkriegs sich in seinem Vaterland entzünden, und bot alles auf, dasselbe zu unterdrücken, bevor es allgemein um sich gegriffen. Kein Preis schien ihm zu hoch für diesen Zweck. Als aber seine Bemühungen fruchtlos waren, bemühte er sich, wenigstens die Übel zu mildern und zu heilen, die er nicht hatte verhindern können. Diesen Grundsätzen der Weisheit gemäß, durch die er sich bei den Catholischen in Verdacht brachte, ein Anhänger des Calvinismus zu seyn, sprach er in der Versammlung der Stände zu Orleans, zu St. Germain-en-Laye 1561, bei dem Colloquium zu Poissy und in der Versammlung der Stände zu Moulins 1566; das nach der letzten Stadt benannte Edict war sein Werk. Aber eben diese Mäßigung stimmte zu wenig zu dem Charakter der berüchtigen Catharina von Medicis; die Königin ließ ihn von dem Kriegsrath ausschließen. L'Hopital zog sich 1568 auf sein Landhaus zu Vignai bei Estampes zurück, genoß hier im Umgange mit den Musen eines unerwarteten Glücks und starb 1573. Rastlos thätig und ohne Furcht als Staatsbeamter, ein treuer Unterthan und aufgeklärter Philosoph, folgte er nur den Grundsätzen der Vernunft und Tugend, und opferte für diese selbst den Ruhm auf. Mitten unter dem heftigsten Fanatismus ließ er die Stimme der Menschlichkeit hören und im Schooße der Anarchie und des Aufruhrs vertheidigte er mit gleichem Muthe das Ansehen des Königs und die Rechte der Nation. Das einzige Ziel, nach dem er unaufhörlich strebte, war die Erhaltung des innern Friedens und gegenseitige Duldung. Er konnte es nicht erreichen, aber seine edeln Bemühungen verdienen von der Nachwelt anerkannt zu werden.

Horatier, drei Brüder unter den Römern, welche unter Tullus Regierung und auf Tullus Vorschlag mit eben so viel Brüdern (den Curiatiern) von albanischer Seite gekämpt haben sollen, um den Streit beider Völker im Zweikampf zu entscheiden. Sie sollen, setzt Dionysius von Halicarnaß hinzu, um das Wunder voll zu machen, beiderseits die Söhne zweier Schwestern und zu gleicher Zeit geboren gewesen seyn. Auch war überdies einer der Curiatier an eine Schwester der Horatier verlobt. Allein beide Theile vergaßen ihre Familienverhältnisse über der Sache des Vaterlandes. Als Tullus der Horatier Willen vernommen, welchem der Vater derselben als dem seinigen beistimmte, ließ er die Brüder, umringt von dem römischen Heer, feierlich einsegnen und der Götter Schutz empfehlen. Dasselbe geschah auch von Seiten der Albaner. Hierauf wurde von beiden Theilen auf einer großen Ebene der Kampfplatz abgesteckt, zuvor aber an dem gemeinschaftlichen Opferaltar die Übereinkunft beschworen, daß die Partei der Besiegten der siegenden ohne Ausflucht unterwürfig seyn sollte. Darauf traten die Kämpfer in den Kampfplatz, und Aller Erwartung war auf den entscheidungsvollen Kampf geheftet. Heiß war der Streit; denn es wurde von beiden Seiten tapfer gefochten. Aber bald fielen zwei der Römer zu den Füßen ihrer Sieger. Die Albaner jauchzten, die Römer sprachen dem übrig gebliebenen Horatier Muth ein. Ungleich war der Kampf, aber List ersetzt die Kraft. Der Horatier sieht, daß seine Gegner alle schon durch Wunden ermüdet sind. Er selbst ist noch unverwundet. Um sie daher noch mehr zu entkräften und von einander zu trennen, ergreift er zum Schein die Flucht, und da sie nun, wie er gewünscht, so weit es jedem seine Wunden verstatten, ihn verfolgt haben, kehrt er plötzlich um, streckt die getrennten Gegner einen nach dem andern todt zu Boden und entscheidet dadurch den Sieg und die Oberherrschaft seines Vaterlandes über die Albaner. Unter lautem Jubel der Römer zieht er dann, mit den Waffen der Erschlagenen beladen, in die Stadt zurück. Aber er befleckte die siegreiche That durch übereilten Schwestermord. Denn als er sich der Stadt näherte, sah er unter dem Volke seine Schwester in Thränen über den Tod ihres Bräutigams stehen. Sie brach in Verzweiflung aus und nannte lautklagend den Namen des Geliebten, da sie den Waffenrock, welchen sie dem Geliebten selbst verfertigt, als blutige Trophäe über den Schultern des Bruders hängen sah, den sie als Mörder betrachten mußte. Dieser aufgebracht, daß Klagen über den Geliebten in den Jubel des Vaterlandes und seinen Sieg sich mischen, stößt in dem Rausch des Sieges zürnend der Schwester den Dolch in die Brust. Nach strenger Gerechtigkeit, welche die Römer stets übten, sollte er zum Tode verurtheilt sterben. Dies geschah auch, ohne Rücksicht auf jene That, durch welche er sich um sein Vaterland so verdient gemacht hatte. Schon sollte das strenge Urtheil vollzogen werden, als der Horatier auf Tullus Rath an das Volk appellirte. Das Volk ertrug des alten Vaters Thränen nicht, der, vor kurzem noch von blühenden Kindern umgeben, durch schimpflichen Tod des letzten seiner Söhne beraubt werden sollte. Der Befreier des Vaterlandes wurde von der Todesstrafe losgesprochen; doch mußte er zuvor, um den Gesetzen Genüge zu leisten und den Mord zu sühnen, nach angestelltem Opfer mit verhülltem Haupte unter einem quer über die Straßen gezogenen Balken (gleichsam unter dem Joche) hinweggehen, welches bei den Römern für eine schimpfliche Strafe galt. T.

Horatius Cocles. Als der etrurische König Porsenna, zu welchem die aus Rom vertriebenen Tarquinier geflüchtet waren, im J. 507 vor Chr. Geb. gegen Rom furchtbar vordrang, soll nach der historischen Sage ein muthiger Mann jenes Namens dem Feinde fast allein sich entgegengestellt, und ihn durch lange, tapfre Gegenwehr so lange aufgehalten haben, bis hinter ihm und auf sein Zurufen die Tiberbrücke abgebrochen war. Dann stürzte er sich, ermattet von Wunden, mit seiner ganzen Rüstung in den Strom und erreichte, trotz der ihm folgenden Pfeile des Feindes, glücklich das gegenseitige Ufer der Tiber. Das Vaterland belohnte ihn durch eine Ehrensäule und seine Mitbürger nannten ihn dankbar den Retter des Vaterlandes. Er soll ein Abkömmling der Horatier (s. d. Art.) gewesen, und den Beinamen Cocles daher empfangen haben, daß er im Kampf ein Auge verlor. T.

Horaz. Quintus Horatius Flaccus wurde geboren zu Venusium oder Venusia, einer Municipalstadt in Apulien, den 7. Dec. des Jahres 689 der Stadt Rom, 65 vor Christi Geburt. Sein Vater, ein Freigelassener, aber, wie der Sohn sagt, reines Lebens und Herzens, besaß ein kleines Grundstück, welches er jedoch um des Sohnes willen verließ. Er bemerkte nämlich an diesem Talente, deren Ausbildung er nicht verabsäumen wollte, und so zog er denn nach Rom, wo er entweder Makler, oder Auctionseinnehmer ward, und nach seinem geringen Vermögen das Äußerste für die Erziehung seines Sohnes that. Nicht die Künste des Wuchers, sondern die edlen, des wahren Freien würdigen, Künste ließ er ihn lehren, hielt ihn wie einen Jüngling aus den besten Häusern und war ihm selbst ein wackerer Sittenaufseher und der Tugend Muster. So rühmt es der dankbare Sohn selbst (Satiren, B. 1. S. 6, 66 — 92). Orbilius Pupillus, ein Grammatiker, der die Gedichte des Homers und des Livius Andronicus erklärte, war der erste Lehrer des jungen Horaz, der, höchst eifrig auf das Studium der griechischen Literatur, schon in frühen Jahren bedeutende Fortschritte darin machte. Wahrscheinlich im Jahr Roms 705 erhielt er die männliche Toga und vier Jahre darauf, im zwanzigsten seines Lebens, ging er nach Athen, um dort seine Studien fortzusetzen. Während dieser Zeit ereigneten sich in Rom die wichtigsten Veränderungen. Julius Cäsar ward ermordet, Brutus und Cassius, die letzten Stützen der sinkenden Republik, verließen Italien, kamen nach Athen, rüsteten sich dort zum Kriege und nahmen die römischen Jünglinge, die sich des Studirens halber hier aufhielten, in ihr Heer auf. Unter ihnen auch Cicero's Sohn und Horaz, der im Jahr Roms 711 mit Brutus nach Macedonien aufbrach, während zu Rom M. Lepidus, M. Antonius und L. Cäsar Octavianus sich auf fünf Jahre zu Triumvirn der Republik erklärten und die Provinzen unter sich theilten. Horaz ward in dem Heer des Brutus Tribun, d. i. Oberster einer Legion. (S. Wieland Einleitung zum ersten Briefe des Horaz im zweiten Buch.) Gegen Ende des folgenden Jahres wurde bei Philippi in Macedonien die letzte Schlacht für die römische Freiheit gekämpft, Brutus und Cassius fielen, und Horaz rettete sein Leben durch die Flucht. Leute, die sich auf Scherz, Urbanität und Feinheit nicht verstanden, haben aus einer Ode des Horaz selbst (B. 2. Od. 7) schließen wollen, der Dichter sey auf schimpfliche Weise geflohen; siegreich aber hat ihn Lessing gegen diesen, wie gegen andre Vorwürfe gerettet. (Rettung des Horaz s. Lessings sämmtliche

Schriften Bd. 3. S. 191 fgg.) Den Besiegten ward die Freiheit zur Rückkehr angekündigt, und Horaz bediente sich derselben. Sein Vater aber war indeß gestorben, sein väterliches Erbgut eingezogen worden: Armuth, sagt er selbst (Briefe B. 2. Br. 11, 49 fgg.), trieb mich an, Verse zu machen. Ob es mit dieser Äußerung so ernstlich gemeint sey, als manche glauben, bleibe dahin gestellt; genug, Horaz machte schwerlich jetzt zum erstenmal Verse (s. Satiren I, 10, 31), und machte sie auch jetzt nicht etwa, um Brot damit zu verdienen, welches ihm, wenn auch nur mäßig, die erlangte Stelle eines Quästurschreibers gewährte. (S. Wieland zu Horaz Satiren 2, 6, 36.) Wie hätte er seine Muße edler verwenden können, als indem er das Talent gebrauchte, welches die Natur ihm in so reichem Maße verliehen hatte, und das mit einem unwiderstehlichen Drange nach Äußerung verbunden zu seyn pflegt? Und wie konnte er das, was beim Anblick der Zeitbegebenheiten sein innerstes Wesen gewiß noch oft genug gewaltsam aufregte (s. die dreizehnte seiner Epoden, und was Wieland darüber sagt in Horazens B. Bd. 1. S. 20), besser besänftigen, als durch die Poesie? Nicht aber durch Poesie allein, auch durch Philosophie that er das, welche beide sich in ihm aufs innigste durchdrangen. Er wählte deßhalb auch zunächst eine Gattung der Poesie, die vornehmlich dem philosophisch-dichterischen Geiste eignet, die didactische; denn wer zweifelt, daß die Satire zu dieser gehöre? Die siebente Satire des ersten Buchs ist das erste Horazische Gedicht von denen, die er aufbewahrt hat. Daß Horaz für diese Gattung von Poesie ein vorzügliches Talent besaß, wird niemand läugnen, wenn er auch nur Einiges von ihm gelesen hat, und es konnte ihm daher nicht fehlen, Aufmerksamkeit auf sein Talent und die Produkte desselben zu erregen. Zwei Dichter des ersten Ranges, Virgil und Varius, schenkten ihm ihre Freundschaft, und dieser Freundschaft verdankte er die erste Bekanntschaft mit Mäcenas, jenem feinen Weltmann, der, ohne jemals aus seinem Privatstande herauszutreten, der Freund und Vertraute des Cäsar Augustus war, und als Liebhaber des Schönen seinen Reichthum gern zu Verschönerung des geselligen Lebens durch die Künste anwendete. Nach neun Monaten nahm Mäcenas den Horaz in seinen vertrauteren Kreis auf, und beschenkte ihn nach einigen Jahren, in denen er sein Herz gewonnen hatte, mit dem sabinischen Landgut, dessen Horaz in seinen Gedichten so oft gedenkt. Wenn der Dichter nicht ein weit glänzenderes Glück machte, so lag die Schuld bloß an ihm, in dessen Herzen die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik und die Partei, der er gedient, allzutreu fortlebte, als daß er es leicht über sich gewonnen hätte, die Gnade des mächtigen Usurpators zu suchen. Ja er wich dieser vielmehr aus, wie die drei Billets des Augustus an ihn, welche Sueton uns in der Biographie des Dichters aufbewahrt hat, und deren eins nicht ohne Empfindlichkeit ist, unwidersprechlich beweisen. Selbst den Antrag, welchen Augustus ihm durch Mäcenas thun ließ, in seine Dienste zu treten und die Besorgung seiner Privat-Correspondenz zu übernehmen, lehnte er unter dem Vorwande seiner schlechten Gesundheitsumstände von sich ab, und ein an August gerichtetes Gedicht mußte August ihm im eigentlichen Sinn abdringen. Übrigens war Horaz, der so große Beispiele von dem Unbestand der menschlichen Dinge erlebt hatte, weise oder klug genug, sich dem geschäftigen Leben zu Rom zu entfernen und die Einsamkeit in seinem Sabinum einem scheinbar größeren Glücke vorzuziehen, was

vielleicht auch seinen Neigungen am meisten zusagte. Fast alle seine Gedichte an Mäcenas drücken Liebe und Freiheit, Gleichgültigkeit gegen ein Glück, das von der Meinung Anderer abhängt, und seine Zufriedenheit mit einer Armuth aus, worin er sich noch immer über seine Wünsche reich befand. Indeß affectirte er eben so wenig eine Rusticität, als ihm strenges, mürrisches Wesen zur Tugend nothwendig schien, vielmehr zeigte er überall eine echte Urbanität, welche in jedem Verhältniß den eigenthümlichen Ton findet. Er hat uns hinterlassen vier Bücher Oden und Lieder, ein Buch sogenannter Epoden, die von den Oden sich nicht bloß im Metrum unterscheiden, indem der zweite Vers immer kürzer ist als der erste, sondern auch durch den Inhalt, vermöge dessen man sie zu den Satiren rechnen kann, in denen er den Archilochus zum Muster nahm, zwei Bücher Satiren und zwei Bücher Briefe, deren einen man öfters als ein eignes Werk unter dem Titel der Poetik anführt. (Man sehe darüber die Ausgabe der ars poetica von Schelle, Lpz. 1805, und was Eichstädt darüber theils in der A. L. Z. 1802, theils in Haberfeldts Ausgabe gesagt hat. In beiden findet man die richtigste Ansicht, zu welcher Wieland den Standpunkt angewiesen hatte. Übrigens verdienen die Ausgaben von Hurd und Regelsperger noch einer Beachtung.) Will man den Horaz als Lyriker würdigen, so vergesse man nicht, daß er unter den Römern der erste war, welcher die römische Sprache für die lyrische Poesie ausbildete, und sie, mit nicht geringer Mühe, für die schweren griechischen Sylbenmaße ausarbeitete. Dem anhaltenden Studium und der Beharrlichkeit des Dichters gelang es, einen meisterhaften Versbau zu Stande zu bringen; der Wohlklang und die Harmonie seiner Verse sind bezaubernd für jedes empfängliche Ohr. Doch ist dies keineswegs das einzige Verdienst des Dichters, denn an Empfindung und Darstellung ist er nicht zurück. Hier sagt man nun freilich und es läßt sich nicht läugnen, daß der größte Theil der lyrischen Gedichte des Horaz nichts sey als Nachahmungen griechischer Muster, des Archilochos, Alkäos, Stesichoros, der Sappho u. A., und darum auch so voll von griechischen Bildern, Wendungen und Wortfügungen, ja stellenweise bloß Übertragungen aus dem Griechischen. Dieser Instanz hat sich mancher bedient, um den dichterischen Ruhm des Horaz zu verunglimpfen, welchen Klopstock ungleich gerechter einen Nachahmer nennt, wie Nachahmer nicht sind. Zugegeben aber, daß man Horaz dem Lyriker Originalität nicht zugestehen könne, so wird sie doch niemand Horaz dem Satiriker absprechen. Wie die Satire überhaupt als didactisches Gedicht eine römische Erfindung war, so war Horaz der, der ihr nach Ennius, Pacuvius und Lucilius, durch welche Form und Zweck bestimmt waren, einen eigenthümlichen Ton gab, wie nur er ihr denselben geben konnte. Die Satiren des Horaz, zu denen man seine Briefe gleich mitzählen darf, weil sie sich von jenen nur durch Aufschrift und durch die Richtung an eine Person unterscheiden (siehe jedoch Morgenstern de satirae et epistolae Horatianae discrimine. Leipzig 1801), haben mehr oder weniger ein Colorit des Römischen, und dürfen nur aus diesem Gesichtspunkt beurtheilt werden. Horaz will weniger die Laster züchtigen, als die Narrheiten in ihrer lächerlichen Blöße zeigen, denn er sieht mehr Narren als Schurken in der Welt, und spricht auch sich selbst von einer Portion Narrheit nicht frei. Indeß suchte er nach Möglichkeit davon zu heilen, wenn er sie für verderblich hielt. Den Vorurtheilen

und Irrthümern setzt er darum seine Philosophie des Lebens entgegen, die, weit entfernt, den Genuß des Lebens zu verbittern oder gar zu verbieten, nur die Weisheit zum Wächter stellt und alle die Tugenden lehrt, ohne welche der reine Genuß theils gar unmöglich ist, theils ganz verbittert wird. Die leichte gefällige Art, womit er, ohne es zu scheinen, philosophirt, das Salz, womit er seine Gedanken würzt, die Feinheit und Leichtigkeit, mit denen er sich mittheilt, verhindern alle Einförmigkeit und gewähren die interessanteste Unterhaltung. Nun stellt er aber die eigenen und fremden Thorheiten mit dieser Weisheit in Contrast. Man weiß nicht, was man hiebei am meisten bewundern soll, ob seine genaue Kenntniß des menschlichen Herzens und der verschiedenen Menschenclassen, oder seine Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit und Offenheit, oder den guten Ton, die Urbanität, die er in Ernst und Spott nie verläugnet, oder die Geschicklichkeit, jeden Gegenstand so zu stellen, daß das Lächerliche, ohne mit dem Finger gewiesen zu werden, auffällt, oder die Kunst, jeden Charakter so zu schildern, daß er uns nicht mehr und nicht weniger zeigt, als die Natur selbst. Oft scheint er auf die Narren gar nicht Jagd zu machen, oder wo er es thut, ist sein Spott weder bitter noch giftig, und mit so viel Bonhommie begleitet, daß der Belachte, wenn er gescheit war, selbst dazu lächelte; daß sein Spott also wohl empfindlich, aber nicht beleidigend war. Der Vortrag war der leichteste und ungezwungenste, und Horaz wußte den Hexameter so dafür zu bearbeiten, daß er durchaus den natürlichen Schritt der Conversation zu gehen scheint. Wer wird ihm nicht gern folgen, und wer, der ihm gefolgt ist, kann sagen, daß er ihn, ohne Wirkung zu spüren, verlassen habe? Nach Jahrtausenden noch sind diese seine Darstellungen nicht ohne Anwendbarkeit und Interesse, und der Dichter ist darum auch stets der erwählte Liebling aller Männer von Geist geblieben, deren Sittlichkeit die seine Lebensart nicht ausschließt. In seinem Leben ereignete sich sonst nichts Erhebliches, wenn man nicht etwa dahin rechnen will, daß er auf des Augusts ausdrücklichen Befehl den säcularischen Gesang zur Feier der hundertjährigen Spiele verfertigte. Er starb plötzlich im Jahr Roms 746, dem 9. v. Chr. Geb. und 57. seines Alters, nicht lange nach dem Tode seines Gönners und Freundes Mäcenas, neben dessen Grabmal auf dem Esquilin er beerdigt wurde. Den Augustus setzte er zu seinem Erben ein. Niemand wird erwarten, daß wir alle Commentare, Erklärungen, Ausgaben und Übersetzungen der Werke des Horaz namhaft machen. Von seinen ältern Erklärern nennen wir bloß den Acron, Porphyrien und den Scholiasten des Cruquius, von seinen neueren Herausgebern und Erklärern wollen wir bloß Sanadon, Bentley, Baxter, Jani, Böttiger, Mitscherlich, Döring, Haberfeld, Eichstädt, Preiß, Heindorf, und von den Übersetzungen nur die von Schmidt, Ramler, Eschen und Voß anführen. Wer das Ausführliche wissen möchte, der sehe Mitscherlich vor dem ersten Bande seiner Ausgabe und Degens Litteratur der Übersetzungen römischer Schriftsteller nach. Nur der Übersetzung der Briefe und Satiren des Horaz von unserm Wieland müssen wir besonders gedenken, weil wir erst durch die beigefügten Einleitungen und Erläuterungen über den Geist des Horaz und seines Zeitalters und die Eigenthümlichkeiten dieser Werke eine Belehrung erhalten haben, welche den Genuß an diesen Werken um vieles erhöht. Übersetzer der strengen Art werden Wielands Übersetzung eine bloße Paraphrase nennen, und können Recht haben: gewiß aber ist's

daß Horaz dadurch an Verständlichkeit gewonnen hat, und daß von dem Geiste des Horaz nichts verloren gegangen ist. Eine sehr interessante Erscheinung ist der Versuch einer Übersetzung der Briefe des Horaz von Wolf, mit Scholien, die keinem unbekannt bleiben darf. dd.

Horeb, eine Spitze desselben Gebirges in Nordarabien, zu welchem der nicht weit entfernte Sinai gehört, ist durch die Geschichte Mosis merkwürdig. Die Mönche auf dem Sinai zeigen noch jetzt am Horeb, den die Araber Dsjabiel Musa nennen, den Fels, wo auf Mosis Schlag Wasser hervorsprang. Nach ihm nannte eine kleine Partei der Hussiten einen Berg zwischen Ledez und Lipnicze in Böhmen, wo sie sich versammelten, Horeb, und sich selbst Horebiten.

Horen sind bei Homer Luft- und Windgöttinnen, die Pförtnerinnen des Himmels. Der alte ionische Sänger gibt keine Anzahl und keine Namen von ihnen an, eine alte Sage aber berichtet, die Athener hätten deren zwei gekannt: Thallo, die Hora der Blüthe und des Frühlings, und Karpo, die Hora des fruchtbringenden Herbstes. Beide findet man anderwärts auch als Chariten oder Grazien genannt, die indeß eine Zeit lang mit den Horen, wenn nicht als dieselben, doch als eng verschwisterte Göttinnen gegolten haben. Beide waren da aber nicht bloße Pförtnerinnen des Himmels, sondern Göttinnen der Jahreszeiten; der Begriff von den Horen hatte sich also verändert, aber doch noch nicht so, daß sich die spätere Bedeutung nicht mit Leichtigkeit aus der früheren ableiten ließe. Selbst der Begriff von Schönheitsgöttinnen, welcher mit den Chariten und Horen in der Folge der Zeit verbunden wurde, entwickelt sich ungezwungen daraus. Hora bedeutete nämlich 1. ursprünglich Luft; mit diesem Begriff verband sich aber 2. der Begriff der Zeit, der bei Homer häufig vorkommt (hora, bei den Römern die Stunde); hiernächst 3. das Jahr. Immer ist hier noch von keiner Jahreszeit die Rede, und wenn Homer diese bezeichnen will, setzt er hinzu: die Hora des Frühlings, Winters 2c. Sodann aber findet sich in engerer Bedeutung 4. Hora als Jahreszeit des Frühlings oder Sommers, und weil diese die schönste ist, 5. als die Zeit der Blüthe des Menschen, der Jugend, Schönheit. Wie die Horen und Chariten gemeinschaftlich als Göttinnen der Jahreszeiten gedacht werden konnten, läßt sich leicht einsehen, wenn man weiß, daß die Chariten der Etymologie nach die Erfreuenden, Freude Spendenden, bedeuten. Nur muß man auch hier nicht an die späteren Chariten denken, sondern an die frühern attischen, Hegemone, die Führerin, nämlich des Jahres, und Auxo, die Vermehrende, Wachsthum Befördernde. Mit diesen beiden wurden die attischen Horen oft vermengt, und man unterschied beide nachher so, daß man die Horen als die Jahreszeiten überhaupt herbeiführend, die Chariten als die Annehmlichkeiten derselben ertheilend, dachte. Bis hieher ist die Schwierigkeit, diesen Mythus zu entwickeln, nicht zu groß, sie vermehrt sich aber, wenn man die spätere Aussage von den Horen bei Hesiodus hinzunimmt. Bei diesem Dichter sind der Horen drei, Töchter der Themis, und heißen: Dike, Gerechtigkeit, Eunomia, gesetzliche Ordnung, und Eirene (Irene), Friede. Daß diese mit den Pförtnerinnen des Himmels, mit den Göttinnen der Jahreszeiten nichts gemein haben, daß bei jenen eine physische, bei diesen eine moralische Idee zum Grunde liege, springt in die Augen.

Es ging den Horen wie den Chariten. Wie bei diesen die Idee von dem physisch Wohlgefälligen auf das geistig Schöne übergetragen wurde, so bei jenen die Idee von dem physisch Gesetzlichen auf das geistig Gesetzliche, wobei sie immer noch als Göttinnen des Schönen und Liebenswürdigen gedacht wurden. Nur fragt sich, wie es möge gekommen seyn, daß drei politisch-sittlich Abstracta als Horen so an die Stelle der Zeit- und Jahresgöttinnen traten, daß diese darüber fast in Vergessenheit geriethen. Ohne Zweifel trat Themis hier als vermittelnde Idee ein. Die Horen als Zeitgöttinnen wurden deren Töchter, in so fern man früher unter ihr physische Ordnung und Gesetzlichkeit dachte, besonders im Laufe der Zeit. Diese Töchter mochten anfangs ganz andere Namen haben. Da man nachher Themis als moralische Ordnung dachte, legte man ihr jene moralische Abstracta als Töchter bei, und diese verdrängten entweder die früheren attischen, oder traten an die Stelle der noch namenlosen Homerischen. Auch auf diese Weise erhält man aber Schönheit wieder als das Letzte bei den Horen, so daß sie Schönheitsgöttinnen als Göttinnen der Gesetzlichkeit, d. i. der Wohlordnung und des Maßes sind. Daß man oft genug alle diese Ideen mit einander vermischt habe, und daß der Mythus von den Horen dadurch sehr verwickelt worden sey, erhellt aus der doppelten Namenreihe derselben bei Hygin, welcher zweimal elf Horen namhaft macht. Alle Namen aber sind bedeutend, und untersucht man sie, so findet man in dem ersten Namensverzeichnisse lauter Töchter der Themis als Jahreszeiten und Urheberinnen des bürgerlichen Wohlstandes, in dem zweiten aber die Horen in der engeren Bedeutung als Zeiten des Tags und des Lebens zusammengetragen. Nach der gewöhnlichen Angabe blieben indeß drei Horen,

Welche dem Menschengeschlecht vollzeitigen alles Beginnen,

wie Hesiodus sagt. Die bildende Kunst stellte in den ältesten Zeiten auch nur zwei dar, z. B. am amykläischen Throne. Drei hingegen waren am Throne des olympischen Jupiter. Auf der Basis eines Leuchters in der Albanischen Villa sieht man sie in der Stellung von Tanzenden, die Kleider mittelst einer in den Seiten gebundenen Schleife in die Höhe gezogen. Die erste Figur trägt eine Fruchtschale in der Hand, und neben ihr liegen Früchte, ein Symbol des Herbstes; die übrigen zwei halten nichts in der Hand, aber zu den Füßen der einen brennt auf erhöhten Steinen ein Feuer, das Sinnbild des Winters, und an der Seite der dritten steigt eine Blume, das Bild des Lenzes, empor. Auf den Köpfen tragen sie Kronen von Blättern. Als vier Figuren erscheinen sie auf der vierseitigen Basis eines Leuchters im Farnesischen Palaste, vorzüglich schön und charakteristisch aber auf einem Sarkophag in der Albanischen Villa. dd.

Hören, s. Gehör.

Horizont (von ὁρίζειν, begränzen) oder Gesichtskreis, auch Horizontalkreis genannt, ist im Allgemeinen der Kreis, in welchem scheinbar der Himmel von der Erde begränzt wird. Er ist unter den größten Kreisen einer der wichtigsten. Aufgang, Untergang und Höhen der Gestirne werden bloß auf ihn bezogen, überdies gibt er mit andern größten Kreisen der Himmelskugel merkwürdige Durchschnittspunkte. Er theilt die ganze Himmelskugel in die obere und untere Halbkugel, die, wie aus dem Folgenden erhellen wird, als gleich zu betrachten sind. Seine beiden Durchschnittspunkte mit dem Meridian bestimmen die Mittags- und Mitternachtspunkte,

deren Entfernung von einander die Mittagslinie ausmacht. Mit dem Äquator geben seine Durchschnittspunkte den Morgen- und Abendpunkt. Diese vier Punkte zusammengenommen theilen den Horizont in vier Quadranten, Viertel. Man unterscheidet in der Astronomie den scheinbaren Horizont von dem wahren. Jener ist die ebene Fläche des sichtbaren Kreises, welche die gekrümmte Oberfläche der Erdkugel an der Stelle berührt, wo der Beobachter sich befindet, dieser aber die ebene Fläche, die durch den Mittelpunkt der Erde und mit dem scheinbaren Horizont parallel geht. Erweitert man beide bis zur scheinbaren Himmelskugel, so ist ihr Abstand von einander das Maß von einem Winkel im Mittelpunkt der Erde, welcher die Horizontalparallaxe genannt, und desto kleiner wird, jemehr man die Himmelskugel erweitert. Bei den Fixsternen findet keine Horizontalparallaxe Statt. Die Erde ist in Beziehung auf sie nur ein Punkt und es ist einerlei, ob man den scheinbaren oder wahren Horizont als den Ort annimmt, von dem aus man sie betrachtet. Bei Beobachtung der Sonne, des Mondes und der Planeten kommt aber dieser Umstand allerdings in Erwägung, und man muß dieselben auf den wahren Horizont reduciren. Da die Horizontalebene allemal senkrecht auf der lothrechten Linie steht, so wird horizontal für gleichbedeutend mit wagerecht gebraucht. Horizontalwinkel ist ein Winkel, der in der Horizontalebene gemessen wird.

Hormayr (Joseph Freiherr von), Stephansordens-Ritter, geheimer Rath und tyrolischer Kanzler, aus einem altadeligen, ursprünglich bayerschen Geschlechte, wurde am 16ten Mai 1705 zu Innsbruck geboren. Schon als Jüngling zeichnete er sich im juridischen und publicistischen Fache als Schriftsteller aus, diente in Schwäbisch-Österreich und in Tyrol, dessen ganze Organisation nach dem neuen System Theresiens, die ihm vorzügliches Zutrauen schenkte, er größtentheils besorgte. Die herrlichen Straßenanlagen in Tyrol sind größtentheils sein Werk. Er erklärte sich, in Österreich der Erste und lange vor Sonnenfels, mit der größten Freimüthigkeit gegen den barbarischen Gebrauch der Folter. Unendlich viel nützte er seinem tyrolischen Vaterlande als wärmster Freund der Gelehrten und Künstler, z. B. des Hirten und Geodeten Peter Anich, der Naturforscher Scopoli, Niklas und Gregor Fontana, des großen historischen Kritikers Tartarotti, durch seine wichtigen Verbindungen mit Muratori, Maffei, mit den Akademikern von München. Er starb am 8ten August 1778 zu Innsbruck.

Hormayr (Joseph Freiherr von), Enkel des Obigen, geboren zu Innsbruck am 20sten Januar 1781, widmete sich in frühester Kindheit dem Studium der Geschichte, zumal der vaterländischen, dahingezogen durch sein außerordentliches Gedächtniß, vermöge dessen er ganze Classiker, 10 bis 12,000 Verse vor und rückwärts, und eine ungeheure Menge historischer Facten, Namen und Jahrzahlen auswendig konnte. Im achten Jahre schrieb er eine kleine lateinische Geschichte von Bayern, im dreizehnten gab er sein erstes Werkchen, eine Geschichte der Herzoge von Meran, in Druck. 1764 bezog er die Innsbrucker Universität, vollendete 1797 die juridischen Studien, und trat im gleichen Jahre in Dienste. 1798 begann er die Ausarbeitung seiner „Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter," worin er die meisten Quellen selbst entdeckte, herausgab, und zur Lösung aller Vorfragen und Hindernisse benutzte, die der Geschichte Tyrols selbst im Wege stehen konnten, die er im Winter

1805 herausgab. 1799 und 1800 diente er in der tyrolischen Landwehr in allen Graden; Herbst und Winter 1800 erwarben ihm mehrere Auszeichnungen, die späterhin für ihn so folgenreiche Freundschaft Chastelers, und obgleich der jüngste Hauptmann der Landwehr, die Beförderung zum Major. Im Spätjahr 1801 kam er nach Wien und wurde im März 1802 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in der Section von Deutschland angestellt, und zeichnete sich dergestalt aus, daß er schon im April 1803 wirklicher Hofsecretär wurde, das Portefeuille der deutschen Angelegenheiten behielt, und die Direction des geheimen Staats-, Hof- und Hausarchivs noch dazu bekam, unter den Ministern Grafen Ludwig Cobenzl und Stadion. — Zur Emporhaltung des Nationalgeistes in den heimathlichen Bergen lieferte er eine Reihe tyroler Almanache, die Beiträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter, die Geschichte Tyrols, das Archiv für Süd-Deutschland, wichtige Beiträge für den tyrolischen Sammler und für andere Journale. Im December 1805 war er dem Fürsten Lichtenstein auf dem Friedenscongresse zu Presburg für die deutschen Angelegenheiten zugeordnet. Bald darauf begann er auch seine Arbeiten aus dem österreichischen Staatsrechte mit der wichtigen Abhandlung über Minderjährigkeit, Großjährigkeit und Vormundschaft im österreichischen Kaiserstaat und Kaiserhause, und mit der zweimaligen Regulirung des österreichischen Titels und Wappens, nach der Annahme der Erb-Kaiserwürde und nach der Abdication der deutschen Krone. — 1807 begann er seinen österreichischen Plutarch, als ein wahres Noth- und Hülfsbuch für jene Zeit. Beständig einer der thätigsten und erbittertsten Gegner Bonaparte's und seines Systems, veranstaltete er Übersetzung und Verbreitung der Schriften von Cevallos über die Vorgänge in Bayonne, über die Beraubung und Gefangenschaft des Papstes, über den Vendeekrieg. Er war die Seele aller geheimen Einverständnisse und Vorbereitungen zur Insurrection in Tyrol. Im December 1809 ertheilte ihm der Kaiser den Leopoldsorden, zur Belohnung seiner Verdienste um das von ihm ganz neu organisirte, und um mehr als das Fünfache vermehrte geheime Staatsarchiv. 1809 wurde er zur Armee von Inner-Österreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann bestimmt, mit der schwierigen und gefahrvollen Aufgabe, die früher von ihm eingeleitete Insurrection in Tyrol und Vorarlberg zur Ausführung zu bringen. Er trat an die Spitze der Landesbewaffnung und Landesverwaltung, und führte dieselbe unter großen Hindernissen und Gefahren, fast ohne Mittel, meist in verzweiflungsvoller Lage, vom Feind in die Acht erklärt, mit großem Erfolge fort, bis der Znaimer Waffenstillstand die Räumung Tyrols und Vorarlbergs gebot. Im September 1809 wurde er wirklicher Hofrath, trat zugleich mit dem Minister Grafen Stadion aus dem Ministerium der auswärtigen Geschäfte, von nun an ausschließlich dem geheimen Centralarchive geschenkt und zahlreichen historischen Arbeiten ganz hingegeben. Es ist bekannt, daß seltsame politische Verwickelungen ihn 1813, als über Bonaparte's Rotten das Gottesgericht auf Rußlands Eisfeldern erging, den Appellationsrath Schneider und viele andere Tyroler und Vorarlberger in Staatsgefangenschaft und Exil brachten. Im August 1815 ernannte ihn der Kaiser zum Historiographen des Reichs und des kaiserlichen Hauses.

Horn, Hörner, die feste durchscheinende Substanz, welche als knochenartiger Auswuchs an den Köpfen mancher Thiere, besonders der wiederkäuenden, hervorwächs't, und nach dem Abwurf oder

der Tödtung der Thiere, zu mannichfaltigen technischen Zwecken verwendet wird, wie zu Knöpfen, Messerheften, Pfeifenröhren, Pulverhörnern u. s. w. — Vom Abfall beim Drehen macht man in neuerer Zeit noch den Gebrauch, daß man die Späne vermittelst Dämpfe erweicht, sie dann in Formen preßt und wieder erharten läßt. Man verfertigt auf diese Weise sehr zierliche Sachen. In Dresden werden aus Horn von allem, was zum Apparat des Tabackrauchens gehört, in ganz Deutschland die allerniedlichsten und vollendetsten Sachen verfertigt und vorzüglich auf den leipziger Messen verkauft.

Horn, Waldhorn (Cor de chasse, Corno di Caccia), ein blechernes Blasinstrument ohne Tonlöcher, aus einer langen, rundgewundenen Röhre bestehend, die sich in einem weiten Schalltrichter endigt, wird mittelst eines metallenen Mundstücks mit einem conischen Kessel und schmalen Rand intonirt. Wegen der Länge seines Rohres steht es um eine Octave tiefer, als die Trompete, hat aber sonst mit dieser vieles gemein, aber einen weitern Umfang und keine so grellen Töne. Um die Töne b, fis, a, welche auf dem Horn mit unserm temperirten Tonsystem nicht völlig übereinstimmen, nach dem Tonsystem zu verbessern, und überhaupt Töne anzugeben, welche das Horn von Natur nicht angibt, hat man das Stopfen erfunden, welches darin besteht, daß der Hornist bei Intonation der Töne, durch mehr oder weniger Hineinschieben der Hand in den Schalltrichter, der Luft den Ausgang mehr oder weniger hemmt. Zum Ausdruck des Großen ist es nicht geeignet; aber sanfte, süße, zärtlich klagende und die Lücken der Saiteninstrumente ganz ausfüllende Töne liegen im Umfang des Horns. Das Studium desselben ist mithin dem Componisten sehr wichtig. Agricola, Jomelli und besonders Gluck gebrauchen es mit durchdringender Kraft und Wirkung. Die Deutschen haben es zur höchsten Vollkommenheit gebracht, haben ihm Klappen gegeben, die Mitteltöne durch das Stopfen erfunden, ja sogar Maschinenhörner gemacht, womit man bloß durch Einsätze in allen Tönen der Musik auf der Stelle begleiten kann.

Horn oder Hornes (Philipp II. von Montmorenci-Nivelle, Graf von), eines der ausgezeichnetsten Opfer, die Philipp II., König von Spanien, seinem Zwecke, die catholische Kirche in den Niederlanden aufrecht zu erhalten, bringen zu müssen glaubte, war der Enkel von Johann de Nivelle, der, von seinem Vater enterbt, seine Baronie und seine väterlichen Lehen verloren hatte. Philipp von Horn, geb. 1522, souverainer Herr von Horn, Altena, Möurs u. s. w., war einer der reichsten Herren in den Niederlanden und bekleidete die höchsten Staatswürden. Er war Capitain der flamändischen Garden des Königs von Spanien, Chef des Staatsrathes der Niederlande und Admiral im flandrischen Meere. In der Schlacht bei St. Quentin hatte er sich durch glänzende Thaten ausgezeichnet, und den größten Antheil an dem Siege von Gravelines. Die Bande des Blutes, die ihn mit dem großen Egmond vereinigten, ließen ihn auch dessen politische Meinungen über die Toleranz theilen. Ihre Verbindung mit dem Prinzen von Oranien vernichtete beide. Weit entfernt, die Widersetzlichkeiten desselben gegen das königliche Ansehen zu theilen, blieben sie allen seinen Vorstellungen unzugänglich. Vergebens stellte Oranien ihnen vor, daß es für sie kein Drittes gebe, daß sie entweder unter die Willkühr eines unerbittlichen Ministers sich beugen, oder ihr Heil unter der Fahne der Freiheit suchen

müßten. Und er hatte Recht, Herzog Alba ließ beide verhaften, ihnen den Prozeß machen und sie am 4ten Juni 1568 enthaupten. Sein Bruder Floris von Montmorenci wurde ebenfalls enthauptet und so erlosch der Stamm der Montmorenci-Nivelle.

Hornemann (Friedrich Conrad), ein berühmter Reisender, war 1772 zu Hildesheim geboren, studirte zu Göttingen Theologie und ward in Hannover angestellt. Der glühende Wunsch, das innere Afrika zu besuchen, bewog ihn, sich 1795 an Blumenbach mit der Bitte zu wenden, ihn der afrikanischen Gesellschaft in London als Reisenden zu empfehlen. Nachdem dieser den Jüngling geprüft und sich von seinen Fähigkeiten zu einem so schwierigen Unternehmen überzeugt hatte, schrieb er an Sir Joseph Banks, und Hornemann wurde angenommen. Er entwarf sogleich einen Reiseplan, den er der Gesellschaft vorlegte. Zugleich studirte er jetzt mit größtem Eifer Naturgeschichte, Arabisch und andere orientalische Sprachen. Im Febr. 1797 war er in London; die Gesellschaft gab ihm ihre Instructionen, worauf er über Paris nach Marseille ging und sich dort einschiffte. Nachdem er Cypern besucht, stieg er zu Alexandrien ans Land und verweilte einige Monate in Cairo, um die Sprache der Maugrabiner oder südlichen Araber zu lernen. Auf die Nachricht von der Landung der Franzosen in Ägypten wurde er, wie alle Europäer in das Schloß gebracht, um sie vor der ersten Wuth des Volks zu sichern. Die Ankunft der Franzosen gab ihm die Freiheit wieder. Bonaparte, von Hornemanns Planen unterrichtet, gab ihm Pässe und zeigte sich geneigt, seine Reise auf alle Weise zu befördern. Am 5ten Septbr. 1799 verließ Hornemann Cairo mit der Caravane von Fezzan; den 8ten betrat er die libysche Wüste, erreichte den 16ten Siouah, eine schon von Browne besuchte Oase, und kam nach einer beschwerlichen Reise von vier und siebzig Tagen in Mourzouk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Er verweilte hier einige Zeit und machte einen Ausflug nach Tripolis, von wo er den 29sten Jan. 1800 wieder abreiste. Am 12ten April schrieb er, daß er im Begriff sey, mit der großen Caravane von Bournou abzugehen. Seitdem fehlen alle weitern directen und bestimmten Nachrichten von ihm, und wiewohl die afrikanische Gesellschaft in ihrem Bericht vom J. 1809 die Hoffnung noch nicht ganz aufgab, Hornemann noch einst zurückkehren zu sehen, so scheint sie gegenwärtig doch verschwunden zu seyn. Hornemann hatte von Tripolis aus sein Tagebuch nach England geschickt. Von diesem in deutscher Sprache geschriebenen Tagebuche gab die afrikanische Gesellschaft 1802 eine englische Übersetzung, Carl König aber in demselben Jahre das Original heraus. Es enthält eine Menge schätzbarer Nachrichten und hat durch die Zusätze Rennels, Youngs und Marsdens einen noch größern Werth erhalten. Das dritte Heft der Zeitgenossen enthält eine umständlichere Biographie Hornemanns von seinem Jugendfreunde Crome.

Hornhaut, die durchsichtige, aus feinen Platten bestehende hornartige Haut, welche vorn den kleinen Kugelabschnitt des Augapfels bildet. (S. den Art Auge). — **Hornhautfistel.** Die vollkommene Hornhautfistel hat an der äußern und innern Oberfläche der Hornhaut eine Öffnung, die unvollkommene hat nur auf Einer Fläche eine Öffnung; die einfache hat keinen harten Rand an der Öffnung, welchen dagegen die zusammengesetzte hat. — **Hornstein**, ein Name verschiedener Steinarten, welche in Ansehung ihrer Farbe,

der Durchsichtigkeit oder ihres Gewebes Ähnlichkeit mit dem Horne haben. So werden alle durchscheinende Steinarten, welche im Bruch muschelförmig sind, Hornsteine genannt. Dahin gehören der Achat mit seinen Unterarten, der Korallenstein, auch der gemeine Feuerstein, welcher vorzugsweise Hornstein genannt wird. — Hornwerk, (s. Außenwerke.) — Hornsilber, eine neutrale, im Wasser auflösliche, weiße, im Sonnenlichte schwarz werdende salzige Verbindung aus Silber und Salzsäure; so genannt, weil es im Feuer zu einer hornförmigen, durchscheinenden Masse zusammenfließt.

Hornpfeife, ein musikalisches, im Fürstenthum Wallis übliches Instrument. Es besteht aus einer hölzernen Pfeife, mit gehörigen Schalllöchern, und einem Horn an jedem Ende; in dem einen sammelt sich die hineingeblasene Luft, aus dem andern gehen die gebildeten Töne hervor. In den Gegenden an Englands nordwestlichen Küsten, wo diese Pfeife heimisch ist, begleitet man mit ihr einen Nationaltanz, welchen wir auch unter dem Namen Hornpipa oder Matelotte kennen. Er besteht aus künstlichen Schritten, welche den Tact stark bezeichnen und eigentlich mit hölzernen Schuhen getanzt werden müssen. Zwei einander gegenüberstehende Personen tanzen abwechselnd. Dieser Tanz ist besonders geeignet, Füße und Körper sehr auszuarbeiten.

Horoscop, ein mit den Tags- und Nachtlängen bezeichnetes mathematisches Instrument. Die Astrologen bedienten sich desselben, um die Stellung der Gestirne bei der Geburt eines Menschen zu bestimmen. Sie nannten dies Nativitätstellen, und hielten es für einflußreich auf die Handlungen und Schicksale der Menschen.

Hörrohr, s. Gehörwerkzeuge (künstliche).

Horst ist in der Jägersprache das zwischen die Äste aus Holzreisern, Erde, Grashalmen und Moos gebaute und frei stehende Nest der Raubvögel, und beim Landwirthe theils ein im Moorlande liegender erhabener Platz oder Hügel, der auch in nassen Jahren trocken bleibt, theils bei Verbesserung des Sandbodens die ausgegrabenen Klumpen darunter liegenden Thons, wenn derselbe vitriolische Theile enthält. Um diese vitriolischen Thonklumpen zur Verbesserung des Sandbodens brauchbar zu machen, wird Kalk darunter gemischt, ehe sie dem Sandboden beigemengt werden.

Horus, ein Sohn des Osiris und der Isis, der gewöhnlich als Kind ihr im Schooße ruhend und an ihrer Brust saugend abgebildet wird. Er war der lezte unter den Götterkönigen, die in Ägypten regierten. Als Typhon den Osiris getödtet hatte, ließ er auch ihn allenthalben aufsuchen. Seine Mutter hatte ihn aber der Latona übergeben, welche ihn verborgen hielt. Dennoch ward er von Titanen getödtet, seine Mutter aber gab ihm das Leben wieder und machte ihn unsterblich. Zugleich lehrte sie ihn die Kunst zu heilen und zu weissagen, welche er zum Besten der Menschen anwandte. Sein Vater aber stieg aus der Unterwelt herauf und lehrte ihn die Kriegskunst. Als er erwachsen war, warb er Truppen und bekriegte den Typhon, dessen endliche Besiegung ihm glücklich gelang. (S. Typhon). Außerdem ist Horus, Horus Apollo oder Horapollo der Name eines angeblichen alten Schriftstellers der Ägypter, der ein Werk über die Hieroglyphen geschrieben haben soll, das wir in einer von einem gewissen Philippus verfaßten griechischen Übersetzung besitzen.

Hose, ein ursprünglich asiatisches Kleidungsstück, das schon bei

den Babyloniern eingeführt war, und bei ihnen zugleich die Stelle der Strümpfe vertrat. In Europa finden wir die Hosen zuerst bei den Galliern, an denen sie den Römern so auffallend waren, daß diese einen Theil von Gallien deßhalb das behosete Gallien (Gallia braccata) nannten. Bei den Römern selbst wurden sie erst in den spätern Zeiten allgemein; die Strümpfe trennte man aber nur vor einigen Jahrhunderten davon. Man trug sie bald eng, bald weit, wie die Mode wechselte. Die Pluder-Hosen waren besonders den Krummbeinigen willkommen. Man ging aber darin so weit, daß man wohl 200 Ellen Zeug zu einem Paar solchen Hosen verwandte. Unbegüterte stopften sie aus. Churfürst Joachim II. von Brandenburg, der sie verboten hatte, ließ einst einem, den er in dergleichen Hosen erblickte, dieselben aufschneiden, da denn einige Scheffel Kleien herausfielen. Gegen diesen Unfug eiferten Osiander in seinem Hoffartsteufel und Musculus in seinem Hosenteufel. Erst unter Ludwig XIV. wurde die heutige Art Hosen eingeführt.

Hoseas, der erste unter den kleinen Propheten des Alten Testaments, in dessen Canon sein Buch erst nach dem babylonischen Exil eingetragen wurde, trat im Reiche Israel um 770 v. Chr. Geb. auf, um die Sittenlosigkeit seiner Zeitgenossen zu rügen und ihnen mit göttlichen Strafen zu drohen. Das durch ihre Schuld verletzte Verhältniß mit Gott bildet er in den ersten drei Capiteln seines Buchs in die den hebräischen Dichtern wegen des Bundes, den Jehovah mit den Israeliten geschlossen hatte, sehr geläufige Allegorie einer Ehe ein, die ihm sein Weib gebrochen. Die übrigen Capitel behandeln denselben Gegenstand in abwechselnden Bildern mit Vorwurf, Ermahnung und Drohung; das nahe Exil wird vorher verkündigt, und die tröstliche Verheißung der endlichen Rückkehr des gebesserten Volks mildert das Ende dieses prophetischen Buchs. Sein poetischer Charakter ist Eile von Bild zu Bild, von Sentenz zu Sentenz; niegend verweilt der Dichter lange, der Strom eines gewaltig aufgeregten Gefühls reißt ihn fort. Daher findet man bei ihm die Rundung, Anmuth und Harmonie, die andere Propheten auszeichnet, in geringerem Grade; das öftere schnelle Abbrechen, die Prägnanz seines Styls, und die schroffe Eigenheit seiner Bilder machen sein Buch an mehrern Stellen dunkel, und die nackte Derbheit seines Ausdrucks verletzt nicht selten das Zartgefühl. Dessen ungeachtet wird er durch seine unverkennbare Originalität, durch die Tiefe und Wahrheit seiner Empfindung und durch die Kraft und Fülle seiner Diction, wenn schon als eine wilde Blume, immer einen vorzüglichen Rang unter den Dichtern des hebräischen Alterthums behaupten. E.

Hosianna (hebr.), d. i. Heil ihm! Hilf ihm (o Gott)! war ein bei den Juden gebräuchlicher feierlicher Glückwunsch für Könige und Helden der Nation, wie unser Vivatrufen. E.

Hospitäler, s. Krankenhäuser.

Hospitalfieber, ein eigenes bösartiges Fieber, welchem man jenen Namen deßwegen beilegte, weil es gemeiniglich in Hospitälern, besonders in den Militärspitälern und andern großen Krankenhäusern, wo viele Menschen in engem Raum und eingeschlossener Luft leben müssen, entsteht. Beinahe jedes andere Fieber kann in solchen Spitälern einen bösartigen Charakter annehmen und einen ansteckenden Stoff erzeugen, wodurch alsdann dieselbe oder eine ähnliche Krankheit auch bei andern Personen entstehen kann. Die

Ursachen der Entstehung und Eigenheit dieses Hospitalfiebers sind theils vorhergegangene Strapazen der Soldaten, Mangel an gesunder und guter Nahrung, Sorge und Angst, besonders aber die eigenartige Verderbniß der Luft vom Beisammenleben vieler Menschen in einem engen Raum, oder selbst nur weniger in einem verschlossenen engen Behältnisse, daher ein ähnliches Fieber bei den in Kerkern eingeschlossenen, auf Schiffen oder in engen dumpfen Hütten lebenden Menschen entstehen kann, welches Kerkerfieber, Schiffsfieber genannt wird. Man hat das Hospitalfieber häufig mit Nervenfieber, Typhus u. a. m. verwechselt, welche jedoch niemals ganz seinen Charakter ausdrücken, obgleich es von jedem etwas annehmen kann. Das Hospitalfieber aber ist seinem Ursprunge nach im hohen Grade das, was man sonst unter dem Faulfieber und faulichten Nervenfieber begriff, nämlich ein Fieber mit gesunkener Lebenskraft und Verletzung der Verrichtungen des Nervensystems. Die Ursachen nämlich, welche es hervorbringen, vermindern nicht nur die Energie des arteriellen und nervösen Systems, sondern verändern selbst die normale Mischung zunächst des Blutes und dann der übrigen Flüssigkeiten, woher die Zufälle, schneller, aber schwacher und kleiner Puls, Schwäche in allen willkührlichen und unwillkührlichen Verrichtungen, schlechte Eiterung der Geschwüre, Geneigtheit zu Brand und Blutungen, übermäßigen Schweißen und andern Ausleerungen, das eigne Gefühl von Mattigkeit, Irrereden und Verlust des Bewußtseyns, entstehen. Der vom Hospitalfieber erzeugte ansteckende Stoff erregt auch in andern Menschen ein Fieber, welches jedoch von dem ursprünglichen sich verschieden darstellen kann. Hier kommt es nämlich auf Einflüsse der Witterung und Jahreszeit, und auf individuelle Constitution des befallenen Subjects an, welchen Charakter und welche Form die Krankheit annehmen wird. Bei kraftvollen, jugendlichen, gutgenährten und vollblütigen Personen, bei denen das arterielle System vorherrschend, oder durch erhitzende Getränke gesteigert ist, bei trockner, kalter Luft, in einer zur Entzündung disponirenden Witterung und Jahreszeit entsteht ein entzündlicher Zustand des Nervensystems, welcher bis zur Höhe einer Gehirnentzündung steigen kann, mit schnellem, aber vollem und selbst etwas härtlichem Puls und mit heftigem Phantasiren begleitet ist, und die sogenannte antiphlogistische Heilmethode, Mittelsalze, vegetabilische Säuren, selbst zuweilen Blutausleerung erfodert. Bei andern Subjecten hingegen, deren Unterleibsorgane schon vorher gelitten haben, oder geschwächt sind, bei fehlerhafter Diät, feuchter, gelinder oder warmer Witterung und Jahreszeit wird der entzündliche Zustand mehr das Nervensystem des Unterleibes, besonders die großen Nervengeflechte desselben befallen; es entsteht dann das sogenannte gastrische Nervenfieber, welches mit Zufällen einer gestörten Verdauung, belegter, trockner, schwarzer Zunge, Übelkeit, Würgen u. s. w. erscheint, welche scheinbar den Gebrauch der Brechmittel anzeigen, und oft zur wirklichen Anwendung derselben verführen. Ergreift aber das ansteckende Gift solche Subjecte, bei welchen die oben genannten und andere die Arteriellität herabsetzende, das Nervensystem verletzende, die Säfte selbst verändernde Einflüsse Statt gefunden haben, so entsteht ein dem ursprünglichen Hospitalfieber ähnliches Fieber, welches man das typhöse, faulichte, oder auch adynamische nennen könnte. Es zeigt sich indeß selten eine Form dieses Fiebers ganz rein, indem bei jedem Kranken dies Übel in unterschiedlichen Graden, in mannich-

faltigen Verbindungen sich darstellt, bald der, bald jener Theil vorzüglich angegriffen ist, eine Form in die andere übergeht. Daher ist leicht begreiflich, daß weder einerlei Methode, noch weniger ein allgemeines Mittel dagegen anzuwenden ist, sondern daß der Arzt auf den Ursprung und die Entstehungsart, auf die Natur der äußern Einflüsse, auf den Charakter und die Form, auf die vorzüglich leidenden Organe, auf den Verlauf der Krankheit und die in demselben sich ereignenden Veränderungen genau Acht haben, und die Behandlung danach einrichten muß. Die Behauptung, daß von dem Hospitalfieber nur einmal ein Mensch angesteckt werden könne, gilt nur von derjenigen Form desselben als Petechialfieber, welches wahrscheinlich, wie mehrere andere Ausschlagsfieber, sich in der Regel nur einmal im Körper erzeugt. (S. Petechien). Zur Verhütung der Entstehung des Hospitalfiebers trägt am meisten die Vermeidung der dasselbe begünstigenden Ursachen bei, Erneuerung der Luft, Verbesserung der Nahrungsmittel u. s. w., vor allen aber, daß man die Kranken nicht zusammenschichtet, sondern so viel als möglich absondert und vereinzelt. Die Ansteckung hat man durch mineralsaure Dämpfe zu vermeiden oder doch zu vermindern gehofft, indem das ansteckende Gift, welches man von ammoniakalischer Natur vermuthet, durch die sauern Dämpfe zerstört werden soll. Allein da man die Natur jenes Stoffes noch nicht hinlänglich kennt, so ist die Wirksamkeit jener Dämpfe noch immer zweifelhaft. Vermeidung der Atmosphäre solcher Kranken und der Berührung solcher Dinge, welche den ansteckenden Stoff von ihnen aufgenommen haben, bleibt wahrscheinlich das einzige sichere Mittel, die Ansteckung zu verhüten. H.

Hospodar, ein slawisches Wort, so viel als Herr, ist der Titel der Fürsten der Moldau und Wallachei. (S. d. Art.)

Hostien heißen die kleinen, runden, dünnen, weißen, von ungesäuertem Weizenmehle gebacknen Scheiben, die man in der lutherischen und römischen Kirche bei der Communion statt des Brotes zu brauchen pflegt. Vor dem vierten Jahrhunderte wurden bei dem heiligen Abendmahle gewöhnliche Brote gebraucht, bald darauf aber besondere, und eigends zu diesem Gebrauche bereitete Brote üblich, bis im vierten Jahrhundert runde große Oblaten aufkamen, welche man nach geschehener Consecration in so viel Stücke zu zerbrechen pflegte, als nach der Anzahl der Communicanten nöthig waren. Seit dem zwölften Jahrhunderte wurden die hier beschriebnen Hostien, auch Oblaten genannt, eingeführt. — Von der römisch-catholischen Kirche wird das Brot im Abendmahle darum Hostie genannt, weil sie die Verwandlung desselben in den Leib Christi annimmt, und sich des Ausdrucks bedient, der Leib Christi werde von dem Meßpriester als ein unblutiges Opfer (hostia) dargebracht. Das bei der Communion nach dem neuen Ritus der vereinigten evangelischen Kirche am Reformationsfeste 1817 zu Berlin gebrauchte Brot bestand aus runden, dünnen, ungefähr drei Zoll im Durchmesser haltenden und ¼ Zoll dicken Scheiben Weißbrot, welche in drei Theile gebrochen wurden. Ähnlicher Brote bediente man sich an andern gemischten Orten bei dieser Feier und im Nassauischen sind zum Abendmahle der evangelisch-christlichen Kirche größere Hostien verordnet. (Vergl. d. Art. Union.) E.

Hottentotten, ein afrikanisches Volk, welches die Südspitze von Afrika bewohnt, und theils unter brittischer (vormals holländischer)

Herrschaft steht, theils unabhängig lebt. Sie haben Ähnlichkeit mit den Negern, gehören aber nicht zu denselben. Ihre Hautfarbe ist gelbbraun, die Haare wollenartig, kraus und schwarz, die Backenknochen stehen sehr weit hervor, die Nase ist flach und der Mund groß, doch nicht mit solchen Lippen wie die Neger. Sie sind von gewöhnlicher Statur, wohlgewachsen und gut gebildet, und haben einen sehr gelenkigen Körper. Die Hottentotten sind ein gutmüthiges, dienstfertiges Volk, welches mit den Fehlern der rohen Naturmenschen auch ihre guten Eigenschaften verbindet; aber weder Bosheit noch Rachgier ist ihnen eigen; hingegen sind sie unreinlich, abergläubisch und sinnlich. Sie sind in viele Horden, Geschlechter und Familien abgetheilt. Einige leben als Dienstboten in den Häusern der Colonisten oder in der Nähe von den Höfen der Colonisten in einiger Abhängigkeit von ihnen, andere in weit entlegenen Dörfern (Kraals). Die ersten nennt man Kap- oder Coloniehottentotten; sie haben nach und nach einige Cultur erhalten, und treiben Viehzucht mit etwas Landbau; die letztern heißen freie, wilde oder Schakalshottentotten; diese ziehen mit ihren Kraals und Viehheerden nomadisch umher. Viele haben auch nach den Gegenden, wo die Familien wohnen, einen besondern Namen. Heut zu Tage haben sich die Hottentotten sehr vermindert; der freien Hottentotten sind in den meisten Districten des Kaplandes nur noch wenige; die einzelnen Horden, die man noch hier und da antrifft, sind nicht zahlreich. 1810 zählte man in der jetzt brittischen Colonie des Kaplandes 19,764 Hottentotten. Die zu London errichtete Missionsgesellschaft unterhält in diesem Theile Afrika's Missionäre, durch welche ein Theil der Hottentotten zum Christenthum bekehrt worden ist. Zu den bekannten Arten der Hottentotten gehören: die Chonaquars- oder Gonakashottentotten, welche in der Nähe des Cafferlandes wohnen, und stärker, größer und schwärzer als die übrigen Hottentotten sind; diese sind es vorzüglich, welche Vaillant schildert; ferner die Buschmänner (Boschmannen, wilde Hottentotten), welche in den buschigen und gebirgigen Gegenden der südlichen Spitze von Afrika vom Raube leben, und den Colonisten, welche dieselben verdrängt haben, sehr gefährlich sind. Meisterhaft hat ihre ekelhafte Thierheit Lichtenstein in seiner Reise in das südliche Afrika geschildert. Die Buschmänner bilden nicht einen besondern Hottentottenstamm, sondern sind ein zusammengelaufenes, liederliches Gesindel von Landstreichern und Räubern aus verschiedenen Hottentottenstämmen, die sich in öde und unzugängliche Gebirgsgegenden geflüchtet haben. Nach Campbell wohnen die meisten Buschmänner an den vier Flüssen Malalareen, dem Gelben, Alexander und Cradokflusse. Ihre Zahl beträgt nicht mehr als einige Tausende. Sie sind die erklärten Feinde aller ihrer Nachbarn, der übrigen Hottentotten, der Kaffern und der Colonisten, indem sie aus ihrem Hinterhalte auf Vorübergehende lauern und mit ihren vergifteten Pfeilen nach ihnen schießen. Sie rauben vorzüglich Vieh zu ihrer Nahrung; denn sie behalten keines lebendig, um es aufzufüttern oder sich fortpflanzen zu lassen, sondern alles, was sie erbeuten, wird sogleich geschlachtet und aufgezehrt, sobald sie es in Sicherheit gebracht haben. Oft ist daher die Colonie genöthigt, Militärcommando's gegen sie abzuschicken, um ihren Streifereien und Räubereien Einhalt zu thun. Die durch Vermischung der Weißen mit den Hottentottinnen entstandene Race nennt man Mestizhottentotten. Sie sind frei wie die Weißen.

Hottinger, der Name einer schweizerischen Familie, welche durch mehrere Gelehrte, vorzüglich Theologen, berühmt geworden ist. Unter ihnen ragt am meisten hervor: 1. Johann Heinrich, der Ältere, geboren zu Zürich im J. 1620. Schon in der Schule zu Zürich zeigte er glückliche Anlagen für die Wissenschaft, und machte solche Fortschritte in den alten Sprachen, daß man ihn auf öffentliche Kosten einige auswärtige Universitäten besuchen ließ. Er reiste daher zuerst 1638 nach Genf, von da nach Frankreich und Holland. Hier studirte er in Gröningen unter Math. Pasor, und nachher unter Jac. Golius mit dem unermüdetsten Eifer orientalische Sprachen. Mit einem reichen Schatze von Kenntnissen kehrte er über England 1641 in sein Vaterland zurück. Im folgenden Jahre wurde ihm die Professur der Kirchengeschichte in seiner Vaterstadt übertragen; im J. 1643 die Professur der Catechetik und der orientalischen Sprachen. Seine lehrreichen Vorträge und practischen übungen fanden großen Beifall und belebten das Studium der orientalischen Literatur sehr. Noch mehr verbreitete sich sein Ruhm durch seine zahlreichen Schriften über dieselbe. Sein vorzüglichstes Verdienst in diesem Fache besteht darin, daß er mit ungemeinem Fleiße die innere Verwandtschaft der morgenländischen Sprachen erforschte, und auf den Gewinn, welchen die Schrifterklärung daraus ziehen könnte, aufmerksam machte, z. B. in seiner Grammatica quatuor linguarum hebr., chald., syr. et arab. harmonica. Zürich 1649, 4.; in seinem Etymologicum orientale, Frankfurt, 1661, Thesaurus phil. s. clavis scripturae Tig. ed. III. 1696, 4., durch welches Buch er zum Aufleben des Studiums der orientalischen Literatur am meisten beigetragen hat, u. a. m.; ferner, daß er mit diesem Studium das Studium der orientalischen Geschichte und Archäologie in enge Verbindung setzte, und über die Geschichte der Juden und Mohammedaner, wie überhaupt über die Geschichte der Religionen und Secten des Orients, die erste genauere Kunde gab, z. B. in seiner Historia orientalis. Tig. 1651 und 1660, 4., Promtuarium s. bibliotheca oriental. Heidelb. 1658, 4. u. a., so wie in seiner, bis auf die Geschichte der Reformation gehenden Historia ecclesiastica N. T. Tig. 1651 — 1667. Vol. IX. 8., einem sehr geschätzten Werke, welches nach authentischen Quellen ausgearbeitet, aber nicht frei von manchen religiösen Vorurtheilen, in der Ordnung etwas locker und rauh im Vortrag ist. Vorzüglich bemühte er sich, auch den Zustand der orientalischen Kirchen genau kennen zu lernen und theilte in seinen Schriften manches Resultat dieser Forschungen mit. Sein Ansehn in der gelehrten Welt war so gestiegen, daß der Churfürst von der Pfalz sich durch einen eigenhändigen Brief an den Rath zu Zürich die Erlaubniß auswirkte, ihn auf einige Jahre nach Heidelberg kommen zu lassen, um durch seine Wirksamkeit dem gesunkenen Flore dieser Universität wieder aufzuhelfen, welches auch Hottinger (1653 bis 1661) mit dem glücklichsten Erfolg und zur größten Zufriedenheit des Churfürsten bewirkte. Seinem Bestreben aber zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien, welche der Churfürst zu bewirken wünschte, stellten sich die gewöhnlichen Hindernisse in den Weg. 1658 begleitete er den Churfürsten auf den Reichstag zu Frankfurt, wo er die bedeutendsten Männer Deutschlands kennen lernte, und mit dem großen Orientalisten Ludolf Freundschaft schloß. Beide faßten damals den Plan, einige in der orientalischen Literatur erfahrne junge Leute auf fürstliche Kosten zur Erfor-

forschung des Zustandes der afrikanischen, besonders der äthiopischen Kirchen nach Afrika reisen zu lassen. Als er nach Heidelberg zurückgekehrt war, bat der Churfürst den Rath zu Zürich um Verlängerung seines Urlaubs, und erhielt ihn auch. Mit vielen Ehrenbezeugungen überhäuft, kehrte er endlich 1661 nach Zürich zurück. Hier wurde ihm bald die Würde eines beständigen Rectors der Universität, nebst mehreren ehrenvollen Ämtern, ja einigemal selbst Staatsgeschäfte, z. B. eine Gesandtschaft nach Holland, denn auch in diesen zeigte er eine große Gewandtheit, übertragen. 1667 wollte er endlich einem wiederholten Rufe der Universität Leyden folgen, aber das Schicksal hinderte ihn, sein Vaterland zu verlassen, indem er am 5. Juni d. J. mit dreien seiner Kinder bei einer Fahrt auf der Limmat sein frühes, allgemein betrauertes Ende fand. 2. Sein Sohn, Johann Jacob, geb. zu Zürich 1652, begann unter des Vaters Anleitung seine Studien, bekleidete nachher mehrere geistliche Ämter, wurde 1698 Professor der Theologie zu Zürich, und starb 1733. Sein Leben hat J. Jac. Lavater beschrieben (Tempe Helvetica, T. II. S. 7 u. ff., wo auch ein Verzeichniß seiner meistens theologischen Schriften, an der Zahl 114, gegeben wird). Unter seinen Schriften wird des Inhalts wegen am meisten geschätzt seine helvetische Kirchengeschichte (Zürich 1708 — 1720, 2 Bde. 4.), durch welche er die Würde seiner Kirche zu behaupten bemüht war, und einige eben so viel Verstand als Mäßigung verrathende Unionsschriften. Über Vater und Sohn siehe Meisters berühmte Züricher, 2r Th., S. 10 u. f., u. S. 293 u. f. — Mit letzterm ist nicht zu verwechseln 3. der erst 1750 geborne Johann Jacob, ein durch die Herausgabe mehrerer Classiker, z. B. des Cicero de divinatione (Leipzig 1793, 8.), des Sallust, der Übersetzungen von Cicero's Werk über die Pflichten, der Charaktere Theophrasts in Wielands attischem Museum u. a. m. rühmlichst bekannt. Nicht aber bloß als Philolog, sondern auch als Ästhetiker und Literator hat dieser eben so scharfsinnige als geschmackvolle Gelehrte sich bedeutende Verdienste erworben. Seine vortreffliche Preisschrift: Versuch einer Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern (Mannheim 1789), gehört zu dem vorzüglichsten, was wir in dieser Art besitzen. Außerdem verdient bemerkt zu werden seine Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Literatur (Zürich 1784 — 1786, 3 Bde.); über Bodmer (acroama de I. I. Bodmer, Zürich 1785, 8.), Salomo Geßner (Zürich 1796, 8.). Mit Wieland und Jacobs vereinigte er sich zur Herausgabe des Neuen attischen Museum. T.

Houdon (J. A.), einer der vorzüglichsten neueren Bildhauer der Franzosen. Insbesondre machte er sich durch die Büste Voltaire's im Theatre François in Paris berühmt, welche man für eine der schönsten Arbeiten der neuern Sculptur hält. Außerdem hat man von ihm eine Statue von Tourville, eine Diana und eine Fileuse (Nähterin), die als Meisterwerke betrachtet werden. Er war Mitglied des Instituts u. s. w.

Houel (J. P.) erwarb sich als Mahler und Kupferstecher großen Ruhm. Er ward 1735 in Rouen geboren, studirte erst die Architektur und erlernte später die Mahlerei bei Descamps. Darauf widmete er sich der Kupferstecherkunst und studirte unter le Mire in Paris; allein da er die Mahlerei vorzog, verließ er le Mire und setzte das Studium der letztern unter Casanove fort. Voll Begierde,

Italien zu sehen, durchwanderte er Neapel und Sicilien, die Inseln Malta und Lipari sowohl als Beobachter, als auch als Künstler. Auf dieser Reise sammelte er die Materialien zu seinem großen Werke. Nach seiner Zurückkunft nach Paris ging er sogleich an die Ausführung des Planes, den er gefaßt hatte, seine Nachforschungen und Untersuchungen bekannt zu machen, und die mahlerischen Ansichten und Monumente zu stechen. Er nahm noch Leprince zu Hülfe, und so brachte er in sechs Jahren seine Voyage pittoresque de Sicile, de Malte et de Lipari, ein Werk von 264 Kupferplatten und vier Foliobänden Text, zu Stande. Es enthält einen reichen Schatz von interessanten Beobachtungen sowohl über die Sitten und Gebräuche, als die Naturgeschichte. Die vorzüglichsten Monumente, die Theater, Amphitheater, Wasserleitungen, Vasen, Statuen, Basreliefs, Münzen u. s. w. sind hier in größten Details gegeben. — Houel hat außerdem noch viele Ansichten u. dgl. gestochen, auch eine große Menge mittelmäßiger Verse gemacht, die aber nie gedruckt wurden. Er starb zu Paris den 14. Nov. 1813.

Houris heißen die Jungfrauen von feinerem Stoff, als der irdische ist, welche in Mohammeds Paradies eine der Belohnungen der Seligen ausmachen sollen. Sie sind, nach der Schilderung des Korans, von blendender Schönheit, denn Rubinen und Perlen werden beschämt durch sie; keiner Unreinigkeit unterworfen, von keinem Menschen oder Geiste je der Jungfrauschaft beraubt, haben sie die süßen, schmachtenden Blicke ihrer großen schwarzen Augen nur für den einzigen Geliebten. In unaufhörlich grünenden Gärten findet man sie in Lauben auf grüne Kissen und die schönsten Teppiche hingegossen, und eine Fülle des süßesten Genusses erwartet den Seligen in ihren umschlingenden Armen. Wie oft aber auch sie den süßesten Genuß gewährten, werden sie doch nie aufhören, jungfräulich zu seyn. Man sieht, Mohammed hat nichts gespart, dem üppigen Orientalen auch von dieser Seite sein Paradies reizend zu mahlen. Er hatte aber ein Vorbild hiezu in dem Parsismus, in dessen Paradies, Behisht und Minu genannt, die schwarzäugigen Nymphen, Hurani behisht, deren Obhut dem Engel Zannyad anvertraut ist, ebenfalls nicht in Schatten gestellt sind. Es versteht sich nun aber wohl von selbst, daß hier bloß ein Männerparadies gemahlt ist, in welchem die Weiber sich eben nicht zum besten befinden dürften. Sie sollen aber an einen besondern Ort der Glückseligkeit gelangen, wo es ihnen an allen Arten von Vergnügungen nicht mangeln soll. Die von ihren Männern recht innig geliebten Weiber haben eine Hoffnung mehr, denn dem Manne steht es frei, statt der Houris seine Gattin zurückzufodern. dd.

Houtmann (Cornelius), dieser berühmte holländische Seefahrer und Gründer des holländischen Handels mit Ostindien, war zu Gouda in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts geboren. Als er sich seiner Geschäfte wegen einige Zeit in Lissabon aufhalten mußte, zog er aus Neugierde Erkundigungen ein über den Handel mit Indien, der damals Portugal ausschließend bereicherte und über die Wege dahin. Er merkte bald, welche ungeheuern Vortheile seinen Landsleuten aus dieser Schifffahrt zufließen könnten. Allein da den Fremden alle Nachforschungen aufs strengste untersagt waren, erregte Houtmann Verdacht, wurde eingesperrt und zur Entrichtung einer großen Geldstrafe verurtheilt. Da er diese nicht bezahlen konnte, wendete er sich an die amsterdamer Kaufleute mit dem Antrage, ih-

nen alles zu verrathen, was den Handel nach Indien betreffe, wenn sie ihn befreien wollten. Sie kauften ihn los, und er hielt, als er 1594 nach seinem Vaterlande zurückkam, sein Versprechen. Die Kaufleute bildeten eine Gesellschaft, die sich die Compagnie der entfernten Lande nannte, rüsteten vier Schiffe aus und ernannten Houtmann zum Supercargo. Den 2. April 1595 lief die Flotille aus und landete den 23. Juni 1596 vor Bantam auf der Insel Java. Sie wurden freundlich aufgenommen, allein die Portugiesen wußten sie bald mit den Eingebornen zu entzweien. Sie machten noch mehrere Versuche auf den ostindischen Inseln, sahen sich aber endlich genöthigt, nach Europa zurückzukehren, nachdem die Mannschaft auf weniger als ein Drittheil zusammengeschmolzen war. Sie liefen den 14. Aug. 1597 wieder in den Hafen von Amsterdam ein. Ungeachtet diese erste Fahrt wenig Vortheil gebracht hatte, beschloß man doch sogleich die Absendung einer zweiten Expedition. Es bildeten sich nach dem Beispiele von Amsterdam ähnliche Compagnien in den Seestädten der vereinigten Provinzen; endlich vereinigten sich alle in eine ostindische Compagnie, welche den Portugiesen den ostindischen Handel entriß, sie aus Ostindien vertrieb und bis ans Ende des 18. Jahrh. sich ausschließend in dem Handel dahin erhielt. Houtmann ging als Befehlshaber der zweiten Expedition 1598 wieder nach Ostindien ab und war diesmal in seinen Unternehmungen glücklicher. Nachdem sie Madagascar, die Maldiven und Cochinchina besucht hatten, landeten sie auf Sumatra. Sie wurden anfangs von dem Könige freundlich aufgenommen, allein bald darauf wurde Houtmann bei einem Feste verhaftet. Die Schiffe, welche schon geladen hatten, kehrten zurück, und man glaubte Houtmann getödtet. Allein am 31. Dec. 1600 kam er mit drei Matrosen an Bord eines vor Achem liegenden holländischen Schiffes, erklärte aber, er wolle sich der Gefangenschaft nicht entziehen, weil er hoffe, die Freiheit noch zu bekommen und mit dem Könige einen seinen Landsleuten vortheilhaften Vertrag abzuschließen. Der König zeigte wirklich günstige Gesinnungen, allein er gab den Einflüsterungen der Portugiesen nach und sandte Houtmann in das Innere des Landes, wo er in der Folge starb. Von diesen ersten Reisen erschienen Beschreibungen, die interessante Bemerkungen enthalten, später ließen die Holländer über ihre Seefahrten nichts mehr bekannt werden.

Howard (John), ein in ganz Europa berühmter Name, mit welchem sich das segnende Andenken eines edelmüthigen Menschenfreundes verknüpft, der mit uneigennütziger, unermüdeter Sorgfalt sein ganzes Leben der Verringerung des menschlichen Elends widmete, war der Sohn eines reichen Kaufmanns, geboren zu Hackney, nach Andern zu Enfield in England 1726, wurde in seiner Erziehung streng gehalten, und scheint sich frühzeitig mit jenen Kenntnissen bereichert zu haben, die er späterhin so trefflich anwendete. Er sollte erst in London die Handlung erlernen, verließ sie aber, als er sich nach seines Vaters Tode im Besitz eines großen Vermögens sah, auch wegen seiner Schwächlichkeit zu diesem Geschäfte wenig geeignet war, und machte eine Reise nach Frankreich und Italien. Nach seiner Rückkehr 1752 blieb er einige Zeit in London und beschäftigte sich daselbst vorzüglich mit Physik und Medicin. Schon damals zeigte sich sein hoher Edelmuth in Unterstützung der Armen thätig. Die Pflege und Behandlung, welche er von einer Witwe, bei welcher er wohnte (Sara Loidorn), erfuhr, rührte ihn so, daß er ihr, ob sie gleich

schon 60 Jahr alt war, seine Hand gab (1753) und sie zärtlich liebte. Aber er verlor sie schon drei Jahre hernach. 1756 wurde er zum Mitglied der Societät der Wissenschaften in London aufgenommen. Als das Unglück, welches Lissabon durch das furchtbare Erdbeben betroffen, bekannt worden war, war er entschlossen, nach Portugal zu reisen, schiffte sich auch 1755 ein; allein das Schiff wurde von einem französischen Kaper genommen und nach Brest gebracht, wo er einige Monate in Kriegsgefangenschaft lebte, und Gelegenheit hatte, das Loos der Gefangenen mit eigenen Augen kennen zu lernen. Das lebhafte Interesse, welches ihm hier seine eigene Erfahrung für dasselbe einflößte, scheint vorzüglich den großen und edelmüthigen Plan, das Schicksal der Gefangenen zu lindern, in ihm erweckt zu haben. Als er auf sein Ehrenwort nach England zurückgekehrt war, machte er den ersten glücklichen Versuch durch Vorstellung bei seiner Regierung, den Zustand der Gefangenen in Frankreich zu verbessern. Er kaufte sich nachher ein kleines Landgut zu Lymington, verheirathete sich (1758) zum zweitenmale, veränderte aber nach dem Tode dieser zweiten Gattin, welche ihm einen Sohn hinterließ, seinen Aufenthalt wieder, und ließ sich in der Nähe von Bedford, auf einem väterlichen Gütchen Cardington, nieder, wo er, wie überall, als liebevoller Wohlthäter der Armen und Unglücklichen verehrt wurde. Auch wurde er hier in die Versammlungen der Dissidenten gezogen. Im J. 1773 wurde er zum Sherif der Grafschaft Bedford gewählt. Die Verwaltung dieser Stelle setzte ihn in den Stand, das Elend der Gefangenen ganz kennen zu lernen, und alle Gefängnisse im ganzen Königreiche besuchen zu können. Sein redlicher Eifer zog die Aufmerksamkeit des Hauses der Gemeinen so sehr auf sich, daß man von ihm einen Bericht über diesen Gegenstand verlangte, welcher nicht nur zwei Bills bewirkte (eine die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen, die andere die Loslassung und Unterstützung derer betreffend, welche zwar freigesprochen, aber dennoch ungebührender Weise im Gefängnisse festgehalten wurden), sondern ihm auch eine öffentliche Danksagung des Unterhauses veranlaßte. Dieses munterte ihn auf, die Untersuchung der Gefängnisse in England zu vollenden. Bald aber erstreckten sich seine menschenfreundlichen Absichten auf ganz Europa. Zwölf Jahre verwendete er zur Ausführung dieses Plans, und reis'te in dem Zwischenraume von 1775 bis 1787 viermal nach Deutschland, fünfmal nach Holland, zweimal nach Italien, durchflog auch Spanien und Portugal, die nordischen Staaten und die Türkei. Überall war sein Hauptzweck, die Hospitäler und Gefängnisse zu besichtigen, und er scheute weder Kosten noch Gefahr, um diese Gemächer des Jammers zu untersuchen; ja er soll sich sogar, um seine menschenfreundliche Wißbegierde zu befriedigen, in Valladolid erboten haben, einen Monat selbst im Kerker zu bleiben. Überall aber fand der einfache, liebreiche und edelmüthige Mann Achtung, und selbst an vielen Höfen (z. B. beim Kaiser Joseph II.) eine ausgezeichnete Aufnahme. Das erste Resultat seiner Reisen war sein bekanntes Werk über die englischen und ausländischen Gefängnisse und Zuchthäuser, welches zuerst zu Warrington 1777 erschien, und durch seine folgenden Reisen in den spätern Ausgaben, z. B. 1784, eine größere Verbesserung und Vollständigkeit erhielt. (Es ist auch, im Auszuge, deutsch von Köster übersetzt worden, Leipzig 1780, 8.) Selten hat ein Buch so segensreiche Folgen, wie dieses, gehabt; denn es hat zur Errettung vieler Tausende, welche trostlos im tiefen Ker-

ker schmachten, mit allerhand Krankheiten kämpfen, und so körperlich und geistig sich verzehren mußten, mächtig gewirkt, die Aufmerksamkeit der Regierungen in den gebildeten Staaten Europa's auf diesen wichtigen Gegenstand der Menschheit, auf eine zweckmäßige Verbesserung der Gefängnisse und Correctionshäuser, zuerst hingeleitet und dadurch zur Besserung und einer menschlichern Behandlung der Gefangnen, besonders in England, Frankreich und Deutschland, beigetragen. Damit war jedoch sein Eifer nicht zufrieden. Er wollte nun, nachdem er das furchtbare Kerkerfieber glücklich bekämpft, auch den Fortschritten der verheerenden Pest sich entgegenstellen. Er nahm in dieser Absicht den Charakter eines englischen Arztes an, welchen zu behaupten ihm nicht schwer wurde, da er früher eifrig die Arzneikunst studirt hatte, überall den Kranken unentgeldlich Hülfe leistete und mit wichtigen Empfehlungen versehen war. So reis'te er 1785 zuerst nach Marseille. Nachher durchwanderte er die Pesthäuser und Lazarethe in Italien und in der Türkei, wobei er sich oft der äußersten Gefahr aussetzte. Überall befriedigte er nicht bloß seine Wißbegierde, sondern half und wirkte, wo er nur helfen konnte. Nachdem er sich von der Natur der Pest und den wirksamsten Mitteln gegen diese Seuche unterrichtet hatte, gab er 1789 seine wichtige Schrift über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, mit Nachrichten über die Pest heraus (aus dem Englischen, Leipzig 1791), kündigte aber am Schlusse dieses Werks eine noch größere Reise in den Osten an, um auch in Asien die Pest kennen zu lernen und die ihm bekannten Mittel gegen dieselbe zu versuchen. Er verließ sein Vaterland noch 1789, wurde bei einem Krankenbesuch in Cherson in der Crimm von einer epidemischen Krankheit angesteckt, und starb den 20sten Januar 1790, ein Opfer seiner warmen Menschenliebe. Seine Schriften, wozu auch noch eine Übersetzung der „historischen Bemerkungen und Anekdoten, die Bastille betreffend," aus dem Französischen 1780 (deutsch, Berlin 1789), eine englische Übersetzung des peinlichen Gesetzbuchs des Großherzogthums Toscana (1789) und mehrere physikalische Abhandlungen in den Schriften der londner Societät der Wissenschaften kommen, zeigen ihn auch als einen Mann von vielem Beobachtungsgeist, der den Charakter der Nationen, die er besuchte, trefflich zu beurtheilen wußte. Er hat einen Sohn hinterlassen, der wahnsinnig ist. Auch in seinem Testamente soll Howard den Hauptgegenstand seines Wirkens nicht vergessen, und eine große Summe zur Verbesserung der Gefängnisse und Tollhäuser vermacht haben. Sein Vaterland hat dem Manne, der sich um die Menschheit so verdient gemacht, und mit Verläugnung feinerer Empfindungen einen mühsamen Beruf dem ruhigen Genusse seiner Güter vorzog, ein würdiges Denkmal in der St. Paulskirche zu London errichten lassen.

Howe (Richard Graf), ein berühmter englischer Admiral, geb. 1722, trat schon in seinem 14ten Jahre in Dienste und ward zum Lohn für mehrere glänzende Thaten 1746 Capitain. Als die Feindseligkeiten wieder begannen, trug er unter Lord Hawke 1757 viel zur Eroberung der Insel Aix bei und zerstörte den Hafen von Cherbourg. Nach dem Tode seines Bruders 1758 erhielt er den Titel eines irländischen Barons. Im Jahre 1770 wurde er zum Contre-Admiral und Oberbefehlshaber im mittelländischen Meere ernannt. In dem amerikanischen Kriege zeichnete er sich durch Anordnung weiser Maßregeln vielfach aus. Er lebte dann bis zum Jahre 1782

in Ruhe, als er den Auftrag erhielt, das belagerte Gibraltar neu zu verproviantiren, was er auch mit eben so viel Glück als Geschicklichkeit ausführte. Während des Friedens wurde er zum ersten Lord der Admiralität ernannt, legte aber 1788 diese Stelle nieder und wurde zum Rang eines Grafen von Großbritannien erhoben. Der Krieg 1793 rief ihn nochmals auf eine Bahn, von der ihn sein hohes Alter schon entfernt zu haben schien. Er erhielt als Admiral der weißen Flagge den Befehl über die Flotte im Canal, blokirte eine Zeit lang den Hafen von Brest, und lieferte am 1sten Juni 1794 die berühmte Seeschlacht, in der er einen glänzenden Sieg erfocht. Im darauf folgenden Jahre wurde er zum General der Seetruppen und zum Ritter vom Hosenbandorden ernannt, worauf er 1797 das Commando seiner Flotte niederlegte. In dem Aufstande der Matrosen auf den Flotten von Portsmouth und Plymouth leistete er seinem Vaterlande den letzten Dienst. Sein Ansehen und die Achtung, in der er bei den Matrosen stand, stellten die Ruhe wieder her. Bald darauf, den 5ten August 1799, starb er. Sein besonnener Muth und sein fester Sinn hatten ihm hohe Achtung erworben; die Matrosen nannten ihn wegen seiner dunkeln Gesichtsfarbe nur den schwarzen Dick. Streng und gerecht zugleich, wurde er von seinen Untergebenen gefürchtet und geliebt.

Howick (Lord Charles Graf von Surdy), ehemals Lord Grey, (aus der normannischen Familie de Croy, welche Wilhelm dem Eroberer nach England gefolgt war), des großen Pitt berühmter Gegner, ist 1764 geb. und ward in Eton erzogen. Nach geendigten Universitätsstudien reis'te er auf das feste Land; hierauf wählte ihn die Grafschaft Northumberland für das Unterhaus, in welchem er bis 1806 zu den Häuptern der Opposition gehörte. Er erklärte sich schon 1793 gegen den Krieg mit Frankreich, und schlug dreimal (zuerst den 3ten Mai 1793) eine Parlamentsreform vor, auch widersetzte er sich der Suspension der Habeascorpusacte, der Vereinigung Irlands mit England und dem Kriege 1801 mit Dänemark und Schweden. Deßhalb überschickte ihm der Handelsstand von Stockholm eine Denkmünze mit seinem Bildniß und der Inschrift: „Dem tugendhaften Weltbürger und dem kraftvollen Vertheidiger des Seerechts der Völker im brittischen Volksrathe.“ Nach Pitts Tode traten seine Freunde in das Ministerium und Lord Grey wurde erster Lord der Admiralität. Als Fox starb, erhielt er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nach dem Tode seines Vaters den Titel Lord Howick. Im März 1807 brachte er die Bill für die Emancipation der Catholiken in das Parlament, und trat, als der König derselben seine Zustimmung verweigerte, aus dem Ministerium. Hierauf bekämpfte er wieder in der Opposition das politische System der Minister und verlangte im April 1815, daß England in dem Kriege mit Bonaparte neutral bleiben solle. Seitdem hat er sich standhaft der Fremdenbill und jeder Beschränkung der brittischen Volksfreiheit auch wiederholt widersetzt, die Emancipation der Catholiken und die Einziehung aller müßigen reichbesoldeten Staatsämter mit Nachdruck empfohlen. Seit 1794 ist er mit der Tochter des verstorbenen Lord Ponsonby vermählt, die ihm mehrere Kinder geboren hat.

Hoym (K. G. H., Graf von), königlich preußischer dirigirender Minister in Schlesien, geb. am 20sten August 1739 zu Poploz in Hinterpommern, und gest. den 26sten October 1807 zu

Dyrnfurth bei Breslau, einer der tüchtigsten Geschäftsmänner des preußischen Staats unter der langen Regierung Friedrichs des Großen. Er begann seine Studien auf dem königsberger Gymnasium, und setzte sie fort auf der Universität zu Frankfurt an der Oder. 1761 ging er auf eine kurze Zeit zum Militär, trat aber bald in die Verwaltung, und zwar zum Finanzfach über. Er stieg schnell empor; schon 1762 wurde er zum Kriegs- und Domainenrath befördert; 1767 war er bereits geheimer Rath und zweiter Kammerdirector. 1768 wurde er Friedrich dem Großen persönlich bekannt, und dadurch für seine höhere Laufbahn der Grundstein gelegt. Schon im folgenden Jahre ernannte ihn Friedrich zum Regierungspräsidenten in Cleve, und nach dem Tode Schlabrendorfs — des dirigirenden Ministers in Schlesien — wurde er am 19ten Januar 1770 an dessen Stelle ernannt. Seine Administration dieser wichtigen Provinz der preußischen Monarchie, dieser Perle derselben, wird in den Jahrbüchern Schlesiens unvergeßlich bleiben. Die beiden Nachfolger Friedrichs des Großen beehrten nicht minder wie ihr großer Vorfahr Hoym mit ihrer Gnade und ihrem Vertrauen. Friedrich Wilhelm II. erhob ihn noch in den Grafenstand, ließ sich von ihm 1796 bei der Huldigung in Südpreußen repräsentiren, und übertrug ihm auch die Verwaltung dieser neuen und wichtigen Erwerbung. Nach dem tilsiter Frieden wurde Hoym bei seinem hohen Alter in Ruhestand versetzt, und starb, wie oben angegeben, bald nachher.

Huarte (Juan), der einzige spanische Schriftsteller, welcher über das Gebiet seines Vaterlandes hinaus als Philosoph berühmt geworden ist. Er war in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts zu S. Juan del pié del Puerto (St. Juan) in Niedernavarra, wahrscheinlich um 1520 geboren, und lebte noch 1580 als practicirender Arzt in Madrid, welcher Beruf ihn bei Einsammlung seiner psychologischen Beobachtungen sehr begünstigte. Das Werk, welches ihn in Europa berühmt gemacht hat, und in viele Sprachen übersetzt worden ist, führt den Titel: Examen de ingenios para las sciencias. Huarte verbesserte es bei jeder neuen Auflage, die es in seinem Vaterlande erlebte. Der scharfsinnige Lessing hielt dieses an mannichfaltigen Erfahrungen und geistreichen Beobachtungen über die geistige Verschiedenheit der Menschen reichhaltige Werk einer Verdeutschung vorzüglich würdig, welche auch unter dem Titel: Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften (Zerbst 1752), dann aber in einer verbesserten Auflage von Ebert (Wittenberg 1785, 8.) erschien. In der Vorrede zu dieser Übersetzung hat Lessing den Verfasser, der noch jetzt bei seiner Nation in ehrenvollem Andenken ist, trefflich gewürdigt. Man machte ihm übrigens den Vorwurf, einen untergeschobenen Brief des Proconsuls Lentulus an den römischen Senat, in welchem der Heiland nach seinem Äußern beschrieben wird, als authentisch bekannt gemacht zu haben.

Huber. Dieser Name erinnert uns in der literarischen Welt an vielfache Verdienste, z. B. in der Medicin an den berühmten Anatomen und Professor der Anatomie zu Cassel, Joh. Jac. Huber (1707—1778) in der Schweiz geboren; in der Jurisprudenz an den berühmten Staatsrechtslehrer Ulrich Huber, Professor der Rechte zu Franecker, geb. zu Dokum in Friesland 1636, gest. 1694, dessen Werk de jure civitatis (Lugd. 1667, 4.) für diese Wissenschaft bedeutend ist, und dessen Sohn Zacharias

(1669—1731); in der Philosophie an eine geniale Schriftstellerin Maria Huber (1694 zu Genf geb., gest. zu Lyon 1759), welche durch einige deistische Schriften, besonders durch ihre Lettres sur la religion à l'homme (1739 und 1754), welche ins Englische und Deutsche übersetzt worden sind, viel Aufsehn erregte. Auch endlich einen berühmten Mahler (Johann Jacob, 1668—1748) kennen wir, welchen Füßli in seiner Geschichte der schweizer Mahler den Tintoret der Schweizer nennt. Wir zeichnen aber folgende insbesondere aus.

Huber (Michael), als Literator und Übersetzer berühmt, machte die Franzosen mit den bessern Werken seiner Nation, in ihrer Sprache, die er gleich der seinigen vollkommen inne hatte, zuerst bekannt. Zwar waren seine Übersetzungen nur prosaisch, und es mußte daher den Originalen gar viel von ihrer poetischen Kraft entgehen; allein auch so, und begleitet von seinen kritischen Bemerkungen über dieselben, zeigen sie, wie richtig er seine Originale verstanden, und knüpften das Band zwischen französischer und deutscher Literatur fester an. Eben so nützte er durch seinen Unterricht. Außer den Übersetzungen mehrerer Gedichte Geßners und dessen Werke (Zuric, 1768—1772) gab er auch Choix de poésies allemandes in 4 Bänden (Paris 1766, 12.) heraus; die erste französische Anthologie deutscher Gedichte, in welcher Sammlung er selbst Poesien von Klopstock, Wieland, Lessing, Kleist u. A. übersetzte, und eine nützliche Übersicht der Geschichte der deutschen Dichtkunst gab. Ferner übersetzte er in derselben Sprache Thümmels Wilhelmine (sehr glücklich gewählt), ausgewählte Briefe von Gellert und Rabener, Meiners philosophische Briefe über die Schweiz, Campe's neuen Robinson, die Basedowschen Erziehungsbücher, vorzüglich aber Winckelmanns Kunstgeschichte (3 Bde., Leipzig 1781, 4.). Außerdem gab er auch Notices générales de graveurs, divisés par nations et de peintres rangés par écoles, précédées de l'histoire de la gravure et de la peinture depuis l'origine de ces arts jusqu'à nos jours et suivies d'un Catalogue raisonné et d'une collection choisie d'estampes, à Dresde et Leipsic 1787; und einen Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de feu Mr. Brandes T. I et II, Leips. 1793 et 1796, endlich die Mannsteinischen Mémoires sur la Russie heraus, und war Mitarbeiter mehrerer gelehrten Journale. — Was seine Lebensumstände betrifft, so haben wir noch hinzuzusetzen, daß er 1727 zu Frankenhausen in Niederbayern geboren war, und 1766 die Stelle eines Lectors der französischen Sprache auf der Universität Leipzig erhielt, wo er 1804 gestorben ist.

Huber (Ludwig Ferdinand), geb. in Paris 1764, gest. in Ulm 1804 als königlich bayerischer Landesdirectionsrath, der Sohn des Vorigen. Er kam schon in seinem zweiten Jahre mit seinen Ältern nach Leipzig. Eine treffliche Erziehung, der Umgang mit ausgezeichneten Männern und Gelehrten des In- und Auslandes, so wie die vertraute Freundschaft mit Jünger, Gallisch, Breitkopf und A. wirkten günstig auf die Entwicklung seiner Talente. Eine unermüdliche Lesebegierde bereicherte ihn mit Kenntnissen, und machte ihn vornehmlich in der neuern schönen Literatur der Franzosen, Engländer und Deutschen einheimisch. Schon in seinem funfzehnten Jahre fing er an, Übersetzungen für den Druck zu liefern. Nachdem er

sich zu Dresden unter dem Minister von Stutterheim zum Geschäftsmanne gebildet hatte, ward er 1787 Legationssecretär bei der sächsischen Gesandtschaft zu Mainz, welcher Ort für diplomatische Geschäfte damals von hohem Interesse war. Am folgenreichsten war für Huber der Umgang mit Georg Forster und dessen geistreicher Gattin. Mit Aufopferung aller seiner bürgerlichen Verhältnisse, die ihm eine glänzende Laufbahn versprachen, mit größter Anstrengung und Selbstaufopferung ward er der Retter, Vater und Pfleger der Forsterschen Familie. Er heirathete die geschiedene Gattin desselben, lebte seit 1793 mit ihr und ihren Kindern in dem Dorfe Bosle bei Neufchatel und beschäftigte sich mit Schriftstellerei, besonders im politischen Fache. Im J. 1798 ging er nach Stuttgart, übernahm an Posselts Stelle die Redaction der allgemeinen Zeitung, und ward 1803 Landesdirectionsrath zu Ulm. Hubers Schriften charakterisirt jene geistreiche Leichtigkeit, die das Talent allein durch lebendigen Umgang, nicht durch Bücher erwirbt. Dennoch hat er sich weniger durch Werke von poetischer Eigenthümlichkeit, als vielmehr durch glückliche Bearbeitungen und geistreiche Kunstkritiken rühmlich ausgezeichnet. Schon früher interessirten ihn vorzüglich die classischen Werke der englischen Literatur, und aus dieser Quelle floß seinem Talente reichhaltiger Stoff. So gab er schon 1785 Ethelwolf, oder: der König kein König, ein Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst vorläufigen Anmerkungen über Beaumont und Fletcher und das ältere englische Theater überhaupt heraus. Dann bereicherte er auch die deutsche Bühne mit mehreren guten Bearbeitungen der besten französischen Lustspiele, wozu vorzüglich das beliebte Lustspiel offene Fehde (Mannheim 1788), der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit, aus dem Französischen des Beaumarchais (Leipzig 1785), die Abenteuer einer Nacht (Mannheim 1789), und andere in seinem Neueren französischen Theater (3 Bde, Leipzig 1795—1797) gehören. Auch machte er die Deutschen mit mehreren andern Producten der neuern französischen und englischen Literatur bekannt, z. B. Duclos geheimen Memoiren zur Geschichte der Regierungen Ludwigs XIV. und XV., mit Einleitungen und Anmerkungen, drei Theile. (Berlin 1791—1793). Unter seinem Originalschauspielen hat nur das heimliche Gericht (neue Auflage, Berlin 1795) Aufsehn gemacht, so lange der Stoff desselben in der Mode war. Glücklicher war er in seinen Erzählungen (drei Sammlungen, Braunschweig 1801 und 1802, und in mehreren Almanachen und Zeitschriften, die er herausgab), welche zu den besten Erzählungen der Deutschen gehören. In der Kunstkritik nahmen seine Recensionen in der Allgemeinen Literaturzeitung, welche auch in seinen vermischten Schiften (2 Theile, Berlin 1793), begleitet von einer trefflichen Abhandlung über Kritik, hauptsächlich in Beziehung auf den Zustand und nationellen Charakter der schönen Literatur in Deutschland wieder abgedruckt worden sind, einen ehrenvollen Rang ein. Nicht minder geschätzt sind seine übrigen Schriften, z. B. Friedenspräliminarien, 10 Bde (Berlin 1793 bis 1796), und die politischen Zeitschriften, Clio, die europäischen Annalen, die Allgemeine Zeitung unter seiner Redaction u. m. a.

Hubertsburg, ein königlich sächsisches Jagdschloß im leipziger Kreise, ehemals prächtig, im siebenjährigen Kriege zerstört,

und daher jetzt zum Theil in einem unbewohnbaren Zustand. In den Seitengebäuden des Schlosses wohnen jetzt Pensionärs, auch ist seit 1774 eine Fayencefabrik da angelegt worden. Dieses Schloß ist in der Geschichte durch den daselbst am 15ten Februar 1763 zwischen Preußen, Österreich und Sachsen geschlossenen Frieden, welcher den siebenjährigen Krieg beendigte, berühmt geworden. S. Friedensschlüsse.

Hübner (Johann), ein sehr verdienter Schulmann des vorigen Jahrhunderts, durch seine in allen Schulen gebrauchten historischen und geographischen Werke, und durch seine zweckmäßige Erfindung, die Landkarten methodisch zu illuminiren, von welcher der berühmte Homann in Nürnberg seit 1702 den ersten Gebrauch machte, vorzüglich bekannt. Um seine Verdienste gerecht zu beurtheilen, muß man sich in seine Zeit versetzen, denn in manchem Irrthum seines Zeitalters war auch unser Hübner befangen. Doch läßt sich aus der auffallenden Menge der Auflagen, welche seine Schriften erlebten, auf das Bedürfniß derselben zu ihrer Zeit mit Recht schließen. So erhielten z. B. seine kurzen Fragen aus der alten und neuen Geographie noch bei seinem Leben (seit 1693) 36 Auflagen, und wurden in die meisten der neuern Sprachen übersetzt. Auch wurden seine kurzen Fragen aus der politischen Historie bis zum Ausgang des siebzehnten Säculi, 10 Bände 12. (1697 — 1702); seine ganze Historie der Reformation in funfzig Reden, 1730. 12.; seine sehr brauchbaren genealogischen Tabellen und kurze Fragen aus der Genealogie 1708, und 46 Bände Supplemente zu den übrigen Werken 1708 — 1752, ferner sein kleiner Atlas scholasticus, Nürnberg bei Homann 1719, Fol., seine ausführliche Nachricht von dem hamburgischen Museo geographico (1722), und endlich hamburgische Bibliotheca historica, 10 Thl. 1715 u. f., welche er mit Fabricius und Richey bearbeitet hat, mit vielem Beifall gebraucht, wozu gewiß auch der treuherzige einfache Ton derselben beitrug, mit welchem er selbst Mährchen, wie Geschichte, faßlich und angenehm erzählte: denn er hatte die meisten seiner Schriften für den Schulunterricht bestimmt, und wollte in denselben eine leichte, zugleich belehrende und unterhaltende Übersicht dessen geben, was ihm für seine Zeit wissenswürdig schien. Er ward geboren zu Tyrgau, unweit Zittau (nicht, wie Andre berichten, in Torgau) im J. 1668, studirte seit 1689, und lehrte darauf öffentlich Geographie und Geschichte auf der Universität Leipzig, ward 1694 Rector in Merseburg, dann 1711 Rector an dem Johanneum zu Hamburg, und starb als solcher 1731. Auch in der Poetik und Rhetorik ist er durch sein Reimwörterbuch (erschienen 1696, 8., wiederholt und mit einer kurzgefaßten Anleitung zur deutschen Poesie unter dem Titel J. Hübners neu vermehrtes poetisches Handbuch, Leipzig 1712) und durch seine oratorischen Fragen (5te Aufl., Leipzig 1709), noch mehr aber in den ältern deutschen Schulen durch seine beliebten biblischen Historien (seit 1714 in mehreren Auflagen, Übersetzungen und Bearbeitungen) bekannt. Das reale Staats- Zeitungs- und Conversationslexicon aber, wie auch einige andre Werke, welche man zur Empfehlung seinen Namen vorgesetzt hat, sind nicht von ihm, sondern nur die Vorreden zu denselben. Sein Sohn, Johann Hübner, Advocat in Hamburg, gest. 1753, hat mehrere seiner Schriften revidirt, fortgesetzt und von neuem herausgegeben, z. B. das Museum geographicum, welches ein brauchbares Verzeichniß der besten

Landkarten ist, Hamburg 1746. Letzterer gab auch selbst einige nützliche historische und geographische Werke, z. B. Bibliotheca genealogica, Deutsch, Hamburg 1709, 8., und eine vollständige Geographie, 13 Theile, Hamburg 1745 heraus, welche mehrmals aufgelegt worden ist. T.

Hübsch (J. W. C. A., Freiherr von), ein durch seine naturhistorischen und alterthümlichen Schätze, welche er in seinem langen bis auf 76 Jahre gebrachten Leben mit Aufwand seines Vermögens in seiner Vaterstadt Cöln gesammelt hatte, und die für eine der ersten Merkwürdigkeiten dieser alten und ehrwürdigen Stadt galten, rühmlichst bekannter Gelehrter, gestorben den 1sten Januar 1805. Auch als Schriftsteller hat er sich durch mehrere gute naturhistorische, ökonomische und archäologische Abhandlungen vortheilhaft bekannt gemacht. Sein Naturaliencabinet ist nach seinem Tode nach Darmstadt gekommen.

Hudson (Henry), ein berühmter englischer Seefahrer, welcher vier große Reisen in die Nordsee unternahm, um einen Weg nach Japan und China zu entdecken; die erste 1607, die andre im folgenden Jahre. Ohne sich von dem ungünstigen Erfolge seiner Forschungen abschrecken zu lassen, unternahm er dieselbe Reise auf Kosten der holländischen Compagnie zum drittenmale 1609. Er reis'te von Amsterdam aus, und nahm seine Richtung nach Nova Zembla, aber das Eis hinderte ihn, seinen Plan weiter zu verfolgen; 1610 lief er auf gemeinschaftliche Kosten einiger Particuliers von neuem aus, um zu untersuchen, ob es nicht im Westen der Davisstraße einen Weg ins Südmeer gebe. Er kam auf dieser Fahrt bis an den Eingang des an der nördlichen Küste von Canada gelegenen Meerbusens, welchen die Engländer nach ihm die Hudsonsbay benannten, und gab der ganzen umliegenden Gegend den Namen Neubritannien. Hudson faßte den Entschluß, im südlichen Punkte dieser Gegend zu überwintern, um im folgenden Frühlinge seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, hatte aber nicht genug für Vorrath an Lebensmitteln gesorgt, um in dieser öden Gegend so lange verweilen zu können. Er würde auch wahrscheinlich mit seiner ganzen Mannschaft umgekommen seyn, wenn ihm nicht die Vorsehung unerwartet durch einen Zug von Seevögeln zu Hülfe gekommen wäre. Mit Wiederkehr des Frühlings setzte er seine Forschungen einige Zeit fort, sah sich aber endlich genöthigt, seine Untersuchung aufzugeben, und nach Europa schnell zurückzukehren. Mit Thränen im Auge vertheilte der unglückliche Hudson den geringen Vorrath, der noch übrig war, ließ aber in der Verzweiflung über seine Lage die unvorsichtige Drohung hören, er werde einige seiner Leute im Lande zurücklassen. Die Verstocktesten unter diesen bemächtigten sich daher seiner bei der Nacht, banden ihm die Hände auf den Rücken, und gaben ihm so, nebst seinem Sohne und den sieben kränksten seiner Leute, die ihm anhingen, in seiner Schaluppe der Willkühr der Wellen oder den Anfällen der Wilden Preis. Vergebens waren die Nachsuchungen, welche die Engländer später um seinetwillen anstellten. Schon im J. 1612 wurde der Capitain Thomas, um ihn aufzusuchen, ausgeschickt, welcher Hudsons Entdeckungen weiter verfolgte.

Hudsonsbay, eine große Binnensee, zwischen dem 55sten und 56sten Grade N. B. in Nordamerika, hat eine Länge von 250, und eine Breite von 200 Seemeilen. In der Mitte ist sie 140 Klafter tief; nur vier Monate im Jahre kann man sie beschiffen. Die übrige

Zeit ist sie beständig mit Treibeis angefüllt. Sie wird in verschiedene besondere Bayen getheilt: die südlichste ist die Jamesbay, westlich die Buttonsbay, nordwestlich unter dem 63sten Grade die Chesterfield=, die Wager=, die Roes=, Welkom= und endlich ganz nördlich unter dem 67sten Grade die Repulsebay. In dieses Binnenmeer ergießen sich mehrere große Ströme, worunter besonders folgende die merkwürdigsten sind: ganz südlich der Abitibbie, der Albani und der East Main: diese ergießen sich in die Jamesbay. Dann der Severn, der Nelson, der Churchill und der Seal, die sich alle auf der westlichen Seite ergießen. Die Hudsonsbay wird östlich von einem Theil von Labrador, EastMain genannt, begränzt. Nach Süden stößt sie an das obere Canada, nach Westen an Neu=Süd=Wales, und die nördlichen Länder sind fast gar nicht bekannt. Sie ist voll Sandbänke, Klippen und Inseln. Unter den letzteren ist die Southamptoninsel (64° N. B.) die größte, da sie 100 Seemeilen lang, aber sehr schmal ist. Der Entdecker dieses Meers war Henry Hudson (s. diesen Art.). Unter der Regierung Carls II. ward die sogenannte Hudsonsbaycompagnie errichtet, an welcher der Prinz Rupert und viele Große Theil nahmen. Diese hat, mit kurzen Unterbrechungen, bis auf den heutigen Tag den Alleinhandel in diesen Gewässern, und an diesen Küsten besessen. Es sind nur vier Niederlassungen dieser Compagnie: die südlichste, Moosefort oder Saint Louis, südlich von der Jamesbay (51° 28′), dann Albanyfort oder Sainte Anne 52° 18′), Yorkfort am Nelsonsfluß (57° 30′), und endlich Churchillfort oder Prinz Wales (59°). Das Clima rund um die See her ist außerordentlich rauh. Im Januar steht sogar in Yorkfort das Thermometer auf 50 Grad unter dem Fahrenheitschen Eispunkt. Weingeist, der freien Luft ausgesetzt, friert in wenig Stunden zu festem Eis. Sogar in beständig geheizten Zimmern, in Kellern, die zehn Fuß tief sind, friert der londner Porter in ganzen Orthoften bis auf einige Maß ein. Die Luft ist alsdann so voller Eistheilchen, daß man durchaus nicht darin ausdauern kann. Außerordentlich sind die Anstalten, welche man treffen muß, um sich vor dem Froste, selbst in geheizten Zimmern, zu schützen. Sogar mitten im Sommer, wo das Fahrenheitsche Thermometer oft auf 90 Grad steigt, thaut doch die Erde kaum drei bis vier Fuß tief auf. Der Boden der östlichen Küsten ist durchaus unfruchtbar und felsig. Auch auf der Westküste, in den nördlichen Gegenden, finden sich außer Wachholdern, Fichten und Pappeln, kaum andere Bäume, die noch dazu ganz verkruppelt sind. Etwas südlicher, nach der Jamesbay zu, wird das Clima so milde, daß man wenigstens Kartoffeln, rothe Rüben, ja sogar Mais und Bergreiß bauen kann. Außer einigen Beeren, besonders von der Gattung der Himbeeren, der Preißelbeeren und der Beerentraube, gibt es wenig andre Früchte, die wild wachsen. Dagegen sind die Thiere um die Hudsondsbay sehr gesuchte Gegenstände des Handels. Das nordamerikanische Elen (moose-deer), das Rennthier, der Bisamthier, der nordamerikanische Bisan, der Biber, verschiedene Bären und Ottern, Hermeline, Waschbären, das Stinkthier, mehrere Eichhörner, auch Narhwal, Wallrosse und Nordkaper, sind die vorzüglichsten Säugthiere. Unter den Vögeln sind der Fischadler, die Schneeeule, die Rabenkrähe, der Maisdieb, die virginische Nachtigall, die Schneeammer, der Flachsfink, das Goldhähnchen, die Zugtaube, das Schneehuhn und der sonderbare Rheindrops, so wie die Taucher, die Möven, die Seeraben, die Hudsondsbaygans und der

Papageytaucher die interessantesten. Die vorletztere vertritt nicht allein die Stelle der Eydergans, wegen ihres ausnehmend weichen Gefieders, sondern sie liefert auch die schönsten Schreibfedern. Amphibien gibt es sehr wenige; Frösche nur bis zum 61sten Grad. Auch an Fischen ist dieses Meer sehr arm: Lachse kommen bisweilen vor. Die Europäer ziehen zur Nahrung vorzüglich die Hasen und die Schneehühner vor. Die Bewohner der Küsten kann man unter drei allgemeinen Benennungen aufführen. Nämlich die südlichen, die nördlichen Indianer, und die Eskimohs. Die ersteren machen mit den Nadowessiern, Tschippawas und Knistenohs einen Hauptstamm aus. Sie treiben die Jagd und den Pelzhandel vorzugsweise, machen durch die ungemessenen Länder von Nordamerika Reisen von mehreren hundert Meilen, sind aber durch den Mißbrauch des Branntweins gänzlich verdorben. Die nördlichen Indianer wohnen vom 59sten Grad nordwärts und haben die Kupferindianer, und die sogenannten Hunderibben zu Gränznachbarn. Sie sind zwar auch kupferfarben, haben aber doch etwas Bart und sind ein ganz eigener Schlag Menschen. Sie treiben zwar auch die Jagd, aber mit weit weniger Gewandtheit und Vortheil, als ihre südlichen Nachbarn. Im Winter fahren sie auf Schlitten, von ihren Weibern gezogen, die in vollkommener Sklaverei gehalten werden. Dies Volk ist auch darin das Gegentheil der südlichen Indianer, daß es gar keine geistigen Getränke liebt, und weder kriegerisch noch grausam ist. Die Eskimohs endlich, welche die nördlichen Küsten der Bay bewohnen, kommen selten nach den europäischen Niederlassungen, sondern man schickt im Sommer eine Schaluppe an ihre Küsten, um ihnen Pelzwerk und Häute abzunehmen. Nach dem ursprünglichen Befehl, den die Hudsondsbaycompagnie ihren Factoren gegeben, sollen diese alles anwenden, um die Wilden zum Christenthum, und zu guten Sitten zu bekehren; sie sollen ehrlich und nicht betrüglich mit ihnen umgehen, auch, soviel als möglich, die Natur des Landes und seiner Erzeugnisse erforschen. Indeß lehrt die Erfahrung, daß diese Anleitung sehr wenig befolgt wird. Im Jahr 1790 bestand die Zahl der zu den Niederlassungen gehörigen Personen in 240, und der Betrag des Handels belief sich auf 47,600 Pfund Sterling.

Hue (J. Fr.), ein neuer französischer Landschaftsmahler, der sich vorzüglich nach Vernet in der Darstellung von Seestücken gebildet hat, und nach seinem großen Meister für den ersten Künstler in dieser Gattung gehalten wird. Seine Arbeiten bestehen noch außer den Seestücken insbesondre in Mondscheinen. Er hat zu Vernets berühmten funfzehn Seehäfen noch sieben neue gemahlt, welche mit jenen in der Gallerie des Senats aufgehängt waren. Im Jahre 1806 war Hue einer der elf Künstler, welche von Napoleon den Auftrag erhielten, die Folge von Bildern zu mahlen, welche die merkwürdigsten Ereignisse des Feldzugs von 1805 darstellen, und die Gallerie des Louvre zieren sollten.

Hufeland (Christian Wilhelm), königl. preuß. Staatsrath, in Langensalza den 12ten August 1762 geboren. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt des Herzogs von Weimar. Der Sohn war gleichfalls erst practischer Arzt in Weimar, wurde dann (1793) Rath und Professor in Jena, bekam in der Folge den Titel als herzogl. weimar. Hofrath und Leibarzt, und (im J. 1801) den Ruf als Leibarzt des Königs von Preußen, Director des Colleg. med. chirurg. und erster Arzt der Charité mit dem Titel eines königl. preuß. Geheimenraths. Er zeichnete sich gleich vom Anfang seiner Laufbahn

durch Gründlichkeit und großen Umfang seiner Kenntnisse, durch Selbstdenken und scharfsinnige genievolle Anwendung der Wissenschaft auf die Praxis aus. Er kannte genau den Geist der alten und neuen Systeme, und nahm als sinnvoller Eklektiker das Gute und Practischbrauchbare, wo er es fand. Er lieferte eine Monographie als gekrönte Preisschrift über die Skrofelkrankheit und verbesserte ihre Behandlung, brachte auch ein neues wirksames Mittel, die salzsaure Schwererde, dagegen in Aufnahme. Die Blatterimpfung, so wie die Behandlung der geimpften und natürlichen Blattern, gewann sehr durch seine Bemerkungen über die natürlichen und künstlichen Blattern (1789). Auch hat er das Verdienst sich erworben, auf die Ungewißheit der Zeichen des Todes und auf die Gefahr, Scheintodte lebendig zu begraben, aufmerksam gemacht zu haben. Als Lehrer der Medicin bildete er viele junge Ärzte, welche sein angenehmer und lehrreicher Vortrag, noch mehr aber seine echt humane menschenfreundliche Behandlung an ihn fesselten. Durch die Anlegung und Herausgabe des Journals der practischen Medicin erwarb er sich ein wahres Verdienst um die Heilkunst, indem es nicht nur nähere Kenntniß vieler Krankheiten verschaffte, sondern auch Aufschluß über die Wirkung und Anwendbarkeit vieler Heilmittel gab. Die Verbreitung der Brownschen Theorie verwickelte ihn in literarische Fehden, da er zu sehr selbstständiger Denker war, um mit dem großen Haufen eine einseitige und lückenhafte Theorie anzustaunen und zu adoptiren, und zu aufrichtiger Wahrheitsfreund, um seine Meinung zurückzuhalten, und nicht die Mängel jenes Systems und dessen Unbrauchbarkeit für die Praxis zu zeigen. Er that jedoch dieses mit seiner gewohnten Humanität, mit Mäßigung und Gleichmuth. Auch verkannte er das wahrhaft Gute, was die Brownsche Lehre hat, nicht, und nahm selbst in seinen Ideengang mehreres davon auf. Er trug zur Begründung der wissenschaftlichen Heilkunst sehr viel bei durch seine pathologischen Untersuchungen, und durch das in der Folge herausgegebene System der practischen Heilkunde (angefangen 1800). Auch um die Erhaltung der Gesundheit erwarb er sich ein großes Verdienst, indem er noch als akademischer Lehrer über die Diätetik öffentliche Vorlesungen hielt, aus welchen in der Folge die Makrobiotik entstand. H.

Hugdieterich ist einer der Helden im zweiten Theile des sogenannten Heldenbuchs, und als Vater des Haupthelden von besonderer Wichtigkeit. Er war ein mächtiger König zu Constantinopel, Sohn des Attenus, Königs in Griechenland, welcher auf seinem Todbette dem Herzog Bechtung die Erziehung seines Sohnes anbefahl. Dieser verlangte, als er erwachsen war, daß Bechtung ihm eine Gemahlin vorschlage, und Bechtung schlug Hilburg, die Tochter des Königs Waligund zu Salneck vor, eine Prinzessin von ausnehmender Schönheit und Tugend. Da leider aber ihr Vater, um sie keinem Könige zu geben, sie in einem hohen stark vermauerten Thurm eingesperrt hatte, und der Prinz noch zu jung ist, um sie mit Gewalt zu befreien; so nimmt man zur List seine Zuflucht. Hugdieterich läßt sich im Spinnen und Wirken unterrichten, nimmt dann weibliche Kleidung und zieht mit einem Gefolge von 50 Rittern, 400 Kriegern und 36 schön gekleideten Jungfrauen nach Salneck, wo er sich für eine von ihrem Bruder, Hugdieterich, vertriebene griechische Prinzessin ausgibt, und den König um Schutz und Aufnahme fleht. Er wird aufgenommen, und, ungeachtet des Argwohns der Königin, als Prinzessin Hiltgund der schönen Königstochter zur Gesellschafterin

und Lehrerin gegeben. Zwölf Wochen lebt er bei dieser in dem Thurm ohne sich zu entdecken; nun aber hält er sich nicht länger, umfängt die Prinzessin und bekennt seine Liebe. Ein Jahr lang dauert ihr süßes Geheimniß, bis die Prinzessin sich Mutter fühlt. Um eben die Zeit kehrt Bechtung mit seinem Gefolg zurück, die vermeinte Hilt. und gibt vor, ihres Bruders Zorn sey gestillt, und Bechtung solle die Schwester zurückbringen. Von der Geliebten aber nimmt er Abschied, und verabredet mit ihr, sie solle insgeheim gebären, wenn's ein Sohn sey, denselben heimlich taufen lassen, Dietrich nennen, und zu ihm senden; er werde dann kommen, die Geliebte befreien und als Gemahlin heimführen. Der Wächter des Thurms wird ins Geheimniß gezogen. Ein Jahr vergeht dem Liebenden in Sehnsucht und Trauer, und die Geliebte theilt beide mit ihm, bis sie von einem Knaben entbunden wird. Bis hieher ging alles gut. Als aber eines Tages die Königin ihre Tochter zu besuchen kommt, ist die Verlegenheit groß, wohin man das Kind einstweilen bringen solle. An ein Seil gebunden läßt es der Wächter in den Burggraben hinab. Da die Prinzessin Krankheit vorschützt, bleibt die Mutter den ganzen Tag bei ihr; in dieser Zeit aber kommt ein Wolf, findet das Kind, trägt es in den Wald, und wirft es seinen Jungen vor, die indeß zum Glück noch blind sind, und von der Milch der alten Wölfin hinängliche Nahrung erhalten. Jetzt kommt der Wächter, das Kind zu holen, und findet es nicht. Er bleibt die Nacht aus, und gibt am Morgen bei der Prinzessin vor, er habe es einer Amme übergeben. An eben diesem Morgen aber geht der König auf die Jagd, trifft auf den Wolf, verfolgt ihn bis in seine Höhle, findet dort den Knaben, und bringt ihn der Königin, die ihn einer Amme übergibt. Bei einem Besuch erzählt sie den Vorfall ihrer Tochter, welche aufmerksam und unruhig wird. Sie dringt in den Wächter; dieser gesteht, fügt aber die Vermuthung bei, das gefundene Kind möge wohl das ihrige seyn. Die Prinzessin bittet ihre Mutter, das Kind zu sehen, und an einem kleinen Kreuz erkennt sie es. Nicht länger vermag sie nun, der Mutter das Geheimniß zu verschweigen, die, der Entdeckung froh, es auch dem Könige mittheilt, welcher, anfangs ungläubig, bald überzeugt ist. Da seine Räthe ihn des Eides, seine Tochter keinem Könige zu geben, entbinden, so sorgt er zuerst für die Taufe, in welcher das Knäblein Wolfdieterich genannt wird. An den Vater werden Boten gesandt, daß er komme, seine Braut heimzuholen. Mit zahlreichem Gefolge zieht Hugdieterich nach Salneck, führt seine Braut nach Constantinopel, wo die Hochzeit mit großem Gepräng vollzogen wird. Im folgenden Jahre gebar Hilburg dem Gemahl noch zwei Söhne, Bogen und Waßmut; Bechtung ward Lehrer und Erzieher aller drei Brüder, die sich schon frühzeitig hervorthaten, doch keiner mehr als Wolfdieterich, der eigentliche Held des ganzen Gesanges, dessen romantische Abenteuer wir aber in einem eignen Artikel erzählen werden.

Hugo Capet, der Sohn Hugo des Großen, eines mächtigen Herzogs in Frankreich, dessen Hauptstadt Paris war. Die letzten Carolinger hatten fast alle Besitzungen, und damit ihre Macht, an ihre unruhigen Vasallen verloren. Ein einziger war noch übrig, Herzog Carl von Niederlothringen. Dieser wurde bei der Königswahl übergangen; und Hugo, durch Klugheit und Tapferkeit berühmt, bemächtigte sich 987 des Thrones, zu welchem er kein Recht hatte, mit List und Gewalt. Herzog Carl von Lothringen wollte

zwar seinen Anspruch auf die Krone durch die Waffen geltend machen, wurde aber bald von Hugo gefangen, und starb schon im Jahr 992. So herrschte nun Hugo, und stiftete die dritte Dynastie der französischen Regenten, welche in drei Hauptlinien der Capetinger, 987—1328, Valois bis 1589, und Bourbon bis auf Ludwig XVI. (1793); 800 Jahre lang den Thron besessen hat, und 1814 unter Ludwig XVIII., nach Napoleons Vertreibung, wieder erhielt. Die Familiengüter Hugo's wurden zu königlichen Domainen, nur das Herzogthum Burgund wurde durch seine Brüder Otto und Heinrich auf deren Nachkommen vererbt. Hugo suchte durch Macht und Klugheit seinen Thron zu gründen, ohne sich an seinen frühern Feinden zu rächen. Den Namen Capet soll er nach Einigen wegen seines starken Kopfes, nach Andern wegen seiner Klugheit erhalten haben, noch Andere halten ihn für einen Familiennamen. Hugo starb 996. Durch ihn wurde Paris die Hauptstadt des Königreichs.

Hugonotten, Hugenotten. Dieser Name, den die Catholiken spottweise den Calvinisten in Frankreich gaben, wird verschieden abgeleitet. Die wahrscheinlichste Herleitung ist von dem Orte bei Tours, wo die Protestanten anfangs sich gewöhnlich versammelten. Schon unter Franz I. (1515—1547) hatten die Lehren Luthers und Zwingli's Eingang in Frankreich gefunden. Noch mehr aber verbreitete sich daselbst die von Calvin aufgestellte Glaubenslehre, obgleich Franz I. durch Bücherverbote, Strafverordnungen und einzelne Hinrichtungen sie zu unterdrücken suchte. Unter Franzens Nachfolger, Heinrich II., machte sie noch schnellere Fortschritte, wie heftig auch gegen sie gewüthet ward. Die Gesinnungen und der Einfluß der Königin Margaretha hatten nicht wenig Antheil an dieser Ausbreitung, und die damaligen Parteien am Hofe gewannen großen Einfluß auf die blutigen Verfolgungen der Anhänger des Protestantismus. Die Einen wollten sich mit den Gütern der hingerichteten und vertriebenen Ketzer bereichern, die Andern durch die Bestrafung derselben in der Gunst des Volks sich festsetzen. Die Factionen der Bourbons und der fünf Prinzen von Guise benutzten unter der Regierung des schwachen Franz II. zum Unglücke für das Land den Meinungszwist der verschiedenen Religionsparteien, um ihre politischen Absichten durchzusetzen. Die Bourbons gehörten zur Partei der Protestanten, und um ihre Gegner zu schwächen und wo möglich zu vernichten, setzten die Guisen die Verfolgung der Ketzer mit wilder Grausamkeit fort. In jedem Parlament wurde eine besondere Kammer angeordnet, welche die Protestanten verhören und bestrafen sollte, die brennende Kammer (chambre ardente) genannt, weil alle des Protestantismus überwiesene ohne Barmherzigkeit verbrannt wurden. Die Güter der Flüchtigen wurden verkauft, und die zurückgebliebenen Kinder waren dem Elende Preis gegeben. Ungeachtet dieses Druckes aber würden die Protestanten dennoch nicht daran gedacht haben, sich zu empören, wenn nicht ein Prinz vom königlichen Hause durch das Versprechen seines Schutzes sie aufgemuntert hätte. Im Jahr 1660 spann sich die Verschwörung an. Die Mißvergnügten fragten verschiedne Rechtsgelehrte und Theologen, ob man mit gutem Gewissen gegen die Guisen die Waffen ergreifen könnte. Die Gutachten der protestantischen Gottesgelehrten in Deutschland erklärten es für erlaubt, sich gegen die unrechtmäßige Herrschaft der Guisen aufzulehnen, wenn es unter der Lei-

tung eines Prinzen vom königlichen Hause und mit Beistimmung des größern Theils der Stände geschähe. Die Unzufriedenen besprachen sich darauf über die Wahl eines Anführers, und alle Stimmen entschieden für den kühnen Prinzen Ludwig von Condé, der die ganze Angelegenheit geleitet hatte, und mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich durch den Beistand der Hugonotten furchtbar zu machen. Der Name des Anführers blieb indeß noch ein Geheimniß, und es ward zum Stellvertreter desselben ein protestantischer Edelmann aus Perigord, Johann du Barry, Herr de la Renaudie, ernannt. Eine Anzahl von Calvinisten sollte sich, so ward verabredet, an einem bestimmten Tage nach Blois zu dem Könige begeben, um eine Bittschrift zu überreichen, worin um freie Religionsübung gebeten ward, und wofern dieses Gesuch, wie sich voraussehen ließ, verweigert würde, sollte eine erlesene Schaar bewaffneter Protestanten sich der Stadt Blois bemächtigen, die Guisen aufheben und den König zwingen, den Prinzen von Condé zum Oberstatthalter des Reichs zu ernennen. Der Anschlag wurde verrathen. Der Hof verließ Blois und es wurden Kriegsvölker aufgeboten. Der größte Theil der Protestanten, die sich zur Ausführung des Unternehmens bewaffnet hatten, ward getödtet oder gefangen; nur wenige von denjenigen, die in die Gewalt des Hofes fielen, fanden Gnade, und gegen 1200 mußten mit dem Leben büßen. Die Guisen drangen jetzt auf die Einführung der Inquisition; der weise Kanzler, Michael de l'Hopital aber gab, um dieses größere Übel zu verhüten, den Rath, die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen zu überlassen und den Parlamenten das gerichtliche Verfahren in Glaubenssachen zu untersagen. So verfügte es auch der König (1560) durch das Edict von Romorantin. Unter der Regierung seines Nachfolgers, Carl IX., während dessen Minderjährigkeit die Königin Mutter, Catharine von Medicis, die Regentschaft führte, ward der Kampf der Parteien noch heftiger und verwickelter, und das streitende Interesse der Glaubensgegner immer mehr ohne Scheu zum Vorwande gebraucht, sehr unheilige Zwecke durchzusetzen, und es war keineswegs die Folge weiser Beurtheilung der Religionsverhältnisse im Staate, sondern der Erfolg einer klugen Berechnung, was den Protestanten eine gesicherte Religionsfreiheit verschaffte, welche die Königin, um das Gleichgewicht der Parteien herzustellen, ihnen durch das sogenannte Edict vom Januar (1562) ertheilte. Die Protestanten erhielten dadurch neuen Muth, aber ihre Glaubensgegner, unzufrieden mit jener Verordnung, störten ohne Scheu die freie Religionsübung der Hugonotten. Es kam bald zu blutigen Auftritten, die den ersten bürgerlichen Krieg entzündeten, wozu besonders das sogenannte Blutbad zu Bassy (1562) die nächste Veranlassung gab. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Religionskriege zu erzählen, welche Frankreich während einer langen Reihe von Jahren, fast bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, verheerten und nur zuweilen durch Friedensschlüsse, womit es von Seiten des Hofes am wenigsten aufrichtig gemeint war, unterbrochen wurden. Die Schuld des vielfachen Unglücks, das diese Kriege über das Volk brachten, trug die Unbeständigkeit und die falsche Politik der Königin Catharina von Medicis, welche sowohl auf den elenden Carl IX., als den nicht weniger verächtlichen Heinrich III. den entschiedensten Einfluß behauptete. Sie war den Hugonotten im Herzen nicht gewogen, sondern

wünschte die Ausrottung derselben, und es war bloß die Eingebung einer ränkesüchtigen Politik, die sie bewog, die Protestanten, zum Ärger der Gegenpartei, von Zeit zu Zeit zu begünstigen und ihnen die Gewissensfreiheit zu gestatten. Immer schwankend zwischen beiden Parteien, schmeichelte sie sich mit der Hoffnung, beide während des Friedens im Gleichgewichte zu halten, oder während des Krieges eine durch die andere aufzureiben. Beide Parteien waren daher gewöhnlich unzufrieden mit dem Hof und folgten nur ihren Anführern. Ein wilder Glaubenseifer ergriff das Volk. Die erhitzten Gemüther trachteten nur dahin, sich einander aus Religionshaß zu verderben, und wenn man einige Parteihäupter ausnimmt, welche diese fanatische Gährung zur Befriedigung ihrer Ehrsucht benutzen wollten, so waren die übrigen nur darauf bedacht, ihrem Glauben mit Feuer und Schwert die Oberhand zu verschaffen. Die schrecklichste Wirkung von Catharina's Hinterlist war die pariser Bluthochzeit (1572), wozu sie und ihr Sohn, in tückischer Verstellung ihr folgsamer Schüler, mit ihren Vertrauten den tief angelegten Entwurf gemacht hatten. Kurz vorher, ehe mit Heinrich III. der Stamm der Könige aus dem Hause Valois ausstarb, und dem Hause Bourbon, dessen Haupt der protestantische Heinrich, König von Navarra, war, der Weg zu dem Throne eröffnet wurde, verwickelten sich noch mehr die Verhältnisse der beiden Parteien. Der schwache König sah sich gezwungen, sich mit dem tapfern König von Navarra gegen die gemeinsamen Feinde zu vereinigen, als die Ränke der ehrgeizigen Guisen, welche unverhohlen nach der Krone strebten, das Volk so sehr gegen ihn empört hatten, daß man im Begriff war, ihn vom Throne zu stoßen. Nach Heinrichs III. Ermordung mußte der König von Navarra einen harten Kampf um die ihm eröffnete Thronfolge bestehen, und erst als er sich, selbst auf den Rath von Sully, 1593 entschlossen hatte, zum catholischen Glauben überzutreten, konnte er eines ruhigen Besitzes der Krone sich erfreuen. Fünf Jahre nachher sicherte er die staatsbürgerlichen Rechte der Hugonotten durch das berühmte Edict von Nantes, welches ihnen völlig freie Religionsübung gestattete und ihnen gleiche Ansprüche mit den Catholiken auf alle Ämter und Würden gab. Auch behielten sie die Festungen, welche ihnen als sogenannte Sicherheitsplätze waren eingeräumt worden. Dies ließ ihnen also fortdauernd das Mittel, eine Art von Freistaat im Staate zu bilden, und eine solche mächtige Partei, die man seit langer Zeit in die Nothwendigkeit gesezt hatte, gegen die Regierung argwöhnisch und mißtrauisch zu seyn, mußte den unruhigen Großen stets einen willkommenen Stützpunkt und eine Aussicht auf gewissen Beistand darbieten. Ludwig XIII., der entartete Sohn, der eben so schwachsinnig und bigott, als sein Vater, Heinrich IV., geistvoll und großherzig war, ließ sich durch seinen herrschsüchtigen Günstling de Luines und durch Geistliche gegen die Hugonotten aufreizen, welche desto kräftigern Widerstand leisten konnten, da sie in mehrern Landschaften sehr mächtig waren. Schon in dem ersten Religionskriege, welcher 1621 ausbrach, verloren die Protestanten die meisten Sicherheitsplätze durch die Treulosigkeit oder Feigheit der Befehlshaber. Aber außer einigen andern blieb ihnen nach dem Frieden, welchen sie unter sich uneinig und des Krieges müde bald abschlossen, auch das feste Rochelle, das ihnen eine Verbindung mit England erleichterte. Richelieu, welcher sich die Ausführung des großen Entwurfs vorgesezt hatte, die königliche Gewalt, die er unter Ludwigs Namen aus-

übte unumschränkt zu machen, bot alles auf, den Protestanten jenes Bollwerk ihrer Freiheit zu entreißen, und so jeden Überrest eines Verhältnisses zu vernichten, das an Zeiten erinnerte, wo innere Parteien die Kraft der Königsgewalt so oft gelähmt hatten. Rochelle fiel 1629 nach einer langen hartnäckigen Vertheidigung in Ludwigs Gewalt, die bezwungenen Hugonotten mußten alle festen Sicherheitsplätze übergeben und hingen von nun an, wehrlos und unvermögend, sich dem Hofe furchtbar zu machen, ganz von des Königs Willkühr ab. Zwar ward ihnen vollkommene Gewissensfreiheit versprochen, und Richelieu sowohl als sein Nachfolger Mazarin störten sie nicht in dem Genusse derselben, als aber Ludwig XIV. von dem wollüstigen Leben zur Frömmelei überging, ließ er sich von seinen Hofgeistlichen und der Maintenon zu ungerechter und empörender Bedrückung gegen seine protestantischen Unterthanen verleiten, um sie in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zurückzuführen. Er nahm ihnen schon 1681 die meisten bürgerlichen Rechte, und als Colbert, welcher gewaltthätige Maßregeln noch ziemlich gehindert hatte, gestorben war, folgte der König ganz der Leitung seiner verfolgungssüchtigen Rathgeber, des Kriegsministers Louvois, des Kanzlers le Tellier und des Jesuiten la Chaise. Es wurden in die mittägigen Landschaften, wo die meisten Protestanten wohnten, zahlreiche Haufen von Dragonern gesandt, welche die Unglücklichen mit Gewalt zur Abschwörung ihres Glaubens bringen sollten. Um das Auswandern der Protestanten zu verhindern, wurden die Gränzen sorgfältig bewacht, aber dennoch gelang es schon damals mehr als 500,000 fleißigen Hugonotten, nach der Schweiz, nach Deutschland, Holland und England zu entfliehen. Viele, welche dieses Rettungsmittel nicht fanden, mußten zum Schein ihren Glauben verlassen. Man sandte darauf Verzeichnisse von den angeblich bekehrten Protestanten an den König, und es ward seinen schmeichelnden Rathgebern leicht, ihn zu überreden, daß er sich den Ruhm erworben, die Zahl der Protestanten in Frankreich bis aufs unbedeutende vermindert zu haben. Der König erließ daher (1685, 22. Oct.), in dieser irrigen Voraussetzung, eine Verordnung, durch welche das Edict von Nantes aufgehoben ward. Aber er hatte noch über eine halbe Million protestantischer Unterthanen, und der eben so ungerechte als unweise Widerruf raubte Frankreich eine große Anzahl nützlicher und reicher Bewohner, welche mit ihrem Kunstfleiß, ihrem Vermögen und ihren wissenschaftlichen Talenten im Ausland eine willkommene Aufnahme fanden. Diese Folgen hatte die Regierung nicht herbeiführen wollen; auch hatte deßwegen der umsichtige Colbert, so lange er lebte, alle strenge Maßregeln zurückgehalten. In Frankreich war indeß die Ruhe keineswegs vollkommen hergestellt. In den Landschaften zwischen der Rhone und Garonne waren die Protestanten noch sehr zahlreich; die nahen unwirthbaren Cevennengebirge boten ihnen eine Freistätte an; da führten sie als Camisards, größtentheils nur mit Knutteln bewaffnet, noch lange einen Krieg, dem Vendeekrieg in unsern Tagen nicht ganz unähnlich. Nach zwanzig Jahren (1706) mußte man sich endlich zu Unterhandlungen mit ihnen bequemen; doch wurde es nie ganz ruhig. Im flachen Landen, besonders zu Nimes, blieb noch immer protestantischer Geist im Verborgenen; selbst bei Catholiken war das Mitleid erregt und manche Verfolger der Protestanten waren ihre Beschützer geworden; auch fehlte es unter den Reformirten nicht an verborgen gehaltenen Geistlichen. Unter Ludwig XV. wur-

den zwar neue, aber nicht so strenge Maßregeln gegen die Reformirten ergriffen, und doch wagten diese es (1746) sich in Languedoc und der Dauphiné wieder öffentlich zu zeigen. Nach und nach erhoben sich mehrere Stimmen für die Duldung andrer Religionsmeinungen; Montesquieu brach die Bahn, aber mächtiger wirkte Voltaire, über Jean Calas unglückliches Schicksal empört, durch seine Schrift über die Toleranz (1762). Von dieser Zeit an wurden die Protestanten nicht mehr beunruhigt, aber noch durften sie auf öffentliche Ämter keinen Anspruch machen. Die Revolution gab ihnen alle bürgerlichen Rechte wieder und sie verwendeten häufig ihren bis dahin verborgen gehaltenen Wohlstand zum Ankauf von Staatsgütern. Es war daher kein Wunder, wenn einige von ihnen, bei der neuesten Veränderung der Dinge, mehr Anhänglichkeit an die vorige Regierung vermuthen ließen, da sie ihnen Vergünstigungen bewilligt hatte, die sie unter der neuen wieder zu verlieren fürchten mußten. Ob ihnen gleich der Vorwurf einer Widersetzlichkeit gegen die neue Regierung nicht gemacht werden konnte, so entstanden doch Bewegungen, die neue Bedrückungen der Protestanten und blutige Auftritte zu Nimes und in dasiger Gegend zur Folge hatten, durch die zweckmäßigen Maßregeln der Regierung aber gedämpft wurden. R.

Huldigung, die ausdrückliche Anerkennung fremder Vorzüge mit wohlwollender Unterordnung verbunden. In juristischen Verhältnissen versteht man darunter gewöhnlich die feierliche und eidliche Gelobung, einem treu, hold und gewärtig zu seyn, besonders aber die Landeshuldigung, d. i. die feierliche und eidliche Gelobung der Treue und des Gehorsams von Seiten der Unterthanen gegen ihren Fürsten und Landesregenten. Die Landeshuldigung gilt also dem Staatsverein überhaupt, und unterscheidet sich dadurch von der Huldigung im Lehnsverhältnisse (Lehnseid), in dem städtischen oder Gemeindeverhältnisse (Bürgereid), im gutsherrlichen (Erbeid, Erb- oder Gerichtspflicht) und im Amts- oder Dienstverhältnisse (Amts- oder Diensteid). Sonst huldigten einander auch gegenseitig beigeordnete Corporationen. Die (Landes-) Huldigung aber ist zwar das äußere Zeichen der Landeshoheit auf der einen und der Landesunterthänigkeit auf der andern Seite, nicht aber die Bedingung derselben; mithin werden beide schon vorausgesetzt, und man ist nicht darum Unterthan (sagt Bunz, Grundsätze der Huldigung in Deutschland, Tüb. 1794), weil man huldigt, sondern man huldigt darum, weil man Unterthan ist. Der Begriff der Unterthänigkeit kann ohne Huldigung, aber der Begriff der (Landes-) Huldigung nicht ohne Unterthanschaft bestehen; so wie der Landesherr ein solcher nicht darum oder dadurch ist, weil man ihm den Huldigungseid leistet, sondern darum die Huldigung fordert, weil er Landesherr ist. Vor dem Erwerbe der Landeshoheit kann sie daher auch nicht gefordert, vor dem Eintritt in den Staatsverein darf sie nicht geleistet werden; und sie ist also auch kein Erwerbsmittel, sondern nur das zuverlässige Beweismittel der Landeshoheit. Nur letzteres mangelt, wo sie nicht vorhanden ist; doch kann sie immer noch gefodert werden. Ihr Zweck ist nur, die schon vorhandene Pflicht durch feierliche Anerkennung zu verstärken, und ins deutliche Bewußtseyn zu rufen. Sie wird darum oft mit einer gottesdienstlichen Handlung verbunden, und sollte wegen ihrer Wichtigkeit von dem Regenten stets in eigner Person angenommen werden. Doch wird sie auch in fremdem Namen gefordert,

übrigens wird sie mit Recht nur von Unterthanen und ansässigen Ausländern, und zwar in Masse, oder nach Classen und Ständen geleistet. Mit dem feierlichen Huldigungsacte der Landesunterthanen pflegt gewöhnlich eine Bestätigung der Freiheiten und Privilegien des Landes von Seiten des Landesherrn verbunden zu seyn.

Hull, am Fluß gleiches Namens, ist eine wichtige Handels- und Seestadt in Yorkshire in England. Sie hat 26,800 Einwohner, schickt zwei Mitglieder zum Parlament, und ist durch Manufacturen, durch See- und Landhandel eine der blühendsten Städte in Großbritannien geworden. Unter den Manufacturen müssen besonders die Oelmühlen, worin Leinöl gepreßt und raffinirt wird, zwei große Zuckerraffinerien und alle die Gewerbe genannt werden, welche die zum Schiffbau nöthigen Stoffe verarbeiten. Der Binnenhandel beläuft sich jährlich auf den Werth von 5 Millionen Pfund Sterling. Der Seehandel wird vorzüglich durch die Lage der Stadt an der Mündung des Flusses, und in der Nähe eines zweiten Stromes, des Humber, begünstigt. Es sind in neuern Zeiten zwei große Schiffswerfte, das eine auf dem Hull, das andere auf dem Humber, angelegt worden. Von hier werden besonders die Grönlandsfahrer ausgerüstet. Im Jahr 1811 segelten 42 Schiffe aus, und brachten 552 Wallfische, 993 Robben, 2 Narvals, 2 Eisbären und 4782 Tonnen Thran zurück. Hull hat sehr schöne Gebäude: das wichtigste ist die Dreifaltigkeitskirche, in erhabnem gothischen Styl, nach großen Verhältnissen im Jahr 1312 erbaut. Es ist eins der schönsten Denkmäler der Baukunst aus dem Mittelalter. Auch sind fünf Hospitäler in der Stadt, von denen das eine ein großes vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus ist. Kürzlich ist auch durch die Bemühung des William Spencer ein öffentlicher botanischer Garten bei Hull angelegt worden.

Hullin (Graf Pierre Augustin), geb. zu Genf den 6ten Septbr. 1758, Uhrmachergeselle, erster Erstürmer der Bastille am 14ten July 1789, hierauf zur Zeit des Schreckensystems verhaftet, und erst nach dem 9ten Thermidor wieder in Freiheit gesetzt; dann Adjutant in den ersten italienischen Feldzügen Buonaparte's Commandant von Mailand 1797, und nach der Schlacht bei Marengo 1800; hierauf Divisionsgeneral und Chef der Militärcommission, die den Herzog von Enghien zum Tode verurtheilte; Großoffizier der Ehrenlegion und zum Grafen erhoben im Jahr 1804; im Feldzuge von 1805 Commandant von Wien, in dem von 1806 Commandant von Berlin, und nach dem tilsiter Frieden Commandant von Paris, als solcher in der Verschwörung Mallets 1812 schwer verwundet; in der Folge Begleiter der Kaiserin Marie Louise nach Blois im März 1814, hierauf seit dem 8ten April ein erklärter Anhänger der neuen Regierung; 1815 aber Buonaparten aufs neue ergeben und von ihm wieder zum Commandanten von Paris ernannt; nach der zweiten Rückkehr der Bourbons flüchtig, in der Ordonnanz vom 24sten Juli 1815 mit begriffen, hierauf durch die Ordonnanz vom 17ten Januar 1817 aus Frankreich verbannt, dann in Brüssel, endlich in Hamburg mit Handelsspeculationen beschäftigt: dieß sind die wichtigsten Umstände aus dem Leben des Generals Hullin, der in mehrern Verhältnissen die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregt hat.

Human, Humanität, humanistische Studien. Human heißt menschlich, was dem Menschen angemessen und schicklich

für ihn ist; daher Humanität Menschlichkeit, das, was uns den Charakter der Menschheit gibt, im Gegensatze der Bestialität und Brutalität. Schon Cicero verbindet mit dem Grundbegriffe die Nebenvorstellungen von Leutseligkeit, Menschenfreundlichkeit, Feinheit und Artigkeit im Betragen, und weil diese Eigenschaften nur durch eine der Bestimmung des menschlichen Geistes angemessene Bildung erlangt werden können, knüpft er an den Begriff der Humanität den Besitz aller der Kenntnisse und Fertigkeiten an, welche Anspruch auf Bildung geben und vorzugsweise nur dem Menschen vorbehalten sind. Als die griechische und lateinische Sprache sich in die neueren verloren und die Ideenschätze des classischen Alterthums aus dem wirklichen Leben in die Bibliotheken der Gelehrten übergingen, blieben sie in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung noch allein Anhalt und Norm der Bildung für diejenigen, die sich über die Rohheit und Barbarei ihres Zeitalters erheben wollten. Wenn die Alten durch Verkehr mit der Welt und philosophische Studien unmittelbar zu feinerer Bildung gelangten, so konnte es nun nicht ohne Vermittlung des Sprachstudiums geschehen. Der Schlüssel zu den Quellen der classischen Cultur, die man bis ins vorige Jahrhundert, ja hin und wieder noch bis heut für die einzig echte hielt, die Philologie, machte sich nun zur Bedingung aller wissenschaftlichen Bildung, und da diese für den höchsten Grad der menschlichen galt, so glaubte man mit Recht den Begriff der Humanität auf die Kenntniß der alten Sprachen ausdehnen zu müssen, und nannte die philologischen Studien in dieser Beziehung Humaniora, das pädagogische System aber, das alle Bildung auf die Erlernung der alten Sprachen baut, den Humanismus. Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften im Occident war dieses System das herrschende, das im 15ten und 16ten Jahrhundert neuangeregte Studium der classischen Literatur und Sprache wurde der Grund der modernen gelehrten Bildung und die Humanisten, d. h. die Kenner und Lehrer dieses Studiums, blieben seitdem bis in die letzte Hälfte des 18ten Jahrhunderts in ungestörtem Besitze der Alleinregierung über die gelehrte Welt. Daß nun, wie öfters, auch auf diesem Wege zur Bildung der Zweck über der Beschäftigung mit den Mitteln oft aus den Augen gesetzt; daß die Reduction des vielumfassenden Begriffs der Humanität auf den zu verschiednen Zeiten engeren und weiteren Horizont der Philologie allmählig zur Gewohnheit und durch manche unvermeidliche Folge verderblich wurde; daß der philosophische Pedantismus der Scholastiker mit allen seinen Kleinigkeiten in den grammatischen und kritischen der Humanisten überging; daß sie nicht selten über dem todten Buchstaben den milden, vielseitigen Geist der Alten verloren, und sich durch ihre bisweilen absichtliche Inhumanität, Arroganz und Rauhigkeit nicht weniger als durch ihre stupende Erudition berühmt, aber, versteinert in den Formen des Alterthums, zur lebendigen Wirksamkeit auf das gegenwärtige Geschlecht, das sie verachteten, immer untüchtiger machten: das alles waren Verirrungen des Humanismus, bei denen seine Humanität verdächtig und ein Ziel der Satire werden mußte. In offne Fehde wider die Humanisten trat in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Philanthropinismus, dessen Wortführer Basedow und Campe im Verein mit den Mitarbeitern seines Revisionswerks der Menschheit durch die Verdrängung des Lateinischen und Griechischen aus den Schulen der Nichtgelehrten einen Dienst zu leisten glaubten. Die Mehrzahl der

Gelehrten blieb jedoch, da die Philanthropen sich nicht ohne Grund den Vorwurf der Übertreibung und Seichtigkeit in ihren Rügen der Fehler des Humanismus zuzogen, auf der Seite des letzteren, obgleich der Stoß, den seine Herrschaft in diesem Streit erlitt, an den Reformen der deutschen Schulen und in der Geschichte des neuern deutschen Buchhandels merkbar wurde. Neuerdings hat der Begriff der Humanität die ihm gebührende Sphäre wieder gewonnen; nichts, was zur harmonischen Ausbildung des Menschen dienen und ihn der ewigen Bestimmung seines Geistes näher führen kann (vergl. d. Art. Bildung), ist von der Humanität, die Herder in seinen berühmten Briefen befördern will, und von dem pädagogischen System des Humanismus, wie es Niethammer in seinem Streite des Humanismus und Philanthropinismus, Jena 1808, aufstellt, ausgeschlossen, und der Vorzug, daß die Humanitätsbildung ihren Endzweck eben in diese Erziehung des Menschen für seine ewige Bestimmung setzt, mußte ihren immer merklicher werdenden Sieg über den Philanthropinismus, der mehr die Brauchbarkeit für irdische Zwecke beabsichtigt, herbeiführen. Bei dem allen verdankt es der Humanismus den Angriffen der Philanthropen, daß er seine Verirrungen erkannt, sich aus seiner frühern Einseitigkeit herausgearbeitet und das Princip der allgemeinen Menschenbildung angenommen hat, das unter allen Erziehungsprincipien dem Begriffe der Humanität am meisten entspricht; und wenn auch noch nicht alle Pädagogen und Schulmänner unserer Zeit in diese Ansicht eingehen mögen, so wollen doch die meisten und besten nichts anders seyn, als humane Lehrer der Humanität. E.

Humboldt (Carl Wilhelm, Freiherr von) preußischer Staatsminister, geb. zu Berlin 1767, empfing früh in seiner Vaterstadt eine sorgfältige Unterweisung in Sprachen und Wissenschaften, daher sein Streben nach Gründlichkeit, mit welchem er mehr als ein Gebiet des menschlichen Wissens auf das genaueste erforscht hat. Sein Werk über das kleine Epos, Hermann und Dorothea, enthält umfassende Betrachtungen über die Poesie überhaupt. Seine Untersuchungen über die baskische Sprache, die er an Ort und Stelle studirte, verbreiten ein helles Licht über diese unbekannte Ursprache. (Ein baskisches Wörterbuch von ihm befindet sich in Adelungs Mithridates, Thl. 4.) Seine Übersetzung des Agamemnon von Äschylus ist das Resultat der schwierigsten Untersuchungen über Sprache und Versmaß der Griechen. Nachdem Humboldt mehrere Jahre in Jena, wo er Schillers Freundschaft und täglichen Umgang genoß, privatisirt hatte, trat er seine diplomatische Laufbahn an, als königl. preuß. Resident zu Rom. Dieser Ort, wo er späterhin von seinem Hofe als außerordentlicher Gesandter bevollmächtigt wurde, gab nicht nur seinem Studium des Alterthums neuen Eifer und Schwung, sondern bildete ihn auch zu einem vorzüglichen Staatsmann aus. Vielleicht war er einer der ersten Politiker, welche über den wahren Zustand der Dinge in Spanien nach der Entthronung der Bourbons daselbst hinlänglich unterrichtet waren und einen Strahl von Hoffnung für das bedrängte Deutschland, das gefesselte Preußen, von dort her anbrechen sahen. In der Folge ernannte in der König zum Chef der Section für den Cultus und die öffentliche Erziehung. Allein es scheint, so freigebig auch der preußische Staat das Unterrichtswesen überhaupt unterstützte, daß dessen ungeachtet die Abhängigkeit dieser Section von dem Minister des Innern die freie Thätigkeit des

Chefs derselben zu sehr beschränkt, und den Herrn von Humboldt daher bewogen habe, diesen Posten aufzugeben. Er ging hierauf im Jahr 1810 mit dem Range eines Staatsministers als Gesandter seines Hofes nach Wien, in jener wichtigen Periode, wo der Norden und Osten Europa's einer Schneelavine glich, die nur noch einiger Erschütterung bedurfte, um über die Weltherrschaft von Westen her vernichtend hinabzustürzen. Wie gut er die edle Politik Österreichs und ihre mit der rücksichtsvollsten Weisheit geleitete Entwickelung einsah, ergibt sich schon daraus, daß er von seinem Könige zum Bevollmächtigten bei dem Friedenscongreß zu Prag ernannt wurde. Die glorreiche Epoche, welche seitdem für Preußen angegangen ist, und die bedeutende Stimme, die es nun wieder in den europäischen Angelegenheiten führt, gibt uns keine Hoffnung, das Humboldt für seine Studien, und besonders für Vollendung seiner reichen Sprachforschungen, bald hinreichende Muße finden werde. Er war bei dem Congreß zu Chatillon und dem Frieden zu Paris, welchen er zugleich mit dem Staatskanzler Hardenberg am 30sten Mai 1814 unterzeichnete, beschäftigt; er war nachher bei dem Congresse zu Wien sehr thätig, und unterzeichnete daselbst den Frieden zwischen Preußen und Sachsen am 18ten Mai 1815. Im Juli 1816 begab er sich nach Frankfurt als bevollmächtigter preußischer Minister zur Berichtigung der Territorialangelegenheiten in Deutschland. Bald nachher ernannte ihn der König zum Mitgliede des Staatsraths, und beschenkte ihn mit liegenden Gütern. Hierauf ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister seines Hofes nach London, welchen Posten er noch im Jahr 1818 bekleidete. Vielleicht findet er Stunden, in denen er über einzelne philosophische und politische Gegenstände, über Erfahrungen des Lebens, sich aussprechen kann! Bei tiefem Eindringen in jeden Gegenstand, besitzt er das Talent, ihn von den verschiedensten Seiten anzusehen, und die gewandteste Discussion darüber zu führen. In seinen ehemaligen Aufsätzen in Schillers Thalia und den Horen schadete die Gründlichkeit mitunter der Leichtigkeit der Wendungen, und einer klaren gefälligen Entwickelung. Nach solcher Fortsetzung der Studien und solcher practischen Thätigkeit aber ist gewiß an die Stelle jener Mängel die entgegengesetzte Tugend eingetreten, und darum wünschten wir ihn wiederum in der Reihe der Autoren zu sehen.

Humboldt (Friedrich Heinrich Alexander Freiherr von), Bruder des Vorigen, — der berühmte Reisende, — ist zu Berlin den 14ten September 1769 geboren. Seine ersten Lehrer waren der nachherige königl. preuß. Geheimerath Knuth und der O. C. R. Zöllner. Nachdem er in Göttingen und Frankfurt a. d. O. studirt hatte, besuchte er in Hamburg die Handelsakademie bei Büsch, und machte im Frühjahr 1790 mit G. Forster und van Geuns eine Reise an den Rhein, nach Holland und England, wovon seine 1793 zu Braunschweig erschienenen Beobachtungen über die Basalte am Rhein eine Folge sind. Im J. 1791 kam er auf die Bergakademie nach Freiberg, wo er nicht nur die Bergwerkswissenschaften, hauptsächlich unter Werner, sondern auch für sich die Botanik studirte. (S. sein Specimen Florae Fribergensis subterraneae, Berlin 1793.) Durch seine Kenntnisse, seinen interessanten und lehrreichen Umgang, seinen Witz und Humor, seine Herzensgüte und Wohlthätigkeit erwarb er sich in Freiberg allgemeine Achtung und Liebe. Im Jahr 1792 ward er in Berlin als Assessor bei dem Bergwerks- und Hüttendepartement

angestellt, und bald darauf nach Bayreuth als Oberbergmeister der fränkischen Fürstenthümer versetzt. Hier traf er viele gute Einrichtungen, u. a. stiftete er die Bergschule zu Steben; auch machte er mit dem Galvanismus lehrreiche Versuche (Berlin 1796, 2 Thl.). Allein schon 1795 gab er jene Stelle, in welcher er sich die unbegränzte Ehrfurcht und Liebe seiner Untergebenen erworben hatte, aus Liebe für seine Reiseprojecte freiwillig auf, und reis'te mit dem Herrn v. Hafter nach Italien, dann im Herbst mit seinem Freunde, dem sächs. Bergrath Freiesleben, durch einen Theil der Schweiz. Seit Ostern 1797 ging er in Gesellschaft seines Bruders und des jetzigen russischen Hofraths Fischer über Wien und Salzburg nach Paris, wo er mit Aimé Bonpland, einem Zöglinge der Arzneischule und des botanischen Gartens zu Paris, bekannt wurde. Hier beschloß Humboldt, der seit 1792 den Vorsatz gefaßt hatte, auf eigne Kosten eine Reise nach den Wendezirkeln zu unternehmen, den nach Ägypten bestimmten Gelehrten sich anzuschließen und sich von Ägypten über den persischen Meerbusen nach Hindostan zu begeben. Aber diesem Plan legte die Schlacht bei Abukir, so wie der bald darauf zwischen Frankreich und den Barbaresken ausgebrochene Krieg, unübersteigliche Hindernisse in den Weg. Er begab sich hierauf mit einer beträchtlichen Instrumentensammlung nach Madrid, wo ihm der Hof im März 1799 die Erlaubniß ertheilte, die spanischen Colonien in Amerika zu bereisen. Sogleich berief er seinen Freund Bonpland zu sich, und schiffte sich mit ihm zu Corunna ein. Ihr Plan war, in Zeit von fünf Jahren eine Reise von 9000 Meilen zu machen, die umfassendste, welche je ein Privatmann unternahm. Sie landeten auf Teneriffa, wo sie den Crater des Pico erstiegen, um die Analyse der atmosphärischen Luft zu machen und geologische Beobachtungen über die Basalte und Porphyrschiefer Afrika's anzustellen. Im Juli erreichten sie den Hafen von Cumana in Südamerika. Sie besuchten im Laufe des J. 1799 und 1800 die Küste von Paria, die Missionen der Indier und die Provinz Neu-Andalusien; sie durchstreiften Neu-Barcelona, Venezuela und das spanische Guyana. Nachdem sie die Länge von Cumana, Caraccas und a. O. durch die Beobachtung der Jupiterstrabanten bestimmt und auf den Gipfeln des Ceripa und der mit dem Bejarion gekrönten Silla von Avila botanisirt hatten, reis'ten sie im Februar 1800 aus Caraccas nach den reizenden Thälern von Aragua ab, wo der große See von Valencia durch die Pracht der tropischen Vegetation entzückt. Von Portocabello drangen sie von den Küsten des antillischen Meeres bis gegen den Äquator vor, durchwanderten dann die weiten Ebenen von Calabozo Apura und die Llanos, wo das Reaumursche Thermometer selbst im Schatten auf 33 bis 37° stieg und der glühende Erdboden auf mehr als 2000 Q.M. eine Abweichung der Bleiwage von nur 5 Zoll zeigte. Auch am Meeressande bemerkten sie hier überall die Phänomene der Refraction und des sonderbarsten Aufschwellens. Zu S. Fernando von Apura begannen sie eine mühselige Schifffahrt von mehr als 500 Seemeilen in Canots, und nahmen das Land mit Hülfe der Längenuhren, der Jupiterstrabanten und Mondesweiten auf. Sie fuhren den Rio Apura hinab, der sich unter dem 70. Breitengrad in den Oronoco ergießt, fuhren diesen Fluß wieder bis an die Mündung des Rio Guaviare hinauf, kamen an den berühmten Wasserfällen von Atures und Maypure vorbei, wo die Höhle von Ataruipo die Mumien einer durch den Krieg der Caraiben und Maraviten aufgeriebenen Nation in sich verschließt.

Von der Mündung des Rio Guaviare fuhren sie die kleinen Flüsse Atahapo, Tuamini und Temi wieder hinauf. Von der Mission von Javita aus drangen sie zu Lande bis an die Quellen des Guginia (Rio Negro). Ein Dutzend Indier trugen die Canots durch dichte Gehölze von Hevea, Lecythis und Laurus Cinnamomoides nach dem Cano Pimichin, durch welchen sie nach dem Rio Negro kamen, den sie bis an die Festung St. Carlos und die Gränzen von Grand Para, der Hauptcapitanerie von Brasilien, hinabfuhren. Das damalige Mißverständniß zwischen Spanien und Portugal verhinderte die Reisenden über St. Gabriel de las Cochuellas hinauszugehen. Allein da Condamine und Maldonado die Mündung des Rio Negro bereits astronomisch bestimmt hatten, war dieses Hinderniß weniger fühlbar. Dagegen war der Arm des Oronoco, welcher Cassiquiare heißt, und zwischen jenem und dem Amazonenfluß die Verbindung macht, zu bestimmen. Zu dem Ende gingen Humboldt und Bonpland von der spanischen Festung St. Carlos durch den schwarzen Fluß und den Cassiquiare wieder nach dem Oronoco, und auf diesem bis an die Mission von Esmeraldo bei dem Vulkan Duida oder bis an den Ursprung des Flusses. Allein die Guaicas-Indianer, eine weiße, fast zwerghafte, aber kriegerische Menschenrace, und die kupferfarbnen Guajariben, wilde Menschenfresser, welche das Land nach Westen hin bewohnen, machten es unmöglich, bis an die Quellen des Oronoco vorzudringen. Von Esmeralda aus ging die Reise 345 franz. Meilen den ganzen Oronoco hinab bis an seine Mündung nach St. Thomas in Neu-Guayana oder Angostura. Die Reisenden passirten zum zweitenmale die Cataracten, auf deren südlicher Seite weder Peter Gumilla noch Caulin vorgedrungen waren. Nach großen Beschwerden kehrten sie auf dem Oronoco nach Barcelona und Cumana durch die Missionen der caraibischen Indianer, einer riesenhaften Menschenrace, zurück. Einige Monate verweilten sie auf der Küste, und begaben sich dann durch den südlichen Theil von St. Domingo und Jamaica nach Cuba. Hier beschäftigten sie sich drei Monate theils mit der Längenbestimmung der Havanah, theils mit der Construction eines neuen Ofens für die Zuckersiedereien. Sie wollten eben nach Vera Cruz abreisen, um über Mexico und Acapulco nach den philippinischen Inseln, und von da, wo möglich, durch Bombai, Bassora und Aleppo nach Constantinopel zu gehen, als falsche Nachrichten über Baudins Reise sie bewogen, ihren Plan zu verändern. Amerikanische Zeitungen meldeten, daß dieser Seemann von Frankreich nach Buenos Ayres reisen, und nachdem er das Kap Horn umschifft, an den Küsten von Chili und Peru hinsegeln würde. Humboldt hatte seit seiner Abreise von Paris im J. 1798 dem Museum und dem Capitain Baudin versprochen, sich, wenn im Laufe seiner Reise die französische Expedition zur Ausführung käme, derselben anzuschließen. Dem gemäß sandte Humboldt seine Manuscripte und Sammlungen von 1799 und 1800 geradeswegs nach Europa, wohin sie auch, mit Ausnahme eines Drittels der Sammlungen, das in einem Schiffbruch verloren ging, glücklich gelangten; und miethete ein Fahrzeug im Hafen von Betabano, um nach Carthagena in Indien, und von da durch die Erdenge von Panama nach dem Südmeere zu gehn. Er hoffte Baudin entweder zu Guayaquil oder zu Lima zu treffen, und mit ihm Neuholland und die Inseln des stillen Meeres zu besuchen. Im März 1801 verließ er Betabano, segelte den südlichen Theil der Insel Cuba entlang, und bestimmte astronomisch verschiedne Punkte

im der Inselgruppe, die Königsgärten genannt, nebst den Anfuhrten des Hafens von Trinidad. Man verweilte am Rio Sinu, wo noch nie ein Botaniker Kräuter gesammelt. Die Heftigkeit der Brandungen bei St. Martha machte das Anländen zu Carthagena sehr schwierig; man mußte sich, um vor Anker zu kommen, an die Küste retten, und dieser Aufenthalt verschaffte Humboldt den Vortheil, die Mondsinsterniß am 25. März 1801 zu beobachten. Da die Jahreszeit nicht mehr erlaubte, von Panama aus nach Guayaquil zu segeln, ward der Plan, die Landenge zu durchschneiden, aufgegeben. Der Wunsch, den berühmten Mutis zu besuchen, bewog die Reisenden, einige Wochen in den Wäldern von Turbaco zuzubringen, die mit so vielen herrlichen Blumen prangen, und dann den Magdalenenfluß hinabzufahren, von dem Humboldt eine Karte entwarf, während Bonpland die an Heliconia, Psychotria, Melastoma, Myrodia und Dychotria emetica reiche Vegetation studirte. Von Honda, wo sie landeten, reis'ten sie auf fürchterlichen Wegen durch Eichenwälder und Gehölze von Melastoma und Cinchona nach St. Fe von Bogota, der Hauptstadt von Neugranada. Mutis prächtige Sammlungen, der große Cataract von Taquendama, die Bergwerke von Mariquita, St. Anna und von Zipagnira, die natürliche Brücke von Iconenzo, zwei durch ein Erdbeben aus einander gerissene Felsen, die einen dritten schwebend in der Luft tragen, alle diese Merkwürdigkeiten beschäftigten die Reisenden bis in den September 1801. Trotz der ungünstigen Regenzeit reis'ten sie nach Quito; sie stiegen wieder ins Thal des Magdalenenflusses hinab, kamen bei den Anden von Quindiu vorbei, wo sich der beschneite Gipfel des Tolina mitten aus Wäldern von Storax, baumartigen Passionsblumen, Bambusrohr und Wachspalmen erhebt. Als sie barfuß und durchweicht im Thale des Flusses Cauca angekommen waren, verweilten sie zu Carthago und Buga, und durchwanderten die Provinz Choco, das Vaterland der Platina. Sie stiegen nun durch Caleto und die Goldwäschen von Quilichao nach Popayan am Fuße der beschneiten Vulkane von Purace und Sotara. Der Thermometerstand in diesem herrlichen Clima immer auf 17 bis 19° Reaumur. Mühsam stiegen sie zum Crater des Vulkans von Purace empor, dessen Mündung voll kochenden Wassers ist, und der mitten im Schnee Dünste von geschwefeltem Wasserstoff auswirft. Dann gingen sie, das giftschwangere Thal von Patia vermeidend, durch die steilen Cordilleren von Almaguer nach Pasto, und durchschnitten von da aus durch Guachucal die hohe Gebirgsebene der Provinz de los Pastos. Nach einer viermonatlichen höchst mühseligen Reise kamen sie endlich in die südliche Hemisphäre, nach den Städten Ibarra und Quito. Die letztere, durch die Liebenswürdigkeit und Bildung ihrer Einwohner ausgezeichnete Stadt erreichten sie den 6. Jan. 1802. Acht bis neun Monate lang setzten sie ihre geologischen und botanischen Nachforschungen in dem durch seine colossalen Gebirge, seine Vulkane, seine Vegetation, seine alten Denkmäler, besonders aber durch die Sitten seiner ehemaligen Bewohner merkwürdigen Reiche von Quito fort. Sie stiegen zweimal in den Crater des Vulkans von Pichincha, wo sie Versuche über die Analyse der Luft, ihre electrische, magnetische und hygroscopische Ladung, ihre Elasticität und den Grad der Temperatur des kochenden Wassers anstellten. Inzwischen machten sie einzelne Ausflüge nach den Schneegebirgen von Antisana, Cotopaxi, Tunguragua und dem Chimborasso. Sie studirten besonders die geognostische Beschaffenheit der Anden. Die

trigonometrischen und barometrischen Messungen Humboldts haben bewiesen, daß einige dieser Vulkane sich seit 1753 beträchtlich gesenkt haben; Resultate, die mit den Beobachtungen der Einwohner übereinstimmen. Zugleich überzeugte sich Humboldt, daß alle diese großen Massen durch Crystallisation entstanden sind. Ein für die Wissenschaften leidenschaftlich eingenommener Mann, Carl Montufar, Sohn des Marquis von Selvalegre von Quito, hatte sich seit dem Januar 1802 zu ihnen gesellt, und begleitete sie fortan auf ihrer ganzen übrigen Expedition nach Peru und Mexico. Von den Umständen begünstigt, bestiegen sie die vornehmsten Berggipfel bis zu einer früher nie erreichten Höhe. Auf dem Chimborasso gelangten sie am 23. Juni 1802, 3056 Toisen oder 19,500 Fuß (3485 Fuß höher, als Condamini im J. 1745 gekommen war) über die Fläche des stillen Meeres. Sie sahen das Blut aus Augen, Lippen und Zahnfleisch treten und erstarrten vor Kälte. Eine Schlucht verhinderte sie, bis zu dem noch etwa 224 Toisen (oder 2140 Fuß) von ihnen entfernten Gipfel des Chimborasso zu gelangen. Da Briefe aus Europa jetzt ihre Hoffnung vernichteten, sich mit Capitain Baudin zu vereinigen; so begaben sie sich von Quito aus nach dem Amazonenflusse und Trina, in der Erwartung, dort die wichtige Beobachtung des Durchgangs des Mercur durch die Sonnenscheibe zu machen. Sie besuchten die Ruinen von Lactacunga, Hambato und Riobamba, ein Land, das in dem schrecklichen Erdbeben (7. Febr. 1797) umgewühlt wurde, gingen durch die Schneefelder von Assouay nach Cuença, und von da durch den Paramo von Saraguro nach Lora, wo sie in den Wäldern von Gonzanama und Malacatos wichtige Untersuchungen über die Chinarinde anstellten. Von Lora traten sie durch Ayavaca und Gouncabamba in Peru ein, indem sie die hohen Anden überstiegen, um nach dem Amazonenflusse zu kommen. Sie sahen die prächtigen Trümmer der Kunststraße von Yega, die über den porphyrnen Rücken der Anden weg zwischen 12 und 1800 Toisen Höhe von Cusco an bis Assonay geht, und mit Herbergen und öffentlichen Springbrunnen versehen ist. In dem Dorfe Chamaya bestiegen sie eine Flöße und fuhren auf dem Flusse dieses Namens in den Amazonenfluß. Sie bestimmten die astronomische Lage dieses Zusammenflusses. Da Condamine sich erst unterhalb Quebrada de Chuchunga auf dem Amazonenfluß eingeschifft, auch keine Längenbestimmung, als an der Mündung des Rio Napo angestellt hatte, so suchte Humboldt diese Lücke auszufüllen, indem er auf dem Amazonenflusse bis an die Cataracten von Rentewa fuhr, und zu Tomependa einen detaillirten Plan von diesem unbekannten Theile des Maranon entwarf. Bonpland hatte sich indeß mit botanischen Untersuchungen beschäftigt. Zum fünftenmale passirten unsere Reisenden jetzt die Anden, um durch Montan nach Peru zurückzukehren. Sie bestimmten den Punkt, wo die Magnetnadel von Borda den Mittelpunkt der Abweichung zeigte, obgleich unter dem 7° südl. Breite, und studirten die reichen Minen von Hualguanok, wo das Silber sich 2000 Toisen über der Meeresfläche findet. Von Caramarco aus, das durch seine Bäder und Ruinen berühmt ist, stiegen sie nach Trurillo hinab, dessen Nachbarschaft die Reste der ungeheuern peruanischen Stadt Mansiche enthält, mit Pyramiden geziert, in deren einer man im 18. Jahrh. für mehr als 4 Mill. Livres geschlagnes Gold entdeckte. Bei diesem westlichen Hinabsteigen der Anden hatten sie zum erstenmal den überraschenden Anblick des stillen Meeres und jenes langen und engen Thales, wo Regen und Donner

unbekannt sind. Längs der unfruchtbaren Küsten des Südmeers begaben sie sich über Santa und Guarmey nach Lima, wo Humboldt so glücklich war, im Hafen von Callao de Lima, das Ende des Mercurdurchgangs ziemlich genau beobachten zu können. Im Januar 1803 schifften sich unsere Reisenden nach Guayaquil ein, einem Hafen am Ufer eines ungeheuern Flusses, wo die Vegetation an Palmen, Plumaria, Tabernämontana und an Bananengewächsen in einer unbeschreiblichen Pracht erscheint. Nach 30 Tagen erreichten sie Acapulco. So sehr auch Humboldt seine Rückreise nach Europa jetzt zu beschleunigen wünschte, so bewog ihn doch die Schönheit Neuspaniens, die Gastfreiheit seiner Bewohner und die Furcht vor dem zu Vera Cruz herrschenden schwarzen Erbrechen, seine Abreise bis tief in den Winter zu verschieben. Nachdem sie sich mit den Pflanzen, der Luft, den stündlichen Veränderungen des Barometers, magnetischen Phänomenen und besonders mit der Länge von Acapulco beschäftigt hatten, reisten sie nach Mexico ab. Sie erhoben sich nach und nach durch die schwülen Thäler von Mescala und Papagayo, wo der Thermometer sich im Schatten auf 32° Reaumur erhält. Sie setzten zu den hohen Ebnen von Chilpanzlugo, Theuilotepec und Tasco über, wo unter einem milden Clima Eichen, Cypressen, Tannen und europäisches Getraide gedeihen. Hier besuchten sie die Bergwerke von Tasco, deren Silbergänge von dem harten Kalkfelsen zu dem Glimmerschiefer übergehn und blättrigen Gyps in sich enthalten, und stiegen dann im April 1803 durch Cuernaraca und die Nebel von Cuchilaqua nach der Hauptstadt Mexico, welche höchst anmuthig liegt und sich durch ihre wissenschaftlichen Anstalten vor allen Städten der neuen Welt auszeichnet. Nach einem Aufenthalt von einigen Monaten, während dessen Humboldt die Länge von Mexico berichtigte, besuchten unsere Reisenden die berühmten Bergwerke von Moran und Real del Monte, wo der Minengang von Biscaya dem Grafen von Regla schon mehrere Millionen Piaster lieferte; sie untersuchten die Obsidiane von Oyamel, welche in dem Perlstein und Porphyr Lager bilden, und den ehemaligen Einwohnern zu Messern dienten. Dies ganze Land voller Basaltblöcke, Mandelsteine und kalkartiger secondärer Bildungen bietet für die Geologie die interessantesten Phänomene dar, welche bereits del Rio, ein Schüler Werners, analysirt hatte. Im Juli 1803 besuchten sie den mittäglichen Theil des Königreichs. Sie richteten ihre Nachforschungen zuerst auf Hunhuetoca, und gingen dann durch Queretano, Salamanca und die fruchtbaren Ebenen von Yrapuato nach Guanaruato, dessen Bergwerke unendlich beträchtlicher sind, als die von Potosi je waren. Zwei Monate beschäftigten sie sich hier mit Messungen und geologischen Untersuchungen, prüften die Bäder von Comagillos, deren Temperatur 11° Reaumur höher ist, als die der philippinischen Inseln, und reis'ten dann durch das Thal von St. Yago nach Valladolid, der Hauptstadt des ehemaligen Reiches Michoacan. Von da stiegen sie trotz der steten Herbstregen nach den Küsten des stillen Meeres in die Ebenen von Jorullo hinab, wo 1759 in einer einzigen Nacht, bei einer der größten Catastrophen, die je der Erdball erlitten, sich aus der Erde ein Vulkan von 1494 Fuß Höhe erhob, der mit mehr als 2000 noch jetzt rauchenden kleinen Öffnungen umgeben war. Sie stiegen bis auf den Grund des Craters hinab, dessen mit Kohlensäure außerordentlich überladene Luft sie analysirten. Aus dem anmuthigen und fruchtbaren Reiche Mechoacan kehrten sie durch die hohe Ebene von Tolucca nach Mexico zurück.

zu Toluca besuchten sie den merkwürdigen Händebaum, den Cheiranthostämon des H. Cervantes, von dem seit den ältesten Zeiten nur ein einziges Exemplar vorhanden ist. Zu Mexico beschäftigten sie sich mit dem Ordnen ihrer Herbarien und geologischen Sammlungen, dem Calcul der gemachten Messungen, und dem geologischen Atlas, für den Humboldt Zeichnungen entworfen hatte. Sie verließen diese Stadt im Januar 1804, um den östlichen Abhang der Cordilleren zu untersuchen; sie maßen die beiden Vulkane von Puebla, den Popocatepec und Itzaccihuatl geometrisch. Darauf stiegen sie durch Perote nach Xalapa. Trotz des gefallenen hohen Schnees erreichte Humboldt den Gipfel des um 162 Toisen den Pic von Teneriffa übertreffenden Cofre, und bestimmte die Lage desselben durch directe Beobachtungen. Er maß gleichfalls den Pic von Orizana trigonometrisch. Nach einem interessanten Aufenthalt in diesen Gegenden stiegen unsere Reisenden nach dem Hafen von Vera Cruz hinab, entgingen glücklich dem bereits stark grassirenden schwarzen Erbrechen und reis'ten auf einer spanischen Fregatte nach der Havanah ab, wo sie ihre im J. 1800 dort niedergelegten Sammlungen zurücknahmen. Sie blieben zwei Monate daselbst, worauf sie nach Philadelphia sich einschifften, das sie nach 32 Tagen erreichten. Hier und zu Washington brachten sie abermals zwei Monate zu, und kamen im August 1804 nach Europa zurück. Die reichen Sammlungen, welche sie mitgebracht haben, sind einzig in ihrer Art und von unschätzbarem Werth; sie enthalten allein 6300 Arten Pflanzen. — Die Beschreibung dieser Reise und ihrer wichtigen Resultate liefert Humboldt in dem zu Paris, Hamburg und London seit 1810 erscheinenden Prachtwerke: Voyage de Humboldt et Bonpland, gr. Fol., dessen erste Abtheilung der generellen Physik gewidmet ist und den eigentlichen Reisebericht enthält. Der erste Theil dieses Reiseberichts ist in den bis jetzt erschienenen Lieferungen, welche auch den besondern Titel führen: Vues des Cordillères et monuments des peuples de l'Amérique, und mit 50 bis 60 Kupfertafeln begleitet sind, enthalten. Die zweite Abtheilung betrifft die Zoologie und vergleichende Anatomie, die dritte enthält einen politischen Versuch über Neuspanien, die vierte ist der Astronomie, die fünfte der Mineralogie und dem Magnetismus, die sechste endlich der Botanik gewidmet. Die ganze Reihe, welche aus 12 Bänden in Quart, 3 Bänden in Folio, 2 Sammlungen geographischer und 1 Sammlung pittoresker Zeichnungen bestehen wird, nennt ein Kenner mit Recht „ein Riesenwerk an innerm und äußerm Umfang und Gehalt, dem die neueste Literatur Europa's nur wenige ähnliche an die Seite stellen kann." Humboldt hat seitdem in Paris mit H. Gay-Lussac die Theorie von der Lage des magnetischen Äquators berichtigt und der Akademie der Wissenschaften im J. 1817 seine Karte von dem merkwürdigen Laufe des Oronoko vorgelegt. — Er befindet sich jetzt (Oct. 1818) in London und ist, wie man versichert, von den vier verbündeten hohen Mächten ersucht worden, ein Gutachten über die politischen Verhältnisse der südamerikanischen Völkerschaften zu entwerfen.

Hume (David), als scharfsinniger Skeptiker und erster classischer Geschichtschreiber der Engländer berühmt. Er stammte aus der vornehmen, aber nicht reichen Familie der Grafen Home oder Hume ab, war geboren zu Edinburgh in Schottland 1711 und verlor seinen Vater schon als Kind. Seine Mutter, eine sehr gebildete

und zärtliche Frau, widmete sich seiner Erziehung mit größter Sorgfalt. Er sollte sich nach dem Rathe seiner Verwandten der Jurisprudenz widmen; allein ein stärkerer Trieb zog ihn zur Philosophie hin. Seine Vermögenumstände und seine durch anhaltenden Fleiß geschwächte Gesundheit nöthigten ihn jedoch, 1734 nach Bristol zu gehen und die Handlung zu ergreifen. Als er sich aber zu derselben gar nicht geeignet fand, ging er nach Edinburgh zurück, und bald darauf nach Frankreich, um daselbst in ländlicher Einsamkeit unabhängig und mit der möglichsten Beschränkung seiner Bedürfnisse der wissenschaftlichen Ausbildung seines Geistes einzig leben zu können. Dort schrieb er seine treffliche psychologisch-kritische Abhandlung über die menschliche Natur, welche er nach seiner Rückkehr (1737) in London (1738—40, 3 Bde.) herausgab (deutsch von L. H. Jacob mit kritischen Versuchen 1790—92). Wider sein Erwarten erregte dieselbe damals auch nicht die geringste Aufmerksamkeit. Sein dadurch gekränkter Ehrgeiz bewog ihn, in die Einsamkeit zu seinen Studien zurückzukehren. Er studirte nun desto eifriger die griechische Sprache, und schrieb seine Versuche und Abhandlungen, wovon er zu Edinburgh 1742 den ersten Theil herausgab. In diesen führte er mehrere politische und moralische Gegenstände sehr geistreich aus; weniger glücklich war er in Sachen des Geschmacks, wozu ihm ein warmer Sinn für Poesie und Kunst fehlte. Dieses Buch wurde besser aufgenommen. Von 1745 bis 1747 wurden seine Studien dadurch unterbrochen, daß er zuerst Aufseher des jungen Marquis von Annandola wurde, dann den General Saint Clair auf seinem Zuge an die französische Küste, und endlich auf seiner Gesandtschaftsreise nach Wien und Turin begleitete. Zu Turin arbeitete er den ersten Theil der obengenannten Abhandlung um, um besonders durch einen vollendetern Styl die Aufmerksamkeit des Publicums auf sie zu ziehen. Diese Umarbeitung (1748, London, 8., deutsch übersetzt von Tennemann, nebst einer Abhandlung über den philosophischen Skepticismus von Reinhold. Jena, 1793, 8. und in mehrern Sprachen erschienen) unter dem Titel: Untersuchung über den menschlichen Verstand, erreichte aber diesen Zweck eben so wenig, als eine zweite Ausgabe der Versuche. Nach dem Tode seiner Mutter (1759) ging er nach Schottland und arbeitete dort auf dem Landhause seines Bruders unverdrossen fort; schrieb auch daselbst den zweiten Theil der Versuche, unter dem Titel: politische Reden, worin er vorzüglich über Handel und Geld tiefere Untersuchungen anstellte. Jetzt fingen erst seine Schriften an, Aufmerksamkeit zu erregen, vorzüglich da er mehrere Gegner fand, denen er aber nie antwortete. 1752 gab er zu Edinburgh jene Reden, und eine Untersuchung über die Grundsätze der Moral heraus, welche er selbst für die beste unter allen seinen Schriften hielt. Er entwickelte darin das Princip des moralischen Sinnes genauer als seine Vorgänger. Die Stelle eines Aufsehers der Bibliothek der Advocaten in Edinburgh, welche, ohne großen äußern Vortheil, ihm Gelegenheit gab, die historische Literatur seiner Nation kennen zu lernen, wurde die zufällige Veranlassung, daß Hume Geschichtschreiber wurde. Er faßte den Plan, die englische Geschichte seit der Thronbesteigung des Hauses Stuart zu schreiben, und dadurch zugleich diesen nach seiner Ansicht sehr entstellten Theil der Geschichte aufzuklären. 1754 gab er den ersten, 1756 den zweiten Theil dieses Werks heraus, welches ihn

als philosophischen Geschichtschreiber der neuern Zeit so berühmt gemacht hat. Es machte großes Aufsehn, aber die Unparteilichkeit, wornach er strebte, brachte alle politischen Parteien in England gegen ihn auf. Überall hörte er Tadel. Mißmuthig doch rastlos arbeitete er fort, gab zu London 1757 seine natürliche Geschichte der Religion heraus, (von Reßewiz übers. Quedlinb. 1759), eine Schrift, in welcher sein religiöser Skepticismus durch die Geschichte sehr fein entwickelt ist, welche aber nur durch Hurts Gegenschrift bekannter wurde, 1759 die Geschichte des Hauses Tudor, und 1761 sein Werk über die frühern Perioden der englischen Geschichte, welches er, schon kälter gegen das Urtheil des Publicums, in seiner literarischen Muße zu Edinburgh in sorgenfreieren Umständen ausarbeitete. (Seine historischen Werke sind mehrmals, z. B. von Dusch, zuletzt von Timäus, ins Deutsche übersetzt worden.) Unerwartet bekam er noch in seinem funfzigsten Jahre vom Grafen von Hertford den Antrag und die wiederholte Einladung, ihn als Gesandtschaftssecretär nach Paris zu begleiten, nahm ihn endlich an, und wurde in Paris mit so ausgezeichneten Höflichkeitsbeweisen und Ehrenbezeugungen überhäuft, daß er sich denselben nicht genug entziehen konnte. Doch gefiel ihm der Aufenthalt dort sehr wohl. 1766 kehrte er nach England zurück, nachdem er seit dem Abgange des Grafen die Geschäfte der Gesandtschaft als Chargé d'affaires besorgt hatte. Es ist bekannt, daß er in Frankreich mit Rousseau in Verbindung trat, ihn bewog, mit nach England zu gehen, und dort eine Pension für ihn auswirkte; aber es war vorauszusehen, daß eine Verbindung zwischen dem Charakter des reizbaren und schwärmerischen Rousseau und dem ruhigen Skeptiker Hume, dessen Zweifel wohl oft die Farbe des kalten Spottes trug, und der durch seinen gründlichen Scharfsinn überhaupt mehr abstieß, als an sich zog, nicht lange dauern konnte, und sich auf unangenehme Weise endigen mußte. 1767 erhielt Hume die Stelle eines Untersecretärs, 1769 verließ er die politischen Beschäftigungen, kehrte nach Edinburgh mit einem noch größern Einkommen zurück, und lebte in ruhigem Genusse des Erworbenen und seines wachsenden Ruhmes noch im späten Alter ganz den Wissenschaften. Von 1775 an sah er seinem Tode ruhig und heiter entgegen, verbesserte noch mehreres an seinen Schriften zum Behuf neuer Ausgaben und starb mit der größten Heiterkeit im Jahr 1776 unverheirathet, und mit Hinterlassung eines ansehnlichen selbsterworbenen Vermögens. Er hat seine eigene Biographie kurz aufgesetzt, welche 1777 zu London erschien. Er selbst schildert darin sich als einen Mann von sanfter, ruhiger Gemüthsart, vieler Selbstbeherrschung und Mäßigung, Offenheit und Geselligkeit, mit herrschender Begierde nach literarischem Ruhm. Dieser Charakter hatte eben sowohl auf seine Philosophie, als auf seine Art, die Geschichte zu behandeln, großen Einfluß; überall war er unbefangener Beobachter und kalter Kritiker. In seinen scharfsinnigen und gründlichen philosophischen Werken, namentlich in seinen Untersuchungen über den menschlichen Verstand, welche seinen Skepticismus am vollkommensten entwickeln, der auf die Lockische Erfahrungsansicht gegründet war, machte er den ersten bedeutenden Angriff auf die neuere dogmatische Metaphysik; sie waren es daher, welche auch seines großen Nachfolgers, Kant, Geist zu seiner Kritik aufregten, und so einen neuen Charakter der Philosophie durch alle gebildete Länder Europa's verbreiteten. Sie sind auch, mit Ausnahme der erst nach seinem Tode (1777)

erschienenen Gespräche über die natürliche Religion (deutsch von Schreiter, nebst einem Gespräche über den Atheismus von Platner 1781. Leipz.) in einer Sammlung: Essays and treatises on several subjects, London 1753, 4 Bde. 8., und mehrmals, deutsch von Pistorius, Hamb. 1755—1756, erschienen. Sein philosophischer Skepticismus hatte aber wieder den größten Einfluß auf seine historischen Werke. Ruhe, Streben nach Unparteilichkeit und Gerechtigkeit, fester Zusammenhang der Thatsachen und politischer Scharfsinn sind ihre Hauptvorzüge, dagegen Mangel an Phantasie und Wärme in der Schilderung der Begebenheiten und Charaktere, Fehler in der Anordnung seines Stoffes, Anhäufung von Reflexionen und einseitige Vorliebe für die Schilderung der Könige, die vorzüglichsten Mängel derselben. Seine Geschichte der Regenten des Hauses Stuart wird für den ausgezeichnetsten Theil derselben gehalten, denn an diesem Hause nimmt er den innigsten Antheil, und die Kritik dieser Geschichte hat ihm sehr vieles zu verdanken. Weniger einheimisch war er in der frühern Geschichte. Doch hat gegen seine Unparteilichkeit der berühmte Fox, in seiner 1808 erschienenen (deutsch von Soltau übersetzten [1810]) Geschichte der frühern Regierungszeit Jacobs II. große Zweifel erhoben. Übrigens ist Hume's Styl in beiden Gattungen gleich ernst, bestimmt, deutlich und von geschmackvoller Correctheit. T.

Hummel (Johann Nepomuk), einer der größten jetzt lebenden Clavierspieler und berühmter Componist, wurde am 14ten November 1778 zu Preßburg geboren. Schon im vierten Jahre erhielt er von seinem Vater Johann Hummel, der damals auf der Militärstiftung zu Wartberg als Musikmeister angestellt war, Unterricht auf der Violine, ohne besondere Fortschritte zu machen. Unverkennbar sprach sich aber sein Talent aus, als er im folgenden Jahre im Singen und Clavierspielen unterrichtet wurde. Neigung und Fleiß hatten ihn bald so weit gebracht, daß er bei Kirchenmusiken auf dem Chore mit singen konnte, und auf dem Claviere hatte er nach Verlauf eines Jahres solche Fortschritte gemacht, daß er unter den übrigen Zöglingen Vorspieler ward. Als Kaiser Joseph zwei Jahre später die wartberger Stiftung aufhob, wählte Hummels Vater Wien zu seinem Aufenthaltsorte, wo er bei dem neu erbauten Schikanederschen Theater als Orchesterdirector angestellt wurde. Der siebenjährige Hummel zog durch seine, für dieses Alter außerordentliche Kunstfertigkeit die Aufmerksamkeit der Musikkenner auf sich, und man kam dem Wunsche seines Vaters, den hoffnungsreichen Sohn dem großen Mozart vorzustellen, entgegen. Des unsterblichen Meisters Abneigung vor dem Unterrichtgeben war bekannt, dennoch erbot er sich, sein Lehrer zu werden, unter der Bedingung, daß der Schüler ihm gänzlich übergeben werden und in seinem Hause wohnen müsse. Zwei Jahre genoß er diesen unschätzbaren Unterricht; dann ging der jetzt neunjährige Hummel mit seinem Vater auf Reisen, er besuchte ganz Deutschland, Dänemark, Schottland (wo er seine ersten Compositionen, Variationen fürs Pianoforte, ohne die Setzkunst studirt zu haben, in Druck gab), England und Holland. Überall ward er mit dem ausgezeichnetsten Beifall gehört; denn außer Mozart selbst hatte es noch niemand in diesem Alter zu solcher Meisterschaft gebracht. Nach sechs Jahren kehrte er nach Wien zurück. Hier studirte er erst die Composition unter Albrechtsberger, welcher der Lehrer der meisten neuern wiener Compo-

nisten war. Hierauf genoß er einige Jahre hindurch den in ästhetischer und dramatischer Hinsicht äußerst lehrreichen Umgang und Unterricht Salieri's. Der Ordnung nach war damals Weigl der erste, Süßmayer der zweite und Hummel der dritte Schüler Salieri's. 1803 erhielt er auf Haydns besondere Empfehlung einen Ruf nach Stuttgart, allein die Unterhandlungen wurden wieder abgebrochen. Bald darauf, als der Fürst Nicolaus Esterhazy von London und Paris zurückkam, boten dieser Fürst und der damalige Director der k. k. Hoftheater, Baron von Braun, Hummel zu gleicher Zeit Dienste an. Hummel zog die fürstlichen Dienste vor. Da der kunstsinnige Fürst Kirchenmusik besonders liebte, so fand Hummel eine gute Gelegenheit, sich auch in diesem Fache mit vielem Glück zu versuchen. Gleich seine erste Messe erhielt den ganzen Beifall Haydns. Als späterhin eine Gesellschaft Cavaliere die k. k. Hoftheater übernahm, und Fürst Esterhazy sich an die Spitze derselben stellte, fand Hummel Gelegenheit, mehreres mit Glück fürs Theater zu schreiben. 1811 verließ er die fürstlichen Dienste und privatisirte in Wien, wo er sich durch seinen Unterricht eine großes Verdienst um die kunstliebende Hauptstadt erwarb, indem er eine bedeutende Anzahl der vorzüglichsten Clavierspieler beiderlei Geschlechts bildete. Von Zeit zu Zeit machte er kleine Reisen; noch im Jahre 1816 besuchte er Berlin, Leipzig u. s. w., und wurde allenthalben als einer der ersten Clavierspieler, der mit einer außerordentlichen Fertigkeit einen seelenvollen Vortrag verbindet, anerkannt und bewundert. Seit dem October 1816 steht er als Capellmeister in königlich würtembergischen Diensten. Außer vielen Variationen, Sinfonien, Fugen, Sonaten, Trio's, Rondo's, Phantasien, Romanzen, Liedern, Potpourris, einer großen Anzahl Kirchenmusiken und allen Gattungen von Tanzmusik hat er folgende größere Werke componirt: Hélène et Paris, Ballet; das belebte Gemählde, Ballet; Sappho von Mitylene, Ballet; Lob der Freundschaft, Cantate mit Chören; Diana e Endimione, italienische Cantate; Le Vicende d'Amore, Opera buffa, in 2 Akten; Mathilde, Oper in 3 Akten; das Haus ist zu verkaufen, Oper in einem Akt; die Eselshaut, Feenspiel mit Gesang und Tänzen; die Rückfahrt des Kaisers, Oper in einem Akt; der Zauberring und der Zauberkampf, beides Pantomimen.

Humor. Humoristisch. Nicht leicht sind über einen Gegenstand Erklärungen und Urtheile verschiedener ausgefallen, als über den Humor und das Humoristische. Der Grund davon dürfte weniger in der allzugroßen Schwierigkeit, als in der Nichtbeachtung dessen liegen, daß es hiebei eines dreimal veränderten Standpunktes bedürfe. Man gebraucht den Ausdruck Humor nämlich in einer dreifachen Bedeutung, in der physiologischen, psychologischen und ästhetischen, und es wird nie gelingen, hier zum reinen Verständniß zu gelangen, wenn man diese Bedeutungen nicht gehörig unterscheidet. Bekanntlich heißt das lateinische Wort Humor Feuchtigkeit; die gangbare Bedeutung aber ist Laune, Aufgelegt-, Aufgeräumtseyn u. s. w. Man sieht leicht, daß die letztere Bedeutung die psychologische, die erste die physiologische ist, und daß beide auf irgend eine Weise zusammenhängen müssen. Um diesen Zusammenhang zu erklären, müssen wir bis auf Hippocrates und Galen zurückgehen. Als diese berühmten Ärzte ihre Systeme entwarfen, waren Physik und Chemie, im Zurückgehen von dem Zusammengesetzten auf das Einfache, bis auf vier Elemente gekommen,

Feuer, Wasser, Luft und Erde. Aus diesen vier Elementen hatten schon sehr alte Physiker eben so viele Ureigenschaften der Dinge abgeleitet, aus dem Feuer die Wärme, aus dem Wasser die Kälte, aus der Luft die Feuchtigkeit, aus der Erde die Trockenheit, und aus diesen vier Ureigenschaften aller Dinge erklärte man alle physischen Verschiedenheiten derselben, wofern diese eben vierfach waren, z. B. die Tags- und Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die vier Hauptwinde, die vier Stufen des menschlichen Alters. In dem menschlichen Körper nahm man aber vier Hauptsäfte oder Feuchtigkeiten (humores) an, Blut, Schleim, schwarze und gelbe Galle; und diese vier Hauptsäfte wurden auf die vier Ureigenschaften aller Dinge zurückgeführt, und durch beide der Grund auch von geistigen Verschiedenheiten der Menschen erklärt. Übergewicht von Blut bewirkte im Körper warme Feuchtigkeit, von Schleim kalte Trockenheit, von gelber Galle trockne Wärme, von schwarzer Galle kalte Trockenheit. Hieraus leitete man nun die vier Temperamente ab, deren Theorie Galen vornehmlich ausbildete. Da die Schule der arabischen Ärzte des Mittelalters sich auf ihn gründete, so pflanzte sich seine Lehre durch Avicenna, Averoes u. A. fort, und dauerte bis ins 17te Jahrhundert. Die Benennungen der Temperamente weisen noch darauf zurück, denn wir finden in ihnen jene vier Humores wieder, im sanguinischen das Blut vom lateinischen Sanguis, im phlegmatischen den Schleim, vom griechischen Worte Phlegma, d. i. Schleim. Cholerisch kommt her von dem griechischen Worte Cholera, d. i. gelbe Galle; melancholisch von den griechischen Wörtern Meläna Chole, d. i. schwarze Galle. Man sieht, welche wichtige Rolle nach dieser Theorie die Feuchtigkeiten in der menschlichen Organisation spielten. Indem Galen auch bei der Heilkunst eine vorzügliche Rücksicht auf diese vier Humors nahm, ward er Vater der Humoralpathologie, d. i. jener Krankheitslehre, welche, um die Genesung zu bewirken, auf Verbesserung der Säfte ausgeht. Durch Boerhave und Gaubius kam sie in neuerer Zeit, jedoch mit andern Modificationen indem diese für jede Krankheit eine besondre Schärfe annahmen, wieder in Flor. Genug aber, um zu zeigen, wie der physiologische Humor sich nach jener, Jahrhunderte lang geltenden, Theorie als wirkliche Feuchtigkeit zu erkennen gibt, und angenommen, daß die Sache, wenn auch nicht ganz, doch nur auf ähnliche Art sich so verhalte, wie dieser Humor auch auf die Äußerungen der Seele einen mächtigen Einfluß haben müsse. Wenigstens kann es jetzt nicht befremdend seyn, von einem psychologischen Humor zu hören, und es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß der Ausdruck hier metaphorisch genommen sey. Die Franzosen haben in diesem Sinne das Wort humeur, die Engländer humour. Den Engländern sagt man nach, daß sie besonders im humour sich auszeichnen, und wirklich ist vornehmlich durch Schriftsteller dieser Nation der Ausdruck Humor und humoristisch in Gebrauch und Umlauf gekommen. Einer ihrer berühmten Schauspieldichter, der selbst in zwei Lustspielen den Humour zum Gegenstande seiner Darstellung gewählt hat, Ben Johnson, gibt uns in einem derselben (Every Man out of his Humour) die beste Erklärung dieses metaphorischen Ausdrucks. Er sagt: „Humor, im physischen Verstande genommen, besteht aus Luft und Wasser, und hat die Eigenschaften der Nässe und Flüssigkeit. Gieße Wasser auf den Boden hin, es wird ihn naß machen und fließen. Eben so fließt

auch die Luft, wenn man sie durch ein Horn oder Trompete zwingt, augenblicklich hinweg, und läßt eine Art von Thau zurück. Hieraus ziehe ich den Schluß: dasjenige, was feucht und flüssig ist, und folglich keine Consistenz hat, ist Humor. Das Cholerische, das Melancholische, das Phlegma im menschlichen Körper werden also genannt, und so kann man durch eine Metapher auch der menschlichen Seele Humor beilegen. Wenn z. B. eine besondre Eigenschaft einen Menschen so beherrscht, daß sie alle seine Kräfte, Wirkungen und Lebensgeister in ihrem Flusse einen und denselben Weg zu nehmen zwingt." Lessing war der Erste, der das Wort Humor in diesem Sinne durch Laune übersetzte, erklärte aber nachher (Hamb. Dramaturgie, Nr. 2, 308, Anm.), sehr Unrecht daran gethan zu haben, „denn," sagt er, „ich glaube es unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und Laune ganz verschiedene, ja in gewissem Verstande ganz entgegengesezte Dinge sind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor ist, außer diesem einzigen Falle, nie Laune." Daß Lessing hierin Recht gehabt, wird der Artikel Laune zeigen, aus welchem sich ergeben wird, daß Humor und Laune zwar in psychologischer, nicht aber in ästhetischer Bedeutung sich entsprechen. Dort werden wir finden, daß Laune zu Humor nur durch den Launigen wird. Bei diesem finden wir jene Stimmung der Seele, jene eigene Wendung der Einbildungskraft, durch welche die Ideen aus der gewöhnlichen Sphäre herausgehen, und unter einem hervorstechenderen, seltsameren originellen Charakter erscheinen. Der Geist erhebt sich über das Übliche, sezt die eingeführten Regeln hintenan, treibt seinen Scherz mit ihnen, freut sich seiner Unabhängigkeit. Mit Wohlgefallen und Leichtigkeit entwischt ihm der eben so aufrichtige als offene Ausdruck einer ihn hinreißenden Empfindung oder Idee in der individuellsten Tonart, womit sie ihn ergriffen, und in der Überraschung, welche diese Freimüthigkeit, diese Sorglosigkeit und Sonderbarkeit hervorbringt, liegt kein geringer Reiz. Hier wird also die Laune zu Humor, und wir würden einen solchen Charakter, wo wir ihn dargestellt fänden, für einen humoristischen erklären müssen. Wie aber, auch die Darstellung? Hier liegt es! Als man die Unterordnung der Laune unter das Lächerliche machte, dachte man bloß an humoristische Charaktere, nicht an humoristische Darstellung und humoristische Dichter. Wie aber diese leztern vorzugsweise Humoristen genannt werden, so sollte, dies ist Lessings Meinung, der ästhetische Humor auch vorzugsweise den Namen des Humors behalten, und nicht, wie im Psychologischen, mit der bloßen Laune verwechselt werden. Daß dies keine willkürliche Foderung sey, sieht man schon daraus, weil der psychologische Humor nur in Einem Falle sich zugleich als ästhetischen zeigt, noch mehr aber daraus, weil, wie aus jenem folgt, der ästhetische ungleich mannichfaltiger ist. Man nehme das erste beste wahrhaft humoristische Werk zur Hand, und man wird sich leicht überzeugen, daß nicht bloß das Belustigende, das Lächerliche, das Sonderbare, sondern auch das Ernste, das Wehmüthige, das Erhabene, ja das Feierliche selbst in demselben uns begegnen. Es muß also wohl etwas anders seyn, als die bloße Ausführung der Laune, der durch sie bestimmten Charaktere, und selbst launiger Einfälle und launiger Ausfälle, was solche Werke zu humoristischen macht. Daß es eine eigene Art der Darstellung sey, leuchtet jedem eben so bald ein, als daß in dieser Art der Darstellung der Grund liege, warum man bei ihr so sehr an die Ursachen und Erscheinungen

des psychologischen Humors erinnert wird, daß man kein Bedenken getragen hat, sie mit demselben Namen zu bezeichnen. Wie in aller Welt aber, so muß man fragen, kommt ein Dichter dazu, der mit der kühnsten Imagination den lebhaftesten Witz, Tiefe des Geistes, Zartheit des Gefühls, so viel Vernunft und Wahrheitssinn vereinigt, — denn dieses alles, und mehr noch findet man in echten Humoristen, — auf eine in Stoff und Ausdruck so sonderbare und ungewöhnliche Weise darzustellen, daß seine Darstellung und er selbst fast thöricht scheinen? Man hat oft genug gesagt, und Garve sagt es auch, daß dies nichts als Folge des, solchen Dichtern inwohnenden, psychologischen Humors sey, daß sie in dieser Stimmung seltsame und außerordentliche Gedanken und Einfälle hervorbringen, Träume eines Wachenden, der aber ein vorzüglicher Kopf ist, Ideen, welche durch ihre Abweichung von den Ideen anderer Menschen in Verwunderung setzen, und daß diese Ideen und Bilder, wie sie sich wider Willen dem Dichter aufdrangen, ohne sein Zuthun von selbst ihren Fortgang, auf eine nicht minder sonderbare und seltsame Weise, nehmen. Der poetische Humor soll also eben so unbewußt und unwillkührlich seyn, als der psychologische. Aber, bemerkt Jean Paul Richter mit Recht, würde jener nicht von freier Absicht erzeugt, so konnte er nicht den Vater unter dem Schaffen so gut ästhetisch erfreuen, als den Leser; und eine solche geborne Anomalie müßte gerade alle vernünftigen Menschen für Humoristen nehmen, und wäre der wahnsinnigste Schiffspatron des Narrenschiffs selber, das er commandirte. Ist nun aber die humoristische Darstellung eine mit freier Absicht erzeugte, so muß man um so mehr fragen, ob bloß Grille, oder, wie bei den andern Arten ästhetischer Darstellung, ein nothwendiger Grund den Dichter bestimmte. Läßt man sich nur von den vielen hier herrschenden falschen Ansichten nicht irre leiten, und hält nicht das Zufällige für das Wesentliche, so wird man hierüber nicht in Zweifel bleiben. Wie überall, so wird auch hier die Darstellung durch des Dichters Weltanschauung bedingt; und wenn wir nun auf diese eine achtsame Rücksicht nehmen, so finden wir den Humoristen in der Mitte zwischen dem Komiker und Satiriker. Beide stellen dar die, aus nicht befolgter objectiver Norm der Vernunft, verscherzte Selbsteinigkeit des Menschen. Zweierlei Gattungen von Menschen verscherzen sie, die Narren und die Schurken. Beide haben die Verkehrtheit mit einander gemein, nur daß sie bei diesen absichtlich bewußt ist, während jene sich fest einbilden, durchaus nicht verkehrt zu seyn. Dort liegt der Fehler in der Gesinnung und dem Willen, hier in dem Verstand, und das macht die einen verabscheuungswerth, die andern nur lächerlich. Jene sind darum ein Gegenstand für den Satiriker, diese für den Komiker, deren Darstellung, wie an seinem Orte gezeigt werden soll, hiedurch bestimmt wird. Der Humorist, wie gesagt, steht zwischen beiden, nähert sich aber mehr dem reinen Komiker durch seine Disposition, auch da noch lächeln zu können, wo Andre das Gesicht in düstre Falten ziehen. Der wahre Humorist, der nichts ohne Menschenliebe ist, sieht die menschliche Natur als eine eigene Mischung guter und schlimmer Eigenschaften an, und im Ganzen mehr Schwachheit als Verbrechen, mehr Thorheit als Laster. Er führt alle, auch die moralische, Verkehrtheit auf ein falsches Urtheil zurück, mit dem Unterschied aber vom Komiker, daß er selbst sich mit allem anscheinenden Ernst unter die falsch urtheilenden stellt, und zu der Classe zu gehören scheint (daher die humoristische Subjectivität,

die Rolle eines parodischen Ichs, wie Jean Paul sagt), während der reine Komiker, auch wo er, ohne ins Didactische überzugehen, nur das Factum darlegt, doch leicht als außerhalb der Classe befindlich erkannt wird. Wie sehr auch von der Hoheit überzeugt, zu welcher die menschliche Natur sich steigern läßt, hat der Humorist doch das befangene Menschengeschlecht, wenigstens seinem jetzigen Zustande nach, losgesprochen von der alle Freuden des irdischen Daseyns raubenden Mühe, einen Gipfel zu erklimmen, den wir kaum mehr zu finden wissen, weil Wissenschaften, Politik, Erziehung, Druck der Verhältnisse und a. m. schon am Fuße des Berges einen so dichten Verhau gemacht haben, daß oft auch der muthigste Wille und die kühnste Kraft ihn nicht durchbrechen können. Es gibt für den Humor, wie Jean Paul sagt, keine einzelne Thorheit, keine Thoren, sondern nur Thorheit und eine tolle Welt. Darum findet er die Menschen weder lächerlich noch abscheulich, sondern bedauernswerth, woraus sich jene milde Empfindsamkeit erklärt, welche dem Humoristen vor andern eigen ist, und durch welche seine Stimmung bald bis zum weichen Elegischen herab, bald bis zum erhabenen Pathos hinaufsteigt, jenes, wenn er die Lage des Menschengeschlechts, dieses, wenn er die Gegenstände bedenkt, welche die Rolle des Schicksals in der Welt übernommen haben. Bemächtigt sich der Gedanke an beide zugleich seiner Seele, so entsteht jene Lustigkeit, welche mit Thränen im Auge lacht, mit zitternder Stimme scherzt, und, gleichsam als wollte sie den Schmerz betäuben, eine Ausgelassenheit affectirt, in welcher der lebhafteste Witz sarkastisch lauter barocke Behauptungen ausströmt. Er erniedrigt, wie Jean Paul bemerkt, das Große, um ihm das Kleine, und erhöht das Kleine, um ihm das Große an die Seite zu setzen, und so beide zu vernichten, weil vor der Unendlichkeit Alles gleich ist und Nichts. Diese Stimmung, welche den Humoristen von seiner ernsten und erhabenen Seite zeigt, — denn er hat wie Janus ein Doppelgesicht, — darf aber nicht die vorherrschende seyn, weil er sonst nur verwunden würde, da er doch, menschenliebend wie er ist, vielmehr heilen, und aus der Entzweiung die Harmonie wieder herstellen will. Darum kehrt er weniger sein Gesicht mit dem Ausdruck des erhabenen Ernstes nach dem Menschen hin, als das andere voll milden Lächelns. Sein Streben ist dahin gerichtet, die Menschen in eine mildere Religion zu führen, wo sie, zwar nicht frei von den Stürmen und Dünsten, doch einen milden Himmel sehen und des Sonnenscheins sich freuen, Himmel und Erde zugleich genießen können. Welche Mittel ihm dabei zu Gebote stehen? „On voit sortir des traits d'une morale douce et sublime, et des aperçus profonds sur le coeur, dont il démêle les plus délicats mouvemens. E puis il parait si disposé au bonheur! il le trouve si facilement. Quel plaisir on goûte dans cet abandon de son ame, dans cet innocent libertinage de son imagination, sur-tout dans ce sentiment de bonté, d'indulgence,, de bienveillance universelle qui l'attache à tous les hommes." Da sind sie beisammen, diese Mittel, wie sie Suard in einer seiner Charakteristiken Sterne's verzeichnet hat. Wer sagt sich nun aber nicht selbst, daß alles dies von wesentlichen Folgen für die Darstellung seyn werde? Der Styl, das Colorit des Humoristen können nicht weniger eigenthümlich seyn, als seine Weltanschauung; diese wird sich in jenen spiegeln. Die humoristische Schönheit wird daher kaum eine andere seyn können, als eine unregelmäßige, wobei

der Willkühr der Laune oder des kleinen eigensinnigen Geistes Capriccio, wie Wieland ihn nennt, ungleich mehr Einfluß verstattet seyn wird, als in Werken von regelmäßiger Schönheit der Fall seyn kann und darf. Gebräche es hier nicht an Zeit und Raum, so ließe sich an den Darstellungen eines Sterne, Hippel, Jean Paul u. A. (wir nennen hier viele nicht, weil sie bloß komische, satirische, witzige, launige Schriftsteller sind, aber keine humoristischen,) ausführlicher zeigen, worin diese Schönheit bestehe und wie sie entstehe, vielleicht auch, wie man sie verfehle. Hieraus würde man sehen, daß humoristische Werke etwas Lyrisches an sich haben, und daß die durchscheinende, mehr oder weniger liebenswürdige, Subjectivität des Dichters keinen geringen Antheil an dem Vergnügen habe, welches sie gewähren. Braucht's nun der Erinnerung, daß der Humor nicht zum Spleen werden dürfe? Daß der Humorist auch im Ton, in den Wendungen, Ausdrücken, dem ganzen Colorit alles vermeiden müsse, was an diesen bösen Dämon erinnert? Die feinsten Bemerkungen über humoristische Darstellungsweise findet man bei Jean Paul (Vorschule der Ästhetik), dem Ersten, welcher auch den epischen, dramatischen und lyrischen Humor unterschied. Dieser selbst vorzügliche Humorist erklärt Humour für das romantisch Komische, das umgekehrte Erhabene, worin das Endliche auf das Unendliche, der Verstand auf die Idee angewandt wird, und gibt vier Bestandtheile desselben an: humoristische Totalität (wo nicht das Einzelne, sondern das Endliche durch den Contrast mit der Idee, vernichtet wird), die vernichtende oder unendliche Idee, die humoristische Subjectivität und humoristische Sinnlichkeit. Der weitern Ausführung bedarf es nicht; man suche sie bei ihm selbst. Sollte man auch Bedenken tragen, seine Theorie unbedingt zu unterschreiben, so wird man doch des Wahren und Tiefen hier mehr als sonst irgendwo finden. dd.

Humoral, was auf die Flüssigkeiten Bezug hat; daher Humoralpathologie, in der Medicin, die Lehre von den Krankheiten, in so fern die Ursachen derselben in Veränderungen der Flüssigkeiten oder in Abweichungen der Säfte des Körpers von ihrer naturgemäßen Menge und Beschaffenheit gesetzt werden. (S. Humor.) Ihr wird die Solidarpathologie entgegengesetzt, welche die Ursachen der Krankheiten bloß in Abweichungen der festen Theile des Körpers und deren Verrichtungen suchte. Die Ansichten der sogenannten Humoralpathologen waren jedoch selbst verschieden, nach dem jedesmaligen Stande ihrer Kenntnisse von der Natur und dem menschlichen Körper insbesondere. (S. Arzneikunde, Medicin, Hoffmann, Stahl u. A.) So einseitig, irrig und zum Theil grob mechanisch die Vorstellungen waren, die sich die Stifter und Anhänger der Humoralpathologie meist von der Beschaffenheit der Säfte, ihrer Verderbniß und dem Antheil, den sie an der Entstehung der Krankheiten hatten, machten, so hatten sie doch eine dunkle Ahndung der Wahrheit, welche sie nur auf einem falschen Wege zu erreichen suchten. Sie irrten, aber die Solidarpathologen irrten eben so sehr, wenn sie die Säfte des Körpers von allem Antheil an der Entstehung der Krankheiten ausschlossen. Die jetzige geläuterte Pathologie verwirft die gemäßigte Humoralpathologie nicht, indem die flüssigen, so wie die festen Theile zum Ganzen unsers Organismus gehören, und beide von einander unzertrennlich sind, so daß die Abweichung der

festen Theile in ihrer Function augenblicklich auch Abänderung der Säfte zur Folge haben muß. (S. Pathologie.) II.

Hundsrück, waldiges Gebirge von mittelmäßiger Höhe in der preußischen Provinz Niederrhein, in den Regierungsbezirken Coblenz und Trier, zieht sich von Morgen gegen Abend, zwischen den Flüssen Nahe, Rhein und Mosel. Es ist größtentheils mit großen dichten Waldungen bedeckt, wovon der Sohnwald (bekannt durch die Räuberbande des Schinderhannes) und der Hochwald die ausgedehntesten sind. Im Kreise Simmern, in der Gegend von Gemünden ist die höchste Höhe des Gebirges, dessen Abzweigungen sich längs des Rheins und der Mosel hinziehen, und das enge Bette dieser Flüsse und die vielen Krümmungen derselben verursachen. Die Abdachung des Gebirges nach dem Rhein und nach der Mosel bildet kleine Ebenen, die mit Schluchten und Thälern, von vielen Bächen ausgehölt und Höhen unterbrochen sind. Die Dörfer sind durchgängig an oder auf die Höhen gebaut, und von Obstbäumen umgeben, die schlechtes Obst tragen. Der Boden des Hundsrückens ist nicht überall gleich. Da wo sich die Ebenen den Flüssen zuneigen, wird treffliche Winterfrucht gezogen. In dem höhern steinigern Boden gedeiht Gerste und Hafer, vorzüglich aber treffliches Flachs und Hanf. Der Flachs wird an Güte selbst dem rigaischen und schlesischen gleich geschätzt, und daher in Brabant sehr gesucht. Seit einigen Jahren wird viel Klee um des Saamens willen gezogen, der stark nach England durch kreutznacher Handelshäuser versandt wird. Die großen Wälder enthalten viel Wild, und die kleinen Bäche sind reich an Krebsen und Forellen. Das Vieh ist durchgängig klein, das Fleisch aber vorzüglich wohlschmeckend. Der Hundsrücker ist, wie alle Gebirgsbewohner, stolz auf sein rauhes Land, und kehrt gern aus der Fremde wieder zurück nach seiner Heimath. Einige schreiben Hunsrück und leiten diese Meinung daher, weil Kaiser Gratian eine Colonie Hunnen in diese Gegend versetzt haben solle, oder weil nach der Niederlage Attila's bei Chalons ein Rest von Hunnen sich in diese Gebirgsgegend geflüchtet habe.

Hundstage nennen wir die Zeit vom 24. Juli bis zum 28sten August, weil während derselben der Hundsstern (Sirius) zugleich mit der Sonne aufgeht. Man schrieb sonst diesem Gestirn und seiner Vereinigung mit der Sonne die Hitze zu, die gewöhnlich in diesem Zeitraum am drückendsten ist.

Hundswuth, eine meist bei den Hunden, auch bei Katzen, Wölfen u. a. m. (doch wahrscheinlich bei diesen seltener) vorkommende specifische Krankheit, welche auf folgende Art sich äußert: In der ersten Periode verliert der Hund seine sonstige Freundlichkeit und Geselligkeit, trauert, sucht die Einsamkeit, versaumt das Essen, oder läßt es gar stehen, will nicht saufen, gehorcht seinem Herrn nicht, kennt ihn wohl gar nicht mehr, oder wedelt nur mit dem Schwanze, wenn er ihn sieht, läßt sich zwar noch von ihm streicheln, auch wohl auf den Arm, mit zur Jagd oder zu andern Geschäften nehmen, ist aber dabei doch immer träg und mürrisch, beißt um sich, wenn er nur ein wenig gereizt wird, ist stille, verkriecht sich an dunkle Orte, ohne zu schlafen, und läßt sich ohne Murren nicht leicht anlocken. Seine Augen werden trübe oder stierend, er läßt die Ohren und den Schwanz hängen, und wirft sich oft hastig auf alles hin, was ihm aufstößt oder dargeboten wird. Sobald man solche Zeichen an dem Hunde gewahr wird, ist die Krankheit schon im Entstehen, und sie geht in einigen

Tagen, zuweilen aber schon nach 12 bis 24 Stunden in die wirkliche Wuth oder die zweite Periode über. In dieser wachsen alle vorherigen Zufälle schnell an; das Thier schäumt vor dem Maule, das beständig offen steht, es läßt die bleifarbige Zunge heraushängen, die Augen sehen roth, feurig, die Haare sträuben sich und stehen empor, das Thier knirscht mit den Zähnen, hat eine heisere Stimme, ohne zu bellen, sucht immer zu flüchten, und läuft wild ohne bestimmtes Ziel oft in krummen Linien, ohne sich aufhalten zu lassen, umher. Gesunde Hunde fliehen vor einem solchen, bellen ihn nicht einmal an, verfolgen ihn nicht, sondern schmeicheln ihm eher ganz furchtsam. Alles, was ihm begegnet, fällt er an, wenn er es erblickt und erlangen kann; schnappt und beißt nach allem, ohne zu bellen. Er wirft sich zu Boden, steht schwach wieder auf, schäumt immer mehr, bekommt Zuckungen und fällt plötzlich todt nieder. Diese Periode kann 3 bis 4 Tage dauern. Die Krankheit ist eine von den specifischen, deren eigene Natur noch nicht entdeckt ist; sie ist tödtlich, und erzeugt im Körper des kranken Hundes ein Gift, wodurch sie sich sowohl auf andere Thiere, als auf Menschen fortpflanzt. Der Name Wuth ist für die Krankheit nicht ganz passend, da die Wuth oder Tollheit nur ein einzelnes Symptom derselben ist, das nicht einmal jedesmal vorhanden ist, indem manche Hunde nur die sogenannte stille Wuth bekommen und plötzlich absterben. Unter die veranlassenden Ursachen rechnet man besonders große und anhaltende Kälte, große Hitze, schnelle Abwechslung von Hitze und Kälte, wenn z. B. die Hunde unter dem heißen Ofen liegen und dann wieder plötzlich in die Kälte kommen, wenn sie zu vieles, besonders verdorbenes Fleisch fressen, den Geschlechtstrieb nicht befriedigen können. Die am gewissesten wirkende Ursache ist die Ansteckung durch den Biß eines andern an dieser Krankheit leidenden Thieres. Ob bloß der Speichel des wüthenden Thieres die Krankheit errege, oder ob selbst das Belecken von demselben, der Genuß des Fleisches und der Milch (z. B. von Kühen, welche gebissen worden sind) dies vermöge, darüber sind zwar die Meinungen getheilt, allein der Vorsicht gemäß ist es, auch jene Ansteckungsart anzunehmen und Maßregeln dagegen zu ergreifen. Schon wenn sich die Zeichen der ersten Periode bei dem Hund einstellen, muß man die äußerste Vorsicht gebrauchen. Ein solcher Hund muß entweder sogleich getödtet, oder doch sehr sorgfältig verwahrt werden; denn schon von diesem ist der Biß giftig und vermag die schreckliche Krankheit zu erregen. S. den Artikel **Wasserscheu**. H.

Hunger, das Gefühl des Bedürfnisses der Nahrung. Wenn der Magen die Speisen und Getränke, die er enthielt, verdaut und fortgeschafft hat, so ist die eigenthümliche Nervenkraft desselben erschöpft, und es bedarf einiger Zeit, ehe sich dieselbe wieder sammelt. Diese Zeit ist um so kürzer, je gesünder, jünger, kräftiger und thätiger der Mensch ist. Sobald sich die Nervenkraft des Magens wieder gesammelt hat, wächst die Lebensthätigkeit desselben wieder und verlangt ihr Object. Dieses Verlangen fühlen wir, und nennen es im anfangenden Grade Eßlust, Appetit. Wird dieser nicht befriedigt, so entsteht der Hunger, der schon ungestümer in seinen Foderungen wird, und endlich, wenn auch diese nicht befriedigt werden, in Heißhunger übergeht. Der Appetit ist ein nicht unangenehmes Gefühl, der Hunger hingegen ist lästig und wird wegen der immer höher steigenden Empfindlichkeit der Magennerven immer peinlicher. Bei man-

chen Menschen, welche schon ohnedies krankhaft empfindliche Magennerven haben, wird schon die erste Regung des Appetits zu einem unangenehmen Gefühle und wenn sie nicht sogleich befriedigt wird, zum angreifenden Schmerze in der Magengegend, den man Gähhunger nennt, und welcher, wenn er nicht gestillt wird, plötzliche Schwäche bis zur Ohnmacht verursacht. Wird der Hunger gar nicht befriedigt, so entsteht hieraus ein fürchterlicher krankhafter Zustand im Körper und ein elender Tod. Das Blut nimmt bei längerer Dauer des Hungers wegen Mangels an Ersatz der verlornen nahrhaften Stoffe eine ganz abweichende, scharfe, und aufgelös'te Beschaffenheit an, daher entsteht gänzliche Abmagerung des Körpers und Schwäche, Blutfluß aus allen Theilen desselben, heftige Reizung des Nervensystems, wozu die aufs höchste gestiegene Empfindlichkeit der Magennerven, die sich endlich über das ganze Unterleibsnervensystem verbreitet, noch mehr beiträgt und woraus Schmerzhaftigkeit des ganzen Körpers, Schlaflosigkeit, Zuckungen und Convulsionen, Wahnsinn bis zur Raserei erfolgen, bis endlich der wohlthätige Tod der schrecklichen Scene ein Ende macht. H.

Hunnen, ein nordasiatisches, vielleicht zu den Finnen gehöriges Stammvolk, das nomadisch an China's Gränzen wohnte. Erst mit der Regierung des Me-te, eines Sohnes des Teu-Man, gegen dessen Einbrüche die Chinesen 209 vor Chr. Geb. die große Mauer erbauten, tritt die Geschichte der Hunnen aus dem Dunkel hervor. (S. De Guignes Histoire des Huns.) Ein mächtiges Volk, nicht ganz ohne Cultur, herrschten sie über die Mongolei und den größten Theil Nordasiens, bis an das caspische Meer und die Gränzen Tibets, und waren lange gefährliche Nachbarn der Chinesen. Nachdem aber innere Unruhen ihre Macht geschwächt hatten, gewannen die Chinesen eine, wiewohl zweifelhafte und oft unterbrochene Oberherrschaft über sie, und machten ihrem nördlichen Reiche schon im Jahre 93, ihrem südlichen aber im 5ten Jahrhundert ein Ende. Nach dem Untergange des alten Hunnenreiches im Norden zog ein Theil dieses Volk nach Yuen-pan zu den Quellen des Jaiks, unfern der Wohnungen der Baschkiren. Das Land ward in der Folge Tangu oder Großhungarien genannt. Allein schon zu den Zeiten Augusts wohnten nach dem Zeugniß der römischen Geographen Hunnen am caspischen Meere. Die neuen Ankömmlinge hatten gegen Südwest die Alanen, und näherten sich den Gränzen der Römer. Während sie sich nach Norden und Süden ausbreiteten, blieben sie im Osten durch Kriege mit den Chinesen in Verbindung. Als aber die To-pa oder Se-ten, die anfangs am Amurflusse wohnten und sich im Westen von China verbreiteten, zu Anfang des 4ten Jahrhunderts die Sienpi aus ihren Besitzungen trieben, drängten diese wieder die Hunnen nach Westen dem caspischen Meere und Pontus Euxinus zu. Nach einem blutigen Kampfe mit den Alanen vereinigten sie sich mit denselben, um über den Pontus Euxinus zu gehen und die Gothen anzugreifen (376), wodurch der Anfang zu der großen Völkerwanderung gemacht wurde. Mit ihnen kamen viele von ihnen überwundene Nationen; sie unterwarfen sich alle an der Nordseite der Donau wohnenden Völkerschaften. Mit den Römern kriegten sie bald, bald dienten sie hordenweise unter ihren Fahnen. Ruas zwang den Römern einen Tribut ab. Ihm folgten 433 seine Neffen Bleda und Attila, des Man-(Münzuks) Söhne. Diese richteten ihre Waffen gegen die Deutschen und Sarmaten. Bleda starb, aber Attila setzte seine Eroberungen

fort, und stiftete eins der ausgedehntesten Reiche, das die Geschichte kennt. (S. Attila.) Mit seinem Tode zerfiel das Reich; aber noch lange wohnten hunnische Horden an der nördlichen Donau und am Palus Mäotis, bis endlich Volk und Name verschwinden.

Hunt, unter den brittischen Demagogen der unverschämteste Volksredner, und daher selbst bei seiner Partei mehr verrufen als geachtet. Er hat sich durch den Cynismus seiner Ausfälle auf die Minister, die königliche Familie und das im Jahr 1818 aufgehobene Parlament, vorzüglich seit 1816 bemerkbar gemacht. Die Pöbelversammlung in Spafields zu London wählte ihn, um eine Bittschrift dem Prinzen Regenten zu überreichen, die er aber nur dem Minister übergeben konnte. Seitdem reis't er von Stadt zu Stadt, um das Volk, oft nur den niedrigsten Pöbel, zu versammeln und durch seine plumpe Beredsamkeit zu belustigen. Da seine Frechheit etwas Originelles hat, so fehlt es ihm nicht an Anhängern. Er erkühnte sich daher im Jahr 1818, unter den Candidaten für das Unterhaus bei der Westminsterwahl neben Romilly und Maxwell mit aufzutreten, wo er Lärm genug machte, aber auch die bittersten Bemerkungen über sich anhören mußte, und sogar Prügel bekam. Da ihm kaum 80 Wähler ihre Stimmen gaben, so erklärte er am Schluß der Wahl mit naivem Trotze: Er wisse nun, daß es außer ihm doch noch achtzig brave Männer in Westminster gäbe. Hunt ist unter den brittischen Volksrednern, was der Zahnarzt unter den Ärzten.

Hunter. Dieser Name gehört zwei in der Geschichte der Arzneikunst berühmten Brüdern an. 1. William Hunter, geb. in Kilbridge in der Grafschaft Lanerk in England 1718, bildete sich schon früh zu einem der größten Anatomen, Wundarzt und Geburtshelfer, und starb nach mehrern ehrenvollen Anstellungen als Leibarzt der Königin von England 1788. Mit einem hohen Grade von Scharfsinn und Beobachtungsgeist begabt, machte er mehrere für die Naturkunde des Menschen sehr wichtige Entdeckungen, z. B. über die Umbeugung des Uterus und die angebornen Leistenbrüche 2c. Eben so eifrig beschäftigte er sich mit andern Zweigen der Naturgeschichte und sammelte von seiner Jugend an ein sehr reichhaltiges Naturaliencabinet; so wie er auch ein schätzbares Münzcabinet besaß, welches C. Combe beschrieben hat. Mit jenen Eigenschaften verband er eine große Kenntniß der alten Literatur, und dadurch scheint er auch in den Stand gesetzt worden zu seyn, sich als Lehrer und medicinischen Schriftsteller auszuzeichnen. In seinen Schriften wird Bestimmtheit, vielseitige, scharfsinnige Beobachtung und ausgebreitete Gelehrsamkeit vorzüglich gerühmt. Hieher gehört sein Hauptwerk: Anatomy of the human gravid uterus, Lond. 1775, Fol., auch lateinisch; und eine Reihe von Abhandlungen und Aufsätzen in den Philosophical Transactions der medicinischen Gesellschaft in London. 2. John Hunter, der jüngere Bruder des Vorigen, geb. 1728, studirte unter seines Bruders Anleitung in London Anatomie und Chirurgie, und zeichnete sich nachher ebenfalls als einen großen practischen Wundarzt aus, so daß er endlich 1789 Generalwundarzt und Oberaufseher über die englische Armee wurde, und als solcher 1793 starb. Er ist jedoch nicht bloß als practischer Arzt, sondern auch durch seine geistreichen und glücklichen Naturforschungen, selbst im Auslande berühmt, welche er in mehrern Werken, z. B. in der Natural history of the human teeth. 1771. 4. Suppl. 1778. 4. (deutsch, Leipz. 1780, 8. 2. Thle. mit Kupf.); On the

venereal disease, 1786. 4. (deutsch Leipz. 1787, 8. mit Kupf.); A treatise on the blood, inflammation and gun-shot wounds, Lond. 1794. 4. (deutsch von E. B. G. Hebenstreit, Leipz. 1797, 2 Bde. 8. mit Kupf. nebst seinem Leben) und in mehreren, auch in deutschen Journalen übersetzten Abhandlungen mittheilte. Auch besaß er ein sehr seltenes anatomisches Museum, und wendete seine beträchtlichen Einkünfte mit vielem Eifer auf Sammlungen von merkwürdigen Naturalien und Versuche in der Naturkunde.

Huronen, eine nordamerikanische Völkerschaft, welche vormals zahlreich war und auf der Ostseite des Huronensees wohnte, wurde aber 1650 von den Irokesen vertrieben, und wohnt jetzt im Südwesten des Eriesees. Die sogenannten fünf Nationen (die fünf mohakischen Nationen, auch Irokesen genannt) nennen die Huronen Väter, ohne Zweifel daher, weil sie von den Huronen abstammen. Die Huronen, welche jetzt bis auf 700 Krieger herabgekommen sind, gehören zu den gebildetsten der freien Nordindianer, wohnen in ordentlich gezimmerten Häusern, halten Pferde, Rindvieh und Schweine, und bauen Getraide zum Verkauf. Ein ganzes Dorf derselben hat jetzt die christliche Religion angenommen. Zuweilen begreift man unter dem Namen Huronen auch die Irokesen, welche aber ein besonderes Volk bilden. (S. diesen Artikel.)

Husaren, ursprünglich der Name der ungarischen Reiterei, welchen sie 1458 erhielt, als Mathias I. den Prälaten und Edelleuten des Reichs befahl, sich mit ihren Reitern in seinem Lager einzufinden. Damals mußte von 20 Häusern ein Mann gestellt werden; und so entstand aus den ungarischen Worten Husz zwanzig und ar die Löhnung, der Name Huszar, Husar. Später wurde diese leichte Reiterei von den übrigen europäischen Mächten in Bewaffnung und Kleidung nachgeahmt. (S. den Art. Cavallerie.)

Huß, Hussiten. (Johannes Huß), geb. den 6ten Juli 1373 zu Hussinecz bei Prachaticz in Böhmen, daher er sich Huß oder Joh. von Hussinecz nannte, ging, von seinem Grundherrn und andern Gönnern unterstützt, 1389 auf die Universität nach Prag, wo er bald durch Fleiß und gute Sitten ausgezeichnet war, als Famulus eines Professors Zugang zu dessen Bibliothek, und dadurch Gelegenheit bekam, sich eine in jenem Zeitalter vorzügliche theologische Bildung zu erwerben. 1396 wurde er Magister, und fing 1398 an, öffentlich theologische und philosophische Vorlesungen zu halten. Der Umstand, daß ihm 1402 das zufolge einer Privatstiftung bestehende Amt als böhmischer Prediger an der Bethlehemscapelle zu Prag übertragen ward, begründete seinen Einfluß auf das Volk, das seine populären Predigten mit nicht geringerem Beifall hörte, als die Studenten, und da ihn die Königin Sophia bald darauf zu ihrem Beichtvater machte, gewann er auch Eingang bei Hofe. Um diese Zeit wurden ihm entweder durch seinen Freund Hieronymus oder durch einige Engländer, welche sich in Böhmen die Verbreitung der Grundsätze Wiklefs angelegen seyn ließen, dessen Schriften bekannt. Bei seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Bibel fühlte er bald die Wahrheit, mit welcher dieser kühne Reformator die Mißbräuche der Hierarchie rügte, und wurde nun der eifrigste Herold einer Reform, welche der ausgearteten Kirche die Einfachheit und Reinheit des schriftmäßigen Christenthums wiedergeben sollte. Seine Freimüthigkeit blieb nicht unbemerkt, und da er in

den häufigen Fehden der deutschen Akademiker mit den böhmischen sich der letztern thätig annahm, hatte er es bald mit einer mächtigen Gegenpartei zu thun. Die Sachsen, Bayern und Polen behaupteten damals unter dem gemeinschaftlichen Namen der Deutschen in Prag das Vorrecht, bei akademischen Wahlen drei Stimmen abgeben zu dürfen, dagegen die Böhmen nur eine hatten. Der Stiftungsbrief der Universität, worin Carl IV. das Muster der pariser angenommen hatte, deutete aber das umgekehrte Verhältniß der Stimmen an, und Huß setzte es zufolge dessen beim König Wenzel durch, daß durch eine Reform den 13ten Octbr. 1409 den Böhmen drei und den Ausländern nur eine Stimme zugesprochen wurde. Dies machte den Zwist, der bisher nur ein Disput der philosophischen Schulen des Realismus, wozu sich Huß, und des Nominalismus, wozu die meisten Deutschen sich bekannten, gewesen war, zur Sache der Nationen. Bei 5000 ausländische Professoren und Studenten verließen Prag, und gaben den Universitäten zu Leipzig, Erfurt, Ingolstadt, Rostock und Cracau theils ihr Entstehen, theils neuen Flor; ein Verlust, den Prag, und Huß selbst, obwohl nun Rector, empfinden mußte. Zwar konnte er in Böhmen jetzt noch nicht angegriffen werden; das große Schisma hatte die Blößen der Hierarchie aufgedeckt; Böhmen erkannte Benedict XIII. gar nicht, und seit 1409 auch Gregor XII. nicht mehr an, Adel und Volk waren durch einige helle Köpfe, die als Vorläufer der Hussischen Lehre galten, gegen die willkührlichen Satzungen des Papstthums eingenommen, und an freiere Urtheile gewöhnt, Wenzels lockre Regierung begünstigte den antipapistischen Geist Vieler im Volk aus politischen Gründen, und aus Neigung den allgemein geachteten Huß. Dieser durfte daher die verwilderten Sitten der Priester und Laien öffentlich rügen und wider den Ablaß predigen, mit dem der Papst damals in Böhmen Handel treiben ließ; er sagte nichts neues, wenn er Seelenmessen, Bilderdienst, Mönchsleben, Ohrenbeichte, Fasten u. dgl. für Erfindungen des geistlichen Despotismus und Aberglaubens, und die Vorenthaltung des Kelchs beim Abendmahle für schriftwidrig erklärte. Der neue Papst Alexander V. citirte ihn endlich nach Rom, und da er sich nicht stellte, übernahm der Erzbischof von Prag, Sbynko, die unmittelbare Verfolgung des Lehrers der Wahrheit. An 200 Bände Wiklefitischer Schriften wurden 1410 im erzbischöflichen Palaste verbrannt und das böhmische Predigen in der Bethlehemscapelle verboten. Huß gehorchte aber weder diesem Verbote noch der neuen Citation des Papstes Johann XXIII., sondern appellirte, da seine Abgesandten zu Rom verhaftet wurden, an ein allgemeines Concilium. Als der Papst den Kreuzzug wider Ladislaw von Neapel auch in Böhmen predigen ließ, erklärte er sich aufs heftigste dagegen, und sein Freund Hieronymus erlaubte sich Gewaltschritte, die der Papst auf Hussens Rechnung schrieb und ihn mit dem Kirchenbann und Prag mit dem Interdict belegte, so lange Huß darin wäre. Dieser ging daher, mißtrauisch gegen den Schutz des schwachen Königs, zu dem Grundherrn seines Geburtsortes, Nicolaus, nach Hussinecz. Hier und in mehrern Gegenden des bechiner Kreises predigte er mit vielem Beifall im Freien, und schrieb die merkwürdigen Bücher von den 6 Irrthümern und von der Kirche, worin er die Verwandlung der Hostie, den Glauben an Papst und Heilige, die Kraft der Absolution eines lasterhaften Priesters, die unbedingte Obedienz ge-

gen irdische Obere, und die herrschende Simonie aufs stärkste bestreitet, und die heil. Schrift zur alleinigen Richterin in Glaubenssachen macht. Der Beifall, den diese Lehren bei Adel und Volk fanden, vermehrte Hussens Anhang beträchtlich, und weil ihm nichts mehr am Herzen lag, als die Verbreitung der Wahrheit, folgte er der Einladung des costnitzer Conciliums mit Freuden, um seinen Glauben vor den Theologen aller Nationen zu vertheidigen. Den Grafen Chlum und zwei andere Böhmen von Adel gab ihm Wenzel zur Bedeckung mit, Siegmunds kaiserlicher Geleitsbrief verbürgte seine persönliche Sicherheit, und Johann XXIII. versprach ihm nach seiner Ankunft zu Costnitz den 4ten Novbr. 1414 dasselbe. Gleichwohl wurde er schon den 28sten Novbr. bei einem Privatverhöre vor einigen Cardinälen verhaftet, und blieb, trotz der mehrmaligen starken Protestationen der böhmischen und mährischen Großen, im Verhaft und, obwohl krank, ohne Anwald. Beim öffentlichen Verhör am 5ten Juni 1415 überschrien die Väter des Conciliums seine Vertheidigungsrede mit tumultuarischen Schmähungen; in den Verhören am 7ten und 8ten Juni durfte er sich zwar im Beiseyn des Kaisers ausführlich verantworten, allein da auf seine Gründe gar nicht geachtet, und ein unbedingter Widerruf von Ketzereien, die er gelehrt und nicht gelehrt habe, von ihm gefodert wurde, Huß aber fest auf seinem Glauben blieb, so konnte das letzte Verhör den 6ten Juli 1415 keinen andern Erfolg haben, als sein einmal beschlossenes Todesurtheil. Hier hatte Huß noch den Muth, den Kaiser an sein sicheres Geleit zu erinnern, und Siegmund konnte sich dabei einer flüchtigen Schamröthe nicht erwehren; doch die Erbitterung gegen einen Mann, der es gewagt hatte, die Wahrheit zu sagen, war zu groß, als daß es noch eine Rettung für ihn gegeben hätte. Er wurde, ohne eines Irrthums überführt oder aus der heil. Schrift widerlegt zu seyn, noch an demselben Tage lebendig verbrannt und seine Asche in den Rhein gestreut. Als man ihn auf dem Wege zum Scheiterhaufen an einem Platze, wo seine Schriften verbrannt wurden, vorüber führte, lächelte er, und verschied unter den freudigsten Gebeten. Seine Feinde sprechen mit Bewunderung von seiner unbescholtenen Tugend im Leben und seiner Standhaftigkeit im Tode. Sein gemäßigter, frommer Sinn würde die schreckliche Rache nicht gebilligt haben, die seine böhmischen Anhänger nun in einem der blutigsten Kriege für seinen Tod an Kaiser, Reich und Klerus nahmen. Die Anordnungen und Bannflüche des Conciliums wurden in Böhmen verlacht, und statt die neue Lehre vernichten zu können, wurde das Autodafe, dessen man sich zu Costnitz als einer Heldenthat rühmte, die Loosung zum Verein einer Menge aus allen Ständen in Böhmen, die sich nach ihrem Lehrer Hussiten nannten. Wenzel mußte ihnen 1417 zur Feier des Abendmahls in beiderlei Gestalt mehrere Kirchen einräumen, und da ihre Anzahl mit jedem Tage wuchs, gab es bald viele unter ihnen, die mehr als Freiheit der Religionsübung wollten. Das zweideutige und immer feige Benehmen dieses Königs († den 13ten August 1419) und die inquisitorischen Gewaltthätigkeiten des Cardinal-Legaten, Joh. Dominico, entzündeten die Flamme des Aufruhrs. Die Ansprüche des verhaßten Kaisers Siegmund auf die erledigte Krone konnten sie nicht löschen. Immer auf Ausrottung der Ketzer hinarbeitend, treulos in Verträgen, und weder mit seinen Armeen der Tapferkeit der Hussiten, noch dem Genie ihrer Feldherren gewachsen, mußte er einer

15jährigen Anarchie des ererbten Königreichs zusehen. Den ersten Schritt zur Revolution thaten die Hussiten durch eine blutige Rache an den Catholischen; die Klöster, deren es in Böhmen mehrere und prächtigere als irgendwo gab, wurden geplündert und eingeäschert, die Kirchen der Catholiken abgebrannt, die Priester und Mönche ermordet. Johann Ziska von Trocznow, ein böhmischer Ritter, führte sie an, bildete aus den ihm zuströmenden Haufen ein wohlberittenes, geübtes und in seiner Wagenburg unüberwindliches Kriegsheer, und erbaute zum Waffenplatz und Stützpunkt desselben auf einem durch Hussens Feldpredigten geheiligten und von der Natur festen Berg im Bechiner Kreise die verschanzte Stadt Tabor. Unter ihm commandirte Hussens ältester Freund, Nicolaus von Hussinecz, bekannt durch den Muth, mit dem er sich schon 1417 an die Spitze der Hussiten gestellt und den abtrünnig gewordenen Ulrich von Rosenberg sammt seinem kaiserlichen Heere 1420 von Tabor zurückgeschlagen. Er widersprach zuerst aus warmem Patriotismus dem Plane der Prager, einen fremden Fürsten zum Könige zu wählen, starb aber zu früh für Böhmens Wohl den 25sten Dec. 1420, mit dem Ruhme, mehr ein Vertheidiger des Hussitischen Glaubens, als ein Verfolger der Catholischen gewesen zu seyn. In dieser Verfolgung war Ziska der eifrigste und grausamste, und nicht ohne Bedeutung führte er den Titel: Ziska vom Kelch, Hauptmann in der Hoffnung Gottes der Taboriten, wie sich die Hussiten unter seinen Fahnen nach ihrer Festung nannten. Denn die Stärke seines Heeres und seine Siege über die Kaiserlichen gaben ihm ein Übergewicht in den böhmischen Angelegenheiten, das dem Protectorat nahe kam. Als daher, weil das Morden, Sengen und Brennen seines Heeres und der kleinen Haufen, die unter der Ägide des Religionskrieges auf Beute gingen, immer weiter um sich griff, die gemäßigter denkenden Hussiten vom Adel und der prager Bürgerschaft, denen es zunächst um den Kelch im Abendmahle (daher Calixtiner oder Prager) und um die Ruhe des Reichs zu thun war, erst dem König Wladislaw von Polen, dann dem Großfürsten Vitold von Litthauen, und endlich dessen Neffen, Koribut, die böhmische Krone antrugen, verweigerte Ziska mit den Taboriten seine Zustimmung, und der Unterschied dieser Parteien, der sich schon in der Verschiedenheit ihrer Foderungen an eine kirchliche Reform gezeigt hatte, wurde nun zur wirklichen Trennung. Nichts war der Sache der Hussiten gefährlicher, als die Vervielfältigung der Secten und Factionen in Böhmen, jede handelte seit 1421 allein, und nur gegen den gemeinschaftlichen Feind vereinigten sie sich, um, sobald er vertrieben war, einander wieder zu befehden. Ziska, vor Raby zwar gänzlich erblindet, aber gegen einen dreifachen Feind, gegen die Kaiserlichen, die er in der Hauptschlacht bei Deutschbrod 1422 und fortwährend in kleinen Gefechten schlug, gegen den Adel, der bei seinen Räubereien unermeßlich verlor, ohne ihnen ein Ziel setzen zu können, und gegen die Prager, die ihre Stadt nur durch den harten aber bald gebrochenen Frieden den 14ten Sept. 1424 vom Untergange retteten, immer gleich siegreich, starb den 12ten Oct. dieses Jahres an der Pest. Mit seinem Tode zerfiel die furchtbare Masse, die nur sein Feldherrntalent und Glück zusammengehalten hatte, in mehrere Parteien. Die Mehrzahl der Taboriten nahm den von Ziska empfohlnen Andreas Procopius, der, früher zum geistlichen Stande bestimmt, der Geschorne (Holy,

rasus) hieß, zum Feldherrn. Koribut, seit 1422 ein Schattenkönig der Prager, war, ob er gleich den Busso von Vitzthum mit dem stärksten Heere, das Sachsen jemals aufgebracht, den 16ten Juni 1426 bei Außig geschlagen, doch diesen durch Verwilderung und Raubsucht fürchterlichen Parteien der Hussiten nicht gewachsen und mußte 1427 der Krone entsagen. Dafür zeigte sich nun Procop seines Vorgängers würdig. Die entscheidenden Siege, die er im Juli 1427 und den 14ten August 1431 bei Mieß und Tachau über die den Hussiten an Masse weit überlegenen Kreuzheere der deutschen Reichsvölker gewann, machten die Hussitischen Waffen nicht weniger furchtbar, als die verwüstenden Streifzüge, welche die einzelnen Parteien seit Anfang des Krieges fast in jedem Jahre bis 1432 nach den benachbarten Ländern unternommen hatten. Österreich, Franken, besonders aber Sachsen und die dem Papste noch ergebenen böhmischen Länder, Lausitz und Schlesien, wurden ein Schauplatz der empörendsten Gräuelthaten und Räubereien. Alles sehnte sich daher nach Ruhe, und da die deutschen Waffen nichts gegen die Hussiten ausrichteten, sah die basler Kirchenversammlung sich genöthigt, durch Siegmund, der unter dem böhmischen Adel und den Pragern immer einen Anhang behalten hatte, Unterhandlungen mit diesen Ketzern anzuknüpfen, und so kam es den 20sten November 1433 zu einem Vergleiche (prager Compactaten), der aber nicht von allen Parteien angenommen wurde. Den Feindseligkeiten, welche darüber aufs neue entstanden, machte ein vollständiger Sieg der Calixtiner und Catholischen unter Meinhard von Neuhaus bei Böhmischbrod den 30sten Mai 1434 ein Ende. Die nun herrschenden Calixtiner nahmen in Verbindung mit den catholischen Ständen den Kaiser Siegmund zum König an, welcher die nach den Wünschen der Calixtiner vom Concilium etwas gemilderten Compactaten den 5ten Juli 1436 zu Iglau beschwor, aber seinem Versprechen wiederum untreu den 9ten Dec. 1437 starb, ohne Böhmen vollkommen beruhigt zu haben. Die sehr geschwächten Taboriten konnten ihre Sache nur noch in Landtagsunterhandlungen und theologischen Streitschriften fortführen, wobei zwar ihr Glaubensbekenntniß eine Reinheit und Ausbildung gewann, die es den Confessionen der Protestanten des 16ten Jahrhunderts in vielen Stücken ähnlich machte, aber ihre Religionsfreiheit immer mehr litt, bis sie sich in die 1457 aus ihrer Mitte entstandenen und unter den härtesten Verfolgungen durch ihre Standhaftigkeit und Sittenreinheit ehrwürdige böhmisch-mährische Brüdergemeinde verloren. S. Böhmische Brüder. E.

Husten, besteht aus einer tiefen Einathmung, auf welche sogleich eine schnelle und starke Ausstoßung der Luft erfolgt, wobei wegen der zugleich verengerten Stimmritze des Kehlkopfes ein beträchtliches Geräusch entsteht. Jeder fremdartige Stoff, welcher die mit eigenthümlicher Empfindlichkeit begabte Haut der Luftröhre berührt, erregt die stärkere Gegenwirkung derselben, um jenen lästigen Reiz wegzuschaffen. Die zum Athmen gehörigen Organe haben ihr eigenthümliches Leben, welches theils von ihrem Bau, theils von der specifischen Stimmung ihres Nervensystems abhängt. Nur die atmosphärische Luft ist ihrem Leben befreundet, jeder andere Stoff ist ihnen fremd, feindlich und beleidigend. Daher erregt schon ein Tropfen Wasser, der in die Luftröhre schlüpft, einen heftigen Husten, wodurch sich die Natur des ihr lästigen fremden Körpers entledigen

will. Das plötzliche Ausstoßen der Luft aus den Lungen wird durch die schnelle und heftige Zusammenziehung des Zwerchfells und der Brust- und Rippenmuskeln, selbst auch durch die krampfhafte schnelle Verengerung der Luftröhrenzweige bewirkt. Der fremdartige Reiz, welcher zunächst die Nerven des Luftröhrenkopfes und der Luftröhre verletzt, wirkt durch die Verbindung der Nervengeflechte zugleich auf jene benachbarten Theile und zwingt sie zur Mitleidenheit. In die Haut des Kehlkopfs verbreitet sich nämlich der obere und untere Kehlkopfnerv, beides Zweige der Stimmnerven. Andere Zweige derselben umgeben die Luftröhre und deren Äste so zahlreich in der Nähe der Lungen, daß sie ein vorderes und hinteres Nervennetz um dieselben bilden, deren Verästelungen die Luftröhrenzweige tief in die Substanz der Lungen hinein begleiten, ihrer innern Fläche einen hohen Grad von Empfindlichkeit und das Vermögen, sich mittelst ihrer zarten Muskelfäserchen zusammenzuziehen, mittheilen. Die nämlichen Stimmnerven gehen weiter herunter bis zum Zwerchfell, und versehen dieses mit mehreren Ästen, welche sich in ihm ausbreiten. Die letzten Zweige des Stimmnerven gehen durch das Zwerchfell zu dem Magen, und bilden um denselben bedeutende Nervennetze. Wird der Husten von äußern, in den Kehlkopf oder in die Luftröhre eingedrungenen Reizen erzeugt, z. B. durch Speise oder Getränk (beim sogenannten Verschlucken, durch das Einathmen von Rauch, Staub, scharfen Dünsten u. dgl.,) so hört er wieder auf, sobald der fremde Körper entfernt ist; er wird aber eine anhaltende Krankheit, wenn das eigenthümliche Leben der Respirationsorgane in dem Grade gestört, die Empfindlichkeit derselben, besonders der innern, den Kehlkopf, die Luftröhre und deren Zweige umkleidenden Haut, so erhöht wird, daß selbst die ihr befreundete atmosphärische Luft bei dem Einathmen, der von den Schleimbälgen, die in großer Menge in der Haut des Kehlkopfes, der Luftröhre und ihren Ästen verbreitet sind, abgesonderte Schleim einen zu heftig wirkenden Reiz verursachen und den Husten erregen. Am öftersten kommen die in diese Classe fallenden Krankheiten in der Form von Catarrh, Lungenentzündung und Seitenstechen, Bluthusten und Lungensuchten vor. Der Catarrh, welcher auch im gemeinen Leben oft ausschließlich unter dem Namen Husten begriffen wird, weil dieser sein vorzügliches und oft einziges Symptom ist, wodurch er sich äußert, besteht in einer gelinden Entzündung der Schleimhaut der Luftröhre mit erhöheter Empfindlichkeit dieser Theile und vermehrter Schleimabsonderung. Gemeiniglich hält man diese Krankheit für unbedeutend, zumal wenn kein allgemeiner Fieberzustand damit verbunden ist, und oft sogar beobachtet man weder eine passende Diät, noch braucht man die angemessenen Heilmittel dagegen. Allein jeder über 14 Tage oder 3 Wochen dauernde Husten ist verdächtig; jeder Catarrh, wenn er vernachlässigt wird, kann in Lungenentzündung übergehen, wenn z. B. durch erhitzende Getränke der entzündliche Zustand höher gesteigert wird, oder kann Veranlassung zu Knoten und Geschwüren in den Lungen, und zu nachfolgender Lungensucht werden. Auch solche Reizungen, welche zwar nicht unmittelbar auf die Respirationswege wirken, aber sie doch mittelbar durch den oben erwähnten Zusammenhang der Nerven, afficiren, können Husten erregen. So ist ein in der Substanz der Lungen versteckter und verschlossener Eitersack, Wasseranhäufung in der Brust u. s. w. oft mit Husten begleitet; selbst scharfe und reizende Stoffe im Magen, z. B. scharfe Galle, Säure, alkalische

scharfe Unreinigkeiten können, zumal wenn die Empfindlichkeit der Luftwege schon erhöht ist, durch die Mitleidenschaft der Theile Husten erregen, daher der sogenannte Magenhusten unter den erfoderlichen Bedingungen nicht unter die leeren Einbildungen gehört. H.

Hut. Die Kopfbedeckung, der wir diesen Namen geben, unterscheidet sich von der Mütze oder Kappe hauptsächlich durch ihre Form. Ein steifes Kopfstück, und ein dasselbe rings umgebender Schirm, der vor 30 Jahren dreieckig aufgekrempt wurde, sind die wesentlichen Theile eines Hutes. Die Mütze dagegen hat ein schlaffes Kopfstück, und entweder gar keinen Schirm, oder diesen nur vorn. Der neuere Schako zeichnet sich durch die besondere Form des Kopfstücks und den sehr kurzen Schirm aus. Der Stoff, aus dem die Kopfbedeckung besteht, gibt ihr keinesweges den Namen. Wie die Hüte gewöhnlich von Filz sind, so sind es auch die Schako's und oft auch die Mützen. Dagegen tragen Frauenzimmer Hüte von Stroh, von Spänen, von Fischbein, von Seiden- und anderm Zeuge. Gewöhnlich glaubt man, daß die Alten unsere Hüte, wenigstens die von Filz, nicht gekannt hätten. Allein es kommen Spuren wahrer Hüte schon bei den ältesten Griechen, unter andern im Hesiodus vor. Die Römer trugen Hüte von gewebter dichter Wolle, oder von grobem Tuche. Jedoch scheint die Kunst, die Wolle zu einem eigentlichen Filz zu verarbeiten, erst im Mittelalter aufgekommen und erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts vervollkommnet zu seyn. Gegenwärtig nimmt man theils Schaf- und Lämmerwolle, theils Hasen- und Kaninchenhaare, theils die Haare von Bibern, angorischen Ziegen und Lama's. Die letzteren geben die feinsten Hüte. Es ist aber nothwendig, daß die Haare und die Wolle vorher sortirt, auf einer Horde mit Stöcken geschlagen und aufgelockert und darauf kartetscht werden. Dann vermischt man die verschiedenen Arten der Haare und Wolle so mit einander, als es die Güte und Feinheit des Hutes fodert. Die feinsten werden aus zarter Lämmerwolle mit Biberhaaren bereitet. Sie müssen nun von neuem aufgelockert und auf dem Fachtisch, der einer Horde gleicht, mit einer schwingenden Saite, oder dem sogenannten Fachbogen geschlagen und in Massen zusammengebracht werden, die man die Fache nennt. Diese werden hierauf mit Stücken Pappe oder Leder zusammengedrückt und auf der kupfernen Filzplatte, die durch einen kleinen Ofen erhitzt wird, unter öfterem Benetzen mit Wasser gefilzt, oder in ein Ganzes vereinigt. Darauf kommt der Filz in die Walke. Es wird nämlich in einem Kessel Wasser, entweder mit Essig oder mit verdünnter Schwefelsäure vermischt, aufs Feuer gesetzt, und darin der Filz gekocht. Dann kommt er noch naß auf die Form, wo nun der Filz seine Hutgestalt annimmt, mit Bimsstein und einer Fischhaut abgerieben und dann gefärbt wird. Gewöhnlich macht man die schwarze Farbe aus Blauholz, Galläpfeln und Kupferwasser. Ist der Hut gefärbt und getrocknet, so muß er mit Hausenblase, arabischem Gummi oder Hornspänen gesteift werden. Endlich legt man die letzte Hand an den Hut, indem man ihm mit verschiedenen Bürsten und dem warmen Bügeleisen seinen nöthigen Glanz gibt. — Strohhüte werden am feinsten und schönsten in Toskana gearbeitet, doch hat man es auch in England, besonders in Betfordshire, in dieser Manufactur sehr weit gebracht. Man läßt das Stroh vorher von Schwefeldämpfen durchziehen, wodurch es die nöthige Weiße erhält.

Dann spaltet man die Halme vermittelst eines hineingesteckten Drahtes, erweicht darauf die gespaltenen Halme im Wasser und läßt sie von Kindern in Bänder zusammenflechten, die zuletzt zusammengenäht werden. Um auch von Spänen recht feine Hüte zu machen, hat vor zehn Jahren ein gewisser Thomas in London eine eigene Maschine erfunden, die nicht allein die Späne zu Bändern webt, sondern auch diese Bänder mit Seide durch Nähen vereinigt.

Hutten (Ulrich oder Huldrich von), der edle, geistvolle, **freimüthige** Deutsche, den Herder den deutschen Demosthenes nennt, ist eben so berühmt durch seinen kräftigen Patriotismus, als wegen seines ungünstigen Geschicks. Den 21sten April 1488 ward er auf dem fränkischen Schlosse Stackelberg geboren. Als er zu Fulda, Cöln und Frankfurt a. d. O. studirt und seinen Geist besonders durch die römischen Classiker genährt hatte, auch daselbst in seinem achtzehnten Jahre Magister geworden war, schloß er sich, von tapferm Muthe glühend, dem Heer an, das Kaiser Maximilian 1509 nach Italien führte, wo er aber durch eine jugendliche Unbesonnenheit seine Gesundheit, seine Heiterkeit und die Liebe seiner Anverwandten verlor. Arm und kränklich (sein Körper war schon von Natur schwach und klein) kam er nach Deutschland zurück und lebte unstät zu Rostock, Frankfurt a. M., Braunschweig und Wittenberg, dann in Böhmen und Mähren, wo er an dem Bischof von Olmütz einen Gönner fand. Um diese Zeit trat er als lateinischer Dichter auf. Im Jahr 1514 besuchte er wieder Italien, wo ihm aber das begonnene Rechtsstudium nicht zusagte. Er verlor bei der Einnahme von Pavia durch die Schweizer seine Habseligkeiten und flüchtete nach Bologna und Rom, wo das unwürdige Leben des Klerus, und die Geringschätzung, mit der er von seinem deutschen Vaterlande sprechen hörte, ihn mit dem edelsten Unwillen erfüllte. Vom Erzbischof Albert nach Mainz eingeladen, kam er in sein Vaterland zurück, und lebte wieder auf in der Verbindung mit mehreren edlen Deutschen, einem Celtes, Reuchlin, Pirkheimer, Dalberg, Agricola u. A., ging aber empört durch den Mord, den Herzog Ulrich von Würtemberg an seinem Vetter, Johann von Hutten, dessen Hofmarschall, begangen hatte, und betrübt durch den Tod seines väterlichen Freundes, Eitelwolf von Stein, zum drittenmale nach Italien, wo ihn jedoch sein ungestümer Geist beständig in Gefahren verwickelte, so daß er bald zurückkehrte. Jetzt ward er zu Augsburg durch Kaiser Maximilian eigenhändig als Dichter gekrönt, und zwar mit einem Kranz, den seines Freundes Konrad Peutingers Tochter, Constantia, das artigste und schönste Mädchen in dem damals an schönen Jungfrauen so reichen Augsburg, gewunden hatte. Darum ließ er sich mit Küraß, Schwert und Lorbeerkranz zugleich abbilden. In Bamberg schloß er sich auch an Camerarius an, und wollte dann ruhig in seinem Geburtsorte Stackelberg den Musen leben. Jetzt entdeckte er in einem benachbarten Kloster die berühmte Schrift des Valla über die erdichtete Schenkung des Kaisers Constantin an den Papst, ließ sie drucken, und hatte die Kühnheit, sie dem Papst Leo X. zu dediciren, mit dem Versprechen, mehr dergleichen nachfolgen zu lassen. Sein unstäter Sinn bewog ihn dann zu einer Reise nach Frankreich, worauf er in Mainz eine bleibende Stätte suchte, und von da den Churfürsten zu dem Reichstag nach Augsburg begleitete, wo er kräftig die deutschen Fürsten auffoderte, gegen die Türken zu ziehen. Doch das Hofleben zu Mainz war nicht für ihn; er zog daher lieber

mit in den Krieg gegen Ulrich von Würtemberg, kam 1519 zum Heer des schwäbischen Bundes, und verband sich vertraulich mit dem edlen, kräftigen Franz von Sickingen. Nach glücklich geendigtem Kriege beschäftigte er sich wieder mit schriftlichen Arbeiten, und nahm herzlichen und muthigen Antheil an dem großen Werke, das Luther jetzt begann, den er durch seine freiheitathmenden Schriften unterstützte, und selbst durch die Gewalt der Waffen als Held unterstützen wollte, dem er unter dem deutschen Adel viele Freunde erwarb, und für den er sogar eine Schrift an Kaiser Carl V. richtete. Vom Papste, den er freilich höchlich beleidigt hatte, bedroht und verfolgt, flüchtete er zu Sickingen nach Ebernburg, von wo er viele kräftige, furchtlose, aufweckende Schriften, jetzt deutsch, zum Theil in Versen (herausgegeben von Al. Schreiber, Heidelberg 1810) ausgehen ließ. Doch nach Sickingens Tod (1522) ward sein Schicksal trüber; er pflüchtete nach Basel zu Ökolampadius, nach Mühlhausen und zu Zwingli nach Zürich; aber nun hatte er an Erasmus einen bittern Feind und Verfolger. Endlich begab er sich auf eine kleine Insel, Ufnan oder Ufnort im züricher See, wo er bei einem armen Pfarrer, in seinem 36sten Jahr, im August 1523 sein unstätes Leben beschloß. Er war ein geistreicher Schriftsteller, Dichter sowohl als Prosaiker. In seinen zahlreichen Schriften herrscht theils Laune, theils Spott. Er schwang die Geißel der Satire mit der größten Energie, Freimüthigkeit und Kühnheit, besonders gegen die Gewalt des römischen Klerus und die Verdorbenheit der Geistlichen seiner Zeit, und hatte keinen angelegentlicheren Wunsch, als das Freiheitsgefühl der deutschen Nation aufzuwecken und den Aberglauben zu bekämpfen. Zwar zog er sich durch seine Freimüthigkeit viele Feinde zu, doch blieb sein Wahlspruch: ich habs gewagt. Er ist auch der Hauptverfasser der bekannten Nationalsatire Epistolae obscurorum virorum. (S. d. Artikel.)

Hüttenkunde ist diejenige Bergwerkswissenschaft, welche die letzten Verfahrungs- oder Behandlungsarten lehrt, wodurch die gewonnenen Fossilien und Erze von den Stoffen, welche sie unbrauchbar machen, gereinigt und zum menschlichen Gebrauch geschickt gemacht werden. Sie ist ein Zweig der Chemie, welcher Orykturgie genannt wird, und eigentlich die Metallurgie im Großen. In Rücksicht ihres Umfanges theilt man die Hüttenkunde in die allgemeine und in die besondere, je nachdem sie sich ohne Ausnahme über alle oder nur ausschließlich über ein einzelnes hüttenmännisches Product ausdehnt. Im letztern Falle entlehnt sie ihre Beinamen theils von dem Gegenstande, z. B. dem Metalle, der Steinart rc., dessen hüttenmännische Kenntniß darin abgehandelt wird, theils von dem Haupthüttenverfahren oder Prozesse, welcher darin gelehrt und ausgeführt wird, in welchem Falle man sie sehr zweckmäßig in die Schmelz-, Amalgamir-, Destilir- und Sublimir-, Siede- und Cämentirhüttenkunde abgetheilt hat. X.

Hüttenrauch, s. Arsenik.

Huygens (Christian), nach Andern Huyghens, ein holländischer Gelehrter, durch mehrere wichtige Forschungen und Entdeckungen in dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie unsterblich. Ihm verdankt man z. B. die Erforschung der Pendeluhr (1656), durch welche er auf die Entdeckung der Evoluten, oder derjenigen krummen Linien, welche sich aus andern entwickeln, geleitet wurde, wie auch die Erschöpfung der Eigenschaften der Cycloide,

Diese und andere geometrische Entdeckungen wandte er sehr glücklich auf die Mechanik an. Er untersuchte die Bewegung schwerer Körper auf vorgeschriebenen Wegen; gleichzeitig (1661) mit Wallis und Wren entdeckte er die Gesetze der Mittheilung der Bewegung durch Stoß, stellte die Theorie der Schwungbewegung, in welcher er die Aufgabe von den Mittelpunkten des Schwunges löste, und die Gesetze der Centralkräfte auf, so wie ihm auch die Entdeckung des von Jacob Bernoulli vervollkommneten Princips der Erhaltung der lebendigen Kräfte zugeschrieben wird. Nicht minder zeichnete er sich in der Optik aus, und stellte eine physisch-mathematische Theorie von der Bewegung des Lichtes auf (de lumine, Leiden 1790), durch welche er die Stärke und Lebhaftigkeit des Lichts zu erklären versuchte. Endlich erwarb er sich auch um die Astronomie durch Festerstellung vieler Grundwahrheiten dieser Wissenschaft große Verdienste; untersuchte, mit von ihm selbst verbesserten Telescopen (1655), genauer die Gestalt und den Ring des Saturn, und entdeckte den sechsten Trabanten dieses Planeten u. s. w. Seine Schriften sind in drei Sammlungen enthalten: Huygenii Opusc. posthuma, Leyden 1700; Opera varia ed. j. A. s'Gravesand mit dem Leben Huygens, ebendas. Voll. IV. 1724, und endlich Opera reliqua etc. Amst. 1728. Voll. II. 4. S. über ihn Montucla Hist. des Math. T. II. Huygens war im Haag 1629 geboren; sein Vater, Rath des Prinzen von Oranien, unterrichtete ihn frühe herhin. Die Rechtswissenschaft, welche er zu Leiden studirte, verließ er aus größerem Drange zu den mathematischen und Naturwissenschaften, sammelte sich auf Reisen viele Kenntnisse, und lebte bald in Paris, bald im Haag als Privatmann seiner Wissenschaft. Am letztern Orte starb er auch 1695.

Huysum (Hans von), der erste Blumen- und Fruchtmahler der neuern Zeit. Er übertraf an Weichheit und Frische, an Zartheit und Lebendigkeit der Farbe, an Feinheit des Pinsels im Ausdruck des Saftigen und in den treffendsten Nuancen des Lichtes alle seine Vorgänger. Er war 1682 zu Amsterdam geboren. Sein Vater, ein Gemähldehändler, und selbst ein sehr mittelmäßiger Mahler, beschäftigte ihn anfangs in allen Gattungen der Mahlerei. Aber er fühlte, als er in das reifere Alter trat, einen vorzüglichen Trieb zur Darstellung der vegetabilischen Natur, und beschränkte die ganze Kraft seines Pinsels darauf, alle Kunst in der lebendigen Nachbildung derselben zu erschöpfen. Er sonderte sich daher von seinem Vater ab, und verheirathete sich gegen das Jahr 1705. In der Landschaft folgte er der Manier des Nicolas Piemont, eines in Holland sehr geschätzten Landschaftsmahlers. Aber das Höchste erreichte er in seinen Blumen- und Fruchtstücken. Der Ruhm seiner Werke bestimmte ihn, die Geheimnisse der Natur immer tiefer zu ergreifen, die flüchtige Blüthe in ihrem schönsten Momente zu fesseln und durch zauberische Wahrheit und Mannigfaltigkeit der Farben, wie das fast Transparente der zarten Blumenkörper, das Äußerste in dieser Gattung zu erstreben. Er war der erste Blumenmahler, der den Einfall hatte, Blumen auf hellem Grunde darzustellen. Auch war er so eifersüchtig in seiner Kunst, daß er Niemand, selbst seinen Brüdern nicht erlaubte, ihn arbeiten zu sehen, und außer der Tochter eines Freundes und seinem auch als Mahler geschätzten Bruder, Michael, keine Schüler annahm. Mehrere unglückliche Umstände, besonders die Coketterie und Verschwendung sei-

ner Frau, und die schlechte Aufführung seines Sohnes, machten ihn tiefsinnig; doch war an seinen Arbeiten keine Spur des abwesenden Geistes zu erblicken. Er zehrte sich ab und starb zu Amsterdam 1749, ohne seinen drei Söhnen Vermögen zu hinterlassen, obgleich jedes seiner Bilder mit 1000 bis 1400 Gulden bezahlt wurde. Sein anderer Bruder, Justus, war Bataillenmahler, starb aber schon in seinem 22sten Jahre. Der dritte, Jacob, copirte seines Bruders Blumen- und Fruchtstücke so täuschend, daß seine Copien sehr theuer bezahlt wurden. Letzterer starb in England 1740.

Hyacinth, ein Edelstein, welcher die Zirkonerde enthält, meistens orangegelb oder feuerfarben aussieht, sehr durchsichtig ist, und sich gemeiniglich in rein crystallisirten vielseitigen Säulen findet, welche mit vier auf den Kanten aufsitzenden Flächen zugespitzt sind. Es gibt außerdem noch honigfarbige und braune Hyacinthe; manche sind nur halb durchsichtig. Die feuerfarbenen werden am meisten geschätzt. Im Feuer verliert er die Farbe, und soll sogar bei einem hohen Grade von Hitze in Fluß kommen. Die vorzüglichsten Hyacinthe kommen aus Ostindien, geringer sind die amerikanischen, böhmischen und schlesischen.

Hyacinthen, Zwiebelgewächse mit schönen, wohlriechenden Blumen, die im Februar, März und April hervorkommen, und allen Blumisten und Blumenliebhabern große Freude durch ihren schönen Bau, ihre Farbenpracht und ihren Wohlgeruch gewähren. Man hat einfache und doppelte, und zieht gewöhnlich die Zwiebeln aus Harlem in Holland, von welcher Stadt aus damit nicht bloß auf allen deutschen Messen, sondern nach allen Ländern der Welt hin ein unermeßlicher Handel getrieben wird, da sie fast nur auf diesem Boden sich in ihrer Schönheit zur Fortpflanzung erhalten, in allen andern Ländern aber, trotz tausendfältiger Versuche, die damit gemacht worden sind, schnell ausarten. Die Preise derselben sind sehr verschieden. Die ordinären Sorten werden im „Rummel" verkauft, d. h. ohne Angabe der Farben und Namen. Man vergl. hiemit den Art. Blumenhandel.

Hyacinthus, nach Einigen ein Sohn des lakonischen Königs Amyklas oder Öbalus, oder des Pierus und der Muse Clio. Der schöne Jüngling gewann die Liebe Apolls. Zephyrus aber war sein Nebenbuhler, und trieb die Wurfscheibe des Jünglings so, daß sie zurück auf seinen Scheitel fiel und ihn erschlug. Der trostlose Apoll verewigte des Lieblings Andenken durch ein Wunder, denn aus seinem Blute erwuchs, wie die Dichter erzählen, die Hyacinthe, wobei man an die blaue Schwertlilie und den kleinen Rittersporn denken muß, deren Blätter mit den Zügen AI bezeichnet sind, was sie bald für die Wehklage des Gottes, bald für die Anfangsbuchstaben von Ajax erklären, von welchem man dasselbe erzählt. Zu Amykla im Peloponnes wurde dem Hyacinth zu Ehren jährlich ein großes Fest gefeiert.

Hyaden waren gewisse Nymphen, deren Abstammung eben so verschieden, wie ihre Anzahl und Namen angegeben wird, und welche an den Himmel versetzt wurden, wo sie das bekannte Gestirn im Stiere bilden. Am wahrscheinlichsten haben sie die Benennung von dem griechischen Worte ὕειν, regnen, weil bei ihrem Auf- und Untergange gemeiniglich Regen folgte, daher man sie auch die Traurigen, die Regenbringenden, (lateinisch auch Suculae) nannte. Jupiter versetzte sie unter die Sterne, und ihr Gestirn befindet sich am Kopfe des Stiers.

Hyde de Neuville (Graf Paul), geb. zu Charité sur Loire, wo sein Vater, ein geborner Engländer, eine Manufactur errichtet hatte. Seit 1797 bewies er sich als Royalist sehr thätig für die Sache der Bourbons deren Agent er war. Er machte mehrere Reisen nach England, und trat 1799 in Verbindung mit den Insurgenten im westlichen Frankreich, namentlich mit Georges u. A. Das englische Ministerium unterstützte ihn, so daß er in Paris eine geheime Polizei einrichten konnte, um die des ersten Consuls zu beobachten. Auch ließ er den General Pichegru einladen, sich an die Spitze der Royalisten im Innern von Frankreich zu stellen. In einer Unterredung, die er mit Bonaparte hatte, schlug er diesem vor, das Haus Bourbon wieder herzustellen. Sein Wagestück, in der Nacht vom 20sten zum 21sten Januar 1800, die Magdalenenkirche schwarz ausschlagen zu lassen, gelang, ohne daß die Polizei den Urheber entdecken konnte. Indeß ward er verdächtig und entfloh, als man ihn verhaften wollte, nach England. Allein man bemächtigte sich seiner Papiere, und Bonaparte ließ sie im Mai 1800 unter dem Titel: Correspondance anglaise, durch den Druck bekannt machen. Hyde führt in dieser Sammlung den Namen Paul Berry. Fouché nannte ihn mit unter den Urhebern der Verschwörung vom 3. Nivos., wogegen er sich 1801 öffentlich rechtfertigte. Er lebte hierauf mehrere Jahr in Lyon verborgen, bis ihm 1805 seine Freunde und die muthvollen Schritte seiner Frau die Erlaubniß auswirkten, sich nach Spanien zu begeben. Von hier ging er mit seiner Familie in die vereinigten Staaten, wo er bei Newyork in Moreau's Nachbarschaft sich ankaufte. Man sagt, er habe diesen General bestimmt, sich nach Europa zu begeben, und ihn für die Bourbons gewonnen. Als Ludwig XVIII. den Thron wieder bestiegen hatte, kam auch Hyde nach Paris zurück, im Juli 1814, und wurde zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Im Jahr 1815 folgte er dem König nach Gent; hierauf ward er zum Deputirten vom Departement de la Nievre erwählt; als solcher war er einer der fruchtbarsten Redner der Royalisten, und unterstützte alle von den Ministern vorgeschlagenen Gesetze. Im Jahr 1816 gab ihm der König den Grafentitel, und sandte ihn als seinen bevollmächtigten Minister an die vereinigten Staaten, welchen Posten er noch bekleidet. Von ihm ist in Newyork 1814 ein Eloge historique du Général Moreau erschienen.

Hyder Ali, Beherrscher von Mysore (Mayssure, einem vorher wenig bekannten Lande in Ostindien), war einer der größten, thätigsten, gerechtesten, aufgeklärtesten und tapfersten Fürsten Asiens; geboren 1728, starb er 1782. Als der Sohn des Gouverneurs der mysorischen Bergfeste Bengelur führte er anfangs einen Reitertrupp an, schwang sich aber, nachdem er die Kriegskunst von den Franzosen gelernt hatte, bis zum Befehlshaber der ganzen mysorischen Armee empor, bei welcher er europäische Kriegs- und Mannszucht einführte, maßte sich die oberste Gewalt an, und verdrängte den vorherigen König und dessen Familie. Darauf eroberte er Calicut, Bednor, Onor, Cananor und andere benachbarte Staaten, und erweiterte bis 1766 seine Besitzungen zu einem Umfange von 3360 Q. Meilen. Zwei Kriege führte er mit abwechselndem Glück gegen die englisch-ostindische Compagnie; in dem zweiten dieser Kriege unterstützten ihn die Franzosen sehr thätig. Hyder Ali zeichnete sich unter den asiatischen Fürsten durch ungewöhnliche Milde aus, die ihm allgemeine Liebe erwarb. In seiner Regierung, wie in allen seinen Geschäften, herrschte die größte

Ordnung; er beförderte thätig die Aufnahme der Cultur, der Künste und des Handels, und schützte alle Religionsparteien, wenn sie nur seine Gesetze befolgten. Das von ihm gestiftete mächtige Reich wurde durch die Kriege, welche sein Sohn und Nachfolger, Tippo Saheb, mit den Engländern führte, immer mehr geschwächt, und nach der Eroberung der Hauptstadt Seringapatnam (den 4ten Mai 1799) ganz zertrümmert und in verschiedne Stücke vertheilt.

Hydra von Lerna, s. Hercules und Lernäische Schlange.

Hydraulik oder Hydrodynamik und Hydrostatik. Da die Schwere auf alle Körper, ohne Rücksicht auf den Widerstand der Luft, welcher ihrer Bewegung ein Hinderniß in den Weg legt, gleich stark wirkt, dieser aber die Bewegung der Körper nur nach Maßgabe ihrer geringern oder größern Dichtigkeit mehr oder weniger hemmt, so würde es auch keine besondre Statik (s. d. Art.) der flüssigen Körper, d. i. Hydrostatik und Mechanik (s. d. Art.) derselben, d. i. Hydraulik oder Hydrodynamik geben, wenn dieselben sich nicht durch die äußerst leichte Verschiebbarkeit auch ihrer kleinsten Theile von den festen Körpern unterschieden, daher denn eine flüssige Masse unter ganz andern Bedingungen im Gleichgewicht oder in Bewegung sich befinden muß, als eine feste. Denn da die kleinste Kraft schon hinreicht, den Zusammenhang der Theilchen einer Flüssigkeit aufzuheben, und jeder Tropfen von dem Gewicht aller senkrecht über ihm stehenden gedrückt wird, so müßte die ganze Masse zerfließen, wenn nicht jedes Theilchen von allen dasselbe umgebenden, und diese wieder von den Wänden des Gefäßes zurückgehalten würden; daher denn auch die Seitenwände, und nicht bloß, wie bei festen Körpern, die Unterlage, die hier der Boden des Gefäßes, einen Druck erleiden, der mit der Höhe der darin enthaltenen Wassersäule in einem gewissen Verhältnisse steht. Eben daher folgt auch, daß eine flüssige Masse nur in Ruhe seyn kann, wenn sie eine wagerechte Oberfläche gebildet hat, indem im entgegengesetzten Falle die an einem niedrigen Orte der Oberfläche befindlichen Theilchen von den höher liegenden gepreßt, und mithin, da die seitwärts noch tiefer liegenden ihnen kein Hinderniß entgegensetzen können, zerfließen würden. Aus demselben Grunde nun, wie die Theile einer Flüssigkeit gegenseitig einer auf den andern drücken, müssen sie denselben Druck auch auf einen fremden hinangebrachten flüssigen (wenn dieser sich nicht mit jenem vermischt), oder festen, völlig oder nur zum Theil darein eingetauchten Körper ausüben; und gerade das Schwimmen eines Körpers entsteht daher, daß er bei geringerer Dichtigkeit als das Wasser, in dasselbe eingetaucht, einen geringern Druck ausübt, als eine gleich große Masse von diesem, und deßwegen von demselben, indem er das Gleichgewicht wieder herzustellen strebt, gehoben wird; während ein Körper von einer größern eigenthümlichen Schwere als das Wasser, darein eingetaucht, auch einen größern Druck ausübt, als eine gleich große Wassermasse, und nun mit dem Überreste seines Drucks zu Boden sinkt; daher wir gerade hierdurch ein Mittel erhalten, das specifische oder eigenthümliche Gewicht eines Körpers, d. i. das Verhältniß seines Gewichts zu dem einer gleich großen Menge von Wasser oder von einer andern Flüssigkeit zu bestimmen. Wird nun das Gleichgewicht einer flüssigen Masse, dessen Bedingung zu untersuchen, den Inhalt der Hydrostatik auf die eben angezeigte Weise ausmacht, auf ir-

gend eine Art gestört, so müssen die einzelnen Theile der Flüssigkeit anfangen sich zu bewegen, nach einer Richtung und mit einer Stärke und Geschwindigkeit, welche abhängt sowohl von dem Drucke, dem sie einzeln für sich ausgesetzt sind, als auch von der Kraft, mit der die Schwere auf sie wirkt, und diese Untersuchung macht dann den Gegenstand der Hydraulik oder Hydrodynamik aus. Wird z. B. nahe am Boden eines bis zu einer beträchtlichen Höhe mit Wasser angefüllten Gefäßes in dessen Seitenwand eine kleine Öffnung gemacht, so springt das Wasser, gedrückt von dem darüberstehenden, in horizontaler Richtung durch die Öffnung, und bringt man eine aufwärts gebogne Röhre daselbst an, so steigt es gerade in die Höhe, und würde, weil die Kraft, mit der es getrieben wird, gleich ist dem Drucke der im Gefäß über der Öffnung stehenden Wassersäule, eben so hoch steigen, als diese ist, wenn nicht auf seinem Wege auch die Schwerkraft auf dasselbe wirkte, und es dadurch, ehe es jene Höhe erreicht hat, wieder zum Fallen nöthigte. Sind schon in der Hydrostatik die Untersuchungen, die gleich anfangs streng mathematisch werden, nicht leicht, so sind sie dies noch weit weniger in der Hydraulik. Auch wird ihre Anwendung im gemeinen Leben noch dadurch erschwert, daß, gegen die der Einfachheit wegen nöthige Annahme, beim Wasser und andern Flüssigkeiten immer noch einiger, wenn gleich geringer Zusammenhang der Theile Statt findet, dessen Wirkung nur durch die Erfahrung bestimmt werden kann, da nur daraus die Stärke jenes Zusammenhanges hervorgeht. Wie wichtig aber beide Wissenschaften für das bürgerliche Leben sind, zeigt sich dadurch, daß sie die nothwendige Grundlage der ganzen Hydrotechnik oder Wasserbaukunst ausmachen, und auch der Maschinenlehre unentbehrlich sind, indem ein großer Theil von höchst nützlichen Maschinen, wie Pumpen, Wassermühlen u. s. w., auf einer zweckmäßigen Anwendung ihrer Lehren beruht.

Hydriaden sind in der Mythologie eine Art von Nymphen (Wassernymphen), welche zugleich mit den Hamadryaden die Töne von Pans Syrinx mit Tänzen begleiten.

Hydrocephalus, der Wasserkopf, die Kopfwassersucht, s. Wassersucht.

Hydrographie, derjenige Theil der physikalischen Geographie, der von den Gewässern handelt.

Hydrologie, die Lehre vom Wasser, Beschreibung der verschiednen Wasser auf der Erde in Ansehung der Stoffe, womit sie gemischt sind.

Hydroparastaten, Wassertrinker, wurden die Anhänger des Gnostikers Tatianus genannt, weil sie aus übertriebener Enthaltsamkeit beim Abendmahle statt des Weines Wasser brauchten.

Hydrophobie, s. Wasserscheu.

Hydrostatik, s. Hydraulik.

Hydrostatische Waage, s. Waage.

Hyeren, s. Hieres.

Hygieia, Hygiea, die mildlächelnde Göttin der Gesundheit, war eine Tochter des Asklepios oder Äsculapius. Homer, Hesiodus und Pindar, welche diesen noch nicht als Gottheit kennen, wissen natürlich auch noch nichts von einer Göttin Hygiea, die seine Tochter sey. Wahrscheinlich entstand dieser Mythus zu der Zeit, wo der Tempeldienst des Asklepios begann. Da man in seinen Tempeln

die Heilkunst selbst ausübte, so trat mit dem heilenden Gott auch die Göttin der Gesundheit in immer engere Verbindung, hatte ihre Tempel nahe bei den seinigen, und ihre Bildsäulen auch in diesen. Sie wurde dargestellt als ein Mädchen von schlankem Wuchs in einen langen Talar gehüllt. Milde Jungfräulichkeit ist ihr Charakter, sie mag sich nun traulich zu ihrem Vater halten, oder für sich gebildet seyn. Eine Schale von Moza, einer Art Gerstenbrot, hat sie in der Hand, woraus eine Schlange frißt; denn Schlangen gehören zu den Symbolen der Heilkunst. dd.

Hyginus (Caj. Jul.), ein lateinischer Schriftsteller, nach Einigen ein Spanier, der zur Zeit des Augustus, nach Andern unter den Antoninen lebte. Von seinen zahlreichen Schriften sind noch zwei übrig: 1. Liber fabularum, eine kurze Übersicht der gesammten Mythologie in 277 einzelnen Abschnitten oder Erzählungen; 2. Poëticon Astronomicon, von den Sternbildern, wie sie durch die Dichter nach und nach entstanden sind. Für die Kenntniß der alten Mythologie ist er wichtig. Man findet seine Schriften in der Sammlung der alten Mythographen von van Staveren (Leyden 1742) und Munker (Amsterdam 1681).

Hygrometer oder Notiometer, Hygroscop. Es scheint für die Meteorologie von größter Wichtigkeit zu seyn, Mittel zu finden, um zu jeder Zeit die Menge des in der Luft enthaltenen Wassers zu bestimmen, und die Werkzeuge, welche dazu dienen sollen, werden Hygrometer genannt. Nun zeigt die alltägliche Erfahrung, daß mehrere Körper eine große Fähigkeit besitzen, die in der Luft schwebende Feuchtigkeit aufzunehmen, dadurch anzuschwellen, und jeder nach seiner besondern Construction in der Richtung seiner Längen- oder Breitenfasern sich zu verlängern oder zu verkürzen. So z. B. werden Stricke von Flachs oder Hanf und Darmsaiten durch Nässe verkürzt, oder zugleich aus einander gedreht. Wenn man also an einer der Luft ausgesetzten Darmsaite auf eine zweckmäßige Art einen Zeiger befestigte, so würde dieser mit den Theilen der bei nasser Witterung feucht gewordenen Saite in derselben Richtung wie diese sich herumdrehen, während er, wenn trockene Witterung eintritt, mit der sich nun wieder zusammenwindenden Saite in der der vorigen entgegengesetzten Richtung sich herumwenden wird. Auf diese Weise ist das bekannte, von Lambert erfundene, Lambertsche Hygrometer eingerichtet. Sollte dieses Werkzeug aber nicht allein dazu dienen, Nässe oder Trockniß bloß anzuzeigen (denn alsdann wäre es nur ein Hygroscop und kein Hygrometer, wenn man nicht auch die größere oder geringere Menge der in der Luft enthaltenen Feuchtigkeit dadurch messen kann), so müßte die Darmsaite und mit ihr der Zeiger, in demselben Maße, als die Feuchtigkeit zu- oder abnimmt, auch um eben so viel in einer oder der andern Richtung sich drehen. Da aber die Erfahrung zeigt, daß diese Bewegung der Darmsaite ziemlich unregelmäßig ist, so suchten Saussure und De Luc andre Substanzen, welche mit Zu- oder Abnahme der Feuchtigkeit völlig regelmäßig sich verlängerten oder verkürzten. Jener glaubte diese Eigenschaft bei einem von seiner Fettigkeit durch Kochen in Lauge befreiten Menschenhaare, dieser bei einem sehr dünnen, nicht der Länge, sondern der Quere der Fibern nach geschnittenen Fischbeinstreifen zu finden. Saussure spannt das gehörig zubereitete und an einem Ende befestigte Haar über eine feine, leicht bewegliche Welle durch ein kleines Gewicht,

während De Luc einen feinen Golddraht zur Anspannung des Fischbeinstreifens gebraucht, so daß, wenn das Haar durch Einwirkung der Feuchtigkeit oder Trockniß sich verlängert oder verkürzt, die Welle und ein damit verbundener Zeiger herumgedreht werden muß, und dadurch Zu- oder Abnahme des in der Luft enthaltenen fein zertheilten Wassers anzeigt. Damit man aber auch die Menge desselben angeben kann, muß noch der Punkt der größten Feuchtigkeit und Trockniß am Hygrometer bestimmt werden. Zeigte dann die Beobachtung, daß der Zeiger den Weg von einem Punkte zum andern durchlaufen hätte, so wäre die Luft aus dem Zustande der höchsten Trockniß in den der höchsten Feuchtigkeit übergegangen oder umgekehrt, und Versuche würden lehren, wie viel Wasser eine bestimmte Menge Luft dabei aufgenommen hätte; hat der Zeiger hingegen nur einen Theil jenes Weges durchlaufen, so wird auch eine um so geringere Wassermenge in der Luft enthalten seyn, welche sich zu der ganzen Menge, welche die Luft aufnehmen kann, verhält, wie der vom Zeiger zurückgelegte Theil des Weges zum ganzen Wege. Saussure bestimmt an seinem Hygrometer den Punkt der höchsten Feuchtigkeit durch Setzen desselben unter eine mit Wasser gesperrte und inwendig damit befeuchtete gläserne Glocke; De Luc hingegen durch unmittelbares Eintauchen seines Hygrometers in Wasser. Den Punkt der höchsten Trockniß aber bestimmt jener unter einer gläsernen Glocke, die auf einem bis zum Glühen erhitzten, mit ausgeglüheter Potasche bedeckten Bleche steht; dieser durch Aufhängen des Hygrometers in einem genau verschlossenen, mit frisch ausgeglühetem ungelöschten Kalke zum Theil angefüllten zinnernen Gefäße.

Hylas, ein schöner Knabe, dessen Ältern sehr verschieden angegeben werden. Hercules, der ihn liebte, nahm ihn mit sich auf dem Argonauten-Zuge. Als er aber in der Gegend von Troja ans Land gestiegen war, um Wasser aus dem Flusse Ascanius zu schöpfen, und die Nymphen sein reizendes Bild durch die crystallenen Fluthen sahen, wurden diese so entzückt von seiner Schönheit, daß sie ihn hinabzogen und so der Erde entrückten. Hercules rief vergebens des Lieblings Namen an den Ufern, und versäumte darüber, zur Argo zurückzukehren, die ohne ihn die Reise nach Colchis fortsetzte.

Hymen, Hymenäos, heißt der Vermählungsgott der spätern Griechen, von welchem die Vermählung selbst und der Brautgesang ebenfalls Hymenäos genannt seyn sollen; wahrscheinlicher ist aber, daß umgekehrt der Vermählungsgott seinen Namen von dem Brautgesang habe, weil man diesen früher findet, als jenen. Nach der gewöhnlichen Meinung war Hymenäos ein so schöner Jüngling, daß man ihn leicht mit einer Jungfrau verwechselt hätte; allein er war arm, und liebte deßhalb, obschon nicht unerwiedert, doch unglücklich. Um der Geliebten nahe zu seyn, kleidete er sich einst am Feste der eleusischen Ceres in weibliche Tracht, und mischte sich in die Feier. Während dieser drang eine Schaar Seeräuber ein, und raubte unter den sämmtlichen Jungfrauen auch ihn. Als die Räuber auf einer wüsten Insel gelandet und vor Müdigkeit entschlummert waren, ermordete er sie, eilte nach Athen zurück, und erbot sich, die geraubten Jungfrauen alle zurückzubringen, wofern man ihm die Geliebte vermählen wolle. Mit Freuden willigte man ein, und weil, sagt man, seine Ehe so glücklich war, so gedachte man seiner zuerst in allen Brautgesängen, bis er nachher vergöttert wurde.

Indeß fehlt es nicht an mancherlei andern Sagen, deren Verschiedenheit auch nichts gewisses über seine Herkunft erwarten läßt. Bald heißt er der Sohn des Tonkünstlers Magnes, bald des Bacchus und der Venus, bald Apollo's und einer Muse; und zwar weiß man wieder nicht, ob der Urania, Terpsichore, Klio oder Kalliope. Claudian sagt, daß Venus dem Sohn der Muse Obmacht über die Ehen ertheilt, daß man ohne ihn sich nicht im bräutlichen Lager vereinigen, und nicht die hochzeitlichen Fackeln entzünden dürfe. Genug, er kam ins Gefolge der Göttin der Liebe und unter Amors Gefährten. Keine Vermählung fand Statt, wobei er, der Ehestifter, nicht feierlich angerufen wurde: Hymen, o Hymenäos, o Hymen! Er erscheint um die Stirn die Blüthe des Majorans, in der Linken den feuerfarbigen Hochzeitschleier, in der Rechten die hochzeitliche Fackel, an den Füßen goldne Sandalen; Gesang und Tanz begleiten ihn. Beim Tode des Adonis läßt Bion ihn seine Fackel verlöschen, und den hochzeitlichen Kranz zerreißen. Glauben wir dem schönen Hymnus Catulls an diesen Gott, so hatte Hymen seinen Sitz auf dem Helicon bei den Musen. dd.

Hymettus hieß ein Gebirge in Attica, berühmt durch die Menge und Vorzüglichkeit des Honigs, welchen die Bienen hier einsammelten. Jupiter, dem auf diesem Gebirge ein eigner Dienst geweiht war, führte davon den Beinamen **Hymettius**, der Hymettische.

Hymnus. Mit diesem griechischen Worte bezeichnete man vorzüglich die Lobgesänge, welche zu Ehren der Götter bei feierlichen Opfern und Festen mit Begleitung der Musik, oft auch unter feierlichen Tänzen gesungen wurden, und nach den Gottheiten selbst verschiedene Namen und Charakter erhielten, z. B. Dithyrambus, Päan rc. Daher dann jedes Loblied, oder jede Ode, in welcher ein übersinnlicher oder vorzüglich erhabener Gegenstand im erhabenen Schwunge der Dichtkunst besungen wird. Viele Psalmen der Hebräer sind in dieser Rücksicht auch Hymnen zu nennen, und dem morgenländischen Charakter und ihrer Religion zu Folge noch feuriger und religiöser, als die Hymnen der Griechen. Letztere waren früherhin fast ganz **episch** (wie die Homerischen); sie erzählten die Mythen der Götter, und gaben von ihnen, wie von den Thaten der Menschen, eine anschauliche Schilderung. Die späteren, wie die des Callimachus, wurden schon lyrischer, und enthielten mehr Apostrophen an die Gottheiten. Unsere **christlichen** Hymnen sind größtentheils ganz lyrisch, und sprechen das Gefühl des Menschen aus, der sich zu dem Unsichtbaren voll innern Dranges zu erheben strebt. Sie werden gewöhnlich nur mit figurirter Musik gesungen: denn die langsame und gleichförmig fortschreitende, oft auch im Singen gedehnte Melodie des Chorals hemmt den feurigen Flug des Hymnus; daher auch die meisten Lobgesänge in unsern Gesangbüchern, welche ihren Gegenständen nach dem Hymnus angehören, wenn sie für eine bestimmte Melodie gedichtet worden sind, in dem Tone des sanftern, ruhigern und gereimten Liedes, zur Prosa herabsinken. Wenige von Klopstock, Voß und einigen Andern, z. B. diejenigen, welche auf die erhebende Melodie: Wachet auf, ruft uns u. s. w. gedichtet worden sind, machen eine Ausnahme. T.

Hyperbel, s. **Kegelschnitt**. In der Rede eine Figur (s. **Figur**), welche eine Sache **übertreibt**, sie in einem **übertriebenen** Licht oder Schatten darstellt. **Hyperbolisch**, übertrieben.

Hyperboräer, jenseit des Boreas wohnend, nannten die Alten alle unbekannten Bewohner des Westen und Norden, von denen sie glaubten, daß sie stets unter dem Einfluß eines günstigen Himmels stünden. Früher setzte man in die westlichen Länder die Wohnung der Nacht und das Schattenreich, und die in ewigem Dunkel wohnenden Cimmerier. Statt dessen fand man glückliche und ziemlich gesittete Völker, die einen goldreichen Boden bewohnten, und nicht durch den kalten Nordwind Griechenlands beunruhigt wurden, gegen den die Alpen und Pyrenäen sie zu schirmen schienen. Da entstand die Sage von Völkern, die sich einer steten Gesundheit und eines langen Lebens erfreuten, und als Lieblinge Apolls, dem sie in fruchtreichen Ebnen mit Musik und Opfern dienten, geschützt vor dem Nordwind das glückliche Leben führten. Bei ihnen herrschte ewiger Frühling und ewige Jugend; ganze Jahrtausende verlebten sie in steten Festen und Lustbarkeiten. Nach und nach aber, als man die Westländer immer genauer kennen lernte, ward der Name Hyperboräer aus ihnen verdrängt und in den Norden verpflanzt.

Hyperion, einer der Titanen, ein Sohn des Uranus und der Gäa, der mit seiner Schwester Thia den Helios, die Selene und die Eos zeugte.

Hypermnestra, die älteste Tochter des Danaus und Gemahlin des Lynceus, den sie, als die einzige von ihren 50 Schwestern, wider den väterlichen Befehl nicht umbrachte.

Hypnos, s. Somnus.

Hypochondrie (von dem griechischen hypo, unter, und chondros der Rippen- und der Brustknorpel, daher Hypochondrium, die Gegend des Unterleibes, welche unter den kurzen Rippen liegt), der Proteus unter den Krankheiten. Ihr Sitz ist im Unterleibe, besonders in der Gegend unter den kurzen Rippen, allein wenn sie zu einem gewissen Grad angewachsen ist, äußert sie sich durch die mannichfaltigsten und veränderlichsten Zufälle in dem ganzen Körper. Man könnte, um das Bild der Hypochondrie darzustellen, den größten Theil der Pathologie abschreiben; denn es werden wenig Krankheiten seyn, über deren Zufälle nicht ein Hypochondrist einmal klagt. Er fühlt auch alle Leiden, die er klagt, er fühlt die peinigende Angst, die er nicht beschreiben kann; er fehlt nur in dem Zurückschließen auf die Ursachen dieser Zufälle. Bald fühlt er Drücken in der rechten Seite, und er glaubt, daß er Leberverhärtung habe; bald klagt er über Schmerz in der Brust, und fürchtet sich vor Lungenentzündung; ein andermal wird ihm der Kopf schwer, eingenommen und schwindlich, und nichts ist gewisser, als daß ein Nervenschlag auf dem Wege ist. Plötzlich entsteht ein Klingen, Sausen und Brausen vor den Ohren, und er erwartet einen Blutschlagfluß, dann kommen Flecken vor den Augen, und der schwarze Staar soll ehestens nachfolgen. Wenn er Herzklopfen bekommt, befürchtet er einen Herzpolypen; von etwas krampfhafter Beklemmung schließt er auf Brustwassersucht. Eine unbedeutende Pustel wird ihm zum unheilbaren Krebsgeschwüre, eine vorübergehende Verstopfung des Leibes zum Miserere, ein wenig Durchfall zur Ruhr, eine eingeschlossene Blähung zum Centnerstein. Alle diese Zufälle finden ihre Erklärung in dem Wesen und dem Sitze der Krankheit, ihren Ursachen und Veranlassungen. Die Hypochondrie ist eine Verletzung der Function des Nervensystems des Unterleibes, vorzüglich der großen Geflechte hinter dem Magen, als dem eigentlichen Centralnerven,

Daher ist die Empfindlichkeit des Nervensystems krankhaft erhöht, sein Wirkungsvermögen aber geschwächt. Zugleich ist die Gränze, welche im Organismus zwischen dem Nervensystem des Unterleibes und dem des Gehirns und Rückenmarks Statt findet, vermindert, so daß Gefühle des Unterleibes zum Bewußtseyn gelangen, welche im gesunden Zustande nicht empfunden werden, und sich als Affectionen der Nerven des Unterleibes zu entferntern Organen fortpflanzen, welche eigentlich nicht bis dahin sich erstrecken sollten. Die Störung in der Function des Nervensystems des Unterleibes hat zunächst eine Schwäche und Abweichung der Verdauung zur Folge, welche gemeiniglich die ersten und meisten Zufälle der Hypochondrie hervorbringen, von denen alsdann in der Folge alle übrige abstammen, so wie sich die krankhafte Mitleidenheit über den ganzen Organismus ausbreitet. Es entsteht also zuerst Spannen, Drücken und Ziehen unter den kurzen Rippen, bald auf der einen, bald auf der andern Seite, bald in der Herzgrube, langsame oder stockende Ausleerung, Verhaltung der Blähungen, Auftreibung des Leibes, Mangel an Appetit, vermehrtes Drücken, überhaupt schlechteres Befinden nach dem Essen. In der Folge gesellen sich dazu Beklemmung des Athmens, unbeschreibliche Angst, Eingenommenheit des Kopfes. Auch bei nüchternem Magen entsteht zuweilen Magenschmerz, Übelkeit oder Erbrechen. Auf Augenblicke, zumal nach geendigter Verdauung, ist dem Hypochondristen leicht, wohl und heiter, ehe man sich's vermuthet, wandelt sich die Scene wieder um, und die alten Beschwerden treten plötzlich wieder ein. Die Störung des Nervenzustandes hat auch auf das Gemüth der Kranken bedeutenden Einfluß. Sie sind bald schwermüthig, bald übertrieben lustig; mit ihrem körperlichen Zustand unaufhörlich beschäftigt, achten sie auf jede ungewöhnliche Empfindung in ihrem Körper, eben weil sich jedes Gefühl ihnen lebhafter aufdringt. Jeden kleinen Zufall wollen sie erklärt wissen; jedem schieben sie eine wichtige Krankheit unter; für jeden wünschen sie ein Arzneimittel zu haben. In den Stunden der Angst sind sie furchtsam, verzagt, erwarten den Tod jeden Augenblick, werden fromm und sogar abergläubisch; fühlen sie sich wohl, so blasen sie, wie Unzer sagt, ihre Sünden, wie kleine Federchen von sich ab. Manchmal überfällt sie die Angst so plötzlich, daß sie aufspringen müssen und nirgends Ruhe finden. Andere verläßt ihr Gedächtniß zuweilen so plötzlich, daß sie sich nicht auf ihren Namen besinnen können, und wenn es ihr Leben kosten sollte. Mitten in den ernsthaftesten Gesprächen, selbst im Gebete, kommen ihnen die lächerlichsten Dinge vor; andere bekommen plötzlich einen Trieb zu den seltsamsten Handlungen, deren sie sich nur mit Mühe enthalten können. Veranlassende Ursachen zu dieser Krankheit können alle die Dinge werden, welche die Function des Nervensystems des Unterleibes verletzen, die Empfindlichkeit desselben krankhaft erhöhen, die Verdauung schwächen, und die Isolirungen des reproductiven Nervensystems von dem sensitiven vermindern. Dahin gehören vorzüglich übermäßige Anstrengung des Geistes durch zu vieles Studiren, sitzende Lebensart, schwelgerisches, luxuriöses Leben, Übermaß in reizenden Getränken, besonders im Caffee, und im Genuß der physischen Liebe, aber auch Mangel an Übung der körperlichen und geistigen Kräfte, Müßiggang und Langeweile. Hypochondrie ist zunächst keine gefährliche Krankheit. Der Hypochondrist glaubt zwar sechs Tage der Woche hindurch, alle Tage zu sterben, aber wenn der siebente kommt, ist er

noch immer am Leben. Indessen hat er doch ein elendes Daseyn, ist sich selbst zur Last, den Seinigen und dem Arzt zur Plage. Die Hypochondrie kann geheilt werden, allein sehr schwer und langwierig, weil sie selbst am meisten der Heilung entgegenstrebt. Der Hypochondrist soll gute Diät halten, allein in den guten Stunden des Wohlseyns fragt er nichts nach Arzt und Diät; er soll des überflüssigen Medicinirens sich enthalten, allein wenn der Poltergeist rege wird, möchte er lieber zehnerlei Mittel auf einmal nehmen; er soll seine Sinnlichkeit bezähmen, allein sein empfängliches Nervensystem kann den Lockungen Cupido's nicht widerstehen; er soll sein Gemüth beherrschen, allein das ist eben ein wesentliches Stück seiner Krankheit, daß sein Gemüth vom Körper beherrscht wird; er soll dem Sitzen, dem Studiren entsagen, und sich körperliche Bewegung machen, allein dies verbieten entweder Verhältnisse, Neigung, Nahrungssorgen oder Bequemlichkeit und Faulheit; er soll endlich nach einem festen Plan eine einfache Diät Jahre lang beobachten, seinem Arzte, zu dem er einmal Zutrauen hat, unbedingt folgen, und nur dann etwas Medicin nehmen, wenn es dieser der Zufälle wegen für nothwendig hält; allein er will in drei Wochen gesund seyn, seine festesten Vorsätze sind in acht Tagen vergessen, und er möchte lieber aller Welt seine Leiden klagen, und zehn Ärzte, die jedoch alle zusammen nicht so klug sind, wie er sich selbst dünkt, auf einmal um Rath fragen, um mit jedem zu disputiren, und keinem zu folgen. So kommt es denn freilich, daß selten ein Hypochondrist geheilt wird, sondern daß er, nachdem er Jahre lang sich und alle, die das Unglück trifft, um ihn seyn zu müssen, geplagt hat, entweder an hinzukommenden Krankheiten oder organischen Fehlern stirbt, oder im glücklichsten Falle sich die Krankheit im Alter, wo sich die übergroße Empfindlichkeit des Nervensystems von selbst legt, allmählig verliert, wie man Beispiele hat, daß Personen, welche in jüngern Jahren viel an Hypochondrie litten, ein sehr hohes und glückliches Alter erreicht haben. H.

Hypocritisch nannten die Griechen einen Theil ihrer practischen Musik, der eigentlich der Kunst untergeordnet war, welche sie unter Orchesis und die Römer unter Saltatio kannten, und welche alles in sich begriff, was auf Tanz, Geberden und Stellungen Bezug hatte. Die hypocritische Musik war eine Art Mimik nach dem heutigen Sinn. Die Benennung Musik aber für eine Kunst, bei der eigentlich nichts Musikalisches vorkam, ist daher zu erklären, daß man damals unter Musik überhaupt einen Inbegriff aller Wissenschaften verstand.

Hypothek, ein verschriebenes Pfand, ein Pfand, das nicht übergeben, sondern nur gerichtlich zur Sicherung des Darlehns verschrieben worden. (S. Hypothekenwesen.)

Hypothekarische Creditinstitute sind Anstalten, bestimmt zu Darleihen in Münze gegen Verpfändung von Grundeigenthum. Grundeigenthum ist der wichtigste Theil des Nationalvermögens; bei der Mannichfaltigkeit der körperlichen und geistigen Fähigkeiten kann aber nicht jeder Staatsbürger selbst Grundeigenthumsbesitzer seyn. Ein weises hypothekarisches Creditinstitut verschafft denjenigen, welche ihre Ersparnisse nicht im Landbesitz unmittelbar anlegen können, Gelegenheit, aus diesem Theile des Nationalvermögens mittelbar Vortheile zu ziehen, ohne dabei Verlust zu wagen. Den bisherigen Creditanstalten dieser Art fehlen mehr oder weniger die we-

sentlichsten Eigenschaften zu Erreichung ihres Zwecks; hauptsächlich nämlich liegt ihnen nur der Schutz des dargeliehenen Münzcapitals, höchst selten der weit wichtigere Schutz des Landbesitzes zum Grunde. Der beiderseitige Vortheil wird am besten erreicht durch Mobilisirung des Grundeigenthums. Die preußische und österreichische Monarchie ausgenommen gibt es aber bis jetzt nur wenige europäische Staaten, wo das hypothekarische Creditwesen als Mobilisirung des Grundeigenthums auf eine den Gesetzen der Nationalökonomie nur einigermaßen angemessene Weise organisirt wäre; keinen, wo es auf derjenigen Stufe der Vollkommenheit stünde, deren es fähig ist, und welche dem Nationalwohle neue Quellen öffnet. In der österreichischen Monarchie hat man durch das sogenannte Intabulationssystem in Ansehung der größern Güterbesitzer einen bedeutenden Schritt dazu gethan, noch zweckmäßiger aber ist das Creditsystem des schlesischen und märkischen Adels in der preußischen Monarchie organisirt, eine das gesammte Grundeigenthum im Lande umfassende Creditanstalt der Art aber ist noch nirgends zur Ausführung gekommen. Der Graf von Soden hat im zwölften Theile seiner Nationalökonomie einen vortrefflichen Plan zu einer solchen Anstalt in Vorschlag gebracht, und dieselbe Nationalhypothekenbank genannt. (Vgl. d. Art. Creditsystem und Nationalhypothekenbank.) KM.

Hypothekenwesen, welches sich auf gemachte Darlehne und die dem Darleiher zu leistende Sicherheit seines Eigenthums gründet, kannte man vor der Einführung des römischen Rechts und anderer fremden Rechte in Deutschland nicht. Nach der Einführung jener fremden Rechte aber kennen wir im Hypothekenwesen eine dreifache Art accessorischer Verträge bei jedem Darlehne: 1. Mutuum, verbunden mit einer wiederkäuflichen Abtretung nutzbarer Güter, nebst dem Genuß eines gesetzlichen Zinsfußes, und der Überschuß ist nach denselben Grundsätzen, wie bei der römischen Antichresis, entweder zu erstatten oder an dem Hauptstamme zu kürzen. 2. Mutuum, verknüpft mit einem römischen Pfand- oder Hypothekenrechte, auch wohl einem antichretischen Vertrage, nach Einführung des römischen Rechts. Durch den Hypothekenvertrag wird eine Sache ohne deren wirkliche Übergabe an den Gläubiger zur Sicherheit dergestalt eingesetzt, daß derselbe hiedurch ein dingliches Recht an der verschriebenen Sache erlangt, vermöge dessen er im Nichtbezahlungsfalle den Besitz und die Abtretung der verhypothecirten Sache bis zu seiner Befriedigung des Darlehns nebst Zinsen verlangen, und wenn sie auch alsdann noch nicht erfolgen sollte, den Verkauf dieser verschriebenen Sache in rechtlicher Ordnung fodern kann. 3. Mutuum in der Gestalt eines Gülten- oder Rentenkaufs, welches ganz deutschen Ursprungs ist. Gegenwärtig erhält der Darleiher durch die Hypothek ein Quasieigenthum in des Borgers Grund und Boden zur Sicherheit seines dargeliehenen Kapitals, dessen nutzbares Eigenthum auf bestimmte Zeit dem Borger gehört.

Hypothenuse heißt in einem rechtwinkligen Dreieck die dem rechten Winkel gegenüber liegende Seite, im Gegensatz der beiden Catheten.

Hypothese nennt man einen Satz, den man mit Wahrscheinlichkeit annimmt, um etwas außerdem nicht Erweisliches daraus zu erklären. Man unterscheidet physische und hyperphysische

oder transscendentale Hypothesen. Bei erstern liegt das Angenommene im Felde möglicher Erfahrung, und hängt mit dem Gegebenen nach Naturgesetzen zusammen. Es wird dabei erfodert, daß sie an und für sich nichts Widersprechendes enthalte, mit andern ausgemachten Wahrheiten, so wie mit den Umständen, übereinstimme, die sich bei der Sache, die man daraus erklären will, finden, unter allen andern über denselben Gegenstand möglichen Hypothesen die fruchtbarste und einfachste sey, und keiner neuen subsidiarischen Hypothese, um ihre Wahrscheinlichkeit selbst erst zu beweisen, bedürfe. Hyperphysische oder transscendentale Hypothesen sind als sich selbst widersprechend ganz unstatthaft. Man will gegebene Erscheinungen aus einer transscendentalen Idee, d. h. aus einer Idee erklären, welche die Erfahrung dem Objecte oder dem Grade nach übersteigt, und deßwegen in ihr keinen angemessenen Gegenstand findet. Da man nun eigentlich von solchen gar nichts versteht, so will man ein Unverständliches durch ein anderes Unverständliches erklären, welches doch der Natur einer Hypothese widerspricht. Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Natur kann nur aus Naturgründen und Naturgesetzen erklärt werden.

Hypsipyle, des lemnischen Königs Thoas Tochter, die, als die Weiber auf Lemnos ihre Männer im Schlaf ermordeten, weil sich dieselben thracische Sklavinnen zu Beischläferinnen gewählt hatten, ihren Vater verschonte und sorgfältig auf der Insel Chios verbarg. Als bald darauf die Argonauten auf Lemnos landeten, nahm Hypsipyle sie wohl auf, und zeugte mit Jason zwei Söhne, den Thoas und Euneus. Später aber erfuhren die Lemnierinnen, daß Hypsipyle ihren Vater erhalten habe, und wollten sie ermorden. Sie rettete sich durch die Flucht; Seeräuber aber fingen sie auf, brachten sie nach Theben und verkauften sie dem König Lycus (oder Lycurgus), der sie zur Wärterin seines Sohnes Opheltes machte. Als das Heer der sieben Fürsten des Lycurgus Gebiet gen Theben durchzog, fanden sie Hypsipyle allein in einem Gehölz mit dem Knaben an der Brust. Sie setzte den Knaben hin, um die Durstigen zu erquicken. Diesen aber tödtete eine Schlange. Zu seinem Andenken stifteten die Griechen die Nemeischen Spiele. Hypsipyle aber ward ins Gefängniß geworfen, und würde den unglücklichen Zufall mit dem Leben gebüßt haben, wenn nicht ihre Söhne sie befreiet hätten.

Hyrcanien, eine rings von Bergen umgebene, aber im Innern an Wein und Obst fruchtbare Provinz des alten Persiens, welche jetzt die nördliche Hälfte des Landes Comis und ein westliches Stück von Khorasan, längs des Sees aber nach dem östlichen Abschnitt von Masanderan, das Land Korkan und einen Theil von Dahistan in sich faßt. Die Bewohner Hyrcaniens stammten wahrscheinlich von den nördlichen Scythen ab. Schon im ersten Jahrhundert gab es unabhängige Könige in Hyrcanien, die dem parthischen Reich oft gefährlich wurden.

Hysterie ist dem wesentlichen nach das bei dem weiblichen Geschlechte, was Hypochondrie bei dem männlichen ist, mit derjenigen Modification, welche die Eigenheit des weiblichen Körpers und Charakters mit sich bringt. Eine krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems ist auch hier die Quelle, aus welcher alle die mannichfaltigen Zufälle herzuleiten sind, von welchen hysterische Frauenzimmer befallen werden, nur mit dem Unterschied,

daß diese Verstimmung des Nervensystems von den weiblichen Geschlechtsorganen ihren Ursprung nimmt (daher der Name von dem griechischen ὑστερα, die Mutter), und daß bei der natürlich größern Empfindlichkeit auch des höhern (animalischen) Nervensystems die Zufälle leichter allgemein werden, und sich schneller auch in andern Theilen des Körpers, besonders im Muskelsysteme, zeigen; daher Krämpfe mancherlei Art, Zusammenziehungen des Halses, auch Kopfschmerzen, Ohnmachten, Herzklopfen u. a. m. viel öfter vorkommen und hartnäckig sind, so daß solche Personen wirklich Anfälle dem Scheintode ähnlich bekommen können. Sonst schrieb man dergleichen Zufälle den aus dem Magen aufsteigenden Dünsten zu, daher man sie Vapeurs nannte, die bei den Damen sehr Mode waren, jetzt aber durch die Krämpfe abgelös't und außer Cours gebracht worden sind. H.

Verzeichniß

der

im vierten Bande enthaltenen Artikel.

	Seite
G	1
Gäa	—
Gabalis, Graf von	—
Gabriel	2
Gabrieli (Catharina)	3
Gaëta	4
Gährung	—
Gagern (H. C. E. Fr. von)	6
Gail (Jean Baptiste)	7
Gaillarde	8
Galaktit	—
Galatëa	—
Galatien	—
Galba	—
Galeere	9
Galen	—
Galen (C. B. von)	—
Galenus (Claudius)	10
Galenisten, s. Wiedertäufer	11
Galeone	—
Galeote	—
Galiani (Fernando)	—
Galiläa	12
Galilei (Galileo)	13
Galizien	16
Gall (Joh. Jos.)	18
Gallapfel	19
Galle	20
Gallerie	—
Gallert	21
Gallicanische Kirche	—
Gallicismus	22
Gallien, Gallia	—
Gallier	23
Gallimathias	28
Gallizien	28
Gallo (Marquis von)	29
Gallus (Cornelius)	—
Galmei	—
Galuppi (Baldessaro)	30
Galvani (Aloisio)	—
Galvanismus	31
Gama (Vasco da)	33
Gambe	38
Ganerben	—
Gang	—
Ganganelli, s. Clemens XIV.	—
Ganges	39
Ganggebirge	40
Gangliensystem	—
Gangräna	41
Gant oder Vergantung	—
Ganteaume (Honoré Gr.)	—
Ganymedes	—
Garamantit	42
Garat	—
Garcia (Manoel)	—
Garcilaso de la Vega	—
Gardel (Pierre Gabriel)	43
Garnerin	44
Garrick (David)	—
Gartenkunst, Gärten	45
Gärtner (Carl Christian)	50
Garve (Christian)	51
Gas	52
Gasarten	53
Gasbeleuchtung	56
Gasparini (Francesco)	57
Gassendi (Pierre)	—
Gaßner (Joh. Jos.)	58

Gastfreiheit, Gastfreundschaft Seite	59
Gastmähler der Alten	60
Gaston de Foix	62
Gastrisch	—
Gastromantie	63
Gatterer (Joh. Christ.)	—
Gau	—
Gaunerwesen	64
Gaussin	65
Gevaudan	—
Gaveaux (Pierre)	66
Gavinies (Pierre)	—
Gavotte	67
Gay (John)	—
Gazometer	68
Gazophyrion	—
Gebälk	—
Gebäude	—
Geber oder Giaber	69
Geberde, Geberdenspiel	—
Gebern	71
Gebet	—
Gebirge, Gebirgslehre, s. Berge und Orographie	—
Gebirgsarten, s. Oryktologie	—
Gebirgshöhe	72
Gebläse	—
Gebrochen	73
Geburt	—
Geburtshülfe	76
Gedächtniß	79
Gedächtnißkunst	—
Gedackt	80
Gedanke	—
Gedärm, s. Darm	—
Gedicht, s. Poesie	—
Gediegen	—
Gedike (Friedr.)	—
Gedritter Schein, s. Aspecte	—
Geestland	82
Gefäll	—
Gefäße	—
Gefolg	—
Gefrieren	84
Gefühl	—
Gefühlsmenschen	86
Gefühlsvermögen	—
Gegenbewegung	88
Gegenbeweis	—
Gegenfüßler	—
Gegensatz, s. Antithese und Contrast	—
Gegenschein, s. Aspecte	—
Gegenwirkung	89
Geheimeraths-Verordnungen Seite	89
Gehirn	—
Gehör	90
Gehorsam, s. Klostergelübde	—
Gehörwerkzeuge	91
Gehrung	92
Geige, s. Violine	—
Geißelungen	—
Geist	93
Geist (der heilige)	95
Geist der Zeit	97
Geistererscheinung	—
Geisteskrankheiten	98
Geistik	99
Geistlich	—
Geistlicher Vorbehalt, s. Vorbehalt	—
Geistliches Gericht	100
Geistlichkeit	—
Geiz	102
Gekuppelte Säulen	—
Gelbes Fieber, s. Fieber	—
Gelbsucht	103
Geld	—
Geldern	105
Geldumlauf, s. Münzumlauf	—
Geleckt	—
Gelée	—
Gelée (Claude)	—
Gelehrsamkeit	106
Geleit	107
Gellert (Chr. Fürchtegott)	—
Gellius (Aulus)	110
Gelon	111
Geltung	112
Gelübde	—
Gemählde	—
Gemappe	113
Gemarke, s. Barmen	—
Gemein	114
Gemeingefühl	115
Gemeingeist	116
Gemeinheit, Gemeinde	—
Gemeinheitstheilung	118
Gemenge	119
Gemmen	—
Gemmingen (Freih. v.)	—
Gemse	—
Gemüth	120
Gemüthsbewegungen	121
Gemüthskrankheiten	122
Genealogie	123
General	125
Generalbaß	—
Generali (Pietro)	126

Generalstaaten, s. Holland Seite	126	Gerichtl. Arzneiwissenschaft Seite	166
Generation	—	Gerichtshöfe der Liebe	—
Genesis	—	Gerichtsordnung, s. Prozeßordn.	—
Genesung	—	Gerichtsverfassung	167
Genethliacon	127	Germain (Graf St.)	—
Genethliacus, s. Astrologie	—	Germanicus (Cäsar)	168
Genetisch	—	Germanien	169
Genf	—	Germanismus	176
Gengis-Khan, s. Dschingis-Khan	130	Garona	—
Genie	—	Garonten	177
Genien	131	Gerstenberg (H. W. von)	—
Genlis (Gräfin v.)	132	Geruch	178
Genoveva	133	Geryon	—
Gensd'armes	135	Ges	—
Genserich, s. Vandalen	—	Gesammte Hand	—
Gent	—	Gesandten	—
Gentleman	136	Gesang	181
Gentry	—	Gesangschulen	—
Genua	—	Geschäftsstyl	—
Genz (Friedr. v.)	140	Geschäftsträger, s. Gesandten	—
Geocentrisch	142	Geschenkte Handwerke	182
Geocyklische Maschine	—	Geschichte	183
Geodäsie, s. Geometrie	—	Geschichtsforscher	186
Geoffrin (Madame)	—	Geschichtschreiber	—
Geoffroy (Jul. Louis)	144	Geschiebe, Geschübe	195
Geogenie	—	Geschlecht	—
Geognosie, Geognostik	145	Geschmack	197
Geographie	—	Geschütz	199
Geographie, (Geschichte und Litteratur der)	149	Geschwader	200
Geologie	151	Geschwornen-Gericht, s. Jury	—
Geomantie	153	Gesechster Schein, s. Aspecte	—
Geometrie	—	Gesellschaft	—
Geometrische Reihe	155	Gesellschaften, gelehrte, s. Akademien	—
Geometrische Feder	156	Gesellschafts-König	—
Georg (der heilige)	—	Gesellschaftsrechnung	201
Georg I.	—	Gesellschaftsvertrag	—
Georg II.	—	Gesetz	202
Georg III.	157	Gesetzgebung	—
Georg, s. Wallis	159	Gesicht	207
George Weymer (Dem.)	—	Gesichtspunkt	—
Georges Cadoudal	—	Gesims	—
Georgica	161	Gesinde	208
Georgien	—	Gespannschaften	—
Gera	—	Gespenster	209
Gerade	162	Gespilderecht, s. Näherrecht	—
Gerando (Jos. Mar. de)	—	Geßner (Conr. v.)	—
Gerard (Francesco)	163	Geßner (Joh. Math.)	210
Gerber (Ernst Ludw.)	164	Geßner (Salom.)	—
Gerberei	—	Gestalt	212
Gerbert, s. Sylvester II.	—	Gestalt der Erde	—
Gerbier (Pet. Joh. Bapt.)	—	Geständniß	216
Gerechtigkeit	165	Gesticulation, s. Geberde	—
Gerhard (Paul)	—	Gestirn, s. Sterne u. Sternbilder	—

Gesundbrunnen Seite 216
Gesundheit —
Getraide 219
Getraidehandel, s. Kornhandel —
Getraidemagazine, s. Kornmagazine —
Getraidemangel, s. Kornmangel —
Getränke 220
Geusen 221
Gevierttschein, s. Aspecte —
Gewährleistung —
Gewand —
Gewehr, s. Degen, Flinte und Waffen —
Gewehrfabrik 222
Gewerbe 223
Gewerbsteuer —
Gewicht 224
Gewiß und Gewißheit —
Gewissen 225
Gewissensfall —
Gewissensfreiheit 226
Gewitter —
Gewohnheitsrecht —
Gewürze —
Gewürzinseln 227
Gewürznelken 230
Gezwungen —
Ghiberti (Lorenzo) 231
Gianni (Francesco) —
Gibbon (Edward) 232
Gibellinen, s. Welfen —
Gibichenstein 234
Gibraltar 236
Gicht, s. d. Art. Arthritisch —
Giebel 237
Gift 238
Giganten 240
Gil (Pater) —
Gilbert (Nic. Jos. Laur.) 241
Gilde —
Gillies (D. John) 242
Gil-Polo (Gaspar) 243
Gimle —
Ginguené (Pierre Louis) —
Giordano (Luca) 245
Giornovichi 246
Giotto —
Girande 247
Girardon (François) —
Giro —
Girobank 248
Girodet —
Girondisten 249
Girtanner (Christ.) 251
Gis, s. Ton, Tonart Seite 251
Giseke (Nic. Diet.) 252
Giustiniani (V. J. P.) —
Giustinianische Gemähldesamml. —
Glacis 256
Gladiatoren —
Glarus 257
Glas —
Glasfenster 259
Glasgalle —
Glasgow —
Glasmahlerei 261
Glasporzellan —
Glasschleifen —
Glastropfen oder Glasthräne —
Glasur —
Glätte, Glette 262
Glatteis —
Glaube —
Glaubenseid 263
Glaubensnorm —
Glauber (Joh. Rud.) 264
Glaucus 265
Glayre (Mor.) —
Gleichen (Ernst) 266
Gleicher, s. Aequator 267
Gleichgewicht —
Gleichgewicht der Staaten —
Gleichheit 271
Gleichniß 272
Gleichung 273
Gleim (J. W. L.) —
Gletscher 274
Gliedermann 275
Glimmer 276
Glissicato —
Globositen —
Globus —
Glocken 277
Glockenspeise, Glockengut —
Glockenspiel, s. Carillon —
Glogau —
Glosse 278
Glover (Richard) —
Gluck (Ritter Christ.) 279
Glück 280
Glückseligkeit —
Glühen 281
Glühwurm —
Glyconische Verse —
Gmelin 282
Gnade 283
Gneis 285
Gneisenau (Graf v.) —

Gnidus oder Knidos Seite 287
Gnom —
Gnome —
Gnomonik 288
Gnostis —
Goa 292
Gobelin (Gilles) 293
Godoi, s. Alcudia —
Göckingk (L. F. G. von) —
Golconda 294
Gold —
Goldmacherkunst, s. Alchymie —
Goldenes Vließ 296
Goldene Zahl, s. Calender —
Goldoni (Carlo) —
Goldschläger 297
Goldsmith (Lewis) 298
Goldsmith (Oliver) 299
Golgatha, s. Calvarienberg —
Gomarus, Gomaristen, s. Reformirte Kirche —
Gonfaloniere 301
Goniometrie —
Gonsalva —
Gonzaga 303
Göpel 305
Gorani (Graf von) —
Gordischer Knoten, s. Alexander und Gordius —
Gordius 306
Gordon (Lord) —
Gorgias —
Gorgonen 307
Görlitz —
Görres (Joseph) —
Gorschi 311
Görz (Freih. v.) —
Görz (Graf v.) 312
Gosen 313
Goslar —
Gossec —
Gosselin (P. F. J.) 314
Gotha 315
Göthe (J. W. v.) 316
Gothen 327
Gothenburg 329
Gott, Götter 330
Gotter (Fr. Wilh.) 333
Götterlehre, s. Mythen, Mythol. —
Götterspeise 335
Gottesdienst —
Gottesfriede 336
Gottesgericht, s. Ordalien —
Gottfried von Bouillon 337
Gotthardsberg (St.) Seite 338
Göttingen —
Gottlos 339
Gottorp, s. Holstein —
Gottsched (Joh. Christ.) —
Gottsched (L. A. V.) 341
Götz (Joh. Nic.) 342
Götze —
Gourmand 343
Gouvion-St.-Cyr —
Göze (Joh. Melch.) 344
Göze (Joh. A. Eph.) 345
Gozzi (Graf) —
Grabmal, s. Denkmal —
Gracchus (Tiber. Sempr. u. Caj.) 348
Gradation 351
Grade —
Gradiren 352
Gradmessungen 353
Graden 356
Graf —
Graff (Anton) 357
Graffigny (Fr. von) 358
Grammatik —
Gramme —
Grammont (Ph. Gr. v.), s. Hamilton (Anton) —
Gran —
Granada 359
Granat —
Granatbaum —
Granaten, Granaden —
Grandes 360
Granit 362
Granvella (Anton) —
Gränze des menschlichen Geistes 364
Graphit —
Gras —
Grassi (Joseph) —
Grassini (Madame) 365
Gratians Decret, s. Canonisches Recht —
Gratius (Faliscus) —
Gratton (Henry) —
Grau in Grau —
Graubünden —
Graun (Carl Heinr.) 367
Grave 368
Graveswein —
Graviren —
Gravis, s. Accent —
Gravitation —
Grävius (Joh. Georg) 369
Gray (Johanna) —

Gray (Thomas) Seite 370
Grätz —
Grazie 371
Grazien —
Grécourt (J. B. J. W. de) 372
Greenwich 373
Gregoire (H. Graf) —
Gregor der Große, s. Päpste —
Gregor VII. 375
Gregor (Mac) 377
Gregorianischer Calender, s. Calender 378
Greif —
Greifenfeld (Pet. Graf von) —
Greifswalde 379
Grell —
Grenada und Grenadillen, s. Antillen —
Grenville (Thomas) —
Grenville (Lord) —
Gresset (J. B. L.) 381
Gretry (Andr. E. M.) 382
Greuze 383
Griechenland —
Griechische Arzneikunde 391
Griechische Kirche —
Griechische Kunst, s. Bildhauerkunst u. Mahlerei —
Griechische Literatur 397
Griechische Sprache und Schrift 407
Griechisches Feuer, s. Feuer 410
Griesbach (Joh. Jac.) —
Grimm (Fr. Melch. Bar. von) —
Grimod de la Reynière 412
Griphi 413
Grisaille, s. Grau in Grau —
Grobe Mennoniten, s. Wiedertäufer —
Grönland —
Grönlandsfahrer 416
Gronov —
Gros —
Groschen 418
Groß —
Großadmiral —
Großaventurhandel 419
Groß-Beeren —
Großbritannien 420
Größe, Größenlehre, s. Mathematik 442
Größe (scheinbare) 443
Großgriechenland —
Großgörschen 444
Großmann (G. F. W.) —
Grotius (Hugo) Seite 445
Grotte 446
Grotesk 447
Grouchy (Em. Gr. von) 448
Grube 449
Grübel (J. K.) —
Grumbach (Wilh. von) 451
Grund, Gründen —
Grund und Folge 452
Grundanschlag —
Grundbaß 453
Grundkräfte —
Grundriß —
Grundsatz der schönen Künste, s. Kunst —
Grundsteuer —
Grundsteuer von Frankreich 458
Grundstoffe, s. Elemente 459
Grundwesen, s. Dualismus —
Gruner (Just. Baron) —
Grünspan —
Gruppe, Gruppiren —
Gryph (Andreas) 460
Guadeloupe 461
Guarini (Giov. Batt.) 462
Gubitz, s. Holzschneidekunst 463
Guelfen und Gibellinen, s. Welfen —
Guercino —
Guerike (Otto von) —
Guerillas 464
Guérin —
Guernsey 465
Guesclin (Bertrand du) 466
Guglielmi (Pietro) 467
Guiana —
Guibert (Fr. Ant. Gr. von) 468
Guicciardini (Fr.) 470
Guido Reni, s. Reni —
Guignes (Joseph de) —
Guignes (C. L. J. de) 471
Guillotine 472
Guinea —
Guinee 473
Guischard (C. Gottl.) 474
Guise —
Guise (Fr. Herz. von) —
Guise (Heinr. Herz. von) 475
Guitarre 476
Gulden 477
Gülden —
Güldene Zahl, s. Calender —
Güldenstädt (Joh. Ant.) —
Gummi 478
Gundling (Jac. Paul) —

Günther von Schwarzburg, s. Deutschland Seite 478
Güssefeld (Fr. Ludw.) —
Gustav I. 479
Gustav II. Adolph 480
Gustav III. 482
Gustav IV. Adolph 485
Gut 488
Gut (höchstes) —
Gut und Böse 489
Guthrie (William) —
Guttenberg (Joh.) 490
Gutturalbuchstaben —
Guy von Arezzo —
Guyon, s. Quietismus —
Gyges, s. Centimanen —
Gyges —
Gymnasium 491
Gymnastik 492
Gymnosophisten 493
Gynäceum —
Gyps —
Gyromanthie —
Gyrovagi, s. Mönchswesen. —

H 494
Haag —
Haare —
Haargefäße 495
Haarröhrchen —
Haas (Wilh.) 496
Habakuk —
Habeas-Corpus-Acte —
Häberlin (C. F.) 498
Habesch —
Habsburg 501
Hackbord 502
Hackert (Phil.) —
Haddik (Graf von) 504
Hades, s. Pluto 505
Hadrian (P. Aelius) —
Hadschi 506
Haff —
Hafiz —
Hagedorn (Fr. v.) —
Hagel 507
Hager (Joseph) —
Hagestolziat 508
Hahn (P. M.) 509
Hahnengefecht 510
Hahnenkasten —
Haimonskinder —
Hain 511
Hakim —
Halbe Farbe s. Mezzotinto Seite 511
Halber Mond, s. Außenwerke —
Halberstadt —
Halber Ton 512
Halbgötter, s. Heroen —
Halbkugel 513
Halbkugeln —
Halbmesser, s. Diameter —
Halbmetalle —
Halbschatten 514
Haleb, s. Aleppo —
Halhed (Nath. Br.) —
Halicarnaß —
Halifax —
Halle —
Hallelujah 515
Haller (Alb. von) —
Halley (Edm.) 518
Halljahr —
Halloren 519
Halsgerichtsordnung —
Haltung —
Hamadryaden 520
Hamann (J. G.) —
Hamberger (G. C.) 521
Hamburg —
Hamilton (A. Gr. von) 525
Hamilton (Sir Will.) 526
Hamilton (Lady) 527
Hammer (Jos. von) 529
Hammerwerk 530
Hämorrhoiden 531
Hämus —
Hanaken —
Hanau —
Hanau (Schlacht bei) 532
Händel (G. Fr.) 534
Handel 536
Handelsbilanz 539
Handelscammern 541
Handelsfreiheit —
Handelsgerichte 542
Handelsgesellschaften 545
Handelspolitik 546
Handelsprämien 547
Handelsrecht 548
Handelsschulen 550
Handelssteuer —
Handelstractate —
Handlung 551
Handwerk 552
Hanf 553
Hangematte —
Hangewerk —

Hannibal Seite 554
Hanno 557
Hannover (Königr.) 558
Hannover (Hauptst.) 567
Hans Folz, s. Folz 568
Hans Rosenblüt, s. Rosenblüt —
Hans Sachs, s. Sachs —
Hansa oder Hanseat. Bund —
Hänseln 571
Hanswurst —
Harald I. 473
Harald III. —
Harcourt (Henr.) 574
Hardenberg (Fürst von) —
Hardenberg (Ferd. von) 577
Hardouin (Jean) 579
Harem —
Häresis 580
Härte —
Harlekin —
Harlem 582
Harmonia 583
Harmonica —
Harmonie 584
Harmonik 585
Harnisch —
Harpe (J. F. de la) 586
Harpe (Fr. C. la) 587
Harpeggio 588
Harpokrates —
Harpun 589
Harpyien —
Harrington (James) —
Harris (James) —
Harrison (John) 590
Hart 591
Härte —
Hartmann (Ferd.) 592
Hartwig (Fr. Wilh.) —
Haruspex, s. Aruspex 593
Harvey (William) —
Harwich 594
Harz —
Harz 596
Hasenclever (Peter) —
Häser (Charl. Henr.) 597
Hasse (Joh. Adolph) 598
Hasselquist (Frd.) 599
Häßlich 600
Hastings (Warren) —
Hatscheriff 602
Haubitze —
Haug (J. C. Fr.) —
Haugwitz (Graf von) 603
Hauptbuch, s. Buchhalterei Seite 603
Hauptsatz, s. Thema —
Hauptton 605
Haus d. Gemeinen, s. Cammer d. G. —
Hausehre —
Hausen 606
Häusersteuer —
Hausmittel —
Haut —
Hautelisse-Tapeten 607
Hauterive (Graf von) —
Hautkrankheiten 608
Hautrelief, s. Basrelief 609
Havannah —
Havercamp (Siegebert) —
Haverel, Haverie, s. Avarie 610
Hawkesbury (Lord) —
Haydn (Joseph) —
Hayducken 613
Hayley (William) —
Hayti —
Hazard- oder Glücksspiele 618
Hebammeninstitute, s. Geburtsh. 619
Hebe —
Hebel (J. P.) —
Hebel 620
Heber 621
Hebert (Jac. René) 622
Hebezeug —
Hebräer 623
Hebräische Sprache und Literatur 625
Hebriden 628
Hecate 629
Hecatombe 630
Hecla —
Hector —
Hecuba —
Heemskerk (Mart. van) 631
Heer 632
Heerbann 633
Heeren (A. H. L.) —
Heergeräth 634
Heermeister —
Hegira —
Heidegger (J. J.) 635
Heidelberg —
Heidelberger Bibliothek 637
Heiden 638
Heilig —
Heilige Allianz 642
Heilkunst 643
Heilmethode —
Heimfallsrecht, s. Aubaine (Droit d') —

Hein (Peter Petersen) Seite 644
Heineccius (Joh. Gottl.) —
Heinecke (Christ. Heinr.) —
Heinecke (Samuel) 645
Heinitz (A. F. Freih. v.) —
Heinrich 646
Heinrich I. (Kaiser) —
Heinrich III. (Kaiser) 647
Heinrich IV. (Kaiser) 648
Heinrich IV. (König von Frankreich) 650
Heinrich II (König v. Engl.) 654
Heinrich V. - - - —
Heinrich VI. - - - 656
Heinrich VII. - - - —
Heinrich VIII. - - - 657
Heinrich der Löwe 658
Heinrich der Jüngere 662
Heinrich der Seefahrer 663
Heinrich I. (König v. Hayti) 665
Heinrich, Prinz von Preußen, s. Friedr. Heinr. Ludw. 667
Heinse (Wilh.) —
Heinsius (Dan. u. Nikol) —
Heinsius 668
Heißhunger, s. Bulimie —
Hela, s. Nordische Mythologie —
Heldenbuch —
Heldengedicht —
Helena 670
Helena (Insel), s. St. Helena 671
Helenenfeuer —
Helenus —
Helgoland —
Heliaden 672
Helicon —
Heliocentrisch —
Heliometer —
Heliopolis —
Helios —
Helioscop 673
Heliotisch, s. Astronomie —
Hell (Maximilian) —
Hellas 674
Helldunkel 676
Helle —
Hellebarde —
Hellen —
Hellenen, Hellenisch, s. Hellas —
Hellenisten 677
Hellenisten (Aegyptische) —
Hellespont —
Helm —
Helmintholithen —
Helmont (J. Bapt. von) Seite 678
Heloise —
Heloten 679
Helsingör —
Helst (Barth. van der) —
Helvetien 680
Helvetius (Claud. Adr.) —
Helvoetsluys 681
Hemerodromen —
Hemikranie 682
Hemisphäre, s. Halbkugel —
Hemsterhuis (Tiberius) —
Hemsterhuis (Franz) 683
Hendekasyllaben 684
Hendel-Schütz, s. Schütz 685
Hengist —
Henil —
Henke (Heinr. Ph. Conr.) —
Henrici (Chr. Friedr.) 687
Hephästion —
Hephästos, s. Vulcan —
Heptachord —
Heptagonalzahlen —
Heraklea 688
Herakliden —
Heraklit —
Heraldik 689
Herbarium 691
Herbelot (Barth. d') —
Herbst —
Herbst (F. F. W.) 692
Herberstein (S. Freih. von) —
Herculanum 693
Hercules 695
Hercules-Säulen 703
Herder (Joh. Gottfr. von) —
Here, s. Juno 706
Herhan (Louis Et.) —
Hering, Heringsfang 707
Hermandad —
Hermann (Arminius) 708
Hermann von Thüringen 712
Hermann (Joh. Gottfr.) 714
Hermannstadt 715
Hermaphroditos 716
Hermelin —
Hermen —
Hermeneutik 717
Hermes, s. Mercur —
Hermes Trismegistus —
Hermes (Joh. Tim.) 718
Hermetische Kunst, s. Alchymie —
Hermione —
Hermitage —

Hermode, s. Nord. Mythol. Seite 719
Hernia, s. Bruch —
Hero —
Herodes —
Herodian 720
Herodot —
Heroen 723
Heroide 724
Heroisch 725
Herold —
Heronsball 726
Herostratus —
Herrenbank —
Herrera (Hernado de) 727
Herrera (Antonio) —
Herrnhut —
Herschel 728
Hertha 729
Herz 730
Herz (Markus) —
Herzberg 731
Herzog 734
Herzogenbusch —
Hesekiel, s. Ezechiel 735
Hesiodus —
Hesperiden 737
Hesperus —
Heß (Ludwig) 738
Heß (Carl) —
Heß (Dr. J. L. v.) 739
Hessen —
Hesychasten 741
Hesychius —
Hetdren 742
Heterodox und Heterodoxie —
Heterogen und Homogen 743
Heteroscii —
Hetmann —
Hetrurien —
Hetsch —
Heuschrecken 744
Heuristik —
Hexameter 747
Hexapla 748
Hexe und Hexerei —
Heydenreich 749
Heynatz —
Heyne (Christ. Gottl.) 750
Hiatus 753
Hibernien —
Hiberdisch —
Hidalgo —
Hierarchie 754
Hieres 757
Hiero I. Seite 757
Hiero II. 759
Hierodulen 760
Hieroglyphe 762
Hieronymiten 763
Hieronymus (d. Heil.) 764
Hieronymus von Prag 765
Hieronymus Napoleon 766
Hierophant —
Highwaymen 767
Hildburghausen —
Hildebrandismus 768
Hildesheim —
Hill (Aron) 769
Hill (Sir John) —
Hill (Bar. Sir Rowl.) 770
Hiller (Joh. Ad.) 771
Hiller (Gottlieb) 772
Hiller (Joh. Freih. von) 773
Himmel 774
Himmel und Himmelfahrt 775
Himmel (Friedr. Heinr.) —
Himmelskugel, s. Globus 776
Hinckelmann 782
Hindenburg 775
Hindostan 777
Hindus 782
Hinken 785
Hintergrund, s. Grund 786
Hiob —
Hipparchos —
Hippel (Th. G. v.) 787
Hippias 789
Hippiatrik 790
Hippocentauren —
Hippocrates —
Hippocrene 791
Hippodamia —
Hippodromus 792
Hippogryph —
Hippolytus —
Hippolytus a Lapide —
Hirschberg 793
Hirschfeld (Chr. Cay Lor.) —
Hirt (A.) 794
Hirtenbriefe 795
Hirtengedicht, s. Idylle —
Hirzel (H. C.) —
Hispanien —
Historie 796
Historienmahler } s. Historiker
Historienmahlerei } u. Historisch.
Historiker 797
Historisch —

Historische Composition } f. Historisch, Historie u. Historiker. Seite 800
Historische Kritik
Historische Kunst
Historischer Styl
Historisches Gemählde
Histrionen —
Hobbes (Thom.) —
Hoboe, f. Oboe 803
Hochamt —
Hochberg (Gr. C. Z. Fr. v.) —
Hoche (Lazare) —
Hochheim 805
Hochkirch —
Hochmeister 806
Hochstädt —
Hochverrath 807
Hoditz (Alb. Jos. Graf v.) —
Hof (Stadt) 809
Hof —
Hof 810
Hofer (Andreas) —
Hoffmann (Friedr.) 813
Hoffmann (Chr Ludw.) —
Hoffmann (E. T. A.) 814
Hofgeismar —
Hofmannswaldau (Ch. Hofm. v.) 815
Hofnarren —
Hofwyl f. Fellenberg 817
Hogarth (William) —
Hogendorp (C. Graf v.) 820
Höhe —
Hoheit, Hoheiten, Hoheitsrechte —
Höhenkreis 821
Hohenlinden —
Hohenlohe 822
Hohenlohe-Bartenst.-Jarth. 823
Hohenlohe-Ingelfingen (Fr. L. Fürst v.) 824
Hohenlohe-Waldenb.-Bartenst. 825
Höhenmessung, Höhenwinkel 826
Höhenrauch 828
Hohenstaufen —
Hohenstaufen (Berg) 831
Hohenzollern —
Hohenzollern (Fürst Fr. Fr. X. v.) 833
Hoherofen 834
Hoherpriester 835
Hohes Lied —
Höhlen 836
Hohlmünzen, f. Bracteaten 837
Holbach (P. Thury, Baron v) —
Holbein (Hans) —
Holberg (Ludw. Freih. v.) 838
Holkar 840
Holland (H. R. Fox, Lord) Seite 841
Holland, f. Niederlande (Königreich der) 842
Holländer —
Holländische Literatur und Sprache, f. Niederländ. Liter. u. Sprache —
Holländische Schule, f. Niederländische Schule —
Hölle —
Höllenstein —
Holm —
Holstein 843
Hölty (L. H. Chr.) 846
Holzanbau 847
Holzbrand 848
Holzconsumtion 849
Hölzerne Uhren —
Holzflößen 850
Holzhandel —
Holzsparkunst 851
Holzschneidekunst, Holzschnitt —
Holzwaaren 852
Homann (Joh. Bapt.) 853
Homburg —
Home (Henry) —
Homer, Homeriden 854
Homilie 859
Hommel 860
Homocentrisch 861
Homogen, f. Heterogen —
Hompesch (Ferd. Freih. v.) —
Hondekoeter (Melchior) —
Honig 862
Honneurs —
Hontheim (Joh. Nic. von) —
Honthorst (Gerh.) 863
Hood (Sam.) —
Hooft (P. C. v.) 864
Hopfen —
Hopital (Michel de l') 865
Horatier 866
Horatius Cortes 867
Horaz —
Horeb 871
Horen —
Hören, f. Gehör 872
Horizont —
Hormayr (J. Freih. v.) 873
Hormayr (J. Freih. v.) —
Horn, Hörner 874
Horn, Waldhorn 875
Horn oder Hornes (Philipp II. v. Montmorenci-Nivelle, Graf von) —

Hornemann Seite 876
Hornhaut —
Hornpfeife 877
Horoscop —
Hörrohr, s. Gehörwerkzeuge —
Horst —
Horus —
Hose —
Hoseas 878
Hosianna —
Hospitaler, s. Krankenhäuser —
Hospitalfieber —
Hospodar 880
Hostien —
Hottentotten —
Houdon (J. A.) 883
Houel (J. P.) —
Houris 884
Houtmann (Cornelius) —
Howard (John) 885
Howe (R. Graf) 887
Howick (Lord Ch. Gr. v. Surdy) 888
Hoym (K. J. H. Gr. v.) —
Huarte (Juan) 889
Huber —
Huber (Michael) 890
Huber (Ludw. Ferd.) —
Hubertsburg 891
Hübner (Joh.) 892
Hübsch (J. W. C. A. Freih. v.) 893
Hudson (Henry) —
Hudsonsbay —
Hue (J. Fr.) 895
Hufeland (Chr. Wilh.) —
Hugdieterich 896
Hugo Capet 897
Hugonotten, Hugenotten 898
Huldigung 902
Hull 903
Hullin (Gr. P. A.) —
Human, Humanität —
Humboldt (C. W. Freih. v.) 905
Humboldt (F. A. Freih. v.) 906
Hume (David) 912
Hummel (Joh. Nep.) 915
Humor, Humoristisch 916
Humoral 921
Hundsrück 922
Hundstage —
Hundswuth —
Hunger 923
Hunnen 924
Hunt Seite 925
Hunter —
Huronen 926
Husaren —
Huß, Hussiten —
Husten 930
Hut 932
Hutten (Ulr. v.) 933
Hüttenkunde 934
Hüttenrauch, s. Arsenik —
Huygens (Chr.) —
Huysum 935
Hyacinth 936
Hyacinthen —
Hyacinthus —
Hyaden 936
Hyde de Neuville (Gr. Paul) 937
Hyder Ali —
Hydra von Lerna, s. Hercules und Lernäische Schlange 938
Hydraulik —
Hydriaden 939
Hydrocephalus —
Hydrographie —
Hydrologie —
Hydroparastaten —
Hydrophobie, s. Wasserscheu —
Hydrostatik, s. Hydraulik —
Hydrostatische Waage, s. Waage —
Hyeren s. Hieren —
Hygiea, Hygiea —
Hyginus (Caj. Jul.) 940
Hygrometer —
Hylas 941
Hymen, Hymenäos —
Hymettus 942
Hymnus —
Hyperbel, s. Kegelschnitt —
Hyperboräer 943
Hyperion —
Hypermnestra —
Hypnos, s. Somnus —
Hypochondrie —
Hypokritisch 945
Hypothek —
Hypothekarische Creditinstitute —
Hypothekenwesen 946
Hypothenuse —
Hypothese —
Hypsipyle 947
Hyrcanien —
Hysterie —